Andeutungen

für

Freunde der Poeſie,

von

Franz Horn.

Ein Anhang zu dem Taſchenbuche: Luna.

Leipzig, Züllichau und Freiſtadt,
in der Darnmannſchen Buchhandlung
1804.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi

An die Leſer.

Da ich wünſche, daß man dieſe kleine Schrift, ſo gemiſcht auch ihr Inhalt iſt, als eine Vorrede zu künftigen größern Schriften anſehen möge, ſo muß es allerdings ſcheinen, als bedürfe wenigſtens dieſes Buch ſelbſt keiner Vorrede; es müßte denn ſein, daß ſie bloß geſchrieben würde, um jenen Wunſch darin an den Tag zu legen. Allein ich habe auch außer dieſem, noch einen zweiten und dritten Wunſch, den ich gleichfalls hier mittheilen werde.

Mit der Bemerkung auf dem Titelblatte: „Anhang zur Luna“ nehme man es nicht allzu genau. Ich denke mir die Leſer, welche ich durch jenes Taſchenbuch zu erfreuen hoffen darf, als die freundlichſten auch für dieſe Schrift; deswegen dedicire ich es beſonders ihnen. Sonſt wird man nur wenige Beziehungen zwiſchen beiden Büchern antreffen.

[illegible] Schluſſe wiederhole ich hier noch [illegible] Worte, die ich einigen frühern Fragmenten für die Muſikaliſche Zeitung (Jahrgang IV, Nro. 25.) beifügte: Man überſehe dieſen Titel (Andeutungen, Fragmente) nicht, damit man nicht höhere Foderungen an dieſe aphoriſtiſchen Verſuche mache, als die ſich mit dem Weſen des Fragments vertragen. Da überhaupt ein jedes nur für ſich ſelbſt ſpricht, ohne die Beziehung, in der es mit den andern und der geſammten Anſicht der Kunſt ſteht, jedesmal zur Sprache zu bringen, ſo wird man mir auch wohl die Willkühr zugeſtehen müſſen, ſie rückſichtslos auf einander folgen zu laſſen.

Sollte dieſe Schrift eine freundliche Aufnahme erleben, ſo laß' ich vielleicht, zu ſeiner Zeit, einen zweiten Theil folgen.

Braunſchweig,
am 22. März, 1803.

D. Franz Horn.

Inhalt.

I. Fragmente.

II. Kritiſche Notizen.
  Einige Worte über Jean Paul.
  — — — den Göttinger Muſenalmanach, für 1803.
  — — — Collins Regulus.
  — — — Mahomet und Tankred, nach Voltaire, von Goethe.
  — — — das Taſchenbuch, der Liebe und Freundſchaft gewidmet. Für das Jahr 1803.

I.

Fragmente.

Die Kunſt iſt im Endlichen das Bild des Unendlichen. Sie dürfte ihre Endlichkeit verlieren, d. h. ſie würde aufhören, als Kunſt zu erſcheinen, wenn ſie den Gegenſatz ihrer Idealität mit der Realität außer ihr verlöre. Muß nicht auch jeder Organismus den Grund der Erde haben, auf welchem er ruht? ſo braucht auch die Kunſt ihren unorganiſchen Gegenſatz des wiſſenſchaftlichen und nützlichen Mechanismus, und der Philoſoph, der ihr dieſen Boden entzieht, erſcheint nicht anders als der Naturkundige, welcher den Paradiesvogel ohne Füſſe mahlt. Deshalb darf man denn auch von jenen Spöttern der Nützlichkeit u. ſ. w. wohl behaupten, daß ſie ihr eigenes Spotten nicht ganz verſtehen. Sie glauben es gut mit der Kunſt zu meinen, aber ſie irren. In ſolchen Augenblicken des Hohns wenigſtens meinen ſie es faſt böſe mit ihr. Man verſtehe mich nicht unrecht. Der Mahler iſt mehr als der Farbenreiber, ja, es kann im Grunde von keiner Vergleichung zwiſchen ihnen die Rede ſein, das geben wir alle zu; aber der Mahler muß auch nicht gar zu vornehm und preziös ſein, um nicht, wo es an guten Reibern fehlt, ſelbſt in die Verlegenheit zu kommen, den Mörſer in die Hand nehmen zu müſſen.

Ein verehrter Freund, den ich nicht zu nennen brauche, um ihn gewiſſen Leſern kenntlich zu machen, ſetzte noch Folgendes hinzu:

„Es iſt ſehr inkonſequent, religiöſen Sinn zu rühmen, und doch in der verſchrienen Nützlichkeit nicht das Eine Ganze zu erkennen, in welchem Alles nur im Einzelnen nützlich ſcheint, und durch dieſen einzelnen Mechanismus den Totalorganismus konſtituirt. Wir verfehlen unſre Beſtimmung, oder wir verkennen unſern Werth eben ſo, wenn wir bloß Zweck zu ſein verlangen, als wenn wir bloß Mittel zu ſein uns begnügen. Warum ſollten wir auch, bei religiöſem Streben nach Einheit, uns in Mittel und Zweck zerſpalten, und nicht Beides in Einem ſein? Den ſoll man freilich nicht, der, ohne eignen Werth für ſich, nur Mittel iſt zu dem gemeinen Zweck, und, wie ein Rad, den Zeiger nur bewegen hilft, aber den ſoll man auch nicht in jene niedere Klaſſe werfen, der neben ſeiner eignen Selbſtſtändigkeit noch eine neue Sphäre erfüllen hilft, wär' es auch nur geiſtig phyſiſcher Weiſe als Glied einer Geſellſchaft freier Weſen.“

So viel als Glaubensbekenntniß über die Theilnahme am bürgerlichen Leben.

Man ſollte nicht, wie man gewöhnlich thut, um nur ſchnell damit fertig zu werden, die Künſte eintheilen: in redende und bildende; denn reden, bilden und gebildet werden, iſt, wenigſtens ſo wie man es gewöhnlich verſteht, nur ein außerweſentliches Merkmal, das ſie alle mit einander theilen, wovon alſo unmöglich eine Bezeichnung ihres Charakteriſtiſchen hergenommen werden darf. Vielleicht daß man ſie in dieſer Hinſicht weit eher in „ruhende“ (Malerei und Bildhauerkunſt) und „fließende“ *) Künſte (Muſik und Poeſie) eintheilen könnte, ob man gleich dabei ſehr wohl bedenken wird, daß auch dadurch nicht alles iſt erſchöpft worden. Nachher

---

*) Ich gebe zu, daß dies Wort ein wenig ſeltſam klingt; aber man braucht es deshalb doch wol nicht zu ſcheuen, und um ſo weniger, da es bereits von einem unſerer erſten Philoſophen (wenn gleich in einer andern Beziehung) iſt gebraucht worden.

könnte man denn die tiefer gehende Eintheilung in muſikaliſche, pittoreske und plaſtiſche Künſte (die der Empfindung, Reflexion und Anſchauung) folgen laſſen, wobei indeß zugleich gar kräftig eingeſchärft werden müßte, daß es eigentlich doch nur poetiſche Künſte (die der reinen intellektuellen Anſchauung) giebt, und daß die Kunſt überhaupt nur einer ſolchen Anſchauung ſich offenbare, ſo wie denn auch derjenige, der nicht ſchon a priori herzinniglich an die Kunſt glaubt und an dieſen Glauben glaubt, ſelbſt durch die treffendſten Eintheilungen und Definitionen niemals etwas davon erfahren werde.

Seitdem die moraliſche Tendenz mit Recht als kunſtwidrig, oder vielmehr als etwas, das gar in keinem Verhältniß zur Kunſt ſteht, belacht und beſpöttelt worden iſt, haben einige neuere Roman- und Schauſpielſchriftſteller, die nur Eine Seite aufzufaſſen im Stande ſind, dieſem Uebelſtande dadurch abzuhelfen geſucht, daß ſie ſtatt der ehemaligen moraliſchen, eine unmoraliſche Tendenz ihren Schriften unterlegen. Es kann hier nur gefragt werden, welcher Irrthum bequemer ſei.

Neuern Nachrichten zufolge war Hamlet ein Metaphyſiker. Nebenher ſcheint er aber auch das geweſen zu ſein, wofür Göthe ihn hält; — ein liebenswürdiger, bedeutender Menſch, deſſen ganze Kraft das große Schickſal auf einen einzigen Punkt zuſammendrängt, um ſie zu vernichten, ein ſanfter Prinz, deſſen ſchöneres Gefühl in üppigen Träumen für Ophelien ſchwärmt, ein einſeitig tiefer, aber eben deshalb verworren reflektirender Denker. In den Monologen und der Todtengräberſcene finden wir den Gipfel dieſer Reflexion, die man dem Dichter ſelbſt hat aufbürden wollen, weil man an die objektive Poeſie nicht eben glauben mag.

Die Deutſchen zeichnen ſich dadurch vor den gewöhnlichen Franzoſen aus, daß ſie die Empfindungen wirklich haben, von denen dieſe nur reden. Es ſcheint, als hätten dieſe leztern eigentlich weder Freude noch Schmerz, weder Liebe noch Religion, ſondern bloß den Zuſtand, wo man ſagt: Oh quelle joye! oh quel douleur! etc. Faſt alles an ihnen iſt Tirade, verſchwiegen wird nichts; oder verſchweigen ſie ja einmal ein Gefühl, ſo geſchieht es mit Beſonnenheit, mit dem

Bewußtſein, diesmal — der Veränderung wegen — ſchweigen zu wollen, und ſo iſt denn das Diminutivgefühl, das einmal über ſie kam, wieder dahin. In ihrem ganzen Weſen iſt alles präſtabilirte Gewohnheit — Routine; — man kann weder Harmonie ſagen, noch Disharmonie. Sie wiſſen es auch nicht anders, und wollen es nicht anders wiſſen; denn die hochmüthige Seichtigkeit und frivole Heftigkeit leiden es nicht.

So behandeln denn auch faſt alle ihre Roman- und Schauſpielſchreiber die Darſtellung der Leidenſchaften. Sie laſſen davon reden, oder ſie ſprechen bloß das Wort aus, und damit gut, oder vielmehr nicht gut. Da ruft eine Frau, die ihren Mann verlieren ſoll: O rage! o remords! o tourmens! und man muß zufrieden ſein, wenn ſie es dabei bewenden läßt, und nicht noch einige andere Vokabeln hinzuſetzt, die allenfalls herpaſſen können; ein anderer begnügt ſich mit einem J'en rage! Der dritte ſagt: Mon coeur est déchiré, und der Franzoſe glaubt es ihm aufs Wort, während der Deutſche, ſehr billig, um eine Unterſuchung bitten möchte, ob dem auch wohl alſo ſei.

Der gute Aeſchylus, der denn doch auch die Leidenſchaft nicht ganz übel, nicht ganz ohne Kraft reden laſſen konnte, ließ die Niobe verſtummen, und verhüllte ſie. Das war dem Euripides, der ſchon einen kleinen Beiſchmack von Franzöſiſchem Weſen hatte, nicht recht; und er hätte der kinderloſen Mutter gern mit einigen Worten gedient, die ja auch, wie jene Oh's, nicht eben theuer zu haben ſind.

Ich ſprach von „vielen“ Franzoſen, von vielen ihrer Schriftſteller, ich hätte vielleicht auch ſagen können von den „meiſten“; nur nicht von allen. Dem edeln Fenelon, dem ſanften Rouſſeau, dem kräftigen Gamfort begegnen dergleichen Gallicismen nur ſelten.

Eben ſo ſind auch nicht alle Deutſche Schriftſteller von dieſem Unweſen frei geblieben, beſonders in jener unglücklichen Periode, als ſie ſich noch ſo weit wegwarfen, fremde Völker nachzuahmen.

Es iſt nicht immer zu vermeiden, von der Gemeinheit zu reden. Oft drängt ſie ſich ſo widerlich auf, verſucht es zu imponiren mit Fetzen von Toleranz, Aufklärung und Humanität, oder ſie ſpottet in vergnüglicher Selbſtbeſchauung jedes Höheren. Dann iſt es oft ganz gut, wenn man ihren rechten Namen nennt;

aber man ſoll ſich nicht lange dabei aufhalten, denn es iſt in Wahrheit etwas Gemeines, dieſes nie verſiegende Schwatzen von dem Gemeinen, ſo wie der recht *con amore* wiederholt angeſtellte ſolenne Akt des Schimpfens darauf. Es iſt das Reſultat einer gar nicht ungemeinen Eitelkeit, der Unentſchiedenheit, der halben Trunkenheit des Geiſtes, der die tiefere Nüchternheit ſpottet. Oder es iſt Selbſttäuſchung, die das peinliche Gefühl eigner Gemeinheit von ſich ſelbſt und andern abwehren will.

Indeſſen ſehen wir auch oft recht gute Köpfe, für eine gewiſſe Periode, von dieſer Krankheit befallen, und ſie ſetzen etwas darin, mit Anſtand und Zierlichkeit krank zu ſeyn. Der Jüngling hat die ſchlechte Periode des Meinens, Vermuthens, des Tändelns an der Wahrheit her, überſtanden, er fängt an, einzuſehen, daß das philoſophiſche Talent darin beſtehe, etwas wiſſen zu können, beſtimmt, deutlich, unerſchütterlich für alle Ewigkeit. Statt nun immer weiter und tiefer in ſich ſelbſt hineinzuſchauen, wo allein der reine Born des wahren Lebens fließt, blickt er um ſich her, und ſein ohnehin noch nicht gänzlich geſichertes Gemüth wird allenthalben durch das, was er ſieht und ſehen muß, verletzt. Er erblickt ſo manches irre Streben, ſo manche einzelne Verworrenheit, ſo manches durchaus verfehlte Leben, und er vermag es noch nicht, dies alles, als im Univerſum vorhanden, als nothwendig zu betrachten. Ihm iſt noch nicht die ſelig beruhigende Kraft geworden, die nur der Lohn des eifrigſten Strebens ſein kann, das Einzelne im ew'gen Streit begriffene zum Ganzen zu beziehen, oder vielmehr das Einzelne untergehen zu laſſen in der Totalität. Ihn empört der unehrliche Krieg, den die Meinung führt mit der Meinung, der Irrthum mit dem Irrthum, ihn erzürnt in der tiefſten Bruſt der ſchlaffe Unglaube des Haufens an die Poeſie und jedes Heilige. Da tritt er denn mit flammenſprühendem Auge dazwiſchen, und richtet äſthetiſche Katapulte und Baliſten gegen dieſe exoteriſchen Gemeinheiten, verkündet nebenbei das Evangelium von der Herrlichkeit der ächten Kunſt, und wirft mit giftigen Verſen nach den Dienern der falſchen Götzen. Aber ſie leſen ſie eben nicht dieſe Verſe, und opfern ihren Baals weiter, der Haufen hat Langeweile bei dieſem Prediger und geht verdrießlich nach Hauſe. — Unſer Jüngling wird immer erhitzter, er verſtärkt ſeine Angriffe, vermehrt ſeine Batterien, er giebt ſeine eigne Harmonie auf, um nur die Leute um ſich her zur Harmonie zu bringen.

Er fängt an, ſich gemein zu machen mit der Gemeinheit; von beiden Seiten wird gewüthet, getobt, geſchimpft. Er ringt nach dem Märtyrerthume; aber auch dieſe Dornenkrone wird ihm nicht einmal zu Theil; man läßt ihn laufen, und hört ihm wenig mehr zu. Dann geht er ſtill und traurig in ſeine Einſamkeit zurück; aber trotz ſeiner Traurigkeit verſucht er wohl noch einige Scherze und Stachelreden gegen den herrſchenden Zeitgeiſt, bis ihm endlich ſeine eigenen Bonmots nicht mehr gefallen. Ach! da kommen ihm wohl gar Momente, wo das Schöne und das Heilige ſich in den Hintergrund zurückzieht, wo er irre wird in dem Glauben daran — denn dieſer Glaube war noch nicht vollkommen geſichert, d. h. er hatte noch nicht den rechten Glauben an dieſen Glauben — finſtre Stunden gehen an ihm vorüber, wo ein Verdacht aufſteigt in ſeiner Bruſt, ein unglückſeliger Zweifel, wo er überlegt, ob er denn doch nicht könnte geirrt haben in ſeinem Glauben. Und er irrte allerdings, weil er überlegt, ob er wohl könnte geirrt haben; denn der wahre Glaube irrt niemals, eben weil es der ächte iſt; und es kann niemals der Gedanke an die Möglichkeit eines Irrthums über ihn kommen.

Hier nun iſt der Zeitpunkt erſchienen, wo das Schickſal des Jünglings für immer entſchieden wird. Entweder kommt ihm jetzt in dieſem höchſten Streit aller ſeiner Kräfte gegen einander ein Stral vom Himmel zu Hülfe, wodurch für alle Zeit dem Streit ein Ende gemacht, und ſeine Kräfte alle zur Einigkeit und Sicherheit geleitet werden, entweder, ſag ich, es geſchieht ein Wunder, (wer kann es anders nennen?) ein Wunder, das ihn den Tadel des Unverſtandes, der Rohheit und der Bosheit, zwar nicht ohne ein inniges Mitleiden, doch mit ſtiller Gelaſſenheit und hoffender Geduld ertragen läßt, das ihn für alle Zeiten kräftigt, und zu jener demüthigen Erhabenheit führt, die die ächte Religioſität bezeichnet. oder — der Jüngling geht geiſtig zu Grunde, ſchnell oder langſam, je nachdem ein größerer oder geringerer Fond von Kraft in ihm zu zerſtören iſt. Jeder Tag giebt ihm neue Qualen, mit jedem Morgen hofft er Linderung von außen her, denn immer mehr und mehr verſiegt des ſchönen Lebens Quelle in ſeinem Innern, das immer tiefer und immer tiefer zerriſſen, zuletzt nur noch in krampfigen Zuckungen das wahre Leben nachzuahmen ſtrebt. Nur noch der Phoſphorus von Lobeserhebungen, die er mühſam genug ertrotzen mußte, kann es zu dieſer ängſtlich-convulſiviſchen Bewegung erheben, die den nahen geiſtigen Tod andeuten. — Oder, es tritt der dritte Fall ein, der ſich am häufigſten zuträgt. Der Jüngling, der durch alles Kämpfen gegen das Gemeine auch nicht eine ſolche Natur zur Ruhe brachte, der durch alle dieſe Bemühungen nichts erſtrebte als trübe Stunden, er übergiebt ſich nun ſelbſt dem Teufel — wenn dieſes Bild nicht anders zu edel iſt — und aus dem erhizten Streiter gegen jedes Rohe und Gemeine erzieht ſich nun die Rohheit und Gemeinheit ſelbſt den ruhigſten und behaglichſten Anhänger.

Oft herrſcht in unſrer Literatur, ſo lärmend es auch darin zuzugehen ſcheint, eine wahre Todtenſtille. Convulſionen ſind nicht Kraft, und die Fieberträume von Begeiſterung bezahlen ſich mit Erſchöpfung.

Ein Theil des Publikums ſcheint ſich faſt zu ſchämen, wenn es merkt, daß es ein wenig aufgeregt war, und wird gleich nachher deſto nüchterner, — faſt möchte man ſagen: ein wenig tückiſch. Es läßt ſich nun nicht wieder zu nahe kommen, ſondern macht Thür und Fenſter ſorgfältig hinter ſich zu.

Die Wortſpiele ſind gar nicht übel, und es iſt Pedanterie, Pedanterie in ihnen zu ſuchen. Denn wenn die Poeſie ein freies Spiel mit dem Univerſum iſt, warum ſollten die Worte und Namen allein ein Privilegium haben, das ihnen Freiheit gäbe, nicht mit ſich ſpielen zu laſſen. Nur ſollen wir uns hüten, daß die Worte nicht mit uns ſpielen, oder mit dem Spiele, wodurch es ſeine Freiheit verliert, die es allein reizend machen kann.

Dieſe Erinnerung iſt nicht eben neu, doch wohl nicht überflüſſig.

Ifflands Jäger möchte ich nicht für ein Drama, im eigentlichen Sinne des Worts, anſehen. Es iſt eine dialogiſirte Idylle, und als ſolche ein faſt durchgehends geglücktes und gehaltenes Werk. Der muſikaliſche Anklang, der, einiger Diſſonanzen ungeachtet, ſiegreich durch das Stück hingeht, ſcheint mir bei weitem bedeutender als die Muſik der Sprache, wodurch die Geßneriſchen Idyllen faſt allein ihre Auszeichnung erhalten. Ihnen geht denn auch leider jene wackere Deutſchheit, jene nervige Rüſtigkeit ab, wodurch die Jäger ſo anziehend werden. Es iſt merkwürdig, daß von jener einſeitigen und engen Reflexion, jener Gedrücktheit der Charaktere, und der angſtvollen Anſicht des menſchlichen Lebens, die in den meiſten andern Ifflandiſchen Stücken hervortritt, hier auch nicht die geringſte Spur zu erblicken iſt. Wenigſtens würde man ſehr irren, wenn man die willkührliche, und für den Moment ſehr anziehende Begränzung der Charaktere, die auch in den Jägern bemerkbar wird, mit jener geſpannten Peinlichkeit verwechſeln wollte, die in einigen ſeiner ſpätern Schauſpiele obwaltet. Die Empfindung in jenem Stück iſt kräftig, deutſch, ohne Beimiſchung von Kränklichkeit; doch hin und wieder mit einer leiſen Nüancirung vom Elegiſchen, das der Idylle vollkommen zuſagt. Deshalb iſt denn auch jeder, auch ſelbſt der entfernteſte Anſtrich vom Romantiſchen und Fantaſtiſchen, den manche unſrer berühmteſten Elegiendichter nicht vermieden haben, gänzlich verwiſcht worden. Auch Witz und Laune ſind von dieſem Gemälde ausgeſchloſſen, und man unterdrückt dabei die etwas frivole Frage gern, ob es Iffland wohl eben ſchwer geworden ſei, ſie auszuſchließen; genug, daß ſie wirklich ausgeſchloſſen werden mußten, um der Einheit und Einigkeit des Ganzen willen. So ertragen wir auch recht gern die an ſich ſehr gewöhnlichen faſt breiten Reden des Pfarrers über Toleranz, Humanität und Aufklärung, die ökonomiſchen Anſichten des Schulzen, und die Andeutungen über die bewährte Jägerpraxis des Oberförſters; ja, wir ertragen ſie nicht bloß, ſondern hören ſie auch mit Vergnügen, gerade weil ſie wirklich hiehergehören; und die Geſchicklichkeit, mit der dies alles iſt zum Ganzen geründet worden, beurkundet ein Talent, das ſich um ſo deutlicher zeigt, wenn man ſich aller der misglückten Nachahmungen erinnert, die dies Werk, ſo wie jedes wahrhaft originelle, in Deutſchland erzeugte.

Außer dem Oberförſter, der mit unläugbarer Wahrheit als eine wirkliche Perſon da ſteht, iſt beſonders Anton trefflich, und mit wenigen Zügen hingeſtellt. Es iſt ein ehrlicher, geſunder deutſcher Junge, unter nervigen wackern Menſchen auferzogen, und von dem Nordwind abgehärtet, der das trauliche väterliche Haus umſtürmt. Seine Liebe zu Friedriken nüancirt ſeinen Charakter mit einigen höheren Ahndungen, die um ſo rührender auffallen, je unverſtändlieher ſie ihm ſelbſt zu ſein ſcheinen. Es iſt merkwürdig, welch ein beſonderes Intereſſe der Verfaſſer durch ein einziges unſchuldiges und herzliches [illegible] für dieſes Verhältniß einzuflößen gewußt hat.

Es iſt von beſonderm Effekt, daß gerade nach der freundlichſten Unterhaltung, beim fröhlichen Becher, den das körnige Rheinweinlied würzen ſoll, das Unglück hereinbricht, das die Familie zu Grunde zu richten droht, ſo wie denn überhaupt dieſe ganze Scene, bei einer auch nur leidlichen theatraliſchen Darſtellung, eines tragiſchen Eindrucks nicht verfehlen kann. Auch muß ſie nicht eben ſchwer zu geben ſein, da die Worte ſelbſt das Mimiſche ſehr beſtimmt bezeichnen.

Man hat den fünften Akt getadelt, als gar zu thränenreich, und hie und da will man ſogar etwas Empörendes darin gefunden haben, das dem Totaleindrucke ſchaden müſſe. Allerdings hat er einige verfehlte Scenen; allein der Akt ſelbſt war ſonſt ſehr richtig gedacht, und mußte als etwas Nothwendiges, wenigſtens zum Theil, ſo gehalten werden, als er gehalten iſt. Zu den Einzelnheiten, die beſonders geglückt ſind, ſcheinen mir auch noch die Worte der Oberförſterinn: "Hier ſteht auch alles noch, wie wir es vorhin verlaſſen haben," zu gehören, die wegen ihrer Einfachheit und Wahrheit tief anſprechen müſſen.

Ueber die Fortſetzung der Jäger „das Vaterhaus" ſind die Stimmen ſo einig, daß es unnütz ſcheint, davon zu reden.

Von zwei Partheien, die wirklich mit einander ſtreiten — wozu in der That mehr gehört, als man gewöhnlich glaubt — muß die eine vollkommen Unrecht, und die andere vollkommen Recht haben. Das ſcheint ein ſehr gewöhnlicher Satz, und er iſt es auch allerdings; aber man giebt ihn deß ungeachtet keinesweges zu, weil man überhaupt nicht eben an eine ſchlechthin wahre Wahrheit, und deshalb auch nur an ein halbes Recht- und ein halbes Unrechthaben glaubt. Daher denn auch die öftern Ermahnungen an die Streitenden: Lieben Freunde, ſeid doch nicht ſo gar hartnäckig, thut euch doch die Liebe, und kommt euch wechſelſeitig einen Schritt entgegen. Gieb du, A, einen Finger breit nach, vielleicht giebt dann der complaiſante B eine ganze Hand breit nach, ſo findet ihr euch, und könnt euch brüderlich umarmen, wofür wir euch denn auch in unſern Zeitungen und Journalen loben wollen, wie es ſich gebührt.

Wenn nun der, der Recht hat, wirklich nachgiebt, ſo wie der, der Unrecht hat, ſo bekommen ſie, wie ſich das von ſelbſt verſteht, Beide Unrecht; ja es iſt recht eigentlich Unrecht in dieſem Unrecht. Sie fallen gleichſam in ein bodenloſes Garnichts hinein, und der Streit mit ihnen. Böſe Zungen wollen indeß behaupten, daß dieſer Standpunkt auf der Bodenloſigkeit (der Standpunkt des Nichtſtehens), und in dem Garnichts, ziemlich häufig angetroffen werde, und meinen deshalb, es laufe mit jenen rührenden Ermahnungen, einen Schritt nachzugeben, meiſtens nur auf Perſifflage hinaus.

Reizbare Geiſter befinden ſich gewöhnlich in einem höchſt ſeltſamen, beinahe fieberhaften Zuſtande, wenn ihnen irgend eine neue Weisheit, oder nur irgend ein bedeutender Gedanke aufgegangen iſt. Dieſes geiſtige Fibriren giebt zuweilen einen ganz angenehmen Anblick, und wenn es nur mit Anſtand, d. h. ohne gemachte Grazie geſchieht, ſo läßt ſich immer hoffen, daß dieſe entzündbaren Menſchen das bleibend Wahre einſt noch in Saft und Blut verwandeln werden, wenn das Fieber erſt vorüber iſt. Auch in der phyſiſchen Natur des Menſchen iſt dieſelbe Erſcheinung nach dem Genuſſe ſtarker und gewürzreicher Speiſen. Nur unempfindliche Stöcke, determinirte Phlegmatiker, und jene Zahlloſen, von denen man beinahe ſagen möchte, daß ſie nicht ſchlafen, ſondern daß ſie geſchlafen werden, nur dieſe ſind unverbeſſerlich, und wahrlich kaum der Verachtung werth.

Ein rein naives, plaſtiſches Gedicht iſt vielleicht gar nicht in eine dynamiſche Vereinigung mit der Tonkunſt zu bringen, indem es bereits das Höchſte zu enthalten ſcheint, was die Kunſt erſtreben kann. Eine mathematiſche Vereinigung, eine Umgebung mit Muſik, ließe ſich vielleicht eher denken, und würde dem Charakter der Schönheit in der Ruhe nicht widerſprechen. Daher ſoll denn auch die Oper, die nur durch dynamiſche Vereinigung der Poeſie und Muſik möglich wird, romantiſch ſein.

Die Goetheſchen Lieder haben das Eigne, daß ſie außer der innern Muſik auch eine äußere mitbringen, für die man nur die Noten aufzuſchreiben braucht. Man ſollte daher meinen, es könne gar keine verfehlte Compoſition eines ſolchen Liedes geben; doch giebt es deren allerdings, und es laſſen ſich darüber gar erbauliche Betrachtungen anſtellen.

Der Grundſatz: das Schöne ſoll ſein, bringt nothwendig auch den zweiten hervor: das Häßliche ſoll nicht ſein. Mithin iſt die Polemik gerechtfertigt worden. Aber ſie bedarf nicht einmal dieſer kunſtgerechten Vertheidigung, da ſie in der That wahrhaft natürlich, d. h. nothwendig iſt. Man kann nicht immer zur Sonne fliegen; man muß zuweilen auch Krähen ſchießen und Sperlinge fangen.

Das Schickſal liebt die Antitheſen; aber eben deshalb darf der Dichter ſie nicht lieben. Unſern Schriftſtellern iſt das Haſchen nach Contraſten, (je greller und ſchneidender, deſto beſſer,) die Unnatur zur Natur geworden. Lieſt man Seite 1 von einem Engel, ſo darf man ſich nur gefaßt machen, Seite 2 den Teufel mit dem Pferdefuß zu ſchauen.

Wer nicht verſtändig genug iſt, um die Wichtigkeit des Lebens im Einzelnen, oder religiös genug, um die tiefe Bedeutung deſſelben im Allgemeinen, einzuſehen, der beſindet ſich denn auch in jenem halsbrechenden Zuſtande, in dem man weder leben noch ſterben kann, und doch eigentlich beides erduldet ohne Freiheit. Nur von einem ſolchen, ſonſt von keinem andern Menſchen ſollte man ſagen: er ſei verloren, und auch von ihm nur dann erſt, wenn er an den Wundern des Himmels verzweifelt, der ſich auch dem Unglücklichſten noch offenbaren kann.

Wer ſich entſcheiden will, wird es nicht werden, man muß ſchlechthin entſchieden ſein. Es giebt wenige Charaktere, wenig Natürlich-Eigenthümliches mehr, denn ſie wiſſen nicht mehr recht, wenn ſie ſich ſchlagen ſollen, ſie verſuchen es bald mit dieſem, bald mit jenem Charakter, d. h. ſie behängen ſich mit einigen Fetzen deſſelben, lallen einige Töne mechaniſch nach, und täuſchen damit auch wol manche, nur ſich ſelbſt gewöhnlich nicht.

Die Flöte ſoll nur wie Flöte klingen, und die Geige wie Geige; aber wir erzwingen oft aus jener einen halben Geigenton, aus dieſer einen halben Flötenton, und es iſt ganz conſequent, da wir es mit uns ſelbſt nicht beſſer machen.

Aber die ſtrenge Nemeſis fodert, wie es ſcheint, für kein Verbrechen ſo ſchnelle Rache, als für dieſe Sünde der Selbſtverläugnung, der ſchwankenden Unwahrheit. Dieſe Menſchen ſterben ihr ganzes Pſeudo-Leben hindurch den langſamen geiſtigen Tod, der gleichſam mit frivoler Neckerei Verſteckens mit ihnen ſpielt, wie ſie es thaten mit dem Leben. Dann wenn ſie ſich endlich niederlegen zu dem langen Schlaf, ſo rufen ſie wohl noch, wie der Kaiſer Pertinax, in widerlichem Schmerze aus: Omnia fui, et nihil mihi prodest! Sie ſollten nur ſagen: Nihil fui u. ſ. w. — Ach! und was heißt dieſen Menſchen Prodeſt!

„Ich wollt' es wäre Schlafenszeit, und alles wäre vorbei“ — der angenehmſte Scherz in Falſtaffs Munde; aber der fürchterlichſte Mißton, ſpricht man es im Ernſte aus.

Der Charakter des philoſophiſchen Talents iſt eigentlich der, daß man weiß, daß man wirklich etwas wiſſen, und von dieſem Wiſſen wiſſen könne. Wer nur meinen, zweifeln und grübeln kann, iſt durchaus für die Philoſophie verdorben.

Es giebt phantaſiereiche Menſchen, die durch die Gegenwart eines Philoſophen gedrückt werden können; — allein wahre Dichter können ſie ſchon deshalb nicht ſein, weil ſie ſonſt die Gegenwart deſſen erfreuen würde, der das erſt erſchaffen muß, was ſie ſchon als gegeben vorausſetzen.

Die gewöhnlichen Modernen bilden ſich nicht wenig darauf ein, daß ſie nicht mehr an Engel und Teufel glauben. Ohne Zweifel gebrauchen die Engel die Repreſſalie, und glauben auch nicht mehr an die Modernen. Von dem Teufel wenigſtens iſt es ausgemacht, daß er ſich nicht mehr mit ihnen gemein macht, vielweniger ſich in ſo große Unkoſten ſetzt, ſie einzeln, feierlich, zu holen. Das ſcheint er nur bei ganzen Jahren, oder gar Jahrhunderten zu thun.

Da einmal vom Teufel die Rede iſt, ſo mag ich es gar nicht verhehlen, daß — ſo wie für eine gewiſſe Gattung der Comödie der Hanswurſt, den wir übrigens auch Truffaldin, Rüpel oder wie wir ſonſt wollen, nennen mögen, höchſt erſprießlich iſt, die Einführung des leibhaften Satanas für eine gewiſſe Gattung der Tragödie von eben dieſem Nutzen ſein würde. Ich muß indeß geſtehen, daß mir weder Miltons noch Klopſtocks

Satan völlig genügen, weil ſie denn doch faſt gar zu ſehr frei machen von einer einſeitigen Erhabenheit. Langbein, deſſen Frivolität ich übrigens ſehr ſchlecht finde, hatte die glückliche Idee, die Fürchterlichkeit in dem Charakter des Böſen mit etwas Komiſchem zu verſetzen; aber dieſe Nüancirung iſt ihm noch nicht recht geglückt. Es ſteht noch zu viel allein da, das reine Amalgama iſt noch nicht ganz fertig, und zu einer Theorie des Teufels überhaupt wenig Hoffnung da, weil man ihn leider keiner beſondern Aufmerkſamkeit mehr werth findet.

Ein elegiſcher Satan wäre unausſtehlich, ein idylliſcher würde in ſich ſelbſt widerſprechend ſein, nur in dem Romantiſchen und Fantaſtiſchen hat er ſeine Sphäre. Er ſei kräftig, muthig, lüſtern, frivol, ſcherzhaft, aber über alle dieſe Eigenſchaften müſſe eine unheimliche, doch angenehme Myſtik verbreitet ſein. Sie allein kann ihm die wahrhafte Teufelindividualität geben. In den alten Geſpenſtergeſchichten erſcheint er gewöhnlich in einem ſcharlachrothen Kleide, wodurch ſein majeſtätiſches und ſeltſames Weſen ſehr wohl angedeutet wird. Ueber ſeine Unterkleider ſind jene Mährchen nicht recht einig, und ich wage über dieſen wichtigen Gegenſtand keine andere und beſtimmtere Vermuthung, als daß ſie auch ſo grell als möglich ſein müſſen, denn nur ſchreiende Farben ſind ihm lieb. — Gewöhnlich iſt es noch nicht Nacht, wenn er eintritt, ſondern nur ſpäter Abend, die Lichter brennen, und bei ihrem Schein betrachtet er ſich, nicht ohne eitles Wohlgefallen, im Spiegel, welche Szene einen unvergleichlichen Effekt macht. Die argen Geſellen, auf die ſein Augenmerk gerichtet iſt, ſitzen am Kartentiſch, und wähnen, es ſei einer von ihrer Geſellſchaft. Sie empfangen ihn mit lautem Jubel, und bei ihren böſen Flüchen kann er einige Herzensfreudigkeit nicht verhehlen. Ueber gottſelige Bücher macht er ſich, nicht ohne gute Laune, luſtig, doch hält er immer noch hinter dem Berge, und wenn zufällig der Name Gottes genannt, oder der Bibel erwähnt wird, ſo überfällt ihn ein innerlicher Schauder. Er ſetzt ſich hin zu den wilden Menſchen, nimmt gleichfalls Karten, und alle erſtaunen, wie er ſo viele glänzende Goldſtücke aus der reichbordirten Taſche hervorzieht. Nun überfällt wol einen und den andern eine ſeltſame Empfindung, es ſei mit dieſem Fremdling doch wol nicht ſo ganz geheuer; aber der Roheſte macht Spaß daraus, meint, es ſei der Teufel auch nicht ganz zu verachten, er liebe ein luſtiges Leben, und könne immer noch für einen leidlich ehrlichen Schlag gelten. Ja er bringt wol gar in böſem Uebermuth des Argen Geſundheit aus, wofür ſich dieſer auf das Zierlichſte bedankt. Aber da fällt eine Karte unter den Tiſch, es bückt ſich einer aus der Geſellſchaft, um ſie aufzuheben, und ach! er erblickt den ominöſen Pferdefuß, der ſich nicht verſtecken ließ; und nun beginnt eine Scene, die die gebildetſte und reichſte Phantaſie auszubilden nicht verſchmähen würde, wobei ſich freilich befürchten läßt, daß der große, d. h. rohe Haufen dergleichen groteſk-erhabene Scenen für äußerſt roh, und unſern Zeiten wenig angemeſſen erklären würde. — Man erinnere ſich nur, welch ein Geſicht das aufgeklärte Publikum aufzuſetzen pflegt, wenn in dem letzten Akt des Don Juan die Geiſterwelt auf den intereſſanten Ruchloſen eintritt, und das blühende Leben zerbricht, während die für alle Zeiten unübertreffliche Muſik Hölle und Himmel und Erde zu umfaſſen, zu trennen und wieder zu vereinigen ſcheint. Und nun gar den Satan ſelbſt zu ertragen — man iſt es nicht im Stande mehr.

Nur der Deutſche und der Spaniſche Teufel ſcheinen mir zu einer poetiſchen Darſtellung ſich zu eignen, der Engliſche, und beſonders der Franzöſiſche Satan hat nicht Energie genug, und iſt zu oft von komiſchen und moraliſchen Schriftſtellern gehandhabt worden, um noch jetzt in eine höhere Region hinauf, oder, wenn man lieber will, in eine tiefere herabgezogen werden zu können.

Höchſt bedeutend iſt es auch noch, daß die deutſche Mythologie den Mephiſtopheles nicht ganz iſolirt hinſtellt. Zwar ſind ihm die ſüßen Freuden des Eheſtandes und der Häuslichkeit gänzlich verſagt, zwar hat man keine Gattinn, an deren treuem Buſen er ſich von ſeinen mühſeligen Arbeiten erholen könnte, und keine Kinder für ihn auftreiben wollen, deren Erziehung er freilich nach ganz beſondern, nicht eben objektiv guten Prinzipien beſorgen würde, zwar hat man ihn ſogar ohne alle Freunde, der Langeweile bloßgeſtellt, in ſeiner finſtern Wohnung ſitzen laſſen; aber ein Weſen hat man ihm doch gegeben, das um ihn ſei — es iſt ſeine — Großmutter. Ueber das Verhältniß, in dem er zu ihr ſteht, ſind die Meinungen ſehr getheilt. Einige glauben, es gehe nicht immer ohne Hader und Zwietracht ab,*) andere wollen hier gar den

---

*) So geht z. B. beſonders in Niederſachſen die ſeltſame Sage, daß während Sonnenſchein und Regen zu gleicher Zeit ſich blicken laſſen, der Teufel einen ganz beſondern ſolennen Akt mit jenem Weſen ver-

Mythus über den ewigen Krieg finden, der dem Kantiſchen Ewigen Frieden für immer den Weg verrammeln werde; ich denke aber, man thut dem Dinge zu viel.

Klopſtocks und Miltons Teufel ſind zu ſehr als bloße Idee, als Antitheſe gedacht. Es fehlt ihnen ſowohl die Geſtaltung im niedern Sinne — Fleiſch und Bein — als im höhern, wo Form und Stoff ſich rein durchdrungen haben. Als Redner

---

nehme. Da indeß dergleichen contradictoriſche Perioden doch nur ſehr ſelten eintreten, und ſchnell vorübergehen, ſo darf man ja wohl den Schluß wagen, daß es ſonſt ziemlich friedlich unter ihnen hergehe. — Ob auch in Süddeutſchland jene Sage geht, weiß ich nicht mit Beſtimmtheit anzugeben, und ich würde deßhalb vielleicht eine Anfrage im Reichs-Anzeiger gethan haben, beſorgte ich nicht, daß der ſtrenge Herausgeber ſie mir, als gar zu geringfügig, zurückſendete. Ich ſpare ſie für jene Zeit auf, die uns einmal ein Journal für Leſer, welche Spaß (und eben deßhalb auch Ernſt) verſtehen, bringen wird, ſo wie denn überhaupt dies ganze Fragment ſich nur für ein ſolches zu eignen ſcheint.

ſind ſie beide ſehr bedeutend, und man ſollte faſt vermuthen, daß ſie ſich, was Kürze, Eleganz, und die ſtete Hinneigung zum Pathetiſchen betrifft, nach dem Salluſtius, Livius und Seneka gebildet haben, welcher letztere ihnen auch etwas von ſeinem kalten Feuer und antithetiſchen Fülle abgegeben hat. Ja, zuweilen ſcheint es, als hätten ſie ſich ſogar mit dem Dr. Blair, mit den principes pour la lecture des orateurs, und Campbell's philoſophy of rhetoric vertraut gemacht, wäre nur der Anachroniſm nicht gar zu arg. Ein einſeitiges Prinzip hat ſie hervorgebracht, deshalb konnten ſie denn auch nur eine einſeitige Bedeutung erhalten.

In Leſſings literariſchem Nachlaß hat ſich bekanntlich auch das Fragment einer Bearbeitung des Fauſt vorgefunden, und man iſt ſogleich bereit geweſen, die wenigen Blätter, die man davon entdeckt hat, mit Lobſprüchen zu überhäufen, über die jener vortreffliche Mann wahrſcheinlich ſelbſt lächeln würde, da es ſcheint, als habe er ſelbſt nie einen beſondern Werth darauf gelegt. Nicht immer kann das, was ein bedeutender Mann in einer muſſigen Stunde auf das Papier hinwirft, auf Bedeutſamkeit Anſpruch machen, und ſo geht es denn auch jenem Leſſingiſchen Fragment über Fauſt. Offenbar legte er dieſer in ihrer Art einzigen Sage eine ziemlich beſchränkte moraliſche Bedeutung unter, und verwiſcht ſo die hohe, kühne, ächt deutſche Poeſie, die dieſer Mythus kräftig genug verkündet. Fauſt wählt den Teufel, der ſo ſchnell iſt, als der Uebergang von der Tugend zum Laſter — mehr bedarf es nicht, um Leſſings Anſicht klar zu machen. Vielleicht war es gar auf ein Supplement zur Leibnizziſchen Theodizee angelegt; ſo viel iſt wenigſtens gewiß, daß jenes Fragment noch vor Leſſings Eindringen in die Spinoziſche Philoſophie hingeworfen wurde. Nachher mußte dergleichen wol von ſelbſt wegfallen.

Goethes Mephiſtopheles iſt weder romantiſch, noch fantaſtiſch, ſondern rein naiv; aber gerade ſo und nicht anders durfte er auch, nach der ganzen Anlage des herrlichen Werkes, von dem wir leider nur einen Torſo beſitzen, gezeichnet werden. Auch konnte dieſer Fauſt nur von einem ſolchen Teufel, wie er hier gegeben iſt, mit ſich fortgezogen werden. Es iſt ein Satan von ſanguiniſchem Charakter, ein angenehmer Geſellſchafter, der auch bei den Damen zuweilen Glück macht, voll Witz und Laune, die nicht eben um ein Ziel verlegen iſt. Zuweilen verſucht er auch eine kleine pikante Unanſtändigkeit, aber er verweilt nicht lange dabei, und ſo kann man ſie ihm ja wohl einigermaßen zu gute halten. — Marthe wenigſtens iſt nicht kalt geblieben gegen ſeine Liebenswürdigkeit, mit ſüßer Offenheit vertraut ſie ihm die keimende Paſſion, und veranlaßt ſo das herrliche humoriſtiſche Geſpräch, das vielleicht noch immer einzig iſt in unſrer Literatur. — Nur Margarethens reinere Weiblichkeit durchſchauet den Argliſtigen, beleidigt ſchon durch ſein bloßes Nahen, durch die ſeltſame Tücke in ſeinem Geſicht. Fauſts Antwort:

„Es muß auch ſolche Käuze geben“

wirft auf ſeine reifende Indolenz, die Frivolität in der zu fürchtenden Erſchöpfung, das hellſte Licht, und ſchon aus dieſen Worten könnte man vielleicht ſeinen nothwendigen Untergang ſchließen, wenn man auch ſonſt nicht ſchon darüber einig wäre.

Die gute Laune, die faſt rückſichtsloſe Behaglichkeit, mit der ſich dieſer Mephiſtopheles giebt, läßt uns zuweilen wol gar an ſeiner beſondern Ruchloſigkeit zweifeln, und macht uns geneigt, ihn nur für einen ziemlich mäßigen Schelm zu halten, dem es mit dem Böſen kein rechter Ernſt iſt, das man ſich nun einmal ſehr ernſthaft zu denken pflegt. Aber ſchon die tiefe Beſonnenheit, mit der er den Plan zu Fauſts Verführung anlegt:

Den ſchlepp' ich durch das wilde Leben,
Durch flache Unbedeutenheit.
Er ſoll mir zappeln, ſtarren, kleben
Und ſeiner Unerſättlichkeit
Soll Speiſ' und Trank vor giergen Lippen ſchweben —
Und hätt' er ſich auch nicht dem Teufel übergeben,
Er müßte doch zu Grunde gehn —

dieſe Klarheit der Anſicht, die ihn bei ſeinem Werke leitet, entfernt jeden Zweifel über ſeine entſchiedene Tendenz, Schaden zu ſtiften. Er hat eben keinen Vortheil davon, ſondern er liebt beinahe das Unmoraliſche aus reiner Liebe zum Unmoraliſchen, und daß er dieſe Geſinnung auch außer ſich zu verbreiten ſucht, geſchieht faſt nur aus Scherz — der aber bei dem Menſchen, der einmal im ernſthaften Leben lebt, nothwendig hoher Ernſt werden muß — oder auch zum Theil, um ſich die Zeit zu vertreiben, die ihm das Anſchauen ſeiner eignen Perſönlichkeit nicht immer angenehm verkürzen dürfte.

Es iſt eine beſtimmte Individualität in dieſem Teufel, — (auch wäre ein Satan im Allgemeinen wahrlich das widerwärtigſte Ding, das man ſich nur imaginiren könnte) — eine tiefe charakteriſtiſche Bedeutſamkeit, bei der indeß die

Beziehung auf das Nationelle nicht hervortreten kann. Ein durchaus „Deutſcher" Teufel fehlt uns mithin noch gänzlich, und es wäre wahrlich eine ächte Bereicherung unſrer Litteratur, wenn man uns mit einem ſolchen beſchenken könnte. — Bei dem erſten oberflächlichen Blicke möchte man vielleicht glauben, ein ſolches Kunſtwerk werde doch wol nur ein pittoreskes ſein können, allein bei einer nähern gründlichen Anſicht werden wir gar bald überzeugt werden, daß das Muſikaliſche und Plaſtiſche ſich hier gar wol vereinigen laſſe, und daß, im Gegentheil, eine ausſchließende reflektirende Thätigkeit, ein ſolches Werk vorzüglich, vom Reiz entblößen und erkälten müſſe.

Den Teufel gänzlich unintereſſant und bedeutungslos zu machen, iſt eine ſchwere Aufgabe, und nur Hr. Schink hat dieſen glorreichen Triumph in ſeinem Fauſt davon getragen. Auch von der Probe einer neuen Bearbeitung, die er in einem Journal gegeben hat, kann nur in ſo fern die Rede ſein, als man auszuſagen für nöthig finden könnte, daß überhaupt nicht die Rede davon ſein kann.

Shakſpears Poeſie entſpricht der Idee der Menſchheit vollkommen. Sie iſt, gleich ihr, auf das Unbegreifliche gegründet. Man kann ſie nur anſchauen, nie ganz verſtehen; aber es iſt ja die höchſte Wonne, die uns ein ächtes Kunſtwerk gewähren kann, dieſe Unbegreiflichkeit zu begreifen — mit ganzem Gemüth.

Der erhabenſte und vollſtändigſte Witz der Modernen ſcheint mir in dem durchgehenden Verhältniß des Don Quixote und Sancho Panſa enthalten. Die einzelnen witzigen Einfälle, die dieſe Verbindung erzeugt, ſo köſtlich ſie auch ſind, ſoll man dem Cervantes nicht ſo hoch anrechnen; denn, da erſt jenes ſo vollendet witzige Verhältniß erfunden war, ſo ergaben ſich die einzelnen Bonmots von ſelbſt. Doch ſind es eben deshalb die wahrhaft witzigen Einfälle, weil ſie ſich von ſelbſt ergaben. Der Witz ſoll in den Perſonen liegen; nicht ihnen, als etwas Zufälliges, aus dem Munde herausgeſchrieben ſein.

Rouſſeau's Begeiſterung war die ächt moderne, d. h. die einſeitige, tiefzerſtörende. Wie ein Champagnerrauſch floh ſie an ihm vorüber, und er ſtand nachher deſto nüchterner da. Deshalb glücken ihm denn auch größere Werke (z. B. St.

Preux und Julie) bei weitem nicht ſo, als die kleinern, welche nur Ergüſſe eines ſüßen exaltirten Moments zu ſein pflegen. Jenes erſt genannte Werk trägt die unverkennbarſten Spuren von Rouſſeau's Stärke und Schwäche, ſeiner Klarheit, ſeiner Verworrenheit, ſeiner Begeiſterung, ſeiner Nüchternheit, ſeiner Erſchöpfung. Deshalb hinterläßt es denn auch jenen unangenehmen Eindruck, der das nothwendige Reſultat jener widerſtrebenden Empfindungen ſein muß, die der ganze Roman hervorzurufen ſtrebt. Jener leiſe unnennbare Hauch, der auch die höchſte und wildeſte Erregung in unſrer Bruſt wieder zur Harmonie zurückführt, jener ſtille Geiſt, der die Wunde wieder heilt, die der heiße Schmerz geriſſen, jenes Etwas, das den Werther unſers vortrefflichen Goethe zu dem wahrhaft vollendeten Roman macht, der für alle Zeiten bleiben wird, jenes Etwas werden wir in der neuen Heloiſe vermiſſen. Es iſt, um recht populär zu reden, ein Gemälde, an dem Stirn, Wange, Naſe, Mund recht ſchön ſind, nur das Auge nicht, welches jener Stirn, Wange, Naſe u. ſ. w. den eigentlichen Reiz verleihen ſollte.

Wie ſanft und rein iſt dagegen nicht der Eindruck, den manche kleinen Lieder des guten [illegible] Zeugniß hinterlaſſen. Ich erwähne nur das eine, allgemein bekannte:

Comme le jour me dure
Paſſé loin de toi etc.

[illegible] beinahe das Rieſenwerk gelungen iſt, die Franzöſiſche Sprache der zartern und höhern Liebe anzueignen, zu der ſie ſich ſonſt meiſtens nur fruchtlos hinaufgewagt hat. Die herrliche einfache Melodie dazu hervorzurufen, war nicht ſchwer, denn jenes Lied trug ſie, im eigentlichſten Sinne des Worts, ſchon in ſich, und ſie entſtand gewiß zugleich mit dem Text.

Liebe denkt in ſüßen Tönen,
Denn Gedanken ſtehn zu fern;
Nur in Tönen mag ſie gern
Alles, was ſie will, verſchönen.

Ueber das Weſen der Muſik iſt Rouſſeau's Verſtand nie einig geworden, und jede Bemühung, auch nur die erſten Grundlinien einer Theorie derſelben aufzuſtellen, mußte durchaus vergeblich bleiben, weil er über die Idee des Rhythmus und der Harmonik niemals zu einiger Klarheit gelangen konnte. — Daß er die Franzöſiſche Muſik — wenigſtens ſo wie ſie damals war, — mit Innigkeit verachtete, und mit Ernſt und Scherz verfolgte; eben ſo auch daß er die Italieniſche

Muſik verehrte, und ſie ſeinen Landsleuten zum eifrigſten Studium anrieth, alles das iſt gewiß gar ſehr des Lobes werth; allein daß er in den muſikaliſchen Compoſitionen der italieniſchen Meiſter, von denen damals wol nur Wenige die Meiſterſchaft erreicht hatten, Alles gefunden zu haben glaubte, was ſich überhaupt finden laſſen ſollte, das darf man wol mit Fug und Recht als ein Zeichen von Unmännlichkeit betrachten, die die Kunſt einzelner Männer für ſchlechthin vollendet anſieht, und eben deshalb die ewig progreſſive Tendenz der Kunſt überhaupt zu bezweifeln gezwungen iſt.

Das Genie der Deutſchen kannte Rouſſeau nicht viel mehr, als ſeine Landsleute es kennen, d. h. gar nicht; und wie ſehr er ſich z. B. (auch bei dem beſten Willen, es nicht zu thun) an Gluck verſündigte, iſt bekannt genug, um jede Erläuterung deshalb überflüſſig zu machen.

Auch einem guten Schriftſteller kann das bittere Herzeleid wiederfahren, von einem ſchlechthin ſchlechten — gelobt zu werden. Nur wenn ein bedeutend ſchlechter Kritiker einen Autor rühmte, nur dann ließe ſich mit Beſtimmtheit ein nachtheiliger Schluß auf die Qualitäten des Gerühmten machen, weil hier die Antitheſe rein geſchloſſen wäre; aber das Lob ſowol als der Tadel einer völligen Unbedeutenheit — und es ſoll allerdings dergleichen unter unſern Kritikern, beſonders denen im äſthetiſchen Fach, geben — bedeutet natürlich gar nichts. Aber eben dieſer Natürlichkeit wegen ſollte man meinen, es brauche gar nicht daran erinnert zu werden; allein einige neuere Vorfälle in unſrer Literatur bezeugen deutlich, daß man es gar oft vergeſſen hat.

Es iſt eine Läſterung des Göttlichen, die Begeiſterung — erklären zu wollen. Sie kommt einzig von oben herab, „leicht erbeten, aus dem Schooße der Götter“, wie das Glück. Wallung allein iſt es, die wir in den Werken unſrer meiſten Poeten antreffen, momentane Exaltation eines einzelnen Gefühls, die die Champagnerflaſche geben kann, oder wol gar nur Convulſion und Fieberhitze, die die nahe Erſchöpfung verkündet. Daher denn auch die traurigen Anſichten der gewöhnlichen Modernität, die die ewigen Werke der antiken Dichter, und inſonderheit die des Plato und Sophokles, ſo unſäglich elend rühmt, wenn ſie etwas recht Humanes gethan zu haben glaubt, und gutmüthig daran erinnert, es ſei für ſolche Zeiten ſchon ganz gut, das höchſte Feuer, und die höchſte Energie dürfe man bei ihnen noch nicht ſuchen. Doch, ich irre mich wohl, den Plato hält man ja für einen ſeltſamen Schwärmer, dem das feurige Herz nicht abzuſprechen ſei.

Es giebt Schriftſteller, die von der Natur mit einem ſolchen Reichthum an Poeſie ausgeſtattet worden ſind, daß es ihnen ſchlechthin unmöglich fällt, etwas Proſaiſches zu liefern. Ein ſolcher Dichter iſt Cervantes, der ſich bei dem Don Quixote allerdings ein etwas beſchränktes proſaiſches Ziel (Satire gegen die Ritterromane) vorgeſteckt zu haben ſcheint. Aber kaum iſt er an das Werk gegangen, ſo ſchwindet jene einſeitige Tendenz, und ohne daß er darauf denkt, entſteht vor ſeinem herrlichen Gemüth jene göttlich romantiſche Welt, die uns in dieſem Werk ſo einzig ergötzt und bezaubert, daß man es leſen und wieder leſen, ſtudieren und wieder ſtudieren kann, und ewig neue Ergötzlichkeiten findet, Andeutungen, die uns das Leben in ſeiner höchſten Blüthe darſtellen, und Scherze, welche ſpielend erheben, und erhebend ſpielen. Man könnte beinahe von Cervantes ſagen, daß die Poeſie ihm nachgelaufen ſei, ohne daß der Poeſie dadurch zu nahe geſchieht, wenn man es anders mit dem Ausdruck nicht allzugenau nehmen will.

Gotters Geiſterinſel iſt leider gänzlich mißrathen, weil nämlich kein einziger wahrhafter Geiſt darin vorkommt. Es ſind Menſchen, die ſich für irgend einen Carneval mit einer Geiſtermaske verſehen haben, in der ſie ſich indeß ein wenig genirt fühlen. — Proſpero, Miranda, Fernando, Caliban, Trinkulo — alles iſt moderniſirt — fein — glatt. Man fühlt es deutlich, daß Gotters Phantaſie, die ohnehin etwas ärmlich war,) ſelbſt nicht glaubte an die Zauberwelt, die er vor unſerm Auge darzuſtellen ſtrebt,) und daher ſcheint es denn auch gekommen zu ſein, daß ihm das Wunderbare ſo — wunderbar ſchlecht gerathen iſt. — Dieſe — Kleinigkeit abgerechnet iſt viel recht Artiges in dieſer Oper, die Verſe haben Politur, der Dialog Geſchmeidigkeit, auch ſieht man hie und da einen witzigen Einfall durchbrechen. Schade nur, daß man durch das Ganze leicht ſo übellaunig geſtimmt werden dürfte, um für dieſe einzelnen Leidlichkeiten gar nicht mehr Meſſer übrig zu behalten.

Gotter hatte ein unbezweifeltes Talent für das niedern Komiſche, er weiß das Pathetiſche in einen recht angenehmen Gegenſatz mit dem Gemeinen zu bringen, (wie z. B. in der trefflichen Poſſe: „der ſchwarze Mann“), auch fehlt es ſeinen Stücken, beſonders ſeinen kleinern, keinesweges an techniſchem Zuſammenhang und einer mehr als gewöhnlichen Correctheit. Aber für die Darſtellung des Sentimentalen und des Romantiſchen war in ihm bei weitem nicht Kraft und Fond genug, beſonders misglückt ihm das Letztere jedesmal auf eine ſehr beklagenswerthe Weiſe. Daher denn auch das Misgeſchick, daß er Shakspear ſo ganz und gar misverſtanden, und ſeine laue Halbſchätzung gegen dieſen Dichter, die ſchlimmer iſt als Haß gegen ihn. Bei dem letztern iſt denn doch ein reiner und vollſtändiger Irrthum vorhanden, der ſich weit eher zur reinen und vollſtändigen Wahrheit erheben kann, als jener ſeichte Irrthum des Irrthums, aus dem dieſer ſüßlichſaure Eclecticismus entſpringt.

So wie der ächte Skeptiker auch an ſeinem Zweifel zweifeln muß, ſo wird der wahrhaft Gläubige auch an ſeinen Glauben glauben, welches nur der für alle Ewigkeit geläuterte poetiſche Sinn vermag.

Richtet nicht. Nicht eben deshalb, damit ihr auch nicht gerichtet werdet, ſondern weil der

Menſch, der es ganz iſt, ſich ſelbſt allein richten kann.

Charakteriſtik, wie wir ſie nehmen, ſcheint nicht in dem Weſen der alten Tragödie zu liegen. Die dunkle Gewalt, die in ihnen thätig iſt, kennt nur Menſchen im Allgemeinen, gegen die ſie einſtürmt, um ſie „erhebend zu zermalmen,“ nicht Perſonen: A. — Z.

Shakſpears Dramen ſind zwar alle durch ſich ſelbſt, und in ſich ſelbſt einig, aber vollkommen begriffen werden wir ſie doch nur dann, wenn wir ſie alle im Zuſammenhange aufzufaſſen vermögen. Mehrere Sonnen bilden ein Sonnenſyſtem.

Wenn man dieſem Dichter auch noch ſo große Ehre wiederfahren zu laſſen geglaubt hat, ſo iſt man doch größtentheils noch immer bei der verjährten Meinung geblieben, er ſei denn doch gar zu überſchwenglich und könne ſein, an ſich gewiß vortreflliches, Feuer niemals mäßigen. „Nicht immer, (heißt es in einem neuern kritiſchen Werk, das ſonſt manche treffende Bemerkungen über Kunſt und Poeſie enthält,) haben neuere Künſtler dies Maaß im Ausdruck der Empfindungen gebührend zu ehren gewußt. So ſcheint es, geht Shakſpear im König Lear darüber hinaus, wenn er dieſen von den Furien des Wahnſinns umhergetriebenen unglücklichen König noch, ſo zu ſagen, von dem Henker mit dem Strick in der Hand, aus ſeinem letzten Todesſchlafe aufſchreien, und vor den Augen der Zuſchauer über dem Leichnahm ſeiner geliebten Cordelia verſcheiden läßt". Wenn ich mir den Accent auf dem Worte „ſcheint" ruhen denken, und das: „So zu ſagen" in ein „So nicht wohl zu ſagen" verwandeln darf, ſo bin ich allerdings einig mit dem Verfaſſer.

„Ich möchte daher (heißt es weiter in einer Anmerkung) den Umſtand, daß ein ſehr gebildetes Publikum, in einer kleinen Reſidenz Deutſchlands, dieſe Kataſtrophe kaum mehr aushält, weniger ſeiner Schwäche und Unempfänglichkeit fürs Tragiſche, als einem ſich unter uns auch immer mehr und mehr entwickelnden Schönheitsgefühl zuſchreiben." — Ich bezweifle weder den bedeutenden Grad der äſthetiſchen Kultur in jener Stadt, deren Name ſchon die Bruſt mit Stolz erfüllt, noch die immer mehr und mehr gedeihende Ausbildung des Schönheitsgefühls überhaupt; allein eben deshalb, meine ich, ſollen wir auch das große, reine, heilige Schön-

Selbſtgefühl des edeln Altbritten unangetaſtet, und keinen einzelnen Moment, der, aus dem Zuſammenhange geriſſen, allerdings etwas bizarr ſcheinen kann, über ihn entſcheiden laſſen. Auch iſt bei einer theatraliſchen Darſtellung ſolcher Scenen, ſelbſt von gebildeten Schauſpielern, faſt immer zu fürchten, daß ſie in dem Trachten nach ſubjektiver Wahrheit leicht zu viel geben, und doch ſollten gerade hier die Farben ſo leiſe angedeutet werden, als es nur möglich iſt, hier ſollte — wenn ich ſo ſagen darf — die theatraliſche Verkörperung nur die Blüthe ſein, die jenen geiſtigen Hauch der Poeſie zart zu umhüllen ſtrebt.

Wahr iſt's, wir ſehen im Lear ein ungeheures Schickſal, das den König wie den Bettler, den Reinen wie den Schuldigen in ſeine Wirbel ſchlingt, oft ſcheint es, als müßten einige Scenen unſer Gefühl zu hart verletzen, und es ſei kaum möglich, uns wieder zu beruhigen; aber dieſer Irrthum ſchwindet bald, wenn wir das Stück im Ganzen klar und beſonnen in uns aufnehmen. Dann werden wir gewiß gewahr werden, welche Mäßigung der Dichter auch in dieſem Trauerſpiel bewieſen hat, wie er, bei aller Kraft, mit der er das Innerſte in uns ergreift, doch keinen Augenblick vergißt, daß das Drama uns nur ſpielend berühren ſoll. Wenig neuere Poeten würden es ſich verſagt haben, durch eine ausgemalte Wiedererkennungsſcene zwiſchen Edgar und dem blinden Gloſter die Thränendrüſe der Zuſchauer in Anſpruch zu nehmen. Welche rührende Auftritte würden wir da noch zwiſchen Lear und Cordelia, im Gefängniſſe, zu ſehen bekommen haben! — Ja, wer weiß, ob wir nicht ſogar von der Erdroſſelung der letztern hätten Zeuge ſein müſſen, bloß, damit ſich der arge Autor an unſrer Erſchütterung hätte weiden können.

Es iſt ſehr ſonderbar, daß man meint, zur Sittlichkeit ſei bloß guter Wille, und nicht eben Genie erforderlich, ein Spruch, den man oft genug wiederholen hört. Ohne jene moraliſche Genialität mag man ſich wohl auf die Tugend legen können, wie auf eine Wiſſenſchaft, die man, mit Hülfe eines guten Gedächtniſſes nothdürftig einlernt; aber nur beſeelt von jenem erhabenen Feuer ächtpoetiſcher Gemüther wird die Tugend das werden, was ſie ſein ſoll, die würdige Schweſter der göttlichen Schönheit, und dahin muß ſie doch geſteigert werden, wenn ihr ſtrenger Befehl nicht Knechtsſinn einflößen, oder dieſer kategoriſche Imperativ nicht ewig ein problematiſcher Optativ bleiben ſoll.

Schönheit und Sittlichkeit ſind die zwei Pole, deren Vereinigung die große, herrliche Aufgabe des Menſchenlebens iſt.

Leſſings Dramaturgie iſt in der That ein Ganzes, wenn man ſie nur recht leſen will. Es iſt in ihr ein glänzender Sieg des ausgebildeten deutſchen Verſtandes über verbildetes — conſequent verbildetes franzöſiſches Allerlei-Räſonnement, der Triumph einfacher Gründlichkeit über die prunkende Seichtigkeit. Wo es Leſſing in dieſem Buche nicht mit den Franzoſen zu thun hat, da iſt nur Nebenwerk, zwar immer intereſſant, aber doch nur Nebenwerk, eben weil es jener angegebenen Haupttendenz nicht entſpricht. Das Buch wirkte, wie bekannt, außerordentlich, obgleich darin bei weitem nicht alles geſagt worden iſt, was hätte geſagt werden können und ſollen; aber es war hinreichend, die Deutſchen zu überführen, wie ſehr ſie ſich ſelbſt vergeſſen, als ſie noch in Adoration der, ſehr voreilig ſogenannten, Dichter jener Nation verſunken waren. In der That, ſie ſchienen es einzuſehen, daß in dem bloßen Worte „Franzöſiſcher Dichter“ ſchon eine contradictio in adjecto liege, und einzelne Stimmen des Widerſpruchs, ſelbſt wenn ſie ein Gotter erhob, wurden wenig oder gar nicht geachtet.

Jetzt, nach einem Verlauf von mehr als dreißig Jahren, ſcheint ſich hie und da von Neuem ein unglückſeliger Geiſt der Nachahmung, der Adoration des fremden Schimmers zu regen. Man ſcheint Göthe's Abſicht bei der Bearbeitung zweier Trauerſpiele von Voltaire, eine Abſicht, die ihn, meiner Ueberzeugung nach, ohnehin nicht ganz rechtfertigt, noch eben drein misskannt zu haben, und macht ſich fertig, nun friſch darauf los aus dem Franzöſiſchen Theater für das unſrige zu überſetzen. So hat man z. B. in Berlin Corneille's Rodogüne, die ſich ſonderbar genug neben dem Egmont, der Iphigenie und dem Wallenſtein machen muß, auf die Bühne gebracht, und es iſt in verſchiedenen Journalen viel Rühmens von dieſem Stücke gemacht worden. Es iſt wahr, wenn man ſich entſchließen könnte, nur für einen Augenblick dem Corneille den höchſten Grundſatz zuzugeben, der durchaus falſch bei ihm iſt, ſo würde man allerdings einige ganz erträgliche Partheien in ſeinen Schriften entdecken können, und der Ernſt, mit dem er die Sache trieb, könnte manchen unſrer Dichter, der ſich bei dem Entſchluſſe, etwas drucken zu laſſen, weiter nichts denkt, als den fleißigen Setzer und die ſchwitzende Preſſe, allerdings ein wenig ſchaamroth machen. Aber wozu dieſe Beiſpiele von einer weiter nichts als pflichtmäßigen Denkungsart ſo weit ſuchen, da wir ſie bei ſo manchem unſrer deutſchen Poeten ſo nahe haben? Caeterum cenſeo, Carthaginem (die Gallomanie) eſſe delendam. Es iſt eine indirekt aſtheniſche Krankheit, und die Mittel, die die äſthetiſche Erregungstheorie dagegen angiebt, ſind bekannt genug, aber nicht ſehr gangbar.

Es giebt eine aktive und paſſive Geduld. Die erſte wird nur von dem gebildeten Manne ausgeübt, der mit Freiheit die Nothwendigkeit anzuerkennen im Stande iſt, die als ſchneidender Gegenſatz ſeiner mit Willkühr ſtrebenden Kraft entgegentritt. Den Akt alſo, in welchem er die Nothwendigkeit der Nothwendigkeit anſchaut, und in welchem er durch jene innere Freiheit die Antitheſe lindert oder aufhebt, nennen wir Geduld. Von der paſſiven Geduld braucht hier nicht die Rede zu ſein, da ohnehin ſchon zu viel davon geredet wird, weil ſie die gangbare iſt.

Je ſchwerer es uns wird, irgend etwas Hartes und Widriges als im Univerſum vorhanden zu denken, je größer wird unſre Tugend, wenn wir dieſes widerſpänſtige Gefühl beſiegen.

Könnte man ſich nur entſchließen, oder — ſollte ich vielleicht ſagen — könnte man ſich nur entſchließen können, die Griechen ſo zu leſen, als ſie geleſen ſein wollen, ſo würde man am allerleichteſten den beſtimmteſten Aufſchluß über die Kunſt erhalten, nach dem man ſich ſchon ſo lange und zum Theil ſo vergeblich geſehnt hat. Denn, in der That, wenn man die Griechen nur mit ganzem ungetheiltem Gemüthe (ungern vermeide ich das Wort: mit Andacht) lieſ't, ſo erſcheinen ſie uns gar bald in hoher Klarheit, und reißen uns gewaltig aus der unentſchiedenen und unächten Flatterhaftigkeit, mit der uns die Modernität umgeben hat. Man leſe nur z. B. Sophokles Ajax mit der Geißel. Als der Held, der den rohen und furchtbaren Spott des Schickſals nicht länger mehr zu dulden vermochte, endlich durch ſich ſelbſt gefallen iſt, erblickt ihn der unächte, und doch ſo ächte, treue Bruder Teuker. Nachdem der erſte wüthende Schmerz vertauſcht iſt, reißt er das Schwerdt aus des Telamoniers Bruſt, und indem er es erkennt, ruft er aus:

„Ach! welch ein Mordgewehr
Erwürgte dich! —
Und Hektor ward nach ſeinem Tode noch
Dein Tödter! — Götter, Götter! ſchaut,
Schaut es das grauſende Geſchick
Der beiden Sterblichen! —
Gefeſſelt wurde vom Achill
Der Priamide mit dem Gürtel,
Den Ajas ihm bei jenem Kampfe*)
Zur Ehrengabe gab.
Am Wagen iſt er blutig um die Stadt geſchleift,
Bis ſeines Lebens letzter Hauch
Erkaltete!
Den Hektor nahm
Zur Gabe dieſes Schwerdt
Der Salaminer Fürſt,
Das Schwerdt, das ihm das Herz durchbohrte.

---

*) Hektor foderte während Achills Zürnen einen der Griechiſchen Helden zum Kampfe. Nach einigem Zaudern entſchloſſen ſich endlich einige dazu, ihn anzunehmen. Das Loos traf den ältern Ajax. Der Kampf ward mit unentſchiednem Glück gehalten, bis endlich, beim Untergang der Sonne, die Herolde die Streitenden trennten. Da ſchenkte Hektor dem Ajax ein Schwerdt, der Grieche dem Troer einen Gürtel.

O Furien,
Ihr habt das Schwerdt geſchmiedet!
Und, Höllengott,
Der Gürtel war dein Werk.
Der Menſchen Qualen alle,
Die Misgeſchicke alle, die ſie treffen,
Sind Werke der Unſterblichen."

Aus dieſer Stelle ließe ſich mit leichter Mühe, und ohne ihr im Mindeſten Gewalt anzuthun, die ganze Theorie des antiken Trauerſpiels ableiten. Nur iſt zu fürchten, daß, wer nicht ſelbſt auf dieſe Art das innere Weſen der Tragödie zu erforſchen im Stande iſt, durch keine Theorie, die eine fremde Hand vor ihm aufſtellt, darüber Licht bekommen werde.

Die Geſchichte von des Dichters Leben hat mehr Perioden, als die allgemeine Weltgeſchichte. — Der Knabe wacht auf aus dem Traume, das gewöhnliche Leben genügt ihm nicht, er will ein neues ſchaffen. Er wird Jüngling, und verſucht es, das neue hervorzurufen, aber es gelingt ihm nicht, weil er ſich ſelbſt noch nicht kennt, nicht einmal das gewöhnliche Leben, das er voreilig verachtete. Eine Weile mag er ſich täuſchen, aber dann iſt es plötzlich zu Ende.

Dann wechſelt es ab mit Polemik, Krampf, Uebermuth, Demuth, Arroganz, Zerknirſchung, Verachtung, und wieder Verachtung der Verachtung. Es iſt möglich, wahrſcheinlich beinahe, daß auch einige Anwandlungen von Lebensüberdruß erſcheinen, bis denn auch zuletzt der Ueberdruß des Ueberdruſſes erfolgt. Er hat ſich ſelbſt den Rücken zugekehrt, und eine unheimliche Empfindung, als ſei weder die Erde noch der Himmel ſeine Heimath, befällt den Unglückſeligen. Dann kann ihn nur noch ein Wunder retten, und wohl ihm, wenn er noch Andacht genug hat, um dieſes Wunder anzuerkennen. Es iſt ein einziger Moment, eine neue göttliche Sonne durchbricht den Nebelſchleier, und entzündet das ſchon vergehende Leben mit ätheriſcher Flamme. Das innigſte tiefſte Gefühl der reinſten Wiedergeneſung erfüllt, erfreut und erhebt ſeine Bruſt, wie Schuppen fällt es von ſeinen Augen, mit wehmüthigem Lächeln ſchaut er zurück auf ſeinen vorigen Zuſtand, der ihm wie ein von unruhigen Träumen durchflatterter Mittagsſchlummer erſcheint; mit ſeliger Wonne blickt er vor ſich auf die neu erhellte Zukunft, und er darf es, denn er iſt geborgen für alle Ewigkeit.

Ihr, die ihr mich verſteht, nennet das Wunder nicht.

Es giebt Tavtologien, die man nicht vermeiden ſoll, weil ſie ſo ſchön anſprechen, ſo tief rühren. Z. B. der Ausdruck: Leben und Lieben.

Ohne Liebe iſt kein Dichter, aber nicht jeder vermag es, ſie in ihrer ganzen Herrlichkeit darzuſtellen. Shakſpears Romeo und Julie, Petrarcas Sonette, Goethes Werther ſind als ewige Muſter zu betrachten. In Schillers Trauerſpielen iſt die Erhabenheit der Freundſchaft oft mit der Liebe in Contraſt geſetzt, und nur einzelne Anklänge der letztern gehen hindurch. In Wielands Werken iſt keine Liebe.

Es giebt unglückliche Menſchen, die eine tiefe Sehnſucht nach Poeſie empfinden, deren Weſen ſie aber niemals ſich klar machen können. Es iſt ein ewiges Streben in ihnen nach etwas Unbekanntem, das ihren Trieb, ihre Schmerzen ſtillen ſoll. Sie ſuchen es überall, und finden es nicht, gerade deshalb weil ſie es ſuchen, und noch dazu überall, ſo daß ſie auch nicht einmal zur Philoſophie gelangen. — Dieſen höchſt unſeligen Menſchen, die, wie der „alte Maulwurf“ ſich durch das Unterirdiſche miniren wollen, kann man nichts anders zurufen, als Hamlets tiefſinnige Worte: Gieb dich zur Ruhe, armer Geiſt!

Es iſt wol ganz gut, wenn man alle Dinge von der freundlichen Seite anſieht, und mit allem zufrieden iſt, es ſei nun Regen, oder Schnee, oder Sonnenſchein; allein es iſt höchſt gemein, wenn ein gemeiner Menſch zu dieſer Anſicht gelangt, und dann wol noch gar auf Ehrwürdigkeit Anſpruch macht. Das Unglück, einen ſolchen Menſchen aufzuſtellen (verſteht ſich ohne Abſicht) iſt dem bekannten Franzöſiſchen Luſtſpielſchreiber: Collin d'Harleville in ſeinem Optimiste (ou l'homme content de tout) begegnet. Niemals iſt es vielleicht einem Autor ſo gut geglückt, das reine Gegentheil von dem, was er erreichen wollte, zu bewirken, als dieſem Collin; denn, in der That, dieſer charakterloſe Geck, der mit ſtumpfen Augen in die Welt hineinglotzt, wie in einen Guckkaſten, dieſer widerlich ſeichte Schwätzer von Tugend, gutem Herſen, Liebe und Freundſchaft, mit denen er noch dazu ohne Anſtand kokettirt, kurz, dieſer ächte Franzöſiſche Philoſoph muß nothwendig bei jedem gebildeten Zuſchauer Langeweile erregen, ſo daß man doch wenigſtens mit ihm durchaus unzufrieden ſein müßte, wenn man auch ſonſt ſich ganz gern zum Optimiſten bilden und mit der ganzen Welt zufrieden ſein wollte.

Es iſt nicht genug, dem Tadel der Gewöhnlichkeit mit Gleichgültigkeit begegnen zu können; es iſt auch in dieſer ſo höchſt ſeltſamen Zeit nothwendig geworden, auch den Haß der wirklich ſonſt achtungswerthen und gebildeten Menſchen mit Würde ertragen zu können. Wer kann alle die tauſendfachen, möglichen Motive ergründen, warum wir ihnen misfallen, und wir dürfen ſie kaum ergründen wollen, weil die Zeit für jeden, dem es mit dem Fortſchreiten wahrer Ernſt iſt, ſo ganz unausſprechlich koſtbar iſt. So lange wir nur immer uns ſelbſt gefallen, und ein gerechter Stolz, der nur in uns ſelbſt gegründet iſt, uns ſagen darf, daß wir gefallen ſollten, weil wir uns ſelbſt gefallen müſſen — ſo lange iſt nichts verloren.

Die meiſten deutſchen Satiriker ſind unglücklich durch ihre Langſamkeit. Da ſie es doch nun einmal lediglich mit den Thorheiten und Laſtern des Zeitalters zu thun haben, ſo ſollten ſie dieſen doch wenigſtens mit Eifer nachlaufen, nicht aber mit ruhiger Trägheit nachhinken. Auf dieſe Art kommen ſie immer zu ſpät; oft mehrere Jahre; oft ſogar mehrere Decennien, welches letztere beſonders von der Mode gilt, mit der man die Moden anzugreifen pflegt. — — Auch muß es billig befremden, daß man noch immer nicht aufhören kann, die Kantiſchen und Fichtiſchen Nachbeter perſifliren zu wollen, da doch in Hinſicht der erſtern Philoſophie die Nachbeterei theils zu evident, theils zu unbedeutend war, um ſie einer Satire zu würdigen, und in Hinſicht der letztern gar kein Nachbeten möglich iſt. Jeder wahre Anhänger verſteht ſie und muß ſie verſtehen, gerade weil er einer iſt. — Schlimm iſt es, daß dergleichen Perſifflagen noch obendrein in die unſaubern Hände der Herrn *, *, *, fallen mußten, ſo daß man auch nicht einmal ein formelles Wohlgefallen dabei zu empfinden vermag.

Die Natur iſt allerdings activ gegen uns, und mehr als das: feindlich. — In der Jutelligenz liegt ſchon an ſich das Prinzip der Freiheit, die über die Maſſe herrſchen will; allein es wird ihr, als ſolcher, nicht gelingen, die Natur zu beſiegen, weil in ihr die Nothwendigkeit regiert. — Nur wenn die Freiheit zur Nothwendigkeit wird, d. h. zur Poeſie ſich ſteigert, wird von keinem Streite mehr die Rede ſein können; denn Streit iſt nur unter Maſſen, nicht unter Formen.

Jeder wahrhaft witzige Einfall iſt ein Miniaturkunſtwerk, und, als ſolches, beruhigend.

Man ſieht es manchen unſrer Dichter gar wohl an, daß ſie ſich nur ſelten, oder gar nicht an die Realität hingeben, woraus denn auch jenes unharmoniſche Uebergewicht des Intenſiven über das Extenſive in ihren Charakterdarſtellungen zum Theil zu erklären iſt. Nur durch dies freie Hingeben an die Realität gewinnt das Ideelle die Sicherheit, und Einigkeit, die uns beſonders in Shakſpears und Goethes Werken ſo rein entzückt.

Ἔριφος ἐπὶ τινὸς δώματος ἑστὼς, ἐπειδὴ λύκον παριόντα εἶδεν, ἐλοιδόρει καὶ ἔσκωπτεν αὐτόν. Ὁ δὲ λύκος ἔφη. Ὦ οὗτος, οὐ σύ με λοιδορεῖς, ἀλλ' ὁ τόπος.

Ὁ μῦθος δηλοῖ — — daß manche Recenſenten, die jetzt in ſchlechtem Hochmuth und frivoler Keckheit recht wohlgemuth einherſchreiten, weil ſie durch die Anonymität oder Autorität irgend einer verjährten Zeitung gedeckt werden, auf einmal ganz demüthig und kleinlaut werden dürften, wenn jene Schutzwehren und Bruſtlehnen weggeriſſen würden. Das wäre etwa die freie Ueberſetzung von dem, was der Grieche noch hinzufügt: ὅτι πολλάκις καὶ ὁ τόπος καὶ ὁ καιρὸς δίδωσι τὸ θράσος κατὰ τῶν ἀμεινόνων.

Indeſſen mögen ſie nur immerhin bleiben jene Schutzwehren und Papierbollwerke, denn Hochmuth und Keckheit, wenn ſie auch noch ſo verzerrt gegeben werden, gewähren doch immer ein erträglicheres Schauſpiel, als die Zerknirſchung eines reuigen Sünders, wovon unſre Literatur leider auch ſchon einige Beiſpiele aufzuweiſen hat.

Die meiſten unſrer neuern moraliſchen Schauſtücke ſind ſchlecht dialogiſirte Vaterunſer, wo noch obendrein das bedeutende: „Vergieb uns unſre Schuld“ ausgelaſſen iſt. — Da fragt denn A: „Was ſollen wir üben?“ und B. antwortet: „die Tugend“; A, um ſeiner Sache gewiß zu ſein, fährt per antitheſin fort: „Was ſollen wir meiden?“ und B. erwiedert: „das Laſter“. Beide fallen ſich gerührt in die Arme, B. kann auch allenfalls A's Tochter heirathen, die Zuſchauer klatſchen und der Vorhang fällt.

Mancher kräftige Menſch, der nur das Höchſte der Poeſie entbehren mußte, hat in unſrer Zeit die Tramontane verloren. Wir ſollen darüber nicht unheilige Scherze treiben, ſondern es tiefgerührt erkennen, daß nur die Poeſie allein uns retten kann, und daß, ohne ſie, das Zeitalter, als Antitheſe aller Kraft, die Kraft ſelbſt über die Kraft hinauswirbelt.

Man iſt ſo lange jung, als man es ſein will; oder vielmehr ſo lange man überhaupt die Zeit nicht reſpektirt als Zeit.

Es giebt irreligiöſe Augenblicke im Leben, wo uns die Natur wie eine geputzte Hetäre erſcheint, und der Frühling wie ein abgeſtandener Spaßmacher, wo uns der Blumen ſüße Kindlichkeit gemacht, und der heilige Ernſt im Wehen der blüthenvollen Bäume pretiös vorkommt. — Aber dieſe Nüchternheit momentaner Erſchöpfung wird immer ſeltner werden, je mehr wir uns beſtreben, die Natur immer nur im Großen aufzufaſſen. Auch ſollen wir nur in den köſtlichſten, erhabenſten Momenten uns für einigermaßen würdig halten, uns mit ihr zu befreunden.

Wenn auch das Leben nicht beſonders intereſſant iſt, ſo iſt doch der Menſch um ſo intereſſanter, welcher, nachdem er es einſt höchſt unintereſſant gefunden hatte, es jetzt wieder, durch höhere Erleuchtung des innern Sinnes, weit mehr als intereſſant findet, indem er ſtill und tief die ſüße, freundliche Gewohnheit des Daſeins und Wirkens wiedererkennt.

Es giebt wackere Menſchen, die viel als Schriftſteller leiſten könnten, wenn ſie nur mit

Kraft und Gewandtheit ihre Selbſtſtändigkeit zu behaupten wüßten. Sie laſſen zu viel Fremdartiges in ſich hinein, und ſie ſollten ſich deßhalb täglich die goldnen Worte des Perſius zurufen: Respue quod non es.

Man könnte ſchon deshalb rathen, nicht mehr ſo viel und ſo Vieles zu leſen, als bisher geſchehen iſt. Es iſt ein altes Lied, daß die Ideen dadurch geweckt würden, die man ſich gar träge denken muß, weil ſie nicht von ſelbſt hervorſpringen, ſondern erſt eines Rufers von außen her bedürfen. Doch, man ſoll das Kind nicht mit dem Bade umwerfen, und ſo wird man denn allerdings geſtehen müſſen und gern geſtehen, daß durch das Hervortreten einer bedeutenden fremden Idee mancher bis dahin noch in uns verhüllte Gedanke plötzlich explodire und uns ſelbſt durch ſich ſelbſt überraſche. Bei noch bedeutendern Büchern ſollten wir das Leſen nur mit Andacht treiben, wie ein Bitt- oder Dankgebet. Wir ſollten die Harmonie der gehaltenen Kraft, die Muſik der Rede in unſer Gemüth aufnehmen wie ein großes Schauſpiel, wo wir uns ſtill beſcheiden, nichts mehr hinzuthun, ſondern nur empfangen zu können.

Aber dieſe Andacht beim Leſen hat ſich faſt gänzlich verloren, und ſie mußte ſich zum Theil verlieren, denn, wie viele Bücher giebt es denn wol bei uns Modernen, die mit Andacht geſchrieben wären? Der Geiſt der Einigkeit in ſich ſelbſt, der ruhigen Hingebung an das Wahre und Schöne, ohne Vor- und Rückſicht, er hat ſich aus unſern Schriften verloren, der kräftige Ernſt iſt hinweggegangen und der gutmüthige, körnige Humor, der ſonſt den Deutſchen ſo befreundet war, iſt mit ihm geflohen; dafür haben wir jetzt Wehmuth, unächte Thränen, ſchlechte Aufgeklärtheit, lauen Halbſcherz und frivolen Uebermuth der Schwäche. Der Geiſt des ruheloſen Treibens weit ab von dem Wahren und Schönen, der innere Zwiſt des Gemüths, das ſich — wenn ich wagen darf, das traurige Wort zu ſagen — vor dem Auge des Leſers gleichſam ſelbſt zerreißt, die Kämpfe und Träume des verirrten Herzens, das in ſich ſelbſt zerfällt — das iſt das Schauſpiel, das uns ſo manche unſrer neuern Schriftſteller geben, womit ſie den Leſer beunruhigen, und auch das einigſte, ſtillſte Gemüth für den Moment verwunden können. Wir ſtehen faſt immer unzufrieden mit einem Buche auf, denn wenn gleich das Meiſte ſchon an ſich zu unbedeutend iſt, um die Stille in mir zu unterbrechen, die ich mir zu bewahren ſuchen will, ſo iſt doch auch ſchon der Mißklang unangenehm, der bloß an dem Ohre vorüberzieht.

„Wozu auch eingehen in die Verworrenheit, womit die Meiſten dieſer Schriftſteller zu uns zu reden wagen? eine Verworrenheit, die nur ſehr ſelten das für ſich hat, daß man von ihr hoffen dürfte, ſie werde einſt ſich zur Klarheit läutern.— Es iſt nichts Unangenehmeres, als dieſe halbguten Schriften, wo eine nothdürftig kultivirte Einzelnheit ſich mit prekärem Hochmuth erhebt, um der andern Einzelnheit zu ſpotten, die noch nicht das Glück gehabt hat, ſich ſo nothdürftig kultiviren zu können. Ueberhaupt ſind' ich jetzt beſonders den Armen ſehr beklagenswerth, der das Bedürfniß nach Poeſie fühlt, und, weil er die Muſik von ihr nicht in ſich ſelbſt hat, nach außen hinhorcht, um ſie ſo in ſich eingehen zu laſſen. Selten, ſehr ſelten wird man ſie ihm zu hören geben, denn die jetzige Zeit läßt nur Wenigen Zeit zur Poeſie, und verſchlingt, wie der Kronos, die meiſten Kinder mit gierigem Heißhunger. Sie ſind aber auch danach dieſe meiſten Poeſien, und es iſt mir intereſſanter, das gute Gebiß und den wackern Magen Saturns zu bewundern, als das Schickſal der Verſchlungenen zu beklagen“.

Nachdem ich in meinen muſikaliſchen Fragmenten einige Ideen über das Romantiſche mitgetheilt hatte, ſetzte ich zur größern Verdeutlichung das Gleichniß hinzu: der Mond am heitern Himmel iſt ſchön, geht er aber durch Wolken hin, ſo nennen wir den Anblick romantiſch. — Manche unſrer vortreflichen Werke werden von rüſtigen Recenſenten in dieſe romantiſche Lage gebracht, aber kräftig müſſen dieſe Streiter ſein, denn ein bloßer kritiſcher Tabaksdampf, wie

---

*) Dieſe mit „ bezeichnete Stelle iſt aus meinem Roman „Viktors Wallfahrten“ S. 14 ff. — Auch bei der ſehr mäßigen Bildung, die dem Helden der Geſchichte für jenen Moment zukommen ſollte, mußte ihm das Irrige klar werden, das jenem ſteten Außſichherausgeben zum Grunde liegt.

Was übrigens den Roman ſelbſt betrifft, ſo hab' ich, außer einigem rohen Geſchwätz, in welchem obendrein noch, widerlich genug, mit der platten Langweiligkeit geliebäugelt wurde, noch keine Recenſion darüber angetroffen.

wir ihn oft rauchen ſehen, iſt nicht als Wolke zu betrachten.

Die Freundſchaft zwiſchen rohen Menſchen beſteht in nichts anderm, als in der wechſelſeitigen Erlaubniß, ungenirt, d. h. grob zu ſein gegen einander, nebſtbei iſt auch alle nur mögliche Langweiligkeit verſtattet. — Der gebildete Menſch iſt allein genirt in einer ſolchen ungenirten Geſellſchaft.

Briefe, wie ſie ſein ſollen, ſind immer wahrhaft poetiſch, gewöhnlich lyriſch; aber eben deshalb können ſie nicht wohl gedruckt werden. Durch den Druck kommt das Zarteſte unter den Druck, und es verliert oft jene ſchwebende Leichtigkeit, die uns im Reden ſo bezaubert.

Der Charakter der Sentimentalität iſt Reflexion über die Empfindung. Aber das, was man gewöhnlich alſo nennt, iſt nichts weiter als die Reflexionen der Weichlichkeit über die weichlichen Reflexionen, welche über die weichlichen Empfindungen angeſtellt werden. Mir iſt oft, bei den beweglichſten Stellen mancher Autoren, der Armado in Shakſpears Luſtſpiel: „der Liebe Mühe iſt umſonſt“ eingefallen, der ſich auch einmal ſehr rührend und alſo vernehmen läßt: „Mit deiner Erlaubniß, himmliſches Firmament, ich muß dir ins Angeſicht ſeufzen“.

Wie unendlich weit der Misverſtand der Engliſchen Kunſtrichter über Shakſpear gehe, iſt das ſchon hinlänglich darzuthun, daß Einige derſelben in dem ebengenannten Armado Aehnlichkeit mit Don Quixote haben finden wollen.

Die meiſten Menſchen haben gerade ſo viel oder ſo wenig Verſtand, daß man ſich wundern muß, wie ſie ihn nicht auf eben die Art wieder verlieren, als ſie ihn gewonnen haben.

Schlechte Recenſionen ſind noch ſchlechter als die ſchlechten Bücher, worüber ſie gemacht werden; auch ſind ſie es gerade, die die ſchlechten Autoren ſtolz und produktiv machen.

Manche unſrer Romanenſchriftſteller ſcheinen ſich beſonders den Styl des Römiſchen Geſchichtſchreibers L. A. Florus zum Muſter genommen zu haben; aber, ohne das Blühende und die Gedrängtheit, die ihm zuweilen eigen iſt, zu erreichen, welches obendrein mit Schwierigkeiten verbunden wäre, jagen ſie meiſtens nur ſeinen Unarten nach, die ſich denn auch mit leichter Mühe erhaſchen laſſen. Dahin gehören die ewigen Parentheſen, in denen ſich ein momentanes Gefühl, das ohnehin nicht beſonders anziehend iſt, Luft macht. So wie ſich jener Hiſtoriker oft in einem einzigen Kapitel mit einem Dutzend Exklamationen, wie z. B. horribile dictu! quis crederet! o pudor! incredibile dictu! nec fateri pudebit, dii boni! u. ſ. w. unterbricht, ſo jene Romanenſchreiber mit „o Tugend, o Laſter, o Rouſſeau, o Plato, o Shakſpear, o — Kotzebue!

Dort ſprach denn doch ein Römer, *) wenn

---

*) Man darf ihn ſchon ſo nennen, wenn er gleich, wie bekannt, nur ein Hiſpanier oder Gallier war. Bei jenen angeführten Stellen hatte ich beſonders das ſechſte Kapitel des zweiten Buchs vor Augen, wo er den zweiten Puniſchen Krieg beſchreibt. Hin und wieder hat er eine recht anziehende, lebhafte

gleich nur einer aus Trajans Zeiten, hier ſpricht — doch, wer ſupplirt nicht das Folgende? — Man ſollte von ſolchen Büchern nicht ſagen, daß ſie die Kritik nicht aushalten, ſondern daß die Kritik ſie nicht aushält.

Steigert ſich die Gemeinheit ſo, daß ſie ſich gegen die Poeſie auflehnt, ſo zerfällt ſie mit ſich ſelbſt in Widerſtreit, und ſo entſteht das *Komiſche*, ſo wie das *Laſterhafte*, wenn die Willkühr, die ohne ächte Freiheit iſt, mit ſich ſelbſt uneins wird, und der *Irrthum*, wenn der gemeine Menſchenverſtand im Streit mit der Wahrheit die Tramontane verliert.

Eilfertigkeit, wie ſie z. B. aus der Stelle: Interim respirare Romanus, et quasi ab inferis emergere. Arma non erant: detracta sunt templis: deerat iuventus: in sacramentum militiae liberata servitia: egebat aerarium: opes suas libens Senatus in medium protulit: nec praeter quod in bullis singulisque annulis erat, quicquam sibi auri reliquere. Eques secutus exemplum, imitataeque equitem tribus, denique vix suffecere tabulae, vix scribarum manus etc. hervorleuchtet.

Dem Griechen zeigte ſich die Natur wie eine liebende Freundinn und offenbarte ihm aus freier Gunſt ihre ſüßen und erhabenen Geheimniſſe. Dem Modernen ſcheint ſie ſich ſchon deshalb zu entziehen, weil er ſo übermäßig hitzig, und eben deshalb unbehülflich nach ihr ſucht. Er zieht aus nach ihr „mit Netzen und Stangen", mit Lorgnetten und Laternen, aber er fängt ſie nimmer. Sie will nur gefunden, nicht geſucht ſein, ſo wie das Glück, oder auch nur der Witz ſich dem entzieht, der nach ihm jagt.

Das Edelſte iſt in ſeiner Entſtellung am widerwärtigſten, darum muß, darum ſoll man es vor der Entſtellung bewahren und die Profanen zurücktreiben. Der heiligen Göttinn ſoll der Schleier gelaſſen werden, aber der Halbheit, die ihre Blöße damit decken will, reiße man ihn ohne Schonung weg. Das iſt das Strafamt der Nemeſis, und Dank ſei dem Manne, der dieſem Zwecke ſeine Kräfte leiht.

Die mächtige Fantaſie des Jünglings, der ſich der Poeſie weiht, wird anfangs immer mehr Stoff liefern, als er gehörig zu formen im Stande iſt. Hier darf man wenigſtens nicht fürchten, daß er ſich leicht ausſchreiben werde, welches, bei ungeſchwächtem Verhältniß, allerdings zu beſorgen iſt.

Die vielfältigen Klagen, daß es den Deutſchen noch ſo ſehr an guten Luſtſpielen fehle, werden zum Theil ſo komiſch vorgebracht, daß ſie ſelbſt vielleicht Stoff zu einem ganz artigen Luſtſpiel geben könnten. Möglich, daß auch die Concurrenz, welche durch die Preisaufgabe des Hrn. v. Kotzebue entſtehen dürfte, dazu Anlaß gäbe; gewiß iſt indeß, daß wir dieſem berühmten Schriftſteller für die Bemühung, ein neues Luſtſpiel hervorzurufen, unſern Dank ſchuldig ſind: doch wäre es wohl zu wünſchen, „daß er ſich „vorher erklärte, nach welchen Grundſätzen er die „einlaufenden Stücke beurtheilen werde, und was „er überhaupt unter dem Wort Luſtſpiel verſtehe.

Er ſelbſt hat allerdings ein nicht unbedeutendes Talent für dieſe Gattung, aber es iſt keinesweges zur Reife gediehen, weil ihm alle Augenblick ſeine Neigung zum Rührenden und Weinerlichen in die Quere gekommen zu ſein ſcheint, wie z. B. im „Epigramm“, das ſonſt einige ganz artige Situationen hat, und im „Schreibpult“.

Auch hat man Grund zu bezweifeln, daß er die beſten Muſter der alten und neuen Komödie: Ariſtophanes, Shakſpear, Calderon, Gozzi u. ſ. w. gehörig zu würdigen wiſſe.

Wahre Freundſchaft in der höchſten Potenz iſt nur unter Dichtern möglich. Der, Charakter derſelben iſt rein idylliſch.

Giebt es etwas, das mit der Begeiſterung des ächten Dichters analog ſein kann, ſo iſt es der — Zorn des edeln und gebildeten Mannes.

Die Modernen lieben nicht ſonderlich mehr; ſie ſehen gleichſam nur der Liebe zu.

Die ſogenannte Lebensklugheit iſt meiſtens nur die wahre Lebensdummheit.

„Er weiß zu leben“ ſagt man gewöhnlich nur von dem, der das Leben ſelbſt niemals erkannt hat, und „er hat Welt“ von dem, der nie eine Welt aus ſich hervorzurufen weiß.

Wenn wir ein Buch in die Hand nehmen, ſo machen wir die gerechte Prätenſion, es ſolle uns entweder ächten Ernſt oder ächten Spaß geben; aber gewöhnlich wird weder das eine noch das andere gewährt. Lauwarme Mittelmäßigkeit, völlig befriedigte Seichtigkeit, das iſt es, was uns meiſtens entgegentritt. Und nun gar der Humor, der auf dem Titel verſprochen wird. Man könnte in der Verzweiflung die bekannten Verſe aus dem Don Karlos parodiren:

Ich ſchlag an dieſen Felſen, und will —
Spaß, Spaß
Für meinen heißen Fieberdurſt —
Er giebt mir trocknen Ernſt.

Leſſing iſt der Dichter des Verſtandes; Schiller der Dichter der Vernunft.

Verſchiedene unſrer neuern Tragödien, die ſehr geachtet werden, ſind nichts weniger als Dramen. Es ſind einzelne an einander gereihte Figuren in ihnen, ſtatt der Helden aufgeſtellt, die nur zuweilen neben einander herumgeführt werden, welches man H a n d l u n g nennt; der Sonnenſchein und Regen, wovon nebenbei erzählt wird, gilt für die tragiſche Begebenheit. Es iſt unmöglich, Leben in dieſe Petrefacta zu hauchen, an denen alles die Kälte verräth und das einſeitige Studium, mit dem ſie gebildet wurden.

Zwar mögen ſie wol oft mit Wärme empfangen ſein; aber die faſt prekäre Begeiſterung verraucht zu ſchnell, und ſo erſcheinen dieſe Werke in dem traurigſten Widerſpruche mit ſich ſelbſt. Blühende Wangen und erloſchene Augen, edle Stirnen und ſchlotternde Knie — ſolche Geſtalten erregen ein wehmüthiges Gefühl in uns, und man wünſcht nur, da das Leben an ihnen doch nur ein geheucheltes iſt, ſie recht bald als Mumien, in Wohlgeruch duftende Leichentücher gehüllt, vor ſich zu haben.

In den wenigſten Schriften treffen wir Gedanken, die es wirklich ſind. Es ſind meiſtens nur Verſuche, dazu zu gelangen — halbe, Viertel- und Achtelgedanken. Ein wahrhafter Gedanke erſcheint gleich bei ſeiner Geburt rein durchdacht, und vollſtändig.

Als Frankreich das Zeitalter feierte, welches man nachher, ſatiriſch genug, das goldne genannt hat, da man es ſonſt billig nur l'age de faux brillans hätte nennen ſollen, damals feierte Deutſchland eine Periode, die in der That ſtill und kräftig und bedeutend genug iſt, um einen metalliſchen Beinamen entbehren zu können. Opiz hatte den Reihen der vaterländiſchen Dichter eröffnet, ein Mann, deſſen rüſtigen Fleiß mancher treffliche poetiſche Moment verſchönerte, und dem die Freude vergönnt war, Schüler zu bilden, welche ſein Andenken erhalten und erneuern wußten. Auch Paul Flemming gehörte zu dieſer Zahl, aber er übertraf ſeinen Lehrer bei weitem an Vielſeitigkeit in der Anſicht des Lebens, an gedrängter Kraft, Reichthum und Concentration der Ideen. Das Sonett bildete er zu einer Reinheit, die der unreinen Anſicht gewöhnlicher Kritiker niemals wird klar werden können. Tſcherning, Dach und andere ſchloſſen ſich, zum Theil mehr, zum Theil minder würdig an dieſe Männer an, bis endlich Andreas Gryph, Lohenſtein und Hoffmannswaldau einen neuen Weg verſuchten, der ihnen glänzender zu ſein ſchien als die einfache und gerade Bahn der frühern deutſchen Dichter. Gryphs Talent war für die Darſtellung irgend eines bedeutenden Gefühlsmoments für die Form des Sonetts oder Epigramms entſchieden, ob ihm gleich ſein gutmüthiger und einſeitig frommer Sinn oft nicht erlaubte, den letztern den gehörigen Stachel zu geben. Im Sonett geht er ſeinen eignen Gang, und hier iſt es gerade, wo ſich ſeine treffliche Individualität am deutlichſten offenbart. Wir ſehen ihn als einen nachdenklich frommen, rüſtigen, fleißigen und gelehrten Mann, der ſich im Kreiſe ſeiner Familie, die er zärtlich liebte, gar wohl befunden haben mag. Daher denn auch der Reiz, den jene Sonette, welche an einzelne Glieder ſeiner Familie gerichtet ſind, auch noch für uns haben müſſen, die wir ſie alle nicht kannten, ein Reiz, der eben durch die Deutlichkeit und Klarheit, mit der ſie ſich geben, durch das ausdrucksvolle Mimiſche, das dieſen Gedichten eigen iſt, und durch die Freundlichkeit, mit der wir uns durch ſie gleichſam eingeführt ſehen in ſeinem Hauſe, in uns erweckt werden muß. Gern verzeihen wir ihm auch die kleinen Härten, von denen die meiſten dieſer Gedichte allerdings nicht frei ſind, da es ja ſo gar ſehr leicht iſt, ſolche Fehler mit einem einzigen Federſtriche zu verwiſchen. Ich habe einige von ſeinen Sonetten in meiner Luna mitgetheilt, ohne von dieſen Zufälligkeiten — denn mehr ſind dieſe

Härten wohl — etwas für ihren Effekt zu fürchten. Ja, ich bin überzeugt, daß ſie gerade ſo, wie ſie ſind, und ohne die mindeſte Veränderung gegeben werden müſſen, um gerade den Eindruck zu bewirken, den ſie bewirken ſollen. Wir werden geſtehen müſſen, daß ſich in unſrer neurſten Literatur, die reicher iſt an Pſeudoſonetten, als an wirklichen, nur wenige finden dürften, die eine Vergleichung mit dem auf die Geburt Jeſu Chriſti nicht zu ſcheuen brauchten.

Frivol iſt Gryph faſt niemals, und wenn er es ja einmal in ſeinen Gedichten für einen Moment zu ſein verſucht, ſo geſchieht es doch nicht mit Glück. Aber als ein ächter deutſcher Mann verſteht er es gar wohl, auch recht von Herzen luſtig zu ſein, und die Bedrängniſſe des Krieges, ſo wie die häuslichen Sorgen alle zu vergeſſen, wenn irgend ein treuer Freund wieder zu ihm tritt, der lange fern war, oder ein zartes Jungfrauengeſicht ihn zierlich anlächelt. Von ſeiner Art ſich zu freuen, giebt das Sonett auf ein Jungfernſpiel eine Probe, wo der ſchalkhaft wehmüthige Schluß eine lächelnde Rührung in uns hervorbringt, die ſo einfach und rein vielleicht nur ſelten iſt erreicht worden.

Die Trauerſpiele dieſes Dichters haben es wol allein bewirkt, daß man faſt immer ihn neden Lohenſtein und Hoffmannswaldau nennt, was man auch wol thun darf, ſo bald man nur nicht vergißt, ſeine Eigenthümlichkeit von der der andern zu unterſcheiden. Dieſe Tragödien, von denen Led Arnimius noch das Leidlichſte iſt, werden von Gelehrſamkeit, Weitſchweiſſigkeit und Schwerfälligkeit faſt erdrückt, doch hält uns dafür zuweilen eine ganz beſondere Naivetät und Derbheit ſchadlos, von welcher Lohenſteins Trauerſpiele nur wenig Spuren zeigen. Auch ſind einige moraliſch-pathetiſche Stellen mit vieler Energie durchgeführt, und jene beſonnene Geſchweifstheit, von der vorhin die Rede war, macht ſich zuweilen recht angenehm, beſonders im Munde irgend eines — verzweifelnden Helden, dem man in einer ſolchen Lage die Beſonnenheit faſt abſprechen ſollte.

Auch im Luſtſpiel hat ſich unſer Andreas verſucht, und nicht ohne Glück; doch muß man freilich nicht an die herrlichen Faſtnachtsſpiele von Hans Sachs denken, wenn man den Peter Squenz und Horribilicribrifax goutiren will. Das Komiſche darin iſt meiſtentheils ein gemachtes, das obendrein nicht ſelten aus dem Plautus und Terenz entlehnt worden iſt, wofür indeß einige andere, Scenen, in denen Gryphs

Deutſchheit freier ſpricht, einigermaßen ſchadlos halten.

Auch die Luſtſpiele des Zittauer Schulrectors Chriſtian Weiß verdienen eine größere Aufmerkſamkeit, als man ihnen bisher gewidmet hat, wenn ich anders von einer einzigen Comödie, die ich bis jetzt von ihm durchblättert habe, auf die übrigen ſchließen darf. Sie verdienen ſie beſonders deshalb, weil wir nur ſo wenig von den Ergötzlichkeiten unſrer Voreltern wiſſen, und ohne dieſe Kenntniß ein bedeutender Theil ihrer Eigenthümlichkeit uns verborgen bleiben muß.

Lohenſtein dürfte vielleicht — ich wage es auf die Gefahr, daß es ſeltſam und paradox klingen möge — ein bedeutenderes Talent beurkunden, als Corneille, und Hoffmannswaldaus frivole Excentricität frivoler und excentriſcher ſein als die des ältern und jüngern Crebillon. Lohenſtein misverſtand ſein Talent, ja, man darf von ihm ſagen, daß er, im vollſtändigen Irrthum über ſich ſelbſt, gegen daſſelbe einſtürmte, gleichſam um es zu vernichten. Hätte er ſich zum Rhetor auszubilden geſtrebt, hätte ſich nicht ſeine ungeordnete, immenſe Gelehrſamkeit wie Blei an ihn gehängt, ſo würde er ſicher etwas Meiſterhaftes in dieſer Gattung des Styls zu liefern vermocht haben. Aber auch ſo, wie er ſich einmal gebildet, ſtattete er ſeinen Arminius, (den wol, ſeit 70 oder 80 Jahren, wie billig, Niemand ganz durchzuleſen ſich bemühet hat) mit einigen Reden aus, die in ihrer Art, beinahe vollendet, und, was energiſche Fülle und Pracht der Sprache betrifft, mit manchen Orationen im Livius und Salluſtius wetteifern dürfen. In ſeinen kleinern Gedichten bricht zuweilen die Flamme der Poeſie mit zauberiſcher Kraft hindurch. Beſonders ſcheint ſowol er als Hoffmannswaldau den ſüßen Duft und die zarten Farben der Blumen beſſer verſtanden zu haben, als mancher neuere Dichter, der in ſeinen Poeſien ſchon ein gutes Werk gethan zu haben glaubt, wenn er eine Mappe mit getrockneten Blumenſtengeln und Blättern vor uns aufrollt und die Species nach dem Linné angiebt.

Auch die Gedichte des Moſcheroſch, Olearius, Zinkgräf, v. Abſchatz ſind zum Theil unverdienter Weiſe vergeſſen worden. Iſt denn unſre neuere ſchöne Literatur ſo ſehr reich an duftenden Blumen und Blüthen, daß wir dieſe unſchuldigen zerriſſen, ſtaubig und zertreten am Wege liegen laſſen dürfen? — Während Engländer und Franzoſen mit rühmlichem Eifer jeden Blüthenſtaub ihrer ältern Poeſie in goldenen Gefäßen aufzufangen ſtreben, laſſen wir ihn ganz geruhig mit dem Staub in unſern Bücherkammern ſich amalgamiren, während jene in wiederholten Prachtausgaben die Werke ihrer frühern Dichter erneuen, meinen wir ein Uebriges gethan zu haben, wenn wir einmal ein paar Gedichte von Opiz oder Flemming, auf Löſchpapier gedruckt, ins Publikum bringen, wo denn nebſtbei über die Rohheit dieſer Leute in die Hände geſchlagen, und der zarte, geläuterte Geſchmack der Deutſchen Dichterperiode vom Jahr [illegible] geprieſen wird.

Mir (ich geſtehe es ſehr gern) iſt die Altdeutſche Poeſie von jeher ſo bedeutend erſchienen, daß ich oft weder Mühe noch Koſten ſparte, um irgend eine Frucht derſelben mir anzueignen, und der tiefe Geiſt, der in manchen dieſer verkannten Bücher die Flügel regt, hat mich oft ſo mächtiglich ergriffen, daß ich nur wünſchte, auch andern Leſern dieſe frohen Stunden bereiten zu können; denn wie viele ſind wol in Deutſchland, die dieſe Bücher ſelbſt beſitzen? und gerade diejenigen, die ſie in Händen haben, können ſie meiſtens unglücklicher Weiſe nur in — Händen haben.

Ich glaube daher auf den Beifall meiner Leſer rechnen zu dürfen, wenn ich hier Gelegenheit nehme, eine Blumenleſe aus den Altdeutſchen Dichtern von den Minneſingern bis zu Caniz (in 3—4 Bänden) anzukündigen, wobei ich mir indeß vorbehalte, das Nähere, dieſen Plan betreffend, bei einer andern Gelegenheit mitzutheilen.

Ein Dichter ohne Liebe iſt eben ſo undenkbar, als ein Frühling ohne Blumen und Blüthen.

Man redet doch faſt gar zu breit von der ſchweren Kunſt zu leben. Ich denke, man thäte beſſer, nur friſch weiter zu leben, ſo bekäme man wohl die Kunſt durch Natur. Fühlen oder anſchauen ſoll man das Leben in ſeiner Geſammtheit, ſo wird man es auch mit ächter Liebe lieben können. Nur reflektirt nicht ewig über das Leben, oder, wahrlich, es reflektirt nicht ſonderlich auf euch.

Auch über den Umgang mit Menſchen iſt viel geſchrieben worden; wogegen ſogleich von vorn herein das zu erinnern wäre, man ſolle überhaupt nicht mit ihnen umgehen, ſondern hübſch in ſie eingehen, verſteht ſich, wenn es der Mühe werth iſt. Iſt das nicht der Fall, ſo laßt ſie ganz links liegen und macht euch das ſchnell vergehende Leben nicht ſchwer.

Aber es giebt denn doch gar verſchiedenartige Charaktere, die auch eine verſchiedenartige Behandlung verlangen? Aus einem Buche lernt ſich das wahrlich nicht, und wenn es euch nicht ein innerer Sinn, ein feiner Takt des Gefühls zu rechter Zeit ſagt, ſo könntet ihr gerade das für einen ſolchen Fall paſſende Kapitel aus dem Kniggeſchen Buch noch im Kopf, und in der Taſche haben, es hülfe doch nichts. Ueberhaupt iſt jedes gelernte Betragen recht eigentlich unmoraliſch, Beleidigung unſrer ſelbſt und deſſen, den es trifft.

Was denn endlich jene außerordentliche Verſchiedenheit der Charaktere betrifft, ſo iſt es rathſam, ſich dergleichen nicht gar zu ſchnell weiß machen zu laſſen. Es finden ſich nicht ſonderlich viel Eigenthümlichkeiten und Individualitäten mehr; denn das, was unſerm Blick am häufigſten begegnet, iſt eine in tauſend ſchwankende

Formen oder Unformen zerfließende Unbeſtimmtheit.

Noch immer beſchäftigen ſich nicht wenige unſrer Schriftſteller damit, die Urtheile der Engländer und Franzoſen über unſre ſchöne Literatur ſo ſchnell als möglich dem Deutſchen Publikum mitzutheilen. Das iſt ein ſeltſames, faſt zweckloſes Beginnen, wenn es nicht anders den dankenswerthen Zweck hat, uns lachen zu machen. Meint man es aber wirklich ernſthaft damit, ſo iſt es eine Thorheit, die ihres gleichen nicht viele hat an Langeweiligkeit. Was kann es uns Deutſche kümmern, was der Critical review und das Journal de Paris von unſern Meiſtern des poetiſchen Stuhls zu meinen meint? Iſt es möglich, können wir Deutſchen, bei denen die äſthetiſche Kritik eine Höhe, Sicherheit und Klarheit erreicht hat, die in der Geſchichte aller modernen Nationen einzig iſt und bleiben wird,*) können wir uns in die Flachheit des

*) Man erinnere ſich nur, um nicht alle hiehergehörigen anzuführen, an die Recenſionen in der Allgem. Lit. Zeitung von Matthiſſons Gedichten, dem Gartenkalender, dem Voſſiſchen Homer, der Jungfrau von

Journal de la literature étrangère, und der Considerations der Madame de Stael Holſtein **) — vertiefen wollen?

Hinweg mit dieſen Rückſichten, mit dieſer ängſtlichen Beſorgniß, was man wol jenſeit des Rheins, jenſeit des Canals über unſre erſten Schriftſteller denken und plaudern möge. Es iſt des edeln Stolzes unwerth, der einſt dem Deutſchen eigen war, als er ſich ſelbſt noch genügte, es iſt ſchwach, danach zu horchen.

Fenelon mochte allerdings würdig ſein, Leibniz ein Ehrendenkmal zu ſtiften; aber weder Charles Villers, und noch viel weniger Mercier ſind [illegible]

Orleans ꝛc. und frage ſich dabei ſelbſt, mit wohlgeziemendem Stolz, ob Engländer und Franzoſen etwas dem Aehnliches aufzuweiſen haben, ja ob wohl Viele ihrer Kritiker nur im Stande ſeyn dürften, dieſe Kritiken zu verſtehen?

**) Hier hört man unter andern folgende höchſttiefſinnige Urtheile! Werther est le seul livre original des Allemands, les tragedies de Schiller supposent une ame forte u. ſ. w. — Unſre Schulknaben würden anſtehen, dergleichen Sprüche hören zu laſſen aus gerechter Furcht, den Ekel mit zu reizen, wenn es ihnen auch gelänge, Lachen zu erregen.

es werth, unſern Kant zu rühmen; und um über Goethe etwas zu ſagen, müßte Shakſpear, Cervantes, Arioſto oder Petrarka wieder aufſtehen.

Wenn wir das Leben manches modernen Dichters betrachten im Einzelnen und im Ganzen, ſo dringt ſich uns faſt der Gedanke auf, daß der Himmel ihn nur im Zorn mit der Flamme entzündet haben könne, die er in ſeinem Buſen trägt. Da ſteht er nun unter den guten, aber beſchränkten Menſchen, die ihn umgeben, faſt iſolirt, wie ein halber Wahnſinniger, gleichſam auf einer Anhöhe, von wo er nach allen vier Weltgegenden die Hände ausſtreckt, um irgend ein liebendes Weſen an ſeine Bruſt zu drücken, das er erfüllen könne mit dem heiligen Feuer, von dem das trunkne Herz erfüllt, ſich kühn erhebt. Doch nur ſelten gewährt ihm der Himmel dieſes Glück, das man wohl ein unendliches nennen darf, da es ſich allein auf das Unendliche bezieht, indem es das Endliche umfaßt. Iſt es ihm aber verſagt, nun wohlan, ſo habe er den Muth, unglücklich zu ſein, mit Ergebung, mit Anſtand, mit Grazie; denn nur ſo darf er darauf rechnen, auch dem Glücklichen, der ſonſt nur ſich ſelbſt anſchauen mag, einen reinen, ſchönen und erhabenen Anblick zu gewähren. Er erhebe ſein Unglück zur Poeſie, und vergeſſe es niemals, daß dieſe Wunden unſre dereinſt ewige Geſundheit verkünden.

Wohl kann es Augenblicke geben, wo er mit Poſa fragen möchte:

> Jch finde mein Geſchlecht nicht mehr,
> Wohin mit meiner Liebe?

aber er erinnere ſich, daß er ſo nicht fragen könnte, gäbe es nicht eine ewige, heilige Antwort.

Es giebt wenig Geſundheit mehr unter den Modernen, ſchon deshalb vielleicht, weil nie ſo viel von Geſundheit die Rede war als gerade jetzt; denn der Geſunde weiß nicht um ſeine Geſundheit, ſo wie der Glückliche nicht um ſein Glück weiß, wenn er nicht von außen her durch Krankheit und Unglück, das ſich ſeinem Blick entgegenſtellt, daran erinnert wird. Der Charakter der modernen Dichter iſt innerer Zwieſpalt, den ſie durch Reflexion aufzuheben bemüht ſind; aber dieſe Zauberruthe iſt nicht kräftig genug, und fällt ihnen bald zerbrochen vor die Füße. Wohl ringen ſie nach Uebereinſtimmung, nach Vereinigung des Intenſiven mit dem Extenſiven, der ideellen und reellen Thätigkeit; aber es gelingt ihnen nicht trotz alles Aufwandes von Kraft; und dieſer Streit geht ewig durch ihr Leben hin, wie in ihren Werken der Streit zwiſchen Form und Materie. Wie dem geſtraften Tantalus die blühenden Früchte, der ſchäumende Wein vor den begierigen Lippen ſchwebt, ſo dem Modernen das verlorne Gut der Einigkeit der ſinnlichen Natur mit der geiſtigen. Theilen ſie etwa auch das Verbrechen des Tantalus? wütheten ſie etwa auch gegen ihr eignes Blut, und brachten, im verworrenen Streben, den Göttern unwürdige Opfer, die die Rache heraufriefen? Wer darf es wagen, hier zu entſcheiden?

So haben ſie denn keine rechte Freude mehr, weil ſtetes körperliches Leiden ihren Flug zur Sonne hemmt, ja, ſie haben nicht einmal mehr einen reingeiſtigen Schmerz. Ihr Lächeln iſt krank und krampfhaft, wie ihre Thränen es ſind; nicht mehr das ſüße Zeichen der Beruhigung, wie der ſanfte farbige Regenbogen nach einem Gewitter, ſondern das Gewitter ſelbſt noch, das ſich nur in leiſere Laute bricht. Auch in ihren heiligſten Empfindungen iſt Kränklichkeit, in ihrer Freundſchaft, in ihrer Liebe, in ihrem Streben nach Kunſt, in ihrem Anſchauen des Höchſten, in jedem Streben, das in ihnen aufwacht — denn ſtreben müſſen ſie immer, und reden vom Streben, ſollten ſie auch nur nach dem Streben ſtreben. — Von oben herab kommt ihnen nichts mehr.

— So, lieber Leſer, kann man allerdings deklamiren, nicht bloß als rhetoriſche Uebung, ſondern aus aufrichtigem überſtrömendem Herzen; aber man vergeſſe nur nicht, daß man denn doch wirklich deklamire. Einzelne Züge in jenem Rembrandſchen Gemälde, wovon ich nur ſehr wenig gab, weil es mir widerſteht, es ganz auszumahlen, können wahr ſein, und ſind in der That wahr; aber der Irrthum liegt eben in der Verwechslung des Einzelnen mit dem Ganzen. Es iſt nicht zu läugnen, wir begegnen mancher Kränklichkeit, aber auch manchem ſchönen Gemüth, deſſen höhern Frieden des Körpers Leiden nicht zu zerreißen vermag, uns verletzt ſo manche überlegene Kraft der Natur, die dem Modernen allerdings nicht wohlzuwollen ſcheint, aber eine ruhige Beſonnenheit giebt uns manches Mittel dagegen an die Hand; ein Nordiſcher Himmel liegt oft ſchwer über uns, wie ein graues, feuchtes Gewand, aber laßt nur ein ſüßes Lied von Mozart oder Cherubini zu euch reden, laßt nur die bunte Zauberwelt eines Shakſpear, Calderon und Gozzi an euch vorüberwandeln, und ein milder Italiſcher oder Griechiſcher Himmel wird euch ſanft umleuchten, der euer ſehnendes: „dahin, dahin!“ beſchwichtigen mag.

Laſſet uns nicht zu viel reden von der Zeit, in der wir leben, damit wir einmal würdig werden, über die Zeit hinaus zu kommen.

Orpheus unter den Thraziern, — dieſe Idee iſt wegen der reinen Antitheſe ſehr wohl zu denken, und hat wegen der tragiſchen Nothwendigkeit, daß er von ihnen zerriſſen werden muß, in der That einen poetiſchen Anklang. Aber Orpheus unter den Böotiern, und unter denen, die ihren Charakter bereits mit etwas fadem Sybaritiſm verſetzt haben, dieſe Idee iſt wegen ihrer ſchauerlichen Grellheit in keines antiken Dichters Bruſt gekommen, und ſie konnte es auch nicht, da erſt die Modernität ihre Ausführbarkeit möglich gemacht hat. Bei den Griechen durfte höchſtens ein Plutarch in Böotien wohnen, kein Aeſchylus, kein Sophokles.

Ich wagte es in meinen Muſikaliſchen Fragmenten (S. Muſik. Zeitung, Jahrg. IV. S. 424.) Schiller mit Salieri zu vergleichen, und, in Wahrheit, wenn wir die energiſche Darſtellung, die hohe Bedeutung des Einzelnen, das große Pathos, das anziehende Ringen nach dem reinen Unendlichen, das den Axur charakteriſirt, erwägen, ſo werden wir allerdings Grund finden, jene Vergleichung gelten zu laſſen. Indeſſen, wenn wir auch jene Erſchöpfung, die bei Salieri nur zu ſchnell eintrat, hier ganz aus dem Gedächtniſſe verlieren wollen, ſo werden wir doch einräumen müſſen, daß auch ſonſt, durch dieſe Anſicht unſerm ehrwürdigen Schiller keine vollkommene Gerechtigkeit iſt wiederfahren worden. Salieris Axur bezeichnet, aller jener Energie, aller jener bedeutungsvollen pathetiſchen Scenen ungeachtet, nicht die Sicherheit, und überlegne Klarheit, die z. B. aus dem Wallenſtein hervorleuchtet. Bei dem Italiener iſt oft eine verhüllte Nüchternheit und reflektirende Schwäche bemerkbar, die nach dem einzelnen Trefflichen deſto drückender auffällt, je mehr wir uns über dieſe glücklichere Darſtellung erfreuen mußten. Nicht ſo bei Schiller. Zwar iſt auch bei ihm zuweilen Nüchternheit, aber es iſt eine kühne; zwar iſt auch bei ihm die reflektirende Thätigkeit die herrſchende, welche das Muſikaliſche und

Plaſtiſche nicht immer aufkommen läßt, aber eine hohe Kraft und tiefe Beſonnenheit zeichnet dieſe Reflexion vor der des Salieri aus.

Cherubini's Genie iſt dem Schillerſchen ſchon näher, ja zuweilen könnte es vielleicht dem Deutſchen überlegen ſein. Sonderbar iſt es, daß Ch. durch ſeine ehemalige ſtete Hinneigung zum Pathetiſchen zuweilen verleitet worden iſt, gleichſam mit dem letzten Akt anzufangen. So bemerken wir z. B. in der vortrefflichen Ouvertüre ſeiner Lodoiska alle die myſtiſche Bedeutſamkeit und die ominöſen Anklänge, die uns im fünften Akt des Wallenſtein ſo tief ergreifen, aber eben deshalb war es auch vorher zu ſehen, daß er das ganze Werk nicht mit immer gleicher Kraft werde durchführen können, da ſie bereits zu Anfang eine ſolche Höhe gewagt hatte.

Wer das Leben zu einem Kunſtwerk auszubilden vermag, dem ſoll man billig die Freiheit laſſen, die Gattung des Kunſtwerks ſelbſt zu wählen. Er mache es zu einem epiſchen oder zu einem lyriſchen Gedicht, zu einem idylliſchen oder zu einem fantaſtiſchen Gemälde — gleichviel, wenn es nur das ganz iſt, was es ſein ſoll. — — Aber den Gipfel des modernen Lebens würde wol nur der erreicht haben, dem es gelänge, es auszubilden zu einer wahrhaften — Oper, zu der der Himmel — wenn ich mich ſo ausdrücken darf — die Dekorationen und die Muſik ſchenkte, und der Menſch ſich ſelbſt in ſeiner höchſten Potenz *). Ein ſolches Leben wäre blühend und reich, ohne Verworrenheit und Ueberladung, klar und fein, doch kraftvoll und faſt üppig, es würde ſich zuweilen in Sprüngen und Schwingungen gefallen, die ſeltſam ſcheinen könnten und bizarr, aber eine ſüße und milde Muſik ſchlänge ſich, wie eine Blumenkette, um daſſelbe, daß ſich die Fülle bilde zur ſchönen Einfachheit, die Ueppigkeit zur ſichern Harmonie.

Aber etwas Widerwärtigeres giebt es wol nicht, als wenn der Menſch ſich abquält, aus ſeinem Leben etwas Kunſtartiges zu machen,

---

*) Um nicht mißverſtanden zu werden, muß ich hier auf meine Flugſchrift „über die Schauſpiele der Franzoſen“ (1802) S. 28 ff. und auf meine muſikaliſchen Fragmente (S. Muſik. Zeitung, März, April und September 1802) verweiſen, wo ich, nicht ohne Mühe, über das, was die Oper ſein ſoll, geſprochen habe.

wenn der Zahme ausgeht auf Romantik, und der Feigling auf dithyrambiſche Fülle!

Das Wort Schickſal iſt in unſern Tragödien Mode geworden, weil das Schickſal ſelbſt ſich der Mode entzogen hat. Der Dichter poſtulirt die Nothwendigkeit, doch ſie nicht ihn, wie es doch billig wäre. Jenes Wort will man indeß nicht vermeiden, weil es denn doch gar zu gute Dienſte thut. Die Perſonen führen es bei ſich wie ein Flakon mit eau suave, das ſie ſich oft an die Naſe halten, um wenigſtens tragiſch zu nieſen.

Die Idee des Lebens iſt die höchſte Paradoxie; darum werden wir auch vor keiner andern mehr erſchrecken, haben wir uns erſt mit dieſer befreundet.

Gozzis Fantaſie hat allerdings nur einſeitigen Reichthum. Giebt er ſich ihr ganz hin (wie im Raben und einigen andern Stücken), ſo iſt er höchſt angenehm; aber das thut er leider nicht immer, ſondern er forcirt ſich zuweilen, nüchtern zu ſein, wie z. B. in dem Schauſpiel: Doris.

Da die Polemik beſonders in unſern Zeiten ſo ſehr cultivirt, mit beſonderm Eifer und zuweilen auch mit beſonderm Talent betrieben wird, ſo iſt es zu verwundern, daß wir noch immer keine Theorie derſelben nach philoſophiſchen Prinzipien beſitzen. Ein ſolches Werk würde allerdings eine Lücke in unſrer Literatur füllen, aber es dürfte wahrlich nicht leicht ſein, ſie zu füllen. Dann würden vielleicht auch wohlwollende Regierungen einen eignen Lehrer in dieſer Wiſſenſchaft auf Akademien anzuſtellen ſich berufen fühlen.

Es iſt ein Unglück, daß manche deutſche Autoren durchaus nicht aufhören können zu ſchreiben. So iſt es z. B. dem bekannten Anton Wall unmöglich zu vergeſſen, daß er in ſeiner Jugend ſo glücklich war, vielleicht alle vierzehn Tage einmal einen witzigen Einfall zu erhaſchen. Allein es iſt nun einmal das Loos der Menſchen ſo, daß die Jugend verfliegt, ſo wie die Zeit der leichten, angenehmen Bagatellen.

Die meiſten Dichter geben nur Exponenten von dem, was ſie geben wollen. Der Faktor bleibt in ihrer Bruſt zurück.

Dann iſt das goldene Zeitalter vorhanden, wenn überall ein reingebildeter äſthetiſcher Sinn herrſcht.

Selbſt die heftigſte Leidenſchaft des Dichters wird ihre Form immer von der Schönheit leihen.

In das Innere der Haine verbargen die Druiden ihre heiligen Gebräuche, und die Stimme der Griechiſchen Orakel erſcholl aus tiefem Dunkel. Wir.... doch man ergänze das Fragment ſelbſt.

Die größten Ernſthaftigkeiten ſind oft am leichteſten in Spaß verwandelt, ſo wie Schneebälle ſchmelzen, wenn man ſie mit warmer Hand anfaßt.

[illegible] redet ihr doch ewig von der Freiheit des Willens, warum nicht lieber von der Nothwendigkeit eures ganzen Weſens? Habt ihr euch nur erſt dazu erhoben, ſo wird es ſich ja wohl mit der Freiheit ſchon geben.

Leben iſt Ankämpfen gegen die Natur, die Liebe allein kann das Wunder bewirken, es mit ihr zu befreunden. — Ohne Liebe nagen wir nur an der Schale des Lebens, aber der innere ſüße Kern ſpringt uns durch ſie hervor.

Oft ſcheint das Leben vor uns im Fliehen, oft wir vor dem Leben.

Nur wenigen Auserwählten des Himmels ward es vergönnt, wirklich im Leben zu leben; die andern leben nur vom Leben. Nur Ermattung heißt bei ihnen die fruchtloſe Sehnſucht ſchweigen, und der Tod wird nur eines leiſen Odems bedürfen, um die fliehende Flamme zu verlöſchen.

Zu den Zeiten der fruchtbringenden Geſellſchaft, des Schwanenordens, der Pegnizſchäfer, der Nymphengeſellſchaft an der Donau u. ſ. w. war noch faſt gar kein polemiſches Verhältniß unter den Dichtern. Sollten auch ihre Gedichte nicht immer von dem reinen Gefühlsſtandpunkte aus, gedacht ſein, ſo hatte doch ihr Leben ſelbſt ihn noch immer mit Feſtigkeit bewahrt. Die trauliche Verträglichkeit, das freundſchaftliche Anſchließen der damaligen Poeten gewährt einen rührenden Anblick. — In der hiſtoriſchen Nachricht von des löblichen Hirten- und Blumenordens Anfang und Fortgang (Nürnberg 1744) lieſt man gar viel von dem Poetenwäldlein an der Pegnitz, wo ſich die Blumenhirten, die obendrein noch, ein jeder für ſich, eine gar zierliche Laube hatten, verſammelten, wo Harsdörfer, Philipp von Zeſen und ſeine Geſellen auf „ſpielhaftige“ Verſe dachten, und ſich gemeinſchaftlich ergötzten. *)

---

*) Man findet hier auch die Namen der 6 Vorſteher und der andern Mitglieder, (worunter 11 Frauen) deren Zahl zuletzt auf 130 anwuchs. Es giebt gewiß manche bedeutende darunter, z. B. Quirin Moſcheroſch, die unter dem Namen Philander von Sittewald ſchrieb.

Es war kein Neid und keine Misgunſt unter ihnen. Man freute ſich wechſelſeitig über die Produktionen des andern. Ohne Aufmunterung ohne Zuſpruch, arm und verkannt, aber kräftig, geſund, und fröhlich gingen ſie Hand in Hand durch die deutſchen Haine, tändelten in wunderlich geſtellten Worten von Wein und Liebe, und verriethen dabei manches Geheimniß, das ſonſt das Wort zu fliehen pflegt.

Erſt Wernicke, ein ſchlechter Reflexionspoet, deſſen wenige halbwitzige Einfälle und erträgliche Epigramme die ekelhafte Läſterung, die er ſich gegen Hans Sachs erlaubte, bei weitem nicht gut machen können, verſuchte ſich in der Polemik gegen den pathetiſch-träumeriſch-nüchternen Poſtel, und den in ſteter frivoler Trunkenheit taumelnden Hunold (Menantes). Aber es war denn doch in dieſer Polemik, ſo wenig ſie ſonſt auch zu rühmen iſt, doch ein erträglicherer Geiſt als in jenen halb ſchlaffen halb krampfhaften Anfeindungen, die in den folgenden Zeiten entſtanden. Es iſt ſchwer zu beſtimmen, ob die nun eintretende ſogenannte poetiſche Periode unter Caniz, Beſſer, König, oder die gleich darauf folgende unter Bodmer und Gottſched verächtlicher und widerwärtiger war. So viel iſt indeß gewiß, daß Caniz der erſte war, der jene heilloſe Mattigkeit und Langeweiligkeit in unſre ſchriftſtelleriſche Welt brachte, von der vorher nur wenig Spuren zu erblicken waren. Eine Verſchrobenheit, die beinah an Verrücktheit gränzte, eine ſinnliche Zügelloſigkeit, die ſelbſt den Hoffmannswaldau noch zu übertreffen ſuchte, Unarten, wie man ſich nicht ärger imaginiren kann, das bezeichnete allerdings jene frühere Periode, aber in dieſer ſpätern verſank man in eine gänzliche Leere, Nüchternheit, Zahmheit, in ein ſo ſeichtes, ennuyant geziertes Weſen hinein, daß man dieſen Zeitraum als den die Poeſie ſchlechthin negirenden betrachten darf. Bei jenem konnte doch noch immer das Mehr oder Weniger von Kraft in Betracht kommen, welches zu dem bezweckten Irrthum aufgewandt wurde, in dem letztern coquettirte die Kraftloſigkeit mit der Schwäche und die fadeſte Syſtemloſigkeit mit dem ſeichteſten Synkretiſmus, ſo daß eigentlich gar nicht davon geredet werden kann.

„Die größte Genialität, ſagt Jean Paul, *) iſt ſo leicht mit der größten Heiligkeit ihrer Anwendung zu vermählen, daß der glänzende unzugängliche Montblanc unſers Parnaſſes, Goethe, der nun zergliedert, was er ſonſt erſchuf: Blumen und Licht, in der ganzen Sammlung ſeiner Werke, die Göſchen in Leipzig verlegt, ſich nicht ein Wort entfahren laſſen, das nicht ich, oder Rouſſeau von der Kanzel ableſen wollten.“ —

---

*) In ſeiner Erklärung der Holzſchnitte unter den 10 Geboten des Katechiſmus, (Erfurt, 1797. S. 103.)

Dieſe Stelle enthält gewiß eine bedeutende Wahrheit, an die zu erinnern keinesweges überflüſſig ſein dürfte, und auch Jean Paul ſelbſt hat oft genug durch ſeine eignen Werke gezeigt, daß Sinnlichkeit und Heiligkeit nicht bloß zu vermählen ſind, ſondern, [illegible] mit einem Worte zu ſagen, im Gemüthe des Dichters ſogleich urſprünglich durch ſich ſelbſt vereinigt erſcheinen. Indeß ließe ſich bei dieſer Stelle noch fragen: Warum nennt Richter, nur die Goetheſchen Werke, die bei Göſchen erſchienen ſind (die erſten acht)? ſollte er in den ſpätern, die Unger in Berlin verlegt hat, nicht jene Heiligkeit mehr antreffen? ſollte er wol gar einſtimmen in die Klagen, daß denn doch einige Stellen im Wilhelm Meiſter und den Venetianiſchen Epigrammen ein wenig ſchlüpfrig,

eine Schrift, die ſchwer zu tragen hat an dem Witz, mit welchem er ſie ausgeſtattet.

und die Elegien gar frech ſeien? daß man das Motto zu den letztern:

„Nos venerem tutam concessaque furta
canemus,
Inque meo nullum carmine crimen erit“

(S. Horen 1795. St. 6) eher für eine Warnungstafel, als für eine Einladung anſehen müſſe? — Ich wage es, mit Beſtimmtheit zu behaupten, daß unſer trefflicher J. P. nicht einſtimmt in dieſe zu beklagenden Klagen, und wünſchte nur, ihn aufmerkſam darauf zu machen, daß man in einer Stelle, die unſern größten Dichter betrifft, und die deſſelben auch würdig iſt, weil ſie dieſes Urtheil mit Kraft und Wärme ausſagt, ſich auch nicht eines ſchwankenden, mehrdeutigen Wortes bedienen müſſe.

Uebrigens iſt es allzugutmüthig, wenn man glauben wollte, daß ein ſo gemiſchtes Publikum, als das iſt, zu dem von den Kanzeln herabgeſprochen wird, ſeine Heiligkeit zu ahnden im Stande ſei, und daß der etwas kränkliche Rouſſeau nicht ein wenig zurückgeſchreckt werden dürfte durch die herrliche, recht eigentlich geſunde Geſundheit, die die Werke des Deutſchen bezeichnet.

[illegible] Augenblicke, wo wir auf die Sprache zürnen, daß es ihr an Kraft gebricht, den [illegible] Willen in uns, dem, was ſterblich an uns iſt, zu verkünden. Es iſt dann ein Streben in uns, auf Koſten der Poeſie religiös zu ſeyn; aber der Irrthum waltet über ſolchen Momenten, die eigentlich zwiſchen Poeſie und Religion hinfallen, und weder die eine noch die andere beſtimmt berühren. [illegible]

[illegible]

Ein [illegible] noch. [illegible]

[illegible] beten mit Andacht. — Wohl, aber [illegible]? Die Antwort [illegible] in [illegible] und lautet alſo: Wir ſollen daran denken, was wir beten. Hier iſt der Gipfel unheiliger Modernität. — Wie? nichts weiter, als daran denken? Nichts mehr als jene Funktion, die bei dem gewöhnlichſten Geſpräch, beim Schreiben eines jeden mittelmäßigen Briefs vonnöthen iſt? — Es giebt kein Gebet ohne die heißeſte Phantaſie, ohne die innigſte Begeiſterung, ohne die reinſte Hingebung an das [illegible], ohne das heilige Vergeſſen unſrer Perſönlichkeit. — Wohl iſt es wahr, was man ſo oft hören und leſen muß, daß man auch ohne Worte beten könne; aber ſie wiſſen wenig haben, was ſie ſagen, und ſie ſagen es nur, um davon los zu kommen.

Jeder Moment des reinen Anſchauens iſt ein Gebet, jede Thräne reiner Freude, jede Thräne des heiligen Schmerzes, jeder innige Händedruck der ächten Freundſchaft, jede ſelige Umarmung ſüßer Liebe.

Die meiſten unſrer Schriftſteller haben ſich ſo tief vergraben in Manier, daß ſie durchaus nicht herauskommen können, ſie mögen ſich auch ſtellen, wie ſie wollen. So erſcheint der Eine nie anders vor dem Publikum als mit langen Trauerflören um Hut und Arm, der andere lacht ihn aus, und betrachtet mit Wohlgefallen die Unglaublichkeit ſeines eignen Anzugs, der dritte hat ſich in ein ſatiriſches Lächeln hineingearbeitet, das ihn ſelbſt auslacht, der vierte forcirt die kleinen Augen zu intereſſanten und bedeutenden Blicken. Das alles thun ſie natürlich bloß dem Publikum zu Gefallen, das ſich nun einmal daran gewöhnt hat, ſie gerade ſo und nicht anders in ihren Schriften auftreten zu ſehen.

Unter der Objektivität der Poeſie verſteht [illegible] nichts anders als ein Verſteckenſpielen mit der eignen Individualität. Auf dieſe Weiſe iſt [illegible] nicht ſchwer zu erreichen. Der Verſchwender zeichnet einen Geizigen, der Kaltblütige bricht einen Verliebten vom Zaune; der Nüchterne wirft dem Publikum einen Trunkenbold vor die Füße, und ſiehe, es ſind kein objektive Poeten, die das Rieſenwerk vollbrachten.

Was wir mit Mühe empfangen, iſt nicht ſelten des Empfangens kaum werth. Darum [illegible] nicht ſagen, daß die Unſterblichkeit [illegible] Weibes [illegible]

Das äußere Leben des Dichters iſt gewöhnlich [illegible] ſeines innern.

Wer die Mittelmäßigkeit zum Bürgen ſeines Glückes macht, von dem gilt das Dictum recht eigentlich: er habe nur die Magd, nicht die Göttin [illegible]

Ein [illegible]lich tiefer Sinn liegt in dem Mythun; daß der göttliche Oedipus die Löſung ſeines Schickſals im Hain der Eumeniden finden mußte.

Die Engliſchen Kunſtrichter, die, (nicht beiläufig ſei es geſagt,) durch ihre Verſündigung gegen Shakſpear, einen Hochverrath an der Kunſt begangen haben, der in der Geſchichte der äſthetiſchen Kultur ewig beiſpiellos bleiben dürfte, ſie würden, meine ich, wohl thun, wenn ſie nur fürs Erſte bei ihrem wackern Landsmann John Brown in die Schule gingen, der bei ſeiner freilich nicht vollendeten Theorie der Arzneiwiſſenſchaft, durch die ſtete Beziehung des Einzelnen auf die Geſammtheit, eine Ahndung künſtleriſcher Anſicht bewies, wie wir ſie bei Johnſon, Steewens, Warburton u. ſ. w. keineswegs antreffen, die kaum einen einzelnen Moment, vielweniger einen Total-Organismus aufzufaſſen im Stande ſind.

Haben wir nur mit redlichem Eifer geſtrebt, unſer Leben zu einem Kunſtwerk auszubilden, ſo dürfen wir uns wohl der ſüßen Hoffnung hingeben, daß auch im Tode noch jene hohe künſtleri-

[illegible] über uns kommen werde, mit [illegible] den großen Moment feiern dürfen, der [illegible] zu dem Unendlichen verſammelt.

Hätte der Menſch nicht die Poeſie, hätte er dann wohl — ſich?

Wenn der Menſch erſt keine Thränen mehr hat, ſo hat er allerdings ein fortwährendes Lachen; aber der Himmel bewahre ihn davor.

Für den ſcharf- und tiefſinnigen Menſchen giebt es ſehr viel dunkle und unverſtändliche Bücher, die flachen nämlich und die faden.

Aufgabe. — Iſt das Syſtem, welches Shakspeare's Werke bilden, wie die Progreſſion einer Linie oder cykliſch? oder dürfte im erſten Fall gar nicht von einem Syſtem die Rede ſein?

Auf einem Theatervorhange zu Paris wälzt ſich der gute Shakſpear auf der Erde herum. Das iſt der Witz der Verzweiflung, der, zu einem ſo hohen Grade getrieben, unläugbar ſehr intereſſant ſein muß.

Die ächte Gemeinheit hat mit dem Erhabenſten eine Eigenſchaft gemein — die Unveränderlichkeit; aber man findet ſie überhaupt ſelten vollendet. Sie iſt meiſtens noch im Zuſtande des — Häutens, und daher beſonders ihre gänzliche Unerträglichkeit.

Manche neuere, gar nicht unbedeutende Werke enthalten wenig mehr als ein langes kräftiges „Nein" auf eine unzählige Menge früher gegebene voreilige „Ja's." — Möchte man nur nicht bei dieſem Neinſagen ſtehen bleiben, ſondern auch hübſch das Ja ausſagen da wo es hingehört; ſonſt könnte das Volk leicht zu einem argen äſthetiſchen Proteſtantiſm geführt werden, der nimmer gut thun dürfte.

Die ſchriftſtelleriſche Thätigkeit manches berühmten Mannes beſteht oft in bloßen Verbeugungen gegen A — Z; auf der andern Seite ſieht man aber dafür ein ſtetes, fortwährendes Frappiren. Das erſte führet zur Lethargie, das zweite kann wenigſtens durch die bewirkte momentane Erregung in aſtheniſchen Krankheiten von guten Folgen ſein. Roh iſt indeß das eine wie das andere.

Der Dichter ſoll ſein Werk ohne alle Vor- oder Rückſicht durchaus frei, zur Beſchauung aufſtellen, wie der Mahler ſein Gemälde, daß der Kenner ſich daran erfreue, und der rohe Menſch, deſſen bloßes Anſchauen ſchon verdrießlich fällt, ſchnell daran vorübergehe. Das Lied iſt alt, aber man wird es ewig wiederholen müſſen. Jetzt herrſcht faſt überall Vor- und Rückſicht, Enge, Peinlichkeit, Angſt. Die meiſten modernen Dichter, ſagt ein genialiſcher Schriftſteller, dichten nie, ohne zugleich nach etwas zu trachten. Sie ſchreiben um Geld, faſt einzig um Geld, und ach! ſie müſſen es, wenn ſie nicht dahingehen wollen wie Cervantes und Otway in die unbekannte Nacht, die Poeſie und Religion allein erhellen können, — ſie müſſen den Gegenſtand ihrer Liebe faſt einzig zum Gegenſtande des Erwerbs machen, ſie müſſen ihren Genius, wie einen gutwilligen Affen, von Meſſe zu Meſſe, von Jahrmarkt zu Jahrmarkt, dem gaffenden Volke zur Beſchauung vorführen, um des Lebens willen, das ſie doch eigentlich ſchon halb aufgegeben haben, ſie müſſen die Flügel ihres Pegaſus zerrupfen, um das Deckbette und das Kopfkiſſen damit auszuſtopfen, weil ſie ſonſt kein Nachtlager haben. — Man ſollte dieſen Gedanken nicht zu Ende bringen, aber er drängt ſich auf, wenn man um ſich herſieht.

[illegible] Nur mit Schmerzen gebiert die Mutter das Kind, nachdem ſie es neun lange Monate an ihrem Herzen getragen und mit dem köſtlichſten Herzblut genähret hat. Aber die Schmerzen ſind ſüß, und das köſtlichſte weihet ſie gern hin dem geliebten Weſen. — Und doch giebt es noch ſo manche thörichte, kalte Menſchen, die es gar ſeltſam finden, wenn der Dichter geſtehet, es haben ihm das Werk der Sorgfalt und der Anſtrengung viel verurſacht, es ſei ihm manche lange Winternacht dahingegangen ohne Schlaf, bei dem langſamen Reifen des Gedichts. Freude und Schmerz wechſelten in ſeinem Herzen, Lächeln und Thränen wechſelten in ſeinem Antlitz bei der Bildung der einzelnen Theile zu dem groſſen Ganzen. Jetzt erſt, da es vollendet iſt,

iſt der Schmerz verſchwunden, und die Thränen, von Freude nur und Lächeln ſind einheimiſch bei ihm geworden. Jetzt überblickt er es noch einmal, und ſieht, wie ihn jener frühere Schmerz nicht verleitete zur Verzagtheit, jene frühere Freude nicht ausartete in Hochmuth, der nie die religiöſe ergebene Stille im Gemüth des Dichters unterbrechen möge „mit voreiligem Jauchzen,“ das die Nemeſis reizt. — Aber nun geſteht es auch der Dichter gern, was ihm das Werk gekoſtet habe, ja es vermehrt ſein angenehmes Gefühl, es recht aufrichtig zu geſtehen, ſo wie [illegible] vom glücklich beendigten Kampf gar wohl erzählen darf, daß ihm während deſſelben oft bang ums Herz geworden ſei. — Und iſt nicht der Kampf des Dichters gegen tauſend Anfechtungen von außen und innen bei weitem mühevoller als der Kampf des Menſchen mit dem Menſchen, der Waffen mit den Waffen? — Wie oft wird nicht der exaltirte Geiſt des gottgeweiheten Poeten durch des Körpers feindliches Bedürfniß und durch der Glieder ewig neue Schmerzen herabgezogen in die trübe Luft der umgebenden rohen Welt? — wie oft verſinkt nicht ſelbſt der Geiſt, der ſich allein im Anſchauen des Göttlichen verlieren ſollte, in Ermattung, — und verfällt in die Anfechtung des

Teufels? *) — und, nun da dieſe Gefahren alle beſtanden, die Anfechtungen alle überwunden ſind, jetzt, da das Werk vor ihm ſteht, rein ausgebildet und den ewigen Lettern anvertraut, (die der wackere Sinn des ächten Dichters nicht ohne Rührung betrachten kann, während der gewöhnliche Menſch ſich nichts weiter dabei denkt, als daß ſie eben — gedruckt ſind,) jetzt wollen wir ihn gar gern noch einmal in die Vergangenheit zurückbegleiten, um uns den Genuß des Gefühls, daß das Werk wirklich geworden iſt, durch die Erinnerung an die Zeit, wie es ward, noch zu erhöhen ſtreben.

Geſpräch.

A.

Wirſt du denn ewig ſtreben, raſtlos Stürmender? — Hinter jenen Bergen, die ſo neblig

---

*) Man erinnere ſich bei dieſem Wort, das jetzt unter uns verloren iſt, an die Bedeutung, die es bei unſern ehrwürdigen Vorfahren, und inſonderheit bei dem trefflichen Luther hat, und man wird mich ent-

blau aus der Ferne hervorragen, wirſt du nichts anderes ſinden, als was du hier haſt. Dort ſiehſt du auch nach Bergen hin, die dir aus der neblig blauen Ferne zu winken ſcheinen. Und immer weiter und weiter zieht dich der geheimnißvolle Ruf, und immer höher und höher ſteigt deine Sehnſucht, und immer tiefer und tiefer ſinkt die Hoffnung und die Kraft. — Werde häuslich, wirf dieſe Plane hinweg, gehe in dich — löſe die Zügel!

B.

Laß mich, Grübler, ewig ſtreben. Glaub' ichs anders hinter jenen Bergen, ſo iſt es ſo. Nicht zählen will ich mein Leben nach dem Schlag der Uhr, der nur der Arbeit tönt und die Freude verſpottet. Laß immerhin den Thautropfen dort in jener Roſe ſchneller verfliegen, wenn ſich die Sonne in ihm ſpiegelt: hat er doch gelächelt in ihr. Laß ihn mich immer weiter und weiter ziehen den geheimnißvollen Ruf. Endlich komm' ich doch dahin, wo die Sehnſucht ſchlummert bei der Liebe. — Flieget ihr Roſſe!

ſchuldigen, wenn ich mich keinesweges entſchuldige, daß ich dieſes Wort gebrauche.

Der Witz ſoll nach weiter gar nichts ſtreben, als... wahrhaft witzig zu ſein. Er wird dies aber nicht ſein können, ſobald er überhaupt einen Zweck hat, der ſich nicht mit dem reinen Spiel, als ſolchem, verträgt. Es kümmert ihn deßhalb auch nicht beſonders, womit er ſpielt. Die Materie iſt ihm nichts Bedeutendes, die Form alles. Ob er ſich an Sokrates und Euripides oder an einem Sykofanten und Paraſiten übe, gilt ihm ziemlich gleich. Er nimmt die Gegenſtände, wie ſie ihm kommen. Er wird niemals eine Meinung beſtreiten, ſondern ſie nur immer mit etwas Lächerlichem umgeben wollen; ja der wahrhaft witzige Menſch — (wenn man ihn nicht etwa auf dieſem Standpunkte der Ausbildung und poetiſchen Beweglichkeit lieber „ironiſch“ nennen wird) — wird oft gerade die Dinge am liebſten durch eine komiſche Antitheſe parodiren, denen er von ganzem Herzen beiſtimmt. Jede Furcht vor einem Misverſtändniß iſt ihm fremd. — So ſcherzte z. B. der wackere Hans Sachs in ſeinen Faſtnachtsſpielen mit alten, rührenden Geſchichten, und er durfte es ohne Furcht thun, eben weil auch das Heilige durch keinen Scherz, wenn es nur ein wirklich ſcherzhafter Scherz iſt, an Würde verlieren kann.

Wenn es mir gelungen ſein ſollte, durch die Ideen über das Weſen des Romantiſchen, welche ich in den Muſikaliſchen Fragmenten mittheilte, einiges Intereſſe für dieſe oft ſehr ſchwankend angedeutete Dichtungsart erregt, und die Harmonie derſelben zu der Idee der Oper dargethan zu haben: ſo wird man es vielleicht nicht ungern ſehen, wenn ich, in Beziehung auf jene Muſikaliſche Poeſie, noch einige Worte über den Dichter rede, aus deſſen Werken ſich ein bedeutender Theil jener Ideen abſtrahiren läßt. Ich meine Gozzi, den man nicht ſo ſchnell verlaſſen kann, wenn man ſich erſt einmal mit ihm befreundet hat. Die blühendſten Gegenden, die ſeine Fantaſie vor der unſrigen ausbreitet, die leicht beweglichen Geſtalten, die ſich mit Südlicher Grazie und unbefangenem Ebenmaaß vor unſerm Auge bewegen, die wunderlichen Situationen, die ſich auf die angenehmſte Weiſe ſo leicht und doch ſo bedeutend wechſelſeitig parodiren, alles das hat mir ſchon ſo manche ergötzliche Stunde bereitet, daß ich meinen Dank dafür den Manen Gozzi's nicht anders darzubringen weiß, als durch das Streben, auch andern dieſen Genuß zu verſchaffen. Eine genaue Bekanntſchaft mit ihm, eine Uebertragung ſeiner Werke als muſikaliſche Dramen (Schauſpiele mit Geſang, der ohnehin ſchon ganz in ihnen liegt) für unſre Bühne könnte wahrlich nicht anders als höchſt erſprießlich für dieſelbe ſein, und würde ihr einen Schwung geben, deſſen ſie, wie man faſt kühnlich behaupten darf, zu Zeiten entbehren ſoll.

Ich zweifle, daß irgend Jemand könne gefunden werden, der eine noch tiefere und determinirtere Verachtung gegen die unter uns Deutſchen noch immer gar nicht ſeltene Ueberſchätzung des Auslandes empfinden könne; allein, wenn von der Kunſt, als ſolcher, die Rede iſt, müſſen nothwendig jene Anſichten des nationellen Gefühls verſchwinden, und die Produktionen des genialen Individuums erſcheinen nur als Produktionen der Genialität im Allgemeinen. Aber auch auf jenem Standpunkte der nationellen Abſonderung werden wir der Wahrheit die Ehre geben, und geſtehen müſſen, daß Deutſchland nur ſehr wenige, faſt möcht' ich ſagen, nur zwei Dichter beſitzt, deren romantiſche Dramen mit Gozzi's muſikaliſchen Mährchen wetteifern dürfen, oder ſie wol gar übertreffen ſollten (wie dies allerdings in Hinſicht der zartern Ironie und der höheren Gediegenheit des Ganzen bei einigen Göthe'ſchen Schauſpielen der Fall iſt). Zum Glück gehört auch Gozzi zu den Dichtern, die nicht bloß für eine gewiſſe Nation und für eine gewiſſe Zeit ſchrieben, ſondern für alle Nationen und für alle Zeiten, ſo lange noch nicht, wie es in einem lieblichen Lied vom Frühlinge heißt:

„— Roſe, ſüß Roſe die Blätter neigt,
Nachtigall mit allen Tönen ſchweigt,
Die Küſſe ſind im Thal verblüht,
Dichtkunſt nicht mehr durch die Zweige
zieht." —

Noch neuerlich hat Schiller zu den ſo mannigfaltigen Verdienſten, die er ſich bereits um die äſthetiſche Erziehung ſeines Vaterlandes erworben, [illegible] das hinzugefügt, einen Dichter wieder aus der Vergeſſenheit hervorzurufen, in die er ſeit einiger Zeit geſunken war. Er gab uns die Turandot, für die Bühne bearbeitet; allein, ſo ſehr wir ihm auch für dieſe Uebertragung zu danken Urſach haben, ſo ſind doch Gründe da, zu fürchten, daß dieſes Schauſpiel, in welchem ſich Gozzi ſelbſt Feſſeln anlegte, nicht viel dazu beitragen werde, ihn unter uns einheimiſch zu machen, Gründe, die ich an einem andern Orte mitgetheilt habe. Ich glaube daher auf Beiſtimmung rechnen zu dürfen, wenn ich hiemit ein anderes Schauſpiel des vortrefflichen Gozzi, für die Bühne bearbeitet, ankündige. Es iſt die „Zobeis Prinzeſſinn von Ormus", ein

Trauerſpiel, deſſen Stoff er aus Arabiſchen Novellen gezogen, und unter dem Titel einer tragodia Fiabesca herausgegeben hat. Es iſt reich an großen und bedeutenden Situationen, an wunderbaren, pathetiſchen Scenen. Die vielfach verſchlungene Handlung ſchreitet raſch vorwärts, und entwickelt ſich auf die leichteſte befriedigendſte Weiſe. Die Charaktere ſind zum Theil nur mit wenigen Zügen hingeworfen, doch ſtehen ſie vor uns in lebendiger Klarheit; — in dem Tragiſchen iſt Fülle und Kraft, und das Komiſche ſchlingt ſich mit ſolcher Leichtigkeit in daſſelbe, daß wir wol gar zuweilen dabei an die unnachahmliche Kunſt Shakſpears erinnert werden. Eben deßhalb iſt es ein romantiſches, oder, wenn man lieber will, ein fantaſtiſches Trauerſpiel. So wie es Gozzi gegeben, eignet es ſich keinesweges für die Bühne; denn oft würde das, was in der Idee wohl reizend oder rührend ſein mag, durch materielle Darſtellung empörend oder gar widerlich werden. Wir ertragen nun einmal keine Kühe, Zügen und Hündinnen auf unſern Bühnen, und ich werde deshalb manche Gattung des Wunderbaren in dieſem Stück mit anderm vertauſchen müſſen; doch darf ich mit Beſtimmtheit verſprechen, daß dem Dichter keine wahre Schönheit wird entzogen werden, denn ich ehre ihn zu ſehr, um auch nur den Schein einer ſolchen Sünde auf mich laden zu wollen.

Unſer Publikum iſt, durch ſo manches mislungene Streben nach dem Wunderbaren, von dem wahrhaften Wunderbaren entfremdet worden; ich glaube deshalb wohl zu thun, wenn ich daſſelbe mit Muſik zu vereinigen ſuche; denn außer jener Rückſicht beſtimmen mich auch noch höhere hiezu. Es fehlt dieſem Schauſpiel an Muſik — und doch ſie iſt ihm nothwendig. Ich werde es deshalb ein Trauerſpiel mit Geſang nennen, und ich wünſche ſehr, einen [illegible] bedeutenden Muſiker zu veranlaſſen, die Compoſition der Geſänge und Chöre zu übernehmen. Vielleicht darf ich hoffen, daß man dieſes Stück in Deutſchland eben ſo freundlich aufnehmen werde, als man es einſt in Italien aufgenommen hat. Es wurde zum erſten Male zu Turin (am 10. Auguſt 1763) und nachher, in demſelbigen Jahre, neunmal zu Venedig mit allgemeinem Beifall aufgeführt, und auch nachher, als der erſte Reiz der Neuheit verſchwunden war, ſah man es noch immer mit gleicher Wärme wieder erſcheinen.

II.

Kritiſche Notizen.

Einige Worte über Jean Paul.

Unſre genialen Autoren und ihre Schriften haben oft ganz beſondre Schickſale. Nehmen wir hier nur Ein Beiſpiel — Jean Paul. Im Jahre 1783 erſchienen ſeine „Grönländiſchen Prozeſſe", ein zwar unreifes, doch keinesweges talentloſes Produkt; aber es war nicht die Rede davon, weil es weder empfindſam noch roh war. Sechs Jahre darauf trat die „Auswahl aus des Teufels Papieren" an das Licht, oder vielmehr in die Nacht der Buchladen; denn aus dieſen ſtaubigen Kerkern ſcheint es eben nicht hervorgekommen zu ſein, bis es endlich den Weg in noch finſterere Laden antreten mußte. Vermuthlich las man es nicht, aus gegründeter Beſorgniß, es könne wol gar Witz darin ſein, wovor man einiges Grauen zu empfinden pflegt. 1793 erſchien endlich ſeine „unſichtbare Loge", ein Werk, worin der herrliche rüſtige Humor für die meiſtentheils misglückte, oft ſehr weiche Empfindſamkeit reichlich ſchadlos hält. Aber man las es wieder nicht, ich weiß nicht aus welcher

Furcht. Endlich erſchien eine Recenſion davon in der Allg. Lit. Ztg. und bald nachher eine andere vom Heſperus. Da begann denn nun einiges Reden und Schreien über, für, und wider ihn, bis denn endlich ſogar die nicht zu haſſende Vergötterungsperiode eintrat. Beſonders nahmen ihn die Frauen in Schutz, weil ſie denn doch von ihm mit zierlichern Händen berührt wurden, als den meiſten deutſchen Romanenſtellern eigen zu ſein pflegt, welche auch auf die Virtuoſität in der Zierlichkeit eben keinen Anſpruch machen, ſondern nach viel höhern Dingen (Mord, Todſchlag, [illegible] und Liederlichkeit der Helden und Hel[illegible]) in [illegible] Romanen ſtreben, wo[illegible] die Zierlichkeit in den Hintergrund treten muß. Allein außer jener höhern Feinheit im Allgemeinen hat Richter mehr durch einzelne treffende Bemerkungen über das geſammte Geſchlecht, als durch rein durchgeführte Zeichnungen ächt weiblicher Charaktere jenes Anſehen unter den leſenden Frauen bekommen, das er auch zum Theil noch beſitzt. Nun wurde denn endlich das Evangelium verkündet, er allein ſei der wahre Dichter der Empfindung, der Humanität, der allgemeinen Menſchenliebe, und wer daran nicht völlig glauben wollte, gegen den hörte man mit der Empfindung, Humanität und Liebe auf, oder ließ ſie ihm wenigſtens in ſehr geringen Portionen zukommen.

Der Siebenkäs vollendete auch bei den gebildetſten Kritikern ſeinen Triumph, und in der That, man wird geſtehen müſſen, daß dieſer Roman noch immer als einzig in ſeiner Art daſteht, daß weder England noch Frankreich ein Buch wie dieſes aufzuweiſen habe. Der Witz darin hat die ſeltne Eigenſchaft, recht eigentlich witzig und der Humor recht eigentlich humoriſtiſch zu ſein. Mit ſeiner Kunſt iſt er in das Weſen der Perſonen ſelbſt hineingelegt, darum erſcheint er denn auch — wie dies in manchen andern Werken Jean Pauls der Fall iſt — keinesweges einzeln, ſondern als ein geründetes, mit üppiger Freiheit und genialiſcher Kraft ausgebildetes Ganze. Um von dem Weſentlichen der charakteriſtiſchen Poeſie, die dieſen Roman bezeichnet, nur eines zu erwähnen, ſo iſt das Verhältniß des Siebenkäs zu Leibgeber ſo herrlich und rein gedacht und ausgeführt, daß es bei einer Vergleichung mit dem des Karlos und Poſa, ja ſelbſt mit dem des Wallenſtein und Max gewiß nicht verlieren könnte. Auch der Schulrath Stiefel, deſſen Verhältniß zu Lenetten als der bewußtloſe Gegenſatz gedacht werden dürfte, iſt ſo neu, ſo lebendig, ſo ächt Deutſch dargeſtellt worden, daß man gar nicht nöthig hat, die Erinnerung an die hundert und wieder hundert misglückten Verſuche, in hundert und wieder hundert andern Romanen ein ſolches Bild aufzuſtellen, zu Hülfe zu rufen, um ſich den Genuß dieſer trefflichen Darſtellung zu erhöhen. Schade daß das Werk mit einigen Ueberflüſſigkeiten überladen iſt, und durch Nataliens thränenreiche Weichheit im dritten Theil ein wenig herabgezogen wird, ſonſt könnte man es mit Fug und Recht ein durchaus vollendetes Kunſtwerk nennen. Indeſſen iſt es gar leicht, ſich dieſe wenigen Störungen hinwegzudenken; mich wenigſtens würden dieſe Kleinigkeiten niemals hindern, das Werk zu meinen traulichſten Hausgöttern zu rechnen, die ich ſtets mit neuer Liebe betrachte.

In dieſem Werk iſt denn auch ſchon die Andeutung zu der tiefern und kräftigern Sentimentalität, die ſich im Titan zu entwickeln ſtrebt. Dieſes letztgenannte Buch hat das ſonderbare Misgeſchick erlebt, daß, eh es noch erſchienen war, ſehr viel davon geredet wurde, und jetzt, da bereits 3 Theile davon gedruckt worden ſind, faſt keine Seele darüber ſich vernehmen läßt, und vielleicht gerade deshalb, weil der Prodromus [illegible] ein wenig zu viel und zu deutlich davon [illegible] Freilich läßt ſich jetzt, da das Werk noch nicht vollendet vor uns liegt, kein beſtimmtes

Urtheil darüber ausſagen, was ohnehin nicht eben von der Hand geſchlagen werden dürfte; aber es wird gar wohl erlaubt ſein, die hohe Achtung und Liebe zu erkennen zu geben, auf die ein ſolches Buch Anſpruch machen darf.

Der erſte Band, deſſen Dicke ein wenig über die Gebühr geht, ſcheint dem ganzen Buch geſchadet zu haben. Man hat die Expoſition faſt langweilig gefunden, und nachdem man mit dieſem soidisant Urtheil ſchnell fertig worden war, wurde man vermuthlich mit dem Entſchluſſe noch ſchneller fertig, die andern Theile eben gar nicht zu leſen. Weitläufig mag man jene Expoſition ſchon eher nennen, wenigſtens iſt ſie zu gründlich, und ſcheint in der That auf 20 Bände hinzudeuten, von denen J. P. ſelbſt einmal im Scherz redet, bis nun endlich in einigen Intelligenzblättern ſehr ernſtlich iſt verkündigt worden, daß ſchon der vierte Band das Werk ſchließen werde. Für die kleine Ungeduld, deren man ſich bei den langen Anſtalten, die Dekorationen und Theaterkleider herbeizuſchaffen, nicht erwehren konnte, ſieht man ſich indeß reichlich genug belohnt, wenn das Stück ſelbſt beginnt. Albanos anfängliche Weichlichkeit, die ihm einige Familienähnlichkeit mit dem Viktor gab, wie er zu Ende des zweiten und im ganzen dritten Theil des Heſperus iſt, das Liebäugeln mit den eignen Empfindungen und andere halbgenialiſche Unarten verlieren ſich ſchnell, und er ſteht bald als ein kräftiger, geſunder und wackerer Jüngling vor uns. — Lianens Thränen könnten weniger reichlich gegeben ſein, aber es ſind denn doch keine gemeine Thränen, und der Spott dagegen kann als eine Witzübung ganz artig laſſen, aber weiter iſt er denn doch auch nichts. Ihr Tod iſt ſo rein, ſo zart, und zugleich auch ſo erhebend dargeſtellt, daß man ſie, wie den Egmont, in einem Triumphwagen, den die ſüßen Töne bilden, oder in [illegible] Verhülle, wie die Lieblinge der Götter, unter [illegible] [illegible] [illegible], zum Himmel hinaufſchweben zu ſehen glaubt. — Schoppe iſt der alte herrliche Leibgeber, nur etwas älter geworden, aber als ſolcher ſo glücklich geſchildert, daß man ſich nur nach der Vollſtändigkeit ſehnen kann, die ihm der vierte Band ohne Zweifel geben wird. Die Scenen im Italieniſchen Keller erfüllen unſre Bruſt mit der ſchauerlichen Ahndung, daß auch ihm ein wunderbares Schickſal nahen werde. Schon ſeine Verliebtheit ſcheint dies anzudeuten. Die ſeltſamen Worte, die der Menſch mit dem hüpfenden Geſicht im Keller zu ihm ſpricht: „In 15 Monaten ſeid ihr wahnſinnig worden, Spaßvogel!“ ergreifen den Leſer faſt mehr noch als Schoppen ſelbſt. Es iſt von wahrhaft tragiſcher Wirkung, wie ihn hier zum erſten Male ſeine Scherze und ſein Bilderreichthum verlaſſen; denn wir ahnden es, daß nun auch dieſer in herrlicher Rüſtigkeit leichthin lebende Menſch einer dunkeln Gewalt anheimfallen werde.

Es giebt Charaktere, von denen es anfangs ſcheinen könnte, als weigerten ſie ſich jeder Zeichnung, oder vielmehr als weigere die Poeſie ſich ihnen, weil ſie ſich von der ſchönen Begränzung des Lebens, im Leben ſelbſt ſchon losgeſagt haben, und in einer ſchwülen Luft, weit ab von Schönheit und von Wahrheit, im irren Streben nur verflattern. Ein ſolcher Charakter iſt Roquairol, einzig — man darf es mit Beſtimmtheit ſagen — einzig gedacht, einzig ausgezeichnet. Gleich bei ſeinem erſten Auftreten fühlen wir die Nothwendigkeit, daß er werde zu Grunde gehen müſſen, und es ſcheint, als ſähen wir ihn auch nachher noch immer nur mit dem Hipokratiſchen Geſicht, das er als Maske gewählt. Sein Verhältniß zu Rabetten hätte vielleicht mimiſcher gehalten werden können, aber dann würden wir wahrſcheinlich jenen Brief verloren haben, der den ganzen Charakter entfaltet, eben weil er hier ſelbſt zu ſich ſelbſt hintritt. Hie und da wird man vielleicht einwenden, ein ſolcher Menſch falle denn doch wol weniger einem Poeten, als einem moraliſchen Anatomen anheim, welcher denn auch das corroſiviſche Gift noch deutlicher nachweiſen könnte, als es dem Dichter möglich iſt; man ſoll indeß dabei nicht vergeſſen, daß man ihn dann nur als etwas einzeln Gegebenes betrachtet, und mit unerlaubter Freiheit den Rhythmus des Romans ſelbſt aufhebt, der ihn allein zu einem poetiſchen Charakter bilden konnte. Wie das geſchehen, läßt ſich nicht nachweiſen, denn nur auf das Ver[illegible] kann man hindeuten, und ſagen: Hier oder dort [illegible] der Irrthum.

Durch jenen Brief nun hat der Charakter eine Vollſtändigkeit gewonnen, die ihm bis dahin noch mangelte. Ueber ſeinen künftigen Untergang iſt nun gar kein Zweifel mehr, und ſo fällt er denn auch gänzlich in das Gebiet der Tragödie, welche niemals Neugierde weder erregen noch befriedigen wird.

Albanos Vater iſt ganz wie er ſein ſoll, eine zugeſchloſſene fertige Welt, die nichts mehr in ſich aufnimmt.

Leute wie Lianens Vater hat Jean Paul ſchon öfters con amore geſchildert; doch trifft man auch bei dieſem noch manches Neue, und anziehend Neue. Sonſt müſſen dergleichen Hofleute bei unſern Romandichtern nothwendig zu Maſken werden, wie Truffaldin, Pantalon u. ſ. w. bei Gozzi.

Ueber die Darſtellung der weiblichen Charaktere läßt ſich nur nach beendigtem Ganzen etwas Beſtimmtes ſagen.

Ein Fragment über Fragmente des Göttingiſchen Muſenalmanachs für 1803.

Noch immer können wir es nicht laſſen, die wackere altväterliche Einfalt, die ſich in ihrer kräftigen Kürze ſo wohl gefällt, durch moderniſirende Weitſchweifigkeit zu verwiſchen. So hat ein Hr. Mſ. die bekannte Anrufung an den Schlaf von Meibom alſo gegeben:

Leichter Schlummer, obwohl des Todes getreueſtes Abbild,
Dennoch verlangt mich nach dir, trauter Genoſſe der Nacht!
Holdeſte Ruh', erſehnte, o komm! denn ohne das Leben
Leben, und ohne den Tod ſterben, wie iſt es ſo ſüß.

(S. XIII. des genannten Almanachs.) Wie lieblich klug iſt es nicht, wie es vor dieſer ſogenannten Verbeſſerung hieß:

Süß iſt es, ohne Leben ſo zu leben,
Süß, ohne Tod ſo todt zu ſein.

Dieſer Almanach zeichnet ſich indeß nicht wenig zu ſeinem Vortheil aus vor ſeinen meiſten Mitbrüdern, beſonders hat ein Hr. R. einige ſehr bedeutende Epigramme geliefert, wovon ich mich nicht enthalten kann, eines auch hier mit einzuflechten:

Die Antiken zu Paris.

„Göttliche Mutter, Zerſtörung drohen Barbaren;
Oeffne den heiligen Schooß, der uns einſt rettend verbarg!“ –
„Flehet Unmögliches nicht, ihr Götter! Denn öffn' ich die Arme,
Sinkt nicht mit euch herab dieſes entweihende Volk?“

Sicher wird man über dieſe kräftigen Zeilen von der Abgeſchliffenheit die Meinung zu hören bekommen, daß es ſich denn doch nicht eben zieme, alſo in Zorn zu gerathen, ſondern daß man ſich in die Nothwendigkeit ergeben müſſe, welches ja ohnehin bei ſolchen nugis, wie Antiken und andere ſolche Ergötzlichkeiten ſeien, nicht ſchwer fallen könne. Kurz: Man möge doch endlich einmal ſanftmüthig werden. Ganz recht, ſanftmüthig ſoll man ſein; aber die wahre ächte Sanftmuth, die heilige meine ich, erſcheint nicht ohne jenen wahren, ächten Zorn, den heiligen, und in der Poeſie ſind ſie beide verſchmolzen.*) Wer dieſes poetiſchen Zorns nicht fähig iſt, der brüſte ſich immerhin mit Gelaſſenheit und Sanftmuth: — das, was er ſo nennt, iſt nichts als erbettelte Beſchwichtigung, oder dürftige in ſich ſelbſt aufgelöſte Wehmuth: kraftloſe Herzensarmuth. — Auch das Epigramm: die Galläpfel, von eben dieſem Verfaſſer, enthält eine nicht unbedeutende Wahrheit, und iſt beſonders in unſrer Zeit, wo man nur zu oft jedem rüſtigen Witz ein unächtes Prinzip unterzuſchieben pflegt, an ſeiner Stelle; doch ließe ſich die Künſtlichkeit deſſelben tadeln.

Jammerſchade, daß aber auch dieſer Almanach, deſſen Herausgabe wir der geſchätzten Dichterinn Sophie Mereau verdanken, durch manches Mittelgut, und durch einige — Sachen entſtellt wird, die man ſchlechthin erbärmlich nennen darf. So hat denn auch ein traurig fleißiger Herr, den ich gar nicht nennen mag, zu ſeinen poetiſchen Sünden noch 3 neue hinzugethan, die man ihm nur dann vergeben kann, wenn er feierlich angeloben will, die Feder nie wieder zu ergreifen.

---

*) Später als dieſer Almanach fiel mir das Beckerſche Taſchenbuch in die Hände. Hier ſpricht auch Schiller ein edles zürnendes Wort über dieſen Gegenſtand, das hoffentlich einen bleibenden Eindruck in der Bruſt jedes ächten Deutſchen machen wird.

Zwei Worte über Hrn. Collins Regulus.

Das Schickſal, von dem man ſchon häufig nicht ohne Grund behauptet hat, daß es Ironie liebe, beſonders die der derbern Art, waltet oft gar wunderlich bei dem Empfang der neuern äſthetiſchen Produktionen. Manche Bücher, denen die Buchdruckerpreſſe nicht erſt den Tod zu geben braucht, weil ſie ſchon a priori todt waren, nehmen gutmüthige Recenſenten auf ihren warmen Schoos, und hauchen ihnen unter dem Lärm einiger Blasinſtrumente ſcheinbares Leben ein, abſtruſe Werke, denen nur der gefällige Buchbinder die einzig mögliche Form geben kann, werden für angenehme, dem Gefühl wohlthuende Erzeugniſſe erklärt, ſollte auch an ihnen nichts weiter angenehm und dem Gefühl wohlthuend ſein, als das geglättete Velinpapier, worauf ſie gedruckt ſind. — Andere Werke, die man faſt göttlich nennen könnte, wäre nur dies Wort nicht durch zu häufigen Gebrauch in Miscredit gekommen, werden vornehm ignorirt, und weil ſie ſich ſonſt von jedem Staube rein erhalten haben, ſo erkennt man ihnen, damit ſie nicht gar zu hochmüthig werden, den Staub der Makulaturkammer zu; oder, wenn man ſchon gutmüthiger iſt, ſo macht man es mit ihnen, wie die Franzoſen mit Haydn's Schöpfung: Man erklärt ſie in Gottes Namen für göttlich, aber — langweilig, und diſpenſirt ſich ſo vom Leſen und Studiren derſelben.

Das Buch, deſſen ich hier erwähne, gehört weder zu der erſten noch zur letzten Klaſſe, doch hat es theils durch ſich ſelbſt, theils durch das bizarre Glück, das es erlebte, die Aufmerkſamkeit manches Kritikers rege gemacht. Zuerſt inkommodirte man ſogar den Hamburger Correſpondenten, welcher dem ſtaunenden Deutſchland bekannt machen mußte, ein junger Dichter in Wien habe ein Trauerſpiel geſchrieben, welches ein gar vortreffliches, vollendetes Werk ſei, wozu man ſich ſchon im Voraus Glück zu wünſchen habe; und allerdings hätte man das auch thun müſſen, da es ſeit Shakſpear, Cervantes und Göthe etwas Unerhörtes ſein ſoll, daß ein junger Mann ſogleich mit einem vollendeten chef d'Oeuvre debütirt. Da es indeß doch immer wenigſtens denkbar war, daß es dem Himmel noch einmal gefallen könnte, uns einen neuen Shakſpear, Cervantes und Göthe zu ſchenken, ſo mußte man hoffen und harren, und ſich billigerweiſe in Geduld ergeben, bis das Werk durch den Druck bekannt gemacht würde. Indeſſen ließ ſich gar bald (wenn ich nicht irre: noch vor dem Druck) in einer vielgeleſenen Zeitung eine Stimme [illegible] keineswegs in das Conzert des Lobes einſtimmte, ſondern, nicht unverſtändlich, dem größten Theile deſſelben ein klares Nein entgegenſetzte. Sie brachte bei, der Verfaſſer ſei, weit entfernt, auf dem rechten Wege zu wandeln, eigentlich noch auf gar keinem, er ſchwanke irre umher, ſtrebe bald ohnmächtig herauf zu Shakſpear, bald neige er ſich herab zu — * *; welches Manoeuvre mir anfangs gar zu unwahrſcheinlich vorkam, da wol jede menſchliche Natur dabei außer Athem kommen müßte. Der Streit wurde mit einigem Echauffement geführt, bis man deſſelben zuletzt ganz überdrüſſig geworden zu ſein ſcheint, da auch das Publikum keinen beſondern Theil daran nahm.

Mir iſt dieſes neue Trauerſpiel nicht vielſmehr als ein Verſuch des noch nicht gereiſten grammatiſchen Verſtandes, die Grammatik zu vergeſſen und die Poeſie — zu lernen. Vielleicht wäre es beſſer, wenn der Verfaſſer ſeine Anlage zu jener Verſtändigkeit weiter kultivirte, welches ihm aber nur dann gelingen würde, wenn er das Meiſte von dem, was er bisher über Poeſie gedacht zu haben ſcheint, vergäße. Seine Helden ſind leidliche Kopien guter Originale — nur ſchade, daß überall hypochondriſche Aengſtlichkeit ſichtbar iſt — ſeine Frauen ſind kaum als Kammermädchen der ſentimentalen Frauen in Jean Pauls frühern Werken gut genug. Sein Styl hat eine gemachte Eleganz, ohne gebildet zu ſein, denn auch das feinpolirte Engliſche Zinn wird nie auch nur das roheſte Silber. Der Verfaſſer hat Jamben gewählt, vielleicht aus keiner andern Urſache als aus der, warum ſich Malvolio in Shakſpears „Was ihr wollt“ die Kniebänder ſo ſonderbar aufbindet, und das „M, O, A, I, iſt meine Wahl“ mag auch ihm wol ganz lieblich geklungen haben. Einige Scenen ſind ihm ganz wohl geglückt, aber hinterher wird er dann gleich wieder ermattet. Eine Menge kritiſcher Rückſichten gehen durch das Stück hin, und laſſen den Leſer nicht aus den Augen. Die Sentenzen, mit denen das ganze Stück ſehr reichlich übergoſſen iſt, erinnert an den Seneca, den Hr. Colin, was Politur und Glätte anlangt, übertrifft, dem er aber doch an Kraft und Fülle der Gedanken weichen muß. (Ich erwähnte dies bereits in einer Anmerkung zur Einleitung meiner Ueberſetzung der Senecaiſchen Trojanerinnen.)

Am beſten gehalten iſt noch der Regulus ſelbſt, er hat allerdings etwas Römiſches, doch muß man dabei die Redſeligkeit vergeſſen, mit der ihn der Verfaſſer ausgeſtattet. Wie er zu einer ſo bedeutungsloſen Frau und zu einem ſo [illegible] gekommen, iſt ſchwer zu begreifen. Der Schluß, wo der Fluch über Karthago ausgerufen wird, endet das Stück mit feierlicher Würde.

Das Ganze gleicht einem Gemälde, mit Figuren überladen, an denen bald eine Römiſche Naſe, bald ein Puniſcher Arm recht gut gerathen iſt, aber es fehlt die lebendige Geſtaltung, wodurch das Drama allein zu einem wirklichen Drama werden kann.

Auch die Erfüllung der Pflicht kann lobenswerth ſein in einer Zeit, wo man ſie oft unerfüllt ſehen muß; deshalb ſoll man es denn auch an Hrn. Colin gar wohl rühmen, daß er, wie es ſcheint, die Alten mit Fleiß und Anſtrengung ſtudirt hat, und deshalb läßt ſich auch für die Zukunft vielleicht noch etwas Bedeutendes von ihm hoffen.

Mahomet und Trankret, Trauerſpiele nach Voltaire, von Göthe.

Du, der uns ſelbſt von falſchem Regelzwange
Zu Wahrheit und Natur zurückgeführt,
Der, in der Wiege ſchon ein Held, die Schlange
Erdrückt, die unſern Genius umſchnürt,
Du, den die Kunſt, die göttliche, ſchon lange
Mit ihrer reinſten Prieſterbinde ziert,
Du — opferſt auf zertrümmerten Altären
Der Aftermuſe, die wir nicht mehr ehren?

Wer ruft ſich nicht dieſe Schillerſchen Verſe ins Gedächtniß zurück, wenn er hören muß, daß Göthe ſich zu Voltaire herniedergebückt hat. Göthe, der Dichter des Werther, der Iphigenie, des Taſſo, des Egmont, des Wilhelm Meiſter überſetzt Trauerſpiele von Voltaire, dem Verfaſſer der lahmen Henriade, der gemein frivolen Pücelle? Das Erſtaunen, welches uns bei dieſer Nachricht ergreift, iſt gerecht; aber nehmen wir die Dinge nicht zu ſchwerfällig! Göthe will, (ſo geht die [illegible] d[illegible]ſpieler in der Deklamation üben, Dazu ſind [illegible]'s gefeilte, klingende Verſe gut genug; und ſeine räſonnirenden Phraſen, ſeine — faſt möcht' ich ſagen — breitzugeſpitzten Antitheſen ſchlecht genug. Die Sachen waren einmal geſchrieben, alſo werden ſie dem Druck übergeben. — Das läßt ſich eher entſchuldigen, als rechtfertigen. Indeſſen hat es ſich nun einmal alſo begeben, und es wird durch keine frommen Wünſche rückgängig gemacht.

Es iſt kein Hang zu den ſogenannten natürlichen [illegible], die jene Voltäriſchen Werke mir [illegible] widerwärtig machen; aber das Verkennen jener [illegible] iſt bei V. ſelbſt — zu natürlich. Statt der göttlichen Einfachheit der Griechiſchen Tragödie iſt hier manierirte Magerkeit, die man ſo gern für jene ausgeben möchte; was uns als Philoſophie geliefert wird, iſt nichts als überfirnißtes Allerlei-Räſonnement, ohne Kraft und Gehalt; ſtatt des tragiſchen Pathos finden wir hier verfehlte Epigramme; ſtatt der großen Handlung eine matt fortſchleichende Intrigue, ſo wie denn überhaupt das ganze Stück [illegible] unglückſeligſte Vornehmheit bezeichnet, mit der ſich die Poeſie nun einmal nicht gemein macht.

Einer weitläufigern, detaillirteren Würdigung kann man dieſe Stücke, ſo wie ſie V. gegeben hat, nicht würdig halten; beſonders in unſrer Zeit, die ſich, dem Himmel ſei Dank, ſchon längſt von den Feſſeln der Franzöſiſchen Kerkermeiſter losgemacht hat. Eine andre verdienſtlichere Unterſuchung wäre es, die Vorzüge der Götheſchen Bearbeitung aufzudecken, die ſie (einiger kleinen Nachläſſigkeiten ungeachtet, die man billig für unſchuldige Ironie gegen Voltaire halten ſoll) offenbar vor allen bisherigen behalten muß; allein ich geſtehe gern, daß ich mich nicht dazu aufgelegt fühle, wenn ich ſie gleich a priori zugebe.

Darüber kann indeß wol keine Frage ſein, daß Göthe ſelbſt in den Stunden der Ermattung, in dem Halbſchlummer nach der Mittagstafel etwas Beſſeres liefern könne, als Voltaire hier mit aller Anſtrengung geliefert hat.

Taſchenbuch für das Jahr 1803. Der Liebe und Freundſchaft gewidmet.

Dieſer Kalender hat ſich theils durch berühmte Namen, theils durch innern Gehalt eine ſolche Celebrität erworben, daß es wol der Mühe werth ſein dürfte, einen nähern Blick hineinzuthun, um zu erfahren, ob auch dieſer Jahrgang der Auszeichnung werth ſei, die man, wie es ſcheint, dem vorigen gewidmet hat. — Die Kupfer ſind im Ganzen ſehr ſchlecht gerathen. Das erſte, von Ramberg gezeichnet und von Kohl geſtochen, ſtellt die Erato, den Amor und den Genius der Freundſchaft vor. Die ganze Idee iſt flach, und es hat auch dem ſonſt ſo talentvollen Wiener Künſtler nicht gelingen können, ihr Leben einzuhauchen. Das zweite von Jury und Ramberg ſtellt eine Scene aus der Jungfrau von Orleans [illegible] iſt noch ſo leidlich gerathen, obgleich von eigentlicher Schönheit keine Spur bei ihm zu erblicken iſt; aber an der Johanna hat ſich der Zeichner auf eine Art verſündigt, für die keine Verzeihung möglich iſt. Sie ſieht aus, wie ein im Sonntagsputze unbehülfliches Stubenmädchen, das, man weiß nicht wie, zu einem Schwerdt und Helm gekommen iſt. Ihre Geſichtszüge ſind platt und recht eigentlich gemein. — Auf dem dritten Kupfer ſehen wir ſie, weniger [illegible] eben ſo widerlich und grob wieder, im Geſpräch mit Agnes Sorel, welcher der bezaubernde Charakter ſowohl hier als in der Tragödie ſelbſt mangelt. Auf der vierten Tafel erblicken wir Maria Stuart, indem ſie zum Tode gehk, und den Grafen Leiceſter, in dem Momente, wie er ausruft: „Ich lebe noch, ich trag' es noch zu leben!“ Er ſteht in einer peinlich gedrückten, unangenehmen Stellung, die uns für ihn beſorgt machen könnte, wäre er nicht zu unbedeutend gezeichnet, um dergleichen Sorge zu erregen. Auch liegt in ſeiner Attitüde noch etwas, wovon ich gar nicht reden will und mag, da es der Leſer, der dies Küpferchen kennt, ohnehin nur zu bald errathen wird. Sonſt iſt Alles Außerweſentliche auf dieſer Zeichnung vortrefflich. — Die fünfte Tafel ſtellt die Scene aus dem Wallenſtein dar, wo Thekla zu Max ſpricht: „Trau ihnen nicht, ſie meinens falſch!“ — Koſtüm und Dekorationen ſind leidlich getroffen und gut gezeichnet, aber die Figuren ſind gänzlich mislungen. Der junge Piccolomini hat hier das Anſehen eines guten jungen Landjunkers, in dem kein Falſch iſt, von der edeln Thekla wendet ſich gewiß jeder Zuſchauer weg, um ſeine Phantaſie nicht zu verderben. Ueberhaupt waltet ein unglückliches Geſchick über allen hier gezeichneten Frauen, das ſie denn doch wahrlich nicht verdienen. — Sechſter Kupferſtich: Göthe's Müllerinn — Ungleich beſſer als die vorigen, aber bei weitem nicht würdig des lieblichen Gedichts. — Siebenter: Hüon und Amanda. Wenn hier Ironie ſein ſoll — wie man faſt gezwungen iſt zu glauben — ſo iſt es denn doch eine höchſt un[illegible] und übel ausgefallene, iſt es aber Ernſt mit dieſem Gemälde, ſo bedaure ich den Künſtler, der ſich den Hüon ſo zu denken im Stande war. Es iſt ein Mann von etwa 50 Jahren, in einem recht modernen Nachthabit, von breiten Schultern und feiſtem Leibe, deſſen Ungelenkigkeit eher für einen Sorgeſtuhl als für einen Wolkenwagen ſich eignete. Er ſcheint ermüdet, und nur noch die Pfeife und den Abendthee zu erwarten, um ſich dann zur Ruhe zu legen. — [illegible] Romeo und Julie. Ließen wir [illegible] Liebenden [illegible] an ihrem [illegible] unvergleichlichen [illegible] zu verſündigen. Der Zeichner, der nicht von Shakſpears göttlichen Tragödie entzündet werden kann, dem wäre vielleicht beſſer, wenn er ſtatt des Silberſtifts ein etwas ſchwereres Inſtrument zum Hacken oder Graben ergriffen hätte, oder, wenn er es denn einmal nicht laſſen kann, ſich doch wenigſtens beſchreiben wollte, nur ſolche [illegible] zu übernehmen, die für einen antiromantiſchen Roman oder unmoraliſch moraliſche Erzählungen gehören. — Das neunte Blatt, das eine Scene aus dem Roman: Godwi, darſtellt, iſt noch von allen das beſte, und, wenn auch manches Einzelne die Probe nicht halten ſollte, ſo lob' ich hier doch um ſo lieber, da ich bei den vorigen durchaus nicht dazu gelangen konnte.

Ich habe die Erwähnung dieſer Kupferſtiche nicht überflüſſig gehalten, weil ſie mir zugleich Gelegenheit giebt, von Neuem daran zu erinnern, daß es wol nicht gut möglich iſt, auf einem ſo kleinen Raum irgend eine bedeutende Scene bedeutend darzuſtellen. Porträts oder Landſchaften ſcheinen ſich einzig dafür zu eignen. Fern ſei es übrigens von mir, troß des lauten Tadels der meiſten der hier gelieferten Zeichnungen, die anderweitigen Talente in Anſpruch nehmen zu wollen, die ſich etwa bei einigen der dazu contribuirenden Künſtler vorfinden ſollten; und eben ſo wenig verkenne ich auch die wackern Abſicht des Verlegers, der ſeinen Kalender gern ſo reich ausſchmücken wollte, als möglich.

Nun beginnen die Gedichte und proſaiſchen Aufſätze, obgleich manche Sachen, die, den abgeſetzten Zeilen nach, zu den erſtern ſollen gerechnet werden, zu den zweiten gehören, und manche von den zweiten, ihrem innern Werthe nach, zu den erſtern. Herrn von Knebels: „An der Quelle der Ilm“ iſt ganz in der Ordnung verfertigt. Man findet hier (verſteht ſich, auf dem Papier) die Muſen, den Mänaliſchen Pan, he-

hen Geſang; waldumrauſchten Hügel; einſamen [illegible] Fels, die Ilm „zürnt“ über Kieſel [illegible]; denn wird nicht wenig geſprochen [illegible] Parnaſſus Söhnen, vom delphiſchen Lorbeer, vom Pindus, vom Tmolus, vom lydiſchen Pan, von Ladons ſilbernen Fluthen, u. d. gl. Die [illegible] [illegible] ſind, wie man bereits aus dieſen angeführten Ingredienzen ſehen wird, durchaus nicht geſpart, — (S. „[illegible] Lippe, „hoher Geſang, irdiſcher Preis, entzückende Weiſen, ätheriſche Flur, doppelgeſtalteter Gott, zaubernder Wahn“ u. ſ. w.) — allein dadurch dürfte [illegible] ſelbſt, [illegible] wie eine äſthetiſche [illegible] [illegible], wol ſchwerlich ſeine Anſprüche auf irgend ein epiſches [illegible] geltend zu machen im Stande ſein.

Liebesgeneſung von Sophie B. Eine freundlich milde Novelle, voll Zartheit und Lebendigkeit. Die Gedichte, die durch das Ganze hindurchgehen, ſind wie Blumen hingeſtreut, die den Weg nicht [illegible] laſſen. Der beſchränkte Raum dieſer Blätter geſtattet mir nicht, mehr als eine Probe zu geben, wozu ich um ſo lieber ein Sonett gebe; weil es ein wirkliches iſt, kein [illegible], womit ſo mancher Schweißbe-[illegible] [illegible] [illegible] hilft.

Geliebtes Kind, hör meine Stimm' erſchallen!
Es ſoll mein Rufen durch dies Waſſer dringen,
Die Wellen bitt' ich, dich zu mir zu bringen,
Daß ich dein Auge ſeh', und hör' dein Lallen.

Wie lieb und ſüß iſt mir dein Bild vor allen!
Wie lieb und ſüß wird deine Stimme klingen!
Könnt' ich dich nur, geliebtes Kind, umſchlingen,
Zu mir dich ziehn, zu dir herniederwallen.

Ach! oft ſchon iſt dies Wort von mir geſprochen,
Doch hat kein Gott, kein Sterblicher Erbarmen:
O könnt' ich ſterben, dürft' ich untergehen!

Vor Sehnſucht iſt mir Muth und Herz gebrochen,
O gebt den Sohn zurück den Mutterarmen,
In meinen Thränen laßt mein Kind mich ſehen!

Was den erzählenden Styl der Verfaſſerinn betrifft, ſo geſteh ich zwar ſehr gern, daß er im Ganzen wohl ausgebildet, iſt, doch ſcheint ſie noch zu ſehr nach dem Wohllaut der Sprache zu ſtreben. Eine gewiſſe Manier iſt ſichtbar und einige Lieblingsausdrücke kehren nicht ſelten wieder.

Was Hr. Gerning, in 3 Hexametern und 3 Pentametern, über die Frauen ſagt, iſt ſo oft geſagt worden, daß er ſich wol hätte der Pflicht [illegible], es von Neuem vorzubringen. [illegible] ſollen dergleichen Wiederholungen des Wiederholten dienen?[1]

Kalligenia, die Mutter der Schönheit. Ein Traum von Herder. Auf dem Parnaß, den man in dieſem Traum erblickt, iſt von den Deutſchen anfangs nur Kleiſt, Uz und Geßner zu ſchauen. Nachher treten auch Leſſing, Leiſewitz, Winkelmann und Mengs hervor. Der erſtere bedauert das Unkraut, womit jetzt der Deutſche Parnaß [illegible] iſt. Nur Klopſtock, Gleim und [illegible] noch erwärmt. Dem letztern geben Arioſt, Horaz, Xenophon und [illegible] ihre Stimme, wobei man ſich indeß, bei aller Achtung für unſers W. bedeutendes Talent in kleinern komiſchen Gedichten, einiger Zweifel nicht ganz erwehren kann, die man auch im Fall der Anfrage wohl ausſagen darf.

„Ach, ſprach ich, fährt H. weiter fort, lauter zerſtreute Schönheiten! (??) Abdrücke des Urbildes, aber wo iſt das Urbild ſelbſt? Kalligenia, [illegible] bin ich hier; ich erfreue mich an [illegible], wo iſt die Quelle?“ Dann wird er plötzlich auf die Höhe eines Berges verſetzt, wo ihn Copernicus, Kepler, Galliäi u. ſ. w. empfangen. Auf dieſer Spitze der Aſtronomen findet er denn die Befriedigung, welche ihm weder der Parnaß der Dichter noch der Philoſophen hatte geben können. Es kommen dann einige moraliſche Gedanken, die in der mathematiſchen Erhabenheit das Höchſte ſuchen, und nur zu lebhaft an die Ideen erinnern, mit denen man etwa 1760—1770 Prunk treiben konnte, die aber jetzt ein wenig vermooſt ſind. Wir verweiſen den denkenden, von keiner Autorität geblendeten Leſer ſelbſt darauf, wenn er die Erfahrung, daß auch berühmte und wegen früherer Verdienſte mit Recht geſchätzte Schriftſteller etwas ſehr Verfehltes ſchreiben können, eine Erfahrung, die freilich auch ſonſt wol leicht genug zu machen iſt, nicht zu theuer zu bezahlen glaubt, durch die unangenehme Empfindung, die ihm der ganze Aufſatz — mit ſeinen vielen unterſtrichenen Worten, die recht deutlich zu ſagen ſcheinen, es ſei hier keine gute Proſa — ganz gewiß geben wird.— Es ſcheint mir gerade jetzt, wo man über den Planeten und Kometen, die im Gebiet des Raums entdeckt worden ſind, die leuchtenden Planeten und andern Geſtirne überſieht, die am literariſchen Horizonte aufgehen, an ein Epigramm zu erinnern, das Schiller an die Aſtronomen gerichtet hat.

Prahlt doch nicht immer ſo mit euern Nebel-
geſtirnen,
Iſt der Schöpfer nur groß, weil er zu zäh-
len euch giebt?
Euer Gegenſtand iſt der erhabenſte freilich im
Raume;
Aber Freunde im Raum wohnt das Erha-
bene nicht.

(S. Schillers Muſenalmanach für 1797. S. 99.)

In den Gedichten von Sophie Mereau iſt die Hinneigung zu ſüßer Trauer und das Streben nach Wohlklang in harmoniſchen Verſen dargeſtellt.

Die Unterhaltungen erinnern an die der deutſchen Ausgewanderten in den Horen. Die Geſchichte des armen Menſchen, der ſich in eine Gräfinn verliebt, rührt um ſo mehr, je weniger Farben aufgewandt ſind. Nichts iſt unangenehmer, als wenn man den Dichter mit Pfeil und Bogen ſieht, mit deren Hülfe er uns verwunden will.

Bey dem Gedicht an Julie, nach Rouſſeau, und dem etwas verſpäteten Jubellied zum Neuen Jahrhundert, iſt es genug, wenn man hinzuſetzt, daß ſie von Hrn. Gerning ſind. Verſe, wie folgender:

Leben ſollen alle Schönen,
Die auch ſchön an Seele blühn,
Mit melodiſchſüßen Tönen
Jedem Hochgefühle glühn.
Und mit neuen Harmonien
Wird das Saitenſpiel erfüllt,
Wenn aus Herzens-Sympathien
Unſre Wonne reiner klingt —

charakteriſiren ſich dem geſchmackvollen Leſer durchaus durch ſich ſelbſt.

Die Dichter der Liebe von Bouterwek. Ein conſequenter — Irrthum. Er irrt nach mehrern Seiten um das Centrum herum; aber gerade deshalb hat er es nicht berührt. Er ſcheint die Poeſie verſtehen zu wollen, und deshalb kann es ihm denn auch wol nicht gut gelingen. — Sonſt iſt manches Einzelne in dieſem Aufſatz gelungen, beſonders der Schluß, wo Plato erſcheint, wenn man auch dabei einige Zweifel unterdrücken muß, ob er auch wol dieſem Träumenden erſcheinen könne. Der Vortrag iſt nicht ohne Gewandtheit und Geſchmeidigkeit.

Haugs Epigramm: Als F. ſein Buch ſeinem Recenſenten zueignete:

F. Dedication — ihr Freunde! was ſie heißt:
In deine Hände, Herr, befehl ich meinen Geiſt!

würde vielleicht gefallen können, wenn die verſönliche [illegible] klarer und der geringe Spaß nicht [illegible] Traveſtie einer ſo rührenden bibliſchen Scene überhaupt zu theuer erkauft wäre. Ueberhaupt will es mit den meiſten neuern Epigrammen nicht recht fort, indem ihre einzige Pointe die iſt [illegible] zu haben. Doch muß man einräumen, daß ſie auf dieſem Wege eben ſowol als die gelungenern das Lachen erwecken, welches (nach Kant) der Affekt aus der plötzlichen Verwandlung einer geſpannten Erwartung in — Nichts iſt. (S. Kritik der Urtheilskraft. 222.) [illegible] der Lektüre von derglei[illegible] ſeine Erwartung ja ſo hoch [illegible]

„[illegible] trägt eine [illegible]" hat das Unglück zu weitläufig zu ſein, und ſagt [illegible], verſchwiegen, ungleich ſtärker würde gewirkt haben.

Philotis Bürde:

„Leichter und ſüßer iſt mir doch keine Bürde
wie dieſe,
Wo der [illegible] Arm innig am Liebenden
hängt,"

giebt, wegen der gutmüthigen Herzlichkeit, mit der dieſe ſonſt veraltete Idee ergriffen worden iſt, einigen Erſatz für die Langeweile, die uns bei der in 4 Zeilen beſchriebenen Minna beſchleicht.

Hr. Gerning ſezt noch zu ſeinen andern Gaben einen Hexameter und einen Pentameter hinzu, die „Gaben" überſchrieben ſind. Was ferner ſein Aufſatz über die häuslichen Sitten und Gebräuche der Griechen hier zu thun habe, darüber möchte er wol ſelbſt beſtimmte Rede und Antwort ſchuldig bleiben müſſen.

In den — sit venia verbo — Gedichten: „Die Poeſie und die Wirklichkeit", und „die Brücke" finden wir fremde und misverſtandne Gedanken in ſchwerfälligen [illegible] ſchwerfällig an einander [illegible] und da noch obendrein die angſtvolle Mühe, mit der das geſchehen, ſichtbar iſt, ſo giebt das ein ſehr widriges Gefühl, welches kaum dadurch gemildert werden kann, daß nur 4 Seiten damit [illegible] worden.

In einem Geſellſchaftsliede bringt ein Hr. Gittermann bei, „daß wir nicht bloß für Sorgen und Schmerz, ſondern auch für die Freude ein Herz haben, daß die wahre Freundſchaft nicht heuchle, „ſondern immer denket, wie ſie ſpricht" — (wobei man indeß bemerken mag, daß nicht alles, was Hr. G. denkt, ausgeſprochen werden ſollte, er meine es auch noch ſo gut) — daß ſie ſich mit Treue, mit Leide und nimmer aufhöre; ferner, daß ein freies Wort, ein offnes Herz den Geiſt erhelle, den Muth erhöhe, und Herz [illegible] Herz [illegible], wogegen Niemand etwas einzuwenden haben wird.

Ob Herr [illegible] Meyer beim Abſchiede ſich eine [illegible], und ob man ihm, viel zu gütig, [illegible]?

„Dieſe Locke willſt du, die beſcheiden
Neben dir, du Wilder, oft geruht?
Nimm ſie, kleine Phantaſie zu weiden,
Sie verzehre deiner Küſſe Gluth — (!)“

das kann unmöglich ſonderlich intereſſant ſein.

Der Betrug von Viktor würde eine angenehme [illegible] Unterhaltung gewähren, könn[illegible] in der hier [illegible] Sprache [illegible] [illegible] u. ſ. w.

„Ha! was leſ' ich? Treulos ſoll mein Mädchen,
Sie ſoll treulos ſein? Mit einem andern
Meines Herzens leichten Glauben ſpotten?
Wer darfs wagen, dieſe holde Unſchuld
Mir ins Angeſicht ſo zu verläumden?
Sprich! geſteh! wer gab den Brief dir? Knabe,
Oder willſt du meinen Zorn empfinden?“

Die [illegible] Idee, [illegible] dieſem [illegible] Betrug“ und [illegible], hat Bürde in dem Gedicht „die Ueberraſchung“ (S. Schillers Muſenalmanach für [illegible]. S. 28. ff.) bei weitem glücklicher bearbeitet; ſo wie man denn auch ganz billig vermuthen kann, Hr. V. habe es nachahmen wollen.

Die abenteuerlichen Briefe ſind mit Wärme geſchrieben und mancher glückliche Gedanke wird den Leſer zu feſſeln wiſſen; aber die Kraft, die aus dieſen Ergieſſungen hervorleuchtet, iſt noch im Ringen, weshalb denn auch einzelne verunglückte oder kränkliche Ideen erſcheinen müſſen. Dahin iſt z. B. folgende Stelle zu rechnen: „Es giebt Menſchen, die reich an Form ſind, und für die es die gefährlichſte Klippe iſt, Form durch Form zu bilden. Sind nicht alle Nordländer eben deswegen ſchlechte Künſtler? — Sie büßen ihr Streben zum Unendlichen durch den Verluſt an freudigem Muth zu leben, durch die immer vergrößerte Abtrennung von der Natur, durch den Verluſt eines geſunden Auges — und durch den Mangel an Ruhe in ihrer Begeiſterung. Alle Schwärmerei entſteht, meinen Gedanken nach, aus Reichthum an Geiſt, ohne Fülle, Umfaſſungskraft, ohne Stoff der Bildung.“ — Abgerechnet, daß der letzte Gedanke die erſtern Urtheile bereits umzuſtoßen ſcheint, werden ſie auch ſchon durch ſich ſelbſt umgeworfen. Nur für den Kritiker, der als ſolcher Analytiker ſein muß, giebt es Form und Stoff: für den Dichter ſind ſie längſt einig. (Form durch [illegible] war überhaupt nur der Vor[illegible]licher Köpfe, wie denn auch der Ver[illegible] nach dieſem Räſonnement auf einen [illegible] hinweiſt, ohne ihn zu nennen; vielleicht, [illegible] er gerade mit beigetragen hat zu dieſem Kalender.) Das wahre Streben zum Unendlichen büßt ſich keinesweges mit dem Verluſt an freudigem Muth zum Leben u. ſ. w., wohl aber ein verworrenes, das nur aus der Unzufriedenheit mit dem Endlichen hervorgeht, und gleichſam nur ſich flüchten will, zu dem Ueberirdiſchen, iſt es doch nur dem Irdiſchen angehört. [illegible] leere Strebende ſich freilich in unbefriedigter Sehnſucht nach dem [illegible], das ihm die temporäre Wallung wählte, im tiefſten Inneren verzehren müſſen, während jener Glückliche, dem der milde Himmel die Poeſie verlieh, in der überſinnlichen Region mit kühnem Muthe dauern darf, und auch die Blumen nicht verſchmäht, die ihm die Erde beut, und ich wage dabei ſtatt aller andern Beiſpiele auf unſern erſten Dichter hinzudeuten, deſſen Namen [illegible] nicht vonnöthen iſt. Wahr iſt es allerdings, die Zeit, der Ort, das Aeußere, alles iſt dem jetzigen Dichter unhold; doch er vergnüge ſich in ſtiller Ruhe an ſich ſelbſt, er verachte ſeine Umgebungen, wenn ſie Verachtung verdienen, aber er denke nicht zu oft an dieſe Verachtung, ſonſt iſt auch ſie die ächte nicht, und gleichfalls nicht mehr als Reſultat des verworrenen Strebens, das ihn ergriffen hat, um ihn zu Grunde zu richten. Mit einem Worte: der Dichter ſei beſonnen, gelaſſen, ſtill, milde, kräftig — kurz: religiös, das heißt (ohne alle Tautologie) der Dichter ſei Dichter, und der Nordiſche Himmel, und alles, was ſich an ihn hängt, wird ihm verſchwunden ſeyn.

Indeſſen kann es allerdings Stunden geben, wo ſich jener Gedanke des Verfaſſers der genannten Briefe wohl uns aufdringt, doch ſolcher Stunden werden bei dem eifrigen Streben, zur Klarheit zu gelangen, immer weniger, und zuletzt verſchwinden ſie ganz, weil wir nicht mehr empfänglich ſind für ihre unharmoniſchen Eingebungen. So dürfte man denn auch hoffen, daß jene Expektoration von dem Verfaſſer bereits widerrufen ſei. — Schließlich ſoll man ihn auch noch vor dem allzuhäufigen Gebrauch der Gedankenſtriche warnen, die dadurch faſt alle ihre Bedeutung einbüßen müſſen.

Hierauf folgt: Wider die böſen Weiber, nach dem Lateiniſchen des Boccaccio, eine wohlgerathene Nachbildung; ob aber auch für dieſen Kalender geeignet? —

Herrn Fr. Majers Sonette an Alwina zeichnen ſich durch tiefe Empfindung aus, aber die Sprache dazu iſt ihm meiſtens mislungen. Wir finden hier Härten wie folgende:

„Von dem Verdacht verfolgt, Lieb' ſei nur
Wähnen"
„Süße ſchön're Tage find't der Liebenden
Verlangen"

welche Schlußzeile des erſten Sonetts ohnehin, unglücklicher Weiſe, zu einem Alexandriner umgeſchlagen iſt. Eben dieſes Misgeſchick iſt dem Anfang des zweiten begegnet:

„[illegible] re Tage hofft der Liebenden
Verlangen."

Der Gedanke

„Mit Kinderaugen Blumen nach uns ſehen,
Alles uns zeigt ein allgemein Umfangen"

iſt, wie nicht leicht verborgen bleiben konnte, erborgt.

„In unſrer Lieb' laß uns Verein'gung finden"

iſt ſteif und ohne Kraft.

Das dritte Sonett iſt das beſte, doch auch noch nicht [illegible]. Mich dünkt, man könne in einer Zeit, wie die unſrige, wo mit dieſer lieblichen Dichtungsart ſo mancher Unfug getrieben wird, wo jeder mittelmäßige Gedanke in dieſe zarte Form getrieben wird, ſie mag ſich auch noch ſo ſehr weigern, ihn in ſich aufzunehmen, in einer ſolchen Periode kann man nicht ſtreng genug in der Beurtheilung dieſer Verſuche ſein, beſonders wenn ſich auch ſo talentvolle Männer, wie Hr. F. Majer, an dem Sonett verſündigen. — Gediegenheit des Styls und Wohllaut der Worte iſt einer ſo ganz ſüdlichen Dichtungsart unumgänglich nothwendig, wenn wir unſer Sonett nicht ſchlechthin „das Nordiſche“ genannt wiſſen wollen, und nur ein Pedant der Seichtigkeit könnte mich der Pedanterie beſchuldigen, daß ich die Sprache jener Sonette beſonders in Anſpruch nahm.

Die Freunde von N. Meyer, eine Reimerei voll lahmer Sentimentalität. Verſe wie folgende:

Umſonſt iſt das Geſchrei der Armen,
  Zwei fremde Käufer fanden ſich.
— Die kennen kein Gefühl, Erbarmen
  Iſt den Tyrannen lächerlich. —
Da flehten ſie, eh man ſie trennte,
  Zum Abſchied nur um kurze Friſt.
Dies war es, was man noch vergönnte,
  Unmöglich iſt hier jede Liſt

können für nichts anders als ſchlechte Proſa gelten.

Die Gedichte von Burl ſind meiſtens nur Reminiſcenzen aus andern Dichtern. So dankt gewiß die Sehnſucht dem guten Hölty ihre Entſtehung, aber ſie ſteht tief unter den herzlichen Ergüſſen dieſes viel zu früh verblichenen Dichters. Das dritte Gedicht „an Klara" iſt beſonders mislungen.

„Du Mädchen mit der Laura-Miene
Und mit dem Heloiſen-Blick" —

— „Der Verläugnung Dolchſtich" — „Tage, die jetzt mit Dolchen das Herz durchbohren" [illegible] froſtige Bilder erinnern an die ſchlech[illegible] Nachahmer [illegible].

Die Unterſcheidungszeichen von Freundſchaft und Liebe beurtheilen ſich ſelbſt. — „Freundſchaft bleibt ſtets jung. Liebe wird ſchnell alt" — „Freundſchaft wird durch innern, Liebe durch äußern Werth erregt" — „Freundſchaft iſt Eine Seele in zwei Körpern; Liebe Ein Körper in zwei Seelen." Die folgenden Gedankenverſuche ſind, wo möglich, noch [illegible] und keiner meiner Leſer wird verlangen, daß ich mich noch länger dem ekelhaften Geſchäft unterziehe, dergleichen abzuſchreiben.

Der Abenaki, eine Erzählung nach dem

Franzöſiſchen, iſt beurtheilt, wenn man es nicht vergißt, daß es nach dem Franzöſiſchen iſt. — Die Logogrifen ſind zum Glück nicht mehr Mode, und können nur durch Wielands Leichtigkeit erträglich werden. — Dafür entſchädigt indeß vollkommen das vortreffliche Gedicht: Sehnſucht nach den Gebirgen von Amalie von Imhoff, das beſte, wie ich glaube, das dieſe Dichterinn je gegeben hat.

Amor ein Sclav und Amors Zorn von Victor — nicht leicht und nicht ſchwer, — manierirt.

Die Petersinſel nach Rouſſeau — (Reveries du promeneur solitaire. Cinquième promenade.) Treue Darſtellung einer einſeitig tiefen Empfindung, im edeln Styl vorgetragen.

Das Geſellſchaftslied beim Genuſſe ländlicher Freuden von Voigt erhebt ſich nicht über das Mittelmäßige. Es ſoll nach der Melodie des Liedes: Freude ſchöner Götterfunken geſungen werden: — ſchade nur, daß wir troz den vielen Melodien dieſes Liedes doch eigentlich keine einzige haben, vielleicht gerade dieſer vielen wegen.

Den Schluß machen drei Räthſel von Schiller. Sie gehören zur Turandot, oder ſie hat wenigſtens Gelegenheit dazu gegeben; deshalb können ſie aber auch, allein ſtehend, auf keine ſonderliche Bedeutung Anſpruch machen; auch ſind ſie wol nur für Theaterdirektionen, die mit den Räthſeln wechſeln wollen, einzeln gedruckt werden. Daß übrigens dieſe Räthſel ſich gar ſehr vor den meiſten andern auszeichnen, die man ehedem, als dergleichen oft ermüdende Spielereien noch gangbar waren, aufzutiſchen pflegte, das bedarf wol kaum einer Erwähnung.

— Roſen, Lilien und Nelken mit ſüßem, erquickendem Duft finden ſich, wie man geſehen [illegible] Blumengarten in ſchönem Wechſel verſtreut; aber warum nahm man auch die vertrockneten, ſtaubigen Schlehenſträuche und die widerlichen Kuhblumen darin auf? — Soll denn durchaus kein Genuß rein ſein?

Korrekt iſt der Druck, aber klein und eng. Wenn werden wir doch endlich mehr für die Leſer ſorgen, deren Auge auch ergötzt ſein will, wenn das Herz angeſprochen wird? — Oder will man [illegible], wenn man das Gemüth nicht entzünden kann, es doch wenigſtens mit den — Augen verſuchen? —

(Dabei iſt indeß, der Billigkeit gemäß, noch zu erinnern, daß dieſer Uebelſtand bei den Verlagsartikeln dieſes Buchhändlers (Herrn Wilmans in Frankfurt a. M.) nur ſehr ſelten angetroffen wird, indem ſich unter denſelben allerdings einige Schriften finden, die, was typographiſche Schönheit betrifft, mit den vorzüglichſten deutſchen Büchern wetteifern dürfen.)

Nachtrag.

An Herrn Huber.

Als bereits das Manuſcript dieſer Andeutungen zum Drucke abgeſandt worden war, erhielt [illegible] des „Freimüthigen", in dem Sie, m. H., [illegible] über meinen Roman „[illegible] Wallfahrten" haben ſagen wollen, oder, wie Sie vermuthlich meinen, wirklich geſagt haben. Da ich nun nicht ganz ſicher ſein kann, ob ſie eben in dem Zuſatz auf dem Titel dieſer Schrift „für Freunde der Poeſie" eine indirekte Dedikation an ſich ſelbſt finden dürften, ſo muß ich wol, wenn ich mit Ihnen reden will, einen eignen Nachtrag, mit der beſtimmten Addreſſe an [illegible], [illegible]. Er ſoll ſehr kurz ſein, das verſpreche ich Ihnen und meinen Leſern.

1) Sie ſagen gleich zu Anfang Ihrer Recenſion — (ich will das Wort nur gebrauchen, da es doch einmal herabgekommen iſt) — der Plan

meines Buchs ſei einfach, und die Geſchichte gehe gerade aus bis ans Ende. Dieſen argen Verſtoß gegen die Schule hätte ich indeß gar bald wieder gut gemacht, indem ich überall Wörter einſtreuete, die derſelben geläufig ſind. Ich antworte Ihnen darauf mit der größten Beſtimmtheit und Ruhe, daß ich mich zu keiner einzigen Schule bekenne, ſondern im freien und redlichen Streben nach Wiſſenſchaft und Kunſt, mir ſelbſt allein angehöre.

Das Anerkennen entſchiedener Talente, das Eingehen in einige der bedeutendſten Ideen, welcher Schule ſie auch angehören, der Gebrauch gewiſſer neu erfundenen kräftigen Worte, die ſich nicht gut mit andern vertauſchen laſſen, das alles kann uns doch wol nicht um den Charakter der Freiheit bringen. Wollen Sie ſich von der Wahrheit meiner Behauptung überzeugen, ſo darf ich Ihnen meinen frühern Roman „der Einſame, oder der Weg des Todes“, (1801) und die Bearbeitung der Senecaiſchen Trauerſpiele (1802, 3.) als Beweiſe anführen, daß ich in der That meinen eignen Weg mit eigner Kraft zu verfolgen im Stande bin. Vielleicht darf ich es ſogar verlangen, daß Sie ſich mit den genannten Schriften vertraut machen, damit Sie Ihre voreilige Aeußerung widerrufen, und eingeſtehen, daß Ihnen jene hochfahrende Sprache, mir gegenüber, nicht gezieme.

2) Daß Sie die Polemik des Helden, mir, dem Verfaſſer, unterſchieben, iſt ein veralteter Behelf, dem Sie wenigſtens eine neue pikante Wendung hätten geben ſollen, wenn Sie Glauben damit finden wollten. Dieſe Andeutungen ſelbſt thun es beſtimmt dar, daß ich über die dort angefeindeten Schriftſteller ganz anders denke als Viktor, den Sie, vorlaut genug, für mein Organ ausgeben.

3) Das erſte Sonett, das die Ouvertüre des [illegible] ſollte, nennen Sie affektirt, und ſchelten auch ſonſt noch darauf. Das erſte Beiwort kann ich Ihnen allenfalls zugeben, wenigſtens iſt der Gedanke in dem Gedicht nicht klar genug ausgedrückt. Warum verſchweigen Sie es aber, daß auch beſſere darin ſind (z. B. S. 45. 159. 184. 185.), die ich allerdings für gelungen halte und halten darf.

4) Bei Gelegenheit eines halbverworrenen Räſonnements des Helden über die Muſik, fügte ich in einer Anmerkung hinzu, daß ich vielleicht ſelbſt einmal meine eignen Ideen über das Weſen dieſer Kunſt mittheilen würde. Sie finden das ſeltſam. Ich habe ſeitdem für die Muſikaliſche Zeitung mehrere hiehergehörige Aufſätze geliefert

(S. April und September 1802) und man hat ſie keinesweges ſeltſam gefunden, ſondern ein gründliches Streben darin anerkannt. Ich darf es ſagen — die Selbſtvertheidigung erlaubt es — daß ſie den Beifall der competenteſten Richter in dieſem Fach erhalten haben, deren Namen ich nennen werde, wenn Sie etwa einigen Zweifel gegen dieſe Verſicherung äußern ſollten.

5) Daß die weiblichen Charaktere in Goethes Werken einen vollſtändigen Cyklus bilden, glaube ich allerdings, und Ihre Bonmots darüber ſind mir nicht bedeutend genug, um weitläufig darauf zu antworten. Sonſt könnte das ohne ſonderliche Mühe bewieſen werden.

6) Sie ſchließen Ihre Bemerkungen mit der Aeußerung, es ſei denn doch, wegen einiger gelungenen Stellen voll wahrem Gefühl, Schade um mich. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß Sie in meinen andern Schriften dergleichen Stellen nicht eben ſelten; auch das Streben nach einem gerundeten Ganzen noch wohl erkennen dürften.

Ihr Urtheil über mich iſt mir um einiger Ihrer frühern Recenſionen in der Allg. Lit. Ztg., die allerdings einige Bedeutſamkeit haben dürften, wenigſtens nicht völlig gleichgültig, und deshalb habe ich denn auch für gut gefunden, K

Ihnen zu antworten. Es wäre denn doch möglich, daß ich auch Ihnen noch manche erträgliche, oder wol gar gute Bemerkung über meine Schriften in Zukunft zu verdanken haben könnte, und ich würde das gar gern thun, da es mir in der That ein hoher Ernſt um Kunſt und Wiſſenſchaft iſt.

Ich nehme zugleich dieſe Gelegenheit wahr, einige meiner entferntern Freunde und Correſpondenten zu benachrichtigen, daß ich meinen bishe[illegible] Wohnort verlaſſen und mit Berlin ver[illegible] wohin ſie ihre Beiträge zu dem künftigen Jahrgang der Luna addreſſiren wollen.

Berlin, am 19. April 1803.

Franz Horn.

Folgende Bücher ſind beym Verleger dieſer Schrift herausgekommen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Anweiſung für Frauenzimmer, die Producte des
Küchen- und Obſtgartens in der Haushaltung
aufs mannichfaltigſte zu benutzen. 3 Thle. 8.
2 thlr. 4 gr.
der Obſtgarten allein 1 thlr. 8 gr.
und der Küchengarten 20 gr.

Dramatiſche Gemälde vom Verfaſſer der Novelle
1 thlr.
Karlo. 8.
Die darin befindlichen 3 Stücke einzeln:
Die beyden Dohlen. Luſtſpiel in 3 A. 7 gr.
Prinz Incognito oder die chineſiſchen Laternen.
7 gr.
Faſtnachtsſpiel in 2 A.
10 gr.
Vergeltung. Ein Schauſpiel in 5 A.

Karlo. Eine Novelle. Mit Titelkupfer und Vig-
1 thlr.
nette. 8.

Peter und [illegible]. Mit einer Titelvignette von
1 thlr.
Penzel. 8.

Rochlitz, Friedrich, Erinnerungen zur Beförde-
rung einer rechtmäßigen Lebensklugheit, in Er-
4 thlr. 16 gr.
zählungen. 4 Theile. 8.
— — Charaktere intereſſanter Menſchen in mo-
raliſchen Erzählungen, 3 Theile, 8. 4 thlr. 12 gr.

Männliche Standhaftigkeit und männlicher Wan-
kelmuth in wahren Begebenheiten von D. E. A.
1 thlr.
Eſchke. 8.

Neue Verlags-Bücher von Darnmann in Züllichau 1803.

Heynatz Wochenblatt über die Richtigkeit des deut-
ſchen Ausdrucks 1803. 1s u. 2s Quartal. 8. ge-
1 Thlr. 8 gr.
heftet.

Horn, Franz, Andeutungen für Freunde der Poeſie
in Fragmenten. (als Begleiterinn des Taſchen-
buchs Luna für 1804) 8. geheftet.

Krug, W. T. Fundamentalphiloſophie. gr. 8.

Luna, ein Taſchenbuch für das Jahr 1804. her-
ausgegeben von Franz Horn mit Shakſpear's,
Cervantes, Arioſto's und Göthe's Portrait von
Lips. 8. geheftet.

Seliger's, J. G. Beicht- und Communionbuch für nachdenkende und gutgeſinnte Chriſten nach dem Bedürfniß unſrer Zeit. Zweite vermehrte Ausgabe mit einer Titel-Vignette von Lips. 8.

Ungnad, Dr. Chr. S. an humane Aerzte. Ueber Ausrottung der Menſchenblattern durch Kuhpocken-Impfung. 8. geheftet. 8 gr.

Romane.

Charaktere intereſſanter Menſchen, in moraliſchen Erzählungen dargeſtellt von Friedrich Rochlitz. 4ter Bd. oder die Verwandten 2ter Bd. 8.

Myſteria; Atalanta und Kaſſandra. Drei Erzählungen von Auguſt Lafontaine und Friedrich Kind. 8. 15 gr.

Natalia. Vom Verfaſſer der Novelle Carlo. 2tes Bändchen mit Kupfern von Schubert und Berger. 8.

Schauſpiele.

Blumenmädchen, das. Operette in einem Akt von Friedrich Rochlitz. 8. 5 gr.

Es iſt die rechte nicht. Luſtſpiel in 4. A. von Friedrich Rochlitz. 8. 9 gr.

Jedem das Seine. Luſtſpiel in einem Akt von Friedrich Rochlitz. 8. 6 gr.

Zur künftigen Michaelis-Meſſe erſcheinen:

Hoffmanns, P. J. G. Repertorium der Preußiſch-Brandenburgiſchen Landesgeſetze für Cameral- und Juſtizbediente. Zweite Fortſetzung. gr. 8.

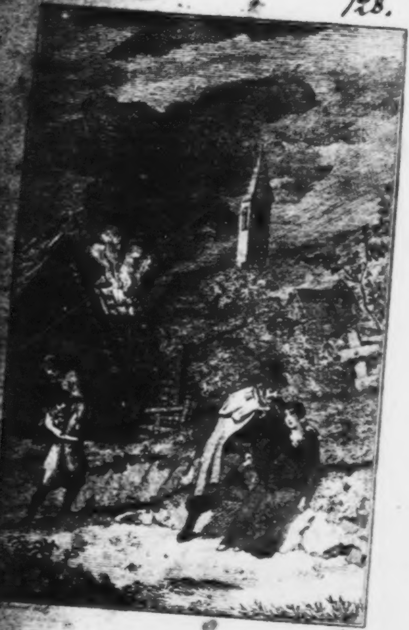
Natalia, vom Verf. der Novelle Carlo. 3tes Bändchen mit Kupfern von Schubert und Berger. 8.

Leben und Liebe des Dichters Ryno und ſeiner Schweſter Minona, vom Verf. der Novelle Carlo, der Natalia u. ſ. w. 8.

Seliger's, J. G. Predigten über diejenigen Gegenſtände der Glaubens- und der Sittenlehre, welche eine ganz vorzügliche Beherzigung von unſerm Zeitalter verdienen. 3ter u. 4ter Bd. gr. 8.

Zur Leipziger Jubilate-Meſſe 1804 erſcheint:

Leben und Liebe des Dichters Ryno und ſeiner Schweſter Minona, vom Verfaſſer der Novelle Carlo und der Natalia.



Der

Traum der Liebe.

F P

Von

Franz Horn.

Berlin, 1806.

bei Oehmigke jun.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi

Seinem Freunde

August Apel

gewidmet

von dem Verfaſſer.

Berlin, am 3ten Mai 1805.

Einige ältere Verlagsartikel.

Allen Fremden, die ſich ihren Aufenthalt in Berlin und Potsdam nützlich und angenehm machen wollen, iſt als unentbehrlicher Führer, folgendes ganz neue Werk mit Recht zu empfehlen.

Berlin und Potsdam.

Eine vollſtändige Darſtellung aller Merkwürdigkeiten dieſer beiden Reſidenz Städte, von Rumpf, 2 Bände mit illuminirten Kupfern und Karten, es iſt recht ſauber gebunden und koſtet 3 thl. 15 gr.

Neue Bildergallerie für junge Söhne und Töchter, zur angenehmen und nützlichen Selbſtbeſchäftigung aus dem Reiche der Natur, Kunſt, Sitten und des gemeinen Lebens, 12 Bde. mit 2000 Abbildungen, gr. 8. Berl. 1802—1804. mit ſchwarzen Kupf. 28 thl., mit bunten Kupf. 47 thl., auf engliſches Schreibpap. mit ausgemahlten Kupfern 57 thl.

Billings geographiſch-aſtronomiſche Reiſe nach den nördlichen Gegenden Rußlands, mit Kupf. u. Karten, gr. 8. Berl. 1803. 2 thl. 12 gr.

v. Blankenſee, P. prakt. Handbuch für Landwirthe, die einen gründlichen Unterricht über die wichtigſten Gegenſtände der Landwirthſchaft wünſchen. Aus vieljährigen in der Neumark gemachten Erfahrungen, 2 Bde. mit Kupf. u. Tabell., gr. 8. Berl. 1803. 3 thl. 8 gr.

Euterpe, ein Weihnachtsgeſchenk für die Freunde der Dichtkunſt und des Geſanges, Lieder von Karl Müchler, in Muſik geſetzt von Himmel, Hurka, Gürlich, Zelter und andern beliebten Tonkünſtlern. Folio 2 thl. 20 gr.

Hayne, Fr. Gottl. Termini botanici iconibus illustrati: oder botaniſche Kunſtſprache durch Abbildungen erläutert, mit einer Vorrede von Wildenow, 10 Hefte, mit lat. u. deutſchen Text mit 80 illum. Kupfert. Fol. Berl. 1804. 15 thl.

Horn (Ernſt Prof. in Wittenberg) Handb. der prakt. Arzneimittellehre, gr. 8. Berlin 1803. 3 thl. 16 gr.

Kant, Immanuel, Kritik der Urtheilskraft für Uneingeweihte bearbeitet v. Kiesewetter, gr. 8. Berlin 1804. 1 thl. 20 gr.

Kieſewetters, J. G. C. D., Darſtellung der wichtigſten Wahrheiten der neuen Philoſophie für Uneingeweihte. Dritte gänzlich umgearbeitete und ſtark vermehrte Auflage, gr. 8. Berlin 1803. 1 thl. 8 gr.

— deſſen zweiter Band, gr. 8. Berlin 1804. 1 thl. 16 gr.

Die Kunſt ein hohes Alter zu erreichen. Ein aufgelöſtes Problem wie der Begattungstrieb von ſeinem Erwachen an zu behandeln, und bis zu ſeinem Verſchwinden als Würze und Verlängerungsmittel des Lebens zu benutzen iſt, mit Erörterung der wichtigſten hierher gehörigen Fragen vom Verfaſſer der Gynaologie, 2 Theile, 8. Berlin 3 thl.

Erſtes Buch.

P

Erſtes Kapitel.

Der Graf Otto von Maien hatte eine Reiſe durch Frankreich und Italien vollendet und kehrte jetzt an einem trüben naßkalten Märztage nach ſeiner Vaterſtadt zurück. Die Thürme derſelben lagen in dämmerndem Nebel vor ihm, und einzelne Wanderer grüßten den jungen Reiter mit der offnen herzlichen Sprache, die er an ſeinen Landsleuten gewohnt war. Alles erinnerte ihn an die Vergangenheit, an die erfreulichen Tage früherer Jugend, die er hier im Kreiſe gleichgeſtimmter Freunde, an der Hand eines theuern Vaters verlebt hatte.

Wie iſt alles ſo verändert worden, ſagte Otto zu ſich ſelbſt, ſeit ich dieſe Heimath verließ. Ich war ein friſcher, fröhlich tändelnder achtzehnjähriger Jüngling, als ich auszog in die fremden Länder, mein Herz war ſo voll und ſo rege, meine Einbildungskraft ſo reich und warm, mein Geiſt ſo begierig nach Neuem und Gutem, mir war ſo wohl, ich war ſo frei, ich lebte ſo friſch in das Leben hinein, welches mir ſo viel zu verſprechen ſchien, ich war ein rechter Jüngling, und jetzt nach dem Verlauf von nicht mehr als sechs Jahren, fühl ich mich ſchon ſo ganz anders empfind ich es bereits, daß das Leben im Sinken iſt, daß die Jugend fliehet. Fliehet? o ich will ſie halten dieſe Jugend, feſſeln mit aller Kraft, die mir noch geblieben iſt. — Doch ach! die Jugend und die Freude ſind ja von himmliſcher Abkunft, und wenn ſie nicht ſelbſt freiwillig zu uns hernieder ſteigen, wenn ſie nicht ſelbſt uns liebend umfaſſen, wir halten ſie nicht, wir feſſeln ſie nicht.

Er verſank in ein trübes Nachdenken, dann ſagte er: Ich kenne ſchon ſo manches Land, ſo viele Menſchen hab ich geſehn, und was Großes und Herrliches an ihnen ſcheinen kann, ich bewunderte es ſo ehrlich und warm, daß der Kühlere und Verſtändige darüber lächeln mußte. Das iſt vorbei, ich bewundere nicht mehr, ich ſtaune nicht mehr an, ich bin ziemlich ruhig und geſetzt worden, nur nicht glücklich.

Otto hatte bei ſeiner Abreiſe einen alten Vater verlaſſen, den er mit ganzem zartem Gefühl der Kindesliebe umfaßte; aber ſchon in Lion war ihm durch einen treuen Haushofmeiſter die Nachricht geworden, der alte Graf ſei an einem Schlagfluſſe geſtorben. Der Jüngling hatte damals einen großen Schmerz zu beſtehen gehabt, und auch jetzt in dieſem Augenblick überfiel ihn ein ähnliches Gefühl der Wehmuth, indem er es ſich dachte, wie ſogar herrlich und ſüß erfreulich es ſein müſſe, wenn der alte Vater, mit dem hohen freundlichen Geſicht dem Wiederkehrenden entgegen träte, und wie man ſich dann ſo viel Herzliches ſagen werde, wie man ſich da ſo wechſelſeitig an einander erfreun müßte. Und nun dachte ſich der Jüngling das große einſamgewordene väterliche Haus, aus dem ihm jetzt kein befreundetes Geſicht entgegen kommen würde, und er ſah in ſeinem Unmuth ſchon die glatten, lächelnden Bedientenmienen, die bei dem Empfange ſeiner warteten, und er that bei ſich ſelbſt den Schwur, den Menſchen zu beſtrafen, der auch nur auf die entfernteſte Weiſe Freude heucheln werde.

Dann wurde er wieder ſanfter, und ſagte: Einen einzigen Menſchen nur fand ich auf dieſer weiten Erde, den ich warhaft liebe, meinen Guido. Aber er iſt ſo fern, uns trennen ſo viele, ſtarre Meilen: werd ich ihn jemals wiederſehn? Ach! ich bin einſam, recht einſam.

Zweites Kapitel.

Als der Graf dieſe klagende Worte geſagt hatte, ſchallte aus einem nahen Buſche ein helles Gelächter, dann aber hörte er eine ziemlich matte Stimme: Ich bin gewiß nicht minder einſam, und was noch weit ſchlimmer iſt, ſo hab ich dabei noch ein unangenehm pikantes Nebengefühl, das man in gemeiner Sprache den Hunger zu nennen pflegt.

Otto war nicht wenig überraſcht, er ſtieg vom Pferde, ging einige Schritte der

Stimme näher, und fand einen jungen Mann mit blutendem Fuß und Arm auf der Erde liegen. Das Geſicht war, in ſo weit die Dämmerung dem Grafen den genauen Anblick erlaubte, blaß und fein, aber trotz den Schmerzen, die ihm die Wunden verurſachen mußten, dennoch freundlich und lächelnd.

Wer biſt du, armer Jüngling? fragte der Graf mit vieler Theilnahme.

Ich bin ein gar nicht übler Menſch, antwortete der Verwundete, doch hab ich die Sonderbarkeit an mir, daß ich noch gar nicht gerne ſterben möchte, darum ſeid ſo gut, und gebt mir ein wenig Wein und Brod, wenn ihr dergleichen ſchaffen könnt. Bezahlung aber erwartet nicht, mein werther Herr.

Otto winkte ſeinem Bedienten, das Verlangte aus dem Mantelſack zu nehmen, und hatte die Freude, den fremden Jüngling zu erquicken, für den er bereits wegen ſeiner freundlichen Geſichtszüge und der ſonderbaren Sprache einiges Intereſſe fühlte.

Ihr ſeid jetzt gewiſſermaßen mein Wohlthäter geworden, ſagte jetzt der Jüngling, bildet euch indeſſen nicht ein, daß ich gleich vor Dankbegierde glühen ſoll, denn was Ihr da gethan habt, hätte wohl auch mancher anderer gethan. Es hätte nur etwa ein junges Bauermädchen vorbeizugehen brauchen, ich würde ſie einen ſoliden Engel genannt, und ihr auf Pfingſten einen Bräutigam verſprochen haben: ſie würde nicht widerſtanden ſein. Sie hätte ein Ei in die Milch geſchlagen und ich wäre jetzt eben ſo weit.

Der Graf fühlte nach der Wunde am Arm, goß Wein hinein und umwand ſie mit ſeinem Halstuche. Ein Gleiches wollte er auch mit dem verletzten Fuße vornehmen, aber der Fremde verbat es, und ſagte: Helft mir nur auf, ich will dann ſchon weiterhinken nach der Stadt. Mit der Wunde am Fuß hat es nicht viel auf ſich; auch iſt ſie ehrenvoll genug und kann die Geſchichtskenner an den ſeeligen Prinzen Achilles erinnern, welcher zarte Jüngling freilich daran verbluten mußte. Das ſei ferne von mir!

Otto begriff nicht, wie man in einer ſolchen Lage noch ſcherzen könnte, und der junge Menſch wurde ihm dadurch nur noch anziehender, beſonders da er ſich ſelbſt ehrlich geſtand, er werde in einer ähnlichen

Situation auch nicht eine freundliche Miene aufbringen können.

Der Fremde hatte indeß verſucht, ſich von dem Sitze zu erheben, er war aber kaum ein paar Schritte gegangen, ſo fiel er wieder ermattet zu Boden.

Ein Verwundeter iſt doch eine komiſche Perſon, ſagte er mit halbem Lächeln, und wenn die Unbehülflichkeit einen gewiſſen Grad erreicht, ſo iſt ſie ſchwer zu verbergen.

Der Graf ließ den Bedienten abſteigen, und hob den Jüngling auf das ledige Pferd. Bleibe dieſe Nacht bei mir, ſagte er, ich will für deine Pflege Sorge tragen laſſen.

Der junge Menſch ſah ihn mit freundlichem Lächeln an, und ſagte nichts weiter als die wenigen ſonderbaren Worte: Es ſcheint, ihr ſeid ſo übel eben nicht, ſondern habt wohl gar ein gutes Gemüth. Aber den Grafen erfreute der Ton, mit dem er ſie ſprach.

Drittes Kapitel.

Da Otto ſah, daß die Schmerzen des Fremden nachließen, und er ziemlich ſicher und munter mit ihm weiter zu reiten ſchien, ſo fragte er ihn um ſeinen Namen, und über die Art, wie er hiehergekommen und ſo übel verwundet worden ſei.

Ich heiße Julius, ſagte der Jüngling, und bin oder war vielmehr Secretair bei einem Hofrath in der Stadt da. Man kann mich auch einen Schreiber nennen, einen Buchſtabenzeichner, einen Copiſten juriſtiſcher Gemälde aus der niederländiſchen Schule, der einige intereſſante Stillleben des Staats auf ſchlechtes Papier und für noch ſchlechter Geld hintuſcht. Nebenbei bin ich ein ungemeiner Anbeter des geſammten weiblichen Geſchlechts, und das hat mir außer manchen andern Herzenswunden auch dieſe Arm- und Fußwunde beigebracht. Daß ichs kurz mache: Ein fataler glattgekämmter Lump, der aber ſicht wie der ungeſchorene Satan, beleidigte geſtern ein niedliches Mädchen durch allerlei Zwei- Drei- und Vierdeutigkeiten, die doch immer nur auf eine einzige Schlechtigkeit des glatten Burſchen hinausliefen. Eine geraume Weile hielt ich mich zurück; endlich aber ging ich ihm näher, und ſagte ihm nicht ohne anſtändige Gelaſſenheit, es wolle mich bedünken, er ſei grundſchlecht, ſonſt aber grund- und bodenlos, ein widerwärtiges Subjekt, für den ich einige wenige Verachtung empfände. Er nahm es ſonderbarer Weiſe übel, ſagte mir gleichfalls einige Anzüglichkeiten, die ſich damit endigten, daß er mir eine Ausforderung ins Ohr ziſchelte. Ungefrühſtückt ging ich wohin ich beſchieden war, und bemerkte nun mit einem Male, daß ich nicht fechten könnte. Mein vortreflicher Gegner gab mir mit leichter Mühe — er muß ſein ganzes Leben lang vom Fechten ſait gemacht haben, wie ich von der Tugend — einen ſo gewaltigen Stich in den Arm, daß ich einige Grazie, und noch mehr Kraft verlohr. Ich taumelte auf den Boden hin, er hielt mir eine Standrede, die nicht eben zum beſten klang, brach meinen Galanteriedegen in Stücken, und gab mir faſt übermüthig eine Wunde in die Ferſe, welches freilich nicht von zarter Schonung zeigt.

Mich empört deine Geſchichte, ſagte Otto mit Bewegung, und ich möchte dich augenblicklich an dem Elenden rächen! — Armer Jüngling, und du erzählſt dein Mißgeſchick ſo gelaſſen, ſo ſcherzhaft? Ich begreiſe das nicht.

Wie? ſagte Julius mit einem Lächeln, das keinesweges von Bitterkeit zeigte, Wie? iſt es euch denn ſo etwas Neues, daß der den Kürzern zieht, der Recht hat? Das iſt ja etwas Uraltes. Mich wundert es ſehr, wenn einmal das Gegentheil ſich zuträgt. Man muß auch allenfals darüber ſcherzen können.

Kannſt du das immer, ſo rechne auf meine Bewunderung.

Damit verſchont mich, wenn ich bitten

darf. Ich bin nicht mehr und nicht weniger als eine ehrliche Haut, und lache gern, wenn es nur einigermaßen angeht, ſelbſt über die Bewunderung.

Ein Wanderer zog vorüber, und ſang mit leiſer Stimme für ſich hin:

Tiefes Sehnen hebt die Bruſt,
Blaſſer wird die Wange:
Iſt verrauſcht der Jugend Luſt
Ach ſchon gar zu lange.

Mehr konnten unſere Wanderer von dem Liede nicht vernehmen, weil ſich der Sänger ſchon zu weit von ihnen entfernt hatte. Den Grafen ſchienen die Worte ſehr ernſt zu ſtimmen, weil ſie mit ſeinen vorigen Gedanken über ſich ſelbſt im Zuſammenhange zu ſtehn ſchienen. Aber Julius ſagte nichts weiter, als: Die Menſchen haben jetzt gar wenige luſtige Lieder mehr, und ich möchte ihnen wol mit einigen von ſolchem Styl aushelfen, wenn ſie dergleichen nur ſingen wollten. Doch dazu haben ſie viel zu erhabene Geſinnungen, und vornehm traurige Gefühle.

Viertes Kapitel.

Man ſchwieg eine Weile, und der Bediente, der dem guten Julius das Pferd abgetreten und ſo viel er davon zu begreifen im Stande geweſen war, dem Geſpräche mit vieler Theilnahme zugehört hatte, fing jetzt, vielleicht um den luſtigen Redner in ſeiner letzten Behauptung zu widerlegen, ein bekanntes wackres Volkslied an zu ſummen:

Der liebſte Buhle, den wir ha'n
Der liegt in unſerm Keller,
Er hat ein hölzern Röcklein an,
Und heißt der Muskateller.

Julius betrachtete den Grafen, den jene Reime von dem tiefen Sehnen, von den blaſſen Wangen und der verrauſchten Jugendluſt faſt zu ſehr getroffen zu haben ſchienen, mit beſonderer Theilnahme, und indem er ihm näher ritt, ſagte er: Ich möchte euch wohl um etwas fragen.

Frage, erwiederte Otto, ich höre dich ganz gern reden.

Nun dann: Seid ihr verliebt?

Nein mein guter Junge, ich kenne die Liebe nur aus alten Romanzen und neuen Romanen.

Nun das freut mich herzlich, fuhr Julius fort, denn ich glaube ſchon, euer trüdes Weſen ſchriebe ſich daher. Auch ich weiß noch nicht recht, welch eine Beſchaffenheit es mit der Liebe hat, ich habe noch immer nicht recht zur Verliebheit gelangen können, ſo viele Mühe ich mir auch damit gegeben habe. Indeſſen kann ich mir doch gar wohl denken, daß die Liebespein einem ehrlichen Jünglinge gar arg mitſpielen und zuſetzen mag, und wenn ſie euch einmal ſollte anfallen, ſo möchte es gar ernſthaft werden.

Das hat nichts zu bedeuten, ſagte Otto leichthin, ich kenne die Liebe nicht, und habe auch eben nicht Luſt ſie kennen zu lernen.

Vielleicht ſie deſto mehr, zu euch zu kommen. Ich bitte euch, nehmt die Sache nicht ſo ſehr obenhin, die Liebe könnte hin=

dennoch deſto tiefer einſchneiden. Man erzählt ſich wunderliche Beiſpiele, in denen nicht ſelten Seufzer, Flammen, Wuth und Wehmuth, Blumen und Dolche, Gift und Marcipan, Blut und Spaniſcher Sekt durcheinandergerührt ſind. Mein guter Freund, ſo möcht ich euch wohl anreden, wenn ihr es erlaubet, die Liebe iſt eine Sache, bei der einem heiß und kalt werden kann. Die Kälte iſt zuweilen gar der Schluß, und eine ganz beſondere, hinter der die neue Wärme ausbleibt, wenn es nicht etwa im Himmel ſehr warm iſt, wie ich denn das allerdings hoffe.

*

Ich glaube wohl, daß es einige recht anziehende Mädchen geben mag; nur hat das Mißgeſchick gewollt, daß ich bis jetzt dergleichen noch nicht zu Geſicht bekommen habe.

Wer weiß, durch welche verkehrt geſchliffene Lorgnette ihr geſehn haben mögt.

Nicht das, ich war gerecht, und will es nicht läugnen, was man gewöhnlich behaupten hört, daß bei dieſem Geſchlecht manche ſchöne Ahndungen und Gefühle angetroffen werden, die das Eigenthum der Männer nicht ſind. Ich will es nicht läugnen, daß unſer ewiges Denken und Grübeln ſelbſt über das Denken und Grübeln uns manchen feinern Genuß raubt, den die nicht reflektirenden Weiber haben, ich will auch gern einräumen daß manche Unart, die man den Mädchen vorwirft, uns Männern zur Laſt fällt, weil wir uns ſogar ſeltſam und ungeſchickt gegen ſie benehmen, weil wir ſelten nur ein vernünftiges Wort mit ihnen reden, ſondern nur abgeſchmackte Einfälle, und ſchmeichelnde Fadaiſen ihnen zuwerfen. Aber wie ſie nun einmal ſind, verdienen die Meiſten unter ihnen wol etwas Beſſeres? wünſchen ſie wol eine bedeutendere Unterhaltung? gefallen ſie ſich nicht ſogar wohl in dieſer glatten Unbedeutenheit, in dieſer kleinlichen Kokketterie mit der Kleinlichkeit?

Hier rief Julius aus: O ihr entſetzlicher Frevler, ich ſehe ſchon die Nemeſis dräuen, und wahrlich, überließe mir die Göttin nur auf ein paar Stunden ihre Rolle, ſo ſolltet ihr noch heute für eure Läſterungen beſtraft werden. Aber der Graf kehrte ſich nicht an ihn, ſondern fuhr in ſeiner Rede weiter fort:

Sind ſie nicht wirklich meiſtens ohne alle innere Haltung? haben ſie wol etwas in ſich: mit dem ſie ſo recht zufrieden ſein dürften? eine ewige Quelle von Erhebung und Beruhigung? ſind ſie nicht deshalb — die tägliche Erfahrung lehrt es ja — unendlich lieber in der Geſellſchaft des fadeſten Burſchen, des albernſten Laffen, als in ihrer eignen? Und wie kann es auch anders ſeyn? was haben ſie denn anders in ſich, als das traurige Gefühl der Unzuſammenhängigkeit, der Ungedienheit, der Zerriſſenheit? Haſtet doch gar nichts Schönes und Großes in ihnen, will ſich doch gar nichts Treffliches und Kühnes in dieſen poröſen und ſiebartigen Seelen feſthalten? Und ſo müſſen ſie denn freilich ſelbſt zu der Unterhaltung der abſurdeſten Geſellen ihre Zuflucht nehmen, und ſich die welken abgegriffenen Fleuretten gefallen laſſen, die man ihnen zuwirft. Iſt es doch ſchon eine hinlängliche Freude für ſie, ſich ſelbſt zu entfliehen, da ſie nun einmal mit ſich ſelbſt nichts rechtes anfangen können! — Doch verſteht es ſich von ſelbſt, daß ich immer nur von einigen, nicht von allen rede.

Fünftes Kapitel.

Jetzt hatte den wackern Julius die Geduld verlaſſen, und indem er ſehr raſch und heftig Athem holte, rief er aus: Es iſt kein wahres Wort in all dem, was ihr da geſagt habt, und wahrhaftig, wenn mich meine Wunden nur nicht ſo heillos ſchmerzten, und ich nur irgend einen Zufluchtsort zu finden wüßte für die heutige Nacht, ſo kehrte ich gleich um, denn wahrhaftig wer das ſchönſte auf der Welt: die Weiber, läſtert, mit dem hab ich nicht gern etwas zu thun.

Otto wollte wirklich ein wenig auffahren über die harten Worte, die ihm der ungenirte Julius zuwarf; als er aber wieder in das feine, blaſſe gutmüthige Jünglingsgeſicht blickte, ſo konnte er wieder nicht zürnen, und er begnügte ſich zu ſagen: Nun, nun, mein Kind, wir wollen die Sache ohne alle Heftigkeit abmachen.

Einiger Enthuſiasmus, und wenn ihr wollt, auch ein wenig heftiger Eifer iſt nicht wohl zu entbehren, wenn man von dem weiblichen Geſchlechte redet, denn wahrlich, wann lohnte es ſonſt wohl der Mühe eifrig zu werden? Sind es denn nicht die Mädchen, die uns auf dieſer Erde, der man es nachſagt, daß ſie recht ſehr erdig ſei, und mit unter etwas ſchmutzig, die uns in dieſer naßkalten Novemberwelt, einen warmen Nebenfrühling geben, die uns luſtig erhalten, wenn uns einige Trillionen von albernen Verhältniſſen abhetzen wollen, oder die Welt mit ihren ſcharfen Ecken uns wundreiben möchte? haben ſie ſich nicht noch größtentheils das ſchöne Talent erhalten, uns einigermaßen wenigſtens gut zu ſein, oder wol gar recht ſehr zu lieben, während wir Männer uns nicht ſelten recht wunderlich gebärden, und faſt täppiſch dazu anſtellen, wenn wir Jemanden lieben ſollen? Sagen ſie nicht oft mit bloßem Schweigen mehr als wir durch ganze Wörterbücher? iſt nicht in ihrem Lächeln und in ihren Thränen oft mehr Treffliches und Tiefſinniges, als in unſerm Wiehern und Murren oder in unſerm beſten Streben und Schmerz, in unſern Philoſophieen und Gedichten? Wie? und ſind ſie es denn nicht, die uns eben dieſe Philo=

ſophien und Poeſien eingeben, um deretwillen wir philoſophiren und Verſe machen; denn um den Beifall der Männer geben wir uns doch wahrhaftig blutwenig Mühe? Und, was ja denn doch die Hauptſache iſt, haben ſie nicht im Ganzen genommen tauſendmal mehr Redlichkeit und Treue und Glauben und Demuth ſich erhalten, als wir, von deren größtem Theile wenigſtens man ganz kühnlich behaupten darf, daß einige Schlechtigkeit und Rohheit, dickhäutiges Weſen, Unzugänglichkeit, Hochmuth und andere ähnliche höchſt fatale Unarten obwalten ſollen. Sind es nicht die Weiber faſt allein, die aus dem verſunkenen Eldorado ſchönerer Kindlichkeit noch ein paar Blüthen, aus dem Feenlande der Ahndungen und der Träume noch ein paar Töne gerettet haben? Ach! die Weiber ſind wahrlich gar gut, und wir wollen ſie immer recht hochhalten.

Der Graf hörte mit theilnehmender Verwunderung dem eifrigen Julius zu, deſſen Ton zuletzt von einer ſo herzlichen Wärme und ernſten Lebhaftigkeit gehoben wurde, daß ſich Otto geſtehn mußte, er habe ihm Unrecht gethan, als er ihn bloß für ſcherzhaft und gar zu leicht hinlebend gehalten hatte.

Ich habe, fuhr jetzt Julius fort, indem ſich ſein früheres Lächeln wiederfand, ich habe vielleicht eine etwas verworrene Rede gehalten; aber der Himmel weiß, wenn man ſo vielerlei zu rühmen hat, wie ich an den Weibern, ſo iſt es ſchwer, hübſch ordentlich Schritt und Takt zu halten. Hat nun aber der Lobredner gar eine Wunde am Arm und Fuß, die ihm zuweilen einige epigrammatiſche Stiche giebt, ſo entſteht vollends eine mehr als lyriſche und dithyrambiſche Unordnung in der Rede. Aber die Weiber — oh! o weh!

Ein heftiger Schmerz, den der Graf faſt für eine böſe Vorbedeutung dieſes Lobes der Frauen hielt, unterbrach den guten Julius, der, wie es ſchien, nicht übel Luſt hatte, von neuem anzufangen. Zum Glücke war die Stadt nur noch wenige Schritte von ihnen entfernt, und die ermüdeten Wallfahrter erreichten gar bald Ottos bequeme Wohnung.

Die Diener des Hauſes waren ſehr erfreut, den Grafen nach einer ſechsjährigen Abweſenheit wieder zu ſehen und beſonders zeigte ſich der alte Haushofmeiſter ſehr beſchäftigt, ſeine Freude in den ausgeſuchteſten und tönendſten Worten auszuſprechen. Aber der Graf unterbrach dieſen Redefluß ſehr bald, da er jetzt nur bemüht war, für die Pflege des Kranken, der ihm ſchon jetzt ein nicht unbedeutendes Intereſſe abgewonnen hatte, zu ſorgen. Bald erſchien auch der Arzt, der den freundlichen Julius anfangs kaum für krank erklären wollte und auch bei einer nähern Anſicht die Wunden deſſelben für durchaus gefahrlos hielt. Als er das Zimmer verlaſſen hatte, ſagte Julius mit Lächeln: So ein Arzt iſt doch ein treffliches Geſchöpf, er beruhigt einen doch immer, entweder für einige Augenblicke oder für alle, entweder im Bette oder im Grabe. Aber bei den Augenblicken fällt mir ein, daß meine Augen ſelbſt nicht mehr recht blicken wollen und ich daher am beſten thue, ſie ganz zuzumachen, und zu ſchlafen. Der Graf hätte freilich noch gern das vorige Geſpräch mit ihm fortgeſetzt, aber er ſchonte doch des Ermüdeten, und begab ſich auf ſein einſames Zimmer, wo er mancherlei Betrachtungen nachhing.

Sechſtes Kapitel.

Der Graf war am andern Morgen ſehr früh aufgeſtanden und eilte jetzt in das Zimmer des Kranken, um ſich nach ſeinem Befinden zu erkundigen, Julius ſchlief noch ſehr ruhig und der Graf konnte mit Muße das angenehme und freundliche Geſicht betrachten. Um die ſchöne Stirn ſchlängelte ſich dunkles Haar in vollen krauſen Locken, die Wange war blaß geröthet, und um den Mund ſpielte ein leiſes Lächeln. Man hätte einen Widerſpruch zwiſchen dieſem ſanften faſt kindlichen Geſichte und dem derben Witze finden können; aber Otto hielt das Räthſel für anziehend, das in dieſem Gegenſatze zu liegen ſchien. — Dieſer Jüngling, ſagte er zu ſich ſelbſt, er, der vielleicht nicht weiß, wo er am heutigen Abend das Haupt hinlegen ſoll, er iſt glücklicher als ich. Mein Stolz widerſetzt ſich dieſem Gedanken, und dennoch drängt er ſich mir auf. In dieſem Moment ſchlug Julius die Augen auf, und grüßte den Grafen mit einer ſolchen Unbefangenheit, als wenn ſie ſchon Jahre lang mit einander bekannt geweſen wären.

Da er nach dem Befehle des Arztes das Zimmer vor einigen Tagen der Ruhe nicht verlaſſen ſollte, ſo ſchrieb er an den Hofrath, bei dem er bisher gearbeitet hatte, den ganzen Verlauf des Abenteuers, das er beſtanden, und verſprach zugleich, ſobald nur ſeine Wunden geheilt ſein würden, ungeſäumt zu ſeiner gewohnten bürgerlichen Thätigkeit des Abſchreibens zurückzukehren. Der Brief war recht beſcheiden eingerichtet.

Der Graf hatte keinen Begriff davon, wie man ſich einem ſo engen Leben, einem ſolchen Kreiſe, das er ein erbärmliches nannte, bequemen konnte, ohne ſeine ganze Exiſtenz dabei zu haſſen, oder doch wenigſtens alle gute Laune, allen freien Scherz dabei einzubüßen. Er ſagte nicht ohne Bitterkeit, das Schickſal ſcheine ſich zuweilen den inurbanen Spaß zu machen, geſcheute Leute wie Dummköpfe, und dieſe wie Männer von Talent zu behandeln; wenn es aber gar den Scherz ſo weit triebe, einen luſtigen Menſchen, der den Muth noch nicht verloren, in das Leben keck hineinzulachen, die Feder des Abſchreibers in die Hand zu zwingen, ſo könne es ziemlich ernſthafte Folgen haben. Julius antwortete, daß er dergleichen Sarkasmen gegen das Schickſal, dem ohnehin gar vieles aufgebürdet werde, nicht liebe; auch müſſe es eine ſchlecht conditionirte Fröhlichkeit ſeyn, die ſich ſo leicht in die Flucht jagen laſſe. Guter Wein verſauere nur ſehr langſam, oder gar nicht.

Der Graf geſtand ſich, daß dieſes Jünglings Sinnesart nicht von ihm zu erreichen ſei. Er ſprach noch Manches über das Leben, das der Unmuth ihm eingegeben hatte, und als er endlich ſah, daß Julius kernige Gemüthigkeit durch nichts zu erſchüttern ſei, ſo verließ er nicht ohne Verdruß das Zimmer, und ſchrieb mit dieſer Empfindung im Herzen an ſeinen Freund Guido von Spolern, der jetzt in Lion ſich aufhielt, folgenden Brief.

„Ich fühle mich nicht glücklich, Guido, ja ich habe die Ahndung, ich werde es niemals werden. Das Leben iſt mir oft wie eine weite Oede, wie eine ſandige Haide vorgekommen, und ich habe den Zauberſtab nicht, Blumen und Blüthen daraus hervorzurufen. Wohin ich auch meinen Blick wenden mag, iſt nichts da, was mich feſſeln könnte. Ich liebe die Menſchen nicht mehr ſonderlich, ſie ſind oft ſo leer, ſo wüſt, mir iſt zuweilen, wenn ich ſie angeredet habe, und ſie mit mechaniſcher Zungenfertigkeit die Antwort herhallen, als klänge es ſo hohl, wie aus einem feuchtkalten Kellergewölbe. Und wenn mir nun die Menſchen den Troſt und die Beruhigung verſagen, ſo gewähre ich ſie mir ſelbſt, leider auch nicht immer. Du allein, Theurer, könnteſt mich zur Ruhe und Freude führen, Dich allein lieb ich mit ganzem ungetheiltem Gefühl, ohne daß ſich irgend eine fremdartige Empfindung hineinzumiſchen wagen dürfte. Du biſt mein einziger Freund, Dir gehör ich ganz an, Du mußt mein Rathgeber, mein Führer ſein. O laß mich nicht allein, komm zu mir, und bleibe ſtets bei Deinem Freunde, der ohne Dich das Leben nicht begreift, dem es ſchaal dünkt, wie ein verunglückter Spaß von der vorigen Woche, und dem ſelbſt die Jugend und der Frühling nur wie aufgeputzte Freudenmädchen erſcheinen, mit denen er nicht Luſt hat, den Tanz zu beginnen. Verlaß ein Volk, das Du ja ohnehin nicht liebſt, und eile in die Arme Deines Freundes, der nichts vermißt, wenn er Dich hat.

— Julius, der den Brief ſah, ſprach ihm zwar die Kürze nicht ab, wohl aber die Erbaulichkeit. Beſonders meinte er, ſei in dem Vergleich der warmen Menſchenbruſt mit dem feuchtkalten Kellergewölbe, der Jugend und des Frühlings, mit den geſchminkten Mädchen etwas Läſterliches, das ſich Otto in beſſerer Stimmung ſelbſt nicht ſo leicht werde vergeben können. Der Graf antwortete nicht, ſondern ließ das unerfreuliche Schreiben ſchnell auf die Poſt geben.

Julius war nun auch bald wieder vollkommen hergeſtellt, und da der Hofrath noch immer nicht geantwortet hatte, ſo hielt er es für ſeine Pflicht, ſelbſt zu ihm zu gehn, um ſeinen trefflichen Poſten von neuem wieder anzutreten. Er dankte dem Grafen für die

Güte, die er ihm erwieſen, wünſchte ihm mit fröhlichem Herzen ein fröhliches Herz, und verließ denn das Haus.

Siebentes Kapitel.

Otto hätte den Jüngling gern bei ſich behalten, aber er konnte es leider aus einer Art von trübem Hochmuth nicht über ſich erhalten, dieſe Bitte an ihn zu thun, und ſo ließ er ihn denn ziehen. Er fühlte ſich einſam in dem großen, weiten Zimmer, deſſen glänzende Wandſpiegel nur ein einziges, ſein eignes Bild, ihm zurückwarfen, er griff daher ſchnell nach Hut und Stock, um dieſe Empfindung los zu werden, und eilte in das Freie. Es war ein unfreundliches Wetter, der Himmel war mit weißgrauen kalten Wolken bedeckt, und ein feiner unangenehmer Regen träufelte herab. Auch die Menſchen, denen der Graf begegnete, ſchienen ihm größtentheils verdroſſen und widerwärtig auszuſehen, und gar an keine Freude des Lebens denken zu können, weil ſie nur arbeiteten um die ſchroffen Sorgen des Lebens abzuwenden, und die traurige Nothwendigkeit des Bedürfniſſes zu befriedigen.

Sie ſpinnen, dachte Otto, ihr Leben ab, wie die Seidenwürmer, die ihr eigenes Grab bereiten, indem ſie weben. Jene aber geben nur grobe Wolle, und müſſen es wohl, um fortzudauern.

Der Graf hatte jetzt einen Hügel beſtiegen, von dem die Ausſicht herab in ein kleines ſtilles Thal, das Auge hätte erfreuen müſſen, wenn nur die trübe Witterung dem Blicke freiern Spielraum verſtattet hätte. Otto wickelte ſich tiefer in ſeinen Mantel, ſetzte ſich auf eine Raſenbank, und bekam jetzt ein Schauſpiel zu ſehen, das ihn wegen ſeiner Sonderbarkeit anziehen mußte. Ein junges zierlich gebildetes Mädchen, welches ganz in ſchwarze Seide gekleidet war, ging mit einem Buche in der Hand, das Thal hinunter, ſank bei einem friſchen Raſenhügel nieder, machte das verſchloſſene Buch auf und betete. Ein ältlicher grauer Mann, der ihr langſam gefolgt war, ſtellte ſich jetzt neben ihr hin, und ſtand ſteif und unbeweglich da. Das Mädchen lag wol eine Viertelſtunde auf den Knien und Otto konnte nicht müde werden, das ſtille Kindergeſicht zu betrachten, und er verwünſchte jetzt doppelt das neblige Wetter, das ihn verhinderte, alle ihre Züge in völliger Klarheit zu erkennen. Er geſtand ſich, daß er eine ſo reizende, und wie es ihn dünkte, griechiſch gebildete Geſtalt, noch niemals geſehn habe.

Jetzt wandte ſich das Mädchen nach dem Manne zu, der hinter ihr ſtand, und fragte: Iſt mein Vater nun wol bald erlöſet?

Noch nicht, erwiederte dieſer, doch wird er ſchon Linderung fühlen.

Wenn ich nur verſtände, was ich leſe. Es kommt mir vor, als wäre es nicht gut, wenn ich das bete, was ich nicht begreifen kann.

Es thut nichts, Gott nimmt es doch gnädig an. Er verſteht dich, und alle Sprachen.

Otto hätte gern über des Mannes Worte gelächelt, aber er konnte nicht dazu gelangen, denn das Geſicht dieſes Menſchen hatte für ihn etwas ſo Abſchreckendes, daß er ihn nicht ſo leichthin belachen konnte. Dieſes Antlitz hatte ſo etwas Determinirtes, Steinernes, und alle Züge deſſelben ſchienen ſo ſtill und verfeſtigt, daß er ſich faſt vor ihm ſcheuete.

Das Mädchen betete von Neuem und wie es ſchien, mit erneuerter Inbrunſt, dann ſang ſie leiſe, aber Thränen unterbrachen die milden Töne, und ihre Wange wurde mit einem male blaß und immer bläſſer. Der Anblick rührte den Grafen unbeſchreiblich, und er wußte nicht, wie er ſich noch zu halten vermochte, um dem unbekannten Mädchen nicht ſogleich beizuſtehen.

Wie iſt dir, Roſalie? ſagte der Mann mit gelaſſener Stimme, es ſcheinet mir, du werdeſt blaß, und fangeſt an zu zittern.

Die Kälte, erwiederte das Mädchen, die Kälte iſt's, die Luft ſchneidet ſo ſehr.

Sie ſchneide, bete du.

Dem ſtrengen Befehle folgte das Mädchen. Aber als ſie mit erneuerter Anſtrengung die Gebete herſagte, ſo wurde ihr Geſicht noch bläſſer, und ein Zittern überfiel ſie, daß ſie ſich nicht länger aufrecht erhielt, ſondern ermattet auf den Raſen niederſank, worauf ſie gekniet hatte.

Jetzt hielt ſich Otto nicht länger. Er ſprang ſchnell auf von ſeinem Sitze, und hin=

unter in das Thal, um dem lieben Mädchen zu Hülfe zu kommen. Der alte Mann hatte bereits Roſalien in ſeine Arme genommen, und mit einem freundlichern Geſicht ſagte er: Nicht ſchwach ſeyn, Kind, nicht ſchwach ſeyn. Stark, ſtark will uns das Leben haben.

O laßt auch mich ihr beiſtehn, rief der Graf mit vieler Lebhaftigkeit aus, vergönnt auch mir, dem theuern Mädchen zu Hülfe zu kommen!

Der Alte ſah den erhitzten Jüngling mit großen Augen an, und ſagte dann ruhig und kalt: Es bedarf eurer nicht.

Der Graf reichte ein kleines Glas mit ſtärkendem Balſam hin, aber der Mann wies es zurück, und ſagte, es bedürfe der künſtlichen Mittel nicht. Sie erhole ſich ſchon von ſelbſt. In der That war der Zufall auch gar nicht bedeutend geweſen. Roſalie ſchlug die Augen bald wieder auf, und warf einen Blick der Verwunderung auf den Grafen.

Vergieb mir, Mädchen, ſagte Otto, daß ich, ein Unbekannter, ſo vor dir ſtehe; aber du rührteſt mich ſo ſehr, daß ich mich nicht zurückhalten konnte.

Das Mädchen antwortete ihm nicht, ſondern wandte ſich an ihren Begleiter mit der Bitte, ſie nach Hauſe zu führen.

Warum wendeſt du deine Blicke nicht auch zu mir? fuhr Otto fort, indem eine leidenſchaftliche Bewegung in ſeinem Geſichte bemerkbar wurde, verdiene ich es nicht, daß du dich zu mir wendeſt? Du warſt mir im erſten Augenblicke, als ich dich ſah, nicht unbekannt, ich ahndete, ich fühlte dich, und mein beſtes Sehnen wär es, für dich zu handeln, für dich zu leiden.

Du ſcheinſt ein ganz guter Mann, ſagte Roſalie, und legte ihren Kopf auf die Schulter des Alten, als wenn ſie ſchlafen wollte. Dieſer ſchien über die Erſcheinung und die Rede des Grafen unwillig und mit beleidigender Kälte ſagte er jetzt:

Wenig gefällſt du mir, junger Menſch, und mich will bedünken, es wäre beſſer, wenn du dich ſtets von uns entfernt gehalten hätteſt: Komm Roſalie.

Ich laſſe euch nicht, rief Otto mit Heftigkeit aus, ich laſſe euch nicht, bevor ihr mir geſagt habt, wer ihr ſeyd. Mich zieht mein Herz zu euch, und grauſam iſts, den redlichen Willen kalt zurückzuweiſen.

Junger Menſch, ich kenne dieſe Trunkenheit, und haſſe ſie. Wir gehöreen nicht für einander. Ich werde dich als Feind betrachten, wenn du uns folgſt.

Ich achte deinen Willen nicht, ſagte Otto, ich dränge mich euch auf, wenn ihr mich auch noch ſo höhnend verſchmähet.

Der Fremde zog die Augenbraunen zuſammen, und ſchien entſchloſſen, ihm ſelbſt mit Gewalt zu widerſtreben, wenn die Umſtände es nöthig machen ſollten.

Roſalie zeigte einige Aengſtlichkeit, und ſagte ſchnell zu Otto: Geh, lieber Jüngling, und reize meinen Oheim nicht. Er iſt ſehr ſtreng, und ſcheuet keinen Menſchen.

Du befiehlſt mir zu gehn, ſagte Otto und ich gehorche. Aber laß meine Hoffnung nicht zur Lügnerinn werden, daß ich dich wiederſehen werde; denn das muß ich, ich fühl' es. Ach! ſo wie jetzt fühlt ich noch nie. Mir iſt ſo wohl, ſo wunderbar wohl und . . .

Mir nicht, unterbrach ihn Roſalie, darum geh ich. Geh auch du.

Sie gab dem Oheim den Arm, und er führte ſie ſchnell hinweg. Otto ſah ihr lange nach, und als ſie ſeinem Blicke entſchwunden war, fuhr er mit der Hand über die Stirn, wie einer, der einen Traum verſcheuchen oder wahr machen will. Der ganze Vorfall ſchien ihm ſo merkwürdig, ſo bedeutungsvoll, daß er ſich von der Wirklichkeit deſſelben auf das Lebhafteſte überzeugen wollte. Wie ein Menſch, der in einer großen Geſellſchaft ganz allein iſt, weil er Niemanden in derſelben kennt, der ihm befreundet wäre, Niemanden, mit dem er die beſſern Gefühle ſeines Herzens zu theilen Luſt hat, wie dieſer freudig und verwunderungsvoll erwacht aus der kalten Ruhe, worein er verſunken war, wenn jetzt unerwartet ein liebes Freundesgeſicht in der leeren Menge erſcheint, oder wenn denn mit einem Male ein großer und geheimnißvoller muſikaliſcher Ton durch die dumpfe Stille ſeines Weſens dringt, ſo ungefähr war jetzt unſerm Otto, nachdem ihm dieſes Mädchen erſchienen war. Schon der Alte nannte ihn, nur zu unfreundlich, einen Trunkenen, und man hätte ihn allerdings mit dieſem Worte bezeichnen mögen, da er jetzt ſo lebhaft, und einzelne nicht zuſammenhängende Worte murmelnd, in dem Thale umherging, während der eiſige Märzregen um ſeine Wange ſchlug.

Auf dem Raſen, wo Roſalie gekniet, fand er das Buch, aus dem ſie gebetet hatte. Es war aus einer alten kräftig frommen Zeit, und enthielt mehrere in lateiniſcher Sprache gedichtete Geſänge, über deren Unverſtändlichkeit Roſalie geklagt hatte. Er betrachtete das Buch nicht ohne freudige Rührung, da es ihm ein ſtetes Angedenken ſeyn ſollte für dieſe ihm ſo bedeutende Stunde. Es war ſchon ſpäter Abend geworden, als er ſich entſchließen konnte, nach der Stadt und in ſein Haus zurückzukehren, das er mit ganz veränderten Gefühlen wieder betrat.

Achtes Kapitel.

Während Otto dieſes romantiſche Abenteuer erlebte, hatte der arme Julius ein anderes, das zu einem viel niedrigern Geſchlechte der Abenteuer gehörte. Der Hofrath, bei dem er bis jetzt ſich ſeinen Unterhalt erſchrieben hatte, war ſehr erſtaunt und höchlich erzürnt darüber, wie Julius nach ſolch einem Vorfalle, wie der, den er gehabt, es noch wagen dürfe, ſeine Wohnung wieder zu betreten. Die ganze Stadt ſey darüber in eine lachende Verzuckung gerathen, und man werde noch lange Zeit darrüber ſpotten, das Mädchen beſonders, deſſen Vertheidigung er in ſeiner Quixotterie übernommen, und das ſich unvertheidigt weit beſſer gefallen habe. Ein ſolider Mann habe nicht Luſt mit dergleichen fantaſtiſchen Geſellen etwas zu theilen.

Julius war in der That einige Augenblicke betroffen und faſt ernſthaft geworden; dann aber legte er langſam die Locken ſeiner Stirnhaare wieder in Ordnung, welches das gewöhnliche Zeichen war, daß er ſich wiederfinde, und ſeine Ruhe und Heiterkeit, und indem er obendrein noch zur Gemüthsergötzlichkeit eine Feder, welche auf dem Tiſche lag, zwiſchen die Finger nahm, um ſie nach und nach zu zerreißen, ſo ſagte er nicht ohne gute Gelaſſenheit: Theurer ſolider Mann, der fantaſtiſche Geſelle hat doch noch Solidität genug, nicht gleich in Ohnmacht zu fallen über die harten Worte, ſo ihr geſprochen, ſondern ſich zu faſſen, und zu finden, indem er euch verliert. Wenn die Stadt über mich lacht, ſo kann ich ihr das wohl gönnen, hab ich doch auch nicht ſelten über ſie gelacht, wenn man ferner über mich ſpottet, ſo laß ich das gleichfalls gut ſein, wenn man ſonſt nur gut, das heißt: witzig ſpottet; denn der Witz, ſo geht die Sage, iſt ein nicht ganz zu verachtendes Talent des Himmels, und wer Pfeile hat, der ſchießt ſie ab, ſollte man auch zuweilen einen Stohhalm für einen Pfeil anſehen. Iſt ferner das Mädchen, für die ich einen guten Kampf gekämpft habe, eine unintereſſante und etwas einfältige Gans, ſo hat ſie das mit ſich ſelbſt auszumachen. Ich bin nicht Schuld daran, ſondern laſſe einen jeden gewähren, auf ſeine eigne Hand zu thun und zu ſeyn, was er eben will. Mit der Don-Quixotterie iſt es auch eine gar nicht übele Sache, wie ihr euch davon überzeugen könnt, wenn ihr einmal den trefflichen Spaniſchen Poeten in euren juriſtiſchen Nebenſtunden anzuſehen belieben wollet. Es giebt Thorheiten, will ich faſt meinen, zu denen mehr Vernunft und Herz gehört, als zu einer gewiſſen Gattung von Verſtändigkeit, die ſich mit mäßig dummem Gemüth verwalten läßt.

Hier kam dem Hofrath die Geduld abhanden, und indem er mit dem Fuße ſtampfend, den wunderlichen Redner einen verrückten Menſchen nannte, verließ er das Zimmer. Julius blickte mit einem halben Lächeln auf die Feder, die er jetzt völlig zerriſſen hatte, und ſagte ſich ſelbſt ehrlich betheuernd: ich habe ihn nicht ärgern wollen, gewiß nicht; dann verließ er nicht bloß das Zimmer, ſondern auch das Haus.

Man muß es mir jetzt einräumen, ſagte er jetzt zu ſich ſelbſt, als er durch die Straßen der Stadt ſchlenderte, daß ich mich in dem eigentlichen Zuſtand der Freiheit befinde. Alle, ſelbſt die verſchiedenartigſten Gattungen des Lebens und des Wirkens kann ich ergreifen, nur Schade, daß man mich zu keiner einzigen wird gelangen laſſen. Ein Kopfkiſſen hab ich zwar nicht, worauf ich mein Haupt niederlegen könnte, dafür aber eine Menge Wieſen und Fluren, wo es mir Niemand wehren kann, zu ſchlafen ſo lang ich will. Vor Dieben bin ich dabei ſehr ſicher, da ſie es ſehr pfiffig anfangen müßten, etwas bei mir zu finden. In der That, ich bin recht arm, und wenn mich ein Bettler um etwas anſprechen ſollte, ſo darf ich ihn für einen ironiſchen Schalk halten. Mein guter Julius, wie ſehr möchteſt du jetzt wohl wünſchen, zu einer Cikade zu werden, welche ja die treffliche Tugend an ſich hat, vom Thau zu leben, und nicht zu Bäckern, und Fleiſchern zu ſchicken braucht. Und doch bin ich wirklich ſo eine Art von Cikade, die den Sommer über geſungen hat, und, über Zäune und Wieſen hüpfend, gar nicht daran denken mochte, daß der Winter nachkommt, der viel Schnee und Eis mit ſich bringt, und allerlei Ungemach mehr. Ach, mein lieber Julius, hüte dich ja, ſo eine dickhäutige fühlloſe Ameiſe anzuſprechen, damit ſie nicht noch den Triumph habe, dir gute Lehren zu geben, während ſie die Körner, die ſie trocknet, gemächlich in die Höle zurückzieht.

Etwas anfangen muß ich nun freilich, ſollte ich auch meinen Genius zum Bedienten gebrauchen müſſen, der den Brodtſack trägt, denn leider will ein dunkles Gerücht behaupten, daß wenn man einen Tag nicht Speiſe zu ſich genommen, eine Art von Dämon erſcheinen ſolle, welcher ſich den Hunger nennt, und die Leute etwas heftig reibe und matt mache. Auch meinen ſcharfſinnige Menſchen, daß zwar gute Gedanken und ſchöne Gefühle nicht ganz zu verwerfen ſeyen, daß man aber weder die erſtern trinken, noch die letztern aufſpeiſen könne, welches dann auch keinem ſonderlichen Widerſpruche unterworfen iſt. Was alſo anfangen? Beſinne dich, guter Julius, was du alles kannſt; es wird doch etwas Erſprießliches darunter ſeyn.

Neuntes Kapitel.

Er wollte ſo eben alle ſeine Talente und erworbene Kenntniſſe durchmuſtern, als er in dieſen Betrachtungen durch einen Mann unterbrochen wurde, der ſehr angelegentlich nach der Wohnung des Grafen Otto von Maien fragte. Der Name wirkte auf eine erfreuliche Weiſe auf unſern Julius, denn es fiel ihm erſt jetzt ein, daß dieſer vielleicht irgend eines dieſer durchmuſterten Talente gebrauchen könne. Er antwortete daher dem Fremden ſchnell, er gehe jetzt grade ſelbſt nach dem Hauſe des Grafen, er möge ihn begleiten. Der Fremde nickte mit dem Kopfe und beſchleunigte ſeine Schritte. Julius bemerkte erſt jetzt eine anziehende italieniſche Phyſiognomie, und war dreuſt genug, nach dem Namen ſeines Begleiters zu fragen; doch wurde ſeine Neugierde nicht befriedigt, denn dieſer antwortete ihm nur durch einen Blick, daß eine ſolche Frage ſich nicht gezieme. Es war ein Jüngling von etwa acht und zwanzig bis dreißig Jahren, in reicher Offizierstracht, deren Form eher an den ſchönern Geſchmack der Chevallerie als an den neu franzöſiſchen erinnern konnte. Die kühne Stirn, die ſonneverbrannten Wangen, die dunkelblitzenden Augen, der ſtolze Gang gaben ſeinem ganzen Weſen etwas Imponirendes und Julius betrachtete ihn mit einem Intereſſe, welches durch das Schweigen des Mannes nur vermehrt wurde.

Dies iſt das Haus, ſagte jetzt Julius, als ſie einige Straßen mit einander gegangen waren. Der Fremde eilte in heftiger Bewegung die Treppe hinauf, und Julius ſagte dabei: Wenn man einen Menſchen recht eifrig ſucht, und ſich ordentlich müde Beine nach ihm gelaufen hat, ſo kann man faſt darauf rechnen, daß er nicht zu Hauſe iſt, und gewöhnlich kommt einem noch ein kaltblütiger Bedienter entgegen, der zum Ueberfluſſe hinzuſetzt, er komme auch fürs Erſte nicht wieder. Der Zufall liebt dergleichen Spaßhaftigkeit.

Julius hatte dies Mal wenigſtens Recht. Otto war noch nicht nach Hauſe zurückgekehrt. Als der Fremde die Nachricht hörte, zog er die Augenbraunen finſter zuſammen, biß ein wenig in die Unterlippe und zerzupfte das Uhrband.

Ihr ſcheint, ſagte Julius, dem Zufall ſeine Spaßhaftigkeit nicht ſo leicht hingehen laſſen zu wollen. Die Geduld iſt eine ſchöne Tugend, und die Tugend eine ſchöne Geduld. — Er erhielt aber wiederum keine Antwort.

Der Fremde ging im Zimmer mit raſchen Schritten auf und nieder, Julius ſetzte ſich gelaſſen hin, aber er blieb es nicht lange. — Auf dem Tiſche lag ein Blatt Papier, worauf folgende Verſe von Ottos Hand geſchrieben waren.

„Dich ergriff, o Jüngling, das enge gewöhnliche Leben,
Daß ſich läutere die Kraft, die ſich im Innern dir regt,
Daß du, getreu dir ſelbſt, die Narren außer dir kenneſt,
Daß du mit feſter Bruſt ſteheſt dem Sturm des Geſchicks.“
Alſo redet' ich oft im Gedräng der Menſchen mir Muth ein,
Und es wallte das Herz kühn bei dem kühneren Wort:
Aber im Auge glänzte die Thrän', ich weinte der Jugend,
Die kein verſtändiges Wort wieder dem Athmen erneut.

Das iſt traurig! ſagte Julius, nachdem er das Blatt geleſen, das iſt nicht gut, wiederholte er dann mit herzlicher Theilnahme, die ihn gewöhnlich einſylbig machte.

Was iſt nicht gut? fragte der Fremde, indem er ſich zu ihm wandte, und ihn feſt anſah.

Dies, antwortete Julius, indem er ihm den Zettel hinreichte. Der Fremde las ihn ſchnell, legte ihn dann auf den Tiſch zurück, und ſagte nichts als Hm! doch biß er wieder die Unterlippe dabei.

So ein Hm, ſagte Julius leiſe für ſich hin, iſt doch ein gar herrliches Wort. Man kann ſich alles dabei denken, oder wenns bequemer iſt, auch Nichts. Hier ſchien es indeß Etwas wenigſtens zu bedeuten.

In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thür, und Otto trat herein. Kaum hatte er den Offizier erblickt, ſo fiel er ihm mit leidenſchaftlicher Bewegung um den Hals und rief mit dem Ton der freudigſten Ueberraſchung: Mein Guido, mein geliebter, theurer Freund!

Mein Otto! ſagte Guido, indem er ihn küßte, mit weniger weichem Accent. Julius fand die Stimme ſogar hart.

Und biſt du es denn auch wirklich? fragte Otto, indem er die Hand des Freundes faßte, darf ich es wirklich glauben, daß du es biſt? Wie viel Freude gibt mir der heutige Tag, wie fühle ich mich mit einem Male ſo ganz anders, ſo friſch, ſo ſchön! Ich ſchrieb an dich, daß du kommen möchteſt, und kaum iſt der Brief fort, ſo ſteheſt du, Lieber, ſchon vor mir.

Es fing an mir in Lion zu mißfallen, antwortete Guido. Die Menſchen, die mich umgaben, waren matt wie abgeſtandenes Waſſer, welk wie verfaulte Blüten, und kalt und glatt, und innerlich morſch, wie geriebener Bimſtein.

Nur Julius hörte dieſe Vergleichungen, die ihm nicht eben das fröhlichſte Gemüth zu bezeichnen ſchienen, Otto war zu ſehr zerſtreut über die Ankunft des Freundes, als daß er deſſen Schmähungen gegen die Menſchen hätte vernehmen mögen.

So machte ich mich denn von Neuem auf die Reiſe, fuhr Guido fort, und werde hier vielleicht einige Zeit verweilen.

Nur einige Zeit? fragte Otto haſtig.

warum nicht immer? — Nein, mein Freund, du darfſt mich nun nie wieder verlaſſen.

Nun, das findet ſich. Immer möchteſt du es auch wol nicht mit mir aushalten, und mich am Ende wol gar gewaltſam fortſchicken!

Er hatte die letzten Worte mit Lächeln geſprochen und nur leicht hingeworfen; dennoch fielen ſie Otto und Julius als gar zu ſonderbar auf, und der Letztere konnte ſich nicht enthalten, zu ſich ſelbſt zu ſagen: Man ſchickt einen Freund gewaltſam fort, wenn man ihn entweder aus dem Fenſter oder aus dem Leben hinauswirft.

Guido nahm das Blatt, auf dem das ſchwermüthige Gedicht geſchrieben ſtand, reichte es Otto, und fragte: Du biſt nicht glücklich, Freund?

Otto ſah das Papier faſt mit Erröthen an, weil er hier vielleicht zu offen ſeinen alten Schmerz ausgeſagt hatte, dann ſagte er lebhaft: Solche Momente kommen wohl manchmal über den Jüngling, aber ſie gehen vorüber. Wahr iſts: Kein Wort des Verſtandes erneuert die Jugend wieder, wenn ſie einmal hinweggeflohen iſt; wohl aber führt ſie uns oft ein einziger ſchöner Moment im Triumphe zurück, und, freue dich mit mir, mein Freund, in ſolcher Moment ward mir gewährt!

Zehntes Kapitel.

Guido reichte jetzt dem Freunde die Hand, weil er ihn für heute verlaſſen wollte. Otto bat ihn dringend, bei ihm zu bleiben, und ſein Haus als das ſeinige anzuſehen; aber Guido war keinesweges von ſeinem Entſchluſſe abzubringen, für ſich allein zu wohnen. In der Freundſchaft, ſagte er, muß die höchſte Freiheit ſeyn, und jedes, auch das leiſeſte Gefühl des Zwanges, des Gebundenſeyns entfernt werden, oder ich kenne nichts Widerwärtigeres, nichts Peinlicheres als die Freundſchaft. Bei Gott, ſelbſt du könnteſt mir unangenehm, ja beinahe verhaßt werden, wenn ich denken müßte: Morgen früh um acht Uhr mußt du den Otto ſehen, weil das Frühſtück einmal beſtellt iſt, und dann nach Ein Uhr wieder, von wegen des Mittageſſens. Nein, nein, das iſt nichts. Ich komme wenn ich dich zu ſehen wünſche, und du läſſeſt mir es abſagen, wenn du für den Moment nicht Luſt haſt. Dieſe Willkühr ſoll uns Niemand rauben. Adieu.

Als er ſich entfernt hatte, ging Otto eifrig im Zimmer auf und nieder, und ſchien damit zu thun zu haben, eine Menge neuer und ungewohnter Gefühle zu ordnen und zu ſammeln. Jetzt erſt konnte er ſich recht freuen, der Freude gewiß werden, da er ſich alle Begebenheiten des heutigen Tages ſtill und beſonnen in das Gedächtniß zurückrief.

Julius ſaß indeß noch immer ſtumm und beſcheiden im Winkel und hatte nicht den Muth, den Grafen in ſeinen Betrachtungen zu ſtören. Er ſah mit Freuden die Veränderung, die in ſo kurzer Zeit mit Otto vorgegangen war, wie ein lebendigeres Feuer jetzt aus ſeinem Auge ſprach, und eine friſchere Thätigkeit ſein ganzes Weſen bezeichnete. Dagegen war er mit Guido ſehr unzufrieden. Es ſchien ihm ein verworrener Jüngling zu ſeyn, der um ſo ſchwerer jemals zu höherer Klarheit und Gediegenheit gelangen werde, je klarer und beſtimmter er ſich bereits ſelbſt dünkte. Kraft ſprach er ihm eben nicht ab, aber es ſchien ihm eine halb zerriſſene und noch lieber zerreißende, ſo wie ihm denn auch das alte Lied von der unbegränzten Freiheit und Willkühr in der Freundſchaft unangenehm zu vernehmen geweſen war.

Jetzt erblickte Otto unſern ſinnigen Freund, und war gutmüthig genug, ſich bei ihm zu entſchuldigen, daß er ihn ſo ſpät gewahr werde. Julius ſah ihn mit lächelnden Augen an, und ſagte dann: Ihr ſeyd ſehr glücklich geworden, ich bin es eben nicht.

Was fehlt Dir? ſage es, Lieber.

Man nennt es, antwortete Julius, indem ſein Auge, ohne daß er ſelbſt es merkte, naß wurde, während er noch lächelte, man nennt das, was mir fehlt, im gemeinen Leben gewöhnlich: das Brodt.

Otto umarmte Julius nicht ohne lebhafte Theilnahme, und ſagte: ſieh mich als Deinen Freund an.

Nicht ſo, ſagte Julius, wäret ihr das ſchon jetzt, ſo wär ich wahrſcheinlich nicht zu euch gekommen. So aber ſeyd ihr mir in dieſem Augenblicke nichts weiter als ein Fremder, den man ohne alles Erröthen fragen darf, ob es bei ihm etwas zu arbeiten und zu verdienen giebt. Ich bleibe dabei doch völlig ſo ſtolz als ſonſt, auch eben ſo demüthig. Auch bitte ich euch recht ſehr, zu glauben, daß ich euch keinesweges für meinen Wohlthäter anerkenne, welche Charge ihr ohnehin nicht lieben werdet. Unterkommen hätt' ich auch ſonſt geſunden, wenn auch nicht bei euch, doch iſt es freilich ſo beſſer. Und, wenn ich gleich aus lauter Luſt zu leben, eben nicht viel zum Lernen gekommen bin, ſo kann ich euch doch in vielen Stücken nützlich ſeyn. Ihr ſeyd alſo keinesweges mein Wohlthäter, merkt euch das um Gottes willen oder ich gehe noch in dieſem Augenblicke zur Thür hinaus. Ihr müßt durchaus keinen Dank verlangen dürfen, wenn ich wirklich dankbar ſeyn ſoll. Dann aber bin ich es gewiß.

Sonderbarer Menſch! ſagte Otto lächelnd, beruhige Dich deshalb. Es ſei ganz ſo wie Du geſagt haſt.

So iſts gut, ſagte Julius, und nun genug und übergenug von mir. Ihr habt mir etwas zu erzählen, wenn ihr mir anders, wie ich hoffe, ſchon vertrauet. Denn wahrlich, daß euch etwas begegnet iſt, und etwas

Erfreuliches, darum brauch ich nur eure leuchtenden Augen zu fragen.

Otto erzählte ihm gar gern, was ihm in jenem Thale für ein Abenteuer aufgeſtoßen ſey, und er konnte nicht umhin, Roſaliens Schönheit dabei recht ſehr zu rühmen, und von ihrem ſanften Weſen manches mit einfließen zu laſſen. Julius lachte ſehr, und verglich ſeinen Ueberfall mit den alten chriſtlichen Störungen des heidniſchen Gottesdienſtes. Indeſſen freute er ſich, wie es vielleicht auch billig war, nicht wenig über Otto's Verliebtheit, denn dieſe zog er durchaus nicht mehr in Zweifel, und er prophezeihte ihm nun die köſtlichſten Tage voll angenehmer Unruhe und erfreulicher Melancholie. Der Graf, meinte er, habe gewiß eine beträchtliche Summe von Kraft zuzuſetzen, und könne allenfalls ſchon eine gute Weile den unerhörten Liebhaber machen. Der Begleiter Roſaliens, den Otto zu wiederholten Malen ein eiſern Bild genannt hatte, werde ja am Ende doch auch zu beſiegen ſeyn.

Elftes Kapitel.

Roſalie war die Tochter eines Florentiniſchen Edelmanns, der ſich durch den Hang zu irreligiöſen Neuerungen den Verdacht der Ketzerei zugezogen, und ſich endlich genöthigt geſehen hatte, ſein Vaterland zu verlaſſen, um nur der größern Gefahr zu entfliehen. Seine vierzehnjährige Tochter und ſein älterer Bruder Fernando folgten dem Unglücklichen auf dem Wege in die kalte Fremde. Fernando, eben der, welcher unſerm Otto ſo ſteinern erſchienen war, theilte nicht die Meinungen ſeines Bruders, den er vielleicht als ein ſtrenger und gläubiger Katholik verabſcheuet haben müßte, wenn nicht die alte Gewohnheit, ihn zu lieben, ſich ihm widerſetzt hätte. Aus Mitleiden war er dem Bruder gefolgt, der indeß die Entfernung vom vaterländiſchen Boden und das Ungemach, welches ihn auf der Flucht verfolgte, nicht lange ertrug. In einem ſchlechten Dorfe, nicht weit von Otto's Vaterſtadt, erkrankte der Arme, und man begrub ihn in dem Thale, wo der Graf die Betende zum erſten Mal geſehen hatte. Fernando hatte es ſo gewollt, daß Roſalie täglich dieſen Gang antreten ſolle, um für die Erlöſung der Seele ihres Vaters zu beten, für den man keine Meſſen leſen laſſen konnte, weil die Armuth es nicht verſtattete.

Schon oftmals hatte das Mädchen in

Fernandos Geſellſchaft ihr frommes Geſchäft verrichtet. Wenige nur hatten ſie beten geſehen, denn das Thal lag ziemlich abgelegen und wurde wenig beſucht, und Niemandem war die Scene aufgefallen. Otto war der Erſte, der ſie merkwürdig gefunden hatte, und auch Roſalien war die Unterbrechung nicht unangenehm geweſen, denn ſie hatte ſich den Tag weniger begeiſtert gefühlt zu ihrem Geſchäft, und ſich mit frommen Herzen ſelbſt Vorwürfe gemacht über ihre heutige Gemüthskälte. Die Urſach war wohl keine andere geweſen als die rauhe Märzluft, welche ſo ſchneidend und heftig auf das arme zarte Mädchen eingeſtürmt hatte. Otto ſelbſt hatte weiter keinen Eindruck auf ſie gemacht, als daß ſie ihn ziemlich hübſch gefunden. Auch war ſie der Meinung, es möge wol ein ganz guter Menſch ſeyn, da er ſo viel Theilnahme gegen ſie bewieſen hatte.

Am andern Morgen war Fernando ſehr früh ausgegangen, und als er zurückkam, ſagte er mit finſterm Blick: Wir gehen heute nicht in das Thal.

Roſalie wiederholte gleichgültig: Nicht in das Thal. Dann aber ging ſie und betete ſtill in ihrer Kammer für des Vaters ewige Ruhe.

Am dritten, vierten und fünften Morgen hatte Fernando denſelben frühen Ausgang gemacht, und bei ſeiner Zurückkunft ſtets wiederholt: Wir gehen heute nicht in das Thal, und Roſalie hatte daſſelbe geantwortet und gethan, was ſie bereits zum erſten Male geſagt und gethan hatte. Am ſechsten Morgen kam Fernando noch ungleich ernſthafter als bisher in das Zimmer, und ſagte: Mache Dich bereit, Roſalie, wir werden dieſes Dorf verlaſſen. Das Mädchen antwortete wieder gelaſſen: Ich mache mich bereit. In wenigen Stunden waren ſie unterweges, und am Abend hatten ſie einen ſchlechten Marktflecken erreicht, der etwa eine Meile von ihrem bisherigen Aufenthaltsorte und nicht weiter als dieſer von der Stadt ſelbſt, entfernt lag.

Fernando hatte hier ein Zimmer gemiethet. Es war lang, niedrig, und die noch friſche, weißgraue Farbe, mit der es angeſtrichen, gab ihm etwas Unheimliches.

Es war ein langes Stillſchweigen, Fernando ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder, Roſalie ſetzte ſich auf einen Schemel, und ſagte leiſe: Ich bin recht müde, Oheim, recht müde.

Des Lebens? fragte dieſer mit finſterm Geſicht.

Des Lebens? nein.

Mußt auch nicht, Kind, halt dich friſch und fröhlich, wenn du kannſt.

Roſalie ſchüttelte den Kopf, und ſagte: Dieſes Zimmer iſt recht häßlich, und das Leben iſt auch nicht ſehr hübſch.

Nein, gewiß nicht.

Das Zimmer könnte wol grün angemalt ſein, die weiße Farbe thut den Augen ſo weh, und das Leben hat auch nicht viel bunte Farben an ſich.

Dunkelgrau ſieht es aus, mit einigen grellen Kreideſtrichen dazwiſchen.

Ich habe manches Lied geleſen und zur Laute geſungen, darin iſt die Jugend als recht luſtig geprieſen, und das Leben wie eine geputzte Braut und wie ein Apriltag in Italien. Damit iſt es den Dichtern ſelbſt wohl gar kein Ernſt geweſen.

Spaß, nichts als Spaß und Spott.

Ach! es iſt aber unrecht daß ſie den Kindern ſo etwas weiß machen. Wer nun daran glauben und denken wollte, es würde ihm auch ſo werden?

Es iſt Unrecht, groß Unrecht.

Du guter Gott im hohen Himmel, ſagte Roſalie und weinte ſtill dabei, warum iſt doch dein Leben ſo gar ſehr traurig! — Ihre Thränen floſſen reichlich, und ſie fuhr fort: Ich möchte wohl wiſſen, wie einem zu Muthe ſein mag, der luſtig iſt.

Der Oheim ſtreichelte freundlicher als jemals ihre Wangen, und ſagte: Sei du nur fromm, mein gutes Kind, ſo kannſt du der Luſtigkeit entbehren. Weit beſſer als das Leben iſt das Sterben: darauf magſt du dich freuen. Dann iſt aller Schmerz und alle Angſt, und alle Qual hinweggenommen, alles wird eben, klar und ſanft gelöſet, und eine ſanfte, tönende Frühlingsluft trägt, wie ein Triumphwagen, die erfreute, kindlich lächelnde Seele gen Himmel, wo alles leuchtend iſt und groß und herrlich. Halte dieſe Gedanken feſt Roſalie.

Ich will gewiß, ſagte Raſalie, und trocknete ihre Thränen. Sie ſah auch ſchon wieder muthig aus und hell.

Warum ſind wir aber hierher gezogen? warum nicht dort geblieben, wo es doch etwas beſſer war?

Der Fremde verfolgt dich.

Verfolgt mich? Kann man mich denn verfolgen?

So iſts. — Ich habe kein Vertrauen zu ihm, er mißfällt mir, darum müſſen wir vor ihm fliehen.

Er hatte doch eine ganz gute Miene.

Heuchelei, ich kenne das.

Die Männer ſind überhaupt wol nicht gut?

Die meiſten ſind roh und gemein und um ſich greifend. Am beſten iſts, du lernſt ſie niemals kennen. Geh jetzt zur Ruhe.

Roſalie ſagte jetzt ihr Abendgebet ohne Buch her, und legte ſich dann ſchlafen.

Zwölftes Kapitel.

Otto hatte indeß keinen Morgen verſäumt, in das Thal zu kommen, wo er zuerſt Roſalien geſehn hatte, aber vergeblich hoffte er, ſie werde erſcheinen. Fernando hatte ihn erblickt, und Roſalie mußte in ihrer engen, verſchloßnen Wohnung bleiben. Unmuthig und mit verſtörten Hoffnungen war der Graf jedes Mal fruchtlos nach Hauſe zurück gekehrt; endlich wagte er es über das Thal hinaus zu ſchweifen, und Erkundigungen im Dorfe anzuſtellen. Er beſchrieb genau Fernandos und Roſaliens ausgezeichnetes Aeußere, das durch die fremdartige Kleidung noch bemerkbarer gemacht wurde, und es konnte ihm nicht fehlen, die Wohnung der Fremdlinge auszukundſchaften. Dies zu vermeiden floh Fernando mit Roſalien nach dem andern noch verſteckter liegenden Dorfe.

Jetzt hatte Otto die Spur verlohren, aber er gab die Hoffnung nicht auf, ſie dennoch bald oder doch einſt wiederzufinden, Er fühlte zu tief, daß jene Begebenheit, die, wie er es nannte, zauberiſch auf ihn eingewirkt hatte, nicht umſonſt und ohne alle Folgen in ſein Leben werde eingeflochten ſein. Und nur zuweilen, wenn in trüben bangen Stunden der Gedanke ihn dennoch faßte: „Du wirſt ſie niemals wiederſehen, ſie iſt für dich verlohren, dann erſchrack er vor ſich ſelbſt, und vor der leeren, freudentblößten Zukunft, die ihn nun erwarten würde; aber er ertrug dieſe Ahndung nicht lange, gewaltſam raffte er ſich auf, und ſtieß mit Macht zurück den finſtern Gedanken, der ſich gewitterſchwer auf ihn herabſenken wollte. — Es kann nicht ſein! rief er dann aus mit lauter Stimme, ich würde ja zu unglücklich werden. Nicht wahr, mein guter Julius, ich finde ſie gewiß wieder?

Julius, der ſich dem Grafen jetzt weit näher fühlte, verſicherte ihn mit vieler Herzlichkeit, daß das durchaus nicht fehlen könne. Es iſt oft ſchwerer, ſagte er, ein Mädchen nicht zu finden, als das Gegentheil. Der Himmel bewahre mich aber vor dem Nichtfindenwollen.

Sie machten ihre täglichen Ausflüge ſtets gemeinſchaftlich, und wenn ſie am Abend eines Tages, an dem alle ihre Bemühungen und Nachforſchungen vergeblich geweſen waren, ermüdet endlich den Rückweg antraten, dann hatte Julius oft gar viele Mühe, dem ſtummen, trauernd zürnenden Otto auch nur ein halbes Lächeln abzugewinnen. Eine Menge glücklicher und misglückter Scherze mußten dazu aufgewandt werden.

Guido ließ ſich ſelten ſehen, und Otto hatte zuweilen den Weg zu ihm vergeblich machen müſſen, auch wenn ſich jener wirklich zu Hauſe befand. Er wollte oft ganz allein ſein, und durchaus Niemanden ſprechen. Zwar betrübte das wohl den Grafen, doch machte es ihn keinesweges in ſeiner

Freundſchaft irre. Er reſpektirte Guidos Willkühr nur zu ſehr, und gab ſich die Schuld, daß er vielleicht in den Momenten düſterer Schwermuth dem Freunde nicht Genüge leiſten möge.

Weniger Nachſicht hatte Julius mit jenen Unarten des Freundes. Es ſei doch eine gar böſe Sache, und eine höchſt unbehagliche Exiſtenz, meinte er, wenn man ſo einen halb verbiſſenen Ingrimm mit ſich herumtrage, als Guido zu thun ſcheine. Ueberhaupt, wenn man erſt einmal angefangen habe, die Menſchen nicht zu lieben, ſo werde leicht eine traurige Gewohnheit, eine Art von mechaniſcher Fertigkeit daraus. Es ſei leichter, eine finſtere Miene zu machen, als eine luſtige, und das Haſſen habe weniger Schwierigkeit als das Lieben.

Er hätte vielleicht noch eine geraume Zeit fortgefahren, in ſolchen Sentenzen zu ſprechen, aber Otto fuhr ihn hart an. — Und wenn Guido für gut findet, ſagte er, daß wir uns auch nur alle Monate ein einziges Mal ſprechen; ſeiner Freundſchaft bin ich dennoch gewiß, ſo wie er der meinigen. Kein Wort gegen Guido, keines, Julius, wenn du nicht willſt, daß ich dir wahrhaft zürnen ſoll. Du kennſt dieſen Guido nicht, weißt nicht wie ſchwer es ihm geworden iſt, ehe er dahin gekommen, wo er jetzt ſteht. Und auch ſo wie er jetzt ſteht, glaube mir, liebt er zwar die Menſchen nicht ſehr, wohl aber die Menſchheit.

Julius fand ſich durch das letztere Wort keinesweges befriedigt: denn es dünkte ihn ſehr bequem, aber auch ſehr unrecht, daß man ſich auf dieſe Weiſe mit ſeinen Pflichten gegen die Geſellſchaft abfände. Indeſſen ſchwieg er, und reſpektirte Ottos Freundſchaftsgefühl, wenn es ihn gleich dünkte, als habe es den rechten Gegenſtand nicht gefunden.

Dreizehntes Kapitel.

Fernando befand ſich indeß mit Roſalien in einer ſehr beſchränkten Lage. Das wenige Geld, was ſie aus Italien nach Deutſchland gebracht hatten, war größtentheils aufgezehrt worden, und jetzt fühlte ſich Fernando auch noch krank und bedurfte einer koſtſpieligen Pflege. Roſalie ſaß geduldig an ſeinem Bette, reichte ihm Arzeneien und ſang ihm gute alte Lieder vor, die ihn ſonſt wol erfreuet hatten. Aber jetzt ſchien es ihn, als habe er die Freude, die er nie ſonderlich verſtanden, ganz und gar verlernt.

und er äußerte kaum Dank gegen die treue Pflegerin.

Eines Morgens ſagte er ihr: Du mußt nach der Stadt gehen, mein Kind, um dieſen Ring dort zu verkaufen. Wir haben weiter gar nichts mehr übrig. Ohne allen Zweifel wird man dich betrügen, beſonders da man aus deinem Benehmen ſehen wird, daß du des Geldes bedarfſt. Das kann aber nicht geändert werden.

Roſalie antwortete nur durch Kopfnicken, und zog dann die männliche Kleidung an, die ſie auf der Reiſe getragen hatte. Der feine dunkelfarbige Oberrock und die langen weiten Beinkleider ſtanden ihr recht hübſch, und ſie konnte nicht umhin, zu lächeln, als ſie ſich in dieſer Tracht im Spiegel erblickte. Sie machte die intereſſante Bemerkung, zu der ſie freilich auch ſchon früher Gelegenheit genug gehabt hätte, ſie ſei denn doch in der That und Wahrheit beinahe ſchön zu nennen.

Auch auf dem Wege war ſie ziemlich muthig; als ſie aber in die Stadt kam, und die vielen Menſchen um ſie her ſchwärmten, da ward ſie ängſtlich und ſie wußte nicht wie ſie es anſtellen ſollte, den Ring zu verkaufen. Es war gerade Meßzeit, und ſie hätte ihr Vorhaben leicht ausführen können, denn rings um ſie her gingen geſchäftige ämſige Kaufleute. Oft ſchon hatte ſie das Wort auf der Zunge, aber ſie verſchluckte es wieder, wenn ſie den Männern näher in das Geſicht ſah, das ihr oft recht hart und rauh, oder häßlich liſtig und trügeriſch däuchte. Endlich blieb ſie in einem Hofe ſtehen, wo mehrere Kaufleute ihre Waaren in zierlicher Ordnung ausgeſtellt hatten. Sie lehnte ſich an einen Pfeiler und ſah dem Gewühle zu. Ihr gegenüber ſtand Guido, der nicht weniger müßig zu ſein ſchien. Roſaliens Geſicht zog ihn auf eine beſondere Weiſe an, er fixirte ſie zu wiederholten Malen und begriff es nicht, daß ſie jedes Mal erröthete. Sie ſchien ſich entfernen zu wollen, und er näherte ſich ihr ſchnell.

Du ſcheinſt mir hier fremd, mein Sohn, ſagte er mit freundlichem Lächeln.

Ach ja, antwortete ſie ſchnell und ſcheu, ich bin recht fremd hier in allem.

Ich deſto bekannter. Wenn du mir

ſagen wollteſt, was für Geſchäfte du hier haſt, ſo könnte ich dir vielleicht helfen.

Das wäre gar gut. Seht nur den Ring hier, ich ſoll ihn verkaufen. Das iſt mein ganzes Geſchäft; aber ich bring es nicht zu Ende.

Guido ſah den Ring an. Und was forderſt du dafür?

Ich weiß nicht, antwortete ſie, wieviel er etwa werth iſt.

Guido betrachtete ſie aufmerkſam, und ſagte dann lächelnd: Zum Handelsmann biſt du verdorben.

Ach ja, antwortete Roſalie kleinlaut.

Guido fragte einen Kaufmann, wie hoch er den Ring ſchätze, und dieſer gab eine nicht unbedeutende Summe an.

Wenn ihn doch Jemand dafür nehmen wollte, ſagte Roſalie, indem ſie ſich ein Herz faßte, das wäre gar gut. Mein Oheim iſt ſo krank, und wir haben weiter nichts als dieſen Ring.

Hm, ſagte Guido nach einigem Bedenken, während deſſen er ſie von Neuem durch ſein langes Anſtarren erröthen machte, was meinſt du, wenn ich ihn nähme?

Das wär herrlich, und ich aller Sorge los.

So komm denn mit mir nach meiner Wohnung.

Roſalie erſchrak faſt, und wußte doch nicht recht, weshalb ſie das Wort ſo treffe.

Nun, warum befremdet dich das, Knabe?

Nach eurer Wohnung? ſagte Roſalie noch immer verwirrt, wozu das? Ich bin ſo müde. Laßt uns doch hier die Sache abmachen.

Das iſt nicht möglich. Eine ſolche Summe führt auf einem Spaziergange niemand mit ſich.

Roſalie war ſehr ſcheu und ſagte unvorſichtig: Nein, mit euch gehen kann ich nicht, nein, nein.

Wie du willſt, ſagte Guido, und wollte gehen.

Da wurde Roſalie nur noch ängſtlicher, und der zürnende Oheim ſtand lebhaft in ihrer Einbildung ſchon vor ihr und ſchalt, daß ſie unverrichteter Sache nach Hauſe zurückkehre. Nun dann, rief ſie, ich will euch ja folgen, wenn ihr durchaus wollt. Ich bin nur ſo müde, und habe noch einen ziemlichen Weg nach unſerm Dorfe zurück.

Dieſe kleine Liſt, wodurch ſie ihre auffallende Aengſtlichkeit wieder gut zu machen glaubte, konnte ihr natürlich nicht viel helfen.

Nun, ſo komm dann, ſeltſamer Knabe, ſagte Guide, komm und reiche mir die Hand. Ich will dich führen.

Vierzehntes Kapitel.

Roſalie wußte ſelbſt nicht, warum ihr ſo ängſtlich zu Muthe ſei, aber ſie folgte nur mit bangem Herzklopfen ihrem Führer. Als ſie nun aber in Guido's Wohnung angelangt waren, und die Treppe hinauf gingen, die zu dem Zimmer des Beſitzers führte, ſo ſuchte ſie ſich mit Macht zu faſſen, und jede Furcht vor ſich zu verbannen. Es gelang ihr ſo ziemlich, und man hätte ſie faſt für unbefangen halten können, wenn man ihr früheres Betragen nicht geſehen hätte.

Sage mir doch, ſagte Guido, wer du biſt.

Dieſe Frage ſetzte ſie wieder in ſichtbare Verlegenheit, und Guido fuhr fort: Ich kann nicht glauben, daß du Urſache habeſt, deinen Namen, deinen Stand zu verſchweigen.

Roſalie hatte ſich gefaßt, und ſagte: „dennoch iſt es ſo, und ich kann euch meinen Namen nicht ſagen, ich darf nicht.“ — Lügen mochte und konnte ſie nicht.

In der That, ſagte Guido, je mehr ich dich betrachte, je ſeltſamer und geheimnißvoller erſcheinſt du mir, Knabe.

Es iſt nicht billig von euch, mein Herr, daß ihr mich ſo quälet.' Endiget das Geſchäft.

Guido zählte das Geld auf und gab es ihr. Da Knabe, nimm, was dir gehört.

Er accentuirte das Wort Knabe, und ſah ſie dabei ſo ſtarr an, daß ſie von Neuem erröthete.

Er betrachtete ſie mit ernſtem und ſchneidendem Blicke: Wie? ſprach er dann raſch und hart: wie? oder biſt du etwa kein Knabe?

Roſalie zitterte und wich ſeinem Blikke aus.

Du biſt ein Mädchen, fuhr Guido mit Kälte fort, ich erkannte dich beinahe auf das erſte Wort.

Roſalie hatte ſich geſammelt, und ſagte: Ja es iſt ſo, ich ward gezwungen zu dieſer Verkleidung, da ich mich unter fremde Menſchen miſchen mußte. Daß ihr mich quälen konntet, war nicht edel.

Doch, Mädchen, doch! du kennſt mich nicht, und die Welt nicht, die ich haſſen und verachten muß. — Wende deinen Blick nicht ab von mir, er zog mich an auf eine wunderbare Weiſe, und, mehr als ichs ſagen kann, ward ich gerührt, erfreut durch deinen Anblick. Ich muß dich kennen lernen, und du darfſt nicht vor mir fliehen, denn ich fühle Kraft und Muth in mir, dich zu beſitzen. — Wende dich nicht ab, ich bin ein guter Menſch, du darfſt mir glauben.

Roſalie ſah ihn mit ſtolzem Auge an: Ich bin ein freies Mädchen, ſagte ſie jetzt, und ich ſehe euch nie wieder.

Sie ging den Saal hinab; als ſie aber an die Thür kam, überfiel ſie von Neuem ein Zittern, ihre Knie wankten, und ſie mußte ſich an der Lehne eines Seſſels halten. Die Verworrenheit des Tages, die ſie erlebt, wirkte betäubend auf ſie ein.

Guido näherte ſich ihr ſchnell. Du kannſt nicht weiter, gutes Mädchen, du biſt ermüdet, krank beinahe. Nenne mir deinen Wohnort, daß ich dich zu Wagen dahin geleite. Habe Vertrauen zu mir.

Seine Stimme war ſanft, und man ſah ſein Auge beſcheiden und ſtill zu ihr niederblicken. Sie ſchöpfte Muth, und nachdem ſie den Ort genannt hatte, ſagte ſie: Nur ſchnell, ſchnell! mein Oheim wartet. Ach! es iſt vielleicht mein größtes Unglück, daß ich euch dies verdanken ſoll.

In wenigen Minuten waren die Anſtalten getroffen. Guido hob Roſalien in den Wagen, ſie fuhren raſch und ſchweigend weiter, und kamen, noch ehe eine völlige Stunde verlaufen war, in dem Dorfe an.

Als Guido mit Roſalien in das ärmliche Zimmer trat, ſah ſie beide Fernando mit einem ſchneidenden Blicke an, der aber bald milder, ja beinahe freundlich wurde, als er Guido noch näher betrachtet hatte. Dieſer redete den Alten in Italieniſcher Sprache an, nannte ſeinen Namen, und wünſchte die Bekanntſchaft zu erneuern, die ſie einſt in Florenz geknüpft hatten.

Seyd ihrs wirklich, Guido von Spoleto? fragte Fernando, indem er ſich aufrichtete und dem Jüngling die Hand reichte.

Ich bin es wirklich, und heiße euch herzlich willkommen auf dieſem kalten, fremden Boden, wo uns nichts die Heimath erſetzen kann, als der Umgang mit einem wackeren Landsmann, der in den vaterländiſchen Tönen herzliche Worte zu uns redet.

Man ſprach viel von den Tagen der Vergangenheit, wie ſie ſo ſchön geweſen ſeien, und Guido behandelte den Alten mit ſo ausgezeichneter Achtung, daß dieſer zu wiederholten Malen verſicherte, dieſer Tag gehöre zu den glücklichſten ſeines Lebens.

Roſalie ſaß dabei ſtill in dem entfernteſten Winkel des Zimmers, und hätte lieber getadelt und geſcholten ſein wollen, als ſich ſagen müſſen, dieſe freundliche Zuſammenkunft veranlaßt zu haben. Sie konnte zu Guido durchaus kein Vertrauen faſſen, und ſie fürchtete, er täuſche auch den Oheim.

Es war ſpät geworden, und Guido erinnerte ſich ſelbſt an den Abſchied. Er mußte verſprechen, recht oft wieder zu kommen, und mit Freuden gab er ein Verſprechen, das ſo ſehr mit ſeinen Wünſchen übereinſtimmte.

Ihr ſagt mir nichts, mein Fräulein? fragte Guido, indem er jetzt Roſalien die Hand küßte. Sie ſchwieg und ging zu dem Bette des Oheims, um ihm Arznei zu reichen.

Funfzehntes Kapitel.

Julius hatte indeſſen viele Mühe mit Otto, der ſich nach ſo vielem mißlungenen Nachforſchen kaum mehr tröſten laſſen wollte.

Ich fühl es, ſagte der Graf eines Tages, ein tückiſcher Zufall treibt ſein Spiel mit mir, und ich gehe verloren bei dem Spiel. Meine Wünſche verlieren ſich in fruchtloſer Hoffnung, und meine Kraft und meine Jugend verflattert im Streben ohne Ziel. Ich gebe mich ſelbſt auf, find' ich ſie nicht wieder.

Es iſt wahr, das Schickſal hat jetzt nicht ſeinen beau jour; man könnte ſagen, es habe ſeine Luſt daran, uns unluſtig zu machen; aber eben dieſe Luſt wollen wir ihm nicht gönnen.

Das Schickſal? ſagte der Graf, bitter lachend, ich bin ihm kaum zum Handſchuh gut genug.

Nun dann, wärt ihr auch von Eiſen, denn nur von dieſem Metalle liebt das Schickſal etwas anzuziehen. Von der Zartheit und Milde macht es eben nicht fait, und mit dem gehörnten Siegfried und dem großen Chriſtoph iſt wahrlich eine feinere Converſation zu führen, als mit dem Schickſal. Es hat weit weniger Conduite gelernt, und um es mit einem Male recht tiefſinnig herauszuſagen, es iſt eine gar wunderliche Sache damit. Wohlanſtändige und zierliche Pas bringt man dem Koloſſe nicht bei, und gäbe man ſich auch noch ſo viele Mühe mit ihm. Bären und Elephanten lernen den graziöſen Schritt weit eher. — Um aber auch gerecht zu ſeyn, ſo müſſen wir bekennen, daß es denn doch auch mit unter ſeine leidlichen Stunden hat, und ein paar Maiblumen, oder zu andern Zeiten Aepfel und Birnen uns zuwirft. — Kommt, kommt ins Freie, laßt uns den Muth nicht verlieren, wer weiß, finden wir nicht gar ſchon heute, was wir ſuchen.

Kein Tag ſoll ohne Nachforſchung mir hingehen, ſo auch der heutige nicht. Doch hab ich keine Hoffnung.

Ich geb euch ab von meiner Hoffnung: ſie wird mir ohnehin zu groß und wächſt mir über den Kopf.

Sie gingen mit ſehr verſchiedenartigen Empfindungen zum nächſten Thore hinaus. Otto war ſehr trübe, und ſchien das Lächeln ganz verloren zu haben, Julius war fröhlicher, trunkener und muthiger als jemals, übermüthig beinahe.

Es war zwar im Anfange des Mai, aber es wehte keinesweges Frühlingsluft. Ein kühler Staubregen fiel auf unſre Wanderer, und ein feuchter Wind ſtrich durch die noch ziemlich kahlen Zweige der Bäume.

Der Himmel weiß, ſagte Julius, ich liebe mein gutes altes Vaterland nicht eben wenig, ob es gleich mich nicht ſonderlich liebt, ich mag alles, was in Deutſchland ächt deutſch iſt, gar wohl leiden; nur an dem Klima hab ich ſo eines und das andre auszuſetzen. Gegenwärtige Zeit, ſoll zum Beiſpiel den Frühling vorſtellen, und den Wonnemonat. Sie debütirt aber ſchlecht, man darf es ſagen. Ueberhaupt, wär ich Mahler, ich ſtellte den deutſchen Frühling vor, als einen ſchwindſüchtigen, oder wenn ihr lieber wollt, waſſerſüchtigen Jüngling, in der einen Hand ein paar gelbe Blüten, die den Nachtfroſt nicht verläugnen können, in der andern ein paar halb ohnmächtig gewordene Lerchen und Nachtigallen, denen man, wenn der Gedanke nicht gar zu kühn iſt, — Fliederthee eingiebt, damit ſie ſchwitzen und die Heiſerkeit verlieren. Allenfalls könnte man ihnen auch, wenn es nicht zu vielen Farbenaufwand koſtet, ein gutes Senffußbad zubereiten, und den Hals der armen erfrornen Vögel mit wollenen Tüchern umwickeln, damit ſie hinterher doch dem Echo klagen können die Leiden der heiſeren Bruſt. Als Unterſchrift möchte man etwa das erſte Duett aus dem Axur gebrauchen. — Da es nun, ernſthaft geſprochen, mit dem wirklichen Frühling ſo gar ſehr ſchlecht beſtellt iſt, ſo ſcheint es mir allerdings zweckdienlich, ſich ſo nebenbei einen tüchtigen Gemüthsfrühling anzuſchaffen, der beſſer Stand hält.

Gieb mir Roſalien, ſagte Otto, und ich bedarf nichts weiter.

Sechszehntes Kapitel.

Sie waren dies Mal wirklich auf dem richtigen Wege nach Roſaliens jetzigem Wohnorte, und das Dorf, welches die Erſehnte einſchloß, lag bereits vor ihren Füßen; aber ſie ahnteden es nicht.

Wäre ich, ſagte Julius, ein Romandichter, wozu ich aber leider nicht Muth genug habe, und hätte ich euch als Helden der Geſchichte vor mir, ſo wüßte ich wol was ich thäte. Von eurer bisherigen Liebespein hätte ich euch einen Theil wenigſtens erlaſſen, denn wahrlich, da ich euch ſo oft die langen Nächte ſchlaflos auf und nieder gehen ſah, ſo dauerte mich das zu ſehr, und ich könnte dann mir nicht helfen, ich hätte euch müſſen glücklich machen. Ich meine nehmlich, wenn ich eure Lebensgeſchichte zu ordnen und zu ſchreiben hätte.

Drunten im Dorfe herrſchte, wie es ſchien, eine ſonderbare Verwirrung. Die Menſchen liefen durch einander, und tobten und lärmten, und unverſtändliche Stimmen tönten dazwiſchen. Unſre Freunde wurden es nicht gewahr.

Dann würde ich auch, fuhr Julius fort, alle nur mögliche Sorge tragen, euch mit der Geliebten auf die traulichſte Weiſe zu vereinigen. Ich ließe ſie etwa unter

Blumen ſchlafen, und eine Schlange wollte die Zarte ſtechen, dann kämet ihr, und gerettet würde das Mädchen durch eure höchſt tapfere Hand, der dann die ihrige nicht fehlen könnte.

Ein dicker Nebel von Dampf und Rauch ſtieg über dem Dorfe auf, das verwirrte Getöſe wurde vernehmlicher.

Oder, fuhr Julius fort, ich ordnete eine Waſſerfluth an, die gegen die Theuere anrücken müßte. Für euch flöge dann aber die Taube der Liebe mit den Myrthenreiſe aus den Wellen. Oder ich ließ, als ein ächt feuriger Dichter, ein Feuer in der Liebſten Wohnorte ausbrechen, wobei ihr denn ein anderes in ihrem Herzen entzünden müßtet. Das wäre nun freilich eben keine neue Idee, aber es käme darauf an, ihr durch eine neue Wendung aufzuhelfen.

In dieſem Augenblicke hörte man ſehr deutlich Feuer rufen, und aus einem großen Gebäude in der Mitte des Dorfes ſtieg die dunkle Flamme praſſelnd in die feuchte Luft.

Jetzt wurde Julius blaß, er hatte geſcherzt mit dem Ernſte, und dieſer Gedanke traf ihn mit ſeiner ganzen Schwere. Otto ſprach nicht, aber während er die Schritte beſchleunigte, fühlte er ſein Herz hoch ſchlagen, und eine wunderbare Ahndung zog durch ſeine Bruſt.

Wirklich hatte der Zufall es ſo gefügt, wie es Julius mit abentheuerlicher Einbildungskraft geordnet hatte. Das nächſte Haus bei Fernandos Wohnung war es, welches die Flamme ergriffen hatte. Als unſre Freunde bei der Brandſtätte angekommen waren, rannte noch alles wild durch einander, das Schrecken malte ſich in allen Geſichtern, und es war noch wenig regelmäßige Ordnung in der Hülfe, welche geleiſtet wurde Otto und Julius legten, wie es rüſtigen Männern geziemen wollte, wackere Hand an das Werk, und mancher ſtrömende Waſſerguß miſchte ſich in das feindliche Element.

In dieſem Augenblicke hörte Otto eine jugendliche Stimme hinter dem Volkshauſen ängſtlich rufen: Laßt mich hindurch, ich bitte euch, laßt mich hindurch, ich erſticke hier mit dem kranken alten Mann. Eine rauhe Stimme antwortete, ſie ſollte ſchweigen und Geduld haben: man könne ſich jetzt nicht mit ihr beſchäftigen.

Die Menſchen, ſagte Julius heftig, ſind doch nie roher, als wenn Sorge und Schmerz ihre verworrene Gemüther noch mehr verzerrt. Den Augenblick macht Platz, ihr wilden Geſellen, oder ich gieße euch dieſen Waſſereimer in das dickhäutige Antlitz hinein.

Aber Otto hatte nicht Zeit zu Worten, er hatte ſich theils mit Gewalt, theils durch ausgeworfnes Geld Bahn gemacht durch den dichten Haufen, und er kehrte jetzt mit der halb ohnmächtigen Roſalie auf dem Arme und dem kranken Fernando an der Hand zurück.

Julius erſchrack heftig, und zitterte faſt vor Freude und Sorge. Dann faßte er ſich ſchnell, nahm den Alten ſanft auf ſeine Schulter, und folgte dem Grafen, der mit Roſalien die Anhöhe hinauf eilte.

Beſter Freund, ſagte Julius, der jetzt ſeine alte Fröhlichkeit wieder gewonnen hatte, wir machen unſere Bekanntſchaft auf eine beſondere Weiſe; aber laſſet das gut ſein, ich liebe dergleichen. Wer ihr ſeyd möcht ich wol wiſſen, jetzt könnt ihr indeſſen nicht antworten vor Gemüthsbewegung und Körpermattigkeit. Wollt ihr aber wiſſen, wer ich bin, ſo darf ich euch ganz kühn verſichern, daß ich ein reiner Prophet ſei, deſſen kühnſte Phantaſien ſelbſt das Schickſal zur Erſcheinung bringt. Ja wahrlich, das Schickſal herrſcht hier

ſtark,

ſtark, und ſchickt ſonderbare Geſchicke auf die geſchickteſte Weiſe uns zu. — Nun wir reden zu gelegener Zeit noch mehr darüber. Gegenwärtig iſt keine befriedigende Converſation zu führen.

Otto war indeß vor den Füßen der ohnmächtigen Roſalie hingekniet, und benetzte ihre Stirn mit ſtarkem wohlriechenden Waſſer und ihre Hand mit Thränen.

O Roſalie! rief Otto aus, indem er ihre Finger an ſeine Lippen drückte, ſchlage doch deine milden Augen auf und gönne mir nur einen deiner ſüßen Blicke! O erwache, erwache, ich kann dich ſo nicht leiden ſehen.

Sie leidet nicht, ſagte Julius, der ſich jetzt genähert hatte. Es geht alles ſo trefflich, wie nur möglich.

In der That ſchlug jetzt Roſalie die Augen auf, und indem ſie ſcheu umherblickte, ſagte ſie: Ich lebe, ach! wie wohl iſt mir.

Otto umfaßte ihre Knie und ſagte: Geliebte, du, nach der ich ſchon ſo lange fruchtlos ſtrebte, du, die ich jetzt gefunden habe, o du Heißerſehnte, haſt du keinen freundlichen Blick für mich, haſt du mir kein gutes Wort zu ſagen, daß ich mich daran erfreue, ich, der ich ſchon ſo lange ohne Freude leben mußte?

Ich ſah dich ſchon einſt, ſagte Roſalie leiſe.

Ach! rief Otto aus, als ich dich ſah, war mein Geſchick auf immer entſchieden, ich hatte keinen Wunſch mehr, keinen Gedanken mehr, als an dich, kein Sehnen mehr, als nach dir. Sey mir hold, Geliebte, und gieb mir meine Ruhe wieder.

Ich verſtehe dich nicht, ſagte Roſalie, aber ſie reichte dem Jünglinge freundlich lächend die Hand, die er mit allem Feuer jugendlicher Leidenſchaft an ſeine Lippen drückte.

Drunten im Thale ſanken ſchon die Flammen, das Feuer war gelöſcht. Fernando warf einen kalten Blick dahin und ſagte: wie viel Verwirrung in einem ſo kurzen Leben!

Zweites Buch.

Erſtes Kapitel.

Während ſich die Begebenheiten auf dieſe Weiſe in einander verſchlangen, fühlten die beiden Freunde mit freudigem Herzen das neue Leben, welches ihnen durch die Annäherung an Roſalien aufgegangen war. In Ottos Auge glänzte jetzt eine ſtille Heiterkeit, eine kindliche Hoffnung, und weit hinweg geſchwunden waren die düſteren Träume, die ſich ſonſt wohl ſeinem Gemüth genahet hatten. Er fühlte es, wie die Liebe das Eine ſey, welches den Menſchen ewig erhebe und beruhige, und ihn nimmer veralten laſſe, wie ſich ſelbſt in ihren Schmerzen das Herz nur ſtärke und währe, und tief in ſich ſelbſt gründe, und wie ihre Freuden das verlorene Elderado ſeliger Kindlichkeit und ewiger Jugend uns zurückführen. Auch Guido empfand den mächtigen Zauber dieſes Gefühls, und wenn es ihn gleich nicht ſo ſanft und milde ſtimmte, wie Otto, deſſen früherer Trübſinn eine bloße Folge des Umgangs mit dem Italiener ſeyn mochte, ſo lebte doch auch er jetzt freier, fröhlicher; und ein Theil wenigſtens von jenem unglückſeligen Hochmuth, der ihn ſchon lange gefeſſelt und zum Menſchenhaſſen oder gar Verachten geſtimmt hatte, ſchwand jetzt hinweg von ihm und wich der beſſeren, ruhig beſcheidnern Sinnesart.

Fernando hatte ſich von dem Schrecken,

der ihm durch jenen Tag der Verwirrung verurſacht worden war, ſchneller wieder erholt, als er ſelbſt anfangs zu hoffen gewagt hatte, und da die Flamme nur das Haus des Nachbars verwüſtet, ſeine eigne Wohnung aber verſchont hatte, ſo konnte man ſogleich wieder die gewohnte Bequemlichkeit und Pflege genießen.

Nach einem erquickenden Schlafe mußte ſich am andern Morgen Roſalie an ſein Bette ſetzen; und indem er ſie lange anſah, fragte er ſie: mein Kind, haſt du mir nichts zu ſagen?

Nichts, das ihr nicht wüßtet, Oheim, nichts, das ihr nicht ſelbſt mit angeſehen hättet.

Nun freilich, daß er vor dir auf den Knien lag, das ſah ich wohl, doch was er ſprach, vernahm ich nicht. Mich ſtörte mein Begleiter, der mein Ohr mit einer Fülle von Geſchwätz beſtürmte.

Er ſprach nicht viel, wenigſtens hörte ich nur das: er habe lange fruchtlos nach mir geſtrebt, jetzt aber mich gefunden. Ich ſey die Heißerſehnte und möge ihm doch einen freundlichen Blick, ein gutes Wort gönnen, daß er ſich daran erfreue, da er ſo lange ſchon der Freude entbehrt habe.

Was antworteteſt du?

Ich beſann mich darauf, daß ich ihn ſchon einmal geſehen hätte, in dem Thale nämlich, als es ſo regnete. — Heut iſts ſchön Wetter.

Das bei Seite. Du hätteſt ihm eben nicht zu ſagen brauchen, daß du dich darauf beſonnen habeſt.

Es iſt indeß geſchehen.

Wie nahm er's auf?

Er rief: als er mich geſehen, ſey ſein Geſchick ſogleich auf immer entſchieden geweſen, und dann, ſetzte er noch hinzu, er liebe mich ungemein, und ich möge ihm doch hold ſeyn, und ihm ſeine Ruhe wieder geben.

Und du, Roſalie! verſchweig mir nichts.

Ich ſagte, ich verſtände ihn nicht.

Du verſtandeſt ihn aber ziemlich gut, wie es ſcheint.

Doch nicht ganz, denn der häßliche

Rauch, der uns umgeben hatte, war mir noch im Gedächtniß.

In der That, er wählte keinen ruhigen Augenblick zu ſeiner Liebeserklärung, aber ſie war dir dennoch lieb. Nicht ſo?

Roſalie ſah den Oheim gelaſſen an, und ſagte mit hellem Auge: ſo etwas hört ſich ganz gut an, und er hat mich ja ebendrein vom Erſticken gerettet. Denn, das müßt ihr doch ſagen, wir ſelbſt allein hätten uns nicht durchgearbeitet durch die dicke Menſchenmenge. Ein hübſcher und guter Menſch iſt er gewiß.

Zweites Kapitel.

Fernando ſah ſie finſter an, und ſagte: Du liebſt ihn alſo, Roſalie? Rede offen.

Lieben? lieben? ich glaube nicht. Nein, dahin iſt es in meinem Herzen noch nicht gekommen. Ich bin noch ganz ruhig.

Würdeſt du wol, zum Beiſpiel jetzt dieſen Ort verlaſſen können, um ihn nie wieder zu ſehen? ich meyne, wenn ich es dir beföhle, und dich dabei verſicherte, daß ich wichtige Gründe hätte, die für dieſe Abreiſe ſprächen?

Ich würde es nicht gern thun, denn ihn müßte es doch kränken; und daß wir ihm wehe thun ſollten, hat er doch nicht verdient. Wenn ihr indeß befehlen würdet, ſo könnte ich freilich nicht anders.

Iſt es ſo, und ich vertraue dir, denn lügen kannſt du nicht: da es ſich alſo nicht ſchlimmer verhält, ſo befehle ich nicht, und wir bleiben hier.

Mich freut das, doch thut es mir leid, daß ihr den Grafen nicht leiden zu können ſcheint.

Er gefällt mir nicht, ich geſtehe es. Es fehlt ihm Haltung, Gediegenheit, Straffheit des Charakters, ich halte ihn für weich und weichlich.

Kennt ihr ihn, Oheim?

Nein, ich ſah ihn nicht öfter wie du. Aber unſre jetzigen Jünglinge ſind größtentheils gar leicht zu durchſchauen: denn es iſt meiſtens hohles Volk ohne Kern und Gehalt. Es iſt überhaupt ein Jammer mit dem jetzigen Menſchengeſindel, das man ſo auf der Straße herumlaufen ſieht.

Dazu rechnet ihr doch Otto nicht?

Nein, aber er mißfällt mir dennoch. Guido iſt ein ganz andrer Mann: ſtolz, ſicher, feſt, beſchloſſen, ſo wie ich die Jünglinge liebe.

Er ſah Roſalien dabei an, aber ſie ſchwieg, und er fragte: Du ſcheinſt mir nicht beizuſtimmen?

Nein, ach nein! antwortete ſie, ja, ich will es euch nur geſtehen, mir iſt nicht wohl in ſeiner Geſellſchaft, und das, was ihr Stolz und Sicherheit nennt, erſcheint mir hart und eiſern. Eng umſpannt fühl ich meine Bruſt, wenn er da iſt, ich kann dann nicht lachen, nicht fröhlich ſein, und ſelbſt wenn er ſchon hinweggegangen iſt, ſo hab ich noch ein Nachgefühl davon, und ich muß in das Freie gehen, um wieder frei und heiter zu werden. Mir iſt zuweilen, ich haſſe ihn.

Du biſt ein Kind, dem man es verzeihen muß, daß es den wahrhaften Mann nicht begreifen kann. Dein letztes Wort, daß du ihn haſſeſt, erfreut mich indeß beinahe, weil der Uebergang vom Haß zur Liebe leicht iſt. Nur das, was einem völlig gleichgültig iſt, lernt man niemals lieben. — Du

wirſt

wirſt von Guido ſehr geliebt, und mir wäre es die höchſte Freude, die ich auf dieſer Erde noch haben kann, dich in ſeinen Armen zu ſehen. Die Menſchen, weiſt du, lieb ich nicht, mein Vaterland werde ich ewig vermiſſen, nie heimiſch werden in der kalten Fremde: was kann ich anders noch wünſchen als dich glücklich zu ſehen in der Liebe eines treflichen Landesmannes?

Roſalie antwortete nicht, ſondern heftete ihren Blick auf den Boden.

Zwingen werde ich dich niemals: Du ſelbſt und die Zukunft mögen entſcheiden. Wir wollen ihr nicht vorgreifen, ſondern ſie ruhig abwarten. Nur dies Eine verlang ich von dir, und beſtehe darauf, daß du es ſtreng erfülleſt. Guido erfahre nicht von dir, daß du Otto kenneſt, und was er für dich gethan hat. Der Graf wird, wie ich vermuthen muß, dich jetzt überall verfolgen, er wird gewiß bald kommen, und die Dankbarkeit macht es uns jetzt zur Pflicht, daß wir ihn höflich und freundlich aufnehmen. Niemals aber erfahre er unſer Verhältniß mit Guido, niemals treffe er ſich mit ihm hier. Einem jeden mögen beſtimmte Stunden angewieſen werden, in denen er erſcheinen darf.

Ich begreife nicht, warum das nothwendig iſt, ſagte Roſalie. Ich fürchte ſogar, daß Unheil daraus entſtehen könne.

Du darfſt nur gehorchen; das Begreifen iſt nicht vonnöthen. Es iſt auch bequemer für dich.

Roſalie hätte gern noch einige Einwendungen gemacht, aber der Oheim hatte beſonders die letzten Worte mit einer Bitterkeit geſagt, die ſie erſt ſeit ſeiner Entfernung von dem vaterländiſchen Boden an ihm bemerkt hatte. Es mißfiel ihr der Plan gänzlich, denn ſie haßte jedes Heimlichthun, und ſie konnte ſich nimmer daran gewöhnen.

Fernando, deſſen Lieblingsplan es war, in Guido ſich einen Sohn zu erziehen, hatte die Abſicht, durch Kälte und Einſylbigkeit, ja wenn es ſeyn müßte, durch imponirenden Hochmuth den Grafen ſo bald als möglich zu entfernen, und da er dabei den Stolz und die Eiferſucht Guido's fürchtete, wenn dieſer das neue Verhältniß erführe, ſo glaubte er am ſicherſten zu gehen, wenn er die Möglichkeit, jene Leidenſchaften zu erregen, durch das Verhüllen der ganzen Begebenheit, völlig vermiede. Um indeß gerecht zu ſcheinen, machte er es Roſalien zur Pflicht, ſich gegen Otto auf gleiche Weiſe zu verhalten.

Drittes Kapitel.

Roſalie war unruhig geworden, und konnte nur dann einige Faſſung erzwingen, als jetzt Otto mit Julius in das Zimmer trat. Fernando ſuchte das Geſpräch ſo ruhig und kalt als nur irgend möglich anzuſpinnen, aber es gelang ihm damit nicht ſonderlich. Otto war zu ſehr gerührt und erfreut über den Zufall, der ihm auf eine ſo ſeltſame Weiſe das Ziel ſeiner Wünſche zugeführt hatte, und er fühlte ſein Herz zu mächtig ſchlagen in der Nähe der Geliebten, als daß er in jene bedeutungslos und kalt hingezogenen Geſpräche hätte einſtimmen mögen, welche der Alte angab.

Ihr ſeyd nicht ganz freundlich, ſagte Otto, indem er ſich zu Fernando wandte, ihr ſeyd zurückhaltend und nicht herzlich gegen mich, und ich wünſchte doch ſo innig, daß ihr es ſeyn möchtet; denn mir iſt jetzt ſo wohl, daß ich es nicht ſagen kann, und ich wünſche nichts ſo ſehnlich, als euch zu gefallen, euch zu erfreuen.

Ihr dürft, ſagte Fernando, unſrer ungeheucheltſten Dankbarkeit gewiß ſeyn.

Und ihr der meinigen, denn wahrlich ihr könnt, ihr werdet mir mehr geben, als ſonſt die ganze Welt vermag, und ich ſehe ſchon im Geiſt die freudenvolle Zukunft vor meinem Blicke liegen.

Hier ſchlug Roſalie, wie billig, die Augen nieder, da die ſeinigen auf ſie gerichtet waren.

Einſt, ſo fuhr jetzt Otto fort, einſt war mir nicht ſo wohl; in einer einförmigen Ruhe ſchwand meine Kraft dahin, die ich ſo gern verſucht hätte, in einer Welt, die doch auch nur ein Verſuch iſt, zu einer kräftigeren. Ich reiſte durch Frankreich und Italien, mannigfaltige Szenen voll Neuheit und Größe hätten mein Auge anziehen mögen, aber ſie reitzten mich nicht, denn unbeſchäftigt ließen ſie mein Herz. Gleichförmig und matt und leer ſchlich ein Tag nach dem andern hin, ohne mir etwas zu geben, ohne mir etwas zu nehmen. Ich hätte lieber Schmerzen empfunden, als dieſe traurige Windſtille des Lebens, die mir den

Buſen drückte, der jugendlich freudetrunken hätte athmen ſollen, oder — kämpfen mit den Stürmen. Aber da war keine Freude, keine Trunkenheit, keine Kämpfe, keine Stürme. Alles kroch langſam und zahm und ohnmächtig fort, und ich wußte kaum, daß ich lebte. Und lebt' ich denn auch wohl? lebt man denn ohne Liebe? iſt dieſe Fortdauer des Strebens werth, wenn das Streben weiter kein Ziel hat, als das Weite, Leere, in dem unſre Gedanken und Empfindungen kraftlos und unbegränzt verſchwimmen?

Julius mußte innerlich lächeln, daß Otto das Geſpräch ſo in das Allgemeine hinüberſpielte, indem ſeine Wünſche nur auf das Beſondere gerichtet waren, und er betrachtete den Alten als das böſe Prinzip.

das dem guten wehrte, ſich in ſeiner ganzen feurigen Kraft zu zeigen.

Auf dem Rückwege ſagte Julius: die Menſchen machen ſich das Leben ſchwer, weil das Leben ſie ſelbſt etwas ſchwer gemacht hat. Ich kann nicht läugnen, daß ich wohl zuweilen mit einigen Schwerdtern dazwiſchen ſchlagen möchte, damit nur ächtes Leben in das Leben hineinkäme. Es iſt nur leider nicht verſtattet.

Otto hatte ihn nicht gehört, ſondern ſagte ſtill und gedankenvoll vor ſich hin: wenn ſie mich nicht liebte!

So hätte ſie, erwiederte Julius, ein Talent nicht, das doch Gottlob alle Mädchen mit auf die Welt bringen.

Am Thore begegnete ihnen Guido, dem Otto fröhlich entgegen eilte.

Wie geht es dir, fragte Jener ruhig.

Otto umarmte ihn mit Wärme, und ſagte: ach! weiß ichs doch ſelbſt kaum! mir iſt ſo wohl, ſo ſonderbar wohl, mein Guido.

Guido machte ſich langſam aus ſeiner Umarmung los, und ſagte dann: ich finde dich verändert, du ſcheinſt mir weich.

Es mag ſo ſein, wie du es findeſt. Doch wie lebſt du? wir ſehen uns ſo ſelten, wie lebſt du?

So hin, antwortete Guido kalt, man muß nicht viel darüber nachdenken. Adieu, Otto.

Er machte ſich los, und ging von ihnen. Julius, der ſich ſchon längſt über das ſonderbare Verhältniß der beiden Freunde erzürnt hatte, ſang jetzt, weil er doch nicht rein heraus reden durfte, eine alberne Arie, worin viel von Sonne, Mond und Sternen vorkam, und auch die Sympathie der Seelen nicht vergeſſen war.

Otto unterbrach ihn, und ſagte: wozu die Poſſe? Du denkſt doch an etwas anders.

Gewiß, ich denke an euch, und an euer Glück. Ihr habt ſie gefunden, das iſt genug.

Ich habe ſie gefunden, erwiederte Otto, ich ſie, aber: ſie auch mich?

Auch dieſes Finden wird ſich finden, könnte man hier wohl ſagen, klängen nur die Worte gut. Der Sinn iſt aber deſto beſſer.

Otto blickte muthvoll in die Höhe, und ſagte dann raſch: ich will auch fröhlich ſeyn, gewiß ich will.

Es iſt der beſte Entſchluß, den man nur faſſen kann. Eines nur iſt noch beſſer: die Ausführung nämlich.

Viertes Kapitel.

Otto war jetzt täglich bei Roſalien, die ihn, um die fortdauernde Kälte ihres Oheims zu verſüßen, jedes Mal ſehr freundlich aufnahm. Des ungeachtet quälte ſich der Graf mit Zweifeln, ob ſie ihn denn auch wirklich liebe. So oft er bei ihr war, und das helle Auge ihm leuchtete, ſo oft flogen auch dieſe Zweifel hinweg; wenn er dann aber nach dem einſamen Hauſe zurückkehrte, ſo ſchienen ihm alle ihre Worte, die er ſich eifrig wiederholte, kalt und nüchtern, oder doch wenigſtens von einer Unbefangenheit begleitet geweſen zu ſeyn, die ſich nicht verträgt mit Liebe. Zuweilen kam es ihm gar vor, als verſtehe ſie das Beſte in ihm nicht, als ſpiele ihr Geiſt nur an der Oberfläche des ſeinigen hin, ohne das Tiefere auch nur zu ahnden. Es dünkte ihn zuweilen, wenn er ihr jedes ſchöne Gefühl, und jeden bedeutenderen Gedanken, jede ſchöne Anſicht des Leben mittheilte, und ſie doch oft ſo gar gelaſſen dabei blieb, als ſchenke er ſich arm und ſie werde nicht reich. Es waren traurige dunkle Momente, die ihm ſolche Zweifel zuführten. Als nun endlich gar noch ſein Kammerdiener ihm erzählte, er habe zu wiederholten Malen in den Stunden der Dämmerung einen ſtattlichen Mann, der ſich tief in einen Mantel gewickelt, und den Hut tief in die Augen gedrückt habe, aus dem Hauſe des Fernando ſchleichen ſehen, welcher vornehme Jüngling denn doch wahrſcheinlich nicht bloß des Alten wegen kommen möchte, da ergriff ihn das böſe Gefühl quälender Eiferſucht. Zürnend hob er das Haupt, und ſeine Augen funkelten leidenſchaftlich; aber bald ſenkten ſie ſich wieder und er kehrte den Stachel nur gegen ſeine eigne Bruſt. Ja, es machte ihm dann wol Freude, ſich ſelbſt die bitterſten Qualen zu bereiten, jede Hoffnung zu Grabe zu tragen, und das Leben mit rauher Hand jeder Blüte und Frucht zu berauben.

In einer ſolchen trüben Stimmung kam er an einem ſchönen Juniusmorgen zu Roſalien, die ihn in einer blühenden Akazienlaube empfing. Sie war ſo freundlich und herzlich gegen ihn, daß ſeine Zweifel hätten ſchwinden müſſen, wenn er ihnen nicht zu ſehr Raum gegeben. Es giebt Augenblicke, in denen der Jüngling, dem die Hoffnung noch verſtattet iſt, ſich dennoch mehr in ſchmerzlich ſüßer Reſignation gefällt.

Man ſprach von Manchem, aber es war immer zu bald geendigt, man fühlte ſich zuletzt unfrei und verlegen. Roſalie bat ihn endlich, er möge ihr etwas vorleſen; aber er hatte kein Buch mitgenommen. Er mußte ſeine eigne Schreibtafel öffnen, und las:

Welch reicher Frühling iſt um mich gebreitet,
Welch neues Leben wehet kühn mich an!
In meiner Bruſt ein muthig fröhlich Feuer,
Und doch ſo ſtill, ſo ſüß, ſo ruhig klar.

Das

Das wollen wir lieber nicht leſen, ſagte Otto.

Warum nicht? es ließ ſich ganz hübſch an, und ich mag ſo etwas wohl leiden.

Wenn es nur auch ſo gut endigt, als es begonnen.

So lies etwas anders.

Otto las: der Menſch hat die Jugend nur einmal, ſo wie das Jahr nur einmal den Mai hat. Aus allen Büſchen heraus ſchlagen Nachtigallen, am Ufer des Fluſſes blühen wehende Blumen, und mit den friſchen Blättern der Bäume ſpielen warme Lüfte. Aber das Herz muß ruhig ſeyn in ſeiner Kraft, und ſtill in ſeinem Feuer, wenn es das Schöne genießen ſoll, was rings umher ausgebreitet iſt.

Er las noch manches andre vor, auch Gedichte von recht luſtigem Inhalt, aber ſo trübe und monoton, daß man an die Luſtigkeit derſelben gar nicht glauben konnte. — Nachdem er eine Reihe derſelben mitgetheilt hatte, traf er auf ein Blatt, das er erſt am geſtrigen Abend beſchrieben hatte. Er ſah es mit Wehmuth an, und wollte es dann ſchnell überſchlagen. Roſalie fragte ihn, warum er das thue, er möge leſen, was da ſtehe.

Es iſt mein Geſchick, das ich hier ausgeſagt habe.

Theile es mir mit, guter Otto, ich bitte darum.

Otto ſchwieg noch einige Augenblicke, dann las er ſtill und anſpruchlos, und ohne alle Betonung:

Dunkler Tag, du gingſt wie ein Leichenzug mir vorüber,
Hoffnung und Freud' und Scherz trugſt du gelaſſen ins Grab:
Nur das verarmte Herz, dem die Geliebte geraubet,
Klopfet unſelig noch fort, führet kein Schmerz mir zur Ruh.

Und er wiederholte dann noch einmal langſam und ſtill: klopfet unſelig noch fort, führet kein Schmerz mir zur Ruh.

Fünftes Kapitel.

Es war ein augenblickliches, ſchmerzhaftes Gefühl geweſen, in welchem er jene Worte geſchrieben hatte! jetzt aber überfiel ihn ihr ganzer tiefer Inhalt mit neuer, gewaltiger Stärke.

Und biſt du denn nun wirklich für mich verlohren? rief er aus, indem er ihre Hand ergriff, die er an ſeine heiße Bruſt drückte, und ſollen mir nun die Tage dahin gehen öde und einſam, wie ſchwarzumflorte Geſtalten, die den Todten zur Ruhe geleiten?

ſollen Freude und Scherz auf immer verhallen, und das verarmte Herz dennoch fortklopfen müſſen, unſeelig, nimmer Ruhe findend? O Geliebte, muß ich es glauben daß mein Schickſal ſo ſein werde?

Roſalie war betroffen und gerührt, und ſagte: Ich begreife dich nicht, was iſt es, das dich ſo bewegt?

Du liebſt mich nicht, antwortete er leiſe, du liebſt einen andern.

Nein, nein, rief ſie aus, du irrſt, ich liebe keinen andern, ich kenne Niemand, den du fürchten müßteſt.

Otto war entzückt über dieſe raſch ausgeſprochene Worte und fand jetzt Urſache vor dem Ausbruch ſeines dunkeln und voreiligen Schmerzens zu erröthen, wodurch er das ſanftgeſinnte Mädchen erſchreckt hatte. Nur mit Mühe konnte er jetzt erzählen, welch eine Nachricht ſeine Eiferſucht erregt habe.

Da du denn doch einmal alles weißt, ſagte Roſalie, ſo magſt du denn erfahren, daß ich von der Liebe eines Mannes gequält werde, die ich nimmer erwiedern kann.

Otto's tragiſche Stimmung hatte auch auf ſie Einfluß gehabt, daß ſie jetzt in der Schilderung ſeines Nebenbuhlers zu übertreiben anfing. Sie beſchrieb ihn ſo ſtarr und eiſern, ſo wild und entſchloſſen, und malte dabei ſeine äußere Geſtalt ſo zurückſchreckend, daß Otto ſeinen ganzen Haß auf ihn warf.

Nenne ihn mir, Geliebte, rief er aus, und ſein Auge funkelte bei den Worten, nenne ihn mir, daß ich hineile zu ihm, und ihn zwinge mit dem Degen in der Hand, von dir abzulaſſen, daß er es nicht ferner wage, um dich zu werben, die ewig mein iſt. O, ſage mir, wer iſt dein Verfolger, daß ich eilen könne zur That! Selig muß es ſein, für die Geliebte zu kämpfen, und wohl mir, daß ich es darf.

Jetzt erſchrack Roſalie, und ſagte ſtreng verweiſend: Nein, Otto, ſeinen Namen nenne ich dir nicht, und mäßige dieſe Wallung, tödte dieſen entſetzlichen Zorn in dir, wenn du mir gefallen willſt. Ich habe dich von dieſer Seite nicht gekannt, daß du den Degen ziehen willſt gegen einen Menſchen, der nichts verbrochen hat, und ihn wohl gar färben willſt mit unſchuldigem Blute. Otto, Otto, ich wollte, du hätteſt das nicht geſagt, ich fürchte, es wird mir im Gedächtniß bleiben.

Du verſteheſt das nicht, liebe Seele. Männerſtreitigkeiten können nicht anders geendigt werden, als durch das Eiſen, ſo will es die Natur, ſo will es die Ordnung.

Die Natur, die Ordnung? Ach ihr ſeid recht rauh, ihr Männer, und ſo verkehrt, daß ihr ſelbſt eure böſeſten Handlungen und Gedanken noch beſchönigen wollt durch den Machtſpruch, es ſei alles ſo gerade recht und es könne nicht anders ſein. Aber daß auch du Otto ſo biſt, das thut mir wehe.

Der Graf konnte ſich nicht ſo leicht in dieſe Stimmung des ſanften Mädchens finden; da ſie ihn aber jetzt mit thränennaſſem Auge anſah, ſo rührte ihn der Anblick ſo ſehr, daß er ſie mit Innigkeit beſchwur, ihm ſeine heftige Wallung zu vergeben, die ja doch nur von der feurigſten Liebe für ſie hervorgelockt worden ſei.

Muß ich nicht zürnen, ſagte er, ſoll es mich nicht empören, daß ein widriger Menſch dich umlagert und verfolgt, daß er es nur wagen darf, ſich in deine Gegenwart zu drängen, daß dieſe feindlich ſchroffe Geſtalt — o ich ſehe ſie recht deutlich vor mir ſtehen! — dein ſanftes Auge beleidigen, dich ſtören dürfe in deinem ſchönen reinen Leben? Aber ich will ſie ja mäßigen, in mich zurückdrängen dieſe Flamme, weil du es willſt; nur vergieb mir und vergiß meine Heftigkeit.

So biſt du mir lieb, guter Otto, und nun mußt du auch immer fromm bleiben, recht fromm. Willſt du auch?

Gewiß, und wie könnt' ich anders, da ich dich liebe?

Nicht bloß weil du mich liebſt, ſollſt du fromm ſeyn, ſondern weil es recht iſt. Beteſt du auch wol, Otto? ich meine, ſo recht innig, wie man beten ſoll?

Jedes meiner Gefühle für dich iſt ein Gebet.

Ach nein, das iſt doch das Rechte nicht, was ich meine. Du haſt noch mein lateiniſches Gebetbuch, das behalte, und lies fleißig darin. Du wirſt es auch wol beſſer verſtehen, als ich. Das brauche mit Andacht, damit du ſanft werdeſt. — Und nun lebe wohl, ich muß hinein. Ach, heut

Abend noch kommt der häßliche Menſch, es iſt recht traurig.

Sie ſchwieg einen Augenblick, und fuhr dann fort: ich hätte dir das nicht ſagen ſollen, es iſt nicht gut, daß ich es gethan, vergiß es. Und nun adieu, Lieber.

Otto küßte ihr ſchweigend die Hand; als er ihr dann aber in das ſeelenvolle Auge ſah, ſo rührte ihn die ſchöne Geſtalt zu ſehr: und er ſchloß ſie mit liebendem Gefühl an ſein ſchlagendes Herz, und zum erſten Male berührten ſeine Lippen die ihrigen.

Sechstes Kapitel.

Otto kehrte unter den ſtreitendſten Empfindungen nach der Stadt zurück. Er durfte jetzt der herrlichen Hoffnung Raum geben, daß Roſalie ihn liebe, er hatte den erſten Kuß auf ihre Lippen gedrückt, und ein raſcheres Feuer flog durch ſeine Adern, durch ſein ganzes Weſen hin. Dann dachte er wieder an den verhaßten Nebenbuhler, der widrig und grell vor ſeiner Seele ſtand, und wie eine ſchwere, dunkelgraue Wolke ſich in den reinen Himmel ſeines Glückes drängte, und er zürnte wieder in der tiefſten Seele, und begriff es nicht, wie man dabei ſo ſanft bleiben könne, als Roſalie geblieben war. Es war ihm nicht möglich, dieſe feindſelige Wallung in ſich zu bekämpfen, er wünſchte nichts ſehnlicher, als daß ihm Roſalie das Verſprechen, ſich nicht zu rächen, erlaſſen möge, und zuweilen ſchien es ihm ſogar unmöglich, ihren ſanften Wunſch zu erfüllen. Die Waffen entſcheiden zu laſſen, das dünkte ihn hier ſo männlich, ſo billig, daß über die Rechtmäßigkeit keine Frage in ihm war.

In dieſe Gedanken verſenkt, war er beinahe an das Thor der Stadt zurückgekommen. Er lehnte ſich an einen blühenden Baum, denn es ſchien ihm unmöglich, ſchon jetzt in die dunkle Mauern ſich einſchließen zu laſſen. Von den laubigen Zweigen wehete wohlthätige Kühlung, die ſeine Bruſt zu erleichtern und zu beruhigen ſtrebte.

In dieſem Augenblicke ſah er auf, und Guido ſtand vor ihm mit lächelndem Blikke. So freundlich war er lange nicht geweſen.

Ich betrachte dich, ſagte er, ſchon eine geraume Weile, aber du ſaheſt mich nicht.

Verzeihe mir, erwiederte Otto, ich war zerſtreut. Er wandte ſich dann, um zu gehen.

Otto, ſagte Guido, lieber Otto, laß uns einmal ein Stündchen zuſammen ſeyn.

Wie lange wünſchte ich das ſchon, aber du wollteſt nicht, du zogſt dich ſtill in deine Abgeſchiedenheit zurück.

Es iſt wahr, antwortete Guido, und ich habe Unrecht; doch das ſoll uns heute nicht ſtören. Ich habe eine ſtille freundliche Gartenwohnung gemiethet, hier gleich in der Nähe, dort laß uns hingehen.

Otto war es gern zufrieden, doch ſprach er unterweges kein Wort, und auch dann, als ſie ſchon zuſammen in dem freundlichen Zimmer ſaßen, das ihnen eine angenehme Ausſicht auf die blühenden Wieſen gewährte, blieb der Graf noch immer ſtumm und nachdenkend.

Ein Bedienter brachte einige Flaſchen Wein. Otto trank mehrere Gläſer in raſchen Zügen aus, und ſagte dann: es iſt etwas Wildes, Flammendes in dem Wein.

Guido bejahete es, und geſtand, daß

er es liebe, das Feuer des köſtlichen Getränkes noch durch künſtliche Mittel zu vermehren. Das Leben, ſagte er, iſt oft ſo ſchaal, daß man ihm wohl durch Reizungen von außen her zu Hülfe kommen muß.

Otto trank von neuem, ſchwieg aber noch immer.

Mein Freund, ſagte jetzt Guido, indem er ihn mit trübem Blicke anſah, mein Otto, ſoll uns die Stunde hingehen in dumpfem Schweigen? wie, oder muß ich glauben, daß ich auch dich verloren habe?

Hier fiel ihm Otto mit Heftigkeit in die Arme, und ſagte: nein, nein, nimmer!

Ich will es gern geſtehen, fuhr Guido fort, ich bedarf der Nachſicht des Freundes und mein Betragen iſt nicht immer ſo, wie es wol ſeyn ſollte. In meinem Leben ſind Frühling und Winter zugleich, und wenn der letztere vorherrſcht, ſo kann ich ſelbſt gegen meinen Freund kalt erſcheinen. Aber ich bin es wahrlich nie, denn dich lieb ich, dich, den einzigen Freund.

Mein guter, theurer Guido, ſagte Otto ſehr bewegt, denn er hatte den Freund faſt noch nie ſo reden gehört.

Du weißt, wie elend, wie unausſprechlich elend und zerriſſen und ſchmachvoll jammererregend mir das gewöhnliche Menſchenvolk erſcheint; Dich allein fand ich aus dem Haufen, dich fand ich, o gehe du mir nie verloren!

Niemals, ſagte Otto, und küßte des Freundes Stirn, niemals geſchehe das.

Siebentes Kapitel.

Und nun erfahre dann, ſprach Otto weiter, vernimm mit Ruhe, was mich bewegt hat, und rathe mir dann. Ich liebe ein Mädchen mit ganzem vollem Herzen, und ich hege die ſüße Hoffnung von ihr, wiedergeliebt zu werden.

O dann Glücklicher, dreimal Glücklicher, rief Guido aus, kein ſolches Loos ward mir zu Theil! Auch ich liebe, und werde nicht wieder geliebt. Es preßt mir das Herz, es empört mein Gefühl, daß ich dennoch liebe, dennoch!

Man ſchwieg einige Augenblicke, aber Otto ſagte durch einen ſtillen Händedruck dem Freunde deutlich genug, wie ſehr er ſein Geſchick beklage, daß er das ſchönſte Gefühl dahin gewandt habe, wo es nicht begriffen, nicht erwiedert werde.

Wie heißt deine Geliebte? fragte er dann.

Mir iſt Schweigen aufgelegt, ſelbſt gegen dich darf ich nicht reden.

Und die Deinige?

Ich bin in dem nämlichen Falle. Streng hab ich geloben müſſen, gegen Niemanden ihren Namen zu nennen.

Das iſt ſeltſam.

Sehr ſeltſam, daß wir uns ſo begegnen müſſen, in dieſer Dunkelheit.

Doch, fuhr Guido, nach einer Pauſe, mit mehrerer Leichtigkeit fort, doch, warum ſoll uns das ſo ſehr befremden? die Mädchen lieben es, ihre Verhältniſſe in das Dunkle hinüberzuleiten, weil ſie ſelbſt dadurch nur anziehender werden. Erzähle weiter.

Wie ich ſie liebe, vermag ich dir nicht zu ſagen, wie dieſe Liebe ſo mächtig ſchnell auf mich einwirkend, mich erregen konnte, in meiner innerſten Tiefe; es iſt mir ſelbſt ein Räthſel. Mein ganzes voriges Leben liegt ſeitdem hinter mir, wie ein flaches Sandfeld ohne Blüthe und Frucht, und nur vor mir grünt ein ſtilles Tempe voll wehender Blüthendüfte und erfreulicher Wärme. Und nun erfahre ich, daß ein fremder Menſch ſich feindlich nahet, mir dieſe herrliche Zukunft zu rauben, daß er ſich eindrängt in meinen Himmel, daß er ſie verfolgt und quält mit peinlich verhaßter Gegenwart. Was ſoll ich thun?

Iſt hier eine Wahl? erwiederte Guido, kannſt du zögern ihn zu fordern vor dein Schwerdt.

Ha wohl, wohl! rief Otto erhitzt aus, ſo ſprech auch ich. Aber da warf das Mädchen mir vor die Rauheit meiner Geſinnung, ſie haſſe ſolche wilde Flammen, ich möge doch ſanft werden und ſtill und fromm. Es war ein langes Lied, mit dem ſie mich anfiel, aber ſie ſah mich dabei mit naſſem Auge an, und meines Zornes Flamme erloſch, und ich verſprach, gelaſſen zu bleiben und geduldig. Ich Thor, daß ich es verſprach, daß ich es verſprechen konnte!

Guido lachte, und ſagte leichthin: was iſt es denn nun mehr mit einem ſolchen Verſprechen? wurde es dir doch vielleicht nur abgefordert, damit du es brechen ſollſt! Ich kenne das. Die Mädchen lieben nichts ſo ſehr als einen tapfern Mann, der ſich wacker für ſie herumficht, aber hören wollen ſie durchaus nicht davon, und Blut mögen ſie freilich nicht ſehen. Doch wenn es einmal gefloſſen iſt, ſo macht die Eitelkeit, daß es doch um ihretwillen den Boden benetzte, alles gar leicht wieder gut.

Eitel iſt ſie nicht, doch muß ſie es anerkennen, daß nicht anders zu handeln ſei.

Gewiß nicht anders. Der iſt ein feiger Thor, der es gelaſſen mit anſehen kann, wie eine häßliche, hochfüßige Spinne zu der

Blüthe hinkriecht, die er für ſich gezogen hat. Zaudert er ſie zu zertreten, ſo umzieht ſie wol gar die Blume mit giftigem Geweb, und … doch hinweg von dieſem Bilde, das dich empören muß. — Nun möchte vielleicht die Menſchenfreundlichkeit einwenden, ein anderes ſei eine Spinne, ein anderes ein Menſch. Zu der Gattung der letztern gehört nun freilich dein Nebenbuhler, wenigſtens ließe ſich einiger Widerſpruch befürchten, wenn man es ſo geradeweg abläugnen wollte. Er ſei alſo wirklich ein Menſch — ich will ihm die koſtbare Dignität einräumen — ſo iſt er doch für dich ein feindliches Weſen, und ich wüßte nicht, daß man andere Pflichten hätte, gegen einen feindlichen Menſchen, als gegen ein feindliches Thier. Man ſchleudert es aus dem Wege, unbekümmert, ob dem zarten Leibe einiger Schaden entſtehe; und geht es mit dem Fortſchleudern nicht ſo raſch; nun ſo ſteht man auch nicht an, es niederzutreten, und den guten Degen in das widerſtreitende Unthier zu ſtoßen.

Du betrachteſt die Menſchen nicht würdig genug, ſagte Otto, ich kann ſo nicht denken.

Unwürdig wärs, rief Guido aus, von dieſem ſchmachvollen Haufen würdig zu denken. Ein Ameiſengewühl iſt mir anziehender, und wahrlich, ich würde mir kein Gewiſſen daraus machen, ein Dutzend von dieſem Volk zu Grunde zu richten, wenn ich dadurch meines Otto, meines einzigen Freundes Glück befördern könnte. Es würde mir anſtändig dünken, ſie wie leere

Töpfe zu Scherben zu zerſchlagen, damit du auf den Ruinen einen kleinen Tempel bauen könnteſt, der dich erfreuete.

Guido, Guido! rief Otto aus, ich ſollte dir mit Eifer widerſprechen, und dennoch kann ich es wenigſtens in dieſem Augenblikke nicht. Dein Wein hat eine wunderbar betäubende Kraft, ich fühle mich ſo ſeltſam trunken, und auch wieder nüchtern genug, um mich in der Trunkenheit zu ſehen.

Guido ſah nach der Uhr, und ſagte: kaum kann ich den Zeiger mehr erkennen in der Dämmerung, es wird ſpät, meine Zeit iſt gekommen, wo ich bei der Kalten, Spröden erſcheinen darf, und ich fühle mich recht aufgelegt, ihr ſtolz und würdig zu erſcheinen.

Jetzt iſt deine Zeit? fragte Otto mit dem Ausdrucke der Verwunderung. In dieſer Stunde darf gerade auch mein Feind zu der Geliebten gehen.

Das iſt freilich ſeltſam, erwiederte Guido lächelnd, und ſo berührt ſich hier auf einem Wege Freund und Feind.

Guido lachte von Neuem laut auf, und ſagte; wenn ich dein Gegner wäre, ſo hätte ich mir ein ſchlimmes Bad bereitet.

Ich begreife nicht, wie du lachen kannſt, ſagte Otto, mich empört die bloße Idee.

»Eben weil es ein ſo gar poſſirlich abenteuerlicher Gedanke iſt, muß ich ihn und mich auslachen. Laß das gut ſeyn.

Ach! Guido, rief Otto jetzt aus, ich begreiſe dein Leben, deine Sinnesart nicht recht, und doch lieb' ich dich ſo innig, ſo ganz, daß ich dir die Entſcheidung überlaſſen will, über das, was mein Inneres ſo ſehr in Aufruhr gebracht hat. O, noch einmal, denke ſorgſam nach, und ſage mir: hab' ich ein Recht, gewaltſam gegen meinen Feind zu verfahren?

Du haſt ein Recht.

Darf ich ſein Blut vergießen, wenn er mir nicht weichen will? Das ſage mir.

Du darfſt ihn niederſtoßen, wie einen Feind im öffentlichen Kriege.

Otto ſchwieg, und legte die Hand an die Stirn. Er fühlte ſich betäubt und ſchwer.

Jetzt füllte Guido die Gläſer noch einmal, und indem er eines dem Grafen hinreichte, trank er das ſeinige in raſchem Zuge aus, und rief: auf meines Freundes Wohl, und auf ſeines Gegners Untergang.

Er warf das Glas gegen den Boden daß die Stücken umherſprangen, küßte Otto, und verließ dann ſchnell das Zimmer.

Achtes Kapitel.

Otto ſaß eine geraume Weile allein, in tiefe Gedanken verſenkt, dann raffte er ſich ſchnell auf, und erſt als er unten im Freien war, bemerkte er, daß er Guido's Offiziersdegen um die Schulter geworfen hatte. Er glaubte es in einer Art von Betäubung gethan zu haben, die er dem wilden Geiſte jenes Weins zuſchrieb, den er, nicht mäßig genug, genoſſen hatte. Der Abend wäre für jedes ruhige Gemüth erfreulich geweſen, eine ſchweigende Dämmerung ruhte auf der grünenden Flur, ſtille warme Lüfte wehten durch die bewegten Zweige blühender Bäume, in mannigfaltigen Bewegungen und Geſtalten zogen die Wolken am Himmel auf und nieder, und der Mond ſchauete zuweilen ſiegend hindurch, und ließ dann ſein ſtrahlend Haupt wieder ſanft verhüllen von den hinſchwebenden Schattenbildern. Aber der ſtille Reiz der Natur mit all ſeiner geheimnißvollen Bedeutung dringt nur in das gelaſſene, ſanfte Herz; Otto's Bruſt, von wilden Stürmen tief bewegt, erfuhr nichts von der ſüßen Freudigkeit, die uns der Anblick der Herrlichkeit und Fülle des ſiegenden Frühlings gewähren kann.

In ſich verloren ging er den finſtern Weg, zu dem er ſich wie von einer unſichtbaren Hand hingeriſſen fühlte, und ehe er noch daran dachte, ſtand er neben der Gartenthür, die zu Fernando's Wohnung führte. Es war überall tiefe Dunkelheit, nur in der Laube, die wenige Schritte von ihm ſtand, brannten Lichter, und warfen ein mattes Helldunkel auf die ſchlafenden Blumen. Jetzt vernahm er Fernando's Stimme, der ein italieniſches Werk vorzuleſen ſchien. Es war Gozzi's Turandot, deren letzte Szenen er mit vielem Feuer, da ihn der treffliche vaterländiſche Dichter begeiſterte, ſeinen Zuhörern vortrug. Dazwiſchen ertönte zuweilen eine dunkle, männliche Stimme, die ihren Beifall, oder ihren Unwillen lebhaft und raſch ausſprach. Otto hörte nur wenige Laute, es war als ſchalle nur eine zerriſſene Stimme an ſeinem Ohr vorüber, wie wenn Worte aus einem tiefen Gewölbe dunkel und dumpf ertönen.

Otto ging einige Schritte zurück, um nur das angenehme Gedicht nicht hören zu dürfen, denn er war in dieſem Augenblicke ganz ohne Sinn dafür. Aber er hätte es nicht nöthig gehabt, denn es war wenige Minuten darauf wirklich geendigt. — Fernando ſagte dem fremden Jünglinge, der ſich mit ihnen in der Laube befand, eine gute Nacht, und Roſalie wollte dann mit ihm gehen, jener aber bat ſie, nur noch einige Minuten zu verziehen, und der Oheim befahl ihr zu bleiben. Der Jüngling eiferte ſehr gegen den unweiblichen Tigerſinn der Chineſiſchen Prinzeſſin, von der ſie ſo eben geleſen hatten. Roſalie antwortete etwas Allgemeines und Gleichgültiges, und als er heftig wurde, und die Weiber Schlangen nannte, die nur vergiften, aber nicht beglücken könnten, ſo meinte ſie gelaſſen,

die

die meiſten Männer ſeyen nicht werth, daß man auch nur das leiſeſte Mitleid für ſie empfinde.

O ihr ſeyd kälter, rief jetzt der Jüngling mit leidenſchaftlicher Stimme aus, kälter und fühlloſer als jenes Mädchen, aber ich bin nicht ſo ſchwächlich demuthsvoll als ihr Liebhaber. Nicht fruchtlos harren will ich, ob ihr nicht einmal günſtiger für mich entſcheiden möchtet, nicht zahm und matt will ich mich hingegeben haben an euch: nein, mit der Kraft des Mannes ausgerüſtet, die mich höher ſtellte als euch, mit dieſer Kraft im Herzen und im Arme will ich erreichen, was du mir verſagſt, dich Mädchen, deine Liebe!

Er riß ſie bei dieſen Worten gewaltſam in ſeine Arme, und drückte heiße Küſſe auf die blaſſen Wangen und den zitternden Mund. „Hinweg!“ rief Roſalie heftig aus, hinweg! rief Otto, der die Gartenthüre aufgeſprengt, die Lichter umgeworfen hatte, und jetzt mit entblößtem Degen vor Guido ſtand, hinweg! der Rache Stunde hat geſchlagen! — Tief getroffen ſank Guido von des Freundes Stahl zu Boden, Roſalie war zitternd, ſcheu und blaß entflohen.

Weh mir! rief Guido mit ſterbendem Munde aus, weh mir, wer iſt es, der dem Tode mich ſo raſch, ſo furchtbar ſchnell entgegenreißt?

Otto hörte die Stimme des Freundes, und ſchauderte tief im Innern zuſammen. Wie Flammen leuchtend und grell aus der dunkeln Nacht ſich erheben, ſo ſchlug der Gedanke in ihm auf, der ihn auf immer verurtheilte zu Schmerz und Pein. Aber er faßte ihn noch nicht den herben Gedanken, und ſich ſelbſt mühvoll beſchwichtigend, redete er in ſich hinein: es iſt nicht möglich!

Guido ſuchte ſich emporzuringen, mit dem Geſicht, um die letzte Kraft des brechenden Auges gegen den Feind zu richten, der ihn ſo gewaltſam und unvorbereitet aus dem blühenden Leben hinweggerafft hatte. Aber dichte Dunkelheit war um ſie her, nur der ſcharfgeſchliffene Degen, auf den ſich Otto zitternd ſtützte, leuchtete ſeltſam, wie ein weißes Kreuz, warnend, durch die Nacht hin. Da ſchien der Mond durch die ſchwebende Hülle der Wolken, und beleuchtete mit feindlich erhellendem Glanze den traurigen Kampfplatz, wo die Freunde in unſeliger Verworrenheit ihr Schickſal gewaltſam entſchieden hatten.

Otto! rief Guido aus, du biſt es, Otto? o bei allem, was dir noch theuer iſt auf Erden und im Himmel, beſchwör ich dich, ſage mir, biſt du es wirklich? o ſage mir, daß du es nicht biſt, ſage mir, daß mein brechendes Auge mich täuſche, daß ein tückiſcher Geiſt mir deine Geſtalt vorzaubere; denn nicht ertragen würd' ich jetzt im Tode dies Gefühl!

Da warf Otto die Hände vom Geſicht zurück, und ſtarr, erſchöpft und kalt, wie ſich ein Verlorener ſein eignes Todesurtheil vorlieſt, ſagte er ſtill und ſtumpf: ich bin er, Guido, ich, Otto, bin dein Mörder, von deines Freundes Hand biſt du gefallen.

Da durchzuckte ein glühender Schmerz, eine namenloſe unbegriffene Pein das Herz des Sterbenden, und die letzte Kraft rang noch mit dieſer Qual, als von neuem des Mondes Strahl auf Otto's bleiches Geſicht fiel, und die feindliche Geſtalt grell leuchtend wie ein ſteinernes Bild dem vergehenden Jünglinge vor die Augen trat.

Otto, ſagte er mit brechender Stimme, Otto ich kann dir nicht vergeben, nimmer, nimmer!

Es war das letzte Wort, welches er ſprach, und alles umher ward jetzt ſtill, ganz ſtill.

Neuntes Kapitel.

In ſtarrer Verzweiflung und erſchöpft, und im Innerſten zerriſſen ſank Otto neben der Leiche ſeines Freundes nieder. Eine geraume Zeit verging, ehe er nur eines beſtimmten Gefühls, eines deutlichen Gedankens fähig war. Ein dumpfes dunkles Wehe hatte ſein ganzes Gemüth umſpannt, und ſchloß eng und immer enger die ermattete Seele ein, die es vernichten wollte. Bald wieder mit aufgeregter Kraft rang er ab ſeiner Phantaſie für einen Augenblick den fröhlicheren Traum, es ſei alles nur

Täuſchung, ein weſenloſes Gaukelſpiel, das ihn verwirren wolle. Er ſchlug dann die Augen wieder auf, der Freund lag getödtet vor ihm, und die bange Gewißheit der gräßlichen Schuld drückte ihn wieder tief zu Boden. Er wünſchte zu vergehen, zu unterliegen dem Schmerze, aber die kraftvolle Natur des Jünglings kann nur gequält, nicht ſo leicht zu Grunde gerichtet werden.

Mehrere Stunden hatte er ſo gelegen, als eine warme Hand ſein Haupt berührte, und eine freundlich bekannte Stimme ihm zuſprach: Nun, dem Himmel ſei Dank, daß ich euch finde, zwar mögt ihr eben nicht ſanft und ſüß geſchlafen haben auf der feuchten Erde, doch verliebten Gemüthern thut das kein Leid an, und ſie verkälten ſich ſelbſt in einer froſtigen Januarnacht nicht; an der Kälte der Geliebten ſchon eher.

Es war Julius, der dem Grafen ſo zugeſprochen hatte; aber er erhielt keine Antwort. Der fröhliche Jüngling entdeckte nichts von der grauſen Scene, die noch von finſtrer Nacht umhüllt wurde.

Wie ihr hieher gekommen ſeid, ſo fuhr Julius fort, iſt nun eben nicht ſchwer zu errathen, wie ich aber hieher verſchlagen worden bin, das könnte ſchon eher auffallend genannt werden. Seht nur, ich ſitze daheim den ganzen Tag in der Einſamkeit, keine Seele war bei mir, und die meinige wußte ſich heute nicht ſonderlich zu unterhalten. Es war eine gewiſſe Mattigkeit in mich hineingekommen, was ich indeß durchaus nicht gehabt haben wollte, ſondern gar ſtandhaft läugnete. Um meine Luſtigkeit anbringen zu können, ließ ich ein paar von euern Lakaien kommen, aber die Kerle haben ein ſo fatales Amalgama von Dummheit und von Verſtand, daß nichts mit ihnen anzufangen, vielweniger zu beenden iſt. Sie ſind ſteif wie friſchgewichſte Courirſtiefeln, und zäh und langweilig wie die gemeine Sünde; ſo ließ ich ſie denn laufen, und machte mir ohnehin noch Vorwürfe, daß ich ſo ſehr meiner Würde vergeſſen, und mich, die höchſt vornehme Perſon, ſo tief herabgelaſſen hatte. Ich weiß nicht, wie es kam, aber der Nachmittag wollte gar nicht endigen, und die Uhren ſchlugen mit ſolch einer eminenten Langſamkeit und Gemüthsruhe, und die Stunden zogen ſich ſo weitläufig auseinander, daß ich ſie in der feindſeligen Stimmung mit großen Tiſchtüchern verglich, die eben gerollt ſind, und von den Waſchweibern auseinander gezerrt werden. Um nur bei gutem Humor zu bleiben, fing ich an, in traurig ernſthaften Büchern zu leſen, aber auch dieſe Reſſource war von keinem Beſtand, da doch auch in den meiſten Büchern Scherze ſind, bei denen ich mit einem Male ernſthaft werde. Nun wurde es Abend, und immer ſpäter, und ihr kamt nicht, und die Einſamkeit wurde immer einſamer, und die Mitternacht wurde immer mitternächtlicher, und die Laternen gingen alle auf der Straße aus, und der Nachtwächter hatte ein ſehr heiſeres Organ mitgebracht, vor dem ohne Zweifel die zarten Horen erſchrecken mußten, die er abrief. Da wurde mir denn ganz abſonderlich zu Muthe, und da ich nun ſo ganz abgeſondert war von Menſchen und vom Muthe, ſo zog ich Stiefeln an, und zündete eine Laterne an — laßt immerhin die beiden „an“ zu ſchnell aufeinander folgen, es kommt hier nicht darauf „an“, und die Gediegenheit und Concinnität des Styls zeig ich euch auf ein andermal. — So kam ich glücklich hieher, wo ich euch ſuchte, weil ein Liebhaber auf der weitläufigen Erde wenigſtens nicht weiter zu laufen braucht, als bis zu der Geliebten. Leider iſt mir aber unterweges mein Licht ausgelöſcht. — Aber ich rede hier ſo ganz allein, und Niemand antwortet mir. — Otto, Otto, liebſter, beſter Graf, vernehmt ihr denn die Stimme eures Julius, eures höchſt vortrefflichen Freundes nicht mehr?

In dieſem Augenblicke berührte ſeine Hand eine kalte Stirn, und eine finſtre Ahndung flog durch ſein Herz.

Zehntes Kapitel.

Hier richtete ſich Otto auf und ſtarrte Julius an mit kaltem vom Schmerz erſchöpftem Blicke. Es ſchien, als habe das Auge ſeine Strahlen verloren, und als neige ſich die Stirn, die noch vor Kurzem in jugendlicher Kühnheit leuchtete, dem ſtillen Tode zu, der jeden Glanz verlöſcht, und einhüllt in ſchweigende Nacht.

Wer biſt du, Menſch? fragte Otto, was redeſt du ſo ſanfte Worte zu mir, die leiſe nur an meinem Ohr vorüber hallen? was ſprichſt du mir von Freunden? willſt du mich höhnen? — O ſpotte meiner nicht, ich wills ja nie verhehlen, was dieſe Bruſt mit heißer Qual zerreißen wird, ich will es ja ſelbſt ausreden, ausſchreien laut und wild, daß Jeder vor mir fliehen ſoll: Ich habe meinen Freund getödtet, und hier, hier liegt er kalt und ſtarr zu meinen Füßen!

Nur einen Schrei des Entſetzens entriß das grauſe Wort dem armen Julius, der jetzt nicht mehr lächeln durfte; doch im nächſten Moment dachte er ſchon auf Hülfe für ſeinen Wohlthäter, und er rang mit aller Kraft nach Faſſung und Beſonnenheit.

Sieh nur, Julius, fuhr Otto fort, ſieh nur, wie er ſo ſtill und geduldig da liegt, und die ſprachloſe Zunge nicht mehr anklagen kann den ruchloſen Mörder, der den Jüngling feindſelig tückiſch herausſchleuderte aus dem blühenden Leben und der glanzerfüllten Jugend in die öde einſame Nacht, wo kalte eiſerne Stille des Herzens höhere Wallungen ſchwer erdrückt. — Ach, er liebte nur mich, die Menſchen alle um ihn her galten ihm nicht, ſie gewannen ſeinem tiefen Gefühl keinen freundlichen Ton, ſeinem großen Gemüthe keine milde, hingebende Neigung ab. Da wandte er ſich mit aller Kraft des Jünglings zu mir hin, da raffte er die ganze Fülle ſeiner Liebe zuſammen, und ſchenkte ſie mir, dem Einzigen; und ich, der Einzige, für den dieſes Herz ſchlug, ich hebe die wüthende Hand auf, und zerſchlage das Herz, das mein war, zu todtem Staube! — Aber ich verſpreche dir

Rache, du Gefallener, Rache an mir ſelbſt, wie ſie nur mein Todfeind dir gewähren könnte; o ich will mich ſtrafen, mit ſo ausgeſuchten Martern will ich mich quälen, daß ſchneidender und herzzerreißender ſie Keiner ſoll erfinden können. O ſieh mich nicht ſo ſtrafend an mit dem verglühten Blicke, du tiefbeleidigter Freund, nicht Thränen ſind in meinem Auge, die mir Linderung gäben, es ſind wilde Schwefelflammen, in denen ſich die ganze Welt mir ſpiegelt wie ein hoch auflodernder Scheiterhaufen.

Dann ſank er wieder auf die Leiche hin, und drückte feurige Küſſe auf den erblaßten Mund und die verlöſchten Augen. Jetzt aber raffte er ſich wieder zuſammen, und rief mit gehobener Stimme: du kannſt mir nicht vergeben; ſelbſt mit ſterbendem Munde ſprachſt du dieſe Verdammung über mich aus. Beruhige dich, ich vergebe mir ſelber niemals. Wohlan denn! zur Rache flieg' ich, zur Rache an mir ſelbſt. Dir übergeb' ich mich, Fernando, du wirſt mich ſtrafen, denn du haſt mich nie geliebt!

Hier umfaßte ihn Julius mit beiden Händen, um ihn von ſeinem Vorſatze abzuhalten, aber er vermochte es nicht, dem heftigen Ungeſtüm zu wehren, mit dem ſich der Unglückliche von ihm losmachte. Aber es war die letzte Kraft geweſen, die er aufbieten konnte. Wenige Schritte noch, und er ſank ohnmächtig zu Boden.

Möge eine Scene, wie ſie jetzt für Julius bereitet war, und die qualvolle Arbeit, den

den Frevel zu bedecken, ſchonend verhüllt bleiben. Ihn dünkte, da der graue Nebelmorgen nun anbrach, und kühle Lüfte um ſeine brennende Wange wehten, als rede eine tief ernſte Stimme ihn an, es ſei nun aus mit dem Scherz, und nimmer wiederkehren werde die Freude.

Eilftes Kapitel.

Bang und zitternd war Roſalie in ihr Haus geflohen, ſie wollte den Oheim wecken, aber er ſchlief ſo ſanft, daß ſie es nicht wagen mochte. Sie hatte Otto's Stimme nicht erkannt, die in dem erſten Ausrufe, von Wuth und betäubendem Rauſch entſtellt war, auch regte ſich in ihrem Innern kein Gedanke an ihn, da ſie ſeinem Worte vertraute, daß er zu jener Zeit nicht bei ihr erſcheinen durfte. Sie freute ſich, daß der widrige Lärm ſo bald vorüber war, und um ihn ganz zu vergeſſen, legte ſie ſich zur

Ruhe. Sie machte noch einige ungünſtige Bemerkungen über die Männer, die ihr größtentheils roh und ungeſchlacht erſchienen, und ſchlief dann bald gelaſſen ein. Am anderen Tage verbreitete ſich ein Gerücht, Guido von Spoleto ſei verſchwunden. Fernando hoffte von Otto Nachricht zu erhalten, aber dieſer erſchien nicht, und ängſtlich ſtill und trübe gingen die nächſten Tage hin. Endlich erſchien Julius, und beſtätigte das Gerücht von Guido's plötzlichem Verſchwinden.

Fernando ſchüttelte dabei ſehr lebhaft den Kopf, und ſagte: Ich habe eine böſe Ahndung, die ich mir ſelbſt kaum entdecken kann.

Nun freilich, erwiederte Julius, es haden ihrer mehrere dergleichen Ahndungen. Der eine meint, er könne ſich wol ſelbſt aus einer Welt geriſſen haben, mit der er, und die mit ihm nicht viel zu ſchaffen haben mochte. Was will man auch unter Menſchen, die man nicht verſteht, und nicht liebt? man geht davon, ohne Adieu zu ſagen. Ich glaube indeſſen nicht daran. Der Chevalier ſchien doch noch eine Reſſource in ſich zu haben, nämlich das behagliche Spotten über die Jämmerlichkeit der Menſchen, die er nun einmal mit blindem Herzen gänzlich verachten zu dürfen meinte. Ihm machte dieſer ſchlechteſte aller Späße, bei dem der Spaßmacher ſelbſt am meiſten leidet, dennoch Spaß, und darum glaube ich nicht, daß er zum Selbſtmörder geworden iſt. Aber davon zu reiſen bei Nacht und Nebel, das ſieht ihm ganz ähnlich.

Solche Leute, die keine Ruhe in ſich haben, ſuchen ſie überall draußen, und finden ſie höchſtens in der Unruhe, im Lärm und Wirrwarr; doch auch da nur auf kurze Zeit. Dann fangen ſie das Lied von Neuem wieder an, aber eine gute Melodie kommt doch nicht hinein.

Fernando ſchüttelte abermals den Kopf, und ſagte: Ich fürchte, hier iſt ein Geheimniß.

Und wenn es wäre, fuhr Julius fort, ich betrübte mich nicht ſonderlich darüber. Wer das gute, liebe Leben um der paar böſen Mienen, und des mokanten Lächelns willen, das man zuweilen an ihm wahrnehmen muß, gleich haſſen will, nun der hat es ſich ſelbſt zuzuſchreiben, wenn es ihn wieder haſſen. Ein ſo unruhiges Herz, das bald von Fieberfroſt, bald von Fieberhitze durchſchüttelt wird, ihm iſt wahrlich am beſten, wenn man es in die Erde ſenkt, und mit dem warmen Deckbette verhüllt, unter dem es ſich ja recht wohl muß ſchlafen laſſen.

Und Otto? fragte Roſalie, wie geht es ihm? warum kommt er nicht?

Sie ſah Julius bei dieſen Worten mit ſo unſchuldigen klaren Augen an, daß dieſer, der dabei an Otto's unſelig verworrenen Zuſtand dachte, ſeinen Blick faſt ſcheu zurückſchlug, und nur nach einigem Stillſchweigen erſt erwiedern konnte: Er iſt krank, recht ſehr krank, aber es hat dennoch nichts auf ſich, denn ein Verliebter ſtirbt eben ſo wenig vor der Erreichung ſeiner Wünſche, als ein Dichter vor dem Drucke ſeines Werks.

Krank alſo? fragte Roſalie, ach, das iſt recht traurig. Die Männer verſtehen nicht krank zu ſeyn. Iſt er denn auch geduldig?

Viel zu ſanft und demüthig iſt er gegen die Krankheit. Fluchte er ſie tüchtig an, ſo ſtände es gewiß beſſer mit ihm. Aber ich wundre mich nur, wie ihr euch wundern könnt; ich muß eher darüber erſtaunen, daß nicht alle verliebte Jünglinge ſich ſogleich aufs Krankenbette legen. Bedenkt nur ſelbſt: Tief innerlich haben ſie die Morgenröthe, die Mittagsgluth und die Abenddämmerung, dazu eine hinlängliche Anzahl von Sternen und Monden, auch

Farben, Töne, geheimnißvolle Regungen, Viſionen und mehrere andre höchſt köſtliche Sachen. Mit allen dieſen Kleinoden in der Bruſt gehen ſie nun herum in dieſer Welt, die billig erſt geheizt werden ſollte, ehe man ſie zum Aſſembleeſaale einrichtet. Nun hat obendrein der Zufall und der Aether ſeine Tücken. Der verliebte Jüngling wird von Packträgern geſtoßen, denn er ſieht ſie nicht, und hat es längſt vergeſſen, daß das Leben einem oft dicke Bündel giebt, die man tragen muß. Er wird angeſchrien von heiſern Ausrufern, und edle Freunde verlieren die Grazie, und ſagen ihm gute und einfältige Wahrheiten über ſeinen Müßiggang. Dann fängt es an zu regnen, das zarte Haupt wird naß, der Knabe will ſich ein wenig ausruhen, und ſetzt ſich auf die Erde. Aber ſie iſt feucht und voller Ameiſen. Nun endlich findet er ſein Mädchen, aber die Geliebte iſt heute etwas wunderlich, ſie macht die Bemerkung, daß ihm das Halstuch zu locker ſitzt, und auf dem Rockärmel zwei Eiderdaunen ſich befinden, die allerdings hätten mit heruntergebürſtet werden ſollen. Er fängt von erhabenen Dingen an zu reden, von der ewigen Jugend, und dem nie verblühenden Frühling des Gemüths, aber ſie fragt dazwiſchen, ob der Komödiant Tezett die geſtrige Rolle gut genommen habe, er ſchilt ſie ein wenig, daß ſie ſo ſchlecht auf ſeine Worte Achtung gäbe, und fährt dann fort, einige großartige Ideen über die Poeſie und das freie Spiel mit dem Univerſum beizubringen. Sie iſt aber bereits etwas verſtimmt worden, es fällt ihr das Halstuch und der Rockärmel mit den böſen Daunen wieder ein; auch daran erinnert ſie ſich, daß ſie noch etwas in der Küche zu beſorgen habe, ſie geht davon, und der arme Junge ſteht nun da confus, halb heiß, halb kalt, abgehetzt und wundgerieben. Er geht nach Hauſe, aber am andern Morgen hat er das Fieber mit mattem Puls und matten Gedanken.

—

Ich mag deine Scherze heute nicht, ſagte Roſalie; auch iſt in deinem Geſichte ein Zug, der dem allen widerſpricht, ein Zug, den ich noch nie an dir bemerkt habe. Sage mir redlich, wie es mit dem Grafen ſteht, und grüße ihn herzlich von mir, und verſchweig es ihm nicht, daß ich von ganzer Seele ſeine Beſſerung wünſche.

Julius ſah ſie mit einem Blicke der

Innigkeit an, und ſagte: Dann wird er gewiß geneſen, ob er gleich jetzt recht ſehr viel leidet, mehr als ich's ſagen kann. Ach! — liebt ihr ihn denn auch recht innig?

Roſalie ſchlug die Augen nieder, und ſcheute ſich, das tief bedeutende Wort auszuſprechen, dann aber ſagte ſie unbefangen: Gut bin ich ihm gewiß.

Ihr müßt ihn lieben, ſagte Julius mit Bewegung, o, ihr könnet nicht anders. Könntet ihr's, es wäre ein ungeheurer Spott des Schickſals, ein beiſpielloſer kalter Hohn, ich darf nicht daran denken. Ja, liebe ihn nur, du gutes, holdes Mädchen, ſchenke ihm dein ganzes, heißes Gefühl, er verdient es wahrlich um dich. Er lebt nur in dir — o nimm das Wort nicht leicht — und wenn du nicht wieder in ihm lebſt, ſo iſt er todt auf immerdar. Ach, Roſalie, ich möchte dich berühren mit allmächtigem Zauber, daß du ihn liebteſt, der jetzt ſo unendlich leidet. Mehr denken und empfinden kann ich darüber, als ſagen, nur Thränen hab' ich, laß ſie reden für ihn.

Er küßte ſtill und mit naſſem Auge ihre Hand, und ging dann eilig von ihr. Roſalie begriff ihn nicht, denn ſie hatte ihn noch niemals ſo geſehen.

Zwölftes Kapitel.

Julius hatte gefürchtet, daß Otto, der die innere Kraft zu ſeiner eignen Zerſtörung anzuwenden ſchien, dieſen ſchwerſten aller Kämpfe nicht lange beſtehen würde, da er immer nur bemüht war, die ſchärfſten Waffen gegen ſeine eigne Bruſt zu kehren. Aber die Natur des Jünglings iſt ſtark genug, um ſelbſt die geſuchteſten Schmerzen, die betäubendſten Qualen zu erdulden. Das Herz, im Innerſten zerriſſen und ohnmächtig blutend, mag oft wohl wünſchen, ſich zum Tode hinneigen zu dürfen, doch das eherne Leben der Jugend widerſteht ſelbſt ſolchen Wünſchen, und ſie zerſtören nur die Blüthe und Frucht, nicht den Baum, deſſen mächtige Wurzel nicht ſo ſchnell zu verletzen iſt.

Krankheit giebt Ruhe, wär es auch nur die Ruhe der Erſchöpfung. Doch auch ſelbſt dieſes Gefühl ward unſerm Otto nicht ſogleich gewährt, und er ſelbſt widerſetzte ſich ihm mit Macht, weil er nicht glaubte, es verdient zu haben. Er ſelbſt erhitzte ſeine Phantaſie, damit ſie ihm das begangene Verbrechen wilder nur und furchtbarer vor das ermattete Auge ſtellen ſollte. Es konnte oft ſcheinen, als gehe er mit dem beſonnenen Plane um, ſich von innen heraus zu vernichten, und Julius ſagte oft mit Schmerz und Wuth zu ihm: Laſſet ab, euch zu quälen, wenn ihr nicht Verbrechen auf Verbrechen häufen, und zum geiſtigen Selbſtmörder werden wollt!

Otto antwortete nicht, ſondern blickte ſtill vor ſich nieder. Ich fühle, ſagte er endlich, noch immer zu viel Kraft in mir, und der Tod fliehet mich, auch wenn ich ihn ſuche. Mich haßt der Himmel, und die Erde haßt mich, vor mir entweicht das Leben, und ich kann doch nicht ſterben.

Julius zwang ſich zum Scherze, ſo viele Anſtrengung es ihm auch koſtete: Es muß ein abſonderlicher Zuſtand ſeyn, wenn man ſo, wie ihr es eben ſagt, zwiſchen Thür und Angel, das heißt zwiſchen Leben und Tod ſchwebet. Man darf es eigentlich nicht einmal einen Zuſtand nennen, denn man ſteht eben nicht, ſondern es ſchwindelt einem dabei. Es iſt wahr, ihr habt Stoff genug, euch in eine Unglücksgeſchichte hinein zu arbeiten; aber es wäre doch gut und klug, wenn ihr wenigſtens durch das ſchwarze Gewebe ein paar grüne und rothe Hoffnungsfäden laufen ließet. Oder wenn ihr das nicht wollt, ſo verſuchet es mit der Gewalt: packet euren Schmerz an, wie einen ſchwarzgrauen Kobold, und werft ihn von euch, ehe er ſich noch zu ſtark gezogen hat von euerm Herzblute. Was kann der Menſch nicht alles beſiegen! den Sieg ſelbſt, und Alles obendrein: warum nicht auch den herbſten Schmerz, der doch immer mit zum All gehört? Die Qual wird ermatten müſſen, wenn ihr euch mannhaft ihr gegenüber ſtellt, wenn ihr das Ungethüm anſchauet mit ſtarkem Auge, und den kraftvollen Arm

ihm

ihm entgegen wirſt, wenn es herannaht, und euch vernichten will.

O mein Freund, ſagte Otto, dem Verbrecher wird es zum Verbrechen, den Schmerz, den er ſich ſelbſt erzeugte, auch nur bekämpfen zu wollen. Ich vermag nichts gegen ihn, ich fühle mich auf immer hingegeben als ſein Eigenthum; die Blüthe iſt gefallen, und tief in mir iſt das Leben erkrankt. Ach! wenn wir in uns ſelbſt den Feind tragen, der ſich nie verſöhnen läßt, wenn in uns ſelbſt ein Geſpenſt der Rache ſich erhebt, das kein Flehen, keine Thräne mehr zur Ruhe beſchwört, das immer ſtill und ernſt und furchtbar blickend mahnt und wieder mahnt, und ewig wiederkehrend, die Schuld, die ungeheure, vorrückt der verarmten Seele, die nun nichts mehr thun kann, als ſtill vergehen, und doch nicht vergehen darf — — O, mein Freund, verhülle mich vor dem Bilde, verhülle mich vor mir ſelbſt.

Nein, rief Julius in ſchmerzlicher Leidenſchaft aus, nein, nicht verhüllen, zeigen will ich euch euch ſelbſt! Er riß bei dieſen Worten einen Wandſpiegel herab.

Da ſehet her, das iſt euer Bild! Dieſe erloſchene Stirn, dies verglühte Auge, dieſe wie mit einem bleichen Leichentuche bedeckten Wangen und Lippen, ſie gehören einem Jünglinge, einem vier und zwanzigjährigen Jünglinge, der ſeine Freude daran hat, die friſche Jugend in ſich zu zerreißen, das ſchöne Leben zu zertreten, zu vernichten auf immerdar!

Es iſt wahr, erwiederte Otto mit ſtiller Ergebung, der Anblick iſt nicht erfreulich, und kaum erkenn' ich mich in meinem eignen Bilde. — Wohl haſt du Recht, dieſe Stirn iſt erloſchen, und dieſes Auge verglühet. Wer ſpotten möchte, könnte Stoff hier finden, doch wir wollen nicht darüber ſcherzen, wir wollen es mit Ernſt erkennen, daß der zu Grunde gehen muß, den der Zorn des Geſchickes niederdrückt. Iſt es doch, wenn ich dieſes Bild betrachte, als ſähe ich zugleich das finſtre Geſpenſt, wie es heraufſteigt aus der Tiefe, und den Bogen ſpannt, und den Pfeil darauf legt, der nimmer, nimmer noch das Ziel verfehlte. Es iſt nur ein Moment, der Pfeil rauſcht durch die Luft hin, und tief im Innern fühlſt du die Vernichtung.

Julius warf den Spiegel zurück, und

Otto ſagte gelaſſen lächelnd: Aber mit meiner Zerſtörung iſt es doch gar ſehr ſchnell gegangen. Faſt ohne Abſchied fliehe das Leben von mir hinweg, und ich liebte es doch einſt ſo ſehr, wie man nur einen Freund lieben kann, und der Freund nimmt doch Abſchied, wenn er auf immer ſcheiden will. Man reicht ihm noch einmal die Hand, man ſinkt noch einmal an ſeine Bruſt, damit das tiefe Gefühl ſich löſe in Thränen — o, ich nahm ja auch nicht Abſchied von meinem Freunde, ich hab ihn ja erſchlagen!

Julius faßte Otto's Hand, und ſagte ſtill: Nur weinen kann ich noch für euch, und beten.

Dreizehntes Kapitel.

Ja wohl, ſagte Otto für ſich hin, als er allein gelaſſen war, ja wohl iſt der recht glücklich zu preiſen, der noch weinen kann und beten. — Und er war bei dieſen Worten wirklich auf die Knie geſunken, und ein heiſſes, inbrünſtiges Gebet ſtieg auf gegen den Himmel, welchen er in der Verzagtheit ſeines Schmerzens für verſchloſſen gehalten hatte. Er war es nicht, denn er gab ihm Thränen, und Schlaf, und einen wohlthätigen Traum. Ihn dünkte, er befinde ſich in einem blühenden Haine, durch deſſen friſches Grün eine warme Frühlingsſonne ermunternd ſtralte. Es war alles ſo traulich und ſtill um ihn her, nur ein ferner Bach rauſchte muthig einher, an deſſen Ufern ſüße Blumen wehten. Die Menſchen waren alle ſo ſanft und gut um ihn her, und näherten ſich ihm mit traulicher Freudigkeit, aber Otto hatte noch immer den bittern Schmerz in ſeiner Bruſt, und vermochte es nicht, Theil zu nehmen an der ſanften Heiterkeit der Andern, die ihn umgaben. Da trat ein Mann zu ihm, deſſen Angeſicht er kannte, und vor dem er entfliehen wollte. Doch dieſer ſprach zu ihm mit Freundlichkeit: Ich nehme den dunkeln Traum des Jammers von dir, empfange meine Vergebung und wage es wieder, der Freude dich hinzugeben, und der Liebe.

Jetzt trat Julius wieder in das Zimmer, und wie er den Schlafenden erblickte' um deſſen Mund ein ſanftes Lächeln ſpielte, ſo gieng er näher hin zu ihm, und indem er ſich vorſichtig zu ihm niederbeugte, ſagte er: Vergebung — Dann verließ er ſchnell das Zimmer.

Als Otto erwachte, fühlte er ſich wunderbar geſtärkt und geſänftigt, und die wilde Qual, die ihn vorhin, wie mit ſchwarzem Flügel umnachtet hatte, ſchien ſich jetzt zu ſtillerer religiöſer Wehmuth gelöſet zu haben. Er fand eine beſondere Freude daran, ſich ſelbſt als ſchuldig anzuerkennen, denn in dieſe Anerkennung miſchte ſich jetzt ſchon die Hoffnung, daß keine Sünde ſo ſchwer und laſtend ruhen könnte, die nicht verſöhnt werden möchte durch die heiße und innige Reue. Oder wenn auch dieſe Buße nicht hinreichend ſein ſollte, des Schmerzens Flammen auszulöſchen, ſo erkannte er ja jetzt das Bild des Göttlichen, der durch ſein unendliches Leiden die Schmach und Sünde von uns hinweggenommen hat; und dieſe ewige Quelle von ſeeliger Erhebung und ſtiller Beruhigung, die er ſonſt nie gekannt hatte, ging ihm jetzt auf in ihrer ganzen Herrlichkeit, und ein milder Troſt ſank herab auf ſein glühendes Herz.

Mehrere Tage lang hatte dieſer Zuſtand gedauert, als er endlich an einem ſchönen warmen Sommerabende ſich ſtark genug fühlte, das Zimmer zu verlaſſen. Julius wünſchte, daß er ſich noch einige Tage zu Hauſe halten möge, doch Otto meinte, daß der angenehme Sonnenſchein ſeiner Geſundheit wohlthätig ſein würde.

Du darfſt ganz außer Sorgen ſein, ſagte Otto, ich fühle mich ſeit einigen Tagen wie durch ein erfreuliches Wunder geſtärkt und erfriſcht. Es iſt, als wehe um mich eine kühle Dämmerung, die die heißen Wunden meines Herzens lindern will, daß ich nicht daran verblute. Und dann bedenke nur, mein Guter, wie viel lange Tage, wie viel angſtvoll vertrauerte Nächte ſind nicht hingegangen, ſeit ich Roſalien nicht ſah. Ich muß ſie wiederſehen, ich kann ja nicht leben ohne ſie.

Julius antwortete nicht, ſondern ſah den Grafen mit Aufmerkſamkeit und tiefem Nachdenken an. Er ſchüttelte den Kopf und ſeufzte tief. Ottos Geſicht war ſo tief eingefallen, und bleich, und doch ſo freundlich und milde. Dem Freunde fuhr der peinvolle Gedanke durch das Herz, es ſei ei ne Leiche, die vor ihm ſtehe, die, wie vom Mondenſchein verklärt, zu lächeln wage. Und er bebte zurück vor dem Gedanken, und Otto fragte, was ihn ſo bewege.

Ihr ſeid ſo blaß, ſagte Julius, ſo ſehr blaß.

Nun wohl, erwiederte Otto, das darf ich freilich nicht beſtreiten wollen, doch das verſchwindet ja auch, hoffe ich. Sieh nur, ich hoffe ſchon wieder, und mir war, als hätte ich alle meine Hoffnungen zu Grabe getragen und mich mit. Lächle nicht.

Julius lächelte nicht: es ſtanden ihm die Thränen in den Augen. Möge ich euch recht heiter wiederfinden, ſagte er endlich, und reichte ihm die Hand. Ach! warum iſt mir ſo bang um euch, und gerade heute, da ihr ſo freundlich, ſo gelaſſen ſeid.

Darf ich es vielleicht nicht ſein? — Wohl wahr, ich darf es freilich nicht: doch Gott iſt ja allgütig, und giebt uns mehr, als wir verdienen.

Vierzehntes Kapitel.

Fernando hatte indeß ſeinen Schmerz um Guido's Tod und ſeinen Verdacht gegen Otto nicht ganz beſiegen können. Er theilte den letztern endlich auch Roſalien mit, aber der bloße Gedanke erſchreckte das fromme Mädchen ſo ſehr, daß er nicht ferner mit ihr darüber reden mochte.

Nein, rief ſie mit heftiger Bewegung aus, mein Geliebter iſt kein Mörder. Wenn er es wäre, wär' auch ich verloren!

Sie fühlte in dieſem Augenblicke vielleicht zum erſten Male, daß ſie den Jüngling liebe.

Wohlan! ſagte Fernando, ich will dir meinen fürchterlichen Argwohn nicht einreden; aber prüfen muß ich dieſen Jüngling. Eine leichte Probe nur, für jeden zu beſtehen, der reines Herzens iſt, hab ich für ihn erfunden. Beſteht er ſie, ſo ſei er dein, und ich will mich zwingen, mein widerſtrebendes Gefühl für ihn in Liebe zu verwandeln.

Man hatte dann nicht weiter darüber geſprochen, aber Roſalie war durch das Geſpräch im Innerſten der Seele betrübt worden, und die Tage gingen ihr ſchmerzlich langſam hin.

Sie ſaß in jener Laube, die einſt der Schauplatz der feindlichſten Verwirrung war, und ihr Blick ſchweifte weit umher, als mit einem Male Otto vor ihr ſtand.

Otto, rief ſie mit freudigem Erſtaunen aus, mein guter, theurer Otto, ſeh ich dich endlich wieder? Ach! wie biſt du ſo blaß geworden, und wie iſt dein Auge ſo ſtill und ſanft. Du haſt gewiß viel gelitten.

Viel, antwortete Otto, recht viel litt ich, aber das iſt vorbei, du empfängſt mich ja ſo freundlich und warm, und nimmſt mit deiner Liebe jeden Schmerz von meiner Bruſt hinweg.

Jetzt erſt ſah er, daß ſie ſich in der Laube befanden, die für ihn ſo ſchmerzliche

Erinnerungen wecken mußte. Ach Roſalie, rief er aus, warum haſt du mir das gethan? warum an dieſen Ort mich führen? Unheimlich angſtvoll iſt es hier, die Luft iſt ſchwer, der Boden hart, und ohne Blumen — hier werden keine jemals ſprießen, hier nicht — und die verſchlungenen Zweige über uns rauſchen ſo dumpf, ſo feindlich! Laß uns hinweg, ſchnell hinweggehen aus dieſer Laube.

Gern, lieber Otto, gern, doch erſchrecken mich deine ſeltſamen Worte, und ich fürchte, du biſt noch nicht ganz geneſen.

Sie hatten ſich jetzt auf einer kleinen Anhöhe neben einander niedergeſetzt, wo ſie die Abendſonne anſtrahlte, die ſich immer tiefer ſenkte, und im Verglühen noch die

Wolken umher mit hochrothen Flammen wallte.

Sie ſchwiegen eine geraume Weile, verſunken in den erfreulichen Anblick, endlich fragte Roſalie: Iſt dir nun wieder wohl, Otto?

An deiner Seite, erwiederte der Graf, wie könnte mir anders ſeyn, als wohl, recht innig wohl! vergiß meine trüben Worte, du Liebe! Wenn wenn du mich ſo traulich anſiehſt, mit den milden Augen, dann ſchwindet ja hinweg, dann muß ja ſchnell hinwegfliehen jede ſchmerzliche Empfindung, jede Erinnerung des Leidens. Aber auch nur dann, wenn du bei mir biſt, iſt mir ſo wohl; wenn du fern biſt, ſo treten böſe Gedanken, wie graue Geſtalten zu mir heran, und

und gehen immer näher auf mich zu, und immer näher, und ich kann dann gar nicht entfliehen, und ſie umſtricken mich immer enger und feſter, und das Herz will ſich daran verbluten. Du erſcheinſt, und alles iſt wieder freundlich um mich her, und ruhig und ſanft. Ach! Roſalie, willſt du mich auch nie wieder verlaſſen?

Nein, guter Otto, beruhige dich, ich will ja ſo herzlich dein Glück!

Und liebſt du mich denn auch wirklich? fragte Otto mit der tiefſten Rührung, o gutes Mädchen, täuſche mich, täuſche dich ſelbſt nicht, wenn du mir antworteſt. Es iſt ja die höchſte und größte Frage, die der Menſch nur thun kann. Liebſt du mich wirklich?

Sie ſank ihm mit glühender Wange an die ſchlagende Bruſt, und ſagte ſtill: Ja, Otto, ich liebe dich, aber frage mich nie wieder.

Und ein unendliches Gefühl von Freuden, das nur von Thränen begleitet wurde, ergriff den Jüngling. Ach! ſagte er endlich, ich bin ja zu glücklich, und ich verdiene es nimmer!

Funfzehntes Kapitel.

Jetzt trat Fernando zu ihnen hin, und berührte sanft ihre Häupter. Ich bin Zeuge geweſen von euerm Bunde, ſagte er, und ſegne euch, wenn ihr reines Herzens ſeid, und keine geheime Schuld euer Gewiſſen drückt.

Sein Auge war bei dieſen Worten ruhig und ſtark auf Otto gerichtet, der dem Blicke nicht begegnen konnte.

Wir ſind gute Menſchen, ſagte Roſalie, ſonſt könnten wir ja nicht ſo fröhlich ſeyn, ſonſt könnten wir ja nicht lieben.

Otto erhob ſein Geſicht, und fragte mit einer faſt demüthigen Stimme: darf ich euch Vater nennen?

Du darfſt es, Otto, wenn du meinen Segen annehmen durfteſt. — Nach einigem Stillſchweigen fuhr er weiter fort: wir wollen den ſchönen Tag, den herrlichen Abend feſthalten, und noch heute eure ewige Verbindung feiern.

Otto warf ſich in trunkenem Gefühl an Fernando's Bruſt, aber es war ihm, als ſinke er an einen ſtählernen Harniſch, nicht an einen menſchlich warmen Buſen, und faſt erſchreckt trat er zurück, und blickte in Roſaliens ſanftes Auge, um dort Troſt und Beruhigung wieder zu finden.

So komme denn, Kinder, ſagte Fernando, kommt mit mir in die Grotte, die ich meinem geliebten Guido zum Andenken habe erbauen laſſen.

Otto war blaß geworden, und Roſalie fragte gleichfalls mit einigem Zittern: Warum dort hin? Es iſt ein ſo ſtiller, ſchauerlicher Ort.

Ich liebe ſehr dieſen ſtillen Ort, antwortete Fernando, denn ich liebte ſehr den Freund, deſſen Erinnerung wir dort feiern wollen. Auch er war ſtill und ernſt, mein Guido, nicht paſſend in das laute Gewühl der Menſchen, die ſich ſelbſt und die Betrachtung ihrer ſelbſt ſcheuen. Er genügte und gefiel ſich ſelbſt, wenn er nur den Freunden, die er ſorgſam ausgewählt, genügen und gefallen konnte. Ein Land brachte ihn und mich hervor, aber auch eine gleiche Geſinnung vereinigte unſre Gemüther. Ich habe ihn lieb gehabt, ſehr lieb! ja, ich will es nicht verhehlen, daß ich ihn betrachtete wie meinen Sohn. Und er mußte ſo ſchnell mir entriſſen werden, ſo ohne allen Abſchied — o, hier iſt ein Geheimniß, ein tief ernſtes Geheimniß.

Tief ernſt, wiederholte Otto, und ſein Auge war an den Boden geheftet.

Wenn er gefallen wäre, fuhr Fernando fort, gefallen durch eines Feindes Hand, durch das Schwerdt eines Gegners, den er vielleicht nicht ahndete — o, es könnte dem Mörder niemals wohl gehen.

Niemals, ſagte Otto mit dumpfer Stimme, niemals!

Wie iſt dir? fragte Roſalie mit Beſorgniß, du zitterſt, mein Otto.

Es wird ſich geben, erwiederte er, es wird bald zu Ende ſein.

Sie waren indeß an den Eingang des Waldes gekommen, an deſſen Ende die Grotte lag, die der Erinnerung an Guido geweihet war. Es war ſpäter, dunkler Abend geworden, und man zündete eine Fackel an, die Otto in unſicherer Hand trug. Der Schein der Flamme fiel auf das blaſſe, tief eingefallene Geſicht des Jünglings, und die ſeltſame Beleuchtung gab ihm etwas Fremdartiges oder Unheimliches, welches ſelbſt Roſalien befremdend auffallen mußte. Sie faltete die Hände, als wollte ſie für den Geliebten beten, der keinen Frieden im Gemüth zu haben ſchien.

Stumm gingen ſie jetzt durch die ſtille Nacht des Waldes hin, bis ſie endlich an den Eingang der Grotte gelangten.

[illegible], ſagte Fernando, ent[illegible] über dich, Otto. Hebe die Fackel auf [illegible] Thür, und lies.

Otto erkannte bei dem Schein des Lichtes Guido's Bildniß, unter dem die Worte ſtanden: [illegible] Herzens iſt, der trete ein in die Wohnung des Friedens, und feire das Andenken des Freundes."

Die Fackel ſank ihm aus der Hand, da er dieſe Inſchrift geleſen, Fernando ſagte mit tiefer Stimme: Schuldig! und Otto verhüllte ſein Geſicht mit beiden Händen. Als er es wieder erhob, war er allein, die Fackel verlöſchte auf dem feuchten Boden, und um ihn her war ſtille Nacht, in der kein Stern leuchtete.

Ende.

Latona.

Unterhaltungsſchriften

von

Franz Horn.

Berlin, 1811.
Bei Friedrich Nicolai.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Inhalt.

I. Andeutungen.

II. Erinnerung an L. F. Huber.

III. Notizen und Ergötzlichkeiten aus der Geſchichte und Kritik der Deutſchen Sprache und Poeſie.

IV. Kritiken.

V. Scenen aus einem Trauerſpiel: Iſidor, Graf von Santacaſa.

VI. Etwas über, und aus Jakob Böhme's Leben und Schriften.

VII. Vermiſchte Gedichte.

I.

Andeutungen.

Andeutungen, und wieder Andeutungen! Fragmente und wieder Fragmente! Was werden wir da zu hören bekommen! Ausſprüche über Kunſt, Poeſie, auch wohl gar Katholicismus, in Tönen die aus einer höhern Welt zu kommen ſcheinen, wie die Harmonien einer Aeolsharfe, doch ſchwerlich ein klares Denken in beſtimmten Umriſſen. Da dreht man ſich denn im Kreiſe herum, haſcht tauſend Dinge auf, und hält keines feſt, ſieht dem Ringen mit der Sprache und allenfalls auch dem Siege über dieſelbe zu, und muß dennoch vielleicht auf die Sprache ſchelten hören, daß ſie ſich nicht anpaſſen will dem Gedanken, mit dem ſie doch eines und daſſelbe iſt, indem man doch nicht mehr von ihr verlangen kann, als daß ſie den verlangten Gedanken ausſage. Da wird die Dämmerung geprieſen und das gute Mittagslicht in den — Schatten geſtellt, da wird Geiſt und Phantaſie, Sinn und

Herz zuſammen gebunden wie zu einer Garbe, und mit poetiſchen Phraſen, wie mit Kirmesbändern ausgeputzt. Vielleicht kommt es aber nicht einmal zu dieſer Einheit, oder zu der Anſicht ihrer nothwendigen Trennung und wir vernehmen beides nur hiſtoriſch. Sollen wir denn unſer Zeitalter das der Fragmente und Andeutungen nennen? Wer könnte nicht auch Fragmente ſchreiben? Gedanken, die ſich im Spiegel beſchauen und mit ſich ſelbſt liebäugeln? Hüpfende Punkte von Begriffen? Einfälle, die für einen Mikrokosmus gelten wollen? —

Es iſt nicht unmöglich, daß mancher halb ſcharfſinnige und halb unfreundliche Leſer, indem er dies Buch zur Hand nimmt, ſich noch ſchärferer Ausdrücke bedient, als die ſind, die ich ihm in den Mund gelegt habe. Ich habe dagegen nichts weiter zu ſagen, als daß ich hoffe, das Buch ſelbſt werde, freundlich beſchwichtigend, das polemiſche Verhältniß löſen, worein ſich ein ſolcher Leſer gleich zu Anfange verſetzen möchte. Und ſo ſteht denn auch wohl zu erwarten, daß inſonderheit die guten, gleich von vorn herein freundlichen Leſer, deren es denn doch in dem alten wackern Deutſchland noch eine gute Anzahl giebt, wenigſtens beim Schluſſe des ganzen

Buchs ſich ſelbſt die Fragen befriedigend löſen werden, die ich aus der Seele der nicht ganz befreundeten that.

Frühere Andeutungen, die 1803, 4 und 7 erſchienen, haben manche Freunde gefunden, ſo wie manches öffentliche günſtige Urtheil erfahren, was mir keineswegs gleichgültig iſt, da ich mein Vaterland ſehr hochachte, und auch von dem Publikum durchaus nicht ſo reden mag, als hundert und wieder hundert neuere Schriftſteller gethan haben, die indeß, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, höchſtens die Exponenten, doch nicht den Faktor deſſelben erkannten. So möge denn auch dieſes Werk vertrauend in die befreundete Welt treten und vertrauende Freundlichkeit ihm begegnen, wie ſie bereits einigen Aufſätzen deſſelben zu Theil geworden iſt, als ſie in frühern Jahren in Journalen und Zeitungen zerſtreut erſchienen.

Die Klagen über den Mangel an Witz der meiſten deutſchen Schriftſteller werden nicht ſelten mit einer ſolchen Witzesfülle erhoben, daß man ſchon hieraus einen bedeutenden Troſt ſchöpfen möchte, die Sache müſſe doch ſo ſehr arg nicht ſein. Sollte aber Jemandem dieſer halb ſcherzhafte Troſt nicht genügen, der ſtudire nur die Geſchichte unſrer Literatur, und er wird finden, daß wir allenfalls von unſerm Reichthum fremden Völkern noch abgeben können. Wie aber gewiſſe Bonmots bei den Deutſchen von einer Hand zur andern gehn, wie etwa beim Trinkgelage die Familienpokale, ſo auch jene Klagen, die billig längſt hätten verhallen ſollen, wenn wir auch nur den einzigen Jean Paul Fr. Richter beſäßen.

Der edle Mann iſt nie ſo edel als das edle Weib; dafür aber iſt auch das gemeine Weib gemeiner als der allergemeinſte Mann. — Das iſt freilich wohl ſchon einige Male geſagt; doch ſelten recht erkannt worden.

Es kann ein böſer Zuſtand für den Dichter werden, wenn er es ſich ſtets vorhält, es ſei doch Alles nur Approximation und ſelbſt das Beſte falſch, welches Letztere denn auch Gottlob nicht wahr iſt. Der Dichter ſoll das Beſte zu geben glauben, und glaubt er es nicht, überhaupt aufhören, irgend etwas zu geben.

Der ältere deutſche Dichter, beſonders im ſiebzehnten Jahrhundert, brachte meiſtens zu viel und oft recht ſchweres Gepäck mit zur Poeſie, und der Pegaſus glich oft einem Elephanten oder gar einem Kamel in der Wüſte, wobei man indeß nicht vergeſſen wolle, daß der Elephant ein gar ſehr verſtändiges und ſtattliches Geſchöpf iſt. — Unſre neueſten Dichter treten meiſtens mit ſcheinbarer Leichtigkeit auf, aber es iſt faſt immer nur die Leichtigkeit des durch den Schaum hinaufgeſchnellten Korkes; nicht die des Aethers, der klar iſt und doch tief und geheimnißvoll.

Die meiſten jungen deutſchen Dichter des neunzehnten Jahrhunderts gehen unter in der Allerleiheit, in Formenſchwelgerei oder, was jedoch ſeltner iſt, im Gefühlluxus und fantaſtiſcher Zerreibung. Ein eitleres, gemüthloſeres, unwitzigeres und langweiligeres Volk hat es, ſo weit ich die Geſchichte unſrer Literatur kenne, noch nie gegeben. Wie die Affen ſich gern am Feuer wärmen, aber ſelbſt kein Holz nachlegen können, ſo wärmen ſie ſich an Shakſpear, Göthe, haben aber ſelbſt nicht die kleinſte Ader von produktiver Kraft. Tröſtlich iſt es indeſſen, daß, wenn ſich die Langweiligkeit einige Jahre ling ſelbſt angelächelt hat, ſie zuletzt ſelbſt darüber einſchläft, woraus man denn auch gar leicht erklären kann, daß die Namen mehrerer ſchriftenſtellender Weſen, die in der erſten Hälfte des erſten Jahrzehnts dieſes Jahrhunderts gar oft gehört wurden, in der zweiten Hälfte ſchon ganz verhallt ſind, wenn ſie anders überhaupt einen Hall hatten.

Zwar iſt es ſchon vorhin erwähnt worden, daß hier nur von den meiſten die Rede war, doch ſcheint es gut, dieſes Wort zu wiederholen.

Das Schickſal ſpielt zuweilen die Rolle des Anti-Chriſtus und verwandelt den Wein in Waſſer. Wie ſchwer iſt dann die Zurückverwandlung! Doch die reine Chriſtlichkeit in uns vermag auch das.

Das gefährlichſte Laſter der Jünglinge und Männer iſt die Eitelkeit, denn ſie lebt nur von der Nahrung, die eine fremde Hand ihr bietet. Ich möchte nicht Worte, ich möchte Flammen nehmen, um vor ihr zu warnen, die ſo unſchuldig erſcheint. Der wahrhaft eitle Jüngling — man darf es ausſprechen wie eine mathematiſche Wahrheit, — exiſtirt eigentlich gar nicht in ſich, ſondern preis gegeben einer fremden Welt, die in jedem Augenblicke ihn vernichten kann, lebt er ein mit allerlei Purpurfetzen und Bettlerlumpen behangnes Halbdaſein fort. Seine Freude iſt ein gemaltes Licht, ſein Schmerz eine ſchmutzige Harpye, er liebt nichts, ſelbſt nicht einmal den Rühmenden, ſondern nur den Phosphorus des Lobes ſelbſt, und die Minute, in der ihm derſelbe geboten wird. Selbſt die Liebe zur Poeſie und Religion kann ihn nicht mehr ſtärken, denn er will nicht ſie in ſich, ſondern ſich in ihr.

Die Türken, vor denen in der Litanei Schutz geſucht wird, ſind gefahrloſe Leute, gegen die Eitelkeit gehalten, die billig an ihre Stelle geſetzt werden ſollte. Der Hochmuth kann ſich zum Stolze hinauf arbeiten und ſo zur Demuth werden, die eines iſt mit ächtem Stolz, aber die Eitelkeit iſt ein unreines jammervolles Nichts, das nie zu einem guten Etwas werden kann.

Warum ſchreiben ſelbſt manche unſrer talentvollſten Schriftſteller ſchlecht? Weil ſie beſſer ſchreiben wollen, als gut oder vortrefflich. — „Der Hochmuth iſts, wodurch die Engel fielen.“

Das Gute hat, ſtreng genommen, gar keine Grade, und wem es nicht genügt, der hat es nie gekannt.

Unſre Zeit iſt im Allgemeinen betrachtet, eine recht eigentlich hiſtoriſche Zeit. Da ſie gewiſſermaßen ſelbſt ſchriftſtellert, ſo ſind die meiſten Autoren, die in ihr leben, übel daran.

Freiheit iſt weder bei dem reinſinnlichen, noch bei dem reingöttlichen Menſchen zu finden, ſondern nur bei dem, der in dem Mittelzuſtande lebt. Der Sinnliche hat Willkühr, die ſich in ihren Beſtrebungen in Sklaverei verliert, der Göttliche: Nothwendigkeit, die die Freiheit verſchmäht.

Was haben die Franzoſen der Mignon im Wilhelm Meiſter entgegenzuſetzen? - - - Cherubim im Figaro.

Ich ſetze zu dieſem Fragmente nichts weiter hinzu, als daß ich es wohl mit Schwabacher-

Lettern drucken laſſen möchte, da ich in demſelben eine nicht blos äſthetiſche, ſondern wahrhaft welthiſtoriſche Bedeutung finde.

Der geiſtvolle und gelehrte, jedoch mitunter ein wenig gemütharme Gibbon bemüht ſich bekanntlich, die wunderbar raſche Verbreitung des Chriſtenthums, ohne alle Wunder zu erklären, und giebt inſonderheit fünf Haupturſachen, als entſchieden dahin wirkend an. 1) Die Intoleranz der Chriſten, die als ein von den Juden empfangnes Erbtheil betrachtet wird. 2) Die Lehre von einem zukünftigen Leben, beſtimmter ausgeſprochen, als jemals bei den Heiden geſchehen war. 3) Der Glaube an die wunderthätige Macht der erſten Kirche. 4) Die reine, ſtrenge Moral der Chriſten, (ein gar wohlklingendes Wort, das aber gar bald wieder von Gibbon ſehr tief in Ironie getaucht wird. 5) Die Einigkeit und Kirchenzucht der chriſtlichen Republik. Hinterher kommen noch mehrere Nebengründe, unter denen beſonders der ſich auszeichnet, daß die aufgeklärteſten Römer die neue Secte nur verachtet, ſie keiner Aufmerkſamkeit und mithin auch keiner Verfolgung gewürdigt hätten, wogegen denn doch die Hiſtoals einige recht ſehr erhebliche Einwendungen zu machen haben dürfte.

Vor allen Dingen möchte hier nun wohl die Frage entſtehen, ob nicht nebenbei auch die wunderbare Vortrefflichkeit und das Reingöttliche unſrer Religion ihre Ausbreitung befördert habe. Sodann ſcheint ſich die Bemerkung aufzudrängen, daß es nicht leicht ein größeres und unerfreulicheres Wunder gebe, als die Wunderſcheu, von der eine große Zahl der europäiſchen Schriftſteller des achtzehnten Jahrhunderts beſeſſen war.

Wer an keine Wunder glaube, glaubt auch nicht an ſich ſelbſt, denn das Weſen des Menſchen ruht in ſeinem tiefſten Grunde auf dem Unbegreiflichen, und wehe dem, der es etwa gar dahin gebracht hätte, ſich ſelbſt zu einer vollendet flachen Begreiflichkeit zu werden.

Doch jener Wunderhaß rächt ſich bitterer, als tauſend andre Irrthümer. Man zertritt die Blume, zerreißt die Saiten und ſteht dann ſtaunend da, daß jene nicht mehr duften, dieſe nicht mehr tönen.

Die meiſten deutſchen Dichter könnten, wenigſtens in ihrer Gattung, bedeutend ſein, wenn ſie ſich nur entſchließen möchten, durchaus nichts anderes ſein zu wollen, als gerade — ſie ſelbſt. Doch dahin ſtreben ſie keinesweges ſondern ihre Stimme ſoll ſich anpaſſen den Stimmen der andern, damit man ſie nicht heraushören könne aus dem Literaturconzert: denn ein ſolches möchte als unbeſcheiden misdeutet werden. So gleichen ſie denn auch etwa den Chorſchülern in kleinen Landſtädten, die uniform gekleidet, uniform gebildet, oft uniform langweilig, auf den Straßen daher ſingen. Das Publikum hat ſich daran gewöhnt, aber es liebt ſie nicht, es haßt ſie nicht. Einſt war es anders und beſſer.

Es iſt eine bekannte Sache, daß die Menſchen in der Regel von nichts lieber reden, als von dem, was ſie nicht haben. So iſt z. B. ſeit mehreren Jahren viel von der Myſtik dieſer und jener Schriftſteller, bald mit Lob, bald mit Tadel geſprochen worden, und ein großer Theil des Publikums hat ſich das wirklich einreden laſſen, wobei ein ziemlicher Schreck nicht zu vermeiden war.

Meiner innigſten Ueberzeugung nach, haben wir Deutſche in dem ganzen achtzehnten Jahrhundert auch nicht einen einzigen rein myſtiſchen Autor gehabt; dagegen fanden ſich gar viele, die ein Streben nach Myſtik, zuweilen nicht ohne Kraft und Feuer, verkündeten, wodurch denn aber, begreiflicher Weiſe, die Myſtik ſelbſt verloren gehen mußte, eben weil das Streben ſichtbar war. Andere, beſonders junge unbedeutende Autoren, die doch gar zu gern auch ein wenig in Pontificalibus erſcheinen mochten, ſtimmten mit lauter Stimme in den Chor und ſprachen viel von Myſtik und innerm Licht, wobei der majeſtätiſche Saraſtro-Mantel, in den ſie ſich gehüllt hatten, die blöde Menge allerdings täuſchen mochte.

Unter den neueſten Schriftſtellern nennt man beſonders Werner als Myſtiker, und es iſt deshalb viel breites Gerede zu Tage gefördert. Die muſikaliſchen Anklänge, die Werner zuweilen als Ideen giebt, und das häufige Verhüllen der Gedanken mit etwas Symboliſchem, mochte man vielleicht für Myſtik nehmen. Doch geſetzt auch, wir räumten auch einen Augenblick ein, ſie wäre wirklich in ſeinen Werken vorhanden, ſo hat ſie doch dieſelben nicht durchdrungen. Es iſt eine zahme Myſtik, die nur nebenher geht, und ſtatt im Innern zu ſein, blos in den Propyläen herumirrt.

Ich bin weit entfernt, Werners Talent zu verkennen, ich liebe und achte dieſen Schriftſteller, deſſen wackeres Gemüth für die Zukunft noch ganz andere Werke verheißt, aber ſein Streben nach Myſtik halte ich für einen Irrthum. Doch die Kraft die zu dieſem Irrthum angewandt würde, ſollen wir anerkennen und gern anerkennen.

Das ſechszehnte und ſiebzehnte Jahrhundert ſind die eigentlichen Jahrhunderte der Myſtik. Hier erinnere ich zuerſt an Jakob Böhme, deſſen Name ſeit einiger Zeit zu oft genannt worden iſt, und nicht ſelten auch von denen, die ihn höchſtens aus einem Paar aufgegriffenen Fragmenten kannten. Nächſt ihm nenne ich den ganz vergeſſenen Schwenkfeld, deſſen Werk vom Abendmahl zu den allerſeltenſten Büchern gehört; da ſelbſt der edle Luther daſſelbe haßte, ſo wie nicht minder den Verfaſſer ſelbſt. Nach ihm mögen Scriver, Arndt und der treffliche Spener genannt werden. Mit dieſem letzten iſt die Myſtik in Deutſchland eingeſargt und das Geſpenſt, was auf die häufigen Citationen neuerer Schriftſteller erſchienen iſt, möchten wohl ſchwerlich ein Thomas a Kempis oder eine Gouyon, wenn ſie noch lebten, für einen reinen guten Geiſt anerkennen wollen.

Derjenige, dem es ein Ernſt iſt, die Geſchichte der religiöſen Cultur, beſonders bei den Deutſchen, kennen zu lernen, der leſe Arnolds Kirchen- und Ketzergeſchichte, jedoch nicht ohne ein Körnchen Salz, und er wird reichliche Befriedigung finden.

Man lieſt meiſtens nur um ſich zu erholen, aber die wahre Erholung iſt nicht in der Zerſtreuung, ſondern in der Sammlung des Gemüths. Jede geiſtige Kraft des Menſchen ſoll erregt, aber auch befriedigt werden, und daß dies geſchehe, dahin ſoll der beſſere Schriftſteller ſtreben; denn nur dann wird er hoffen können, daß der gebildete Menſch ſich bei ihm erhole.

Ich kenne nur einen durchaus vollendeten Dichter, es iſt Shakeſpeare; ich kenne nur einen durchaus vollendeten Muſiker, es iſt Mozart. Selbſt dem bloßen äſthetiſchen Rechner ließe ſich darthun, daß im Shakeſpeare Himmel, Erde und Hölle dargeſtellt worden ſind, wie dies derſelbe Fall im Don Giovanni iſt.

Die Muſik iſt die reine Unbegreiflichkeit; denn der Verſtand ſoll ſie nicht zu begreifen vermögen. Man ſoll dem Muſiker nie nachrechnen können, und doch kann dies faſt bei allen mit mehr oder weniger Mühe geſchehen. Selbſt bei dem herrlichen wahrhaft großen Glück möchte dies wenigſtens zuweilen möglich ſein; bei Mozart niemals.

So wie Leſſing in ſeiner Emilie den Prinzen zu dem Maler ſagen läßt, indem er das Bild der Gräfin betrachtet: „Weniger redlich, wäre redlicher,“ ſo könnte man zuweilen auch von manchem ſonſt achtungswerthen Muſiker ſagen: „Weniger gründlich, wäre gründlicher.“ Das Geheimniß der Kunſt ſoll dem Auge nicht faßbar werden, ſondern ſich nur dem geſammelten Gemüthe offenbaren.

Reden können manche Dichter recht wohl, doch nicht ſchweigen. Sie ſprechen alles aus, ſelbſt über das Sprechen wird geſprochen.

Von dem verloren gegangenen Trauerſpiele des Aeſchylus: Niobe, iſt uns die Nachricht übrig geblieben, daß der Dichter ſie in dem ganzen erſten Akt ſchweigend aufführte, und nur dem Chor verſtattete, von ihrem endloſen Schmerz zu reden.

Im Shakeſpeare iſt, trotz der unendlichen Fülle, die ihm zu Gebote ſtand, dennoch dieſelbe Mäßigung.

Es war ein thörichter Irrthum, mit dem man ſich größtentheils in der ſogenannten Sturm- und Drangperiode unſerer Literatur zu tragen pflegte, als könne die *Unordnung* jemals erfreuen. Regelmäßigkeit iſt allerdings nur ein ſubjektives Gefühl, doch das Ebenmaaß hat objektive Wahrheit ſo wohl in der äußern als innern Welt. Ein innerlich klarer und reiner Menſch, verlangt jenes Ebenmaaß auch äußerlich, und (z. B.) ein ordnungsloſes Zimmer, womit thörigte Fratzenhaftigkeit wohl gar groß thun kann, vermag ihm eher, beſonders bei dem Gedanken, daß er darin wohnen ſolle, einen phyſiſchen Ekel abzugewinnen. Unordnung iſt niemals weder ſchön, noch erhaben noch angenehm, noch romantiſch, noch phantaſtiſch, ſondern lediglich ſchlechthin häßlich. Denn in ihr iſt weder Einheit noch Ganzheit, ſondern eine unorganiſch unbehaglich und unbequem zerflatternde ſtaubige Vielheit.

Man hat es den beſſeren neueren Dichtern oft zum Vorwurfe gemacht, daß ihr Leben ſich früher verzehre als das der Alten, und daß ſie auch während ihres kurzen Lebens ſehr häufig mit der Krankheit zu ringen hätten, die den Griechen ſehr ſelten oder nie erfaßt habe. Ich, der ich mich wahrhaft modern fühle und mich deſſen rühme, möchte hiebei bloß fragen: Iſt es nicht oft unendlich leichter ſich geſund zu erhalten als mit Freiheit krank zu ſein? Kannten nicht auch die Alten wenigſtens hiſtoriſch eine „göttliche“ Krankheit? Iſt ſie es nicht, die wir als einen Tribut abtragen an die Naturnothwendigkeit, daß ſie uns verſtatte frei zu ſein? Fühlen wir nicht in ihr, „die Zugluft hinter den Pforten der Ewigkeit her,“ und fühlen wir uns nicht innerlich geſtärkt und geheiligt durch dieſes Anwehen?

Was den früheren Tod der meiſten modernem Dichter betrifft, ſo möchte es wohl ein wenig gemein erſcheinen müſſen, das Leben zu berechnen nach den Tagen des Kalenders, oder mit dem Taufſchein in der Hand.

Es iſt unächtes Pathos, ja ungerecht und albern, den Tod zu verachten, und — wird nicht bei den Griechen und Römern ſo häufig Prunk getrieben mit dieſer verkehrten Anſicht? Nur das Chriſtenthum lehrt uns den Tod als das ſeligſte Gottesgeſchenk betrachten, das mit ſtillem Geiſt und reinem Herzen zu lieben iſt, und von einer Verachtung deſſelben könnte unter uns nur ein kindiſch unreifes Gemüth, das Trotz für Kraft hält, reden.

Die Deutſchen ermunteren ſich ſeit mehreren Jahren, und nicht ohne Aufwand von Beredſamkeit, zu erhabenem Selbſtvertrauen und Stolze, ja mitunter reden manche ſchon mit wahrem Stolze davon, es ſei ihnen gelungen, ſtolz zu werden. Mich dünkt aber, das ſei nicht minder Ausländerei, wenn gleich nicht ſo widerlich als unſere vormalige ſchmählich ſchmiegſame Demüthelei. Laſſet uns den Deutſchen, jenen edlen Stolz wünſchen, der nicht mehr von ſich redet, ſondern gleichſam als könne es gar nicht anders ſein, ſtill und muthig und jedes Fremde gelaſſen vermeidend, handelt.

Wenn jemand erzählte, er habe ein Buch geleſen, in welchem von dem Nutzen der Empfindungen geredet wird, in welchem es von Shakſpear heißt, er ſei wegen ſeiner Zuſammenſtellung des Poſſenhaften und Pathetiſchen, der niedrigſten und erhabenſten Scenen unausſtehlich, in welchem Fiſchart wie ein abgeſchmackter Witzling, Leſſing wie ein halbgeiſtreicher, doch verquerter Kopf, und Klopſtock wegen ſeines häufigen Schwulſtes und der böſen Katachreſen tüchtig in die Schule genommen wird, ſo würde vielleicht hie und da jemand meinen, der ruheloſe, unglückliche Geiſt des ſeligen Profeſſors Gottſched habe von neuem Geſtalt angenommen und ſetze das „Neueſte aus der anmuthigem Gelehrſamkeit" mit friſchem Eifer fort; allein ein ſolcher Jemand würde meines Erachtens dem ſeligen Manne, ſo viele Irrthümer ihm auch während ſeines fleißigen Lebens entwiſchten, gar ſehr Unrecht thun, denn in der That

Hätte G. dergleichen etwas frechen Unverſtand ſich niemals erlaubt, den nur Johann Chriſtoph Adelung zu Tage förderſt konnte, wofür er denn hie und da recht ſehr gelobt worden iſt.

Es giebt Schriftſteller, die eine ſehr bedeutende Celebrität gewonnen haben, ohne daß wir irgend eine Schrift von ihnen beſitzen, die man entſchieden geiſtreich und gehaltvoll nennen dürfte. Es ſind diejenigen, deren feuriger Geiſt und Witz ſich mehr dialogiſch gegen das Leben ſelbſt zukehrt, als monologiſch in Schriften darſtellt. Um nicht ſtets von Deutſchland zu reden, wollen wir hier an den Franzöſiſchen Schriftſteller Düclos erinnern, den faſt Jedermann kennt, ohne daß ſich irgend ein Werk von ihm angeben ließe, das man ein bleibendes nennen dürfte. Nicht bloß der neue Herausgeber der D'ſchen Schriften (Auger) giebt die Mängel derſelben zu, ſondern ſogar D. ſelbſt ſcheint etwas Aehnliches gefühlt zu haben, ob ihn gleich ſein Hochmuth nicht recht in das Klare kommen läßt. Je me crois de l'esprit, ſagt er, et j'en ai la réputation; il me semble que mes ouvrages le prouvent. Ceux qui me connoissent personnellement, prétendent que je suis supérieur à mes ouvrages. L'opinion, qu'on a de moi à cet égard, vient de ce que dans la conversation, j'ai un tour et un style à moi, qui, n'ayant rien de peiné, d'affecté, ni de recherché, est à la fois singulier et naturel. (Vergl. Oeuvres complètes de Duclos, 10 T. Paris 1806.)

Wir können nicht mit Gewißheit beſtimmen, ob Duclos in der That ſo geiſtreich im Leben und in der Converſation war, doch wenn er auch nur von einem großen Theil ſeiner Landsleute dafür gehalten wurde, ſo waren dieſe gutmüthig genug, ſeiner Schriften Mittelmäßigkeit durch die Erinnerung an ſeine Geſpräche ſich gleichſam ſelbſt zu vertuſchen und auf dieſe Weiſe genießbar zu machen.

Nur dem Geiſte kann der Geiſt erſcheinen: nur der Göttlichgeſinnte kann an Gott glauben.

Freilich ſtralt auch die Sonne in das Schlammwaſſer hinein, aber nur der ſtille klare See empfängt ihr Bild rein und wahr.

Wie viele Menſchen heißen gebildet, und wie wenige ſind es würklich! Die Leidenſchaften an Ketten legen, die rohen oder gar gemeinen Triebe ſorgſam verhüten, den Geiſt mit Kenntniſſen von A bis Z bereichern, das alles iſt es nicht, denn dieſes Alles iſt nur ein Vieles, nicht das Eine, Rechte.

Es giebt recht gründlich einſeitige, brauchbare Philologen, die nur ein einziges Mißgeſchick drückt: Der Umſtand nämlich, daß in den alten Klaſſikern auch Ideen liegen, mitunter ſogar recht tiefſinnige Ideen, die die armen Menſchen ſehr quälen können, die nur Worte wollen und wieder Worte, Sylben und wieder Sylben. Wo finden wir Troſt für dieſe Gattung von Sprachkennern? Das gänzliche Läugnen der Ideen iſt bekanntlich mit Schwierigkeiten verbunden, das Ignoriren derſelben, was ſonſt behaglich genug ſein mag, zieht zuweilen ein Ridikül zu, das ſoliden Leuten doch zuwider iſt, das vornehme Herabſehen auf beſagte Ideen, oder das „Zahlen mit Rechenpfennigen" hält auch nur auf kurze Zeit Stich. Wäre es daher nicht rathſam, wenn ſich einmal ein

Dutzend ſolcher Philologen zuſammenthäte, und eine gehörige Anzahl von Büchern in lateiniſcher und griechiſcher Sprache anfertigte, bei denen man ſich vor jeder Idee ſorgfältig hüten müßte, was ihnen ja ſo ſehr ſchwer nicht werden könnte. Welch ein Gefühl würde es für ſie ſein, wenn dieſer Vorſchlag würklich zu Stande käme, mit welcher ungenirten Bequemlichkeit würden ſie in dieſer reinen Fülle von blaßen Worten, und ſchweren Conſtruktionen herumwandeln, und welche ſüße, ſanfte dünne Luft würde ihren geiſtverwandten Nachkommen im Jahre 1910, oder 2910 aus dieſen Werken zuwehen. Es ließe ſich vielleicht gar dahin bringen, daß Plato und andre unbequeme, ideenſchwere Schriftſteller, bei denen der Genuß an ächten, und ſchwierigen Conſtructionen ſo oft durch den tief bedeutenden, philoſophiſchen Inhalt verſalzen wird, noch ganz und gar verdrängt würden.

Wer ſich nicht auf ſich ſelbſt verläßt, kann ſich auch nicht wohl auf Gott verlaſſen: denn Gott kann nur inſofern außer uns gedacht werden, als er auch in uns iſt.

Es giebt einen scheinbar unbedeutenden hiſtoriſchen Umſtand, der uns, wenn wir ihn mit Geiſt und Phantaſie erfaſſen, zu einer richtigen Anſicht oder wenigſtens Ahndung von der antiken und modernen dramatiſchen Poeſie führen kann; der nämlich, daß die Alten ihre Schauſpiele bei Tage aufführen ließen, wir die unſrigen des Abends bei Licht. Licht in Nacht, oder Licht und Nacht zugleich angeſchaut, iſt Romantik; — Plaſtik: Mittagsſonnenhelle.

Jede Wiſſenſchaft iſt ein Unendliches, von dem man etwas nicht zu wiſſen, gar wohl geſtehen darf. Das hochmüthig vage Streben nach Allwiſſenheit iſt entſchieden unwiſſenſchaftlich.

Daß der Schriftſteller Z. den Schriftſteller Y abſchreibt, der wieder den Schriftſteller X vor ſich gehabt hat, dergleichen Klage erhebt ſich ſo oft, daß ſie nach gerade abgeſtanden zu werden anfängt. Am meiſten aber ſchreiben die hiſtoriſchen Autoren ab, da es bekanntlich ſo unbequem iſt, das Studium der Quellen ſelbſt zu übernehmen. Beſonders haben die Meiſten unter ihnen eine ganz beſondere Neigung für mittelmäßige Anekdoten und bequem verſtändliche Ausſprüche, die irgend ein großer Mann gethan haben ſoll, gleichſam um der Nachwelt ſo nebenbei kund zu thun, was es eigentlich für eine Bewandniß mit ihm gehabt habe. So haben z. B. faſt alle Hiſtoriker, die den Prinzen Eugen von Savoyen unter ihre Feder gebracht haben, nicht unterlaſſen können, ihm ein gutmüthiges, wenn auch etwas flaches Dictum über das Verhältniß zu leihen, in welchem er zu den drei Kaiſern geſtanden haben ſoll, denen er diente. Die Sache klingt erträglich; nur Schade, daß ſie nicht wahr iſt.

Im Jahre 1697 ward Eugen Oberfeldherr gegen die Türken, und, den Befehl nicht zu ſchlagen, in der Taſche tragend, ſchlug er die Feinde bei Zeuta. Als der Retter des Reichs nach Wien zurückkam, forderte man ihm den Degen ab, und ein Kriegsgericht ſollte entſcheiden; doch das Volk murrte laut, und Leopold, dem bange ward, ſchickte ihm den Siegerdegen zurück, mit der Bitte, die Feldherrnſtelle wieder zu übernehmen. Eugen forderte von ihm carte blanche, um nicht ferner der Bosheit ſeiner Generale und Miniſter ausgeſetzt zu ſein. Le pauvre Empereur n'osa pas me donner pu-

publiquement ce pleinpouvoir, mais sécretement par un billet signé de sa main; et je voulus bien m'en contenter. Ceci prouve bien la fausseté de ce qu'on m'a fait dire: que de trois Empereurs, que j'avais servi, le premier ait été mon père, le second mon frère, et le troisième mon maître. Plaisante paternité, de me faire couper la tête pour [illegible] autre [illegible] empire. (Cf. Mémoires du Prince Eugène de Savoye, écrits par lui même. Seconde édition. Weimar, 1810.)

So wären wir denn von neuem um eine halbweg ſentimentale Anekdote gekommen, deren Verluſt der flache Hiſtoriker ohne Zweifel bedauern wird. Er iſt gewohnt, von der Größe zu verlangen, ſie ſoll zuweilen Ausſprüche thun, damit es der Alltäglichkeit möglich werde, ihr in die Karten zu ſehen.

Wie im Leben der gediegene Mann entweder ein entſchiedenes Ja, oder ein ruhiges Nein ausſpricht, nicht Halbja, nicht Halbnein, ſo ſei auch der Schriftſteller. Ein billiges Verlangen, und doch wird es ſo ſelten erfüllt: denn wie oft hören wir in Büchern das verlegene Hm, hm! oder das Halblächeln, wie oft ſehen wir das unſichere Achſelzucken, und die Umſchreibung der Worte, die uns im Leben nicht ſelten zu Ohren kommen: Freilich wohl — inſoweit — jedoch — wenn etwa — indeſſen auch auf der andern Seite — es dürfte vielleicht — ich meine — ich glaube zu meinen u. ſ. w.

Es giebt keinen Platz in der Welt, auf dem der edle und thätige Mann nicht nützlich ſein könnte, ich nehme ſelbſt den nicht aus, wo er nur nützlich ſein ſoll, ob wol es dann am ſchwierigſten ſein dürfte.

Wenn wir jetzt die Schriften einiger ſonſt berühmten philoſophirenden und poetiſirenden Autoren Deutſchlands aus der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zur Hand nehmen, und mit unbefangner Ruhe leſen, ja ſogar mit dem herzlichen Wunſche, etwas Bedeutendes und Tiefgedachtes in ihnen zu finden, ſo werden wir uns faſt immer ſchmerzlich getäuſcht ſehen, und eingeſtehen müſſen, daß man ſich damals gar oft ganz keck mit Rechenpfennigen bezahlte, die man denn doch jetzt als baares

Geld auszubieten ſich ſcheuen würde. So oft wir auch Gelegenheit haben, die mannigfaltigen Verkehrtheiten zu belächeln, die unſre innere Literatur ſo reichlich bietet, ſo werden wir doch, wenn wir gerecht ſein wollen, einräumen müſſen, daß die Summe von Kraft, welche im Allgemeinen aufgeboten, ſo wie die Summe von Ideen, welche von den heutigen Schriftſtellern verarbeitet wird, bei weitem größer ſei, als in jenem Zeitalter unſrer Literatur, das von Adelung und andern ihm Gleichgeſinnten das goldene genannt wird, während es billigerweiſe, wenn wir die einzelnen Heroen ausnehmen, die faſt jede Periode aufzuweiſen hat, das zahme Zeitalter, oder die ideenſparende literariſche Geſellſchaft heißen ſollte.

* * *

Wir beſitzen ſo ſehr viele kritiſche Blätter, aber wie ſelten erhalten wir eine gründliche Ueberſicht auch nur von einem Jahr, oder auch nur von einem Zweige unſrer Literatur! Eine einzige kurze aber durchgreifende Schrift: „Die äſthetiſche Literatur der Deutſchen während des erſten Jahrzehnds des neunzehnten Jahrhunderts“ dürfte vielleicht zwei Drittel unſerer nichtpolitiſchen Zeitungen zu nichte machen, wobei es ſich indeß von ſelbſt verſtehe, daß eine ſolche Schrift nicht in dieſem Augenblicke erſcheinen kann.

Mehrere Deutſche Romanſchriftſteller haben von den Engliſchen die fatale Gewohnheit angenommen, die Erziehung des Helden mit beſonderer Weitläuftigkeit aus einander zuſetzen, damit deſſen hinterherfolgende Verliebung und ähnliche große Thaten gehörig motivirt werden. Wollte man conſequent ſein, ſo müßte billig auch die Erziehung des Hofmeiſters geſchildert werden, damit dieſer dann wieder erziehen könnte nach anerzogenen Prinzipien. Auch die Erziehung des Erziehers des Erziehers dürfte eigentlich nicht vergeſſen werden, welches denn freilich in das allerbreiteſte Unendliche hineinginge, weshalb es wol am zweckmäßigten ſein dürfte, dergleichen langweilige Edukationsromane oder pädagogiſche Novellen gar nicht mehr zu ſchreiben. Der ächte Erzieher wird gewiß nicht den Roman zum Vehikel ſeiner pädagogiſchen Ideen machen.

Die Natur gab dir zwei Ohren und nur einen Mund, um dir dadurch anzudeuten, daß du viel hören und wenig reden ſollſt.″ Dieſe vielbelobte Sentenz ſteht in tauſend Büchern; in keinem einzigen aber, wie man es nun bewerkſtelligen ſolle, viel zu hören zu bekommen, wenn alle Menſchen der Andeutung der Natur folgen, und ſich mehr auf das Hören als auf das Reden legen.

Es gehört mit zu den Sünden gegen den heiligen Geiſt, wenn der Dichter zu dichten wagt, während ſein Gemüth noch in ſtille Anſchauung verſunken iſt, ohne noch *ſchaffen* zu wollen, vielweniger *geſtalten* zu können.

Der Menſch, den die Liebe nicht zum Dichter macht, iſt ein gemeiner Menſch. In dieſer Verbindung würde es ſchon hinreichen, das Wort Dichten ſo zu erklären: Eine Sprache haben für das Höchſte in ſich.

Die Geduld wird um ſo ehrwürdiger, je gemeiner das Leiden iſt, das ſie zu erdulden hat.

Wer die Mittelmäßigkeit zum Bürgen ſeines Glücks macht, der iſt nicht einmal werth, auf eine anſtändige Weiſe unglücklich zu ſein.

Man kann mit Sicherheit annehmen, daß faſt jeder Menſch wenigſtens alle Quartal einen — witzigen Einfall habe, ſollte es auch mitunter nur der Witz der Verzweiflung ſein bei dem Abſchluß der Vierteljahrsrechnung. Einen Menſchen, dem während ſeines ganzen Lebens niemals der Blitz eines witzigen oder humoriſtiſchen Einfalls die Seele entzündet hätte, mag ich mir nur höchſt ungern denken, denn in der That thut er dem Gefühle zu weh.

Geiſtig lachen kann nur der, welcher über dem lächerlichen Gegenſtande ſteht, doch darf der Gegenſtand auch wieder nicht zu tief unter ihm ſtehen, wodurch er bedeutungslos würde.

Es iſt ein widerlicher Anblick, wenn der platte Menſch über die Plattheit lacht, oder der von der Gemeinheit befangene, das Gemeine darzuſtellen wagt. Ach, und wie oft haben wir den verhaßten Anblick!

Sind die meiſten Menſchen unbeholfener in der Freude oder im Schmerze? Die erſtere möchten ſie gern mit beiden Fäuſten packen und auf dem Teller haben, um ſie zu zerlegen; der letztere wird ſelten recht ehrlich von ihnen genommen, ſondern nur immer mit ſchwächlicher Halbheit. Er macht ihnen gar bald Langeweile, und ſie laſſen es dann gut ſein.

Nur der bedarf des Troſtes, der jeglichen verſchmähet: wer ſich nach Troſte ſehnt, iſt ſchon getröſtet. Ich freue mich immer, ſo oft ich in einer Todesanzeige leſe: „Nur die Zeit kann meinen gränzenloſen Schmerz lindern,“ weil ich dann mit Sicherheit weiß, er ſei bereits glücklich unter die Füße gebracht worden.

Das höchſte Lob, was ein ächter Proſaiſt einem trefflichen Gedichte beilegt, möchte wol nicht anders lauten, als: Cela est beau comme de la prose, wie es Duclos ohne Scheu ausſprach. So darf man denn einer Frau von Rochefort gar wohl glauben, die, als einſt in einer Pariſer Geſellſchaft von der eignen Art die Rede war, wie ein Jeder ſich die Freuden des Paradieſes denke, zu D. ſagte: Pour vous, D., voici de quoi composer le vôtre: du pain, du vin, du fromage, et la premiere venue.

Die deutſchen Proſaiſten ſprechen das cela est beau etc. auch nicht ſelten aus, und man kann es in gar vielen Recenſionen antreffen, wobei man ſich aber durch einige Kantiſche Redensarten nicht irre machen laſſen muß.

Jeder große Dichter findet einen Widerſacher, der ihm als Gegner nützt. So iſt z. B. Shakeſpears Vortrefflichkeit nicht beſſer in's Licht zu ſetzen, als durch die Antitheſe in Ben Jonſon. — Ohne Goldoni und Chiari hätte der freundliche Gozzi nie geſchrieben.

Die meiſten Menſchen machen ewige Anſtalten zum Leben, und kommen nie dazu; ſie machen nie Anſtalt zum Tode, und kommen gewiß dazu. Doch möchte man faſt hinzuſetzen, es bedürfe ihr Scheinleben des Todes nicht.

Einfach und rührend drückt ſich bei den Alten die Nemeſis aus. Das Tragiſche dieſer Ahnung lag tief in ihrem Herzen, während wir ſie nur mit dem Verſtande aufgreifen, um Trauerſpiele damit zu füllen. Man höre darüber folgende zwei einfache Erzählungen:

Es wurden dem Könige Philippus von Macedonien eines Tages drei glückliche Vorfälle zu gleicher Zeit berichtet: Erſtens, daß man ihm den Preis in den Olympiſchen Spielen zuerkannt habe; zweitens, daß ſein Feldherr Parmenio eine Schlacht gegen die Dardanier gewonnen; endlich daß ihm Olympias einen Sohn geboren habe. Da ſtreckte er die Hände gen Himmel aus, und betete: „O Gott, gib mir doch jetzt auch ein mäßiges Unglück,“ denn er wußte wohl, ſetzt Plutarch hinzu, daß das Schickſal große Glücksfälle der Menſchen haßt und beneidet.

Epaminondas, der treffliche Feldherr der Theber, erſchien ſonſt faſt immer nur heiter und geſchmückt unter ſeinen Mitbürgern, aber am Tage nach ſeinem Siege bei Leuktra ſah man ihn niedergeſchlagen und in einem ſchlechten Aufzuge, der faſt einem Trauergewande glich. Da ihn nun ſeine Freunde fragten, ob ihm etwas Böſes begegnet ſei, ſo erwiederte er: „Das nicht; aber ich merkte geſtern, daß ich größer von mir dachte, als es sich ziemt, daher bestrafe ich heute die Unmäßigkeit meiner Freude.“

Die christliche Religion kennt keine solche im Hintergrunde des Lebens stehende Nemesis, und sie bedarf ihrer auch nicht; denn sie ist überhaupt weniger die Religion des Lebens, als die Religion des Todes. Sie verschmähet jede Freude am Irdischen, wenn sie nicht Beziehung hat auf das Ueberirdische, und ein menschlicher Triumph über eine Erde, die vom Himmel nichts weiß, ist ihr Sünde, ich möchte sagen: die Sünde schlechthin.

Fast alle moralisch-erkälteten Menschen sind leider auch erkältend; und wahrlich dieses jammervolle Frostfieber der Zeit dürfte ansteckender und gefährlicher sein, als die temporären Wallungen der Schwärmerei. Allerdings sind auch die letzten contagiös; aber die Welt hat der Wassereimer und Spritzen genug, um solche Flammen zu löschen.

Es ist ein böser Umstand, der manchem wackern Geschäftsmann begegnet, daß er oft nicht die Zeit hat, sondern die Zeit ihn.

Bei der raſtloſen Thätigkeit von neunzig Hunderteln deutſcher Schriftſteller, die, um es kurz zu ſagen, ihren Grund in Nichts, ihren Durchgang durch Nichts und ihr Ziel im Nichts findet, erinnere ich mich oft an den wackern Demonax, der einſt zwei leeren Schwätzern zurief: „Mich dünkt, ihr Lieben, es melke der Eine von euch einen Bock, und der andere halte ein Sieb darunter.“

Zu ernſthafte Männer werden mitunter recht verdrießlich, wenn ſie es hören müſſen, wie dieſer und jener unreife, gedankenarme Dichter von dieſem und jenem befreundeten unreifen und gedankenarmen Kritiker für rein genialiſch und gemüthlich reich erklärt wird. Auch das Selbſtlob ertönt mitunter, wie der Ruf einer Tuba, in die ein unartiger Kindermund hineinbläſt. Aber, wenn man überhaupt nicht wohlthut mit dem Verdrießlichwerden, ſo iſt es hier beſonders am unrechten Orte angebracht, denn die ganze Sache iſt doch im Grunde mehr ſcherzhaft und alt. So gab es einmal vor alten Zeiten einen rüſtigen Reimer, Namens Vogel, der das sublimi feriam sidera vertice auf folgende Weiſe ausſprach:

Deutſchland hat zwar einen Lutherum,
Aber noch keinen Homerum,
Einen rechtſchaffenen Propheten
Aber noch keinen rechtſchaffenen Poeten:
Doch nun thut Gott erwecken frei
Einen Vogel, der ohne Scheu
Zum teutſchen Poeten gekrönet iſt
Von großen Leuten zu dieſer Friſt.

Die Vorzeit lachte den Dichter mit dem überſeligen Selbſtgefühl ein wenig aus; die heutige Welt nimmt an den Erben, die ſich in ſeinen poetiſchen Lorbeer getheilt haben, eine viel ſchlimmere Rache, indem ſie nicht einmal lacht.

Nektar ſoll man nur trinken; nicht aber ſich in ihm baden wollen. Das fiel ſelbſt keinem der Olympier ein, die ſich doch gewiß auf den Genuß verſtanden.

Der Schmerz, der ſich auch in einer harmoniſchen Bruſt erzeugen kann, dringt doch ewig nur in eine unharmoniſche Welt, deren Anblick ihn eben hervorrief. Darum iſt es ſo ſüß, wenn in der Oper den Ausſpruch des Schmerzes (über die Entzweiung der Idee und deſſen, was ſich als „wirklich" geltend macht) die Muſik begleitet, da es im Leben bekanntlich dem armen Leidtragenden nicht ſo gut wird.

Die höchſte Spitze einer raffinirten Verzweiflung, einer ſolchen, die gleichſam zu ſich ſelbſt gekommen wäre, möchte etwa die ſein: Schon im lebendigſten Leben ſich dem Tode widmen, und ſo von der Hölle aus, den Himmel zu genießen.

Es iſt vor kurzem zu Paris ein Werk erſchienen, das die Aufſchrift hat: De la litérature françoise pendant le dix-huitième siècle, und auch bei deutſchen Leſern ein nicht geringes Intereſſe erwecken wird. Der Verfaſſer beginnt mit einigen allgemeinen Betrachtungen, die ihm nicht ſchwer geworden ſein können, da man das Wichtigſte: „Darſtellung der Idee einer Literatur," vergeblich darin ſucht, rühmt dann, wenn gleich nur im Fluge, jedoch mit der gehörigen verve das Zeitalter des vierzehnten Ludwigs, deſſen literariſcher Schimmer auch ihn blendet, und giebt endlich in dem kraftloſen, ruhmberaubten Alter des Königs den Uebergang zu der neuern Periode der franzöſiſchen Literatur, die ſich unter Philipp von Orleans immer mehr und mehr verfeſtigte und herrſchend machte. Mit Recht werden indeß Fenelon, Boſſuet, d'Agueſſeau und einige wenige andere von dem Wüſtlingshaufen getrennt, der damals ſeine Stimme erhob. Der Verfaſſer zeigt den Verfall der Tragödie, die indeſſen, unſerer Ueberzeugung nach, in Frankreich nie wahrhaftig exiſtirt hat, und bemüht ſich, nur die Komödie zu retten, wobei er jedoch Regnard, le Sage und Dancourt ohne Zweifel zu hoch anſchlägt. Trefflich iſt dagegen das Urtheil über Crebillon, Fontenelle und Lamothe, obwol das, was über Voltaire geſagt worden, den meiſten Beifall finden dürfte, indem man noch immer nicht müde geworden zu ſein ſcheint, den faſt ganz zerſprochenen, glauben- und liebeleeren Mann von neuem zu beſprechen. Mir ſcheint der ganze Voltaire, zerſetzt wie er iſt, zu einer Art von Allegorie geworden zu ſein, deren widerwärtige Bedeutung man billig nach und nach ganz verhüllen ſollte.

Von des Verfaſſers Urtheil über Rouſſeau ſcheint uns Manches bedeutend genug, um mit beſonderem Ruhm ausgezeichnet zu werden. Sans famille, sans amis, sans patrie, errant du pays en pays, de condition en coudition, opprimé par tout l'ensemble d'un monde, où il n'étoit pour rien, R. conçut un esprit de revolte, une fierté intérieure, qui s'exaltèrent jusqu'au delire. La vanité des autres auteurs étoit toute extérieure. La sienne, qui pendant longtems n'avoit reçu aucune jouissance venant du dehors, s'étoit refugiée au plus profond de son ame pour y troubler son bonheur et ne lui jamais donner de relache u. ſ. w. Tout dans la societé blesse de tels caractères, ils ne savent se soumettre à rien, pas même à la force des choses. La necessité non-seulement les afflige, mais les humilie.

Alles dieſes iſt indeſſen nur die Vorrede zu der kurzen energiſchen Schilderung des geſammten Charakters des vielgeprieſenen Mannes. Rousseau, au milieu de sa vie impure, se croyoit le plus vertueux des hommes; il vouloit se présenter au tribunal de Dieu, ses livres à la main, et pensoit qu'on trouveroit dans leurs pages de quoi compenser toutes ses fautes.

Greſſet, Prevoſt, Vauvenarges, d'Alembert, Diderot, Condillac, Dúclos, Mably u. ſ. w. werden hier kurz und zum Theil nicht ohne Glück geſchildert. Wir begnügen uns hier nur das kurze und feine Urtheil über Marivaux im Auszuge mitzutheilen: Observateur minitieux du coeur humain, il s'étoit fait une étude particulière de reconnaitre les plus petits motifs de nos sentimens et de nos déterminations. C'étoit là son talent, et on ne peut disconvenir de la verité de ses observations, mais il ne faut pas se laisser abuser par ce genre de mérite, et l'on doit remarquer, qu'en faisant parade, on en diminue l'effet. M. ne nous donne pas le resultat de son observation, mais l'acte même de l'observation. — Une scène de Moliere est une représentation de la nature; une scène de Marivaux est un commentaire sur la nature. (Und über welche Natur!) Avec une telle manière de proceder il ne reste plus que peu de place pour l'action et pour le sentiment. Il a attaché tant d'importance à expliquer les causes, que le résultat demeure sans effet.

Es könnten hier noch manche andere nicht minder treffende Urtheile über einzelne Franzöſiſiſche Schriftſteller (z. B. Beaumarchais) angeführt werden, wenn nicht des Raumes zu schonen wäre. Auch läßt ſich erwarten, daß dieſes Werk, um ſeines innern Werthes willen, bereits in den Händen vieler Deutſchen Leſer ſich befinden werde. Es iſt gar ſelten, daß ein neuerer Franzöſiſcher Aeſthetiker neue Anſichten und Urtheile erſchwingt, indem die alte Elle, mit der bereits ſeit etwa hundert und funfzig Jahren gemeſſen wurde, noch immer unzerbrochen, ja heilig gehalten, vor ihm liegt, und es nicht leicht verziehen wird, wenn Jemand einen neuen Maaßſtab mitbringt. Doch, wie vorſichtig, ja ſogar wie ſcheu und furchtſam legt ihn unſer Verfaſſer oftmals an, und manche in ihrer alten Vergöttertheit gleichſam ſchon petrificirte Schriftſteller wagt er gar nicht mit demſelben zu berühren. Thäte er das mit Muth und Kraft, ſie würden größtentheils in morſche Trümmer zuſammenſtürzen, wie ſie ſchon längſt für uns Deutſche zuſammengeſtürzt ſind.

Ueberhaupt, dünkt uns, iſt die Franzöſiſche Sprache nicht wohl geeignet für die höhere Kritik, was ſich am beſten ergeben würde, wenn einmal Jemand verſuchte, ein bedeutendes Werk dieſer Art, z. B. Schillers Briefe über die äſthetiſche Erziehung, oder deſſen Aufſatz über naive und ſentimentale Dichtung, in jene Sprache zu übertragen. Wie muß nicht zuweilen der edle Ch. Villers mit ihr ringen, daß ſie ihm Worte leihe für die tieferen Gedanken in ſeiner Bruſt, und wie manches Mal mag es ſich ereignen, daß ſie ihm keine genügende beut.

Wir Deutſchen haben noch kein Buch, das den Titel führte: „Deutſchlands Literatur während des achtzehnten Jahrhunderts.“ Der aufgeſpeicherten Materialien dazu, giebt es die Fülle; doch, wie geſagt, das Buch fehlt noch. Nur ſei es Deutſchlands werth.

„Hier iſt der Bogen und hier iſt zu dem
Ringen der Platz.“

Der allerunglücklichſte Geiſt, der vielleicht je auf Erden erſchienen, war, wie mich dünkt, der eines Hofmeiſters am Collegio Carolino zu Braunſchweig aus den vierziger Jahren des verfloſſenen Jahrhunderts. Man hatte es dem Manne, deſſen Namen mir leider entfallen iſt, während ſeines Lebens mit gutem Rechte nachrühmen dürfen, daß er ſich mit poetiſchen Dingen und anderen Ueberſchwenglichkeiten keinesweges befaßt habe, ſondern ſtets an einem guam regelrechten proſaiſchen Geländer auf und nieder gewandelt ſei. Und dieſer treffliche Mann konnte nach ſeinem Tode keine Ruhe im Grabe finden. Er erſchien faſt alle Nächte ſeinem Nachfolger im Amte, und mit ſehr bedenklichen trüben Mienen gab er demſelben zu verſtehn, daß er eine Bitte an ihn habe, von der ſeine ganze Seligkeit abhänge. Leider aber fehlte dem Geiſte das Talent der Sprache und der mimiſchen Darſtellung ſo ganz und gar, daß der Succeſſor, der bei den nächtlichen Störungen ſichtlich vom Fleiſche fiel, durchaus nicht errathen konnte, wie dem gequälten Schatten zu helfen ſei. Endlich, nach halbjährigen fruchtloſen Bemühungen ſich verſtändlich zu machen, erſchien der Geiſt — kaum wage ich es zu ſchreiben — mit einer geiſtig gebildeten doch vollkommen ſichtbaren krummen Tabakspfeife im Munde. Da ging dem Manne im Bette endlich ein Licht auf und er fragte zweckdienlich: Haben Sie etwa Tabaksſchulden? der Geiſt nickte zu wiederholten malen, und der Nachfolger eilte mit Tagesanbruch zu ſämmtlichen Tabakshändlern, mit denen der Verſtorbene in Verbindung geſtanden. Wirklich fand ſich bei einem derſelben noch eine ungetilgte

Schuld von 7 Gr. 3 Pf., die der Creditor ſelbſt vergeſſen hatte. Die Summe wurde ſchnell bezahlt, der Geiſt erſchien in der nächſten Woche noch einmal, um ſich zu bedanken, verſchwand mit lichtem Glanze, und ging dann ein zu der wohl verdienten ewigen Ruhe.

Wie kommt dieſe Erzählung in die Andeutungen! Ich brauche, hoffe ich, nur dieſe Frage niederzuſchreiben, um der Antwort überhoben zu ſein, die jene ſchon in ſich trägt.

Kein künſtleriſcher Streit unter den Modernen ſcheint älter zu ſein, als der um den Preis der reinſten Geſangſtimme. Wir finden erzählt, daß bereits vor mehr als tauſend Jahren, am Oſterfeſt 787, unter den Römiſchen und Fränkiſchen Sängern, ſich ein Streit erhob, wer es von ihnen in der Meiſterſchaft der Töne am weiteſten gebracht habe. Da man nicht in Güte ſich vereinigen konnte, ſo ward die Entſcheidung Karl dem Großen übertragen, der ſich gerade damals zu Rom aufhielt. Karl entſchied für die Römer, deren Kunſtfertigkeit er mit dem lebendigen Quell verglich, während den Franken nur die Bäche zuerkannt wurden, die um ſo unlauterer ſtrömten, je weiter ſie vom Quelle ab ſich befänden. Gehet deshalb, ſo endete er, ſich gegen die Franken wendend, zur Quelle des heiligen Gregor zurück, weil ihr den Kirchengeſang ohne Widerrede verdorben habt. Man machte damals den Deutſchen ſehr ſeltſame Vorwürfe im Betreff des Geſanges; ſie brächen den Ton in der Gurgel, redeten vor Stolz aus der Kehle, und vermögten ſchwebende, welche, trennbare und anſtoßende Laute (voces tremulae, vinnulae, secabiles, collisibiles) nicht auszuſprechen. „Dieſe ſüße Geſangweiſe,“ ſagt Johann der Diakon von den Germanen und Gallen, haben ſie vor allen zu lernen ſich abgemüht, aber aus Leichtſinn, indem ſie ihre Eigenheiten mit dem Gregorianiſchen Geſange vermiſcht, dann auch wegen angeborner Wildheit, nicht rein erhalten können. Nämlich, groß an Leib wie Berge, donnert auch ihre Stimme hochbrauſend daher, kann alſo nicht in ſüßem Geſange ertönen; und wenn die barbariſche Rohheit ihrer durſtigen Kehle den Geſang durch Uebergänge und Nachhall zu verſchleifen bemüht iſt, ſo ſtößt ſie die harten Töne mit ganz eigenem Gepraſſel heraus, faſt wie ein Laſtwagen, der über Steine raſſelt, ſo daß Ohr und Gefühl, ſtatt ſanft bewegt, erſchreckt und erſchüttert werden.“ (S. Leben Kaiſer Karls des Großen, Tübingen 1810, ein Werk, deſſen Werth noch erfreulicher anerkannt werden dürfte, wenn nicht der unfreie, einem bekannten, gar ſehr gelehrten deutſchen Hiſtoriker nachgebildete Styl ſtörend auffiele.)

Wie hat ſich dies alles verändert! Es iſt kein Zweifel, daß der Geſang jetzt mehr bei den Deutſchen blühet als bei den Römern, und es wäre ſeltſam, die letzteren jetzt noch als die Quelle betrachten zu wollen. Den Ton in der Gurgel zu brechen, oder vor Stolz etwas zu thun, und wär es auch nur aus der Kehle zu reden, fällt den meiſten Deutſchen in der That nicht mehr ein, ſo wie es ihnen ſelbſt ein Feind nachſagen müßte, daß ſie ſich auf ſchwebende, weiche und trennbare Worte gar wohl verſtehen, und eben deshalb alle anſtoßende und anſtößige ſorgfältig vermeiden. Die angeborne Wildheit iſt nur noch in einigen Rittergeſchichten vorhanden, die indeß nicht mehr geleſen werden, von der Bergesgröße der Leiber iſt nichts Sonderliches mehr zu ſpüren, ſo wie die hochbrauſende Stimme, wie ſie meiſtens nur in den vier Wänden ſich vernehmen läßt, nichts Gefährliches mehr, ſondern oft etwas recht Komiſches hat. Von der durſtigen Kehle trägt man billig Bedenken, heutzutage noch zu reden, doch drängt ſich das Geprаſſel der über Steine rollenden Laſtwagen noch oft genug in den Hexametern der angehenden und halbausgedienten Poeten auf.

Einen Philoſophen für die Welt hätten wir bekanntlich, wider die Welt ſind auch ſchon genug vorhanden; leider iſt aber noch von Niemandem die Welt für den Philoſophen aufgefunden worden.

Eine Philoſophie des Todes, ſo wie eine für den Himmel dürfte indeſſen ein Weltphiloſoph nicht ſchreiben, ſondern ein ſolcher, „dem die Zeit iſt wie Ewigkeit, und die Ewigkeit wie Zeit, und der ſich auf dieſe Weiſe befreit hat von allem Streit.“

Es kann ſchwerlich etwas Seichteres gedacht werden, als der Fragmentenhaß, mit dem einige Kritiker ordentlich ſtolz thun, und der, mit Gründlichkeit ſich brüſtend, ſelten mehr iſt als Liebe zur Breite. Das ächte Fragment iſt ein Epigramm, im alten Sinne des Worts, eine kleine, vollſtändige Welt, die zu einer großen aufzublaſen eben ſo leicht als unzweckmäßig wäre. Seneka, den unter hundert Philologen vielleicht kaum dreißig recht geleſen haben, Chamfort, von dem auch oft ein mechaniſches Gerede geht, ohne daß er gekannt iſt, und einige Deutſche haben Fragmente geliefert, wie ſie ſo eben beſchrieben ſind.

Was iſt es, das die Welt ehrt? Das in die ſinnlichen Augen fallende. Wer die Erde ausmeſſen kann, gilt mehr als wer den Himmel in ſich trägt, und eine Reiſe um die Welt zieht man bei weitem einer wiſſenſchaftlichen Welt vor, oder einer Welt voll Ideen. Auf die Ideenwelt vollends iſt man ſchon ſeit langer Zeit ſchlecht zu ſprechen.

Der Halbſcharfſinn der Meiſten beſteht in nichts anderm, als dem Talent, auf eine ziemlich plauſible Weiſe „Nein“ oder „Vielleicht“

zu ſagen. Da iſt nichts Poſitives, nichts, woran man ſich halten oder auch nur etwas anknüpfen könnte. Wie kann es aber auch anders ſein, da ihr Leben ſelbſt nur eine halbe Negation oder ein Vielleicht zu nennen iſt.

Niemand wird ſich auf den Markt ſtellen, um dort öffentlich zu weinen; indem für ein ſolches Geſchäft die einſame Kammer billig als der ſchicklichſte Ort betrachtet werden möchte. Nur einige unſrer Politiker machen davon eine Ausnahme, indem ſie ihre Thränen zu Papier bringen und in die Druckerei ſenden, ſo wie andre ihr Lächeln, Lachen oder Jauchzen, was mit unter nicht weniger niedrig ausfallen ſoll als jene Thränen.

Man ſoll nicht in der Nacht die ewige Säule ſuchen, an der man ſich halten kann, ſondern man ſoll ſie bei Tage gefunden haben, um in der Dämmerung an ihr ruhen zu können. Der Krieger würde mit Recht verlacht und höhnend zu Boden geſtreckt werden, der erſt während des Kampfs ſich die Waffen ſchmieden wollte.

---

*) Voltaire ſagt von der Oper, ſie ſei ein Schauſpiel:

> Ou les beaux vers, la danse, la musique,
> L'art de tromper les yeux par des couleurs,
> L'art plus heureux de seduire les coeurs,
> De cent plaisirs font un plaisir unique.

Verſchiedene unſrer Lehrbücher der Aeſthetik, aus denen der Lehrling höchſtens nur das lernen kann, daß wir überhaupt faſt alles, was zur Kritik der ſchönen Künſte gehört, nur durch uns ſelbſt lernen können, verſchiedene unſrer Theorien der ſchönen Wiſſenſchaften, denen nur die Kleinigkeit abgeht, daß ſie nicht ahnden, was Theorie, ſchön, und Wiſſenſchaft ſein dürfte, haben dieſe Worte als eine ſehr gute Beſchreibung der Oper gerühmt, da ſie doch in der That etwas ganz Alltägliches enthalten, das man weit näher haben kann als bei Voltaire. Schöne Verſe (was man gewöhnlich ſo nennt, wo wie billig nie eine Sylbe zu viel noch zu wenig iſt, wo, wie nicht minder billig, männliche und weibliche Reime mit einander wechſeln und das Ganze erträglich in die Ohren fällt,

---

*) Dieß Fragment iſt vom Jahre 1801.

u. ſ. w.) Tanz, Muſik, die Kunſt die Augen durch Farben zu täuſchen — alles das kann da ſein, ohne daß das Herz nur im Mindeſten ſeduirt wurde. (Man erlaube mir den unangenehmen Ausdruck, der indeß bei V. höchſt charakteriſtiſch iſt.) Man nehme z. B. Marmontels Dido an, die auch in Deutſchland nicht ganz unbekannt iſt. Hier ſind die Verſe allerdings gefeilt genug, um von jenen Kunſtrichtern für ſchön erklärt zu werden, hier iſt Tanz, aber leider nur das was man gewöhnlich Tanz nennt, zierlich hüpfende Bewegung von einem misverſtandenen Begriff des Takts geordnet; aber ohne Deutung, ohne Allegorie, ohne eins zu ſein mit dem Ganzen. Es iſt als habe M. nichts weiter dabei gedacht als: Da Voltaire meint, es ſei gut, wenn in der Oper getanzt werde, ſo kann man ihm immerhin dieſen Gefallen erzeigen, die Königinn will amüſirt ſein, darum tanzen ihre Damen. Hier ſind die Farben nicht geſpart um die Augen zu täuſchen, hier ſind die ſogenannten Einheiten mit hypochondriſcher Sorgfalt beobachtet worden, kurz, hier iſt alles was gewöhnliche Kritik von dem Opern- und Schauſpieldichter verlangt, und doch iſt dieſe Dido ein unſäglich langweiliges, durch eine wahrhaft zähe Regelmäßigkeit bis in's innere Mark hinein erkältetes Ding, dem ſelbſt Piccini's herrliche Muſik nicht recht aufhelfen konnte.

Ich erſuche die Leſer, denen etwa Marmontels Namen noch immer bedeutend genug ſein ſollte, um dieſes Urtheil bizarr zu finden, ſelbſt einen genauen, vorurtheilsfreien Blick auf dieſes Werk zu richten, und ich bin überzeugt, daß ſie ohne viele Mühe entdecken werden, was hier ſo offen daliegt: Marmontels Unpoeſie und Armuth. Da iſt auch nicht ein Zug, der ein Lächeln — (es müßte denn über den Autor ſein) — nicht ein Zug, der nur das ganz alltägliche Gefühl des Mitleidens — (auch hier müßte ſonſt obige Parentheſe gelten) — viel weniger irgend eine bedeutende Regung hervorzubringen vermöchte. Ueberall nur eine unbeſchreibliche Leere, welke Koſtbarkeit, und traurige Dürre; ein ängſtliches Umherſchauen nach Beifall, den er ſich durch ſeine Kenntniß des gewöhnlichen Tons erwerben möchte. An Charakteriſtik iſt nicht zu denken. Dieſer Aeneas, wer iſt er? Ein bornirter Schulknabe, der ſich an Sentenzen labt, da ihm Kraft fehlt zum Handeln. — Selbſt als grobe Perſifflage des

Virgiliſchen Aeneas nicht gut genug. Dieſe Dido eine pretiöſe Virago, aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, die mit einer ſo ungraziöſen Grazie ihre Verführungskünſte anwendet, daß man jenem armen Trojaner wohl Glück wünſchen möchte zu ſeiner Flucht. — Dieſer Jarbes, eine gemeine Vogelſcheuche mit allerlei Plunder von Bösartigkeit umhangen. Dazu nehme man nun noch das heilloſe Geklingel mit den abgepeitſchten Gemeinſprüchen von Herzen, die, ſo Gott will, zerriſſen ſind, von Schmerzen die ſehr tief gehen, von Verzweiflung, Liebe, Reizen, und was dergleichen falſche Münzen mehr ſind, die hier mit widrigem Geklapper an einander ſchlagen. Das einzige wahrhaft Lächerliche iſt der Schatten des Anchiſes, aber er kommt zu ſpät, um die unintereſſante, lauliche Ernſthaftigkeit, die vorherging, wieder gut zu machen *).

---

*) Man würde dieſe und einige ihr ähnliche Andeutungen ſehr irrig beurtheilen, wenn man ihnen eine bloß polemiſche Tendenz (was man gewöhnlich darunter verſteht) zuſchreiben wollte. „Für Entdeckung der Wahrheit,“ ſagt einer unſrer bedeutendſten Philoſophen, „iſt die Beſtreitung der entgegengeſetzten Irrthümer von keinem beträchtlichen

Betrachten wir noch einmal jene Voltairiſchen Zeilen, die an ſich eben nicht ſonderlich merkwürdig ſind, ſo werden ſie doch dadurch ein gewiſſes, freilich nicht angenehmes Intereſſe gewinnen, daß in ihnen ganz und gar die Weiſe zu erblicken iſt, nach welcher die gewöhnliche Kritik äſthetiſirt. Sie betrachtet die Kunſt, auch

---

Gewinn. Iſt nur einmal die Wahrheit von ihrem eigenthümlichen Grundſatze durch richtige Folgerungen abgeleitet, ſo muß alles, was derſelben widerſtreitet, falſch ſein, u. ſ. w. — aber die Aufführung entgegengeſetzter Meinungen —" (beſonders — möcht ich in dieſer Beziehung hier noch hinzuſetzen — wenn ſich eine ſolche Meinung gleichſam verkörpert hat, und für ein Kunſtwerk gelten will) „— iſt von großem Gewinn für die deutliche und klare Darſtellung der gefundenen Wahrheit. Durch Vergleichung der Wahrheit mit den Irrthümern wird man genöthigt, beſſer auf die unterſcheidenden Merkmale beider aufzumerken, und ſie ſich mit ſchärferer Beſtimmtheit und Klarheit zu denken." — (S. Varleſungen über die Beſtimmung des Gelehrten, Jena nnd Leipzig 1794, S. 101, 2.). Je gefeierter die Namen ſind, die einem ſolchen Irrthum zur Stütze dienen, deſto eher, lebhafter und kräftiger muß er angegriffen werden. — Das Schöne ſoll ſchlechthin ſein, das Häßliche nicht ſein; mithin iſt die wahre Polemik deducirt worden, die oft ſehr wohl daran thut; zu ihren Waffen Scherz und Spott zu nehmen.

bei dem beſten Willen es nicht zu thun, doch immer wie eine feinere Arbeit, und giebt menſchenfreundlich genug, die bequemſte Methode an, nach welcher gearbeitet werden ſoll, ſie zählt die Stücke auf, aus denen das Ganze verſchmolzen werden ſoll, ohne zu bedenken, daß ein ächtes Kunſtwerk gleich bei ſeiner Geburt als ganz erſcheint, und daß bei der Produktion deſſelben an kein Zuſammenleimen jener einzelnen Theile zu denken iſt. Es iſt in einer ſolchen Kritik eine bloß reflektirende Thätigkeit, die die Glieder eines organiſchen Ganzen auseinander wirft, um ſie ſucceſſiv in Augenſchein zu nehmen; da es hingegen in dem Charakter der intellektuellen Anſchauung, von der allein die wahre Philoſophie ausgehen kann, liegt und liegen muß, gerade weil ſie der reflektirenden entgegen ſteht, daß ihr die Kunſt als einig und in ſich vollendet erſcheint. Es iſt kein Uebergang da vom Endlichen zum Unendlichen, als durch eine göttliche Begeiſterung, welche erklären zu wollen, ein Frevel wäre, der in ſich ſelbſt zerfiele. Es giebt kein Mittel um zu den Anſchauungen im gelobten Lande der Kunſt zu gelangen und dieſe in Wort und Ton, in Bild und Farbe darzuſtellen, es iſt ein Geſchenk des

Glückes, ſo wie die Freude, von der Schiller ſagt, daß nur ein Gott ſie auf ſterbliche Wangen rufe, ſo wie kein beglückter (Künſtler) zu ſehen ſei, wo kein Wunder geſchieht.

Sollte ich ein wenig aus dem Texte gekommen ſein, ſo wird es doch nicht ſchwer werden wieder einzulenken, indem ich wiederhohle, daß es nichts geſagt ſei, wenn es heißt: Um ein Kunſtwerk (hier: Oper) zu Stande zu bringen, nimm A, B, C, D u. ſ. w., denn dieſe Punkte ſind gleichſam nur mathematiſche. Und (wenn es verſtattet iſt, dies Fragment mit einer neugedeuteten Allegorie zu ſchließen): die Schlange der Ewigkeit, die ſich in den Schwanz beißt, iſt ein ſehr unvollkommnes, unpaſſendes Bild, ſo lange wir noch an den Kopf denken, der zu jenem hinſtrebt, um ihn zu erfaſſen.

Auch manche gute Polemiker vergeſſen oft zweierlei: 1) das alte Wort, daß man nicht Kanonen richten dürfe gegen eine Fliege, 2) daß man wol aus Kieſeln Funken ſchlagen kann, nicht aber aus morſchem Holz. An gewöhnliche Schriftſteller ſollte höchſtens nur ein Scherz, oder eine Anmerkung gewandt werden, die ja ohneihm mit kleinen Lettern gedruckt wird. Das Ausführliche iſt vom Uebel, ſo geiſtreich, witzig und treffend es auch ſein mag.

Man ſoll ſich entweder zu leben oder zu ſterben entſchließen, nicht aber halb leben und halb ſterben. Das klingt ſehr einfach, aber das Zwiefache iſt hier eben das Unrechte.

Wir leben in keiner reich poetiſchen Zeit. Bei der Mehrheit unſerer neuerer Dichter hat ſich die Kraft lediglich in den Kopf, oft nur in eine Seite des Kopfs, oft ſogar nur in die Zunge zurück gezogen. Seitdem daß vom Gemüth am meiſten die Rede iſt, iſt in der That und Wahrheit wenig davon zu ſpüren. Man läßt die Deutſchheit und die Religion wie eine farbige Fahne zum Fenſter hinaus flattern, man bekämpft ſich mit Worten, nicht mit Werken, das eine Auge iſt gerichtet auf die Theorie, das andere auf die Polemik, und ſo geht über dem Kampfe mit der Gemeinheit der Sieg verloren. Wohl iſt die Polemik gar ſehr zu achten, ja wir müſſen ſie als Wiſſenſchaft anerkennen, nur ſollte jene Mehrheit, ich meine die äſthetiſchen Eunuchen ſich nicht damit befaſſen, alle jene, die ewig nur in einem poetiſchen Optativ leben; ach, und oft in welchem! Es begegnen uns oft, wie in Shakſpear's Heinrichen, halbpoetiſche Piſtols, die mit alten Fetzen, die von neuem zerſetzt werden, um ſich werfen, erſchrecken aber wohl niemanden damit, als höchſtens die Quickly, die ihnen dann auch wohl zuruft: „Das ſind harte Worte Herr Fähndrich." Andere ſind des ganzen Spektakels, wie ſie es in früherer Zeit trieben, ſchon müde geworden, und es entfällt ihnen mit unter das alte böſe Wort: „Ich wollt', es wäre Schlafenszeit, und alles wäre vorbei." Andere ſind völlig verſchüchtert, innerlich erkältet und gleichſam morſch geworden, und glauben an gar keine Poeſie mehr. Andere, die ſich vor dergleichen noch bewahren wollen, legen ſich von neuem auf die ſonſt ſo oft mit Recht getadelte, ekel weichliche Gefühlszerfloſſenheit, oder ſie tauchen ihre Werke in eine gewiſſe, ich möchte ſagen: pechartig flammende Höllenromantik. Andere werden lediglich durch Gemüthskälte zur Kritik hingezogen; aber auf dem Standpunkte des Nichtſtehens erzeugt ſich nur das Nichtſtehende. Man könnte ſich verſucht fühlen, in Vergleich mit manchem unſerer jetzigen äſthetiſchen Sprecher, ſelbſt Gottſched, Schwabe, Triller, und ähnliche irrende Kritiker der Vergangenheit, für wahre Heroen zu halten. Ihr Irrthum war doch wenigſtens ein ganzer, ächter Irrthum, und iſt als ſolcher höchſt lehrreich; jene irren im Irren und verwelken nicht, ſondern ſind gleich von vorn herein welk.

Man laſſe mich es noch einmal wiederholen, daß ich nur von der Mehrheit rede, und daß, wenn uns ſchon die Idee beruhigen ſoll von dem ewig nothwendigen Fortſchreiten der äſthetiſchen Cultur, auch einzelne gar herrliche, höchſt erfreuliche neuere Erſcheinungen jener Idee vollkommen zuſagen.

Die Lieblingsidee ſchlechter aber berühmter Romanſchreiber iſt der rohe Gegenſatz der Kunſt und Natur. Die erſtere erſcheint bei ihnen als eine gar gefährliche Sache. Sie liebt Wein und Kaffee, und giebt dafür viel Geld aus, das nützlicher anzuwenden wäre. Sie vernachläſſigt Frau und Kinder, oder wenn ſie noch unverheirathet iſt, giebt ſie ſich gar mit der Koketterie ab, und ſucht junge unſchuldige Landedelleute zu verführen. Hübſch iſt ſie noch ſo ziemlich, aber ſie wird vor der Zeit alt, bekommt Gewiſſensbiſſe, und muß zuweilen gar zuletzt noch von Haus zu Haus betteln gehn. Mit der Natur iſt es eine ganz andere Sache. Sie kleidet ſich in wohlfeile Leinwand oder Kattun, oder wenn ſie männlich dargeſtellt wird, in Flaus oder in ein grünes Jägerhabit; ſie trinkt gute Milch, ißt Feldfrüchte, und erlaubt ſich höchſtens zur Erhohlung ein wenig Rauchtaback. Ihr Gang iſt ein wenig ſchwer, doch tritt ſie um deshalb, wenn es ſein muß, deſto gewaltiger auf, und kann mitunter gar ein wenig grob ſein, was indeß die Kunſt recht wohl verdient, da dieſer bekanntlich nicht zu trauen iſt. Am Ende ſiegt ſie völlig, kauft ſich ein Bauerngut, heirathet vergnügt, und wird nach und nach noch viel natürlicher als die Natur ſelber.

Nur der Wachende kann Träume erzählen, nicht der Träumer: eben ſo wenig der, der nur zu träumen träumt.

Amors Fackel iſt eine gemeine Pechfackel, wenn ſie ſich nicht an der Poeſie entzündet; ſo wie die Freundſchaft eine ſchlechte Oellampe, wenn ſie nicht von der Wiſſenſchaftlichkeit erzeugt worden iſt.

Die Wiſſenſchaft veredelt und verſchönt alles, ſelbſt das Edle und Schöne. Ohne wiſſenſchaftlichen und äſthetiſchen Sinn kann ſelbſt das ſinnliche Auge nur Einzelnes ſehen, und der Mund kann weder gut reden, noch gut küſſen.

Eine fremde Literatur ſollte uns nur ſo gefallen, wie, nach Iſocrates, dem gebildeten Fremden Athen zu gefallen pflegte, d. h. wie ein in mancher Hinſicht anziehendes Frauenzimmer, dem man recht ſehr gern ſeine Aufwartung mache, das man aber zu heirathen durchaus nicht Luſt habe. Heirathen ſollte der Deutſche, doch nur das Deutſche.

Bekanntlich hat die Mehrheit unſerer jüngeren äſthetiſchen Schriftſteller eine gute Anzahl von ſchönen Worten, die in der Noth aushelfen ſollen. Aber ſie helfen nicht mehr aus, denn ſie werden nach gerade völlig ton- und farblos, beſonders die Wörter „Ton“ und „Farbe“ ſelbſt. Könnte man nicht etwa eine billige Sportelntaxe für dieſe und ähnliche Wörter beſtimmen, die in den beiden Büchermeſſen gehoben wurde? Pitt's Pudertaxe würde die vorgeſchlagene entſchuldigen; denn was ſind jene Worte mehr als Puderſtaub, der noch dazu ſo oft für Blüthenſtaub ausgegeben wird?

Kopf und Herz mathematiſch vereinigt, iſt Griechheit, Kopf und Herz dynamiſch vereinigt (Gemüth) iſt Chriſtlichkeit. Die Beziehung dieſes einfachen Satzes auf die antike und moderne Poeſie macht ſich von ſelbſt.

Nicht das Vergnügen, nicht das Glück, ſelbſt nicht die Ruhe iſt der Zweck der Bildung, ſondern lediglich Klarheit. Nur der klare Schmerz iſt bildend, und die Verdrießlichkeit könnte man vielleicht ohne Uebertreibung ein Laſter nennen. Nicht zu wiſſen was man will, iſt eins der ſchmachvollſten Geſtändniſſe, und für einen ſolchen Zuſtand giebt es keinen Troſt als — Strafe.

Unſer Publikum ſcheint allerdings mit jedem Jahre klüger zu werden, und es iſt manchem ſeiner vorigen Lieblingsſchriftſteller ordentlich über den Kopf gewachſen. Leider aber ſcheint es auch ein wenig kälter geworden zu ſein, und es hat jetzt, wenn es ein ehrliches Geſtändniß thun will, gar keinen entſchiedenen Liebling mehr. Die Häuslichkeit iſt ihm zu ordinär, die Rittergeſchichten hat man ihm abgeſpottet, bei der Griechheit hat es Langeweile, doch hält es ſich ehrenhalber die Hand vor den gähnenden Mund. Bei der Romantik iſt es oft wie verrathen und verkauft, da es den heftigen Prozeß, der jetzt über dieſelbe geführt wird, nicht zu entſcheiden wagt. Es wäre gut, wenn es einmal einen tüchtigen Repräſentanten aus ſeiner Mitte wählte, dem es auftrüge zu erklären, was es nun eigentlich wünſche. Mich dünkt, es würde etwa folgendes recht Gute zu hören ſeyn: „Habt nur immer, ihr Autoren, gehörigen Reſpekt für das Schöne, für Euch und für mich (das Publikum) und affectirt nicht albernerweiſe mich zu verachten; denn thätet ihr das wirklich, ſo wäret ihr ja ſehr wunderlich, wenn ihr auch nur noch eine Zeile in den Druck gäbet. Seid nicht nüchtern und geſchraubt, wie ſo viele unter euch ſind. Gebt etwas Tüchtiges, tief Herzliches und tief Gedachtes, etwas recht Deutſches (wohin ihr aber wegen Eures öftern Prahlens mit Deutſchheit ſelten gelangt); beurkundet nur, um es ganz einfach heraus zu ſagen, wahrhaftiges Talent, das mit der Sittlichkeit ſich vermählt, und dann dichtet, in welcher Gattung ihr wollt, ihr ſeid meines Beifalls gewiß. Kommt dieſer auch nicht ſchnell, ſo gerathet darüber nicht gleich in Verzweiflung, und erinnert euch, daß Logau hundert Jahre, und Jean Paul wenigſtens eben ſo viele Monate unbeachtet und unerkannt blieb. Und wie leuchtend ſtehen ſie jetzt da, ſo recht herzlich predigend das tröſtende Wort: „Was wirklich Leben hat, geht nimmer unter.“

Der Menſchenverſtand hat ſich beſonders in den letzten 10 bis 15 Jahren als Opponent der Philoſophie und Poeſie ſo häufig mit ſeinem Geſundheitsgefühle gebrüſtet, daß man ſchon deshalb in Verſuchung gerathen ſollte, ihm einige Schwäche zuzutrauen. Beſcheidene Schriftſteller haben von jeher in den meiſten Fällen den Ausdruck: Gemeiner Menſchenverſtand, vorgezogen.

Man hat ein Buch von * * *, in welchem gelehrt wird, wie man die deutſchen Dichter ſtatariſch oder curſoriſch auf Schulen leſen ſoll. Unter den Anmerkungen, mit denen der Herausgeber die einzelnen Gedichte begleitet, ſcheint mir folgende die anziehendſte. Sie ſteht bei den Verſen aus Schillers Spaziergang:

> Jene Linien dort, die des Landmanns Eigenthum ſcheiden,
> In die Furche der Flur hat ſie Demeter gewirkt.

und erklärt, Demetrius ſei ein berühmter Philoſoph und Mathematiker aus Alexandrien geweſen, der ſich um die Theorie der geraden und krummen Linien ſehr verdient gemacht habe.

Es iſt gewiß, und man kann es auf jeder Straße hören, daß ein gewiſſes Thier ſich übel auf das Lautenſchlagen verſtehe; doch eben ſo gewiß, nur nicht ſo luſtig iſt es, auch hört man es ſelten, daß der Lautenſchläger zu den Geſchäften jenes Thieres nicht paſſen kann.

Die Reſignation, von der man wohl nicht ſelten reden hört, iſt nichts weiter, als der Zuſtand der Ermattung nach einem heftigen Blutverluſt. Aber es giebt eine andre Reſignation, eine höhere, welche frei daſteht, nicht als das Reſultat einer Begebenheit, ſondern als Centralpunkt des Charakters.

Das Streben nach dem Ideal unter einer gewiſſen Klaſſe von innerlich ſchwächlichen Jünglingen giebt einen trübſeligen Anblick. Es iſt, als ſähe man aſtheniſche Fieberbehaftete, die im Paroxism zuweilen nach dem Betthimmel greifen. Jene greifen freilich nach einem höheren Himmel, fallen aber auch nicht immer ſo weich zurück, als dieſe.

Wer keines Schmerzes fähig iſt, hat auch die Freude nie gekannt. Beide berühren ſich in ihren Endpunkten, und haben dann deshalb auch nur ein äußeres Zeichen, das ſie begleitet: Thränen. Wohl dem, deſſen Freude und Schmerz immer ſo rein ſind, daß Thränen ſie begleiten dürfen.

Weihnachten! wohl mit Recht nennt man dich, du ſüße Nacht, eine geweihete des ſanfteſten

Troſtes und der göttlichſten Freude. In dich verſank der widrig grelle Tag der Vorzeit, jene üppig ſtrahlende heiße Mittagsſonne, die nothwendig zuletzt in ſich ſelbſt verglühen mußte, weil ſie ohne Liebe war, und ohne Sehnſucht und Glauben. Als du aufgingſt mit deinem ſanften Mondlicht und deinen heiligen Sternen, da entſchwand dem Menſchen der alte Hochmuth, der ſich feindlich gegenüber ſah den Göttern und dem Geſchick, und ein ſtiller Stolz, der einig war mit Demuth, erhob ſich in der Bruſt der befreiten und beruhigten Menſchen.

O du, deſſen heiligen Namen der Menſch nicht anders ausſprechen ſollte, als wenn er ganz geſammelt und einig, und im wahrhaftigen Sinne des Wortes Menſch iſt, wofür ſollen wir dir am meiſten danken? Dafür, daß du wirklich um deswillen in die Welt kamſt, um zu ſterben? Doch, was hätte dir Schöneres und Erfreulicheres begegnen können als der Tod, deſſen Furchtbarkeit du hinweggenommen, und den du als das freundlichſte Hinübergehen zum Vater erkannt hatteſt? Für deine Lehre? Wohl iſt ſie das Erhebendſte und Beruhigendſte, was jemals hier auf Erden ausgeſprochen wurde, doch, was hätte dein Mund anders reden können als Heiliges und überſchwenglich Schönes? Dafür möcht' ich dir am Innigſten danken, daß du die Menſchen würdigteſt, unter ihnen zu leben, unter ihnen, deren dunkler, enggefeſſelter Sinn kaum eine ſchwache Ahndung von dir erſchwang, unter ihnen, die mit roh verworrenem Triebe dich haßten und verfolgten, wie der Mund es ungern nur ausſpricht, und der Geiſt nur mit Widerſtreben denkt, — daß du ſie liebteſt, und dies warm und klar verkündeteſt in milden Worten, und heiligen Werken, damit auf ewig jeder traurige Zweifel, jeder feige Unglaube an das Göttliche, das im Menſchen wohnt, ſchwinde. Sterben kann der Liebe ſogar leicht werden, aber leben um der Liebe willen iſt das höchſte Geſchenk, was der Liebe gebracht werden kann. Du haſt es gebracht, und ſo heben wir denn fromme Hände zu dir empor, und der Friede weicht nicht mehr aus der Bruſt, in der du einmal wohnſt.

Wenn Horace Wolpole ſagt, daß das Leben ein Luſtſpiel ſei für den, der denkt, ein Trauerſpiel für den, der fühlt, ſo iſt das in der That nicht wenig flach hingeſprochen. Warum ſetzte er nicht wenigſtens hinzu, was für ein Spiel ſich aus dem Leben ergeben möchte für den, bei welchem Denken und Empfinden einig geworden ſind, oder ahndete er etwa nicht einmal die Möglichkeit dieſer Vereinigung?

— Oft kann es ſcheinen, als ſtehe das Leben ſtill, oder winde ſich nur durch Begebenheiten und Situationen, die uns ſo unbedeutend vorkommen, daß wir es nicht begreifen, wie ſie Einfluß haben können auf das große Ganze, das jeder Menſch, der es wirklich iſt, in ſeinem Leben findet und finden muß, wenn er es achten will, wie er es achten ſoll. Jene trübe Betrachtung kann allerdings wohl über uns kommen, (denn, was menſchlich iſt, ſoll man dem Menſchen zugeben,) nur ſoll man ihr nicht zu lange Raum laſſen, ſondern ſich rüſtig wieder erheben zu dem einfachen Gedanken, daß auch das Kleine und anſcheinend Unbedeutende mit zu dem großen Ganzen gehöre, und daß es eine gar würdige Aufgabe für den Menſchen ſei, die wechſelſeitige Beziehung aufzufinden. — Sind nicht ſelbſt im — Shakeſpeare Scenen, die uns hart ſcheinen können, wenn wir ſie ganz iſolirt betrachten? Und die ihre Bedeutſamkeit erſt am Ende geltend machen? Sollten wir nicht geduldig dies Ende abwarten, fröhlich hoffend, daß die Natur denn doch auch wohl noch ein Shakeſpear'ſches Drama aus unſerm Leben machen könne, wo das Verworrene ſich auflöſt in Harmonie, und die ſüße Beruhigung das Schauſpiel krönt.

Aber laßt uns auch billig ſein gegen den Leidenden, der eben dieſe in ihrer Einzelnheit ſo leeren, hohlen und bedeutungsloſen Tage abzuleben hat, wo keine Liebe zu ihm dringen kann durch die weite Sandfläche, wo keine Phantaſie der heißen Stirne Kühlung zuweht; laßt uns billig ſein, denn der Held begreift oft ſein eigenes Schauſpiel weniger als der Zuſchauer, und es mußte z. B. dem Hamlet im tiefſten Innern wehe thun, wenn ihm das Schickſal einen Polonius, Roſenkranz und Güldenſtern vorwarf, um ſeine ohnehin ſchon verflatternde Kraft an ihrer Kraftloſigkeit zu erſchöpfen. Glücklicher iſt Timon, wenn er mit Apemanthus hadert, der ſich ihm gleich zu ſtellen wagt, glücklicher ſelbſt Brutus, wenn er zürnen muß gegen den geliebten Caſſius. Der tiefſte Schmerz, wenn er nur klar iſt, verträgt ſich leichter als das gänzliche Misverſtehen des Lebens.

Man könnte den R. Kaiſer Auguſtus die reine Negation eines Charakters nennen, ſo wie man im Tiberius, Caligula und Nero die Theſis, Antitheſis und Syntheſis der Sünde finden dürfte. Im Nero iſt oft eine Art von Naivetät in der Ruchloſigkeit, die von Sentimentalität durchaus nichts wiſſen will, deſto mehr aber von dem farbigen Schein der Romantik. Er hätte die Sünde gern zur Poeſie erhoben: da wehrte ihm ein Gott und zerſchmetterte ihn.

Alle Hiſtoriker, von dem Erzähler der Schöpfungsgeſchichte an, bis zu Planck, v. Woltmann und Becker, haben ſubjectiv und ihrer Individualität nach, die Geſchichte beſchrieben. Ob nun dieſe Individualität lyriſch, epiſch, oder dramatiſch ſei, oder nur in den Untergattungen, elegiſch oder epigramatiſch, wozu die Neuern am meiſten geneigt zu ſein ſcheinen, ſich bewege und ausſpreche, das liegt dem Kritiker ob, zu unterſuchen. Es giebt Hiſtoriker, welche alle jene Gattungen in ſich vereinigen, z. B. Tacitus. — Ich nenne auch Shakſpeare bei dieſer Gelegenheit, denn ein vollendeter Dichter beſitzt nothwendig den reinen hiſtoriſchen Geiſt.

Die beſten Epiker in der Hiſtorie, waren, meines Erachtens, einige der älteren einfältigen deutſchen Chronikenſchreiber, die um ſo klüger ſind, je weniger ſie ſelbſt darum wiſſen, und je hochmüthiger man ſie meiſtens heut zu Tage verachtet. So muß man z. B. bei manchem deutſchen Chronikenſchreiber aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, rühmend anerkennen: eine reine Anſicht der Vergangenheit und klare Kenntniß und Würdigung ihrer Gegenwart. Die neueſte Schule vermißt noch immer einen ganz genügenden Hiſtoriker, weil ſie die Anforderung an ihn macht, er ſolle rein objectiv ſein, eine Anforderung, die, um es gerade heraus zu ſagen, noch niemals ein Menſch hat erfüllen können und nie ein Menſch erfüllen wird. Das Höchſte, was der Menſch, der Hiſtoriker und Dichter erreichen kann, iſt, ſeine Individualität ſo zu ſteigern, daß ſie würdig iſt, als Repräſentantin der Gattung zu gelten. Selbſt ein Engel würde jene Anforderung nicht erfüllen können, denn (darf ich es ſagen, ohne ein Misverſtändniß der Engen und Schwachen fürchten zu müſſen?) Gott allein iſt objectiver Hiſtoriker, weil er die Geſchichte macht, die wir armen Menſchen nur ſtaunend aufführen ſehen.

Freilich ſo lange der Menſch noch mit weinendem Auge eine Welt in Flammen aufgehen ſieht, wie einen ungeheuren Scheiterhaufen, und ſo lange die Bruſt noch ängſtlich ſchlägt bei dem Anblicke, ſo lange ſoll er nicht darſtellen wollen. Aber iſt etwa das Auge reiner, das mit Kälte dem Anblicke einer auflodernden Stadt, oder auch nur einer brennenden Hütte begegnete?

Hat aber das Erſtere ausgeweint, und iſt in die Bruſt zurückgekehrt die alte fromme Klarheit, die nie ohne Wärme iſt, dann möge er uns erzählen, wie alles war und ward, und ſich vernichtete. Das Eisauge des andern mag höchſtens die Gletſcher ſehen, und von ihnen ohne Schwindel ſich raſch zu dem rauchenden Veſuv wenden können, aber darzuſtellen mit Kraft und Schärfe, wird der Menſch nicht vermögen, an dem ſelbſt nichts darzuſtellen iſt, als eine verfeſtigte Schneefläche.

Die Mehrheit der jetzigen Menſchen iſt noch ſo ziemlich glücklich, ſo lange man ihnen nur verſtattet, auf ihre eigene Hand, mit Ruhe und Bequemlichkeit ein wenig langweilig zu ſein.

Es giebt Schriftſteller, die ſich nach tüchtigen Leidenſchaften und Geſinnungen ſehnen, bloß um des Styls willen, in den ſie ſie kleiden wollen.

In einigen Schriften von ** iſt die Darſtellung, beſonders wegen des mimiſchen Talents, ſo bedeutend, daß man die Unbedeutendheit und Mediocrität des Dargeſtellten um ſo mehr bemerken und bedauern muß.

Es giebt mehrere ſtehende Redensarten in unſrer Literatur, von denen es beſſer wäre, wenn ſie fielen, z. B. „ſie zu ſehen und zu lieben, war das Werk eines Augenblicks", welches zum Glücke, ſo lange die Erde ſteht, wohl noch nie der Fall geweſen iſt.

„Hierüber ausführlich zu ſein verbietet uns der beſchränkte Raum." Dieſer Redensart bedienen ſich die deutſchen Schriftſteller entweder, wenn ſie bereits ſo ausführlich geweſen ſind, daß die länglichſte Langweiligkeit bereits entſtanden, und nicht mehr abzuwehren iſt, oder wenn gerade das Intereſſante erſt recht augeſen ſollte. Dann wird der beſchränkte Raum angeklagt, ſtatt daß der beſchränkte Geiſt an die Reihe kommen ſollte, der allein Schuld iſt. — Nehmen nicht ferner dieſe häufigen Raumklagen einen großen Raum ein, der wohl mit etwas Beſſerm gefüllt werden konnte?

Was du willſt, das wolle ganz, denn ein getheilter Wille giebt dich der ſtrömenden Welle des wildbewegten Meeres preis.

Was man gewöhnlich Geiſt nennt iſt meiſtens nur Geiſtesſchaum; mitunter ſogar ein künſtlich gebildeter.

Manche Schriftſteller unſerer Zeit gleichen dem Famulus des Doktors Fauſt, deſſen lächelnde Flachheit und behagliche Philiſterhaftigkeit wir faſt noch beſſer aus der Puppenkomödie, die ſeinen Namen Chriſtoph Wagner führt, als aus Goethe's herrlichem Fauſt kennen lernen. Dieſer Chriſtoph verſchreibe ſich dem Teufel aus reiner Eitelkeit; unter der einzigen Bedingung nämlich, daß er ihn bei hellem, lichten Tage holen ſolle, damit die Nachbaren es merken und einiges Spektakel entſtehe.

Man hat Goethen oft den Apoll der deutſchen Dichter genannt: recht wohl, nur vergeſſe man nicht, daß Apoll — ein heidniſcher Gott war, und daß ein rein chriſtlicher Gott ihn doch wohl übertreffen würde an Tiefe und farbiger Pracht.

Haben wir rein chriſtliche Tragödien, und kann es dergleichen geben? Es iſt ſeltſam, daß eine ſolche Frage aufgeworfen iſt, da der bloße Mythus vom Fauſt, wäre er auch bis auf den heutigen Tag noch nie bearbeitet worden, hinlängliche Antwort ertheilt. Haben wir nicht auch einen ſtandhaften Prinzen von Calderon? Hat nicht ſchon der alte herrliche Andreas Gryph eine Tragödie geſchrieben, die den Titel führt: „Cardenio und Celinde, oder der über die Liebe ſiegende Tod.“ Freilich kennt man dieſes letztere Werk in Deutſchland nicht ſonderlich, doch dürfte dieſer Umſtand von keiner Erheblichkeit ſein, da die Deutſchen ſich zuweilen zwei- bis dreihundert Jahre Zeit nehmen, einen trefflichen Dichter anzuerkennen.

Die chriſtliche Religion iſt in hiſtoriſcher Beziehung die Religion der Einfalt. So lebte man in früheren Jahrhunderten, bis etwa gegen das Ende des ſiebzehnten, und wußte gar nicht, daß es anders ſein könne. Man war, wenn ich ſo ſagen darf, von vorn herein religiös. Bald darauf, als die Aufklärung hereinbrach, hielt man es auf jenem Standpunkte nicht mehr aus, und legte hochmüthig einen Werth darauf, zwei-, drei- ꝛc. und vielfältig zu ſein. Eine beſſere Zeit iſt gekommen, und mit ihr erwachte von neuem die Sehnſucht nach Religion; nur halte man die Sehnſucht nach etwas nicht für dieſes Etwas ſelbſt. Von vorn herein geht es bei vielen nicht mehr, daher der Zirkel. Sie waren laſterhaft, und aus Ekel davor wollen ſie gleichſam im Fluge tugendhaft werden, weil zu hoffen ſteht, ſie werden ſich dabei beſſer befinden. Wie weit iſt es noch von da bis zur wahrhaftigen Religioſität!

„Wer das nicht glaubt, iſt ewig verdammt,“ ſagt der Katholik bei ſeinen aufgeſtellten Axiomen. Das möge immerhin ſein, denn wer die Verdammniß nicht in ſich fühlt, den kann ſie auch nicht treffen, weder in dieſer noch in jener Welt. — „Wer das Gegentheil behauptet iſt dumm," ſagt der rohe, platt disputirende Menſch: das ſei nicht alſo, denn er benimmt dadurch jedem nicht ganz vollendeten Gegner den Muth, ſeine Anſicht mitzutheilen. Denn wenige ſind ſo klug, daß ſie das Wort dumm nicht ſcheuen.

Am meiſten aber gehört Muth dazu, wenn es ſein muß, allenfalls auch feige zu ſcheinen. Es gehört eine große Kühnheit dazu, einen edlen Krieg zu unternehmen, aber eine noch weit größere, gegen einen unſinnigen Krieg öffentlich zu reden. Wir leſen darüber ein Paar merkwürdige Worte vom Cicero, die hier wohl eine Stelle finden mögen: Commemorabam, te unum mihi fuisse assensorem et me tibi, solosque nos vidisse, quantum esset in eo bello mali. Magna enim consolatio est, cum recordere, etiam si secus acciderit, te tamen recte vereque sensisse. (Bei dem ächten Vaterlandsfreunde, den keine Eitelkeit beſticht, dürfte doch wohl dieſer Troſt ſo groß nicht ſein.) Timidi putabamur, quia dicebamus ea, quae futura facta sunt. (Epist. famil. lib. VI.)

Ein Schmerz iſt die Liebe immer. Dieſe nackten Worte bedürfen keines Kommentars, denn keiner würde ihnen nützen. Die beſſern, tieferen Frauen und Mädchen verſtehen ſie ohnehin, und die meiſten Männer niemals. Dieſe letztern ſehen gewöhnlich nur der Liebe zu, oder ſie räumen ihr täglich eine oder einige Stunden ihres Lebens ein, wie dem Studium einer Wiſſenſchaft, oder ſie betrachten ſie ſelbſt noch während ſie lieben, wie einen Traum, oder wie ein Gedicht, das mehrere gelungene Stellen hat, aber auch nicht frei iſt von Krampfhaftigkeit und metriſchen Härten. Deshalb ſind ſie denn auch ſchnellfertig, es in Proſa zu überſetzen, oder wenigſtens mit einer proſaiſchen Vor- oder Nachrede zu begleiten.

Es iſt ein eignes Schauſpiel in der Geſchichte der deutſchen Literatur, das Verhältniß unſrer Dichter in den vierziger, funfziger, ſechsziger und ſiebziger Jahren des verfloſſenen Jahrhunderts. Da die Könige und Fürſten ſich nicht um Deutſche Poeſie bekümmerten, und einen vaterländiſchen Dichter nicht ſonderlich achteten, ſo achteten ſie ſich ſelbſt deſto mehr, und liebten ſich mit inniger herzlicher Liebe. Welch ein Verhältniß zwiſchen Klopſtock und Ebert und Cramer, zwiſchen Gleim und Kleiſt und Uz, zwiſchen Bürger und den Stolbergen, zwiſchen Leſſing und F. H. Jacobi *). Ein Band des Vertrauens und der Liebe, der Väterlichkeit, des Sohnesgefühls, wie der reinen Freundſchaft umſchlang faſt alle in den mannigfaltigen Abſtufungen der Verhältniſſe. Willig geſtand ein Jeglicher dem andern das ihm beſchiedene Talent zu, und war eifrig bemüht, der Erſte zu ſein, der es laut verkündete, jeder neu auftretende bedeutende Geiſt wurde mit Freudigkeit bewillkommnet, und jedes neue anziehende poetiſche Erzeugniß als ein erfreulicher Zufluß zu der Geſammtmaſſe der ſchönen Literatur des Vaterlandes betrachtet. Die Dichter hatten damals, außer anderweitigen Talenten, auch noch eines, das man zwar nicht das erhabenſte, wohl aber das

---

*) Wenn ich den edeln Mann, als den würdigſten Freund Leſſings nenne, ſo fürchte ich jetzt darüber keinen Widerſpruch, ſo wie der vielleicht möglichen Frage der Beſchränktheit, ob denn F. H. J. ein Dichter ſei, am beſten durch das kurze Wort ſich begegnen ließe, daß vates, Dichter und Seher eines und daſſelbe ſei.

erfreulichſte nennen möchte, ich meine das Talent der Liebe, von der Paulus ſagt, daß ohne ſie alles andere nur tönendes Erz und klingende Schelle iſt. Von jenem Talente nun ſcheint in das Ende des achtzehnten und den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts nicht ſonderlich viel ſich verirrt zu haben, denn in der That darf man es den meiſten heutigen Dichtern, Hiſtorikern, und Philoſophen auf den Kopf zuſagen, daß ſie ſich unter einander — nicht wohl ausſtehen können. Man will mit unter beſonders an den neueren Dichtern eine gewiſſe oſrikartige Gelbſchnabelei (ſiehe Hamlet's Urtheil über Oſrik) einen gewiſſen vornehm verſteinerten Hochmuth, eine Phraſenvolle Hohlheit, die den Oſſa macht zur Warze (ſiehe Laertes im Hamlet), eine gewiſſe liebäugelnde Langweiligkeit, die ſich für Kurzweiligkeit hält, eine gewiſſe mit einer halben Million Vocabeln verſetzte Lebensangſt und Daſeinsfeigheit, mit einem Worte, einen gewiſſen gemüthloſen Egoismus, der übrigens von nichts lieber redet als von Gemüth und Religion, und ähnliche nicht allzuangenehme Sachen bemerkt haben.

Es iſt nicht zu leugnen, daß in den früheren Zeiten mitunter auch manches Halbtalent, ja manche Leerheit ſehr verhätſchelt worden iſt, (z. B. von Gleim, der ſelbſt über alle Gebühr verzogen wurde,) indeſſen dünkt mich, iſt das Uebermaaß der Liebe und der Freundſchaft ein Fehler, zu deſſen Erlangung man ſich heut zu Tage gratuliren könnte, denn von dieſem Irrthum zur Wahrheit iſt der Weg nicht weit.

Ihr, die ich mit freudigem Herzen von jener ſchmachvollen Mehrheit ausnehme, die ihr nichts gemein mit ihnen habt, als daß ihr euch gefallen laſſen müßt, in derſelben Zeit mit ihnen zu leben, ihr, deren Namen ich nicht nenne, weil oft ein höherer und glänzender euch gebührte, bleibet der alten Liebe getreu; denn was ihr ohne die Liebe erſtreben könntet, wäre es des Beſitzes werth? Nur laßt nie den dunklen Moment über euch kommen, der ſelbſt über Poſa kam, daß er fragte: „Ich finde mein Geſchlecht nicht mehr, wohin mit meiner Liebe?“ Laßt es uns nie vergeſſen, daß es Antwort giebt auf jede Frage, die in dem beſſeren Geiſte ſich erheben kann, und auf dieſe Frage die beruhigendſte Antwort.

Nach Leſſings Nathan iſt die chriſtliche Religion die Religion der Schwermuth, der gutmüthigen Murrköpferei, ja ſogar der Hypochondrie.

Man wirft es einem unſerer großen Dichter vor, daß er ſich ſtets und zwar durchaus genüge. Dieſem Dichter ſteht der tiefſinnig große, ſtolzdemüthige Leſſing entgegen, von dem man wohl (und zwar leider) ſagen darf, er habe ſich nie und nichts habe ihm jemals genügt. Wäre ihm dieſes Himmelsglück zu Theil geworden, er ſtände noch größer, milder und frömmer da; doch wo wäre der, der die Kraft nicht bewundern müßte, mit der er ein ganzes, langes, thatenvolles, durch und durch rein gediegenes Leben hindurch, das Elend jener Ungenügſamkeit ertrug und beſchwichtigte? Wenige Menſchen ſind jemals mit größerer Geiſtes-Elaſticität, und mit edlerm Anſtande unglücklich geweſen, als er.

Was wir noch vor etwa zwanzig Jahren Aufklärung nannten, betrachten wir jetzt nicht einmal mehr als die Tendenz zur ſtaubigen Mittagsſonnenhelle, ſondern als etwas ſchlechthin Nichtiges und Verdammliches. Wir ſind in der That berechtigt, jenes ganze flache Weſen für nichts weiter zu halten, als für ein bequemes und freventliches Neinſagen zu jedem Heiligen. Nur mögen wir uns wohl hüten, und nicht in den entgegengeſetzten Fehler des unfreien Jaſagens ſelbſt zu jeder imponirenden Menſchenſatzung, verfallen. Der Literaturhiſtoriker kennt jene böſe Zeit, (beſonders im letzten Viertel des ſiebzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts) wo das Lutherthum wie erſtarrt und eingefroren in den beengteſten Formen erſchien, und beſonders eine deutſche Univerſität (Wittenberg) ein wahrhaftiges Bonzenthum mit dem empörendſten Despotismus aufzurichten ſtrebte.

Außer der verfeinerten Sinnlichkeit, die man oft genug an den Griechen geprieſen hat, beſaßen ſie denn doch, dünkt mich, nur Kopf und Herz, das heißt mathematiſch vereinigt, während das Chriſtenthum auf eine dynamiſche Eintracht aller Menſchenkräfte dringt, welches wir einfach das „Gemüth" nennen. Wäre es nicht wohlgethan, wenn wir die Lobreden auf die Alten ein wenig herabſtimmten, da ſie, in der Art, wie ſie gewöhnlich vorgebracht werſen, ohnehin nach gerade ermüdend und abgeſtanden erſcheinen müſſen? Schönere Geſtalten ſahen die Griechen allerdings umherwandeln, als uns jetzt auf den Straßen zu begegnen pflegen, doch ſcheint es eben nicht von bedeutender Kraft der ſchaffenden Phantaſie zu zeigen, wenn die Klagen darüber ſo jammervoll ertönen, als nur zu oft geſchieht. Wer ſich einer wahrhaftigen innern Harmonie zu erfreuen hat, ſieht noch unendlich ſchönere Geſtalten als irgend eine gegebene Welt ſie bieten kann.

Der plaſtiſchen Kunſt der Griechen ſetzen wir unbedenklich unſre romantiſche Poeſie entgegen, von der diejenigen freilich nicht die leiſeſte Ahndung haben, die das Wort ohne Ehrfurcht ausſprechen. Wenn wir denn ferner erwägen, daß wir denn doch auch Muſik haben, und zwar die hohe, reine, heilige Geiſterkunſt, deren erſter Heros, Mozart, alles Schöne der alten und neuen Welt, ja Himmel, Erde und Hölle mächtig und klar zu vereinigen weiß, ſo denk ich, können wir mit recht gutem Muthe vor den Griechen beſtehen.

Möchten wir uns doch nur hüten, es ihnen nachthun zu wollen in einigen Künſten und Kunſtfertigkeiten, die unmittelbar aus ihrer Religion entſprangen, z. B. im Tanz, zu dem uns das höhere Talent verſagt zu ſein ſcheint. Mich dünkt, es wäre nicht viel verloren, wenn wir das ganze Weſen aufgeben wollten, denn es fällt gewöhnlich nicht ganz ohne Roheit, oder, was eben ſo ſchlimm iſt, nicht ohne eine gewiſſe gemachte Grazie aus, und es will die künſtleriſche Bedeutung faſt ganz ermangeln.

Welches Loos iſt den Deutſchen Dichtern beſchieden! Es iſt ausgezeichnet und ſehr verſchieden von dem, was ihnen die übrigen Nationen bieten, bei denen die Poeten doch gewöhnlich Wurzel ſchlagen, und ſich feſt ankern können! In Deutſchland ſtehen ſie ſo ganz ſeltſam allein, daß ſelbſt die Einſamkeit nicht einſamer ſein mag, wie Kain, der den erſten Mord beging, ſind ſie flüchtig von einem Ort zum andern, und finden ſelten eine entſchiedene Haimath. Das Volk weiß nicht was es an ihnen hat, und ſieht ſie an halb als verdächtig, halb als halb wahnſinnig. „Der Mann iſt nicht wie unſer einer,“ dies platte Wort ſpricht entweder ihr Mund oder doch ihre Miene aus. Daheim im Vaterlande gilt der Prophet nicht, und außer demſelben vermißt er wieder das

Vaterland. In ihm iſt alles reich und warm, draußen faſt alles arm und kalt. Unter hundert deutſchen Dichtern litten gewiß achtzig entſchiedenen Mangel, und ſind ſie endlich geſtorben, ſo eilt ein Herr Jördens herbei, legt ſie auf das Paradebette, giebt die zuweilen ein wenig einfältigen Urtheile anderer über ſie, und ſelber auch, mit hartgeſottenem dickſtirnigen Unverſtande, ſeine eigenen noch unendlich einfältigeren dabei.

Man könnte dieſes Gemälde, das allerdings ein wenig in das Graue nnd Schwärzliche ſpielt, noch weit ſchwärzer darſtellen, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, dennoch würde, davon bin ich innig überzeugt, kein wackeres Dichtergemüth davor zurückbeben. Wer nicht die Poeſie durchaus um ihrer ſelbſt willen liebt, wer ihr auch nur irgend ein Opfer anrechnet, der hat ſie nie gekannt. Die Liebe leidet alles, duldet alles, ſagt die Schrift, denn es giebt keine bequeme Liebe auf dem Sofa. Doch, ſo wie dem Gottſeligen alle Dinge zum Beſten dienen müſſen, ſo weiß auch der wahre Dichter ſein anſcheinendes Unglück nicht bloß zu ertragen, ſondern zu genießen.

Ueber Mozart und Shakeſpeare hört man nicht ſelten das tiefgeſchöpfte Urtheil, es ſeien allerdings gar treffliche Künſtler, das müſſe man einräumen, und räume es auch ganz gern ein; indeſſen ließen ſie ſich denn doch zuweilen gar zu ſehr von ihrem Genie fortreißen, und ihre Phantaſie ſei wirklich allzu überſchwenglich. — Mich dünkt man brauche nur, ſtatt aller Antwort, dieſen Kritikern zu Gemüthe zu führen, daß das Gegentheil von *überſchwenglich*, — „*unterkriechlich*" ſei.

Als kleiner Beitrag zu der Geſchichte des muſikaliſchen Geſchmacks eines nicht geringen Theils des Pariſer Publikums ſtehe hier die Nachricht, daß das gewöhnliche Urtheil über Haydn's Schöpfung in folgender wahrhaftig ſehr charakteriſtiſchen Expektoration beſtand: „Oui, c'est excellent, c'est divin; mais — bien ennuyant." *)

---

*) Dieſe Nachricht gehört nicht zu den gewöhnlichen Anekdoten, davon man in Zeitungen und Journalen eine Menge habhaft werden kann; ich verdanke ſie einem ſehr glaubwürdigen Manne, der ſich im Winter und Frühling 1801 zu Paris aufhielt, und daſelbſt an dem muſikaliſchen Geſchmack der Meiſten verzweifeln lernte, worin wir ihm indeß nicht ſo ganz unbedingt beiſtimmen wollen.

Dieſe kurzen ausdrucksvollen Worte, über die ſich ein weitläuftiger Kommentar ſchreiben ließe, wenn ſie ihn nicht glücklicherweiſe ſchon in ſich trügen, ſagen auch in der That bei weitem mehr, als einige lange, nicht eben ſpaßhafte Recenſionen des Haydnſchen Werks, mit denen man uns von Paris aus heimgeſucht hat. Wer übrigens in dem Umſtande, daß man denn doch auch von dort aus unſerm ehrwürdigen muſikaliſchen — [illegible] eine Denkmünze überſandt habe; wer darin etwa einen Widerſpruch mit jenen angeführten Worten zu finden glauben ſollte, der erinnere ſich nur auch an die bekannte Parodie des Haydnſchen Werks: La création du [illegible]; eine Parodie, in der ſich der Revenant des Voltair'ſchen Witzes nur zu wohl gefallen hat, und er wird hier einen eben ſo großen anſcheinenden Widerſpruch finden, der aber eigentlich eben ſo leicht zu löſen iſt als jener.

Ich habe bereits in einem frühern Werke davon geredet, daß die nothwendige Beruhigung, worauf jedes reine gebildete Trauerſpiel hinwirkt, durch Hülfe der Muſik oft ſchon ſehr glücklich iſt erreicht worden — (ob ich gleich keinesweges behaupten möchte, daß ſie nicht auch durch die Poeſie allein hervorgebracht werden könnte) — wobei ich auf Egmont hindeutete, in welchem Drama der entſcheidende Moment, den das Schickſal hervorgeführt hat, durch die Muſik gleichſam verhüllt, oder ſanft gemildert wird. Zugleich iſt gezeigt worden, daß Shakeſpeare ſeine Geiſter meiſtens nur mit Muſik auftreten oder ſie dadurch ankündigen läßt. Aber nicht bloß Geiſter, ſondern auch das Geiſterähnliche, beſonders das Furchtbare, das, als ſolches nicht gemildert werden ſoll, weil es ſich erſt durch den Zuſammenhang des Ganzen zur Harmonie bilden kann, das Schreckliche, (das indeß nie in das Gebiet des Peinlichen und Gräßlichen überſchreiten darf) wird ſehr ſchicklich durch muſikaliſche Töne vorbereitet, gleichſam um den Zuſchauer mit Muth für die große Scene zu erfüllen, die ihn bis in das Innerſte ergreifen wird. Schiller hat in ſeinen Räubern die Muſik auf das Trefflichſte in die koloſſaliſche Handlung eingeflochten. So iſt iſt es wohl bedacht, daß Amalie bei den tiefen Leiden des alten Grafen das herrliche Lied von dem Abſchied Hektor's ſingt: (S. 59 folg.) trefflich, daß es in der Scene zwiſchen Karl und

Amalie im Garten zum Theil wiederholt wird. (S. 156) Aber noch bedeutungsvoller iſt die Muſik, welche dem großen Monolog und dem ungeheuren Auftritt am Thurm vorhergeht: (S. [illegible] folg.) *) Es iſt etwas in ihr, das an den Chor der Alten erinnert, eine retardirende und doch ſpannende Kraft. Von gleicher Wirkung iſt auch die Muſik, die den bekannten Monolog der Jungfrau von Orleans (zu Anfang des vierten Akts) begleitet. Mit ihr ſcheint der grelle Effekt der Kriegesſcenen in einem faſt zu harten Kontraſte zu ſtehen, aber man vergißt ihrer nun auch bald, und in dieſen Tönen liegt gleichſam die Enthüllung des jungfräulichen Geheimniſſes, das ſie keinem Menſchen, ſelbſt nicht der ſehr weichen Agnes Sorel, vertrauen kann.

---

*) Ich citire die Seitenzahlen nach einem neuern Abdruck der Originalausgabe (Manheim 1799) dieſes Werks, über das, beiläufig ſei es geſagt, troß des vielen Hin- und Herſprechens, das erſte ganz erſchöpfende Wort wohl noch zu erwarten ſein möchte. Daß übrigens von den ſo üblichen Verſtümmelungen durch andre Autoren, denen man das Manum de tabula nur vergeblich zugerufen hat, gar nicht die Rede ſein könne, verſteht ſich von ſelbſt.

Nur die Muſik vermag es, ihn zu löſen, und ihr allein wagt ſie, die Sehnſucht zu geſtehen, von der ſo wunderbar ihr Herz erfüllt wurde. Aber ihr mußte ſie es auch geſtehen, das Gefühl, das ſie ſelbſt nicht begreift, und nicht begreifen durfte, ihr mußte ſie das Sehnen vertrauen, das im lärmenden Gewühl der Schlacht nur in ſich ſelbſt zurückgedrängt wurde, und weil es keine Sprache hatte, und keine befreundeten Töne finden konnte, wie eine feindliche Flamme ihr eignes Herz zu zerſtören drohte. Hier nun, im einſamen Saal des Schloſſes, nehmen ſich die ſüßen Töne ihrer freundlich an; ſie geben Nahrung ihrem Schmerz; aber ſie vergönnen ihr auch, ihn auszuſprechen in harmoniſchen Worten, und indem ſie ihn erheben, lindern ſie ihn. Wenn wir der Muſik gegenüber ſtehen, iſt kein Geheimniß mehr in uns; da löſet ſich alles auf, was verworren da lag, und ſelbſt das Widerſprechende gewinnt den reinſten Einklang, die dumpfe Trauer wird ſich klar, und hofft die ſchöne Stunde der Erlöſung, und auch der bitterſte konvulſiviſche Schmerz wird allgemach und leiſe zur ſtilleren Beſchauung hingeführt, und vermag die Seligkeit der religiöſen Reſignation zu ahnden. Wir fühlen nun mehr in uns, als jenen Schmerz, den uns das Endliche in ſeinem Widerſtreben gab, wir fühlen es mit ſüßem Stolz, daß er nur Einzelnes berühren konnte, doch jenen Kern in unſerer tiefſten Tiefe wohl unangetaſtet, unverſehrt laſſen mußte; wir ahnden es, wie jene Siegesſymphonie den kindlich-hohen Egmont zum finſtern Tode leiten konnte, wie zu einem glänzenden Triumphwagen; ahnden es, daß wir das Höchſte des Menſchen errungen haben, wenn uns das Leben Geſang iſt, und daß nur ſo der Tod Melodie ſein könne.

Doch nicht bloß der Trauer und dem Schmerze iſt der Genius der Tonkunſt hold; auch die Freude erhebt ſich kühn und leicht, wenn ſeine Zauber walten. Dann erſt ſcheint ſie die eigentliche Gewißheit und Entſchiedenheit über ſich ſelbſt zu gewinnen; ſie flattert nicht mehr unbeſtimmt und üppig umher, ſondern in ſich ſelbſt vertieft, und hier allein in Sicherheit, erfreut ſie ſich an ihrer eignen Freude. — Und was iſt denn auch die Freude anders, als jene innere Muſik, die nur zuweilen in uns ſchlummert, doch nie zerriſſen werden kann? Dringen dann die Töne einer ſüßen Melodie in uns ein, ſo ſchwindet jene unfreie

Stimmung, bei der jene innere Harmonie ſchlummerte, oder nicht zu wachen — wagte.

Darf ich es frei geſtehen? — Oft ſcheint es mir, als ſei die Muſik milder geſinnt gegen den Menſchen als ſelbſt die göttliche Poeſie. Zu jener dürfen wir auch im Gefühl der Körperſchmerzen emporblicken, und ſie werden ſanft gelindert; den Anblick dieſer ertragen wir dann kaum; es iſt, als ſcheuche uns ihr glanzerfülltes Auge zurück, und wir fühlen uns dann wol gar zuweilen nur noch kränklicher als zuvor. — Oder iſt dies kleine Fragment ſelbſt nur ein Reſultat eines temporären Gefühls von Kränklichkeit?

Die Wurzel des Chriſtenthums iſt Liebe, Tod, und Verſöhnung, die des Heidenthums war: Leben und Genuß.

Man kann, dünkt mich, die ganze tief erfreuliche Göttlichkeit unſrer Religion am klarſten und kürzeſten überſchauen durch folgende Hindeutung. Ihr philoſophiſcher Tiefſinn im erſten Capitel des Johannes, in dem Wort das zu Anfang war, ihre Liebe und Milde in Jeſus Sein, das durchaus eins und daſſelbe iſt, mit der Idee der Liebe, ihre Gerechtigkeit und Strenge in dem herrlichen Wort, daß die Sünde gegen den heiligen Geiſt nicht vergeben werden kann, ihre Barmherzigkeit in dem Mythus vom verlornen Sohn und in der Erzählung von Maria Magdalena, der viel vergeben wird, weil ſie viel geliebt hat. So finden wir in unſrer Religion Ueberſchauung des Lebens und Anſchauung des Todes, Licht und Wärme, Ton und Farbe, vollendete Reinheit, eine ewige, ſüße, ſelige Löſung.

Platon erkannte die Nothwendigkeit der Logik oder der Mathematik, um den Weg zur Philoſophie zu bahnen; unſre neueſten Philoſophenſchüler ſcheuen ſich vor jeder Vorbereitung, ſondern ſteigen luſtig in die Gondel hinein, die ſie in den Aether des Abſoluten bringen ſoll. Da wird denn raſch der Ausdruck des Prinzips der Philoſophie formal und material als Harmonie der unendlichen Welt gefunden, ein unendliches Weltganze mit unendlicher Einheit und Vielheit, ſo daß Einheit und Vielheit wieder Eines ſind, poſtulirt man wie im Fluge, oder man bringt auf die Form der reinen Identität, und ſodann auf das Abſolute als das rein Identiſche, von dem allein man ausgehen müſſe. Dann wird, wenn dies Alles gehörig repetirt und die Repetition ſelbſt repetirt worden iſt, munter fortgefahren, zur Polemik geſchritten, und die Halbheit der Kantiſchen und die Starrheit der Fichtiſchen Lehre angeklagt. Es folgt die Entdeckung des πρῶτον ψεῦδος aller bisherigen Philoſophien, und daß ihr endloſer Progreſſus aus Endlichem doch nie ein Erſtes, Eines oder Unendliches geben könne.

Es ſind göttlich tiefe Worte: Gott iſt alles Sein und auſſer ihm iſt kein Sein. Alles was in der intelligiblen Welt Sein iſt, und ſoweit es nur Sein iſt, alles Poſitive iſt gleich dem Leben Gottes. Aber laſſen ſie ſich nicht nachſagen? Sind ſie nicht ſchon tauſendmal nachgeſagt worden, ſelbſt von tauſend jungen behaglich rothwangigen Jünglingen, die gerade ſo dabei ausſahen, als redeten ſie von der geſtrigen Comödie, wo, den glaubwürdigſten Nachrichten zu Folge, der dritte Liebhaber ſeine Rolle vergriff und der zärtliche Vater zu kühl erſchien? O möchten wir es doch wieder einſehen, recht tief im Innern fühlen lernen, daß die Philoſophie vor allen andern Wiſſenſchaften, die ja, ſo herrlich und ehrwürdig ſie auch ſind, doch ohne jene Ur-Wiſſenſchaft gar nicht exiſtiren, den heißeſten, edelſten Kampf, das Aufgebot aller Kräfte erfordert. Und zu wie vielen von unſeren Philoſophen möchte man wohl das tiefſchneidende Klopſtockiſche Wort ſagen dürfen: Nächt' ohne Schlaf hattet ihr nie!

Wem ſoll Hamlet am Schluſſe der Tragödie die Krone übergeben? Der Uſurpator nebſt ſeiner Gemalin iſt todt, und auch Polonius iſt hinter der Tapete auf ewig ſtumm geworden. Goethe ſtimmt im Wilhelm Meiſter für den Horatio, dem der Prinz aus Freundſchaft den Thron zu übergeben geſonnen ſein möchte, wobei indeß von Seiten des trefflichen deutſchen Dichters durchaus eine Ironie unterlaufen muß, ſo wenig man auch eine ſolche in den ruhigen Künſtlergeſprächen im Meiſter vermuthen ſollte; denn in der That iſt es ein faſt lächerlicher Gedanke, den guten kühlen Proſaiſten auf dem blutbefleckten Throne vor ſich zu ſehen. Ein neuerer Bearbeiter hat die Krone dem Laertes geben wollen, vermuthlich, weil er es für Ernſt und Wahrheit gehalten hat, daß der Bruder um die unſelig verlorene Schweſter ſiebenfach geſalzene Thränen weinen will, die ihm die Sehkraft ausbrennen ſollen. Hamlet ſelbſt aber, der ihn gar wohl kennt, achtet den Menſchen, bei dem alles Rede iſt, nicht ſonderlich, und findet in ihm nichts weiter, als den jungen — Polonius, der ſich von ſeinem Vater in nichts weiter unterſcheidet als in Jugend, Beweglichkeit und beſſerm rhetoriſchen Talent. Die innere Hohlheit iſt das Gemeingut Beider, und was die Ergötzlichkeit im Allgemeinen betrifft, ſo iſt wohl nicht zu bezweifeln, daß es der Sohn bei weitem nicht mit dem Alten aufnehmen könne. Roſenkranz und Güldenſtern wären, wie mich dünkt, des Thrones eben ſo werth d. h. eben ſo unwürdig, als dieſer Laertes, der nichts iſt als Phraſe, und oratoriſche Figur, etwa eine lebendige Katachreſe, die wir gern mit einer bequemern Apoſiopeſe vertauſchen würden.

Wovor mir am meiſten bangt, iſt der Umſtand, Hamlet könne vielleicht gar in dem dunkeln Moment des raſchen Todes die Krone dem jungen Oſrik geben, der wie ein Kibitz mit der halben Eierſchale auf dem Kopfe, aus dem Neſt gelaufen iſt, und den freilich der geiſtreiche Prinz früherhin eine Mücke oder Elſter genannt hat.

Das ganze Drama iſt eine große, ich möchte ſagen, eine unendliche Allegorie, weshalb wir denn auch die Beziehung auf — unſre jetzige Literatur gar leicht machen könnten, wenn ſie ſich nicht glücklicherweiſe von ſelbſt machte. Wohl uns, daß wir auch hier nicht bloß einen, ſondern ſogar einige gar herrliche Fortinbras kennen, denen die höhere geiſtige Abkunft von der Stirn leuchtet, und in jedem Werke ſich darſtellt. Und mit dieſer beruhigenden Anſicht mögen dieſe Andeutungen freundlich geſchloſſen werden.

II.

Erinnerung an L. F. Huber.

Es iſt den Deutſchen häufig der Vorwurf gemacht worden, daß ſie das Andenken an ihre großen Männer und Schriftſteller mit Leichtſinn und Nachläßigkeit behandeln, wodurch denn ein tieffühlender oder gar weichherziger Leſer recht traurig gemacht werden mußte. Indeſſen giebt es dagegen manchen Troſt, wobei beſonders derjenige in die Augen leuchtet, daß doch wenigſtens die vielen hundert Schriftſteller, die über die deutſche Vergeſſenheit klagen, nicht ſelbſt in dieſen Fehler verfallen werden, ſo daß man ſich im Nothfall an dieſe nicht unanſehnliche Anzahl halten und von ihnen als guten Mnemonikern Red' und Antwort fordern könnte. Betrachten wir indeſſen, wie es billig ſcheint, die Sache mit beſſerem Ernſte, ſo verliert jener Vorwurf gar viel von ſeiner ſtrengen Härte und Allgemeinheit, indem die Deutſchen nicht bloß ihre wahrhaft großen Männer ſtets gefeiert, ſondern auch gewiſſe nur halbweg gute und theilweis intereſſante Lieblinge mit ſtets regem Eifer betrachtet haben. Nicht etwa nur einen Luther und Melanchton, einen Leibnitz und Wolff, einen Kant und Schiller haben die Deutſchen nicht vergeſſen, und werden es hoffentlich niemals, ſondern ſelbſt der fromme und witzige, mit unter ein wenig ſchwächliche Gellert lebt noch in dem Herzen der meiſten Deutſchen; ja, ſollte einſt unſer Z und Tz zu ſeinen Vätern gerufen werden, was der Himmel noch lange abwenden wolle, ſo würde, läßt ſich hoffen, keine Zeit das Gefühl dieſes ſchmerzlichen Verluſtes verlöſchen. Oft ſcheint es ſogar als vergäßen die Deutſchen zu wenig, und ihre Eulenſpiegel und Gundlinge, ſo wie die nützlichen Brauer Broihan und Mumme können ſich wahrlich nicht beſchweren, daß ihr Ruhm verhalle. Mit einem Worte, wenn wir erwägen, daß beſonders trübe Vorfälle ſo ſelten von den Deutſchen vergeſſen werden, ſo könnte man ſich faſt verſucht fühlen, ihnen ſtatt der Kunſt des Simonides, die Vergeſſenheitskunſt zu wünſchen, nach der bekanntlich Themiſtokles vergeblich rang.

Leonhard Ferdinand Huber war, wie wir alle wiſſen, weder den großen Männern noch den großen Schriftſtellern unſers Vaterlandes zuzugeſellen, dennoch iſt ſein Tod faſt allgemein und innig betrauert worden, und man darf mit Wahrheit ſagen, daß, weit entfernt als ſei er jetzt ſchon vergeſſen, ſich auch hoffen läßt, es werde ſein Andenken noch in ſpäteren Jahren fort leben. In der That haben durch den Tod des wackern Mannes nicht bloß deſſen nähere Freunde einen ſchmerzlichen Verluſt erlitten, ſondern auch die ganze liberal gebildete Leſewelt vermißt in ihm einen Schriftſteller, der ſich durch eine gewiſſe moraliſche und äſthetiſche Geradheit und Rechtlichkeit auf eine anziehende und erfreuliche Weiſe bemerkbar gemacht hatte. Huber ermangelte freilich der eigentlich gelehrten Bildung, ſein Geiſt war nicht genährt durch das Studium der Alten, nicht mit Sicherheit ausgebildet durch Logik und Philoſophie, und wir müſſen ihm ſogar einen bedeutenden Umfang und Tiefe des Geiſtes abſprechen; doch wenn ſich dieſer Mangel durch irgend etwas erſetzen oder verhüllen läßt, ſo könnte man in der That bei Huber zuweilen in Verſuchung kommen, jene höheren Anſprüche zu vergeſſen. Man fand bei ihm ein redliches, durch Leiden geſtärktes, liebevoll klares Gemüth, den eigentlichen Boden, auf dem allein die Poeſie ſich erzeugen kann, die nie mit einem unreinen, oder ſchwächlichen Herzen ſich vertragen mag, man erkannte in ihm einen nicht gewöhnlichen combinatoriſchen Scharfſinn, einige gute leitende äſthetiſche Anſichten, einen Styl, der, anfangs freilich von einer gewiſſen Mühſeligkeit erkältet, ſich in den letzten Jahren zu mehrerer Freiheit hindurch arbeitete u. ſ. w. So iſt es denn als ein verdienſtliches Werk anzuerkennen, daß man uns eine Darſtellung ſeines anziehenden Lebens gegeben, und den Anfang gemacht hat, mehrere ſeiner zerſtreuten Schriften nebſt denen noch ungedruckten zu ſammeln. Huber ſelbſt war ein guter äſthetiſcher Oeconom, und ließ gewöhnlich ſeine Aufſätze und Erzählungen das Publikum zweimal leſen. Wir wollen ihm damit keinen beſondern Vorwurf machen, ſondern uns gern erinnern, daß jede Schrift, die nicht werth iſt mehrere Male geleſen zu werden, auch nicht verdiene, daß man ſie ein einziges Mal durchblättere. Bei den meiſten Werken Hubers tritt der beſſere Fall wirklich ein.

-- Indem wir uns in Hinſicht der einzelnen Lebensumſtände und Lebensanſichten des Verſtorbenen, auf die Biographie beziehen, welche im Jahre 1806 erſchienen iſt, ſcheint es hier genügend, nur Folgendes über ihn zu bemerken. Kein deutſcher Schriftſteller, ſelbſt Klopſtock und Goethe nicht ausgenommen, wirkte jemals, ſchon als Jüngling, ſo raſch und ſo tief auf die deutſchen Jünglinge, als Schiller, auf den wir beſonders in der literariſchen Periode der achtiger und neunziger Jahre des verfloſſenen Jahrhunderts, ſo wie auch heut zu Tage noch oft genug verwieſen werden, als auf die Quelle, aus der tauſend fremde Hände mit mehrerm oder minderm Anſtand zu ſchöpfen wußten. Jenes angeführte Werk zeigt uns den ungemäßigten Enthuſiasmus, und die brennende Liebe, welche die Räuber (ein Werk das allerdings Schillers genialſtes *) zu nennen iſt) ja ſelbſt der ſchwächere Fiesko und das bizarre Trauerſpiel, Kabale und Liebe, bei H. hervorriefen. Der feurige Jüngling hält faſt immer

---

*) Für diejenigen Leſer, die durch dieſes Urtheil, das allerdings kein hergebrachtes iſt, ſich gar zu ſehr befremdet fühlen möchten, ſtehe hier die Bemerkung, daß ich es bereits in meinem Taſchenbuch Luna für 1805, ſo wie in meiner Geſchichte der deutſchen Poëſie und Beredſamkeit niedergelegt und mit Klarheit zu rechtfertigen geſucht habe.

ſeine Liebe für die Poeſie, und ſeine oft ſchmerzliche Sehnſucht nach ihr, für die Poeſie ſelbſt: er träumt, ja nicht ſelten träumt er nur zu träumen, und wagt dann ſchon darzuſtellen. Was dabei herauskomme, zeigen tauſend und wieder tauſend Verſuche dieſer Art von Jünglingen. Das gewöhnliche Leben, unverſtanden von ihnen in ſeiner tiefern, nicht in die ſinnlichen Augen fallenden Bedeutung, fängt bald an, ungenießbar für ſie zu werden, es ſcheint ihnen ungenügend und arm, ja eng und dürftig, ein neues ſoll hervorgehen, als entſchiedener Gegenſatz deſſelben, aber es entſteht kein ſolches, ſondern gewiſſermaßen nur ein wildes Rufen und Schreien nach einem ſolchen. Ein ſolches finden wir allerdings in Hubers früheſten Schriften. Doch dem beſſern Jüngling wird dieſer Zuſtand bald ſelber läſtig, und es leuchtet ihm ein, daß er bisher nicht auf dem rechten Wege war. Dann tritt nicht ſelten ein neuer Irrthum an die Stelle des alten, und wohl gar noch ein beſchwerlicherer, eine complete Nüchternheit, wie dieſe z. B. in Hubers grundloſen Invectiven gegen „die moderne Größe“ zu vernehmen war, Vorwürfe, deren zerflatternde Nichtigkeit er in ſpätern Jahren ſelbſt erkannte. Eine beſſere Periode trat jetzt für ihn ein, ohne Zweifel durch den perſönlichen Umgang mit Schiller hervorgerufen und beſchleunigt, er concentrirte mit Sorgfalt und Mühe alles das, was von Verſtand in techniſcher Anordnung, von jugendlichem rhetoriſchen Talent u. ſ. w. in ihm war, und gab endlich das Trauerſpiel: „das heimliche Gericht,“ ein Werk, das theils durch die häufigen Lobſprüche gutmüthiger Freunde, theils durch das ſtete Hinſtellen des Titels zur Empfehlung ſpäterer Schriften, eine nicht geringe Celebrität gewonnen hat. Das Werk geht aber in der That, ſehr in das Breite, es iſt aufgeſchwellt durch die jugendliche Luſt, recht viel, ja Alles ſagen zu wollen, wobei ſich dann nicht ſelten eine gewiſſe frühreiſe Altklugheit offenbart, die billig nirgends; am wenigſten aber in einem Trauerſpiel, eine Stätte finden ſollte. H. ſelbſt betrachtete dieſes Werk, ſelbſt in ſpätern Jahren noch, mit nicht geringer Liebe; doch war er rechtlich und klar genug, ſich das dramatiſche Talent im allgemeinen abzuſprechen. Es iſt ihm auch hinterher nie geworden, denn ob ihn gleich bis an ſein Ende, eine unlöſchliche Neigung für das Theater, anreizte, für daſſelbe zu ſchreiben, ſo war doch der Genius fern. Er lieferte dann, was ein geiſtreicher, aber unpoetiſcher Schriftſteller liefern kann. Seine Juliane belege unſer Urtheil, ſo wie die Bruchſtücke von Schauſpielen, die wir vor Kurzem in H's. geſammelten Schriften erhalten haben. Wir finden dort einen Jaffieri, der leider der tragiſchen Kraſt ermangelt, eine Fortſetzung des Gemmingiſchen Deutſchen Hausvaters, die meines Erachtens nichts weiter geworden wäre, als ein mittelmäßiges Familiengemälde, wie wir deren ſchon genug und übergenug beſitzen. Es iſt durchaus anzuerkennen, daß wir Deutſchen den tiefen und wahrhaft heiligen Sinn des Familienlebens rein und kräftig in unſerm Herzen aufbewahrt haben; doch dargeſtellt worden iſt dieſer Sinn, wenigſtens auf der Bühne, noch niemals. Was dort in dieſer Hinſicht gegeben wurde, war meiſtens nur Liebäugelei, oder Weichlichkeit, oder engbrüſtige Verzagtheit, die ſich leider noch dazu für liebenswürdig erklärt.

Am meiſten dürfte zu bedauern ſein, daß das kleine angefangene Luſtſpiel: „Der Rauſch von geſtern," nicht vollendet worden iſt. Wir hätten in ihm ein feingedachtes Diminutiv-Drama erhalten, das, mit Liebe und Sorgfalt auf der Bühne dargeſtellt, gewiß eine recht erfreuliche Stunde würde gewährt haben.

Das große Schauſpiel, welches mit dem Jahre 1789 Frankreich durch ſeine beginnende Revolution gab, die Nähe, in der ſich Huber bei dieſem bedeutungsvollen Ereigniß befand, der Umgang mit Forſter: dieſe und ähnliche Umſtände bewirkten in ſeiner erregbaren Seele eine Hinneigung zur Politik, bei der wir zwar gern einen bedeutenden Ernſt und eine gewiſſe Rechtlichkeit anerkennen, die uns aber dennoch nothwendig als ein entſchiedener Irrthum erſcheinen muß. Was Huber ſonſt verhüllen oder durch anderweitige Talente wenigſtens einigermaßen erſetzen konnte: Gründliche Philoſophie, Kenntniß der alten Sprachen, die dem Geſchichtforſcher bei dem Studium der Quellen unentbehrlich ſind, dieſes und noch ſo manches andere war hier völlig unerläßlich, ſo wenig dies auch die meiſten damaligen Wortführer ahnden mochten. Beſſer als dieſe Meiſten ſtand Huber allerdings da; dennoch, dünkt mich, iſt alles was er über Politik ſchrieb, ſchon deshalb morſch und zerfallen, weil er den Begebenheiten des Moments eine höhere Bedeutung zuſchrieb, als ihnen zukam. H. war von der

Zeit befangen, aber der Politiker ſoll über der Zeit ſtehen, er ſoll, möchte ich ſagen, von einer Anhöhe herab, beobachten was drunten im Thal vorgeht. Wahrlich, hätte H. nur den einzigen Tacitus, dieſen reinen unverfälſchten Codex der Politik, geleſen, ſo würde ihn das Geſchick vor manchen ſchmerzlichen Täuſchungen bewahrt haben, die ſonſt nicht ausbleiben konnten.

Zu dem Intereſſanteſten, was Huber je geliefert hat, gehören die Kritiken, die er in den neunziger Jahren zu der allgemeinen Literaturzeitung, und zum Theil auch die er ſpäterhin in die Zeitung für die elegante Welt, den Freimüthigen, die Leipziger Literaturzeitung u. ſ. w. lieferte. Wenn wir erwägen, daß mit Ausnahme einiger wenigen Beſſern, in den achtziger und beſonders in dem Anfange der neunziger Jahre, die äſthetiſche Kritik bei den Deutſchen gar kraftlos und ſchläfrig betrieben wurde, indem damals die faſt ausſchließliche Hinneigung zu einer meiſt oberflächlichen Politik, die Fortſchritte in der Kritik der Künſte hemmte, ſo werden wir mehrere der Huberſchen Recenſionen für ſehr ausgezeichnet erklären müſſen. So iſt z. B. die Kritik von Goethe's Schriften (vom

Jahre 1791, ebenfalls abgedruckt in Hubers vermiſchten Schriften, Berlin 1793) ohne Zweifel das früheſte, gute, klar anerkennende Wort über den trefflichen Schriftſteller. Das Publikum war damals, wie Huber ſelbſt ſagte, ſo geruhig überzeugt, daß es an dem Verfaſſer der Leiden des jungen Werther einen Mann gefunden, der in früheren Zeiten viel Spectakel gemacht habe, und auch jetzt noch mitunter in Almanache und Journale einige Gedichte liefere, die ſich nicht übel leſen ließen So war es denn doppelt zweckmäßig, daß die ſchläfrige Mehrheit der Zeitgenoſſen aufmerkſam gemacht wurde auf den eigentlichen Werth jenes Dichters. Dabei müſſen wir indeß bemerken, daß H. die ſpäteren Goethe'ſchen Schriften nicht mehr ſo freudig anerkannte, wobei wir ihm indeß nicht immer ganz unrecht geben können. Nur müſſen wir es rügen, daß er mit der Iphigenia auf Tauris, in der er, viel zu raſch, das Höchſte erblickte, was deutſche Poeſie hervorgebracht, den Dichter völlig und bis in's innerſte Mark hinein zu kennen glaubte, und gewiſſermaßen das Buch, welches er über ihn führte, abſchloß. Ein anderes Verdienſt erwarb ſich Huber dadurch, daß er in jener etwas matſen Zeit manche falſche Autorität, die uns jetzt mit Recht lächerlich erſcheint, ſtürzte. So annihilirte er faſt gänzlich den jetzt freilich vergeſſenen, damals aber ſehr geprieſenen Grafen Donamar, kämpfte gegen die Ueberſchätzung Kotzebues, wobei er aber zuweilen in den entgegengeſetzten Fehler verfiel u. ſ. w. Nur mit der Kritik mancher ſeltſam originaler Werke, z. B. der „Herrmann's Schlacht,“ des „Herrmann und die Fürſten“ und „Herrmann's Tod,“ hätte er ſich nicht befaſſen ſollen, denn in der That ging er misverſtehend an ihnen vorüber. Darf ich mich eines gewöhnlichen, aber in der That nicht wenig ſagenden Ausdrucks bedienen, ſo würde ich anführen, er habe jene Werke nicht *klein* kriegen können, und ſie doch nicht *groß* ſein laſſen wollen.

In den letzteren Jahren ſeines Lebens wurde ſeine Kritik gehemmt durch das Auftreten einiger ſehr gelehrter, und ausgezeichnet geiſtvoller, ſo wie nicht minder durch einige halbverſtändige, halbwitzige und überſtolze Schriftſteller, die, während ſie ſich ſelbſt mit zu großer Liebe betrachteten, keinen hinlänglichen Fond von Liebe für das fremde Verdienſt mehr auftreiben konnten, das dicht um ſie her lebte und wirkte.

Huber ſuchte anfangs ſich einen Weg durch beide Partheien hindurch zu bahnen, keineswegs aus Feigheit, ſondern aus einem Hange zum Eclecticismus, der ſich aus ſeinem Mangel an Philoſophie hinlänglich erklären läßt. Er ſchätzte mehreres mit aufrichtigem Herzen, was damals beſonders imponirte; doch als ihm die Idee kam, es ſolle hier eine äſthetiſche Schule errichtet werden, ſo fühlte er ſich dadurch verletzt und genirt. Er bedachte nicht, daß wenn eine ſolche Schule mit frommem Sinn, Kraft und Uebereinſtimmung eröffnet worden wäre, wir darin eines der erfreulichſten Ereigniſſe anzuerkennen haben würden. Da aber von allen dieſen zum Beginn und zum Beſtehen einer wahrhaften Kunſtſchule ſo nothwendigen Erforderniſſen, ſelbſt bei den ſogenannten Häuptern, nichts Hinlängliches zu finden war, und bei den meiſten nur mit Phraſen ausgeſtopften, jeder produktiven Kraft ermangelnden Jünglingen oft nur der Trieb waltete, ein wenig Lärm zu machen, ſo war hier an die Vereinigung zu einer wirklichen Schule durchaus nicht zu denken. H. hörte indeſſen nicht auf, von einer ſolchen zu träumen, und wenn er auch mit dem größten Recht gegen einige verkehrte Erſcheinunmit der damaligen Zeit ſiegreich kämpfte; ſo ſtanden doch faſt immer jene unſichtbare Oberen wie ein Schreckbild vor ſeiner Seele. Er vereinigte ſich zuletzt auch mit Kotzebue, mit dem er, nach allem was früher vorgefallen war, ſich nimmer hätte vereinigen dürfen. In dieſe Zeit fällt auch die erſte Berührung zwiſchen H. und mir. Es war zu Anfang des Jahrs 1802 ein Roman von mir erſchienen: „Viktors Wallfahrten,“ und H., der auch in ihm das Geſpenſt der neuen Schule zu bemerken glaubte, beurtheilte ihn im Freimüthigen, (wenn ich nicht irre, im Märzhefte 1803) auf eine durchaus misverſtehende Weiſe. Dergleichen mit Scherz zu nehmen, iſt mir immer ſehr geläufig geweſen; doch da die Recenſion von Huber herrührte, in dem ich Manches achtete, ſo fand ich es zweckmäßig, ihm zu antworten. Ich that dies am Schluſſe der „Andeutungen für Freunde der Poeſie,“ einem Anhange zur Luna für das Jahr 1804, welche bereits in der Oſtermeſſe 1803 mit dem Taſchenbuche gemeinſchaftlich erſchienen. Meine Antwort war ruhig und klar, doch nicht ohne Bitterkeit, und ſo war denn voraus zu ſehen, daß bei dem gewöhnlichen Gange unſerer literariſchen Fehden wir uns niemals freundſchaftlich berühren, ſondern getrennt ſein würden für immer. Doch H. ſchwieg nicht, er recenſirte im Julius 1803 (im Freimüthigen) die Luna nebſt den Andeutungen, mit Anſtand und warmer Anerkennung, bei der ich es gern vergaß, daß er auch hier zuweilen ein paarmal in's Blaue traf. Wir hatten beide wie Männer gehandelt, denen es ein hoher Ernſt um Wiſſenſchaft und Kunſt iſt, wir hatten als ſolche geſtritten und näherten uns jetzt als ſolche. Ein Briefwechſel begann in dem wir uns als Menſchen und Schriftſteller mit Herzlichkeit ausſprachen, und von dem hier einiges mitgetheilt werden möge, da daſſelbe in Hinſicht des Charakters und der literariſchen Anſicht des wackern Mannes nicht unwichtig zu ſein ſcheint.

Stuttgard, 1. Sept. 1803.

„Erlauben Sie mir, ohne die ſteife Wohlgeborenheit, Ihnen für Ihren Brief vom 26. Jul. zu danken. Er war mir eine ſehr angenehme Ueberraſchung, und Sie dürfen meine Anerkennung der ächten Männlichkeit und Liberalität Ihres Schrittes nicht nach dem Datum meiner Antwort beurtheilen: warum dieſe ſo ſpät erſt erfolgt, erkläre ich Ihnen weiter unten."

„Von den zu der Luna gehörigen Portraits konnte ich nicht ſprechen, weil ſie bei dem Exemplar fehlten, das ich in Händen hatte. Ich habe ſie auch ſeitdem nicht geſehen." (Ich hatte ihn auf dieſelben aufmerkſam gemacht, da ſie von Lips herrühren, und Arioſto, Cervantes, Shakſpear und Goethe würdig darſtellen.)

„Seit dem Empfange Ihres Briefes verſchaffte ich mir den „Einſamen" und den „Guiscardo." In letzterem fand ich vieles, das mich kräftig anſprach, viel Tiefes. Der Einſame freute mich weniger: *) er kam mir vor wie Vorarbeit oder Brouillon vom Geiſte des Friedens in der Luna. Vom Guiscardo werde ich öffentlich ſprechen, da es wirklich Schickſal iſt, daß dies Werk nicht mehr bekannt wurde. Bei dem beſſern Publikum hätte es einen bleibenden Eindruck machen ſollen." (Ob H. Wort gehalten, kann ich nicht mit Beſtimmtheit ſagen.)

---

*) Meine eigne Anſicht weicht hier von H.'s Meinung ab.

„Ihre Briefe über Gozzi waren mir ein erfreuliches Geſchenk, ſo wie die Gedichte, —— — — — — — — — In Ihren Anſichten von Gozzi's Genius iſt ein ſchöner Sinn. Es liegt meines Erachtens in jeder ächten Poeſie, daß man keine von wahrem Gefühl für dieſelbe eingegebene Deutung verwerfen mag, wenn man eines gleichen Gefühls fähig iſt, und Ihre Deutung von Gozzi's Werken bürgt mir dafür, daß ächte Poeſie darin iſt. Es iſt aber ſehr lange her, daß ich ſie in der höchſt proſaiſchen deutſchen Ueberſetzung las, die ich mir, ohngeachtet ich mir ſeit vielen Jahren mehrmals darum Mühe gab, nicht einmal wieder verſchaffen konnte.“ —

— „Ich vergleiche unſre jetzige Epoche mit der ſogenannten Kraftgenie-Epoche, als Goethe, Klinger, Lenz u. ſ. w. jung waren. Da wurde roh und wild und in den Tag hinein producirt, und ſo mußte es in einer gottlob unfixirten und nicht zu fixirenden Literatur, wie die unſrige, gehen, wenn poetiſche Vorbilder in ihr hervorgehen ſollten.“ — — Da H. damals noch immer an eine wirkliche neuere Schule glaubte, und den Beiſchmack nicht vergeſſen konnte, den er in einigen meiner früheren Schriften zu finihm gemeint hatte, ſo erklärte er ſich auch in dieſem Briefe auf eine entſchiedene Weiſe gegen den Geiſt dieſer Schule, auf eine zwar einſeitige, doch gewiß nicht geiſtloſe Art, ſo lange er ſich im Allgemeinen hielt. Doch bedarf es des Mittheilens dieſer Stellen nicht, da theils ein bedeutender Irrthum darin liegt, theils jene Anſicht auch ſonſt wohl von ihm ausgeſprochen iſt. Dann fährt er ehrlich und bieder deutſch geſinnt fort:

„Sie ſind, vermuthe ich, viel jünger als ich, und eben darum können Sie mich in manchem belehren. Es liegt in der neueſten Zeit viel Unterricht, den ich nicht habe, weil meine Bildung in eine frühere Epoche fällt, den ich aber, wo ich kann, gern annehme, weil ich Unbefangenheit und Empfänglichkeit habe. Von frühern Ideen meine ich nicht zurück gebracht werden zu können, wie Sie gewiß welche haben, die ich Ihnen nicht nehmen werde. Ich glaube aber, es kann in dem meinigen etwas zur Vermehrung der Ihrigen liegen, und ſo umgekehrt. — —“

Dann geht der Brief in einen Antrag zur Theilnahme an den vierteljährlichen Unterhaltungen über, zu denen damals H. die Idee gefaßt hatte. Es wird den Freunden des Verſtorbenen gewiß nicht ganz unmerkwürdig ſein, etwas über dieſe Idee aus Huberts eigenem Munde zu vernehmen; für die, welche nicht ſchon früher Huber kannten und liebten, dürfte ohnehin dieſer Aufſatz nur theilweiſe Intereſſe haben. —

„Sie haben vielleicht die Flora zuweilen geſehen, die ſeit mehreren Jahren bei C. erſcheint. Dieſe Flora nun, die größtentheils herzlich ſchlecht war und gar keinen Redakteur hatte, wird ſich mit Ende dieſes Jahres ſchlafen legen. An ihrer Stelle will C. eine neue Quartalſchrift verſuchen, deren Redaktion ich förmlich und ausſchließlich übernehmen werde. Ich nehme deshalb ſeit einiger Zeit Rückſprache mit ihm, deren Reſultat ich abgewartet habe, um Ihnen zu ſchreiben, weil ich Ihnen zugleich davon ſchreiben wollte. Ich wünſchte, das neue Journal mit Ehren anzufangen und fortzuſetzen: dazu brauche ich Mitarbeiter, deren Beiträge mich in den Stand ſetzen, ohne Lückenbüßer auszukommen. Soll das Journal Fortgang gewinnen, ſo muß es ſich einem großen Publikum empfehlen. Polemik alſo und Theorie müſſen wegfallen. Das große Publikum muß nichts als angenehme Lectüre finden. Daß dieſe gewählt ſei, daß ohne Ausſchließlichkeit doch nichts darunter ſei, was eines beſſeren Publikums, als das große wirklich iſt, unwerth wäre, muß ſchon ein Vortheil des Unternehmens werden. Höher hinauf ſtreben kann man mit der Zeit, wenn man Grund gefaßt hat; Anfangs aber muß man dies Streben wenigſtens verbergen, weil man dadurch abſchrecken würde. Es muß ein Zuſtand der öffentlichen Bildung und des öffentlichen Geſchmacks gleichſam im Durchſchnitt angenommen werden, auf den man im Ganzen berechnet. Unter dieſem Maaßſtab darf nichts ſein, aber auch darüber möchte ich nicht ex professo hinaus: ſchwingt dieſen oder jenen, der dem Journal Beiträge giebt, eine glückliche Begeiſterung höher, das wird ſchön und trefflich ſein. Wollen Sie mir nun zu dem Journal, wovon dieſes im Allgemeinen meine Abſicht iſt, Beiträge verſprechen, ſo machen Sie mir eine große Freude. Stoff und Form ſtehen jedesmal ganz in Ihrer Willkühr.“

Ich nahm ſeinen Antrag ſehr gern an, und eine Arbeit von mir begann und endete das Journal, das leider nur eine kurze Zeit H's Fürſorge genoß, und nicht lange nach ſeinem Tode ſich gleichfalls zur Ruhe legte.

Ich übergehe einen zweiten Brief vom 8ten November, der in der Unruhe über die damaligen bekannten Vorfälle mit der allgemeinen Zeitung geſchrieben worden iſt, gänzlich. Er berichtete mir, daß die Wiederherſtellung der Zeitung in Ulm ſtatt finden, und daß er ſich ohne ſeine Familie nach dieſem Orte begeben werde, und leider nicht abſehen könne, wann und wo er ſich mit derſelben, die ihm ſo ſehr theuer war, wieder vereinigen und fixiren können werde. Man ſah es dem Briefe, ich möchte ſagen ſelbſt der Handſchrift, deutlich an, wie ſchmerzlich es ihn getroffen hatte, ſeinen ruhigen Lebensgang ſo plötzlich auf eine damals noch nicht zu beſtimmende Zeit geſtört zu ſehen.

Der dritte Brief, den ich von ihm erhielt, war vom 29ſten December 1803, den ich ſchon um deswillen und wegen ſeiner Kürze ganz hieher ſetze: „Beiliegendes (es war die gedruckte Ankündigung der vierteljährlichen Unterhaltungen) antwortet ſchon auf einen Theil Ihres letzten Briefes. Ich kann jetzt mit jedem Tage anfangen drucken zu laſſen. Es ſoll mir ſehr lieb ſeyn, wenn der Geiſt meiner Ankündigung den Wenigen, die ich gern an mich ziehen möchte, kenntlich genug iſt. Es wäre ſchön, daß alle Beſſeren ſich nach und nach da einfänden, wo keiner etwas anderes wollte, als ſein Beſtes thun, wo Jedes nur auf ſeinen Werth Anſpruch machte, wo das Getreibe unſrer literariſchen Sekten ignorirt würde, und doch die heilſamen Reſultate deſſelben wahrzunehmen wären. Von allen dem wollte ich in der Ankündigung nichts ſagen, aber ich hoffe, daß es, auch ungeſagt, und darum ſogar deſto mehr, jedem verſtändlich ſeyn werde, deren Verſtehen zur Erreichung des Zwecks beitragen kann. Vielleicht können Sie mir in Ihrem Kreiſe Mitarbeiter, wie ich ſie brauche, anwerben. Ihr Werk, von dem Sie mir ſchreiben (ich hatte ſchon damals die Idee zu dem Werk: Leben und Wiſſenſchaft ꝛc. gefaßt, die aber erſt 1807 realiſirt wurde) ſcheint auf einem andern Wege dieſelbe Abſicht verfolgen zu ſollen, alſo werden wir zuſammen würken können, ohne mit einander zu konkuriren.

Die beiden Nachrichten Ihres Briefes, daß Sie mit Cotta einig geworden (es war die Rede von dem Roman Octavio von Burgos, deſſen erſter Theil in der Oſtermeſſe 1805 erſchien), und daß Sie auch auf die Allg. Zeit. Rückſicht nehmen wollen, freuen mich ſehr.

Erfreuen Sie ſich nur der Kraft Ihrer Jugend, und erhalten Sie ſich jung für die ſpätern Zeiten — Man kann das doch wirklich, wenn man es recht anfängt — man iſt aber freilich ein albernes Wort!

Mit herzlichſter Achtung

Ihr

L. F. Huber. *)

Ich hatte bis dahin verabſäumt, mich mit einem Theile der ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit Hubers bekannt zu machen, nämlich mit deſſen Erzählungen, von denen damals öfterer die Rede war, als es jetzt der Fall zu ſein ſcheint. Es dünkte mich gewiſſermaßen Pflicht zu ſein, H's. literariſche Anſichten vollſtändig kennen zu lernen In der That gehören ſeine Erzählungen zu den beſſern Erzeugniſſen in dieſer Gattung, indem hier ein gebildeter und vielerfahrener Geiſt, ſeine Anſichten über die wichtigeren Lebensverhältniſſe mittheilt. Nur wird

---

*) Man vergeſſe nicht, daß ich bei dieſem Aufſatze beſonders auf ſolche Leſer rechne, die bereits H's oder meine Freunde ſind; die fremdern habe ich vielleicht bei dieſen Briefauszügen um Nachſicht zu bitten.

aber dieſer Genuß nicht ſelten verkümmert, durch die engen Schranken, die er ſich nicht [illegible] gegen ſeinen eigenen Geiſt ſelbſt zog. Eine gewiſſe, unpoetiſche Monotonie der Empfindung und der Reflexion, ein vornehm kühles Pathos, eine gewiſſe, ſelbſt den freieren Leſer mitängſtigende Lebensangſt, und ein Styl, der zwar die höchſte Sorgfalt aber auch Mühſeligkeit beurkundet, verkümmern nicht ſelten den Genuß, den dieſe Erzeugniſſe uns anderweitig bieten. Hätte Huber ſo zu ſchreiben vermocht als er lebte, eben ſo frei und kühn, ſich ſelbſt genügend und ſtill behaglich, ſo würden wir an ihm einen ungleich bedeutenderen und anziehenderen Erzähler beſitzen.

Jene Monotonie, von der vorhin geredet worden, zeigt ſich beſonders dann, wenn man mehrere Erzählungen von ihm hintereinander lieſt. Viele derſelben ſind (auf welchen Umſtand noch kein Recenſent aufmerkſam gemacht hat) zwar nicht eigentliche Nachahmungen des Werther, doch durch ihn erzeugt worden. Man nehme die drei Perſonen im Werther, den Helden, Lotten und Albert, denke ſich dann allenfalls noch eine vierte hinzu, und ſtelle ſofort ihre Charaktere und Rollen auf eine andere Weiſe zuſammen, als es Goethe gethan hat. Man mache z. B. Lotten zu einem Wertheriſchen Charakter, oder lege gar den des Helden in den Albert, und man erhält mit einem Male, wie durch ein poetiſches Würfelſpiel, eine neue Compoſition, die immer noch anziehend genug werden wird, ob ſie gleich, wie es ſich von ſelbſt verſteht, an das Goetheſche Werk nicht reichen dürfte. Die Verhältniſſe der Ehe, wie ſie gewöhnlich erſcheinen, mit denen der Liebe, wie ſie gewöhnlich gedacht werden, bieten dem Dichter ein tauſendmal zu verwandelndes Schauſpiel dar, und H. hat ſie oft mit ausgezeichnetem Scharfſinn in ſeinen Erzählungen benutzt. Nur zerfährt und verſchwimmt zuweilen am Ende alles bei ihm, ja die Liebe iſt ihm oft ein Räthſel, auf das er keine befriedigende Antwort zu geben weiß.

Im Sommer 1804 lernte ich endlich Huber in Berlin perſönlich kennen, und in der That gehört die Erinnerung an die Stunden, die ich mit ihm verlebte, zu den angenehmſten meines Lebens; eine Erinnerung, die ich ſtets mit erneuerter Liebe erfaſſe und nie werde verlöſchen laſſen. Sein ganzes Weſen erſchien mir freundlich gediegen, behaglich geſichert, beweglich ohne [illegible]ruhe, er zeigte ſich gewandt und erfahren in manchem bedeutenden Verhältniß des Lebens und in jeder anſtändigen Form des Umgangs, er war innig, wahr, und männlich. Es gab Augenblicke, wo ich es ihm im Stillen zugeſtand, er trage den Frühling und den Herbſt zu gleicher Zeit in ſich, und wo ich in ihm den Lebensdichter fand, wie er ihn mit Worten nicht darſtellen konnte. Goethe ſpricht nicht ſelten von den „[illegible] Mannesjahren,“ in denen oft eine höhere Liebenswürdigkeit erſcheine, als ſie dem Jüngling gewöhnlich zu Theil werde. Darüber iſt mitunter gelächelt worden, und allerdings kann jener Satz ein wenig ſeltſam und auffallend ſcheinen; doch wer Huber kannte, wird wenigſtens ein Beiſpiel nennen können, das für [illegible]

Oft hatte ich Hubern während ſeiner Anweſenheit in Berlin, meine herzliche Freude zu erkennen gegeben, über die feſte und blühende Geſundheit, die ihm zu Theil geworden: er ſchien das Wort ſehr gern zu hören, und ſtimmte freudig bei. So war denn kein Gedanke von meiner Seite, daß wir ihn ſo bald verlieren ſollten.

Nach einem wacker durcharbeiteten Tage

gegen das Ende des genannten Jahres, wo ich am Abend, in behaglicher Muſſe, in einer Zeitung blättere, trift mich die trübe, harte Nachricht von ſeinem Tode. Sie hatte ſich wie verſteckt unter die vermiſchten Nachrichten, die in ihrer Unbedeutendheit ſeltſam abſtachen, gegen das grelle Wort, das ſeinen Tod nannte, ein Wort, auf das mein Blick zulezt fiel. Es war eine dunkle Stunde, die noch auf manche ſpätern ihren Schatten geworfen hat. Laſſet mich ſchweigen von ihr.

Ich habe Hubern als Schriftſteller ſtrenger beurtheilt als dies gewöhnlich zu geſchehen pflegt, aber ich werde den Menſchen nie vergeſſen, denn ich habe ihn ſehr geliebt.

III.

Notizen und Ergötzlichkeiten aus der Geſchichte und Kritik der Deutſchen Sprache und Poeſie.

Man hat von jeher die Poeſie real zu definiren verſucht, das heißt, man hat das reinſte und höchſte Geſchenk der Götter, deſſen der Menſch nur in ſeiner Geſammtheit theilhaftig werden kann, mit dem Verſtande allein aufzufaſſen geſucht. Eher freilich könnte man den herrlichen Regenbogen in ſeine Farben zerlegen, um etwa mit jeder einzelnen, des guten Nutzens wegen — eine Kinderſtube anzuſtreichen, als daß man die Poeſie, dieſe verſchleierte Iſis, dem iſolirten Auge des begränzten Verſtandes allein darſtellen könnte. Nur das Gemüth des Menſchen in ſeiner Totalität vermag zu dichten und die Dichtkunſt zu ahnden; nicht das Herz, nicht der Verſtand, nicht die Phantaſie allein. Mit der Andacht und dem Gebet iſt es derſelbe Fall.

Dieſe soi disant Definitionen der Poeſie werden jetzt, wie bekannt, mit beſonderer Vornehmheit unternommen, vermuthlich um einen deſto grelleren Contraſt mit der Naivetät zu bilten, die unſere ehrlichen Vorfahren dabei an den Tag legten. Verweilen wir hier am meiſten bei den letzteren.

M. Albrecht Chriſtian Rothe ſagt in ſeiner vollſtändigen Deutſchen Poeſie, welche zu Leipzig [illegible] Theilen erſchienen iſt: „Die Poeſie iſt eine Nachahmung menſchlicher Verrichtungen, in ſofern dieſelben in's gemein beſchaffen werden, in einer angenehmen Rede vorgeſtellt, damit böſe Gemüthsregungen durch dieſelben möchten gereinigt werden.“

Nicht mindere Größe in der Anſicht bewies vor ihm Auguſt Buchner, der in ſeinem kurzen Wegweiſer zur Deutſchen Dichtkunſt (herausgegeben von Götzen, Jena 1663) rund heraus ſagt: „Der Poet ſoll die Dinge ſo vorſtellen, wie ſie ihr natürliches Weſen und der Augenſchein mit ſich bringt.“

Nach Hübner und Uhſe muß ſich die Poeſie bequemen, nichts weiter zu ſein als die Kunſt zu reimen, wobei obendrein noch geſeufzt wird, daß dergleichen Procedur ſo ſchwer ſei.

Im Jahre 1703 gab Gottfried Ludwig dem geehrten Publikum eine „Deutſche Poeſie dieſer Zeit in Fragen und Antworten,“ in welcher nach vielem weitläufigen Gerede endlich der wirklich gute und einfache, wohl tauſend mal nachgeſprochene Gedanke erſcheint, die Poeſie müſſe vom Herzen kommen um zu Herzen zu gehen. Bald darauf aber ſcheint der Verfaſſer ſeiner früheren Einfachheit überdrüſſig zu werden und liefert mit vorzüglichem Scharfſinn ein Capitel mit der Ueberſchrift: „Von noch beſonderen Gedichten,“ in welchem dieſelben eingetheilt werden: in Brautmeſſen, Dramen, Jägerlieder, Bergreihen, poetiſche Wälder, Brautſuppen oder Gedichte nach dem Hochzeittage, (wobei mitunter ſehr zart geſcherzt wird) Anſingungen u. ſ. w. Hie und da zeigt der Verfaſſer, daß er von der Haupttugend der Deutſchen, der Geduld, wenig beſitze: ſo wird er bei dem Artikel, Drama, ordentlich verdrießlich und ſagt: „es ſei gar zu weitläufig, davon zu handeln.“

1756 glaubte auch Baſedow ein Lehrbuch proſaiſcher poetiſcher Wohlredenheit ſchreiben zu müſſen, welches aber leider nicht einmal dem Scherze Stoff bietet, denn alles darin iſt unſäglich ſeicht und langweilig. So wird z. B. der alte ehrliche Jöcher, der ſich in ſeinem Leben wohl dergleichen Ehre nicht mochte träumen laſſen, zur Bildung in den ſchönen Wiſſenſchaften ſehr empfohlen. Nebenbei begegnete B. das [illegible], Euripides Trauerſpiel, Andromache, für eine Elegie zu halten.

[illegible] Urtheil gilt von Faber's Anfangsgründen der ſchönen Wiſſenſchaften 1767, [illegible] was ſowohl mit der Natur des Gegenſtandes als mit unſerer eignen [illegible]. Den Alten iſt der Verf. nicht ſehr zugethan, wenigſtens will er ihre Elegien [illegible] Prinzenraub hingeben. [illegible] dieſe Curioſis erlaube man [illegible], welche ſie vorbrachten, [illegible], um doch dem Leſer auch etwas zu rathen aufzugeben.

„Zum hohen Dramatiſchen können wir auch die unglücklichſte Liebe nicht empfehlen, weil ſie doch immer in ihrem eigentlichen Weſen etwas [illegible] hat, das den Charak[illegible], dergleichen das Trauerſpiel [illegible] ſoll, erniedrigt.“

„Das Sinngedicht iſt ein kleines Gedicht, darin der Dichter merkwürdige Perſonen oder Sachen nicht umſtändlich, ſondern gleichſam im Vorbeigang in einem beſondern und ſeltenen Lichte zeigt.“

[illegible] Wir können nicht verbergen, daß wir den Reim für ein Gefängniß halten, in welches die Gedanken und Sätze der Rede eingeſperrt werden." Hinterher wird noch eingeräumt, daß er rohen und ungebildeten Ohren allerdings gefallen möge; zarten aber keinesweges.

In einem andern nicht unberühmten Lehrbuch heißt es, wie billig, *Epopöendichter*, *Elegiendichter* ꝛc., aber *Romanſchriftſteller*. Die letztern erſcheinen dem trefflichen Theoretiker nicht recht Fiſch und nicht recht Fleiſch.

Der bekannte Epigrammatiſt, der zuerſt gegen die Lohenſteinſche Schule (zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts) kämpfte, heißt nicht Chriſtian *Wernike*, ſondern *Wernak*, woraus allein der wohlfeile Spaß des Menantes herzuleiten iſt, der ihn in der Poſſe: Der thörichte Pritſchmeiſter (1704) bald „Narweck," bald „Wecknarr" nennt. *Wernack* nennt ihn der gleichzeitige Operndichter *Feind* in ſeinen 1706 erſchienenen Gedichten, und rühmt ihn nicht wenig (S. 61, 62), wodurch denn auch der oft gemachte Vorwurf wegfällt, als hätten die Deutſchen den Wernike 50 Jahre lang unbeachtet gelaſſen. Wäre es indeſſen wirklich ſo, wir dürften uns beruhigen, da Wernike durch ſeine abgeſchmackte Herabwürdigung des guten Hans Sachs ſchon ſolche Strafe verdient hätte.

Thomaſius erklärt in ſeiner „Erfindung der Wiſſenſchaft, andrer Menſchen Gemüther zu erkennen,“ den Lohenſtein und Hoffmannswaldau für mehr werth als ſechs Virgile. (S. 453.)

Wir haben ein Gedicht von dem bekannten Ceremonienmeiſter Johann von Beſſer, unter dem Titel: „Die Ruheſtatt der Liebe,“ in welchem in der That das Maximum von Obſcönität erreicht worden iſt. Dennoch erzählt U. v. König (ſ. die Ausg. der Beſſerſchen Gedichte Vorr. S. XXVIII.), der große Leibnitz habe dieſes Gedicht ſo „wunderſchön“ gefunden, daß er es ſogleich an die verwittwete Kurfürſtin Sophie von Hannover ſchickte. Dieſe ſtimmte dem Urtheil bei, beſchloß, es an die Herzogin von Orleans zu ſchicken, und ſchrieb dabei an Leibnitz: „J'ai reçu les vers amoureux de Mr. Beſſer, je ne manquerai pas de les envoyer à Madame, quoique le sujet en soit passé pour elle et pour moi et qu'il n'ait été que des préceptes pour les nouveaux mariés. Je vous prie de remercier l'auteur d'avoir bien voulu me communiquer son invention et ses belles pensées, dont Mme la duchesse d'Orleans aura sa part par le premier ordinaire.

Da einmal von dieſem Beſſer die Rede iſt, ſo wollen wir erwähnen, daß dieſem ſehr alltäglichen Dichter ein ſehr intereſſantes Leben an dem glanzvollen Hofe Friedrichs III. (nachmaligen Friedrichs I.), zu Theil wurde. Es wird uns von König in der Vorrede zu der genannten Ausgabe erzählt, und es iſt in der That bei weitem erfreulicher als die Gedichte ſelbſt, denn wir erhalten hier manche Züge aus dem häuslichen Leben der vornehmern Deutſchen, am Ende des ſiebzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Am anziehendſten wird uns Beſſer durch ſeine reine im ächt pathetiſch deutſchen Styl gehaltene Liebe zu ſeiner Gattin, einem Sächſiſchen Fräulein Kühlewein, die vielleicht, trotz ihrer wechſelſeitigen innigen Neigung nie die Seinige geworden wäre, wenn nicht der große, tief menſchlich fühlende Kurfürſt von Brandenburg ſelbſt ſein Fürſprecher geworden wäre. Ganz Berlin betrauerte ihren frühen Tod, denn ſelbſt in den damaligen Zeiten war ihre Ehe als vollendet muſterhaft aufgefallen, und

Weiſſer feierte ihr Andenken durch mehrere Gedichte, unter denen folgendes ſich jedem tiefer fühlenden Leſer ſanft an das Herz legen wird:

„Climene ſtarb und ſprach im Scheiden:
„Nun Lyſis, nun verlaß ich Dich,
„Ich ſterbe willig und mit Freuden,
„Liebt Eine Dich ſo ſehr als Ich.
Ach! ſprach er, kann Dich das betrüben?
Geliebte, nur Dein Tod iſt ſchwer:
Kannſt du mich ſelbſt nicht länger lieben,
Bedarf ich keiner Liebe mehr.

Um dieſer acht Zeilen willen vergebe ich ihm gern ſeine übrigen ſämmtlichen poetiſchen Werke, die ſonſt ſchwer zu verzeihen wären.

* * *

Unter Voltaires vielen abgeſchmackten Urtheilen über große Dichter, iſt keines ſo berüchtigt geworden als das über Shakſpeare, weshalb wir den Ekel, der mit einer Widerholung desſelben verbunden ſein dürfte, keinesweges zu beſtehen brauchen. Weit angenehmer iſt es, als Antitheſe jenes Urtheils ein anderes hier anzuführen, welches er über das Heldengedicht des Hrn. von Schönnaich: „Herrmann oder das befreite Deutſchland,“ fällete. Gottſched nämlich, der in dem genannten Baron den wahrhaften poetiſchen Meſſias der Deutſchen zu erblicken glaubte, hatte die Mühe nicht geſcheut, den Plan jenes Gedichts, nebſt einigen ihm beſonders zuſagenden Stellen in das Franzöſiſche zu überſetzen und an Voltaire zu ſenden. Dieſer, der bekanntlich von Gottſched bei weitem nicht ſo ſtreng dachte als die meiſten damaligen Kritiker, vergalt ihm ſeine Mühe durch folgendes Antwortſchreiben, das in der That einzig in ſeiner Art genannt zu werden verdient.

„Ich ſchicke Ihnen, mein Herr, die Schrift wieder, die Sie mir anzuvertrauen beliebet haben. Auch mitten durch die Ueberſetzung, habe ich die erhabenſte Dichtkunſt und die tugendhafteſten Geſinnungen erblicket, ſo wie man vormals die Gottheiten verehrte, deren Bildſäulen mit einem Schleier verhangen waren. Kennen Sie den jungen Verfaſſer, ſo bitte ich denſelben meiner vollkommenen Hochſchätzung zu verſichern. Dieſes iſt eine Geſinnung die ich auch Ihnen ſowohl, als Ihrer berühmten Gattin längſt gewidmet habe. Für jetzt ſetze ich noch Freundſchaft und Erkenntlichkeit hinzu, die ich Ihren einnehmenden Höflichkeiten ſchuldig bin. Erlauben Sie mir, dieſes kleine Schreiben nach Art der Alten zu ſchließen, die Sie ſo wohl [illegible] Schreiben Sie, und leben Sie wohl.“ (S. [illegible] aus der anmuthigen Gelehrsamkeit [illegible] Heumonat, S. 489.)

[illegible] mit einiger Anerkennung erwähnt [illegible], daß Gottsched durch Voltairs Ar[illegible], von der er noch manche andere Probe [illegible] hatte, ſich keinesweges abhalten ließ, deſſen Candide und andere ſeichte, den Haufen [illegible] Schriften mit Strenge zu beurtheilen, [illegible]lichen Einfluſſe, wenn auch nur [illegible] Kräften zu widerſtreben. Vor einer [illegible] Gattung von Seichtigkeit ſchützte ſelbſt ihn die Wolfiſche Philoſophie, deren Werth, ſo wie er einſt überſchätzt wurde, jetzt faſt ganz vergeſſen zu werden ſcheint. Um nur eines zu erwähnen: [illegible] ſie nicht verſteht, oder wenigſtens [illegible] den Gang unſerer [illegible] dem zwanziger bis etwa zu den [illegible] Jahren des achtzehnten Jahrhunderts durchaus nicht zu begreifen im Stande ſein.

Wir haben manche Probe von dem proſaiſchen Styl der Deutſchen im ſiebzehnten Jahrhundert, doch iſt er nur ſelten mit Klarheit und [illegible] gewürdigt. Beſondes angenehm und naiv macht er ſich bei den Frauen jener Zeit, wovon wir hier ein kleines Beiſpiel geben wollen durch die Mittheilung des Briefes der unglücklichen Churfürſtin Charlotte von Pfalzbaiern (Tochter Wilhelms V. von Heſſen-Caſſel), den ſie in ihrer bedrängten Lage an den Kaiſer richtete:

„Es hat ſich zugetragen, daß Ihro Liebden, Herr Markgraf Friedrich zu Baden, unſer vielgeliebter Herr Schwager, ſammt Dero geliebten Frau Gemalin von Durlach, uns zu beſuchen nacher Heidelberg gekommen ſind, und als wir zur Tafel geſeſſen, zu uns geſagt haben: „Wie, meine Frau Schweſter, warum ſo traurig?“ Wir aber antworteten: „Geliebteſter Herr Bruder, vielleicht finden ſich annoch wol Urſachen unſrer Traurigkeit.“ Worauf unſer Gemal ganz erröthet ſagte: „Es iſt nichts neues, daß meine Frau Gemalin ganz ohne Urſach zörnet.“ Wir aber konnten Ehren halber ſolche Rede nicht unverantwortet laſſen, ſondern ſprachen: „Diejenigen, ſo die Mägde lieber ſehen als die Frauen, machen mich zörnen.“ Worauf unſer Herr Gemal ſich geſtochen gefunden, und vor Zorn ganz verblichen, auch uns in Gegenwart beſagter fürſtlicher Perſonen eine ſolche harte Maulſchelle zugeſtellet, daß wir uns, wegen des verdrießlichen Naſenſchweißens von der Tafel hinweg begeben müſſen" u. ſ. w.

In der Aſiatiſchen Baniſe und dem Arminius finden wir den eigentlichen Charakter des damaligen Styls: Pathetiſche Gelaſſenheit, nordiſche Geſchwulſtheit.

In Niclas von Weil „Deutſchungen etlicher Bücher Enee Silvii" (1536) heißt es in der Vorrede, man müſſe die Worte: Senes amantes vidi permultos, amatum nullum alſo überſetzen: „Ich habe geſehen viel liebhabend Mann, liebgehabten keinen." Wir möchten nicht gern über dieſe Art zu überſetzen, lächeln, am wenigſten dann, wenn wir uns an manche neuere Ueberſetzungen erinnern, die nicht bloß durch ſich ſelbſt unverſtändlich ſind, ſondern ſogar den Grundtext verwirren und verleiden und unklar machen könnten.

Die Klagen über die ungleiche Art zu reden und die Laute ſchriftlich zu bezeichnen, ſind bei den Deutſchen gar ſehr alt. Hans Fabritius, Rechenmeiſter und Deutſcher Schreiber zu Erfurt, gab 1531 ein kleines Buch heraus, welches den Titel führt: „Ein nützlich Büchlein etlicher gleichſtymender Worther aber ungleichs Verſtandes den angenden deutſchen Schreybſchülern zu gut mitgeteylt.“ Hier heißt es unter andern: „Ich wais ſchier nicht, was daraus „werden wil zu letzt, ich zu meinem theyl wais „ſchier nicht, wie ich meine Schulers leren „ſol, der vrſachen halben, daß yetzunder, wo „unſer drey oder vier deutſche Schreibers zu„ſammenkomment, hat yeder ein ſonderlichen „gebrauch, der ein ſchreibt ch, der ander c, der „dritt k, wolte Gott, das es darhyn komen „möchte, das die Kunſt des Schreibens einmal „wieder in ein rechten Prauch komen möchte, „es muß doch zuletzt dahin komen, es iſt nit „darmit ausgericht, das wir ſagent; er kans „ſchon wol, er kan vf ſchwartz, roth Babbeyer „ſchreiben. Nein, nit alſo, es ghört mher dazu, „wyſs, das ich dir das geſagt hab.“

Die Schreib- und Sprechart Philipps von Zeſen und ſeiner Anhänger läßt ſich am beſten, d. h. am ergötzlichſten aus einer Ueberſetzung der Aeneis erkennen, die zur Zeit jener Sprachverwirrung erſchien, und den Titel führt: „Der Frygier Aeneas wi er nach Schmärz-entſündlichen Abläben ſeiner ädlen Kreuſen, Entſlagung der trübſäligen Dido, mit der huldreichen Lavinie beſäligt, izzo bey der libſäligſten Deutſchinne in beruheter Annämlichkeit befridet worden.“ (Die Jahrszahl fehlt) S. 507 heißt es:

Wer ein häller Glanz der Ärden
Dande di Tugendkärz
In ein überfäſtes Ärz
Muſte ſi verſtäkket wärden.
Irer klaren Augen Pracht
Gönte man der Schattennacht.

Jupiter gerit in Leiden,
Das der Sonnen gleiche Schein
Solte ſo benachtet ſein,
Sprach: ein Turm der ſol uns ſcheiden,
Di ſo tolle Vaterliſt
Eine Brunſt ſo götlich iſt.

Hämme Vater Deinem Kinde,
Das kein Got, noch ſonſt ein Man,
Der ſi dir entnämen kan,
Sich bei irer Schönheit fünde:
Slüſſe ſie for Rägen ein,
Sonſten wül ich Rägen ſein.

So oft aber auch Philipps v. Z. Beſtrebungen irrig, ja lächerlich erſcheinen müſſen, ſo verdient er dennoch keinesweges die hoffärtige Verachtung, mit der gewöhnlich von ihm geſprochen wird. Er ſetzte ſein Alles, ſein ganzes Leben, ja man darf ſagen, ſogar ſeine Ehre an eine einzige Idee: die gründliche Ausbildung ſeiner Mutterſprache, die er mit wahrhafter Leidenſchaft liebte. Sein Leben war eine beſtändige Wanderung, von Mühſeligkeit und Armuth gehemmt und gequält; aber er ertrug alle Plagen mit unbeſiegbarer Geduld, wenn er nur für ſeine Ideen entzünden konnte. Da es ihm aber nicht ſonderlich damit glückte, ſo ward er zum wahrhaften Märtyrer, bei dem es anziehend iſt, die Summe von Kraft zu berechnen, die er an den koloſſalen Irrthum wandte. (Sehr ausführliche und mit rühmlichem Fleiß geſammelte Nachrichten über Ph. v. Z. Leben und Schriften, findet ſich in Reichard's Hiſtorie der deutſchen Sprachkunſt, die wohl eine neue, verbeſſerte und vermehrte Auflage verdiente, da die erſte, welche zu Hamburg 1747 erſchien, ſelten zu werden anfängt.)

In Brockes ungenießbarem „irrdiſchen Vergnügen in Gott,“ das ehedem, beſonders in Niederſachſen, faſt als eine Art von poetiſcher Bibel verehrt wurde, ſind beſonders die Vergleichungen merkwürdig, die faſt immer in das luſtigſte Bathos fallen, ſo ernſtlich es auch mit ihnen auf das Erhabene angelegt iſt. So vergleicht er einmal, und keinesweges ſcherzhaft und ironiſch, ſondern recht ernſthaft und feierlich, die Planeten mit Erbſen, welche gewaſchen werden ſollen. Die Stelle iſt nicht eben unbekannt und lautet alſo:

„Es kommen im Vergleich
„Mit dieſes Lichtes weitem Reich
„Mit dieſem glänzenden unermeßlichen Revier,
„Uns die Planeten ja nicht anders für
„Als ſchwämmen in dem weiten Meer,
„Damit ſie wohl gewaſchen werden möchten,
„Nur ſechszehn Erbſen hin und her.“

Den Freunden der mathematiſchen Erhabenheit, ſo wie denen, die ſich gern an großen Zahlen laben, wird hier die Nachricht nicht unwillkommen ſein, daß der bekannte Laurenberg durch eine gar weitläufige Berechnung herausgebracht hat, die 24 deutſchen Buchſtaben ließen ſich 620,148,397,051,993 mal verſetzen und verwandeln. Clavius, Puteanus und Heinrich v. Etten brachten andere, doch zum Theil nicht minder große Zahlen heraus. Leibnitz revidirte ſämtliche Rechnungen, fand ſie alle zu klein, und gab endlich die Summe aller möglichen Verſetzungen der Buchſtaben zu 620,448,401,733,239,439,360,000 an. (S. God. Guil. Leibnitii Ars combinatoria, Francof. 1690 Probl. 4)

Es iſt ein Glück, daß wenigſtens die Summe der Ideen, die ſich durch jene Buchſtaben ausdrücken laſſen, keinesweges in Zahlen zu faſſen iſt.

Der Erſte, den wir in Deutſchland Intereſſe für deutſche Sprache zuſchreiben dürfen, war bekanntlich Karl der Große, ein Mann, dem man beinahe den Zunamen des Allſeitigen geben möchte, wenn ein Menſch dieſes Beiwort verdienen könnte. Seine Verdienſte um unſere Sprache, ſo wie die des Weißenburger Mönchs Otfried, ferner die Bemühungen des Aventinus, Meliſſus, Suntheim u. a. ſind dem Hiſtoriker genügend bekannt: hier würde eine Auseinanderſetzung derſelben nicht an ihrem Orte ſein.

Wie **Luther** über die **Gemüther** mit Herrſchergeiſte und Herrſcherkraft waltete, ſo auch über die **Sprache**. Sein Styl iſt groß, gediegen und gleichartig. Wenn Quintilian ſagt: Der kann die Gewißheit haben, daß er weiter gekommen iſt, dem Cicero ſehr gefällt, ſo möchten wir behaupten, daß der keine Ahndung von unſrer Sprache haben könne, den Luthers Styl nicht ſehr erfreuet. Sein kleines Werk: Aliquot nomina propria Germanorum ad priscam Etymologiam restituta per quendam antiquitatis studiosum, wovon die letzte Ausgabe 1611 zu Wittenberg erſchien, iſt mir zuerſt durch Morhofs Polyhiſtor (1, 4 § 5) bekannt geworden.

Daß man Luthers Bibelüberſetzung in neueren Zeiten, auch dem Style nach, hat verändern, und, ſo Gott will, verbeſſern wollen, ſollten wir Deutſchen lieber ganz ignoriren, denn man kann nur mit Bitterkeit oder mit Wehmuth davon reden. Außer dem Abfall der Königinn im Hamlet von ihrem erſten edeln Gemahl zu dem —, zuſammengeflickten Lumpenkönig, der die Krone vom Sims nahm und in den Schnappſack ſteckte," hat es wohl nie einen ſchmählicheren Abfall gegeben, doch ſind hoffentlich wohl nur Wenige vorhanden, die dieſer Schmach ſich ſchuldig machen. — Anders dachte der bekannte Herrmann Conring, der ganz einfach ſagt: Versione Lutheri nihil tersius, nihil emendatius vel optaverit quis talium sectator. Dixerit merito, ex isthac versione nos Germanos recte scribere et loqui emendate didicisse.

Gleichzeitig mit Luther lebte Valentin Ickelſamer, deſſen deutſche Grammatik (ohne Jahrszahl) einen ſehr gelehrten und fleißigen Mann beurkundet. „Was ſoll man ain Grammatik den Teutſchen, die ir nichts achten, kain Luſt, Lieb oder Freude darzu haben, kainen vleis die zu lernen daran wenden, ſchreiben oder machen?" Dieſen Perioden, in dem er ſeinen Zorn gegen die Indifferintiſten ſeiner Zeit ausſpricht, giebt er als ein Muſter aus und empfiehlt deſſen Nachahmung. Zugleich verhehlt er keinesweges, daß ihm eine göttliche Offenbarung ſeine Grammatik eingegeben habe. Seine Liebe für Carlſtadt verleitete ihn zu einer Schrift gegen Luther, dem er aber durchaus nicht gewachſen war.

Certissima ratio discendae, augendae, ornandae, propagandae, conservandaeque linguae Alemanorum, sive Germanorum Grammaticis regulis et exemplis comprehensa et conscripta per Laurentium Albertum, Ostrofrancum. Aug. Vindel. 1573. Von dieſem Werke, das ich nur aus Schottels ſtrenger Kritik kenne, dürfte vielleicht der Epilog deſſelben, ein hinlängliches Zeugniß ablegen, weshalb ich ihn hier buchſtäblich mittheile:

„Wolan Gottlob jetzt und all ſtund
Das ich vollend und glegt den grund,
Deß anfangs unſrer Teutſchen ſprach.
Nun will ich mit Gott trachten nach,
Wie man ſolch Anfang mochte mehrn
Gott und dem Vatterland zu ehren.]
Aber dich lieber Leſer gut,
Bitt ich mit trewherzigem mut,
Wann ich dir gleich nicht uberall,
Doch nur ghringſten Stuck gefall,
Das du mir darfür nichts erzeigſt,
Dann für mich dein gebett darreichſt,

Damit ich dannoch auch bſtehn mag,
Etwan dermals an ienem tag,
Deſſen wir gewiſſlich all in ein
Hoffen und můſſen gwertig ſein,
Woll dem der dann vil guts gethan,
Das beſt werk hebt den beſten lohn.“

So fromm und ernſt und ſtilldemüthig betrieben unſre Vorfahren die Wiſſenſchaften und Sprachen, und ihre Werke ruhen verlaſſen und unbeachtet in den weiten, kalten Sälen der Bibliotheken. Dem Beſſern aber iſt es oft, als ſähen dieſe Bücher ihn fragend an, warum ſie, die es ſo redlich und oft ſo gründlich meinen, ſo verkannt da ſtehen müſſen, und er greift dann mit doppelter Liebe zu ihnen.

IIII.

Kritiken.

Jean Pauls Titan.

Valérie, ou lettres de Gustave de Linar à Erneste de G.

Flegeljahre, Biographie von Jean Paul Richter.

Bemerkungen über Menſchenhaß und Reue
Bemerkungen über Götz von Berlichingen
} bei Gelegenheit der Aufführung dieſer Dramen zu Berlin, im Sommer und Herbſt 1809.

Titan, von Jean Paul. Vier Bände und zwei Bändchen komiſcher Anhänge. Berlin, 1800 – 1803. *)

Keine Schrift dieſes edlen Dichters wurde ſchon ſo lange vor ihrem Erſcheinen ſo oft und ſo warm von dem Verf. ſelbſt verkündiget, als der Titan. Schon im erſten Theile ſeiner Blumen-, Frucht- und Dornenſtücke nennt er (S. 83.) dieſe Biographie die längſte und beſte, die er je geſchrieben habe, und ſetzt mit ſeiner gewöhnlichen Laune hinzu, daß ihm täglich ganze Kar-

---

*) Vergl Allgem Literat. Zeit. 1804. Nro. 79 und 80. Dieſe Recenſion ward am Schluſſe des Jahrs 1803 geſchrieben, und iſt im December 1810 gänzlich umgearbeitet worden. Bei der großen Achtung für R.'s Genialität glaubte ich ihm und mir eine ſolche Umarbeitung ſchuldig zu ſein. Daß übrigens eine ausführliche Kritik dieſes bei weitem nicht genug gekannten vortrefflichen Werks nie zu ſpät komme, verſteht ſich wol von ſelbſt.

ren mit Aktenſtücken, Urkunden, Atteſtaten u. ſ. w. vor die Thür geſchoben würden, weil er kein Wort ſchreiben wolle, das er nicht verbrieſen könne. Auch im Quintus Fixlein, den Palingenſien u. ſ. w. wiederholt er dieſe Ankündigungen ſo oft, daß es ſcheinen kann, als ſei ihm daran gelegen geweſen, die Erwartung ſo hoch zu ſpannen als möglich. Und in der That, wenn irgend ein deutſcher Dichter am Schluſſe des achtzehnten Jahrhunderts dies wagen durfte, ſo war Er es.

Ehe wir aber fortfahren, unſere jetzige, für alle Zeiten feſtſtehende Ueberzeugung von dieſem noch bei weitem nicht genug geſchätzten Werke mitzutheilen, wollen wir jeglichen Tadel, den man etwa mit einigem Schein des Rechts über Richter überhaupt, und über den Titan insbeſondere vorbringen könnte, hier nach Möglichkeit zuſammen nehmen, und denſelben in Nro. I. ausreden laſſen. Das Beſſere und Billigere wird ſich dann hinterher ergeben.

I. Ob dieſes Verfahren (es iſt von dem häufigen Selbſtankündigungen des Titan die Rede) dem vollendeten Dichter gezieme, iſt mit Recht zu bezweifeln. Das Kunſtwerk ſoll ſich nur durch ſein Erſcheinen ſelbſt ankündigen;

ſeines Sieges gewiß, aber ſtill und anſpruchlos, ſoll das poetiſche Gebild unter die befreundeten Menſchen treten, ruhig und leiſe ſoll es ſich erheben, ohne alle vorangeſchickte Blaſeinſtrumente. — Gehen wir indeß zur Beantwortung der Frage, ob dieſes Werk, wie faſt allgemein behauptet wird, die Erwartung wirklich täuſchte, oder ob es dieſelbe allerdings zu befriedigen hoffen durfte.

Der Titan iſt kein eigentlicher Roman, in dem Sinn, wie ihn die beiden vortrefflichen Dichter in dieſer Gattung, Cervantes und Göthe, gedichtet haben. Wir finden hier nicht wie im Don Quixote und Wilhelm Meiſter jene Fülle des blühendſten Lebens, jene üppige Mannigfaltigkeit der Situationen, die doch immer wieder, wie durch einen unbegreiflichen Zauber, zur Einheit zurückkehrt, nicht jenes zarte muſikaliſche Gefühl, das auch die geläutertſte Reflexion nicht nachzuahmen im Stande iſt, nicht jene innige Vereinigung des Erhabenen und Angenehmen, worin, um es mit einem Worte zu ſagen, das Weſen des Romantiſchen beſteht. Jean Paul ſcheint dies bei allen ſeinen Werken gefühlt zu haben, denn er nennt ſie niemals Romane, ſondern nur im Allgemeinen: Biographien. Der Titan iſt ein Charaktergemälde im höhern Styl, eine Gallerie einzelner Ausſtellungen, meiſtens trefflich gedacht und geordnet, und zum Theil auch mit der ſeltenſten Energie der Darſtellung ausgeführt.

Mit Ausnahme des trefflichen Siebenkäs hat man an den früheren Biographien des Verf. getadelt, daß die Helden derſelben, der Abſicht zuwider, meiſtens ſchwächliche, in unbeſtimmten Gefühlen und unſichern Anſichten ſchwankende Geſtalten geworden ſind, daß ſie faſt alle den Familienfehler eines kränklichen Hanges zur ſüßlichen Schwärmerei, und einer oft ſuperficiellen Wehmuth theilen. Nicht ganz ſo Albano, der Held dieſer Geſchichte, der auch als ſolcher ſchnell genug angekündigt wird. In dem ächten Romane, dünkt uns, giebt es eigentlich keinen Helden; wenigſtens iſt formell betrachtet, die eine Figur ſo wichtig, und zu dem Ganzen ſo nothwendig, als die andere; hier aber iſt darauf hingearbeitet, den Helden wirklich als Helden zu geben, und ihn ſelbſt darum wiſſen zu laſſen, daß er es ſei. Hier tritt nun alſo das gerechte Verlangen ein, daß er es würdig ſei, den erſten Platz unter den Perſonen einzunehmen, daß er mit Kraft und Würde, als ein in ſich ſelbſt gegründetes Individuum, beſtimmt und begränzt, mit völlig ſicherer Hand gezeichnet ſei. Rec. geſteht, daß ihn, von dieſer Seite betrachtet, dieſer Albano, ob er gleich die Helden der frühern Schriften unſers Verf. übertrifft, ziemlich unbefriedigt gelaſſen hat. Zwar hören wir viel Schönes und Tiefgedachtes von ihm, aber wir ſehen ihn nicht ganz als lebendige Geſtalt, ſo wie wir den Werther, den Götz von Berlichingen, den Egmont ſehen, daß wir uns verſucht fühlen müſſen, ſie ohne Fehl ſo abzuzeichnen, als der Dichter ſie ſich gedacht hat. Wir hören es oft genug, er ſei ein ſchöner, kräftiger und geſunder Jüngling, aber dem widerſpricht ſo manches Einzelne, daß wir auch bei dem beſten Willen an die beiden letzten Eigenſchaften nicht wohl glauben können. — Die Phantaſien ſeiner Kinderjahre, ſeine Sehnſucht nach Freundſchaft und Liebe ſind mit Genauigkeit, Wärme und genialiſcher Kraft geſchildert worden, aber das Gemälde iſt keinesweges frei von Ueberladung, dem gewöhnlichen Fehler des Verf. Es läßt ſich darüber nichts Treffenderes ſagen, als was Schiller in dem bekannten Diſtichon ſagt:

„Jeden anderen Meiſter erkenn' ich an dem,
was er ausſpricht;
Was er weiſe verſchweigt, zeigt mir den Meiſter des Styls."

und in dieſer Hinſicht wird man eingeſtehen müſſen, daß ſich Jean Paul noch nicht als vollendeter Meiſter des Styls (im ächten Sinne dieſes oft gemißbrauchten Wortes) zeigte, ſo wie es denn auch das Anſehen hat, als werde er dieſes Zuvielgeben niemals verlernen. Nur der vollendet ausgebildeten Kraft iſt es beſchieden, die Kraft oft ſchonend zu verhüllen, und im Einzelnen auch die herrlichſten und kühnſten Bilder zu verwiſchen, wenn ſie dem Eindrucke des Ganzen durch Ueberfüllung ſchaden können. Hierunter leidet beſonders die Darſtellung von Albano's erſter Zuſammenkunft mit ſeinem Vater, die ohnehin zu ſehr vorbereitet iſt, um gänzlich zu befriedigen. — Es iſt ein Zug von reflectirender, raffinirter Weichlichkeit, der ſich die Größe der Natur nie offenbaren kann, daß er ſich einſt auf der Reiſe die Augen verbindet, um, wie der Verf. ſagt, ſeinen alten Durſt nach einem einzigen erſchütternden Guß aus dem Füllhorn der Natur mit einem Male zu befriedigen (Th. I. S. 16), wenn er die Augen dann plötzlich wieder aufſchlüge, eine Weichheit, die mit ſo manchem kräftigem Zuge in ihm, und inſonderheit mit dem durchgängig energiſch gehaltenen Verhältniſſe zu Roquairol, in einem ſonderbaren Contraſte ſteht Dieſes Verhältniß, das ſich auf die kühnſte Weiſe zerreißt, und ſein nachheriges zu Linda de Romeiro erheben ihn weit über die vorigen Helden der Jean Paul'ſchen Biographien. Nur ſeine anfängliche Liebe zu Lianen iſt ſo ziemlich in derſelben Form gegeben worden, als die Liebe des Viktor im Hesperus zu Klotilden, und des Guſtav in der unſichtbaren Loge zu Beaten; aber in der Folge zeigt der Verf. auch hier eine freiere und größere Anſicht, als er in den genannten Werken bewieſen hat. Die Abſchiedsſcene des Helden von Lianen, bei der das arme kränkliche Mädchen zum zweiten Male blind wird, gehört zu den quälendſten, die jemals mit allem Aufwand von Genie, Phantaſie und Sprache geſchildert worden ſind. Ein unglückliches Mädchen, die durch einen Schwur gebunden, auf alle die harten Vorwürfe, mit denen ſie der heftige Jüngling überhäuft, nichts erwiedern darf, an deren körperliche Schwächlichkeit wir ohnehin ſchon ſo oft erinnert worden ſind, und auf deren Augen nun (wie der Verf. in einem revoltirenden Bilde ſagt), das Schickſal die beiden „ſchwarzen Spinnen“ von Neuem herabläßt, das Loos einer ſolchen Leidenden erfüllt uns zwar mit innigem Mitleiden, aber es iſt kein äſthetiſches Vergnügen in dieſem Bedauren. Eine Gequälte, der zum Widerſtande gegen die Qual die Kraft genommen iſt, ſollte von dem Maler und von dem Dichter mit einem ſiebenfachen Schleier verhüllt werden, damit ihr Anblick nicht das Gefühl des Leſers abſpanne oder verletze. Eine kühne, kraftvolle Niobe würden wir ſelbſt in ihrem heißeſten Schmerze wohl noch ertragen haben, wenn gleich ihre Kraft gegen die feindlichen Götter nicht auslangte, aber Aeſchylus ſtellte ſie doch, ſchonend, tief verhüllt in den Hintergrund der Bühne, ſchweigend, weil er nicht wagte, dieſem unermeßlichen Schmerze Worte zu leihen. Dieſe weiſe Schonung iſt den Modernen nur ſelten eigen. Es iſt ihnen mehr darum zu thun, Kraft zu zeigen, und an dem Widerſtrebenden zu üben, als ſie zur Stetigkeit, Ruhe und Klarheit zurück zu führen. Sie ſprechen den Jammer rein aus, ſie wollen rühren, und ſollten ſie auch zu den ſchneidendſten Contraſten, zu den ſchroffſten Antitheſen ihre Zuflucht nehmen müſſen, ſollten ſie auch jedes formelle Wohlgefallen darüber aufgeben, weil nur das Materielle jene Rührung und Erſchütterung zu bezwecken im Stande iſt. Mit Vergnügen räumt indeß Rec. ein, daß J. P. in dieſem Werke nur ſelten in dieſen Fehler verfällt, und daß er ihn ſchnell genug durch ſchönere Stellen wieder gut macht. Was ferner die Unfähigkeit betrifft, manches in ſeinen Darſtellungen zu verſchweigen, ſo belohnt er uns doch dafür durch die Kraft, die er zu dieſem Irrthum verwenden mußte, da wir hingegen bei manchen andern Schriftſtellern, ganz beſonders aber bei dem nie verſiegenden Gerede der franzöſiſchen Tragödiendichter, die Schwäche und Nüchternheit, aus welcher dieſer Fehler entſprang, mit in Anſchlag zu bringen haben.

Ferner könnte ein ſolcher Tadel mit ſcheinbarem Rechte das Verdienſt des Verfaſſers in der Aufſtellung einiger weiblichen Charaktere in Anſpruch nehmen. Sie ſind (könnte er etwa ſagen) meiſtens Reſultate einer zwar tiefen, aber kränklichen Empfindung, oder einer einſeitigen Reflexion, bei der ohnehin die Anſtrengung, mit der ſie etwas zu ſchaffen unternimmt, ſehr ſichtbar wird. So iſt z. B. Liane nicht mehr und nicht weniger kränklich tugendhaft als Beata in der unſichtbaren Loge, und Klotilde im Heſperus, und eben ſo wenig als dieſe zu einer lebendigen Geſtalt erhoben worden. Wir hören von ihr, ſie ſei „eine im gediegenen Aether vererzte lichte Pſyche,“ (Th. I. S. 217.) von der aber leider die fromme Mutter befürchtet, „der Tod halte ſie für eine Erdbeere, die man pflücken müſſe, ehe ſie die Sonne beſchienen,“ und Albano ſiehet ſchon „den Tod unter dem Suchen mit der ſteinernen Ferſe auf die bleichrothe Beere tappen und ſie ertreten,“ (S. 224.) und dieſe und ähnliche harte Phantaſien geben dem Leſer ein ſo tiefes Mitleidsgefühl gegen ſie, daß man ſie vielleicht lieber in einem gut eingerichteten Kloſter, als in einem Roman ihre Rolle ſpielen ſehen möchte. Nachher ſehen wir ſie nicht anders als mit Migraine behaftet, einer Krankheit, an der faſt alle Heldinnen der Jean Paulſchen Biographien zu leiden haben. Bei Lianen iſt ſie indeß von ſo bösartiger Natur, daß ſie ſogar nach einigen grellen Worten, die der exaltirte Bruder bei der Leiche des alten Fürſten ausſpricht, mit Blindheit endiget. — „Eine eiskalte Schneide, ſagt der Verf., wie von der Todesſichel, drückte ſich durch das warme Gehirn, die Trauerkerzen brannten (ſo ſchien es ihr) trüber und trüber: — dann ſah ſie im Winkel des Zimmers eine ſchwarze Wolke ſpielen und aufwachſen" u. ſ. w.; und als ſie nun wirklich ſchon blind geworden iſt, ſo fährt der zerriſſene und zerreißende Bruder gegen die Schweſter, der nur einzelne Tropfen als kaltes hartes Waſſer auf die Wangen ſchlugen, mit der ſcharfen Frage fort: „Schwirrt kein Würgengel mit rothen Fittigen durch deine Nacht, wirft er keine gelbe Nattern auf dein Herz, und keine Schwerdtfiſche in deine Nervengewebe, damit ſie ſich darin verſtricken, und an den Wunden die Sägezähne wetzen? — Mir iſt wohl in meiner Pein, ſolche Diſteln kratzen uns, nach guten Moraliſten, auf, und bereiten uns zu."

Rec. hielt es für nöthig, dieſe Scene hieher zu ſetzen, um im Allgemeinen an die Nothwendigkeit zu erinnern, warum eine Situation dieſer Art durchaus mislingen, und ihre bezweckte Wirkung verfehlen mußte. Denn wenn es überhaupt ſchon ein finſteres Beſtreben iſt, durch die Darſtellung körperlicher Leiden einen Effect erreichen zu wollen, weil durch das Anſprechen der Sinne gewöhnlich nur das Gefühl des Jammers bei dem Leſer hervorgerufen werden dürfte; ſo wird es gewiß eine noch ängſtigendere Stimmung erwecken müſſen, wenn es mit einen ſolchen Wortaufwand, wie es hier geſchehen iſt, unternommen wird. Sieht man gar, wie es hier nicht minder der Fall iſt, die weitläufigen Anſtalten des Dichters, ſieht man ihn gleichſam die Pfeile herbeiholen, mit denen er das Herz des Leſers treffen will: ſo entziehen wir uns ihm ſchnell, um zu den erfreuenden und beruhigenden Scenen zu gelangen, die uns der Verf. ſonſt ſo reichlich bietet. Man hat ſchon früher den übergroßen Thränenreichthum der Jean Paul'ſchen Heldinnen getadelt, und man könnte ſich wohl gar zuweilen aufgelegt finden zu fürchten, daß ihre ganze Perſönlichkeit in dieſem Strom verſchwimmen dürfte; doch geſteht Rec., daß er nur dann in dieſe Klagen hat einſtimmen können, wenn von jener zu weichen Thränenrührung die Rede war, die denn doch nur ſelten in den J. Paulſchen Schriften erſcheint. Sonſt geht dieſer Thränenhaß bei den meiſten Leſern wohl nur aus einer ſehr einſeitigen und flachen Reflexion hervor, und man thäte beſſer, ſich zu erinnern, daß ja Thränen (in ihrer Aechtheit) eben ſowohl als Lächeln das ſinnliche Zeichen ſei, welches die wiederhergeſtellte Einheit im Gemüthe andeutet, und daß es daher einen eben ſo unbeſonnenen Spott verrathen würde, über die Thränen zu witzeln, die eine Scene voll tiefer und ächter Empfindung bei dem Leſer hervorrufen könnte, als über das Lächeln, das die fröhlichen Weſen in Shakſpeare's oder Gozzi's Luſtſpielen auf unſre Wangen zaubern. — Eine ſolche Scene voll ächter tiefer Empfindung iſt Lianens Tod, mit dem ſie — wenn wir ſo ſagen dürfen — für den Leſer eigentlich erſt in's Leben eingeht. Ohne irgend eine widerſtrebende Beimiſchung, ſtill und leiſe wird hier der zarte Geiſt gelöſet, und wir ſehen ihn gleichſam von ſanften Tönen begleitet, in kühnerer Freiheit dahin eilen, wie die von den Göttern geliebten Helden in der Ilias, auf einer Wolke dem heißen Kampfe in der Feldſchlacht enthoben wurden.

Juliene iſt ein Nebencharakter von weniger Bedeutung, bloß ſkizzirt, aber ohne ſonderliches Glück. Ueberhaupt ſcheint es, als gelinge unſerm Verf. nichts, was er nur flüchtig hinwirft. Solche Figuren gleichen den einzelnen Strichen, die ein ſonſt geübter Zeichner in der Dämmerungsſtunde, etwa mit der ungeſpitzten Bleifeder auf das Papier hinwirft, damit die Hand zu ſpielen habe, und ſich übe. —

Ein ungleich höherer Ernſt iſt es unſerm Verf. mit der Zeichnung der Linda de Romeiro; da aber dieſer Charakter der bloße Begriff eines Charakters iſt, im Verſtande allein, nicht im Gemüth empfangen und ausgebildet: ſo iſt es klar, warum wir, dem Aufwande von gar vielen und herrlichen Worten zum Trotz, nur wenig von dem Intereſſe für ſie fühlen, das der Verf. einzuflößen bemüht war. Doch auch ein Irrthum kann Achtung für das große Talent des Irrenden einflößen, wenn er, wie hier, mit kräftiger Conſequenz durchgeführt wird.

Albano's Pflegeſchweſter Rabette, die durch ihr Verhältniß mit Roquairol, das ſie nothwendig zerſtörend ergreifen mußte, anziehender geworden iſt, als vielleicht der Verf. ſelbſt glauben dürfte, giebt einen Beweis, daß die beſchränkte, gutmüthige Einfachheit in einer gewiſſen Klaſſe des weiblichen Geſchlechts eine Sphäre ſei, die unſer Dichter mit ungleich beſſerem Glücke ausfüllt, als die der Erhabenheit, nach der wir ihn faſt immer ſtreben ſehen, weil ſich dieſe letztere bei ihm ſelten über das Mathematiſche erhebt, und das Dynamiſche nicht ganz erreicht.

Es iſt klar, daß dieſe Rabette nur als Gegenſatz der Linda gedacht wurde, die durch das gemeinſchaftliche Verhältniß zu Roquairol wieder einen Berührungspunkt mit ihr finden ſollte; aber die Gefühlspoeſie des Verf. iſt anziehender als ſein Talent zur analyſirenden Kritik, und es iſt erfreulich, daß die erſtere meiſtens über die letztere den Sieg davon getragen hat.

Für die Prinzeſſin Idoine iſt indeß von dem Verf. ſo gar wenig gethan, daß ſie faſt nur wie ein Schatten in dieſem Buche umgeht, der um ſo weniger gefallen kann, je höher die Anſprüche auf Perſönlichkeit bei ihr geſteigert ſind. Der Fond von Darſtellungskraft, der für dieſes Werk beſtimmt war, mochte vielleicht ſchon beinahe erſchöpft ſein, und ſo mußte ſie ſich mit dem Reſt begnügen.

Was nun übrigens die Geſchichte ſelbſt, oder das Schauſpiel betrifft, das von dieſen Perſonen hier aufgeführt wird: ſo glaubt Rec. ſeiner Pflicht Genüge geleiſtet zu haben, wenn er nur ganz kürzlich anführt, daß ſich hier allerdings höchſt intereſſante Momente darbieten, daß aber das Ganze nur den Schein eines Ganzen hat, daß z. B. im erſten Theil eine Zerſtreutheit im Stoffe ſichtbar iſt, die der Verf. umſonſt zu beſiegen ſtrebte; ein Urtheil, worüber wir keinen Widerſpruch erwarten dürfen, da es ohnehin ſchon oftmals, nur ungleich härter, ausgeſprochen iſt. Es iſt ja auch bekannt genug, daß in allen Werken von Jean Paul, ſo wie bei Yorik (den er übrigens an Vielſeitigkeit und Tiefe weit übertrifft) Digreſſionen das Leben und die Seele ſind, die, wenn man ſie hinweg nähme, dem ganzen Buche ſeinen bedeutendſten Reiz rauben würden.

II. Doch ſelbſt dieſe ſtrenge, überſtrenge, ja rauhe und harte und (wider ihren Willen) zuweilen ungerechte Stimme, die wir in Nro. I. haben ausreden laſſen, würde dennoch, da ſie es in der That ehrlich meinte, folgende laute Anerkennungen keinesweges zurückhalten, die deutlich zeigen, daß ſie auch früherhin ſchon bemüht war, das Große und Herrliche im Jean Paul freudig zurück zu geben.

Wir kommen jeßt — ſo würde ſie weiter fortfahren, oder vielmehr zwiſchen jenen früheren Tadel geſetzt haben — zu dem ausgezeichnetſten und vollſtändigſten Charakter, den unſer Verf. jemals dargeſtellt hat, zu Roquairol, und in der That, wenn wir nur die Summe von Kraft erwägen, die zu der Ausführung eines einzigen ſolchen Gemäldes vonnöthen war: ſo werden wir es ſehr begreiflich finden, daß ſich unſer Verf. ſchon früher (S. Blumen-Frucht und Dornenſtücke Th. II. S. XII.) von ſeinem Titan verſprechen konnte, er werde ihm „ſtatt einer Diſpenſationsbulle, ſtatt einer Abſolution in articulo mortis, ſtatt einer poenitentiaria gegen ſo viele äſthetiſche Sünden dienen, die er ſchon begangen habe,“ welche letztern denn doch auch immer noch bei weitem anziehender ſind, als ſo manche ſogenannte äſthetiſche Schönheit, mit der man uns in frühern und neuern Zeiten heimgeſucht hat. — Jeder einzelne Zug, wodurch dieſer Charakter angekündigt wird, iſt bedeutend, und läßt uns das Innere jenes unheimlichen Weſens ahnden, deſſen Kraft, die zuerſt nur zu ihrer eignen Zerſtörung wirkte, zuletzt ſich nach außen hin kehrt, und dort verwüſtet wie ſie es vermag. Nachdem wir von dem in früher Jugend ſchon gewagten Verſuch, ſich ſelbſt zu tödten, gehört, nachdem wir ihn mit dem „hippokratiſchen Geſicht“ auf der Redoute (Th. I. S. 495) geſehen haben, giebt der Verf. folgende Schilderung, auf deren hohe

Energie und Wahrheit kein Leser von Bildung aufmerksam gemacht zu werden brauche: „Roquairol ist ein Kind und Opfer des Jahrhunderts. Wie die vornehmen Jünglinge unserer Zeit ſo früh und ſo reich mit den Roſen der Freude überlaubt werden, daß ſie wie die Gewürz-Inſulaner den Geruch verlieren, und nun die Roſen zum Sybariten-Polſter unterbetten, Roſenſyrup trinken, und in Roſenöl ſich baden, bis ihnen davon nichts zum Reiz mehr daſteht, als die Dornen: ſo werden die meiſten — und oft dieſelben — mit den Früchten der Erkenntniß ſo voll gefüttert, daß ſie bald nur die honigdicken Extrakte begehren, dann den Apfelwein und Birnmoſt davon, bis ſie ſich endlich mit den gebrannten Waſſern daraus zerſetzen. Haben ſie noch dazu wie Roquairol eine Phantaſie, die ihr Leben zu einem Naphtabrunnen macht, aus welchem jeder Fußtritt Feuer zieht, ſo wird die Flamme, worin die Wiſſenſchaften geworfen werden, und die Verzehrung noch größer. Für dieſe Abgebrannten des Lebens giebt es dann keine neue Freude und keine neue Wahrheit mehr, und ſie haben keine ganz und friſch; eine vertrocknete Zukunft voll Hochmuth, Lebensekel, Unglauben und Widerſpruch liegt um ſie her. Nur der Flügel der Phantaſie zuckt noch an ihrer Leiche.“ (Titan II. S. 8. 9.)

Allerdings mag es ſcheinen, als könne ſich ein ſolcher Charakter nicht für die poetiſche Darſtellung eignen, als dürfe der Dichter nicht wagen, einem ſolchen zerſtörenden Weſen in das ſchwüle, verworren laufende Labyrinth zu folgen, wenn er nicht in Gefahr kommen wolle, zum blaßen moraliſchen Anatomen zu werden; allein der genialiſche Darſteller wird ſchon durch die Aufhebung der Einzelnheit jenes Charakters, durch die Verbindung dieſes Individuums zur rhythmiſchen Einheit des Ganzen, jene zu voreilige Befürchtung grundlos zu machen im Stande ſein. Dem Genius iſt kein Sieg mühevoll, doch mag man allerdings zu unſers trefflichen Verf. Ehre ſagen, daß, wenn überhaupt von einer leichtern und ſchwereren Aufgabe für die charakteriſirende romantiſche Darſtellung die Rede ſein kann, er ſich gewiß eine der allerſchwerſten vorgenommen, und ſie ſo glücklich gelöſt habe, als ſie überhaupt gelöſt werden konnte. Es ſind keine Lücken nachzuweiſen, der Charakter ſteht vollſtändig da, wie die Statue des gereiften Künſtlers, wo jeder ung Beziehung hat, wo jeder Theil zum Ganzen paßt, und aus dem Ganzen Leben ſpricht.

Wir fühlen es mit Beſtimmtheit wie dieſer Menſch, der, wie der Verf. (Th. II. S. 9) in der Schilderung, fortfährt, „nicht bloß die Wahrheit, ſondern auch die Empfindungen anticipirte, der alle herrlichen Zuſtände der Menſchheit, alle Bewegungen, zu denen die Liebe, und die Freundſchaft und die Natur das Herz erheben, früher in Gedichten als im Leben durchging, früher als Schauſpieler und Theaterdichter denn als Menſch, früher in der Sonnenſeite der Phantaſie, als in der Wetterſeite der Wirklichkeit, daher er ſie denn auch, als ſie endlich lebendig in ſeiner Bruſt erſchienen, beſonnen ergreifen, regieren, ertödten und gut ausſtopfen konnte, für die Eingeweide der künftigen Erinnerung“ — wir fühlen, daß ein ſolcher Menſch gerade ſo und nicht anders handeln konnte, als er wirklich handelt.

„So ſteht er nun endlich da, gleichgültig, verſchmähend und keck gegen das ausgeſchöpfte, ſtoffloſe Leben, worin alles Feſte und Unentbehrliche, Herzen und Wahrheiten zerſchmolzen herumſchwimmen, mit ruchloſer Kraft vermögend, alles zu wagen und zu opfern, was ein

Menſch achtet, weil er nichts achtete, und immer nach ſeinem eiſernen Schutzheiligen, nach dem Tode, umblickend, an ſeinen Entſchlüſſen verzagend und ſogar in ſeinen Irrthümern ſchwankend — aber doch nur des Stimmhammers, nicht der Stimmgabel der feinſten Moralität beraubt, und mitten im Brauſen der Leidenſchaft ſtehend im hellen Lichte der Beſonnenheit, wie der Waſſerſcheue ſeinen Zuſtand kennt und davor warnt." — Auf dieſe Weiſe wird er für die Hauptfiguren, welche dieſer Roman aufſtellt, ganz das, was den Helden der griechiſchen Tragödie das Schickſal iſt: eine dunkle, zerſtörende Gewalt, der die reinmenſchliche Kraft weichen muß. Wenigſtens iſt ſchon in der frechen Willkührlichkeit, in der mit jener innern Entnervung gepaarten convulſiviſchen Kraft, die nichts ſchont, um den Moment zu genießen, eine reine Antitheſe jenes ruhig ſtarren, unbeugſamen Fatums gegeben worden, die aber deshalb, weil ſie eine reine Antitheſe iſt, und ganz im modernen, ſo wie jenes Schickſal ganz im antiken Geiſte gedacht wurde, ein Analogon deſſelben bilden muß, weshalb ſich denn auch die Reſultate gleichen.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir jede geglückte Scene, an denen dieſes Werk überhaupt ſo reich iſt, jedes kleinere Gemälde voll Wahrheit, das durch die Bildung dieſes Charakters veranlaßt wurde, nachweiſen wollten, ſei genug, auf den Brief, worin ſich Roquairol gegen Albano ganz enthüllt darſtellt, (Th. III. S. 278) auf ſein Verhältniß mit Rabetten, und auf ſein tragiſches Ende (Th. IV. S. 412.) hinzudeuten. Dieſes letztere iſt ſo einzig gedacht als ausgeführt, und um ſo tragiſcher und größer, je weniger die Neugierde des Leſers dabei in Anſpruch genommen wurde. Von einer Ueberraſchung (die ſich ohnehin mehr für das Luſtſpiel eignet) konnte hier überhaupt nicht die Rede ſein, da der Untergang dieſes Menſchen als ſchlechthin nothwendig voraus zuſehen war. Aber auch die Art, wie er fällt, war keiner regelloſen Willkühr überlaſſen, ſondern in ihm ſelbſt gegründet. Nachdem er noch das Höchſte erlangt hat, das ihm zu Theil werden konnte; Genuß und Rache, nachdem er noch einmal als Dichter ſein ganzes Leben künſtlich wiederholt hat, zuerſt in dem Briefe an Albano (Th. III. S. 278 f.) dann als „Trauerſpieler" (Th. IV. S. 393 f.) zerreißt er durch Selbſtmord den poetiſchen Schleier, worin er ſich zum letzten Male gehüllt hatte. Die

Dohle als Choragus, redet noch zwei Worte der Beruhigung ihm nach, und hier ſollte vielleicht die Scene ſchließen. Aber der Verf. bringt noch einige Contraſte hinein, indem der alte Graf den troſtloſen Albano an die Menge von Schulden erinnert, deren Bezahlung der Selbſtmörder nun entgangen ſei, und der Kunſtrath Fraiſchdörfer (der ſchon in der Geſchichte der Vorrede zur zweiten Auflage des Quintus Fixlein „ein ausgeblaſenes Straußenei, eine froſtige Lothſalzſäule" genannt wurde) eine Vergleichung dieſer Scene mit dem Schauſpiel im Schauſpiel (im Hamlet) entwirft, über den Effect derſelben Muthmaßungen äußert, und zuletzt durch den immer ſtärker werdenden Regen verhindert wird ſein kritiſches Lämpchen weiter leuchten zu laſſen. Dazu kommt noch ein Zug, den man zu hart nennen möchte, als die Fürſtin erfährt, daß Roquairol ihren Lieblingsaffen getödtet habe, und über dieſen Affenmord wehklagend den Selbſtmord des Menſchen, der ihr ſonſt ſo lieb war, vergißt.

Nach dieſem ſo durchgreifend dargeſtellten Charakter des Roquairol wird ohne Zweifel die kräftige Zeichnung des Bibliothekars Schoppe am meiſten auf unſre Beachtung Anſpruch machen dürfen. Wir kennen dieſen trefflichen, durchgehends conſequenten Humoriſten ſchon als Leibgeber aus den Blumenſtücken. Hier ſehen wir ihn wieder, aber er iſt nicht mehr ſo jugendlich blühend, als er uns damals erſchien, die Zeit, die als ein harter Gegenſatz des genialiſchen Humors und des leichten Spiels mit dem ernſten Leben daſteht, hat auch ihn ergriffen; und wir ahnden es faſt ſchon bei ſeinem erſten Auftreten, daß auch er von einem finſtern Schickſal werde gefaßt und von der hellen romantiſchen Höhe in eine dunkle Tiefe werde herabgezogen werden. Die Scenen im italieniſchen Keller, die mit einer ſehr beſonnenen herrlichen Einfachheit geſchildert worden, die ſeltſame Liebe, die ihn aus ſeiner ganzen vorigen [illegible] [illegible] herausreißt, alles dies und manche andere Züge geben dieſer Ahndung nach mehr Gewißheit. Ueber die Art, mit der ſein nachheriger großer humoriſtiſcher Wahnſinn dargeſtellt worden iſt, möchten wir lieber faſt nichts ſagen, weil es beinahe ſcheinen kann, als ſagten wir zu viel, wenn wir zu behaupten wagen, daß unſer Verf. ſogar mit der Schilderung des Wahnſinns im König Lear die Vergleichung nicht zu ſcheuen braucht. Und allerdings drängt ſich eine ſolche Vergleichung auf, eben weil die Verſtandesverwirrung Schoppe's und die des Lear aus ſo ganz und gar entgegengeſetzten Quellen entſpringen, die indeß, ſchon ihrer beſtimmten Entgegengeſetztheit wegen, ſich am Ende berühren müſſen. Shakſpeare nämlich führt den Wahnſinn von außen herein; durch ungeheuere Begebenheiten, die auf den unglücklichen König hereindringen, wird er veranlaßt; hier wird er von innen heraus erzeugt, und die Begebenheiten helfen nur wenig, ihn herbei zu führen. Shakſpears Darſtellung iſt, wie immer ſo auch hier, durchaus klar, einfach und erſchöpfend; unſer Verf. mußte ſehr verſchiedenartige, auch dem modernſten Modernen zuſagende Farben zu ſeinem Gemälde aufwenden; aber ihre Verſchmelzung zu einem lebendigen Ganzen iſt ihm auf eine nicht minder bewundernswürdige Weiſe geglückt.

Wie ſchwer übrigens die Aufgabe ſei, in einem romantiſchen Werke den Wahnſinn zu ſchildern, dafür mag uns, ſtatt aller andern noch näher liegenden Exempel, nur Richardſon zum Beiſpiele dienen, deſſen Darſtellung der wahnſinnigen Clementine von Poretta, im Grandiſon, eine kalte Mühſeligkeit verräth, die durch die verſtändige Anordnung mancher einzelner Momente, in der Erſcheinung deſſelben nicht genug geſchätzt werden konnte.

An dieſe beiden, mit ſo vieler Kraft und Gewandtheit gezeichneten Charaktere, ſchließt ſich noch das Gemälde von Albano's Vater, dem Vließritter, deſſen ſchneidendes Auge alles kennt, und alles verachtet. Aber die Züge in dieſem Bilde ſind nicht alle gleich gehalten; im erſten Theile ſcheint die Anſchauung des Verf. reiner und beſtimmter geweſen zu ſein, als in den letzten Bänden, wo ſie ſich in eine bloße allgemeine Idee zu verlieren anfängt. Die Starrſucht, von der der Ritter nicht eben ſelten ergriffen wird, macht ihn gewöhnlich zur rechten Zeit unſchädlich, giebt aber dieſem Bilde, das mit ſo vieler Künſtlichkeit entworfen worden iſt, eine zwar noch grellere Härte, während der Verf. nur eine lebendigere Mimik erreichen wollte. Auch ſollte ſich hier die Nemeſis nicht ſo materiell äußern.

Unter den weniger ausgezeichneten Charakteren wollen wir nur des Kahlkopfs, deſſen erſte Erſcheinung und Wahrſagung im Italieniſchen Keller zu den gelungenſten Momenten gehört; des Griechen Dian, deſſen freundliche Einfachheit unter ſo manchen fantaſtiſchen Menſchen, die ihn hier umgeben, etwas ſehr Beruhigendes hat, und des Miniſters Froulay erwähnen. Der Letztere iſt durchgehends con amore ſkizzirt worden, und wenn man gleich unſerm Verf. hiebei den Vorwurf machen könnte, daß er ſich zum Theil ſelbſt kopirt habe, ſo wird man doch auch gern einräumen, daß man auch hier manches Neue und anziehend Neue antrifft.

Es bleibt uns jetzt nur noch übrig, der beiden komiſchen Anhänge zu erwähnen. In dem erſten Theile zeichnen ſich beſonders die Doppeltgänger durch ächten Humor, dem es um weiter nichts zu thun iſt als leichthin und fröhlich, ohne verhaltene Indignation (wie dies bei ſo vielen Satirikern der Fall iſt) zu ſcherzen, und die kurzen Morgenbetrachtungen, über unbekannte Freudenhimmelchen, durch ächte Lebensweisheit aus, der es allein gelingt, die Nothwendigkeit des Wirklichen anzuerkennen, und mit der Idee der Freiheit zu vereinigen. — Dem Erzählungsſpiel giebt die gutmüthige Naivetät, mit der es vorgetragen worden iſt, den meiſten Reiz; ſonſt iſt wohl die pikante Wendung gleich zu Anfang deſſelben: „Als die Fürſtin von Flachſenfingen in andern Umſtänden war als das

Land, nämlich in geſegneten u. ſ. w.“ das imponirendſte Bonmot in dem ganzen Kapitel. Eine „Pointe auf die Weiber“ (S. 84.) lautet alſo: „Ihre dichteriſche Strahlen behalten ſie meiſtens ſo lange, wie das Johanniswürmchen ſeine kleinen, es zieht ſie ein, wenn es Eier gelegt. Die Waſſerpflanze ſenkt ſich wieder zu Boden wenn ſie Früchte angeſetzt hat.“ Dergleichen Reſultate momentaner Aufwallungen finden ſich indeß nur ſelten; aber ein Schriftſteller wie J. P., der bisher ſo kräftig daſtand gegen den Troß ſo vieler Romanſchreiber, die die Idee der Weiblichkeit nimmer begreifen können, hätte ſich auch dieſen Scherz nicht verzeihen ſollen.

Das zweite Bändchen des Anhangs enthält außer einer geharniſchten Vorrede, einem Circulare an Recenſenten u. ſ. w. (welches vielleicht das Witzigſte iſt, was J. P. jemals geſchrieben), einen eigenen Roman von beträchtlichem Umfang, unter dem Titel: „Des Luftſchiffers Giannozzo Seebuch.“ Er iſt einer beſondern Aufmerkſamkeit würdig, da unſer Verf. hier durch die That bewieſen hat, daß es nicht bloß das Gebiet des Witzes und des Humors iſt, in welchem er zu glänzen vermag (ein Urtheil, das man leider noch ſo oft über R. hört), ſondern daß er auch gar wohl im Stande iſt, romantiſch-tragiſche Charaktere und Situationen aufzuſtellen, denen man Kraft und Originalität keinesweges abſprechen darf. Ganz rein iſt indeß auch hier der Genuß nicht, da die tiefſinnige Bizarrerie und phantaſtiſche Einſeitigkeit Gianozzo's doch wohl zuweilen mit zu grellen Farben geſchildert wird, und zuletzt zu ſehr bloß in das Allgemeine ſich verliert, ſo daß die Individualität des Helden ſich beinahe in einen bloßen Begriff jener Eigenſchaften auflöſt.

Es wäre indeß zu wünſchen geweſen, daß man von dieſem Roman Gianozzo einen eigenen Abdruck veranſtaltet hätte, da er allerdings ein Werk für ſich ausmacht, und, wie wir bereits erwähnten, der Betrachtung ſo ſehr werth iſt. Jetzt, da man ihn als einen Trabanten des Titan betrachtete, hat man ihm wohl nicht genug Aufmerkſamkeit zu Theil werden laſſen. Dieſer Umſtand mag denn auch wohl mit dazu beigetragen haben, daß bei dem dritten und vierten Band die Anhänge fehlen.

Wir ſchließen mit dem aufrichtigſten Wunſch, daß Geſundheit und Heiterkeit, und ruhige Reſignation auf den ewig geſetzlos ſchwankenden

Beifall der Menge, den Verf. in den Stand ſetzen mögen, uns auch für die Zukunft noch mit Geiſteswerken zu beſchenken, die ſeiner ſelbſt und ſeines Vaterlandes würdig ſind.

III. Wer würde nicht den Wunſch theilen, der zuletzt ausgeſprochen wurde, dennoch ſcheint es nicht ſtatthaft, ſo zu ſchließen. Die Stimme der vollendet ruhigen Anerkennung iſt gewöhnlich die kürzeſte, und ſo ſei ſie es denn auch hier. Manches in No. I., vieles in No. II. iſt allerdings ſehr richtig hingeſtellt worden, und ſelbſt das, was ich jetzt nicht mehr billige, laſſe ich hier wieder abdrucken, weil es den Schein des vollkommnen Richtigen hat, der denn auch wohl mag veranlaßt haben, daß es nicht ſelten nachgeſprochen wurde. So folge denn jetzt das kürzeſte und beſte Urtheil:

Der erſte Band des Titan, ſo ſehr viel Vortreffliches er auch enthält, ſcheint dennoch nicht frei zu ſein von dem Fehler einer zu großen Ausführlichkeit, und des zu langen Verweilens bei gewiſſen Scenen, die dem Verf. und gewiß auch dem Leſer ſehr theuer ſein müſſen. Giebt es aber einen Fehler, den man den reinſten und menſchlichſten nennen dürfte, ſo iſt es dieſer. Von dem zweiten und dritten Theile läßt ſich nichts weiter ſagen, als das ganz kurze Wort, es ſei alles in ihnen rein und vortrefflich und vollendet, ſo daß man ſie ſicher in den Schulen leſen und interpretiren würde, hätten ſie nur das Glück, lateiniſch oder griechiſch, oder doch wenigſtens vor 1000 oder 2000 Jahren geſchrieben worden zu ſein. Im vierten Bande iſt mit der Decorationsmalerei auf der Reiſe nach Italien zu viele Zeit hingebracht worden, und das große und herrliche Wunderbare zuletzt auf eine Weiſe gelöſt worden, der ich nicht die Beiwörter geben kann, die ich dem zu Löſenden ſelbſt gab. Doch warum ſollte es auch gelöſt werden? Ein zur Begreiflichkeit herabgeſtimmtes Wunderbare iſt gar nichts mehr, ein Urtheil, das ich nicht umgehen kann, und das gewiß auch J. P. nicht umgehen wird. Alles Uebrige in dieſem Bande ſteht vollendet da.

— Was Flecken war vermodert:
Nur der Himmelsfunke lodert
Einſt geläutert zur Verherrlichung.

Dieſe Worte des wackern Bürger, auf Richters Werk angewandt, möchten etwa ſo lauten: Was Fehler iſt in demſelben, kann die Feder leicht vertilgen, und Ehre dem, in deſſen Dichtung nur von ſolchen Flecken die Rede ſein kann. Die Zeit, wo jener Himmelsfunke eben ſo rein und unwiderſprechlich anerkannt werden wird, als wie ihn jetzt z. B. bei Shakſpeare wahrnimmt: dieſe Zeit kann, hoffe ich, nicht mehr fern ſein.

Auf dieſe Zeit verweiſe ich denn auch diejenigen Kritiker meines Buches; die da etwa gar das etwas zu einfältige Wort nicht zu unterdrücken im Stande ſein möchten, als ſei es jetzt nicht mehr recht an der Zeit über ein Werk zu urtheilen, das bereits 1800 begann und 1803 geendigt wurde. Mich dünkt, es werde dazu ſelbſt im Jahre 1910 keinesweges zu ſpät ſein.

Paris bei Henrichs: Valérie, ou lettres de Gustave de Linar à Ernest de G. — Seconde édition. Tome I. 261. S. Tome II. 208. S. 8.

Dieſes Werk, von der Hand einer Deutſchen Dame, der Frau Baronin von Krüdener, hat in Frankreich eine ſo günſtige Aufnahme gefunden, daß einige Beurtheiler von ächtfranzöſiſcher Liberalität es ſogar mit dem erſten ſentimentalen Charaktergemälde der Modernen, dem

Werther unſers Göthe zu vergleichen, und ihm zur Seite zu ſtellen gewagt haben. Nun kann ſich zwar bei der erſten oberflächlichen Anſicht des Inhalts und der Briefform eine Aehnlichkeit beider Werke aufzubringen ſcheinen: allein bei einer nähern und ſorgfältigern Betrachtung der Grundidee und der Darſtellung wird ſich gar bald eine ſehr bedeutende Verſchiedenheit, ja, man darf beinahe ſagen, eine entſchiedene Antitheſe der genannten Schriften ergeben.

Mon sincère désir (ſagt Frau v. K. in der Vorrede S. VII.) a été celui, de présenter un ouvrage moral, de peindre cette pureté de moeurs, dont on n'offre pas assez de tableaux, et qui est si étroitement liée au bonheur véritable. J'ai pensé qu'il pouvoit être utile de montrer, que les ames les plus sujètes à être entrainées par de fortes passions, sont aussi celles qui ont reçu le plus de moyens pour leur résister, et que le secret de la sagesse est de les employer à tems.

Dieſe Abſicht, ein reinmoraliſches Werk zu liefern, in welchem die Geſchichte ſelbſt bloß der Faden iſt, an den die Ideen der Verfn. über das Leben, die Liebe, den Tod u. ſ. w. angereihet werden, iſt hier größtentheils mit Glück erreicht worden, und die Kritik wird ſich daher beſcheiden müſſen, die Forderungen aufzugeben, die ſie ſonſt an einen Roman zu machen berechtigt wäre. Von Poeſie und Romantik iſt hier allerdings keine Spur zu bemerken, und ſchon deshalb iſt an eine Vergleichung mit den Leiden Werthers, über deren hohen poetiſchen Werth, in Deutſchland, ſo wie in dem gebildetern Theile von Europa, wohl nur Eine Stimme herrſcht, keinesweges zu gedenken, oder doch wenigſtens nicht an eine Zuſammenſtellung.

Die Geſchichte ſelbſt iſt, wie bereits erwähnt worden, ſehr einfach, ja beinahe dürftig zu nennen. Guſtav von Linar, ein junger Schwede, wird von einer unglücklichen Leidenſchaft für Valerien, mit der er eine Reiſe durch Deutſchland nach Italien macht, ergriffen. Da ſie die Gattin eines achtungswerthen Mannes iſt, der ohnehin in einem faſt väterlichen Verhältniſſe mit ihm ſteht, ſo ſucht er auf mannigfaltige Weiſe dieſe Liebe zu unterdrücken; aber dieſe Kämpfe reiben ihn auf, er wird krank, und ein heftiges Fieber endigt ſein Leben und ſeinen Schmerz. Da nun dieſe Geſchichte durch ſich ſelbſt allein nicht wirken kann, ſo war für den Zweck, den gebildeten Leſer tief zu ergreifen, Folgendes nothwendig: Bedeutungsvolle und mit ſicherer Hand dargeſtellte Charaktere; tiefe Kenntniß jener Leidenſchaft, die den Helden tödtet, und die in den beziehungsreichſten Momenten und Situationen vor dem Auge des Leſers ſich entwickeln muß; endlich ein ausgebildeter, kraftvoller Styl; denn nur in einer harmoniſchen bis in das kleinſte Detail zum Wohllaut ausgebildeten Sprache ſoll der Dichter und Proſaiſt von einer Leidenſchaft reden, die unter den Händen roher Skribenten ſchon ſo oft von ihrer geheimnißvollen Würde und ihrer romantiſchen Anmuth verlor. Es iſt gewiß, Rec. verlangt hier nichts Geringes; doch iſt er überzeugt, Fr. v. K. werde es unmöglich gern ſehen können, wenn man nur etwas Alltägliches von ihr erwarten, und der höhern Forderungen ſich beſcheiden wollte. Wir verweilen daher einige Zeit bei jenen drei angegebenen Erforderniſſen. In Hinſicht der Charaktere war es bei dem Werke einer Dame, ſelbſt der geiſtvollſten, vorher zu ſehen, daß die männlichen den weiblichen an Wahrheit und Leben nachſtehen würden. Und dies iſt denn auch hier der Fall.

Guſtav iſt ein gutmüthiger, exaltirter Jüngling, dem man aber mehr Tiefe des Geiſtes und Concentration des Gemüthes wünſchen möchte, um an ſeiner Liebe beſſern Antheil nehmen zu können, ſeine Wallungen und Phantaſien, von denen er ſelbſt nicht immer ohne Wohlgefallen redet, ſtreben größtentheils in das Leere hinein, und bezeichnen einen jener erhitzten, ungediegenen, und wenn wir ſo ſagen dürfen — poröſen Charaktere, mit deren Schilderung die meiſten ſentimentalen Romane der Franzoſen ſich ſo gern befaſſen. Um unſer Urtheil zu belegen, führen wir eine Anfangsſtelle aus dem erſten Briefe an, wo es alſo heißt: Oh pourquoi n'avons nous pu réaliser ces rêves délectables de notre jeune age, quand notre imagination s'élancoit dans ce grand univers, voyoit rouler d'autres cieux, entendoit gronder de plus terribles orages! quand assis ensemble sur ce rocher qui se separoit des autres, et qui nous donnoit l'idée de l'indépendance et de la fierté, nos coeurs battoient tantôt de mille pressentiments confus, tantôt se rejetoient dans la sombre antiquité et voyoient sortir de ces ténebres nos héros favoris! Où sont-ils ces jours radieux de fortes et de douces émotions? u. ſ. w. Man wird einräumen müſſen, daß ſich nicht leicht auf eine mehr veraltete und verbrauchte Weiſe phantaſiren laſſe. Aehnliche Stellen von nüchterner Schwärmerei finden ſich in mehrern Briefen, und ſo iſt es denn begreiflich, daß wir den Tod eines Jünglings, der ſich nur in allgemeinen und ziemlich oberflächlichen Gedanken und Empfindungen umher treibt, und nichts Feſtes im Leben zu erfaſſen weiß, nur mit begränzter und ziemlich lauer Theilnahme betrachten können. Welch eine reiche Welt ſinkt dagegen im Werther unter, welch ein üppiger Frühling wird dort zu Grunde gerichtet!

Guſtav's Freund, Erneſt, meint es allerdings mit demſelben aufs Beſte; aber ſeine Briefe hätten billig unterdrückt werden ſollen, denn ſie ſind in der That faſt ganz ohne Werth. Die öftern Ausrufungen und Wiederholungen des hélas! Gustave, Gustave! pauvre ami! u. ſ. w. bringen wahrlich kein Leben in dieſe Briefe, und die unächte Empfindſamkeit kleidet den Mann keinesweges, der ohnehin in dieſem Buche als ruhiger Rathgeber aufgeſtellt wird. Stellen, wie folgende: Pauvre ami! que fais tu? hélas, je le demande envain à la nature engourdie autour de moi; mon coeur même, mon coeur si brulant d'amitié ne me repond pas quand je l'interroge sur ton sort u. ſ. w.; und der Schlußſatz: Tu le sais, sous cette apparence de calme, ton ami porte un coeur sensible, et c'est peut-être cette méme sensibilité qui a trouvé dans l'amitie de quoi suffire doucement à mon coeur u. ſ. w., zeugen wahrlich von einer faſt widerlichen Koketterie mit den eigenen Empfindungen, die ſo oftmals zerlegt und wieder zerlegt werden, daß zuletzt nichts Rechtes und Tüchtiges mehr übrig bleibt. Ueberhaupt muß Rec. geſtehen, daß er noch faſt in keinem einzigen franzöſiſchen Romane oder Charaktergemälde eine bedeutende Freundſchaft genügend einfach und kraftvoll geſchildert gefunden habe: und wir Deutſchen dürfen uns hier mit gerechtem Stolze geſtehen, daß wir in der Darſtellung dieſes Verhältniſſes die herrlichſten Muſter für unſere Nachbaren aufzuweiſen haben, die indeß vielleicht eben ſo wenig übertroffen, als nachgeahmt werden können.

Bei der Anlage des Charakters des Grafen, der hier als Valeriens Gemal eine Hauptrolle zu ſpielen hat, ſcheint die Verfn. allerdings etwas Bedeutendes gedacht und gewollt zu haben. So muß denn Guſtav gleich anfangs ſich in ſeinem Lobe erſchöpfen: Quel ami, Ernest, que ce second père, quel homme excellent! — — On ne sait d'abord ce qu'on aime le plus en lui, ou de sa figure noble et élevée, ou de son esprit, qui est toujours agréable, qui s'aide encore d'une imagination vaste est d'une extrême culture; mais en le connoissant davantage, on n'hesite pas: c'est ce qu'il tire de son coeur, qu'on préfère, c'est quand il s'abandonne et qu'il se découvre entierement qu'on le trouve si supérieur. — Das heißt aber nicht, einen beſtimmten Charakter malen, ſondern nur eine Quantität von Farben, die ziemlich wohlfeil zu haben ſind, über einander gießen, und es dann dem Zufalle überlaſſen, ob ein Bild daraus werde. Es iſt keines daraus geworden; denn die imagination vaste wird nur zu bald widerrufen, und von dem esprit toujours agréable wird auch mit der Zeit manches nachgelaſſen, ſo daß der Graf am Ende keinesweges mehr als homme excellent daſteht. Doch das möchte immerhin geſchehen, wenn nur irgend etwas Feſtes und Sicheres übrig bliebe. Dies iſt z. B. bei Albert im Werther der Fall, den man als einen im Ganzen recht wackern, nur etwas engbrüſtig bürgerlichen Mann kennen lernt. Er iſt nur ſkizzirt, aber mit Meiſterhand.

Für dieſe Fehler in der Zeichnung der Männer belohnt indeß die Charakteriſtik Valeriens. Sie iſt ein wirkliches Weib, das Leben hat und Farbe; und Rec. wünſcht, daß man das Verdienſt, ein ſolches geglücktes weibliches Gemälde geliefert zu haben, recht hoch anſchlage; denn in der That, wir werden derſelben eben nicht ſehr viele finden, wir mögen nun darnach in der deutſchen, engliſchen, oder franzöſiſchen Litteratur ſuchen. Indem wir aber dieſes Verdienſt aufrichtig, und nach ſeinem entſchiedenen Werthe ſchätzen, müſſen wir zugleich nur um ſo mehr bedauern, daß dieſer Charakter nicht das Reſultat einer poetiſchen, ſondern einer, wenn gleich ſehr reinen und gebildeten, doch durchaus proſaiſchen Anſicht iſt; und in dieſer Hinſicht wird er dem deutſchen Leſer, der die weiblichen Charaktere in den Werken unſers Goethe und Jean Paul kennt, keinesweges genügend erſcheinen können. Doch würde man dann vergeſſen, daß die Verfn. keinen Roman, ſondern ein moraliſches Buch zu geben verſprach, in dem die Perſonen keine eigentliche poetiſche Exiſtenz erreichen können. Eine einzelne charakteriſirende Stelle kann hier um ſo weniger gegeben werden, da ſie nicht entſcheiden könnte, indem nur durch das geſammte Werk der techniſche Zuſammenhang dieſes Charakters ſich darthun läßt. Doch verdient die glückliche Idee, das Reſultat jener beſonnenen Charakterzeichnung, bemerkt zu werden, daß es ſowohl für Guſtav, als für den Leſer zweifelhaft bleibt, ob Valeria die Neigung des Helden erwiedere oder nicht. Nur von Wahrſcheinlichkeit kann hier die Rede ſein, nicht von Gewißheit; und eben dieſes Geheimniß hätte dem Buche eine noch tiefere tragiſche Bedeutung geben können, wenn die Verfn. im Stande geweſen wäre, die etwas enge, vielleicht ängſtliche Form, der das Ganze ſich anpaſſen ſollte, zu zerſchlagen, und mit einer größern und freiern zu vertauſchen.

Nachdem Rec. nun die einzelnen Charaktere durchgegangen iſt, glaubt er nur noch einige Worte über die Darſtellung der Leidenſchaft, die den Mittelpunkt der Schrift ausmacht, und über den Styl der Verfn. reden zu müſſen. In beiden Hinſichten iſt hier nichts ſehr Ausgezeichnetes geleiſtet worden; denn jener Leidenſchaft fehlt, trotz aller Bemühungen, ſie als höchſt bedeutend und verzehrend zu ſchildern, dennoch jene heilige Tiefe, jenes innige warme Leben, wodurch ſie allein jene Wirkungen hervorbringen kann, von denen in dieſer Schrift geredet wird. Daß es der Verfn. ein hoher Ernſt geweſen iſt, die Liebe in ihrer ganzen Macht darzuſtellen, wird überall durch dieſe Briefe klar; aber es gelingt ihr nicht recht damit; denn bald will ſie ſchonend verhüllen, was hätte müſſen dargeſtellt werden; bald ſtellt ſie dar, was hätte verſchwiegen, oder doch nur leiſe angedeutet werden müſſen. Oft wird ſogar, wie wir bereits oben geſehen haben, mit ganz allgemeinen und oberflächlichen Empfindungen, Prunk getrieben; und es iſt nur ein Glück, daß die Verfn. dies hinterher ſelbſt zuweilen zu bemerken ſcheint, und durch manches inniger und herzlicher Gedachte zu vergüten ſucht.

Auf den Styl iſt ſehr viel Fleiß verwandt [illegible]; aber dieſer Fleiß iſt ſichtbar, und eben [illegible] kein reiner künſtleriſcher Fleiß. Es iſt oft etwas Unſicheres, gleichſam Unruhiges in der Darſtellung, und in den pathetiſchen Scenen iſt eine Nachahmung von Rouſſeau's Styl zu bemerken.

Aller dieſer Fehler ungeachtet, die Rec. ohne die gewöhnliche ängſtliche Rückſicht, daß die Kritik gegen eine Dame Nachſicht haben müſſe (eine Rückſicht, durch die eine ſo talentvolle

Schriftſtellerin als Frau v. K. nur beleidigt werden könnte) mit Offenheit angegeben hat, gewährt dennoch das Werk im Ganzen einen nicht unbedeutenden Genuß. Es iſt nämlich die durchgängige Klarheit und Reinheit des Gefühls und der nie verletzte ſchöne Anſtand in den Verhältniſſen, wodurch ſich der Leſer von feinerem Sinn ſtets angezogen und erfreut fühlen wird.

Wir verbinden mit dieſer Recenſion des Originals zugleich die Anzeige einer erſchienenen Ueberſetzung: Valerie oder Briefe von Guſtav von Linar an Ernſt von G. Aus dem Franz. 1804.

Wenn dieſe Ueberſetzung in die Hände eines geiſtvollern, des deutſchen Styls vollkommen mächtigen Schriftſtellers gefallen wäre, ſo hätte dies eine treffliche Gelegenheit abgeben können, der Verfn. zu zeigen, daß ihr Werk, deſſen Grundidee durchaus deutſch gedacht iſt, eben deshalb auch in deutſcher Sprache hätte geſchrieben werden ſollen, und vielleicht am allerunzweckmäßigſten in die franzöſiſche übertragen worden iſt. Hr **, dem es übrigens nicht an Ueberſetzertalent fehlt, wird ſich hoffentlich ſelbſt beſcheiden, daß er nicht im Stande ſein dürfte, bei Frau v. K. jene Ueberzeugung hervorzubringen, da ſeine Ueberſetzung an manchen Orten deutliche Spuren einer nicht zu billigenden Eilfertigkeit verräth.

Flegeljahre, eine Biographie von Jean Paul **Richter**. Drei Theile, 1804, der vierte 1805. Tübingen. *)

Wer dieſes Buch zum erſten Male durchblättert, könnte vielleicht auf den Gedanken gerathen, als habe Richter den Rath, der ihm einſt in den Xenien gegeben wurde, ſeinen Reichthum zu Rathe zu halten, angefangen zu benutzen. Abgerechnet indeß, daß dieſer ſcheinbare Vorwurf doch in der That keiner wäre, iſt es überhaupt wohl billig, ein Werk von Richter erſt nach mehrmaliger Lektüre, am beſten erſt einige Jahre nach der Erſcheinung deſſelben zu beurtheilen. Es kann ſonſt ſich zutragen, daß auch der beſſere Kritiker mit dem beſten Willen, und mit der reinſten Liebe für den reichen Geiſt, dennoch für den Moment wenigſtens ein wenig hart und unfreundlich gegen ihn werde. — Der Dichter ſoll mit Vereinigung aller Kräfte in ſich das Kunſtwerk erſchaffen und ausbilden, er ſoll ſchlechthin nichts Einzelnen aus ſeinem innern geiſtigen Fond vorherrſchen laſſen, ſei dieſes Einzelne auch noch ſo pikant und ſchimmernd, damit das Werk von dem unkünſtleriſchen Charakter der Zerſtreutheit frei erhalten werde. Er biete die ganze Summe ſeines intellectuellen Reichthums auf, er vereinige dynamiſch das muſikaliſche Gefühl mit der philoſophiſchen Vernunft, die poetiſche Phantaſie mit dem reflectirenden und plaſtiſch-ordnenden Verſtande, und es wird ihm gelingen müſſen, ſeinem Werke jene ausgebildete Reinheit, jene erhebende und beruhigende Harmonie, jene claſſiſche Bedeutſamkeit zu geben, die über jede temporelle und nationelle Rückſicht hinaus, in jeder Zeit und bei jeder Nation den entſchiedenen Charakter der poetiſchen Gediegenheit beurkundet. — So wenig es nun vielleicht bei der erſten Ueberſicht dieſes Werks ſcheinen mag, als halte dieſes Werk gegen dieſe hohe, doch völlig gerechte Forderung aus, deſto mehr entſpricht es ihr, wenn ſich in ruhigen und erfreulichen Stunden, jede einzelne Geſtalt, die dieſer Roman aufſtellt, ſo wie das harmoniſche Ganze vor unſerm Auge entfaltet. Das Teſtament des van der Kabel, welches uns den Helden der Geſchichte zuführt, zeigt uns zugleich, wie mit einem raſchen Zauberſchlage, jeden Einzelnen der ſieben Nichterben mit einer mimiſchen Wahrheit, die auf eine ſo erfreuliche und witzige Weiſe vielleicht noch nie erreicht worden iſt. In den früheſten Werken unſeres Verfs. konnte manche Perſon den Verdacht auf ſich laden, als ſei ſie gewiſſermaßen zum Geſchäftsträger oder Gelegenheitsmacher des Witzes beſtellt; hier aber ſind wahrhaft ergötzliche Menſchen, nothwendige Menſchen vorhanden, keinesweges bloße Organe des Humors. Sie hauchen den Witz nicht bloß hin und ſind dann fertig, ſondern ſie ſind nicht ſelten wider ihren Willen witzig, denn das Aneinandertreten der Charaktere und Situationen will es ſo. Wer, dem nur immer die Bleifeder und die Schwarzkreide gehorcht, würde ſich nicht freudig anheiſchig machen, den Kirchenrath Glanz, den Frühprediger Flachs, den Elſaſſer Flitte, von der Scheitel bis zur Ferſe hinzuzeichnen, wie ſie leiben und leben? Nur „das Glück eines ſchwediſchen Pfarrers," welches hier etwas ſonderbar zur Sprache gebracht wird, hätte vielleicht idylliſcher gegeben werden ſollen, als es an dieſer Stelle ſich geben kann; auch ſchwankt es mitunter zwiſchen Nüchternheit und Trunkenheit, und ſcheint nicht ohne vorher zu Rath gezogene phyſikaliſch-geographiſche Abhandlungen über Schweden, geſchrieben worden zu ſein. — Doch auch dieſen kleinen Vorwurf kann vielleicht das beendigte Werk vernichten.

---

*) Vergl. Allg. Literaturzeit. 18. Sept. 1804. Die dort ſich findende Recenſion iſt hier gänzlich umgearbeitet worden.

Das Auftreten des Helden Gottwalt Harniſch, iſt ruhig unbefangen und frei, und eben deshalb von der erfreulichſten Wirkung, ſeine Erzählung von der Zuſammenkunft mit dem deutſchen Platon, (F. H. Jacobi) das Verhältniß zu ſeinen Eltern, bei deren Zeichnung die derben Kreideſtriche ſich gar wohl ausnehmen, ſein Benehmen bei dem Examen, das Vorleſen der Streckverſe: alles das zeichnet ihn ſo klar und entſchieden, daß wir ſein Bild auf immer vor uns haben. Jetzt tritt nun auch der Zwillingsbruder des Helden, Quodsdeusvult, die humoriſtiſche Perſon, die ſich bis dahin nur auf Bäumen aufgehalten, und von denſelben herab geflucht hat, mit herrlichem Leben und ewiger Wahrheit auf. Jetzt hat ſich der Verf. Bahn gemacht, und iſt nun ganz in ſeiner Sphäre, da er das Verhältniß von vielſeitig beweglichen, energiſchen Humoriſten zu der einfach ſtillen und unbefangen weichen Natur des Bruders ſchildern darf. Möge immerhin dieſer Vult an Leibgeber und Schoppe (im Siebenkäs und Titan) erinnern, ja möchte der Verf. ſelbſt die Namen ſeiner Humoriſten, gleichſam als ſtehender Rollen nie verändern; wir würden das eben ſo wenig tadeln können, als wir es an Shakſpeare tadeln mögen, daß er uns ſeinen herrlichen Falſtaff in den luſtigen Weibern zu Windſor wiedergiebt, und daß Gozzi den jovialen Truffaldin durch alle ſeine Stücke hindurchlaufen läßt. Sollten wir indeß die drei angegebenen Charaktere vergleichen wollen, um den Genuß zu erhöhen, ſo würden wir in denſelben allerdings die Theſis, Antitheſis und Syntheſis des Witzes aufzufinden im Stande ſein, und durch dieſe vergleichende Anatomie den ganzen Fond von des Verfs. Humor überſchauen können. Er ſteht in dieſer Hinſicht unläugbar höher als Swift, Yorik, Hamann und Hippel; ja ich möchte ihn ſelbſt keineswegs dem Witz des Cervantes, ſo muſikaliſch beruhigend dieſer auch iſt, nachſetzen. Nur Shakſpeares, des modernen Alciden, allſeitig erfreuender Humor ſteht vielleicht noch über ihm.

Mit großer Ueberlegung und Beſonnenheit iſt die innere Gemüths-Hohlheit des Grafen Klothar, der ſich manche treffliche Idee, ja ſogar eine Ahndung von objektiver Bildung, doch leider nur hiſtoriſch, angeeignet hat, geſchildert worden; ein Charakter, der in der modernen Welt nicht veralten kann. Raphaela, der freilich die große Häßlichkeit recht con amore aufgebürdet iſt, gewährt ein gar ſehr ergötzliches Bild, beſonders in dem Verhältniß zu ihrem Vater, dem Kaufmann Peter Neupeter, der immerhin ein wenig an die Vorrede zum Siebenkäs erinnern möge. Er iſt demnach durchaus neu, und wie ſein Vater im Börſenhabit auf der Inſel im Park, ſo ſteht er nicht minder lebendig vor unſem Auge. Goldine hat in der That etwas Mageres, ſo wie auch Gottwalts Mutter nicht ſehr reichlich bedacht worden iſt; doch eben in dieſem Schweigen oder in dieſer Sparſamkeit erkennen wir den Dichter nicht minder, als in dem üppigen Geben mit vollen Händen. Wenn Romeo in jenem tiefen Schmerz nichts weiter ſagt als: „Iſt es denn ſo? — ich biet' euch Troz, ihr Sterne!“ und Siebenkäs in jener ſchneidenden Verletzung nur die [illegible] hinwirſt: „Es geht doch manchem armen Teufel zu hart,“ ſo iſt dies gerade der höchſten Bewunderung werth, je williger beiden Dichtern der größte Sprachreichthum der Trauer zu Gebote ſtand. Ferner iſt in dieſem Werke die ſchwere Aufgabe gelöſt, daß ſelbſt der Held und die Heldin, Gottwalt und Wina, eine entſchiedene und geſicherte Geſtaltung haben, was z. B. Goethen im Wilhelm Meiſter, in Hinſicht des jungen Mannes, von dem das Buch den Namen trägt, nicht völlig geglückt iſt.

In dieſer Hinſicht ziehen wir denn auch dieſes Werk der unſichtbaren Loge, die man hie und da als das beſte Werk Richters nennt, bei weitem vor; denn in dieſer frühern Biographie erſcheint noch ein großer Theil, halb verwiſcht und farblos, gleichſam wie ein unvollendeter Frühling, durch den nur einzelne Töne und Klänge hinziehen, die die Poeſie nur andeuten, und in welchem ſich die warmen und ſüdlichen Lüfte mit den nordiſch kalten Windſtößen nicht wohl vereinigen können.

Auch in den einzelnen polemiſchen Stellen vermißt man Neuheit und Annehmlichkeit des

Scherzes keinesweges, denn wenn auch, ſtreng genommen, die ſubjektive Satire nur Indignation iſt, und der poetiſchen Freiheit entbehrt, ſo möge man doch ja erwägen, daß dieſes nur von der Subjektivität gelten kann, die nicht als Repräſentantin der Gattung aufzutreten vermag. Es giebt einen Zorn ohne Liebe, und auch dieſer kann ſehr witzig ſeyn, ſo wie dieſes zuweilen bei Swift der Fall ſein möchte, doch der Zorn mit Liebe lebt nur in dem Elemente der Poeſie. Doch zuweilen iſt bei unſerm Verf. die Satire auch ſo unendlich harmlos, wie z. B. in der Darſtellung des äſthetiſirenden Schuſter, daß vom Zorn gar nicht die Rede ſein kann.

Rec. wünſcht dieſem Werke des genialiſchen Dichters eine ſehr ehrenvolle und durchaus günſtige Aufnahme; und er darf ſie wünſchen, wegen ſo mancher großen Vorzüge, die dieſe Schrift auszeichnen. Auch in ihr leuchtet jene herrliche Sinnesreinheit, jene zarte Frömmigkeit hervor; auch in ihr ſpricht jener milde und ſtarke Geiſt, der die mannigfaltigen Verhältniſſe des Lebens kennt, und in ſich ſelbſt eine ewige Quelle von Sehnſucht, Erhebung und Beruhigung findet. Wie wohlthätig es ſei, daß ein reicher, tiefer und ſanfter Geiſt ſich gerade jetzt in dem Zeitalter des verworrenſten, oft irreligiöſeſten Strebens, innig und kraftvoll offenbart, davon wird ſelbſt eine ſpäte Folgezeit noch eine förmliche Rechenſchaft ablegen können.

Wir geben zum Beſchluſſe einige, jenen Geiſt charakteriſirende kurze Stellen, die ſich ſehr leicht mit vielen andern vermehren ließen. „Der Menſch ſoll das Leben wie einen hitzigen Falken auf der Hand forttragen, ihn in den Aether auslaſſen und wieder herunter rufen können, wie es nöthig iſt.“ (Th. I. S. 146.) — „Auch im Weltall war Poeſie früher als Proſa, und der Unendliche müßte vielen engen proſaiſchen Menſchen, wenn ſie es ſagen wollten, nicht proſaiſch genug dünken.“ (Th. II. S. 89.) — „Was wir uns als höhere Weſen denken, ſind wir ſelber ſchon, weil wir ſie denken; wo unſer Denken aufhört, fängt das Weſen an.“ (Ebend.) — „Spielet jauchzend bunte Kinder! Wenn ihr einſt wieder Kinder werdet, bückt ihr euch lahm und grau; unter dem weinerlichen Spiele bricht der Spielplatz ein, und überdeckt euch. Wohl, auch Abends blüht in Oſten und Weſten eine Aurora, aber das Gewölke verfinſtert ſich und keine Sonne kommt. O hüpfet luſtig, ihr Kinder, im Morgenroth, das euch mit Blüchen bemalt, und flattert eurer Sonne entgegen!“ — —

— — Im Jahre 1805 iſt dieſem Werke der vierte Theil zugeſellt worden, der, wenn es auch anfangs ſcheinen könnte, als benutze er zu ſehr das Vorrecht der epiſchen Ausführlichkeit, bei einer nähern Anſicht als vollkommen harmoniſch mit der Natur des ganzen Werkes ſich rechtfertigt. Leider aber iſt ſeit jener Zeit das Werk, das kaum die Mitte ſeiner Bahn erreicht zu haben ſcheint, nicht weiter fortgeſetzt worden. Sollen wir deshalb den Verf., oder das Publikum, oder die Zeit im Allgemeinen anklagen? Sollte es wirklich dahin gekommen ſein, daß die mächtige Poeſie, die hier ihre beiden Flügel ſo einträchtig bewegt, daß tiefer und klarer Ernſt, und behaglich köſtlich deutſcher Humor nicht mehr Eingang finden bei der Mehrheit der Deutſchen? Wir wollen dem Gedanken, ſo nahe er auch liegt, nicht Raum geben, ſondern lieber die bisherige Verzögerung in zufälligen Hinderniſſen ſuchen, und mit dem Wunſche ſchließen, daß bald irgend ein literariſcher Anzeiger, der uns ſo oft manches Langweilige und Widrige zu hören giebt, die Erſcheinung von Th. 5 — 12 fröhlich verkündige. Möge dies Wort nicht verhallen, und der Wunſch nicht unerfüllt bleiben. Jeder gebildete deutſche Leſer, ſo wie die — Haslauer Teſtamentsexecutoren, beſonders aber der wackere Bm. Kuhnold unterſchreibt ihn gewiß recht herzlich.

Menſchenhaß und Reue.

Unter allen deutſchen Schauſpielen hat, wie bekannt, keines einen ſo ausgebreiteten Ruf erhalten, als Kotzebues Menſchenhaß und Reue, und es iſt deshalb keinesweges überflüſſig, einige Worte über ein Stück zu reden, das nun einmal von Liſſabon bis Irkuzk, von Chriſtiania bis Palermo, gekannt und gröſtentheils gerühmt iſt. Schon die Xenien haben mit dem Titel geſpielt, und in der That lag das Spiel nahe genug; was aber eben ſo nahe liegt, jedoch noch niemals zur Sprache gebracht iſt, möchte wohl die ganz ernſthafte Rüge ſein, daß das Schauſpiel ſeinen Titel durchaus nicht erfüllt. Iſt dieſer Meinau wirklich ein Menſchenhaſſer in der ächten, furchtbaren Bedeutung dieſes zu oft gehandhabten Wortes? Er iſt hypochondriſch, einſylbig, düſter, weichlich, verworren und tief innerlich zerriſſen. Zur Zeichnung des ächten Menſchenhaſſes, des koloſſalſten Irrthums, und Reſultates des höchſten Ueberſchwungs der Freiheit und Autonomie der Vernunft, gehört ein wenig mehr als die Farben, deren ſich K. mit vieler Bequemlichkeit bedient hat. Die eintönigen Worte der Hypochondrie, die verzagte Wehmuth, das bittre Lachen, das Fluchen auf die Menſchen, oder auf die Menſchheit en gros, das alles iſt gar leicht aufzutreiben; kann aber eben deshalb auch nur wenig bedeuten und wirken. Der Stuffengang wäre etwa dieſer: Man findet die Menſchen anfangs ein wenig unbequem, dann läſtig, dann gefährlich, dann haßt, dann flieht, endlich verachtet und ignorirt man ſie. Es folgt dann ein betrübtes Syſtem, dem zufolge die Menſchen als ein Zuſammenfluß von widerwärtigem Geſindel, als eine Grundſuppe von Gemeinheit, als die unangenehmen Abſchnitzel der Schöpfung erſchienen: man trennt ſich gänzlich von ihnen, und der Irrthum, ſich ſelbſt rächend in jeder Minute des Lebens, verſteinert ſich, und ſteht zuletzt vollendet da. K's. Meinau ſteht wohl nur auf der erſten Stuffe, ihm ſind die Menſchen unbequem, weil er ihnen nicht kräftig genug entgegen ſtand, und, innerlich morſch und feige, zuletzt faſt zum Ambos werde. Einen wahrhaften Menſchenhaſſer ſtellt uns nur Shakſpear in ſeinem Timon dar, wo jener Haß, wie eine ungeheure giftige Wolkenmaſſe, ſich auf die warme Bruſt des Helden wirft, und ihn nach und nach zu Boden drückt. Schiller lieferte bekanntlich ein dramatiſches Fragment: „der Menſchenfeind,“ in welchem jener Menſchenhaß ſich intenſiv entwikkelt, und welches, in dieſer Beziehung, zum Shakſpearſchen Timon ſich etwa verhalten möchte, wie der Mythus vom Fauſt zu der vom Don Juan. Was endlich gar den Moliereſchen Menſchenfeind betrifft, ſo hat es mit demſelben am wenigſten auf ſich, und mich dünkt, eine kühlende Medizin oder ein Aderlaß wäre hinreichend, um ihn von dem Menſchenhaſſe zu befreien, auf den er ſich ordentlich etwas zu gute thut.

Daß übrigens in dem Kotzebueſchen Schauſpiel auch keine wahrhafte Reue erſcheine, möchte wohl noch leichter zu erweiſen ſein, und man dürfte nur kühnlich auf Seite 1 bis Ende hinweiſen. Wenn die wahre Reue eine kräftige Selbſtvernichtung iſt, die nur durch Religion wieder zur Selbſtſchöpfung werden kann, ſo finden wir hier, wenn ich ſo ſagen darf, nur eine bequeme, kitzelnde Miniatür-Reue, bei der man ſich recht wohl befinden, und alt und grau werden kann auf dem Sofa.

Dem allen ungeachtet hat das Stück ſeine anziehende Kraft hinlänglich bewährt. Sie liegt im Stoffe ſelbſt, den man allerdings pikant finden muß, ſo wie in einzelnen Situationen, die friſch und jugendlich und nicht ohne Witz erſcheinen. Nur Tiefe fehlt überall.

Götz von Berlichingen.

Wenn wir die Geſchichte der deutſchen Poeſie, Beredſamkeit und Kritik befragen, ſo finden wir, außer ſo mancher andern ſeltſamen Erſcheinung, die uns beſonders die drei letzten Jahrzehnte bieten, auch dieſe, daß die Mehrheit der deutſchen Schriftſteller immer ein Paar *Worte* haben mußte, auf denen ſie gewiſſermaßen ruhte, oder an denen ſie, wie an einem ſchern Geländer, auf und nieder ging. Da man die Wahl unter Millionen Worten hatte, ſo verfehlte man auch nicht, die beſten auszuſuchen, deren tiefe Bedeutung nicht ſo leicht verwiſcht werden konnte. So hat man ſich ſeit geraumer Zeit an den Worten „Religion, Gemüth, Deutſchheit,“ gelabt, wobei ſich viele dicke Bücher nennen ließen, die man damit ordentlich illuminirt und gefärbt hat. Die Meiſter, die den herrlichen großen Sinn jener Ausdrücke in tiefer Bruſt bewahrten, ſprachen die Worte vor, und die Jünger ſchrien ſie nach, jene hüteten mit ernſtem, frommem Sinn das heilige Feuer im ſtillen Tempel, dieſe riſſen ein Paar voranliegende Feuerbrände an ſich, und ſpielten damit auf öffentlichem Markte. Aber ſo wie dem Menſchen jede andere Verſchwendung eher vergeben werden kann, als die Verſchwendung mit Freundſchaft und Liebe und jedem was göttlich iſt, ſo iſt auch dem Schriftſteller das Luxuriren mit jenen edelſten Worten, wie eine wahre Sünde gegen den heiligen Geiſt, der Poeſie anzurechnen. Wie die Juden mit dem Namen Jehova umgehen, ſo ſollten wir mit den Worten: Liebe, Poeſie, Religion, Deutſchheit verfahren. Was ſie ausſprechen, iſt unſer höchſtes Kleinod.

So nun, im reinen und keuſchen Geiſte iſt das obengenannte Schauſpiel gedichtet worden, welches wir den unentſtellten Boden der Deutſchheit nennen dürfen, wie ſie ſich in einem der bedeutungsvollſten Jahrhunderten abſpiegelte. Der Geiſt dieſer Deutſchheit iſt ſtille intenſive Gedrängtheit bei raſtloſem Kampf nach außen hin, Anſpruchloſigkeit und Einfachheit bei dem ſinnigen Ahnden des Höchſten, was die Religion bietet, Stolz und Demuth im Leben und Tode, Sicherheit und Entſchiedenheit in ſich ſelbſt, und deshalb Vertrauen auf die Menſchen, inniges Hingeben an Liebe und Freundſchaft und alles Schöne, was das Leben ſchmückt; doch auf der anderen Seite glühender Haß und ſtetes Ringen gegen geſchminkte Falſchheit und freche Willkühr. Ein Gott, ein Vaterland, ein Weib und ein Freund: das war der Beſitz unſeres Götz, und ſo ſtand er ruhig kräftig da. „Himmliſche Luft, Freiheit:" Dieſe Worte, mit denen er ſtirbt, bezeichnen das Element, in denen ſich ſein Leben bewegte, und ſo iſt denn auch ſein Tod nicht ſchreckend und zerreißend, ſondern ſanft erhebend und beruhigend. Wie die Lieblingshelden der Götter bei Homer auf einem Wolkenwagen den Gefahren der ſtaubigen Schlacht leicht enthoben werden, ſo der wackere Götz, dem der Tod befreundet ſein mußte, da ſein gläubiger Sinn das Leben verſtanden hatte.

V.

Scenen aus einem Trauerſpiel:

Iſidor, Graf von Santacaſa. *)

---

*) Die Idee zu dieſer Tragödie wurde bereits im Jahre 1798 entworfen und ungenügend ausgeführt. Im Jahre 1803 bearbeitete ich dieſe Scenen, die man als einzelne anſehen und beurtheilen möge, in denen der Mittelpunkt des Stücks nur angedeutet, nicht aber mit Beſtimmtheit gezeigt werden kann. Daß der Plan, und größtentheils auch die Ausführung ſelbſt, in eine frühe Jugend fällt, werden befreundete Leſer nicht überſehen wollen.

Perſonen.

Marquis von Villafranca, Miniſter.
Antonie, ſeine Tochter.
Lorenzo, Neffe des Marquis.
Julie, Antoniens Freundinn.
Pedro von Santacaſa.
Anſelmo.
Iſidor, Graf von Santacaſa, Pedros Neffe.
Henrico, ſein Freund.
Philipp, in Pedros Dienſten.
Carlo, Poſtknabe.
Bürger, Pagen, Bediente.

Die Handlung geht in Sicilien vor, und fällt in das ſechzehnte Jahrhundert.

Erſter Aufzug.

(Im Hintergrunde Ausſicht auf das Meer, vorn zur Seite Gebüſch. Es iſt Abenddämmerung.)

Erſter Auftritt.

Henrico, **Carlo** treten auf. Hinter ihnen einige Diener und Iſidoro in Schiffertracht.

Henrico.

Nicht weiter! — Hier laßt uns Halt machen, und ſeiner warten. Hier wollte er uns treffen. (Zu den Dienern.) Lagert euch dort am Hügel. — Carlo du bleibſt bei mir.

Carlo.

Wie ihr befehlt, Signor. Es iſt niemals gut allein zu ſein, und bei ſolchem Wetter, bei ſo betrübten Ausſichten nun vollends gar nicht.

Henrico.

Ja trübe ſind die Ausſichten am Himmel — vielleicht auch für unſre Zukunft. Doch, leichtes Blut ſtrömt noch in meinen Adern, und ich mag es wohl, wenn es ein wenig wild um mich her zugeht, damit ich meine Kraft daran üben könnte. Nur meinem Freunde beſchied der Himmel nicht dieſen heitern Sinn. Mit tiefem Ernſt ſieht er ins leichte Leben, ich ſehe ſeine friſche Jugend welken, und kenne nicht das Leiden, das ihm drückt.

Carlo.

Es iſt ein ſonderbarer Herr, man kann's nicht anders ſagen: Da könnte er hier, wie im Himmel, bei Tänzen, Schmäuſen, Faſtnachtsſpielen die Zeit vorüber tanzen laſſen, die Nacht zum Tag, den Tag zur Nacht machen, wie ſich's gebühret für ſeinen Stand. Doch nimmer hat er das gethan, ich habe oft zu ſeiner ein[illegible]ſe den Kopf geſchüttelt. — Ich [illegible] hingehn, da er doch niemals unſre Ergötzlichkeiten ſtörte. Auf einmal aber hat der Teufel ſein Spiel, er läßt uns befehlen, zur Reiſe ſollen wir uns fertig machen, nach Peru oder Chili; je weiter je beſſer. Wir ſchütteln unſre Köpfe aneinander, als wollten wir an der beſten und ſchlechteſten Quelle zugleich, uns Raths erholen, da ſpricht er dazwiſchen: „bleibt oder folgt! — mir gleich!“ Was iſt zu machen? laſſen kann man einmal nicht von ihm, denn es iſt ein gar guter Herr, nur gar zu wunderlich und ſeltſam.

Henrico.

Es ziemt dir nicht, ſo frei zu reden, Carlo.

Carlo.

Laßt mich! Wir packen unſre Mantelſäcke, füllen zu guter Letzt die Schläuche noch mit herrlichem vaterländiſchen Wein. Halb ärgerlich, halb jubelnd ſteigen wir zu Schiffe, ein Sturm erhebt ſich, wenige Stunden nach der tollen Fahrt, er treibt uns zurück — wir erreichen mit genauer Noth den Hafen wieder, und nun . . . . ſind wir wieder, wo wir waren.

Henrico.

Warum erzählſt du mir, was ich ja ſelbſt am beſten weiß?

Carlo.

Ich hab' mir Luft gemacht, nun bin ich fertig.

Henrico.

Fertig wohl, nur glaube nicht, daß du der Reiſe entgehſt. Erheitert ſich der Himmel, ſo ziehen wir weiter.

Carlo.

Sagt das der Graf?

Henrico.

Er ſagt es nicht, doch weiß ich es gewiß.

Carlo.

Was iſt ein Jammer! — Ich möchte ihn wohl einmal fragen, was ihm denn eigentlich dieſer gute Boden gethan hat, daß er nicht mehr auf ihn treten will; ich möchte ihn wohl um Manches fragen, doch, weiß der Himmel, wie es zugeht, ich habe nicht das Herz, und bin doch ſonſt nicht eben allzu furchtſam.

Henrico.

Ich will es dir geſtehn, mein guter Junge, es geht mir ſelbſt zuweilen ſo, wie dir. Die alte Freundſchaft, die alte treue Liebe, die nie vermindert werden kann, die hab ich noch für Iſidor, und ewig wird auch er ſie für mich haben, doch jenes alte trauliche Verhältniß — es läßt ſich beſſer fühlen als beſprechen, — das iſt nicht mehr wie ſonſt. Eine ſeltſame geheimnißvolle Schwermuth iſt über ihn gekommen, ein kaltes Schweigen wohnt in ſeinem Blick, das mehr noch redet, als die eigentliche Rede, und doch dem Freunde nicht genug thun kann. Aber ich will es brechen dieſes Schweigen, erforſchen will ich ihn, und ſeinen Schmerz mit treuer Liebe theilen.

Carlo.

Ich habe ihn ein paar Mal angeſehen, während des Sturms. Es ſchien ihm recht wohl dabei zu werden, aber ich denke, es könne wohl nicht das Rechte ſein, und mir ward gar nicht wohl dabei, daß ihm ſo wohl ward. Doch als wir alle nun darauf drangen, zurück zu kehren, die Weiber heulten, und die Kinder kreiſchten, da gab er ſchweigend nach und finſter. — Seht, da kommt er ſelbſt — ich gehe zurück.

Henrico.

Wie ernſt, wie nachdenklich er daher tritt,
Er ſcheint mit ſich ſelbſt zu reden.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Iſidor.

Iſidor.

Es heult der Sturm, es wütet der Orkan,
Es fallen Fichten; Eichen ſtürzen hin,
Wie Helden in der Feldſchlacht.
Die Haine, die dem Wandrer Obdach-liehen,
Der Liebe Schutz und ſüße Heimlichkeit,
Und ſanfte Ruhe gaben, wehn erzittert. —

— O, mir iſt wohl bei dir furchtbarer Nord.
Du biſt gewaltiger als das Schickſal, du entwurzelſt
Die Bäume nur, die ihre Wipfel ſtolz
Zum Himmel hoben;
Doch das Geſchick ſchont, unerbittlich, auch
Des Mannes nicht, der nie nach Hoheit ſtrebte,
Nach Hoheit, wie die Welt ſie nennt, die nur
Dem flücht'gen Leben falſchen Schein verleiht.

(Nach einer Pauſe.)

Sich mühn der Pflicht zu folgen und nicht können,
Mit Männlichkeit, mit tief verletztem Herzen
Verzicht thun, und in einer ſolchen Laufbahn
Gehemmt zu werden, von dem Himmel ſelbſt,
Der Stürm' hervorruft, meinem heißen Streben
Zu widerſtehn, und Ungewitter aufthürmt,
Mich in das Land zurück zu ſchleudern, das
Mir theuer iſt, wie meiner Mutter Buſen,
Aus dem des Lebens erſte Luſt ich trank. —
Wer wagt es mir zu deuten, dieſes Loos! —
Doch war des Jünglings erſte Wonne: Schmerz,
Der ſüße Schmerz der Liebe!

(Nach einer neuen Pauſe.)

Ach, Antonia,
Warum dich ſehen, wenn ich dich verlaſſen muß.

Verlaſſen? ja, ſo wills der finſtre Vater,
So wills das finſtre Schickſal, das ich ſelbſt
Mir auferlegte, noch ein blüh'nder Knabe,
Da ich noch mit dem jungen Leben ſpielte.

Henrico (tritt zu ihm.)

Wir haben uns wacker getummelt — es iſt alles wieder an's Land geſchafft. Hörſt du mich, Iſidor?

Iſidor.

Ich höre dich, und danke dir für alles.

Henrico.

Der Himmel tritt auf meine Seite, Freund, und hat keinen Gefallen an deinem chimäriſchen Plan.

Iſidor.

Chimäriſch nennt ihr Alles, was ihr nicht
Begreift, und nie begreifen könnt, ihr Glücklichen!

Henrico.

Ich kann dein Vorhaben nicht anders nennen, als wie ich es nannte. (Mit Lächeln.) Wer weiß, ob das Schiff vom Sturm zurück getrieben wäre, wenn *wir* uns nicht darauf befunden hätten. — Der Wind vom Meere her iſt froſtig, wie dieſer Morgen, der vom December her ſich in den Mai verwirrt zu haben ſcheint.

Iſidor.

Mir iſt heiß.

Henrico.

Mir wahrlich nicht, doch kann mir heiß werden, wenn ich zurückdenke an das, was wir beſtanden. Es iſt gewiß ein erbärmlicher Tod in den Wellen. Dafür lob ich mir zu fallen auf dem Felde der Schlacht, wenn die Kugeln, die Schwerdter, das Schmettern der Trommeten und das Röcheln der Sterbenden das Gefühl betäubt, und den edlen Tod zur Triumphmuſik erhebt. Das iſt denn doch, bei Gott, erhebender und herrlicher, als wenn die Segelſtangen knarren, der Wind die Flaggen zerzauſt, und die Wellen mit gierigem Ungeſtüm eindringen, um das warme Leben kalt und tückiſch zu morden.

(Iſidor geht ſchweigend umher.)

Henrico.

Und nun vollends das Weibergeheul, das Kindergewimmer! — Nein, Iſidor, wir gehen nicht mehr zu Schiffe.

Iſidor.

Wohl iſt es ſchwer, des Freundes zu entbehren,
Doch, wenn es ſein muß, bin ich auch allein.

Henrico (mit ſanftem Vorwurf).

Iſidor!

Iſidor.

Soll ich dein heitres Leben binden an das finſtre
Geſchick, das ewig ſtreng um meine Jugend ſchwebt?

Henrico.

Ich verſtehe dich nicht mehr, ich erkenne den friſchen Jüngling nicht mehr, der es ehedem ſo ſtolz und fröhlich wagte, ſich mit der Jugend Blüthen zu bekränzen. Und doch ſollte dir das Leben jetzt in ſchönſtem Glanz aufgehen, du liebſt und wirſt geliebt. Antonie, nach deren Hand ſo mancher Edle ſchon vergeblich rang, ſie liebt dich, oder wahrlich, Alles täuſcht.

Iſidor.

O ſtill, mein Freund, ich wag es nicht zu denken,
Und, dächt ich es, wie würd ich es ertragen?

Henrico.

Ueberzeuge dich; dir ſteht das Haus des alten Marquis offen, denn er ahndet keinen Santacaſa in dir, davor ſchützt dich der angenommene Name Montenero, unter dem du hier gelebt haſt. Und möcht' er es auch am Ende hören müſſen, daß du der Sohn ſeines alten Feindes biſt: er muß dich lieb gewinnen, und dann fragt man ja nach Namen nicht. Kann er wollen, daß der Sohn büßen ſolle, was der Vater verſchuldete, und wird nicht längſt das froſtige Alter die tolle Hitze ſeines Haſſes gedämpft haben?

Iſidor.

Du kennſt ihn nicht, den tückiſch ſtarren Sinn,
Du kennſt ihn nicht den tiefen, ew'gen Haß.
Der die Geſchlechter Santacaſa, Villafranca,
Wie feindliche Geſtirne aus einander hält.

Henrico.

Ich ſehe Hinderniſſe, große Felſenwände, die du zu überſteigen haben wirſt, aber deine Kraft wird nicht daran ermatten. — (Nach einer Pauſe.) Geh nicht vom Kämpfplatz, Iſidor, verlaß dein Vaterland nicht, gieb dieſe abenteuerliche Reiſe auf, die ich ſo wenig begreife. O, ich fürchte, wenn das ſchöne Sicilien hinter dir läge, und der weite Ocean dich von Meſſina trennte, und von Antonien, du würdeſt es nicht ertragen, ich fürchte, ein dumpfer, unthätiger Gram würde dich bald überſchleichen, in trübſinnigen Träumen deine Thatkraft verglühen, und zuletzt . . . . . ich mag es nicht zu Ende denken.

Isidor.

Wohl ſprichſt du wahr, Henrico, und ich ſehe
Mit Schaudern nur die freudenleere Zukunft.
So hohl und kalt vor meinen Blicken ſchweben.
Ja wohl, wer von dem ſüßen Vaterland,
Von der Geliebten losgeriſſen, einſam
Auf fremdem Boden irren muß, wo Niemand
Die Blume kennt, die einſt ihm duftete,
Wo niemand ahndet jene ſel'gen Träume,
Die einſt um ſeine Seele gaukelten,
Und nun nicht mehr umgaukeln dürfen:
Da wird die Morgenſonne nur in Thränen,
Die Abendröthe, Zeugin einſt der Freuden,
Der ſtillen, nun verlornen Freuden,
Sich in dem Blicke der Erſchöpfung ſpiegeln.
(Nach einer Pauſe.)
O Vater, nur um deinetwillen leid' ich
Du haſt durch einen einz'gen Augenblick,
Den unbeſonnen ſchrecklichen, die Freuden,
Die Wonnen alle mir vernichtet, und ein Wort,
Ein einzig Wort entlaubt das blühn'de Leben!
O Vater war das väterlich? ſo tief
Den Sohn beſtricken, ſein Gemüth verwirren,
Daß er das finſtre Wort nachlallen mußte,

Vor dem die Freude, wie erſchreckt, entflieht?
Nicht väterlich, bei Gott, nicht edel war es …
Doch ſtill, ich will nicht klagen, nicht den
[illegible] Schatten
Um ſeine Ruhe bringen, Ruhe ſei
Mit deiner Aſche, Vater!

(Neue Pauſe. Während derſelben gehen Lorenzo und Philipp in leiſem Geſpräch über die Bühne. Der Leztere iſt mit einem Pilgergewand bekleidet. Als er Iſidor erblickt, nimmt man Spuren von Verlegenheit und Unruhe an ihm wahr. Lorenzo bemerkt die Anweſenden nicht, und verliert ſich bald mit Philipp in dem Hintergrund. Iſidor fahrt fort:)

Ja Henrico,
Ich muß von hinnen, muß dem Vaterlande
Den Rükken kehren, muß die Heißgeliebte
Verlaſſen, ohne je ein Wort des Troſtes
Von ihren ſüßen Lippen zu vernehmen.
Ich muß entſagen.

Henrico.

Entſagen? warum mußt du? das Wort hatte ſonſt keinen Sinn für dich.

Iſidor.

O hier hier lernt' ich es erkennen.

Henrico.

Du weichſt mir aus, doch ich wiederhole die Frage, warum mußt du entſagen?

Iſidor.

Frage mich nicht.

Henrico.

Erkläre dich, es iſt dein Freund, der dich fragt, und dem die Freundſchaft ein Recht zu fragen giebt.

Iſidor.

Weil du mein Freund biſt, frage mich nicht mehr,
Um deiner Ruhe willen, frage nicht.

Henrico.

Du weckſt mich aus einem Traume, der mich eine lange Zeit erfreute. Ich wähnte dein Vertrauen zu haben, wie du das meinige, aber jetzt nimmſt du mir, hart und rauh, dieſen Glauben, der mich ſtolz machte. (näher tretend.) Iſidor, iſt das recht? — hatte ich jemals, ſo lange wir Freunde ſind, ein Geheimniß vor dir? genoß ich jemals eine freudenvolle Stunde, an der du nicht Theil nahmſt? hatte ich je einen Schmerz, den deine Mitempfindung mir nicht linderte? Du aber, du bedarfſt meiner nicht bei deinem Schmerz, du fertigſt mich ab, wie einen rohen Ueberläſtigen, der ſich beſcheiden ſollte, nicht in Geheimniſſe dringen zu wollen, die nur dein eigen ſind.

Isidor.

Iſt's möglich, kannſt du ſo den Freund verletzen,
Mich ſelbſt verwunden, und dich ſelbſt erniedern?
Du den ich ſchon in ſelger Knabenzeit
Mir auserkohr, du, deſſen heitrer Sinn
Schon oft den trüben Ernſt von meiner Stirn
Verſcheuchte, du, des ewig gleiche Treue
Sich auf des Lebens ſturmumwehter Wallfahrt
So oft bewährte, kannſt dich ſo verkennen,
Mich ſo verkennen?

(Pauſe.)

Horch! was war das? hörteſt
Du nicht Geräuſch? verworrene Stimmen im Walde?

Henrick.

Du weichſt mir aus. —

Isidor.

Vernahmſt du nichts? . . . . Ha, neuer Ruf um Hülfe!

(geht ſchnell ab.)

Carlo. (eilig aus dem Hintergrunde.)

Hier iſt es nicht geheuer. Aus dem Fluſſe, glaub' ich, ruft einer um Hülfe, der nicht lange mehr ſchreien wird. Vor wenigen Miunten ſah ich zwei Männer hier vorbei gehen. Der eine war ein Pilger, und ſchien mir eben nicht der frömmſte Schelm, der andere, glaub ich, war Lorenzo, der Neffe des alten Marquis.

Henrico.

Sollte hier Verrätherei? ..... Ein Stral von Hoffnung für meinen Freund, wenn's ihm gelingt ſie aufzudecken.

(ab.)

Carlo (indem er ihm folgt.)

Ich ſeh hier keine Stralen, lauter Dunkel.

Dritter Auftritt.

(Nach einigen Augenblicken, daß die Bühne leer geblieben, kommt Philipp mit ſchnellen und furchtſamen Schritten.)

Verdammt! verrucht! — ja warlich das Fluchen allein gelingt mir; ſonſt nichts. — Eine That wie dieſe gewagt, und keinen Vortheil — ha! (er hört Schritte, und ſieht mit flüchtigem Blick dahin, woher ſie kommen.) Bei Gott, es iſt ihnen gelungen! (Er entfernt ſich eilig.)

Vierter Auftritt.

[illegible] mit Lorenzo am Arm, hernach Henrico.

Lorenzo.

Dank Ihnen, herzlichen Dank.

Iſidor.

Ihre Kleider triefen. (er reißt Lorenzo's Mantel ab, und hüllt ihn in den ſeinigen.)

Lorenzo.

Unnöthige Sorgfalt. Meine Natur iſt von ächtem Stahl, wie mein Degen; (indem er Iſidor umarmt.) Aber noch einmal, Dank Ihnen, den innigſten Dank, daß Sie mich dem kalten Waſſertode entriſſen, und in das warme Leben wieder hinauf gezogen haben.

Iſidor.

Ihre Rettung war leicht.

Lorenzo.

Das mindert meinen Dank nicht. Beim Himmel, ich hätte es nicht eine Minute länger ausgehalten. Das Schwimmen in Kleidern iſt beſchwerlicher als Tanz in Waffen.

Henrico.

Aber, Signor, erklären Sie mir den ſonderbaren Vorfall.

Lorenzo.

Erlaſſen Sie mir, das jetzt zu erzählen.

Iſidor.

Ganz recht — Sie werden Sich nach Ruhe ſehnen. (nach einigem Kampfe mit ſich ſelbſt.) Leben Sie wohl Signor.

Lorenzo.

Höre ich recht? Sie wollen mich verlaſſen?

Iſidor. (ſanft.)

Den Weg nach der Stadt zu finden, wird Ihnen ja leicht ſein.

Lorenzo.

Zu Ihnen möcht' ich den Weg finden, zu Ihrem Herzen! (nach einer Pauſe.) Ich bin Ihnen ſo herzlich gut, möchte Sie tauſendmal ans Herz drücken, und Sie reden vom Weggehen! — Sie wohnen ja auch in Meſſina.

Iſidor.

Ich werde es bald verlaſſen.

Lorenzo.

Nimmermehr. — Nein wahrlich, ich werde Sie nicht laſſen. Ich ſah Sie ſchon mehrere Male — — ich wünſchte es immer Sie zu kennen, nicht, was man gewöhnlich ſo nennt, nein, Sie zu lieben, mit Ihnen leben zu dürfen, das war mein Wunſch, und nun wollen

Sie mir den Rücken wenden. (halb ſcherzend.) Sehen Sie doch nach, ob ich auch das Leben zu gebrauchen weiß, das Sie mir wieder geſchenkt haben. Glauben Sie mir, die Kraft, die Sie mir wiedergegeben haben, iſt ſtark genug um gefährlich zu ſein, wenn ich ſie gegen Sie gebrauche.

Iſidor.

Sie ſind bei Laune, Marquis —

Lorenzo.

Sie werden ſie verſcheuchen, fahren Sie ſo fort.

Iſidor.

Ich ſoll zu Ihnen? ich in das Haus Ihres Oheims? Sie wiſſen es nicht, was Sie bitten. Leichtſinnig tändeln Sie mit dem Moment, der tief bedeutend werden könnte für uns Alle.

Lorenzo.

Ich wag' es darauf. — O kommen Sie, ich bitte, und wenn Sie auch meinen Dank verwerfen, ſo verſchmähen Sie doch wenigſtens nicht den Dank meines Oheims, meiner Couſine Antonie.

Iſidor (umhergehend, für ſich:)

Antonie! — Vater — Schwur! — Wo iſt hier ein Ausweg? Sie ſehen? in ihrer Nähe athmen dürfen? von ihrem Blick beſeelt ein neues Leben leben? — Ich kann nicht widerſtehen.

Lorenzo (zu Henrico.)

Begreifen Sie das? — ich nicht, ich wahrlich nicht.

Henrico.

Es iſt ſeltſam, ich ſtehe vor ihm wie vor einem Geiſterſchloß, wo nichts mir antwortet.

Iſidor (zu ihnen zurücktretend).

Ich ſollte Ihnen nicht folgen, Marquis, (ſehr bedeutend) ich ſollte nicht, doch ich vermag nicht länger zu widerſtehen.

Lorenzo.

Das erſtere begreif ich nicht, und halte mich nur an das letztere. Kommen Sie, dem nüchternen Morgen bei vollen Bechern zu entfliehn.

(alle ab.)

Fünfter Auftritt.

(Zimmer im Pallaſt des Marquis.)

Antonie und Julie treten auf im Geſpräch.

Julie.

Das war ein böſer Sturm die ganze Nacht

[illegible]. Ich konnte nicht zum Einschlafen kommen, so viel Mühe ich mir auch gab.

Antonie.

Auch ich ſchlief nicht, und wünſchte nicht zu ſchlafen. Es war ein fürchterliches Wetter — Sturm und Wind, Regen und Hagel ſchienen ſich verſchworen zu haben, um wider die Erde zu wüthen, aber mir war recht wohl, recht wunderbar wohl dabei, als ich ſo in die bewegte Nacht hinausſah, und die lange düſtere Reihe der Wolken an meinem Blick vorüberging.

Julie.

Dabei war dir wohl?

Antonie.

Warum nicht? — Mir ſchien das alles nur [illegible], ein großes Schauſpiel zu ſein, das die Natur aufführt, um ſich ſelbſt daran zu ergötzen.

Julie.

Dahin verſteigt ſich meine Fantaſie nicht leicht, und ſo ſeh ich nur im Regen, Regen, im Sturmwind, Sturmwind, weiter nichts. Ja, ich denke wohl gar noch an die armen Wandrer, die mit dem böſen Sturm zu kämpfen haben.

Antonie.

Nur wenn ſie einſam ſind, beklag ich ſie. Doch wenn ein Freund zur Seite geht, o dann, ſo denk ich mir, iſt's gar nichts ſchlimmes, Stürmen zu widerſtehen. Da ſchließt man ſich inniger an einander, die Freude wagt recht laut zu werden, eben weil ſie nicht ſoll, man ſagt es ſich, wie ſehr man einander liebe, und das thut man nimmermehr bei heiterm Himmel, in der Mittagswärme, wo alles ſicher, ungeſtört den gewohnten Gang ſo hingeht.

Julie.

Ich dachte an das Schlimmere, an Häuſer, die der Blitz entzünden konnte, an Schiffe, die der Sturm im Meer begräbt; ich mag daran nicht mehr denken, was ich dachte.

Antonie.

Mir ſtörte das die ſüßen Träume nicht.

Julie (indem ſie lächelnd ihre Hand ergreift).

Ich kenne, dünkt mich, dieſes Traumes Bild.

Antonie.

Hab' ich der Freundin je verſchwiegen, was das Herz mir hebt, den Buſen mir erfüllt? Wir Menſchen wären auch gar zu arm, wenn wir ſo ſüßen Träumen und Ahndungen entſagen müßten.

Julie.

So lange es Träume bleiben, liebes Kind, doch nur zu bald ſchweifen ſie in das Leben ſelbſt herüber.

Antonie.

Wenn ſie es dürften, würd' es beſſer werden.

Julie.

Mein Ja entſcheidet nicht, deines Vaters Nein iſt mit Sicherheit voraus zu ſehen. — Jener Unbekannte im Park, es mag ein trefflicher Jüngling ſein; doch dein Vater hat höhere Plane mit dir, und würde niemals eine Verbindung zugeben — das weißt du beſſer ja als ich.

Antonie (mit einiger Lebhaftigkeit).

Eine Verbindung? — wer denkt daran? — mußt du denn alles ſo groß nehmen? — Wahrlich, ich könnte dir recht böſe werden, wär' ich dir nur nicht ſo gut. (Nach einer Pauſe.) Nur an ihn denken will ich, von ihm träumen, mich freuen ſeiner herrlichen Geſtalt, und aus dem Blick des ſeelenvollen Auges die Ahndung ſchöpfen, daß auch er ſo von mir denkt und träumt. — Erinnerſt du dich noch jenes ſtillen Abends, wo ich an deiner Hand dem lärmenden Feſte dieſes Hauſes enteilte, um mit dir des neuen Frühlings zu genießen, der aufgegangen war in milder Feier? Ja du erinnerſt dich des noch, du mußt dich des erinnern. Es war uns, als hielte ein hoher Geiſt des Friedens die ſtille Gegend umarmt, um ſie für immer liebend zu beſchützen. Wir waren ſo heiter, recht innerlich, daß wir keine Worte dafür hatten, ſondern nur ſchweigend uns ſagen konnten, welch ein Gefühl unſer Herz ergriffen hatte. Wir eilten in das Wäldchen, und ſiehe, da trat er daher, ſchweigend und allein wandelte er, ſanfte Hoheit und tiefe Beſcheidenheit ſprach aus ſeinen Augen, Kraft und Schwermuth; den Ernſt des Greiſes und des Jünglings Kühnheit trug er auf der erhabenen Stirne. Unſre Blicke trafen ſich, ein wunderbares Gefühl ergriff mein Inneres, mein Leben war entſchieden und gelöſt. (Sie umfaßt Julien.)

Julie.

O dieſer einzige Moment enthält deine ganze Zukunft.

Antonie.

Du biſt die Einzige, zu der ich reden mag von jener Stunde, und von ihm, der mir ein neues Leben gab in jener Stunde.

Julie.

[illegible] ich höre deinen Vater kommen.

Antonie.

Er iſt es — ich fühl es, denn das Herz im Buſen ſchließt ſich zu.

Julie (ſieht ſie fragend an.)

Antonie.

Es war nicht Bitterkeit, wahrlich nicht. — Aber kann ich ihn denn ſo lieben, wie ich ihn lieben möchte? will er mein Vertrauen, will er meine Liebe?

Sechſter Auftrit.

Die Vorigen. Marquis von Villafranca.

Marquis (für ſich, ohne Julien und Antonien zu bemerken).

Wer iſt dieſer Menſch? woher kommt er? wer hat mit Santacaſa Freundſchaft, ohne daß ich's weiß? — (Er geht umher.) Aber bei Gott, ich will dieſen grauen Fremdling kennen lernen, kraftvoll den dunklen Schleier zerreißen, in den er ſich verhüllt, oder ..... dieſe Nacht iſt nicht die einzige, die ich um ſeinetwillen ohne

Schlaf verbrachte. (Er bemerkt die andern.) Ihr hier? — ich glaubte mich allein.

Antonie.

Wenn Sie allein ſein wollen, gehen wir. (Julie entfernt ſich, Antonie will ihr folgen, der Marquis ruft ſie zurück.)

Marquis.

Bleib Antonie — mir iſt's nicht gut, wenn ich jetzt ganz allein bin.

Antonie.

O wenn ich hoffen dürfte, daß Ihnen wohl würde bei Ihrer Tochter, wie gern wollte ich immer um Sie ſein!

Marquis.

Hm — es mag ſein, ich glaube dir. Eine Unwahrheit zu ſagen, biſt du viel zu ſtolz, und achteſt auch das Leben nicht genug, die Mühe dir zu geben. Laſſen wir das. — Sag mir, wo iſt Lorenzo?

Antonie.

Vor Tagesanbruch ging er aus.

Marquis.

In Sturm und Ungewitter? — Doch was fragt er darnach, der herrliche kräftige Junge? — O, mit ihm verlach' ich Santacaſa.

Antonie.

Laſſen Sie mich die Frage thun, werden Sie jetzt von ihm beunruhigt?

Marquis.

Seltſam! als ob er jemals ruhen könnte!

Antonie.

Wird er denn nie verlöſchen dieſer Haß? Iſt Santacaſa . . . .

Marquis.

Schweig! nenne mir den Namen nicht, antworte mir nichts, wenn ich von ihm rede, verzieh keine Miene, äußere weder Unwillen noch Beifall, ſprich nichts, was nur entfernt Bezug hat auf ihn. Mir wendet ſich das Herz bei dieſem Namen in feindlicher Bewegung, und unwillkührlich greift die Hand zum Schwerdt. (Nach einer Pauſe.) Doch, ſtill, ich muß ja ſelbſt auf ihn kommen. Sag mir, Antonie — darin habt ihr Schlangenklugheit — ſag' mir, kennſt du den Fremden?

Antonie (mit Erröthen).

Don Iſidor Montenero?

Marquis.

Den mein ich nicht, den fürcht ich nicht. Ein ſtill fantaſtiſcher Schwärmer hält ſich nicht zu Santacaſa. Den Alten mein' ich, den Anſelmo.

Antonie.

Ich ſah ihn niemals.

Marquis.

Auch ich nicht, und das iſt es gerade, warum ich ihn fürchte. Hätt' ich den grau vermooſten Alten nur von Angeſicht zu Angeſicht geſehen, mein Auge heften können auf das ſeine, ich ſcheute ihn nicht, haßte ihn vielleicht nicht einmal. Doch jetzt, da ich mir alles in ihm denken kann, was Menſchen fürchten dürfen, denk ich mir wirklich alles dies in ihm, und wende meine Kraft auf, ihm die Kraft zu leihen, die er vielleicht gar nicht beſitzt. So ſeltſam iſt der Menſch, ſo geht er ſelbſt darauf aus, ſich zu quälen!

Antonie.

Wie frei und fröhlich könnten Sie, mein Vater, das ſchöne Leben genießen, wenn dieſer Haß die Quelle nicht vergiftete.

Marquis.

Beſcheide dich, darüber denken zu können. (Pauſe.) — Ich muß mit Lorenzo reden, muß ihn ſehen, aber der Zufall iſt nun einmal ſo tückiſch, daß niemals das da iſt, wornach wir uns ſehnen. Wie füll ich nun die gehaltloſe Leere dieſer Zeit? — Hole deine Laute — (man hört Geräuſch.) — Was iſt das? — Ja, es iſt Lorenzo's Gang.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Lorenzo. Iſidor.

Lorenzo.

Sein Sie gegrüßt, mein Oheim, herzlich gegrüßt!

Marquis.

So ſtürmiſch, Neffe?

Lorenzo.

Ha, wohl! beinah hätt' ich Sie niemals wieder geſehen.

Marquis.

Nicht wieder geſehen? — träumſt du?

Lorenzo.

(Indem er Iſidor vorſtellt, deſſen Blicke ſtarr auf Antonien gerichtet ſind, deren ſprachloſes Erſtaunen ſichtbar iſt.)

Hier dieſem Manne danken Sie mein Leben. Er riß mich aus des Stromes wilden Fluthen, die mein heftiges, feuriges Leben mit einem Male für immer abzukühlen drohten, und während wir beide noch dazu thaten, es wieder zu erwärmen, war mein edler Gegner entflohen, ohne auf meine Dankbarkeit zu warten.

Marquis.

Wie? hab' ich recht gehört? Wer war der Gegner? — Ha, mir ahndet — doch, rede, erzähle — Nein, laß mich erſt dieſem Manne danken, der den Plan meiner tückiſchen Feinde vereitelte. (Er umarmt Iſidor.)

Iſidor.

Ich that, was jeder würde thun.

Antonie.

Laſſen Sie auch meinen Dank mit dem Dank meines Vaters vereinigen, daß Sie meinen guten Vetter gerettet haben.

Iſidor (verbeugt ſich ſtumm).

Lorenzo (mit Lächeln).

Den guten Vetter hört ich mich nur ſelten nennen. Sonſt hieß ich nur der Wilde, Ungeſtüme.

Marquis.

Meine Neugierde iſt auf's höchſte geſpannt, erzähle mir den ganzen Verlauf.

Lorenzo.

Der Morgen war kaum angebrochen, als ich heute mein Bette verließ. Ich hatte eben im Traum mit Santacaſa mich herum geſchlagen, darum ſuchte ich mir die Ruhe nicht in dieſen Sälen, ſondern eilte ins Freie und nahm den Weg, den ich ſo gern nehme, den Weg zum [illegible] hin, kaum eine halbe Stunde von hier. Es war ein böſes Wetter, mit dem ich zu kämpfen hatte, wie im Traum mit den böſen Gedanken. Nach einiger Zeit ſah ich einen Pilger auf mich zukommen. Wir grüßten einander, und da mich die Langweile zu plagen anfing, ſo ließ ich es geſchehen, daß er mir Manches vorplauderte, von Abenteuern, die er beſtanden, von Gelübden, die er gehalten, und von Mädchenherzen, die er gebrochen. Unter dieſen Reden (zu Iſidor ſich wendend) müſſen wir auch an Ihnen, edler Freund, vorbei gekommen ſein, ich bemerkte Sie nicht, doch mein Pilger mochte beſſer um ſich her geſehen haben, denn er ward unruhig, und ſah oft zurück, ob uns auch Niemand folge. Mir fiel das nicht auf, denn ich ſtand jetzt am Ufer des Fluſſes, und ganz verloren in manche verworrene Gedanken, ſah ich hin auf die ſchäumenden Fluthen, die drängend über einander dahin rollten, weiter und immer weiter ohne Zweck und Ziel. Der Böſe hole dergleichen Gedanken, mir wenigſtens bekamen ſie ſchlimm, denn der Bube ſtürzte mich in dieſem Augenblick, von hinten zu, von dem lockern Boden, auf dem ich ſtand, hinweg, gerade hinein in eben die Wellen, über die ich ſo eben meine Betrachtungen angeſtellt hatte, und die mich jetzt aller Betrachtungen mit einem Male überheben wollten. Die Furcht vor dem naſſen Tod gab mir Rieſenkraft, und ob mich gleich meine Kleider hinderten, ſo vermochte ich doch, durch tobendes Schwimmen mich noch auf der Oberfläche des Waſſers zu erhalten. Mein wackres Schreien drang endlich zu meinem unbekannten Retter, ich hatte Mühe, von ihm zu erbitten, daß er mir hieher folge, endlich gelang es, wir eilen hieher, in zwei Minuten war ich umgekleidet und habe beinahe alles Böſe ſchon wieder vergeſſen, doch das Gute, Sie gefunden zu haben (er reicht Iſidor die Hand) das, glauben Sie mir, werde ich nie vergeſſen.

Marquis.

Der Vorfall ängſtet mich — ich fühle mein Blut wilder zum Herzen ſchlagen — ich ſehe angelegten Plan — kein Zweifel über den Urheber — der Betrug iſt klar — ha! ich durchſchaue dich, Santacaſa! Es ſtimmt zuſammen von dieſem Fremden, der unbekannte geheimnißvolle Fremde unter den Kaſtanienbäumen.

Lorenzo.

[illegible] Oheim, wer? von wem reden Sie?

Marquis.

Aber fühlen ſollen ſie, wer Villafranca iſt. (er geht heftig ab.)

Achter Auftritt.

Die Vorigen ohne den Marquis.

Lorenzo.

Er hört mich nicht.

Iſidor.

(der während der letzten Rede des Marquis in einem [illegible] Nachdenken daſtand.)

Wenn Zorn entflammte ſeine ganze Seele, da hört man auch des nächſten Freundes Stimme nicht.

Lorenzo.

Und was ſprach er von einem geheimnißvollen Fremden unter den Kaſtanienbäumen? — Hm! — Nun, es wird ſich ja alles entwickeln.

Iſidor.

Wohl wird es ſich entwickeln, alles, alles. —

Aber ich preiſe Sie glücklich, Signor, Ihr Oheim liebt Sie, — wie er haſſen kann.

Lorenzo.

Er iſt mein Oheim nur dem Worte nach, mein Vater mehr.

Iſidor.

Wohl Ihnen — wohl! — Vaterliebe iſt ein ſüßes Wort, bei dem ſich Mancher ſchneidende Ton des Lebens muß vergeſſen laſſen.

Antonie.

Sie ſcheinen das tief zu empfinden, Signor.

Iſidor.

Mich hat des Vaters Liebe nie beglückt, ſchon in der frühſten Kindheit war ich arm an dieſer Liebe — ich wäre einſam geweſen, ganz einſam, wenn nicht ein holdes Weſen freundlich zu mir geſprochen hätte. O ich werde ihn immer hören den freundlichen Kindeston. (nach einer Pauſe, während Antonie im Nachdenken da ſteht.) Doch — Vaterliebe hat mich nie beglückt.

Antonie.

Nie? ach! warum Ihnen dieſes ſchmerzliche Entbehren?

Iſidor.

Erſchreckt Sie mein Geſchick? das ſoll es nicht — (mit finſterm Lächeln) nicht geliebt? das [illegible] ſagt viel, [illegible] — gehaſſt hat er mich denn doch [illegible] — gehaſſt? wer ſagte das? davor, ja davor würd' ich ſelbſt erſchrecken. [illegible] mich von ihm reden? Hin iſt hin — er iſt todt — ſeit drei Jahren ſchon — der Arme fiel in die Hände der Inquiſition.

Lorenzo.

Vor drei Jahren? ſonderbar.

[illegible]

Vor drei Jahren war auch hier ein Unglücklicher, der gleiches Schickſal litt.

Lorenzo.

Gedenke nicht des Elenden, der mehr verdient hatte als den Tod, gedenke nicht des Frevlers, wenn unſer Freund von ſeines Vaters Schickſal redet.

Iſidor.

Die [illegible] ſeit Jahren ſchon die Erde deckt?

Lorenzo.

Oft iſt es mir, als könne er nicht todt ſein, als wirke er noch fort uns zu verderben; doch wenn er wirklich, wie ich's hoffe, auch ſchon im Grabe ruht, ſo ſag' ich's dennoch frei, ich haſſ' ihn, ja. Nur wer zu haſſen weiß, verſteht zu lieben, und nimmer würd' ich's wagen, um Ihre Freundſchaft zu werben, verſtänd' ich's nicht, auch Feind zu ſein. Es iſt nicht eigner Wille, es iſt eine Gewalt, eine unwiderſtehliche Gewalt, die uns von Menſchen treibt und hin zu ihnen. Zu Ihnen treibt ſie mich, Sie lieb ich herzlich, mir iſt's als hätt ich Sie ſchon ſonſt geſehen.

Iſidor.

Als Knabe ſchon verließ ich meine Heimath, durch fremde Länder irrt' ich; auch damals war ich fern, als mir der Vater ward entriſſen.

Lorenzo.

Gewiß, ich ſah Sie ſchon als Knabe — wo? wie? das weiß ich nicht, doch muß es ſein. Ich könnte ſonſt ſo traulich nicht mit Ihnen reden.

Antonie.

Mir iſt's als hätten wir als Kinder ſchon mit einander geſpielt, ganz ſtill und heimlich, wo uns Niemand ſah, und Alles um uns blühete.

Iſidor.

O dieſe Stille, dieſe Heimlichkeit — das iſt vorbei, wie meine Kinderjahre, wo jenes holde Weſen freundlich zu mir ſprach.

Zweiter Akt.

[illegible] bei dem Hauſe des Marquis.

Vierter Auftritt.

Iſidor allein.

(Sitzt unter einem dunkelbelaubten Akazienbaume in Gedanken verſenkt, und thut einige Griffe auf einer Guitarre.)

Sey künftig verſtummt wie meines Herzens Saiten,
Nicht mehr berühren will ich dich.

(Er ſteht auf, nach einer Pauſe:)

— Welch ein Gefühl,
Ergreift mich bei dem Anblick dieſes Plätzchens!
Die Kuppel des Palaſtes dort, des ſtolzen,
Wie oft entzückt' es mich, wenn ich, als Knabe,
Sie von der untergehenden Sonne Stralen
Vergoldet ſah; da hob des Herzens-Ahndung
Sich kräftiger in dämmerlicher Stille,
Und kühner durfte ich ſie der Nacht vertrau'n,
Die Träume alle, die der Tag verlöſchte.
Der Hügel dort, wo ich ſo harmlos ſpielte,
So heiter noch die Sonne ſinken ſah,
Die Bäume hier, mit duft'gen Blüthen prangend, —
Wie oft ſchlich ich, dem finſtern Vater zu entfliehn,

In eure Kühlung, ſah Antonien,
Die ſüße Kleine, ſpielen in dem Schatten
Und freute mich ſo innig, wenn ſie mich
Mit ausgeſuchten Aepfeln und Melonen
Beſchenkte, die ich zu genießen nie;
Nur zu betrachten wagte, wie ein Pfand,
Ein theures Pfand der Liebe.

(Pauſe.)

O ihr Tage,
Ihr ſel'gen Tage der Vergangenheit,
Ihr ſeid auf ewig in den Schooß der Zeit
Hinabgeſunken; niemals kehrt ihr wieder.
Erinnerung, du liebevolle Göttin,
Laß Wonne mich an deinem Buſen trinken,
Wehmüt'ge Wonne – drohend ſteht vor mir
Die ſchwarze Zukunft, o verhülle mich
Vor ihrem Blicke. —

Fünfter Auftritt.

Iſidor. Henrico.

Henrico (tritt, unbemerkt von Iſidor, ein, er betrachtet ihn eine Weile, dann ſagt er, indem er leiſe ſeine Schulter berührt:)

Iſidor!

Iſidor.

Wer ruft? — Ach du biſt's Henrico.

Henrico.

Ich ſuche dich.

Iſidor (an ſeinem Halſe).

Hier liegt dein armer Freund.

Henrico.

So weich Iſidor? — Wer dich nicht kennte, würde dich ſchwach nennen. — Ermuntre dich, du bedarfſt Stärke.

Iſidor.

Ich leſe in deinem Auge — du willſt mir von Männlichkeit erzählen. Habe Geduld mit mir — ſieh nur, ich dachte an die Vergangenheit.

Henrico.

Nicht ohne Wehmuth, wie ich ahnde.

Iſidor.

Nicht ohne Schwäche, ich will es dir geſtehen.

Henrico.

Die Stärke haß ich, die nicht von Momenten der Weichheit unterbrochen wird. In dir ſah ich von jeher Kraft und Muth, erhabene Stärke mit Schwachheit und Reſignation wunderbar vermiſcht.

Iſidor.

Wohl mag es ſein, du kennſt mich ganz.

Henrico (ſehr ernſt).

O nicht doch — Vieles fehlt, daß ich dich kennte. Erinnerſt du dich nicht mehr meiner Fragen im Walde?

Iſidor.

Ich will dir Rede ſtehen; — kann ichs doch nicht länger einſam in meinem Buſen ſchließen was mir am Herzen nagt.

Henrico.

Rede, öffne dich, oder deine Kraft verflattert in öder, dunkler Trauer.

Iſidor.

Ach, Henrico, du wirſt keinen Troſt haben für mich. Ich kenne dich, dir iſt die Pflicht heilig, du erfülleſt ſie, und ſollte auch dein Inneres dabei verbluten. Ich bin geſammelt, ich will dir erzählen, höre mich. (Er zieht ihn näher zu ſich). — Als mein Vater noch lebte, als ich noch bei ihm mein ſtilles Leben verbrachte, das keine Vaterliebe, keine Freude — das nur Natur und höhere Ahnung beglückte, da ſah mein Vater leicht, daß er meinem kindiſchen Herzen nicht jenen wilden Haß gegen Villafranca werde einflößen können, ſo ſehr er ſich auch mühte — . . . . . Wir ſind doch auch ganz allein?

Henrico.

Es ist Niemand um uns. — Wie dein Gesicht [illegible] Isidor! — Faſt möcht' ich dich bitten, nicht fortzufahren.

Iſidor.

Still, ſtill! o laß mich! — — Als er nun des inne wurde, und doch den Haß fortpflanzen wollte, der ſein ganzes Gemüth erfüllte, da erſann er einen Plan, der ihm dann auch mit mir, dem feurig, leichtgläubigen Knaben, nicht ſchwer wurde. Schon oft hatte ich gewünſcht, das enge väterliche Haus zu verlaſſen, meine Kräfte in Kampf und Streit zu verſuchen. Ich hatte einen Waffenbruder unter den Spaniern, die wider die ſtolze Eliſabeth fochten. Mit ihnen wollte ich kämpfen für den heiligen Glauben. Rauh und unfreundlich wies mein Vater dieſen Wunſch zurück, ſo oft, ſo feurig ich ihm auch geäußert hatte. Ich trauerte tief; in meinem Herzen war nur der einzige Gedanke; und ich mußte ihn in mich zurückdrängen. Was hätte ich nicht wagen und thun wollen, um dieſe Sehnſucht erfüllt zu ſehen! — Eines Tages ſah ich meinen Vater ſehr heiter und freundlich. Seit langer Zeit hatte er mich nicht mehr: Sohn genannt, heute nannte er mich ſo. Ich wollte ſeine Hand an meinen Mund drücken, aber er küßte mich mit gütigem Lächeln auf die Stirn. Da ward mir wohl, recht wunderbar wohl, und ich wagte es meinen Wunſch zu erneuern. — „Deine Bitte ſei dir gewährt, mein Sohn, ſprach er, aber du verſagſt mir auch wohl eine andere nicht, die ich an dich habe?“ — Keine, keine! rief ich aus, und drückte tauſend heiße Küſſe auf ſeine Rechte. Freundlich ſtrich er mir die überhangenden Locken von der heißen Stirn, und reichte mir einen großen Familienpokal, gefüllt mit dem feurigſten Wein, daß ich ihn leeren ſolle, auf gutes Glück im Kriege gegen das ſtolze England. Mein Blut wallte erhitzt, ich hing mich feſt an den Vater und bat ihn, er möge reden was ich thun ſolle für ihn. Er ging voran, ich folgte. Wir kamen in ſeine Sommerwohnung, eine dunkle einſame Grotte. — Laß mich kurz ſein, Henrico, es iſt als verwirre ſich ſelbſt meine Sprache, wenn ich von dieſem verworrenen Moment rede. — Hier ſchilderte er mir mit den glühendſten Farben ſeine Feindſchaft mit Villafranca, er erzählte mir, wie dieſer Mann von jeher jeden Frieden in ſeiner Familie geſtört, wie er ihn unterdrückt und jeden ſeiner Entwürfe gehemmt habe. Wahres miſchte er mit Falſchem. Du kennſt ſeine Sprache, aber die Macht der Rede eines Vaters gegen ſeinen Sohn gewandt, kennſt du nicht. — Ich war bewegt, tief ergriffen von widerſtreitenden Leidenſchaften, der Lorbeerkranz der Ehre ſchien mir zu winken; meines Vaters erkünſtelte Thränen hielt ich für Thränen der Wahrheit, und ſo — (nach einer kleinen Pauſe) ſo erfüllte ich denn, was er verlangte — ſo ſchwur ich denn .... o, ſieh nicht weg Henrico! — ſo ſchwur ich denn, daß mein Haß gegen Villafranca dauern ſolle, bis zum letzten Hauch des vergehenden Lebens, daß ich ihn, ſein Geſchlecht, alles was den Namen Villafranca führe, jeden Freund deſſelben haſſen, unerſchütterlich haſſen wolle, daß ich zerreißen wolle das Band, das den Menſchen anſchließt an den Menſchen, daß ich erſticken wolle jeden Gedanken an eine freundſchaftliche Verbindung mit ihm, daß ich eher ſterben, als eine Wohlthat, ein Gut von ihm annehmen wolle, daß ich .... o Henrico, Henrico!

Henrico.

Unſeliger, ſo mußt es dahin kommen!

Iſidor (mit kaltem Schmerz).

Dich, das ſchwur ich mit einem gar ſchauervollem Eide, deſſen Kraft kein Prieſter löſen kann.

Henrico (ringt vergeblich nach Worten).

Iſidor.

Ich lag vor dem Bilde des Gekreuzigten, meine Hand legte ich auf das heilige Buch. Verzicht thun wollt' ich, ſo lautete der frevelhafte Schwur, Verzicht thun wollt' ich nicht bloß auf dieſes Lebens flücht'ge Freuden, auch auf die Gnade dort oben, die uns ward durch des Erlöſers tiefe heilige Leiden, ich ſchwur auf das Crucifix den heiligen unheiligen Eid, und Niemand auf Erden kann mich davon entbinden.

Henrico.

O, ende, ende!

Iſidor.

Und der furchtbare, ernſtlächelnde Vater ſtand daneben mit unverwandtem Blick, und hielt das gezogene Schwerdt über mein Haupt, daß ich eingedenk ſei dieſer Stunde. — Ha, ſieh, ſteht er nicht dort der graue Schatten und mahnt den vergeßlichen Sohn an ſein Gelübde? (er umfaßt Henrico.)

Henrico (nach einigem Stillſchweigen).

Sammle Dich! — ich ahndete das nicht, ich wußte nur um die Feindſchaft, nicht um den

Schwur. — Es iſt ein böſes, böſes Wort das Du geſchworen, doch ....

Iſidor.

Meineid? wie? ſoll ich die gräßlichſte der Sünden auf mich laden? Antonia iſt für mich verloren — verloren! — o laß mich das Wort wiederholen, daß ſich das Herz verblute bei dem hohlen Ton!

Henrico.

O ruhe aus an dieſer treuen Bruſt, du armer Freund, und möge es mir gelingen, dich zu beruhigen. Es iſt ein verbrecheriſcher Eid, den Du geſchworen: Du darfſt ihn brechen, Du mußt ihn brechen.

Iſidor.

Iſt's möglich? ja der Ton dringt tief in meine Bruſt.

Henrico.

Friede gebeut ein höheres Geſetz, das heilige Liebe gab, und kein verrätheriſch dir abgedrungener, tückiſch abgeliſteter Schwur kann dich entbinden von dem ewigen Gebot der Eintracht. Darum ſei keine Feindſchaft zwiſchen dir und dem Marquis, doch — ſei des Vaters letzter Wille dir heilig, der Wille, den dir

Vater haben durfte, und den der Sohn erfüllen muß, auch wenn das Herz ihm bricht.

Iſidor (hebt ſein Haupt aus Henricos Armen).

Da hör' ich nicht des Freundes Stimme mehr. (nach einer Pauſe — kalt:) Ganz recht. Sie iſt für mich verloren, auf immer verloren. Ich faſſe den Gedanken — o ſag mir faß' ich ihn? erbleich' ich? – verloren? dieſer Ton ſoll mich zu Grabe läuten. — verloren? nicht wahr? das wollteſt du mir ſanft verkünden.

Henrico.

Gieb ſie auf — ich muß es ſagen, ſo ſchwer es mir auch wird hier wahr zu ſein, ſo ſehr ich fühle, wie tief ich dich verletzen muß. Nicht haſſen ſollſt, nicht haſſen darfſt du das Geſchlecht der Villafranca, ſo weit erſtreckt ſich keines Vaters Macht; doch dieſe enge, ewige Verbindung? das hieße ſpotten ſeines letzten Willens, und zürnen würde noch der finſtre Schatten. (nach einem kleinen Stillſchweigen) So ſpricht ein inneres Gefühl in mir: was auch der klügelnde Verſtand dagegen rede.

Iſidor.

Auch in mir ſpricht dieſe Stimme. Aus der tiefſten Tiefe meines Inneren, da erhebt ſich dieſer ſchneidende Ton, der das Herz vernichten will, das Herz das ihn geboren. O können sich die Geiſter verſchwören, wider den Geiſt, die Stimme des Gefühls gegen das Gewiſſen? (Pauſe) Ich fühlte mich am Morgen noch ſo ſtark — das iſt vorbei. Hoch geſpannte Saiten erſchlaffen, wenn ſie nicht zerreiſſen. (Nach Pauſe) Wie ſie daſtand, Henrico, allen Reiz in ſich vereinend, mit dem der Himmel tauſend ihrer Schweſtern beglücken konnte! Du kennſt ſie nicht, Du ſahſt ſie nur mit ihrem Vater. Dann kann ihr nicht wohl ſein, der reinen Seele, und tief verſchließt ſie ſich in ſich, wie eine zarte Blüthe, die des Nordens rauhe Luft berührte. Wie fühlte ich mich ſo wunderbar bewegt in dieſer zauberiſchen Nähe. Die Stralen ihres Auges drangen in mein Herz, es [illegible] in dieſem Blick das ganze Leben zu einer einzigen göttlichen Flamme empor. Sie wird mich verzehren dieſe Flamme, oder ſie wird mir Kraft geben, auch ein Verbrechen zu begehen um der Geliebten willen — einen Meineid auf meiner Seele zu laden. — Meineid? welch' ein Wort hab' ich genannt! — Meineid — es iſt keine Vergebung für ein ſolches Verbrechen? — ſage mir Henrico, o ſage mir, keine Vergebung?

Henrico (wendet ſich ab).

Iſidor.

Keine Vergebung?

Henrico.

— Sei Mann im ganzen Sinn des groſſen Worts, ſei Mann und faſſe einen Entſchluß, der über dein Leben entſcheidet.

Iſidor.

Rathe mir, o gieb mir Licht in dieſer dunklen Nacht.

Henrico.

Aus eigner Kraft erhebe dich zum Handeln, ich darf dich nicht beſtimmen wollen.

Iſidor (für ſich mit dumpfem Ton).

Meineid, Meineid!

Henrico.

Bleib oder flieh — die Wahl iſt dir gegeben. Ich werde nie von deiner Seite weichen, welch' einen Entſchluß du auch faſſen mögeſt. Doch gebe dir ein Gott, daß du das Beſſere erwählſt. — Gieb mir ein Zeichen, was du thun willſt; mir ſoll kein Wort des Widerſpruchs entfahren.

Iſidor (mit dem Aufwand der Kraft).

Fliehen — fliehen! o eile, eile, daß bald dies unglückbringende Land hinter uns liege, daß bald der weite Ocean mich von Antonien trenne.

Henrico (umarmt ihn mit Feuer).

So gebe dir ein Gott die Kraft, das Edle zu vollbringen. (ab.)

Sechster Auftritt.

Iſidor.

Er geht, und wenn er wiederkommt, dann ...? (mit Lächeln) iſt hier von einem „dann“ die Rede noch? Bis hieher reichte mein Leben, die übrige Zeit, die ich hier noch wandern muß, werde ich nur fortdauern. Ja es ſteht vor mir das lange eintönige Leiden, das mich nun erwartet, das, wie jeden Morgen neu, und ewig doch das alte nur, mich in die kalten Arme ſchließen wird. (mit einiger Bitterkeit) Und er ließ mir die Wahl, der zärtliche Freund, er läßt mich wählen, er will es nicht wagen, mich beſtimmen zu wollen, mit Freiheit ſoll ich ſtürzen, in die ewige Nacht; er hat mich nicht zurück gehalten, nicht hinein geſtoßen. Frei ſoll ich handeln, frei? Ha, iſt er frei der Mann, um deſſen Fuß ſich Schlangen winden, während um ſein Haupt die goldene Sonne ſtralt? O ſie ringeln ſich feſter und immer feſter um mich und dann, dann wenn ſie mit gierigem giftigem Mund die Kraft mir ausgeſogen haben, dann ziehen ſie mich fort. — Was rauſcht dort durch die dunkeln Taxusgänge? — Es iſt ihr Gang — ſo ſchwebt nur ſie daher, die Herrliche!

Siebenter Auftritt.

Iſidor. Antonie.

Antonie.

Sie entziehen ſich uns, Signor. (Nach einer kleinen Pauſe, in der Iſidor die Blicke ſtarr auf ſie heftete, ohne zu antworten.) Doch ich kann Sie hier nicht tadeln. Auch mir iſt dies ſtille Gärtchen theuer, mit ſeinen kleinen Alleen, blühenden Bäumen und Blumenbeeten. Dieſe Bäume grüßen freundlicher als die Ritterſtatuen im Prunkſaal, und der blaue Himmel ſpannt ſich milder über uns aus, als das künſtliche Gewölbe unſrer gothiſchen Zimmer.

Iſidor.

Ja wohl iſt hier der Sitz der ſüßen Ruh

und Freude, darum ſoll kein Unglückbringender ſich nahen.

Antonie.

Oder wir wollen ihn mit herzlicher Wärme einladen, daß er mit uns der ſüßen Ruhe und Freude genieße.

Iſidor.

Ja, wenn Antonie ihn in den Schatten lüde, ja dann vergäß er wohl des heißen Mittags dumpfer Schwüle, dann vergäß er wohl des finſteren Geſchickes, das ſich an ſeine Ferſen heftete. Ach, wer hier ſein Leben hinleben könnte, hier in der Stille der Natur, umweht von dieſen Blüthen, umgeben von dieſes klaren Himmels heil'ger Bläue und von Antoniens Auge angeſtralt — für den Glücklichen hätte das Leben keine rauhen Töne mehr, keine ſtrenge Pflichten mehr, ein holder Mainachtstraum würd' es um ſeinen Buſen ſpielen. (plötzlich mit Reſignation) Ich aber, mein Fräulein, ich (halb lächelnd) — in der That, ich ſuch' es nur vergeblich zu verbergen, daß ich zittre — ich muß von Ihnen Abſchied nehmen.

Antonie.

Abſchied? — Sie Abſchied nehmen? — hört' ich den Ton von ihnen?

Iſidor.

Ich kann das Wort nicht wiederholen, das meinem Herzen tönt wie Grabeslaut; doch mein Geſchick hat es geſprochen

Antonia.

Verlaſſen? jetzt uns verlaſſen? wo iſt die Kraft in mir, der harten Wahrheit zu glauben, während ich die Möglichkeit nicht faſſe, Sie fern zu denken. Ach! was ſag' ich Ihnen zuerſt, daß Sie abſtehen von Ihrem traurigen Vorhaben? – Sie ſind Ritter — Sie dürfen nicht — Meſſina iſt in Bewegung – ein Aufruhr — mein Vater will ſich ſtill verhalten und hat Lorenzo ſtreng verboten, ſich blicken zu laſſen, damit er nicht irgend eine Parthei ergreife. — Wenn uns Gefahr drohte —

Iſidor.

Gefahr? Antonia Gefahr? — O mit dieſem Worte kannſt du mich auf immer um dich bannen — aber, nimm es zurück dieſes Wort, daß ich fliehen dürfe, denn wehe, daß ich's ſagen muß, — ich muß.

Antonie (mit unterdrücktem Gefühl).

Das iſt ſehr traurig, trauriger als ich es ſagen kann.

Iſidor.

O [illegible] Sie wüßten, wenn Sie alles wüß[illegible] (nach einer Pauſe, indem er ihre Hand ergreift,) Man hat eine alte Dichtung vom Tantalus, dem die Götter eine finſtre Strafe erdachten. Einſam ſitzt er da unten, wüthender Hunger quält ihn. Da bieten ſich ihm ſüße Speiſen dar, gierig greift ſeine Hand darnach, doch raſch entreißt ſie ihm eine heimliche Macht. — Ein brennender Durſt verzehrt ſein Inneres: goldne Pokale, gefüllt mit ſüßem Nektar, ſtehen vor ihm, ſchnell will er die milde Kühlung in ſich ſaugen, aber noch ſchneller verſiegt der Göttertrank. — Er litt die Strafe, weil er gefrevelt hatte an den Göttern; ach was habe denn ich gethan, daß ich leide wie er!

Antonie (mit kaum verhaltenen Thränen).

O könnt' ich ihn doch lindern, dieſen Schmerz! — wird er ſich lindern in der kalten Fremde? Wohin gedenken Sie?

Iſidor.

Weit hin — weit, weit! — ſonſt iſt's gleich viel, denn ich erwarte nichts. Mir iſt es einerlei, ob ſich ein künftiger Wohnort mir im eiſigen Norden oder unter der brennenden Mittagslinie bietet, ob blühende Fluren oder todte Haiden mein Fuß hinfort durchwandeln wird.

Antonie.

Werden Sie Freunde finden?

Iſidor.

Keine, keine.

Antonie.

Dann werden Sie des Vaterlandes nie vergeſſen.

Iſidor.

Wer liebte es je, der es vergaß? — Doch ach! es ſchlummert ſich wohl ſanft am bekränzten Abhang des Veſuv: aber wer fürchtet nicht den glühenden Strom, der tief im Innern verborgen wüthet? — (Pauſe.) Ich vergeſſe mein Vaterland nie.

Antonie.

Auch meines Vaters nicht? Lorenzo's nicht — und — meiner nicht?

Iſidor.

Vergeſſen? — ach Antonie, ſoll ich den herrlichen großen Moment vergeſſen, wo ich dir ins Auge ſah, ſollt ich es können, auch wenn ein feindliches Geſchick mir es geböte? Ich nehme keine Ausſicht in die Zukunft mit mir, mein Schiff beſteigt die Hoffnung nicht, ich werde die Zukunft nur in der Vergangenheit verleben. — Würd' ich ſie ertragen, die kalte freudenleere Zukunft, die auf mich wartet, wenn mich die ſüße Erinnerung nicht begleitete? — Ja dann fällt wohl ein ſtiller milder Mondſtral auf den dunkeln Weg meines Lebens, wenn die Vergangenheit an meiner Seele vorübergeht. — Wenn der grelle Tag hinunter geſunken iſt, und das verworrene Getöſe der Menſchen verhallt, dann will ich einſam in das Dunkle fliehen, und die Erinnerung einladen, mit mir zu feiern. O, ich werde nicht einſam ſein, denn Antonie iſt ewig in meiner Seele. und noch um mein brechendes Auge wird ihre Geſtalt ſchweben, wie eine Geſtalt aus fernen glücklichern Welten. — — Was hab ich geſagt, o was hab ich gewagt zu ſagen? —

Antonie.

Hab ich denn Thränen nur? und kann ichs denken?

Iſidor (heftig ihre Hand ergreifend).

Antonie! Antonie!

Antonie.

Bleiben Sie bei uns, o verſagen Sie mir die Bitte nicht. Ich kann Sie nicht hingehen ſehen in einſamer Trauer.

Iſidor.

Iſts möglich? kannſt du ſo mich bitten? — Antonie, nicht länger kann ich es in mich zurückpreſſen das ewige Gefühl, das aus jedem meiner Züge reden muß, — ich liebe dich! mein ganzes Leben gehört nur dir.

Antonie.

Sie zittern Iſidor? — Iſts denn Verbrechen, mich zu lieben? — Ich liebe dich, wie du mich liebſt. (Sie ſinken einander in die Arme.) Mein Iſidor!

Iſidor.

O nenne mich nicht alſo, du Geliebte!
Der Name ſpricht mich an mit dumpfem Ton,
Der nimmer einig iſt mit muth'ger Freude.
Ja damals welkte mir das friſche Leben,
Und ein verworner Schmerz zerriß die Jugend,
Die ihre Blüthen traurend welken ſah.
Ich bin nicht Iſidor, ein neues Leben
Das jetzt mir klar aufgeht in deiner Liebe,
Es ſoll, durch jenen dunkeln Namen nicht
Geſtört, die finſtern Träume weit hin ſcheuchen, die
Dem Armen angehörten. — Mir erloſch
Das vor'ge Leben hier vor deinen Augen,
Und kühn erhob ſich aus den wilden Trümmern

Des neuen Daſeins blühende Geſtalt,
Ich ſehe froh den jungen Morgen ſchimmern
Und fühle nicht mehr des Geſchicks Gewalt.
Halt ich Geliebte dich in meinen Armen,
So fühl ich Götterkraft tief in mich dringen.
Es will die Bruſt an deiner Bruſt erwarmen,
Vom Muth erfüllt, dich, Theure zu erringen.

Antonie (macht ſich nach einer kleinen Pauſe ſanft aus ſeinen Armen los, und geht dann ſchnell ab.)

Siebenter Auftrit.

Iſidor, gleich darauf Henrico.

Iſidor.

Wie iſt mir? war das alles würklich, hat
[illegible] kein Traum
Das Herz getäuſcht zu allzu kühner Hoffnung?
Sie liebt mich, darfſt du's glauben, trunknes
Herz,
Daß du nun ewig für ſie ſchlagen darfſt?

Henrico (tritt auf).

Alles iſt bereit zur Abreiſe — der Wind iſt günſtig, ein glückliches Ungefähr hat mir zur Beſchleunigung unſeres Vorhabens geholfen. — Komm Iſidor, wir dürfen nicht zögern.

Iſidor.

Was ſagſt du?

Henrico.

Hörſt du deinen Freund nicht mehr?

Iſidor.

Du ſprachſt von Reiſen, Fliehen, günſt'gem
Winde?
Wer iſt es, der des Ungefährs bedarf?
Des glücklichen, wie du es nennſt?

Henrico (ſieht ihn mit Staunen an).

Verſteh ich dich?

Iſidor.

Ah, du haſt Recht, doch das iſt längſt vorbei!
Sie liebt mich, Freund,
(er ſtürzt in ſeine Arme).
Antonie liebt mich. Nun
Nichts mehr vom Fliehen.

Henrico.

Du ſprachſt ſie?

Iſidor.

Hinweg mit dieſem feigen Plan, hinweg!
Hier will ich leben, wo ich lieben lernte.
Dürft ich es wagen, ſie zu lieben, wenn ich nicht
Das Kühnſte, ſelbſt das Schrecklichſte zu wagen
Mich kräftig fühlte? Kräftig geh ich jetzt
Dem Feind entgegen, der mein Glück mir wehrt.

Ja, träte ſelbſt des Vaters bleicher Schatten
Vom Reich der Unterirdiſchen zu mir herauf,
Nicht ſollte mir der kühne Muth ermatten:
Nicht hemmet er meinen ſtolzen Siegeslauf.
Und wehrt der Himmel, mir ſie zu erwerben,
Doch wehrt er nicht, für die Geliebte ſterben.

(er geht ab).

Henrico.

(ſieht ihm ſchweigend und gedankenvoll nach).

Ende des zweiten Aufzugs.

VI.

Etwas
über und aus Jakob Böhme's
Leben und Schriften.

Es iſt, beſonders ſeit einigen Jahren, ſo ſehr viel über Jakob Böhme geſprochen und geſtritten worden, daß ſchon dadurch ein beſonderes und erneutes Intereſſe für den oft verkannten, oft überſchätzten, ſeltſam originalen, tiefſinnig dunklen Schriftſteller entſtanden iſt. Das Schlimme, oder wenn man lieber will, das Lächerliche bei mehreren dieſer Streitigkeiten liegt wohl in dem Umſtande, daß zuweilen ſowohl der Lobredner als Tadler kläglich zeigte, daß er von Böhme wenig oder gar nichts geleſen habe. Und in der That, wenn dieſer undeutſche Leichtſinn im Urtheilen wirklich mit zu den Zeichen der Zeit gehören ſollte, wie wir nicht annehmen wollen, ſo möchte es wahrlich gar ſehr zu vergeben ſein, wenn ſich manche beſſere und zartere Gemüther gern in eine gründlichere deutſche Vergangenheit zurückflüchten mögen.

Es iſt hier meine Abſicht durchaus nicht, Jakob Böhme's Lehre zu entwickeln, wobei ich gern das Geſtändniß hinzufüge, daß mir ſelbſt einige ſeiner Bücher faſt gänzlich unverſtändlich ſind, beſonders da, wo er recht klar auseinander zu ſetzen glaubt. Es iſt deshalb gänzliches Mißverſtehen ſeiner Eigenthümlichkeit, wenn man ihn mit Platon vergleicht, von deſſen dialektiſcher Virtuoſität und klarer Auseinanderſetzung der in ſich einigen Ideen, dem deutſchen Theoſophen faſt nichts zu Theil geworden iſt. Faſt alles iſt bei dem letztern Bild, Gleichniß, farbig glühende Erſcheinung, und er wünſcht ſich oft Engelszungen, um das tiefe Geheimniß auszuſprechen, das in ihm lebt. Doch ſein Wunſch bleibt unerhört, und die Sprache vermag ſich nicht hindurch zu arbeiten zu ſeinen glühenden Ahndungen. Am klarſten iſt er mir immer in der Auflöſung der „vierzig Fragen [illegible] geweſen, einer kleinen Schrift, die ich jedem, der ſich über B. belehren will, ganz beſonders empfehle. Freilich wühlt er auch hier oft in Rieſenbildern, färbt ſelbſt die Farben, wickelt die Morgenröthe in Nacht, und die Nacht in ſich ſelber; doch ſind hier viele lichte Momente, z. B. die Ideen über Nothwendigkeit und Freiheit, über den Tod, Seeligkeit und Verdammniß, u. ſ. w. Am rührendſten und erfreulichſten iſt mir B., wenn er ſich ſelbſt anſchaut, das reine Ringen mit ſich ſelbſt und mit dem Herrn, ob er gleich faſt immer — man verſtatte das Wort — verwundet aus dieſem Kampfe zurückkommt. In ihm wohnt eine Muſik, die er gerade dann am wenigſten begreift, wenn er ſie in ihre einzelnen Töne zerlegen möchte, eine Muſik, die ihm, wie bekannt, ſelbſt in der Stunde ſeines Todes nicht verließ, und ſelbſt ſeinem irrdiſchen Ohr zuweilen vernehmlich wurde. So ſteht er da, wie eine alte gothiſche Burg, die man nicht anders als mit ſüßem Schauder betreten ſollte, weil drinnen ſeltſame Geiſter hauſen, und wunderbare Stimmen tönen.

Es iſt meine Abſicht hier, einige (wie es ſich von ſelbſt verſteht, durchaus unveränderte) Auszüge aus ſeinen Schriften zu geben, in denen er über ſich ſelbſt und ſeine Arbeiten redet, theils um dadurch den Philoſophen zum Studium ſeiner Werke einzuladen, theils um den bloß hiſtoriſchen Leſer einigermaßen mit dem Charakter des vielbeſprochenen Mannes bekannt zu machen.

— „Gebe ich euch Wohlmeinende zur Antwort zu erwägen, (ſchreibt er an H. P. K. am 14. Aug. 1620) wie wohl ich ein ſchlechter einfältiger Mann bin, und von keiner Kunst dieser Welt [illegible]ren, was ich aber habe, das iſt Gottes Gabe; Ich habe es nicht von Kunſt oder ſtudieren, ſondern vom Liecht der Gnaden, welches ich alleine geſuchet habe, und ob mein Anfang zwar einfältig geweſen wegen meines kindiſchen Verſtandes, ſo hat doch Gott ſeit der Zeit in ſeinem Liechte etwas in mir gewircket, und mir meine kindiſche Augen eröfnet. Anlangende das Buch Morgenröthe, welches das erſte iſt, were an manchen Ohrten wichtig beſſer zu erklären, dan der gantze Begrif war noch zu der zeit nicht gebohren in mir, als ein Platzregen fürüber gehet, was der trift das trift er, alſo ging es auch mit dem feurigen Trieb, wiewohl mein fürhaben gar nicht war, daß es jemand leſen ſolte, ich ſchrieb allein die Wunder Gottes, ſo mir gezeiget worden, für mich zu einem Memorial, und es iſt auch ohne meinen willen ausgangen, und iſt mir gewaltſam entzogen worden, und ohne meinem Bewuſt publicirt worden, dan ich gedachte es mein lebenlang bey mir zu behalten, und hatte keinen Fürſatz damit, leider ſo hohen Leuten wie geſchehen, bekannt zu werden, aber der Höchſte, in deſſen Händen und gewalt alles ſtehet, hatte ein ander Fürhaben damit, wie es jetzt am Tage iſt, daß es, wie ich berichtet worden, ſol in vielen Städten und Landen bekannt ſeyn, welches mich zwar wundert, und doch auch nicht wundert, dann der Herr richtet ſein Werk wunderlich und ſpielend aus über alle Vernunſt, und ſollte er einen Hirten darzu brauchen; dieweil ihnen die Kunſt und äußere Vernunſt nicht will ſtat und raum geben, ſo muß ſein Fürſatz doch beſtehen wider alles wüten des Teuffels.

Und wie wohl es iſt, Ich mir darmit nicht viel guhter Tage erſchöpfet habe, ſo ſol ich doch auch ſeinem Willen nicht wiederſtehen, ich habe allein geſchrieben nach der Form wie mir iſt gegeben worden, nicht nach andern Meiſtern oder Schriften, und dazu iſt mein Vorhaben nur ja geweſen für mich, ob mir wohl der Geiſt gezeiget hat, wie es ergehen werde, ſo hat doch mein Hertze nicht gewolt, ſondern ihme das heimgeſtellet, ich bin auch darmit nicht ohne Ruf gelauffen, und mich jemandem bekannt gemacht, dan ich auch mit wahrheit wohl ſage, daß es meine Bekannten zum wenigſten wiſſen, was ich aber iemanden gewieſen, das iſt auf ſeine Bitte und embſiges begehren geſchehen.

Und den Ihrigen ſage ich auch, dieweil ihr meine Schriften in Händen habet zu leſen, daß ihr ſolche nicht wollet anſehen, als eines groſſen Meiſters, dan Kunſt iſt nicht darinnen zu ſehen, ſondern groſſer Ernſt eines eifrigen Gemüthes das nach Gott dürſtet, in deme der Durſt groſſe Dinge empfangen, wie der Erleuchtete wohl ſehen wird, und ohne das Licht keinem recht kündlich oder begreiflich ſeyn wird, wie es der Leſer in der that alſo empfinden wird, und hat doch auch leichter oder dem Verſtande näher nicht mögen geſchrieben werden: Wiewohl ich vermeyne, ſie ſind helle und einfältig genug in einer ſolchen tieffe, ſo aber etwas were das zu ſchwer ſeyn wolte, könte ichs wohl etwan einfältiger fürbilden, wan mir das eingegeben würde. Es ſind auch noch andere Büchlein mehr geſchrieben worden, von der Weisheit Gottes, gahr eines ſcharffen Sinnes, von der groſſen Tieffe der Wunder Gottes, welche ich ietzt nicht bey handen habe, u. ſ. w. (S. „Theoſophiſche Sendſchreiben des von Gott in Gnaden erleuchteten Jakob Böhme, Amſterdam 1658, S. 60 f. Die Vorrede iſt von dem bekannten Abraham von Frankenberg.“)

In einem andern Sendſchreiben an einen

Edelman A. von S., der Böhmen um deſſen Schriften hatte bitten laſſen, berührt er abermals zuerſt ſeine Aurora, und ſagt von derſelben, daß „die großen Geheimniſſe noch gar einfältig und nicht genug ausführlich, auch noch in vielen Mängeln geſchrieben worden ſind, und nur als ein Regen fürüber gehet, was der trift das trift er: alſo auch der Geiſt der wunder, ſintemal der Autor ein ungelährter und wenig verſtändiger Mann, war dazu faſt kindiſch in den Geheimniſſen gegen den Erfahrnen und Gelehrten, welcher auch den Weg noch nicht verſtund, wie es gehen ſollte, ohne was ihme der Geiſt zeiget, da er ihme dan ſelben ſeine Verfolgung und ſchmach, ſo ihme würde zu handen ſtoſſen, mit aufgeſchrieben hat, ehe die Vernunft noch etwas gewuſt: und es geſchahe alſo klahr, als ſtünde es für Augen, wie im Buche Morgenröhte, als im erſten Theil zu ſehen, welches alles für der Verfolgung gemacht worden, und mir ietzt gleich einen Troſt giebet, daß mir es der Geiſt Gottes zuvor hat gezeiget," u. ſ. w.

Nach der Verfolgung, die ihn wegen dieſes Buches getroffen, über welche wir bald nähere Auskunft geben werden, nahm B. ſich vor, nichts mehr zu ſchreiben; aber er vermochte [illegible] dem tiefen inneren Drange zu wi[illegible] „Es ging mit mir," fährt er in dem[illegible] Schreiben fort, „gleich als man ein Korn in die Erde geſäet wird, ſo wächſt das herfür in allem Sturm und Ungewitter, wider alle Vernunft, da im Winter alles wie todt iſt, und die Vernunft ſpricht: Es iſt nun alles hin; Alſo grühnete das edle Senfkorn wieder herfür in allem ſturm, unter Schmach und Spott, als eine Lilie und kahm mit hundertfältiger Frucht, darzu mit faſt tieffer und eigentlicher Erkäntnüs, und mit feurigem Trieb: Aber mein euſſerer Menſch wolte nicht mehr aufſchreiben, ſondern war etwas blöde, bis es auch dahin kahm, daß der Innere den äuſſeren gefangen nahm, da dann das gröſte Mysterium erſchien, da verſtund ich Gottes Raht, und warf mich derowegen in Gottes Willen, wolte auch nichts denken oder dichten aus der Vernunft, auch ließ ich der Vernunft keinen Raum mehr, und ſtellete meinen willen in Gottes Willen, alſo daß meine Vernunft ſolte ſeyn als todt, und er, der Geiſt Gottes ſolte machen was er wolte, ich wolte in der Vernunft nichts, auf daß ſein ſey das wollen und thun.

Und als dieß geſchahe, ſo ward der innere Menſch gewapnet, und kriegte gar einen theuren Führer, deme habe ich meine Vernunft gantz heim geſtelt, auch nichts geſonnen, oder der Vernunft zugelaſſen, was ich doch ſchreiben wolte, ohne das, daß mir es der Geiſt gleich als in einer großen Tieffe im Mysterio auf einem hauffen immer zeigete, aber ohne meinen genugſamen Begrif, dan die Creatur iſt nicht als Gott, der alles in ſeiner Weißheit auf einmal faſſet und thut; Und alſo iſt wieder fürgenommen worden etwas zu ſchreiben, und ſind innerhalb drey viertel Jahr, drei Bücher gemacht worden, eines von den dreyen Principien Göttliches Weſens, das iſt, von dem Weſen aller Weſen, da dan das groſſe Mysterium ſich etwas hat eröffnet, und ſeynd gar feine Sachen darinnen, gar weit höher, als in dieſem begriffen, welches das Erſte iſt, und mir E. Geſtr. mit hieher geſchickt zu überſehen, etwan 100 Bogen. Und nach dieſem iſt eines etwan von 60 Bogen, gemacht worden, welches handelt vom dreyfachen Leben des Menſchen, und von der gantzen Creation, eine groſſe offene Pforte des Mysterii und wohl ein wunder über alle Vernunft, deſſen ich mich ſelber in meiner Vernunft verwundere, was doch Gott thun will, daß er ſo einen gar ſchlechten Werkzeuge zu ſolchen wichtigen Dingen brauchet, dan Er hat darin eröffnet die Geheimnüs, um welche die Welt, ſeit des ſchweren Falles Adams hat gezancket, und immer geſuchet, aber es iſt kein ſolch Grund ans Licht kommen, welches doch nicht der Welt wird verſtanden ſeyn, ſondern den Kindern Gottes, wie erkannt worden.

Und zum dritten wurden mir 40 Fragen von einem treflich Gelehrten und Verſtändigen, auch Liebhaber des Myſterii und ein groſſer Verwanter deſſelben, geſchickt, und ward vermahnet, ihme ja nach dieſen Gaben und Geiſte darauf zu antworten, welches zwar die allerhöchſten Fragen von dem Urſtand der Seelen und aller Heimlichkeit des Myſterii iſt, vom vielem groſſen und tieffen Geheimnis, darüber iſt eine ſolche Antwort erbohren worden, deſſen ſich wohl billich die Welt ſollte erfreuen, wan des Teuffels zorn und boßheit nicht das verhinderte, wie wohl der Rath Gottes beſtehen muß. (S. das angeführte Werk, S. 77 ff.)

Von der bereits erwähnten Verfolgung giebt Böhme in einem an J. S. gerichteten Sendſchreiben vom 6 April 1624 folgende Nachricht, bei der wir nichts zu bedauren haben, als daß ſie nicht vollſtändig genug iſt.

„Unſer Heil im Leben Jeſu Chriſti!

1) Mein lieber und wehrter Herr Johan Sigmund, nebenſt herzlicher wünſchung ſtetswerender Liebes-würckung unſers Herren Jeſu Chriſti in Seel und Geiſt! daß euch in eurem von Gott gegebenen himliſchen Talent, die Sonne göttlicher Liebe ewig ſcheine, daß ich mich ewig mit euch erfreuen möchte.

2) Anietzo füge ich euch zu wiſſen, daß der Sathan ſo ſehr über uns erzürnet iſt, als hetten wir ihme die gantze Hölle zerſtöret, da es doch nur in etlichen wenigen Menſchen angefangen iſt, ihme ſein Raub-ſchloß zu ſtürmen.

3) Weil wir ihme aber nicht die Herberge wollen weiter in uns ſelbſt gönnen, ſo iſt er ſo raſend auf uns worden, daß er uns gedenket von der Welt zu vertilgen, damit ihme nicht mehr ſolche Kräutlein oder Lilien in ſeinem vermeynten Garten, welche er mit der Sünde in Adam gepflantzet hat, wachſen, welches wir unſerm Herren Gott heimſtellen wollen, wozu er uns als ſeine neu-gepflantzte Röſelein brauchen wil, und mit Gedult auf Hofnung unter dem Kreutze unſers Herren Jeſu Chriſti ſtille

ſtehen und hören was der Herr ſagen wird, was er mit ſeinem Werck-zeuge thun will.

[illegible] Als ich von euch zu Hauſe kahm, ſo fand ich des Sathans zubereitetes Bette, darein er mich hatte wollen legen, wan es nicht Gott durch etliche fromme Hertzen, welchen unſer Weg mehr bekant iſt, verhindert hette.

5) Dan der Oberſte Phariſeer, als der Primarius, hat alſo heftig wider das gedruckte Büchlein gewütet, als hette es ihme ſeinen Sohn ermordet, und alle ſein Guht verbrant, und alſo einen hauffen lügen wider mich ausgeſchüttet, neben leichtfertiger Ehren-rührung, wie in beygefügetem ſeinem offentlichen Paſquil zu leſen iſt *).

Solche ſchändliche Lügen und Schmähung hat er nicht alleine auf der Kantzel getrieben, ſondern auch nach Liegnitz zum Paſtor, Friſius genant, geſchrieben, und begehret, er wolle ſolches nicht alleine auch ſo auf der Kantzel rühren, wie er dan auch gethan hat, ſondern auch drucken laſſen, und ihn vermahnet, bei einem Raht zu Görlitz über mich zu klagen, und im

---

*) Ich habe dieß Paſquil nicht auftreiben können.

Namen fürbringen, als wäre ſolche Klage von allen Prieſtern im Weichbild Lignitz über meine Schriften, ſonderlich über das gedruckte Büchlein.

7) Solches hat Friſius gethan und mich einem Raht zu Görlitz auf unſers Primarii begehren alſo mit einem lügenhaftigen Schreiben angegeben.

8) Uber dieſes iſt unſer Primarius zu den Fürnehmſten Herren unſer Stadt zum offtern gelauffen, und alſo heftig mit lügen über mich gewütet, und mich angeklaget und begehret, daß ſo balde ich möchte zu hauſe kommen, ſo ſolte man mich in's Gefängniß ſtecken, und von der Stadt verjagen, auch ein ſolches Lügen- und Klag-ſchreiben bei dem Raht eingeleget, und mir die Hölle wohlgehitzet und das Badt zugerichtet.

9) Nachdeme aber ſchon faſt die meiſten Herren des Rahtes mein gedrucktes Büchlein geleſen hatten, und in demſelben nichts Unchriſtliches befunden, auch von etlichen ſehr beliebet iſt worden, neben auch vielen von der Bürgerſchaft, ſo haben etliche ſolches Fürhaben und begehren des Primarii vor unbillig geachtet, es ſey keine rechtmäſſige Urſache zu ſolcher Verfolgung an mir, und darwider geredet und ge-

ſaget, ſey [illegible] dieſe Religion nichts neues, es ſey [illegible] Grund der alten H. Väter, da [illegible] dergleichen Büchlein würde finden.

10) Etliche aber, ſonderlich welche der Primarius eingenommen, haben gut geachtet mich für einen Raht zu fodern und zu bedräuen. Ich ſolte zuſehen, daß nicht etwan der Keyſer oder Churfürſt durch die Prieſter angeſtochen würden, und auch mir greiffen lieſſen, als es denn auch iſt alſo geſchehen, als ich fürm Raht kam, mir alſo geſaget ward, Sie riethen mir, mich etwas bey ſeite zu machen, daß ſie mit mir etwan nicht unruhe hetten.

11) Uber dieſes hatte ich meine Antwort ſchriftlich verfaſſet und wolte ſie übergeben. Aber der Primarius hat das verwehret, man ſolte keine ſchriftliche Antwort von mir nehmen, denn er fürchtete ſich, er würde müſſen umb ſeine lügen antworten.

12) Alſo ward ſie vom Raht nicht angenommen, ſondern ward nur gewarnet mich bei ſeite zu machen, oder weil mich andere Leute gerne bey ſich hetten, mich zu ihnen zu begeben, daß ſie doch Friede hetten, aber kein Geboht ward mir gegeben.

13) Auf dieſes gab ich ihnen zur Antwort,

weil man meine Antwort nicht hören wolte, daß ich meine Unſchuld möchte klagen, und könnte auch in keinen Schutz wegen des Primarii Auflagen und unbillige ſchmähungen genommen werden, ſo müſte ich's Gott befehlen, und ſehen, wo mich Gott würde irgend zu frommen Leuten führen, und mir endlich einen ſolchen beſcheren, daß ich dem Primario einmahl aus den Augen kähme.

14) Welches ihnen lieb wahr aber doch kein Gebot thäten, als ſolte und müſte ich weg, ſondern mich nur warneten.

15) Damit ging ich vom Raht anheim da han für der Rahtes-Thüre in der äuſſern Stuben etliche ſpitzige Spötter, des Primarii Anhang, vielleicht auch wohl von ihm geſant, ſtunden und mein ſpotteten, und einer unter ihnen, ein loſer Bube, mich von dem Scheitel bis auf die Fuß-ſohlen anatomirte, von meinen Kleidern und Gaben, und den Geiſt Gottes alſo heftig angriff und ſpottere, endlich auch ſagete: „Der H. Geiſt würde endlich ſo gemein werden wie die Pels-flecken bey den Kürſchnern.“

16) Alſo nahm dieſes ein Ende, und hat der Primarius über dieſes dieſen Paßquil drucken laſſen, und muß ich jetzunder recht unterm

Creutze Christi stehen, Gott schaffe es nach seinem [illegible]

[illegible], der Juncker wolle mir hierinnen [illegible] achten zu erkennen geben, auch andencken, ich leide es wohl alles mit Gedult, aber meine Kinder werden dadurch schändlich geehrenrühret, welches doch also sein muß, daß das Maaß voll wird, und die straffe komme.

18) Bitte Herren D. Koschwitzen und dann auch Herren Abraham von Franckenberg, sambt euer Frau Mutter und allen lieben Kindern Jesu Christi so bey euch sind, zu grüssen. In eil; der Bote wartet aufs Schreiben, wolte sonst mehr geschrieben haben.

19) Und empfehle euch sämbtlich der Liebe Jesu Christi, will euch in kurtzem wieder sehen, [illegible] alle unsere Bekanten. Datum [illegible]

Euer in der Liebe Jesu Christi

dienstwilliger

J. B.

(S. das angeführte Werk, S. 353 ff.)

Zum Schlusse theile ich hier ein sehr merkwürdiges, seltenes Schreiben über Böhme mit, welches nicht allein über einige wichtige Vorfälle seines Lebens Aufschluß giebt, sondern auch in Hinſicht der geiſtlichen und weltlichen Verhältniſſe ſeiner Zeit Nachrichten giebt, die, wenn ſchon in ſich ſelbſt nicht ohne Bedeutung, noch bedeutendere Folgerungen erlauben. Wer es weiß, wie wenig Genaues wir in der Geſchichte des ſiebzehnten Jahrhunderts, die faſt immer im feierlichen Ornate geht, von dem *ſtilleren häuslichen Familienleben* der Deutſchen erfahren, der wird vielleicht ſchon um deswillen die Mittheilung dieſes alten wohlgemeinten Briefes gern ſehen. Die altväterliche Form, in der er ſich darſtellt, habe ich billig unangetaſtet gelaſſen, da ſie in der That zu dem eigentlichen Weſen deſſelben gehört; der Kenner und Freund unſerer Literaturgeſchichte wird auch dieſe Gattung des Styls unſerer Vorfahren wenigſtens nicht vornehm belächeln, ſondern freundlich zu genießen wiſſen.

„Wahrhaftige Relation von Herrn C. Weißner, Medicinae Doctor, daraus der Gott-liebende Leſer wird zu vernehmen haben, des Seligen Jacob Böhmens ſeine Sanftmuth, ſo er gepflogen und blicken laſſen, 1) in Unterredung mit obgemeldetem Doctor, 2) mit den Geiſtlichen Herren zu Görlitz 3) in ſeinem Examine zu Dresden, in gegenwart Churfürſtlicher Durchl.

und 8 der [illegible]ſten Profeſſoren, etc. Was nun [illegible]lauf belangend, ſol im „Wege zu [illegible]“ (ſo itzo unterm Druck) ausführ[illegible]ichtet werden.“

Gottes Gnade, ſambt Brüderlicher Liebe und Treue bevor!

Wegen Sel. Jacob Böhmens T. Nachricht und Zeugnis zu geben, bin ich zwar, Gott weiß es, willig und geneigt zu thun, weiß aber aus eigener Erfahrung wenig davon; doch ſo viel mir bewuſt iſt, ſchreibe ich E. L. hertzlich gerne und erkenne mich ein viel mehreres als ein ſolches ſchuldig.

Meine Kuntſchaft demnach mit gedachtem Seligen J. B. anlangende, iſt gemacht worden ohngefehr im Jahre 1618 zum Lauben in mei[illegible]) durch einen Handelsmann und Schwager (nunmehr in Gott ruhende Seligen Albertum Schneller) der mit ſeiner Frauen Bruder, einem jungen Prediger, Nahmens Salomon Schröter, welche beyde des ſeligen J. B. und auch meine guhte Freunde waren, ſeine liebreiche getreue Diſcipulos, die ſich ſeiner Schriften ſo befleiſſigen thäten, und auch rühmliches guhtes Erkäntnüs darinnen von Gott erbeten und erlanget hatten. Ich aber war des

Edelmans bei der Schweinitz, Nahmens Balthaſar Tilkens Kinder Präceptor geweſen, und daſelbſt von ihme contrariam mentem (weil er des Seligen J. B. Widerſacher war,) contra illum, (Gott vergebe mir's) ſo gefaſſet hatte, daß ich ihme auch zuwider war, und vermeinete, daß er im Wahn der Reformirten ſteckete wegen der Gnaden-wahl Gottes in ſeinem Sohne u. ſ. w. Daher die obgemeldete zween Freunde, als eines mahls der Selige liebe Mann zum Landen bey ſie gekommen, mich zu ſich gebehten und zu chriſtlicher Conferentz Anlaß und Gelegenheit gegeben, welches (dem lieben Gott ſey lob und danck darfür geſaget,) ſo ſelig abgelauffen, daß wir Freunde und mit billicher hindanſetzung alles Argwohnes und Irrthumes, in Chriſt-brüderlicher Liebe Eines worden; da der Selige Mann, meine (damahls gehabte) academiſche Ungeſtümigkeit mit hochverwunderlicher groſſer Freundlichkeit, vertragen, und in ſolcher Liebe diſcurriret, daß ich umb gehabter Gottesfurcht willen ihme länger nicht reſiſtiren, ſondern der Wahrheit und der Freundlichkeit des Geiſtes Jeſu Chriſti in ihme, mich ergeben müſſen; ſeit der zeit habe ich ihn ſelber nicht geſprochen noch mehr geſehen.

d. [illegible] Antum Görlicensem, belangen, [illegible] E. L. neulich zu [illegible] erzehlet [illegible] derselben, also gewiß vernommen habe [illegible] vorgemeldeten getreuen Freunden, nehmlich daß Antagonista Görlicensis, ille qui ibidem bezahlte Pastor gewesen, des Sel. J. B. seinem Schwager (einem jungen Bäcker, der des Sel. J. B. Bluhts-freundin neulich geheurathet hatte) 2 Thaler-Geld zu seiner Nothdurft und Weinachten Weitzen zum Striezel backen einzukauffen, geliehen, dafür er ihm zur Dankbarkeit einen ziemlichen großen Striezel verehret, und ihm folgends bald nach den Feyertagen 2 Thaler Geld wiedergebracht und abgezahlet habe, in Hofnung, der Herr Prediger würde [illegible] des Thalers halben, welchen [illegible] gebrauchet hatte, daran genügen lassen. Der Prediger aber unwillig ihm mit Gottes Zorn und greulichem Fluch gedreuet, und den einfältigen jungen Bäcker so gewaltig damit erschrecket habe, daß derselbe in sehr tieffe Schwermuht, Melancholey und Zweifel seiner Seligkeit gerathen, weil er den Priester erzürnet, und solchen Fluch von ihm vernommen hatte, also daß er etliche Tage lang niemanden keine Antwort hat gegeben, noch von sich sagen wollen, was ihme ſchade, ſondern nur ſeufzend und mit groſſer Betrübnüs mit ſich ſelber redend umbher gegangen; bis endlich auf ſeiner Ehefrauen hertzliches bitten und begehren ihr Sel. Herr Vetter J. B. der Sachen ſich angenommen, dem betrübten jungen Manne ſo freundlich zugeredet, bis er von ihme erfahren was ſein Anliegen ſey; und nachdem er es vernommen, ihn getröſtet, und Friede zugeſprochen, ſich auch aufgemacht, und ungeſcheut zum erzürneten Prediger gegangen, ihn aufs freundlichſte gebehten, nicht mehr mit dem jungen Manne zu zürnen, ſondern daß er ihn Gnade finden laſſen wolle, er wolte ſelber von des jungen Mannes wegen, ihm dem erzürnten Prediger, was er ferner vor die Zinſe des geliehenen Thalers halben von ihm begehre, ihn contentiren, und es ihme gerne bringen, wan er nur wüſte wie viel der Herr begehrte; Jedoch meinete er, daß der arme junge Mann ſeiner Möglichkeit nach, genug dafür gethan hatte, gleichwohl, ſo nach der Herr vermeine daß was mangele, wollte er ihm den Mangel erſetzen.

Darauf der Prediger mit Ungeſtüme herausgefahren: Was der Terzfleck (J. B.) bei ihme zu ſchaffen, ihn zu verunruhigen, zu moleſtiren, und zu perturbiren hette? Was ginge es [illegible], er ſolte ſeines Thuns warten und [illegible]. Dieſer aber inſtändig angehalten, und umb Gnade gebeten, mit erbietung Richtigkeit zu machen, und den Herrn zu contentiren. Der Herr aber ſich ſeiner Ungerechtigkeit und unrechts geſchämet, ſie nicht bekennen noch ſagen wollen was er begehre, ſondern nachmals dem Supplicanten oder Interponenten ſich zu packen geboten, ihme die Stubenthüre gewieſen, zu welcher er ſich heraus packen ſolte. Er aber der gebietende Herr, auf ſeinem Stuhle geſeſſen, Pantoffeln angehabt; Und als der fromme zu Gott ſeufzende demühtige, ſanftmühtige und ſehr liebreiche ſelige [illegible], unverrichteter Sachen ſich weg gemachet, und im ausgehen der Thüre, dem zornigen Herrn, einen Chriſtlichen Valet-Segen (Gott behüte Euer Ehrw.) geſprochen, derſelbe ſich erzürnet, und wegen des Segens noch viel übler als zuvor geſtellet, den Pantoffel von ſeinem Fuß genommen, und ihn nach dem Sel. Manne zur Thüre hinaus geworfen, ſagende: „Was ſolſtu mir Gottloſer Bube, noch viel guhte Nacht ſagen, oder mir wünſchen, was frage ich nach deinem Segen?“ u. ſ. w. Der liebe Mann aber unerzürnet, habe den Pantoffel aufgehoben, ihm denſelben wieder zu ſeinen Füſſen geſtellet und geſaget: „Herr zürnet nicht, ich thue euch kein Leid, Seid Gott befohlen!“ da damit zu dieſem mahl von ihm geſchieden. Bis Sontag hernach der Prediger ſich auf die Kanzel gemacht, heftig invehirt, den Seligen lieben Mann Gottes nahmkündig gemacht, greulich und erſchrecklich fulminirt, der ganzen Stadt den Untergang gedreuet, Ihn aber einen Aufrührer, unruhigen Mann und Ketzer geſcholten und den Magiſtrat in praeſenz der Gemeine zum Rachſchwerdt wider ſolche Tumultuanten und Reſiſtenten des Heil-Predig-amptes, der die Prediger verunruhige, ſie in ihren Häuſern überlieffe, und Ketzerbücher ſchreibe, auf daß Gott nicht Urſach habe über ſie zu zürnen, und im Zorn die Stadt verſinken zu laſſen, gleich wie die Aufrührer Core, Dathan und Abiram, die dem Moſe widerſtunden, geſchehen, und alles umb ſie mit ihnen von der Erde verſchlungen, und in Abgrund der Höllen müſſen u. ſ. w. vermahnet. Worauf der unſchuldige, und falſch beſchuldigte Mann, welcher eben am Pfeiler, gegen über dem Predig-stuhl stehend, da er seinen [illegible] gepredigt, und es alles selber gedultig [illegible]ret, stille geschwiegen; bis daß alles [illegible] aus der Kirchen gewesen, er so lange in seinem Stuhle gewartet habe, bis der Prediger mit seinem Capelan, oder Ampts-Collegen aus der Drost-Kammer durch die Kirche nach Hause gegangen, sey er ihnen gefolgt, und habe heraußen auf dem Kirch-hofe den Herrn Prediger angeredet, freundlich gefraget: Was er ihme doch zu leide gethan habe, Er wüste bei sich selber nicht sich zu erinnern, daß er ihme ein übel Wort gegeben hätte, Er wolle ihm doch (in Beyseyn des Ehrw. Herrn Capelans, der daselbst bey ihnen gestanden und mit ihm gegangen) seiner Missethaten erinnern, und sie nahmhaft machen, auf daß er depreciren, und buße thun könne, die er gerne thun wolte, wan er nur wüste was er wider ihn gesündigt hette? Auf welches der Prediger ihm nichts antworten wollen, sondern ihn angeblicket, als ob er ihn durch's Gesichte ermorden wollen, angefangen im Eyfer heraus zu geiffern, greulich zu injuriren und zu fluchen, sagende: „Hebe dich weg von mir Sathan, trolle dich in Abgrund der Höllen mit deiner Unruhe, kanstu mich nicht zu frieden laſſen, muſtu mich hier beſchimpfen und moleſtiren, ſieheſt du nicht, daß ich ein Geiſtlicher bin, (weiſende auf ſeinen ſchwartzen Prieſter-rock) und im meinem Ampte gehe? u. ſ. w. Der betrübte und hoch beleidigte Mann, zur Gegenantwort: „Ja Ehrw. Herr, ich ſehe wohl, daß ihr ein Geiſtlicher ſeyn; habe es auch in der Kirchen gehöret, wie es darümb beſchaffen ſey, und habe auch geſehen, daß er daſelbſt in ſeinem Ambte geſtanden, halte ihn auch billich und ohne alle weitere Wider-rede für einen Geiſtlichen, komme auch dero wegen, und bitte ihn als einen Geiſtlichen, er wolle mir doch ſagen, was ich ihm zu leide gethan habe?“ Wante ſich zu dem andern geiſtlichen Herren Capelan, und ihn bittende: Ehrw. lieber Herr, helft mir doch den Herren Prediger umb mein Anliegen erbitten, mir zu ſagen in eurem beyſeyn, was ich wider ihn geredet oder gethan habe, darüber er ſo eyferig auf der Kantzel geweſen, und dem Magiſtrat die Rache befohlen hat? Ueber welches der Prediger ſich noch grimmiger geſtellet, durch ſeinen Diener hinter ſich nach den Stadtknechten oder Gerichts-dienern ſchicken wollen, ihn weg zu [illegible], und in Thurm zu werffen, [illegible] Capelan widerſprochen und [illegible], daß es nicht geſchehen, dem lieben [illegible] entſchuldiget, und nach Hauſe gehen heiſſen.

Folgenden Montag morgends, als der Magiſtrat auf ihrem Raht-hauſe beyſammen geweſen und den übel-beſchuldigten für ſich gefodert, ihn examiniret und nichts übels von ihm ver[illegible], keinen Zorn, noch Mißgunſt ſpüren, weder in Worten, Wercken noch Gebärden, an ihme etwas mercken können das zu ſtraffen wäre, ihn fragend was er doch dem Prediger zu leide gethan habe? Er geantwortet, Er wüſte es nicht, könte es auch nicht von ihme erfahren, bitte derohalben zum aller-unterthänigſten und aller-fleiſſigſten die wohl-weiſen Herren wolten doch den Herrn Kläger oder Prediger kommen und ſagen laſſen, was er ihm gethan habe? Auf welches der gantze Raht geſchloſſen, es ſey billich daß man den Herrn Prediger freundlich zu ſich bitten laſſe, und ihn nöthige, die Gravamina nahmkündig zu machen; Haben darauf 2 Männer des Rahtes honorifice zu dem Herrn Prediger geſchicket, und ihn bitten laſſen, zu ihnen auf das Raht-haus zu kommen, oder den Abgeſanten Herren die Gravamina ſpecifice zu entdecken. Worüber er eyfrig wörden, Ihnen ſagen laſſen, Was habe er auf ihrem Gerichts oder Raht-hauſe zu thun; Was er zu ſagen habe, das ſage er an Gottes ſtatt von der Kantzel, da ſey ſein Raht-ſtuhl und Proffeſſion-banck, was er da geſaget habe, deme ſolten ſie nachkommen, und den leichtfertigen loſen verwegenen Ketzer der Stadt verweiſen, auf daß er nicht mehr dem Heil. Predig-Ampt widerſtehe, und die Strafe Core, Dathan und Abiram über die gantze Stadt bringe u. ſ w. Solchem nach haben die Herren conſulirt, und nicht finden können, wie ſie billich der Sachen abhelfen ſolten, ſich befürchtende ihres Predigers vehementz auf ſeiner Kantzel, und geſchloſſen, den unſchuldigen J. B. der Stadt zu verweiſen, in welchen Schluſſ etliche Männer des Rathes nicht einwilligen wolten, ſondern aufgeſtanden und davon gangen, die übrigen aber exequiret und durch die Gerichts- oder Stadt-diener den unüberwieſenen getreuen Bürger, der Stadt ſtracks zum Thore hinaus verweiſen laſſen. Deſſen der gedultige Selige Mann ſich nicht geweigert, sondern geſaget: „In Gottes Nahmen, Ihr Herren, ich wil thun, was ihr befehlet und mich der Stadt enthalten, darf ich nicht vor in mein Haus gehen, und die Meinigen mit mir nehmen, oder zum wenigſten eine Nothdurft mit ihnen reden?“ Sie aber ihme ſolches abgeſchlagen und verweigert, ſagende, Sie könnten nun das Urtheil nicht ändern, welches der gantze Rath geſchloſſen hette, darin halben er gehöret daß er ſtracks vom Raht-hauſe mit Schimpf und Spott zur Stadt hinaus geleitet werden ſolte. Darauf er geſaget: „Ja liebe Herren, es geſchehe, weil es nicht anders ſeyn kann, ich bin zufrieden,“ Sey alſo hinaus verwieſen, und über nacht weg geweſen.

Folgenden Morgen aber, als der Rath wieder zuſammen kommen waren, und ihre Uneinigkeit geſchlichtet hatten, ſey ein ander Schluß gemacht, nach dem verjagten unſchuldigen Mann nachgejaget, und aufs Land umbhergeſchicket, geſuchet, und endlich gefunden, und ſolenniter wieder mit Ehren in die Stadt geführet worden; Welches ein Wunder von Gott geweſen, mitten unter den Teufels-Acten und Decreten.

So viel iſt desjenigen, deſſen ich für gewiß berichtet, daß es alles alſo geſchehen ſey.

Wegen des Actus zu Dresden, weis ich auch wohl für gewiß zu affirmiren, aber nur autoritate aliorum fide dignorum, et exceptione majorum, daß der ſelige, wohl wie eine gejagete Hindin aus- und eingejagete Mann Gottes, ſey zu Dresden citiret geweſen, und von verſamleten vornehmen Doctoribus (Nahmens Herren D. Höe, D. Meiſnero, D. Balduino, D. Gerhard, D. Leiſern, noch 1 Doctor den ich ietzo nicht nennen kann, und 2 Profeſſoribus Mathematicis) in Churfl. Durchl. praeſentz examiniret, und ſeiner Schriften halben zu rede geſetzet, auch in viel wege mit allerley Theologiſchen und Philoſophiſchen, auch Mathematiſchen Fragen angefochten, aber von keiner derſelben überwunden, noch durch einige deroſelben confundiret worden, ſondern ſo glimpflich, und ſo beſcheiden den Herren Examinatoribus geantwortet, daß ſie ihm kein böſes Wort geſaget; Churfl. Durchl. aber ſich höchlich darüber verwundert, und einen Schluß ihrer Cenſur zu wiſſen begehret; Sie aber, die Herren Doctores und Examinatores, ſich entſchuldiget, und gebehten, daß Churfürſtl. Durchl. gedult haben [illegible], bis der Geiſt des Mannes ſich deutlicher erklähren werde, Sie könnten ihn nicht verſtehen, hoffeten aber, er würde ſich hinführo klährer vernehmen laſſen, alsdann wolten und könten ſie urtheilen, jetzo aber noch nicht.

Da dann auch der wohl gegründete gottſelige Mann, ſie eine und andere Gegen-frage ſol gefraget, und ſie ihme auch Antwort ſollen gegeben haben, mit ziemlicher Beſcheidenheit, nicht ſehr unwillig, noch ſehr eyfrig, ſondern gleich wie beſtürtzt geweſen, in deme ſie von einem ſolchen einfältigen Leyen, dergleichen groſſe Dinge unvermuhtlich zu hören, und nicht möglich zu verſtehen gehabt; aber nicht geläſtert hetten, ſondern ungeachtet daß den Herren Theologis der einfältige Mann, ziemlich wohl die Wahrheit fürgehalten, und von den Fabeln unterſchieden, mit groſſer Beſcheidenheit ſie geehret, und freundlich mit ihnen geredet, allerley Irrthum berühret, gleichſam wie mit einem Finger ihren Urſprung gezeiget. Den Herren Aſtrologis aber austrücklich geſaget: „Ihr lieben Herren, ſehet, ſo weit iſt die Wiſſenſchaft euerer Matheſis richtig, recht und gegründet im Geheimnüs der Natur, was aber darüber iſt, nehmlich diß, und diß u. ſ. w. iſt Heidniſcher Zuſatz, Thumheit, und Blindheit der Heyden, welchen wir Chriſten nicht zu folgen hetten.

Alſo haben ſie ihn alſo zu frieden gelaſſen, und iſt in pace dimittiret worden, auch Ihre Churfl. Durchl. groß genüge an ſeiner Antwort gehabt: Ihn abſonderlich zu ſich gefordert, allerley Heimligkeit mit ihme geredet, und in allen Gnaden ihn abgefertiget, und nach hauſe gen Görlitz geſchicket haben.

Mehrers kan ich mich nicht beſinnen, daß ich für gewiß davon gehöret hette. Aber nach der hand habe ich hören die zween Herren Doctores Meiſnerum und Gerhardum Sel. Wittenbergae, von dem Sel. J. B. reden, da ſie ſich verwundert haben über die Continuation und Harmony der Schriften dieſes Mannes; Herr D. Gerhard ſagte; „Ja, ich wolte die gantze Welt nicht nehmen, und den Mann verdammen helffen;“ der ander D. Meiſner ihm geantwortet: „Mein Herr Bruder, ich auch nicht, wer weiß was darhinter ſteckt; wie können wir urtheilen was wir nicht begriffen haben noch begreiffen können, ob es recht, ſchwartz oder weiß ſey, Gott bekehre den Mann ſo er irret, und erhalte uns bey ſeiner Göttlichen Wahrheit, gebe uns dieſelbe je länger je beſſer zu erkennen, auch Sinn und Muth ſie auszuſprechen, und Vermögen ſie fortzupflanzen!“ Damit ward was anders geredet und ich ſchied von dannen.

Ein andermal habe ich gehöret daß Sel. D. Meiſner zu Wittenberg geſaget, daß, als des J. B. gedacht, und gefraget worden was ihre Wohl-Ehrw. vor ein Urtheil von ihme gebe? hat er geantwortet: „Er begehre nicht darzu zu rahten, noch zu helffen, daß der Mann condemniret, oder ſupprimiret, oder relegiret werde, er ſey ein Mann mit wunderlichen hohen Geiſtes Gaben, die man jetzo noch weder verdammen noch approbiren könne.“

Gott erhalte uns Alle in Gnaden bey ſeiner ſeligen Erkäntnüs Jeſu Chriſti in uns!

den 21. Febr. A. 1651.

C. W. M. D.

(S. das angeführte Werk, S. 462 ff. In der Ausgabe der Theoſophiſchen Briefe, Amſterdam 1682, fehlt dieſer Anhang gänzlich.)

So lebte und ſchrieb Jakob Böhme, während ſeines Lebens von den Mächtigern verfolgt und gehaßt; und nur von Einzelnen geliebt, die indeſſen, wie es ſcheint, nicht einmal dem finſtern Drang des verarmten äußern Lebens wehren konnten. Nach ſeinem Tode bald vergöttert, bald verſpottet und verachtet, bis endlich eine faſt ganz dürre und leere Zeit ihn völlig vergaß, oder doch nur auf ſeine Werke kalt hinwies als auf einen Abyſſus von Schwärmerei und Unſinn, mit dem ſich zu befaſſen ſogar gefährlich werden könne. Eine neue beſſere Zeit iſt aufgegangen, und viele Stimmen haben ſeinen Namen wieder mit Ehren genannt. Doch auch die vorlaute Unreifheit ſchwatzt gar viel über ihn, und treibt Prunk mit ſeinem Namen, während ſein ſtiller, raſtlos ſtrebender Geiſt fern von ihr iſt. Es iſt, oder es war wenigſtens vor einigen Jahren Mode geworden, über Jakob Böhme zu reden, doch niemals hat wohl ein Menſch weniger mit der Mode zu thun gehabt als er, und es giebt kaum einen ſeltſamen lächerlichern Gedanken, als er und ſie im Conflict.

Ich wiederhole es, daß die alte Vergötterung von Neuem hervorzurufen keinesweges der

Zweck dieſes Aufſatzes iſt, ſondern einzuladen zu dem Studium ſeiner beſſeren, beſonders der zu Anfang genannten Werke, damit endlich eine vollſtändige und gerechte Würdigung ſeines ſchriftſtelleriſchen Charakters hervorgehe. Eine ſolche beſitzen wir in der That noch nicht, denn obgleich ſchon Manches dazu vorbereitet worden iſt, ſo wurde doch faſt immer ſowol „innerhalb als außerhalb der Mauern Iliums“ in Beziehung auf Böhme, gar ſehr geſündigt.

VII.

Vermiſchte Gedichte.

Einer Freundin.

Wenn uns ein Gott mit mildem Sinn die Wahrheit,
Die feſt in ſich beruhende verleiht,
Wenn in dem tiefern Geiſt das Schöne ruht,
Wie auf dem heiligen Altar die Flamme,
Die zarte Sorgſamkeit vor rohem Anhauch
Und vor des Lebens wildem Lärmen ſchützt:
Dann ſteht der Menſch ermuthigt da, das Auge
Mit Stolz empor ſich hebend, fühlt ſich klar
Und in dem tiefern Anſchaun ſchweigt der Geiſt.
Doch wenn er immer tiefer dringt und tiefer,
Wie in des Berges Nacht der Muthge ſteigt,
Und in des Meeres grauenvolle Tiefe,
Um dort das Köſtlichſte für ſich zu rauben,
Dann tönt ihm oft ein dunkles Wort entgegen;
„Nicht wage weiter dich mit irrd'ſchem Auge,
Daß du dem Leben nicht die Blüth' entſtreifſt,
Damit die heitern Farben nicht verbleichen,
Und du nicht einſam daſtehſt, freudenleer.“
Dann erſt erfaßt er ganz den Geiſt des Lebens,
Und was es ewig hält und ewig ſchmückt,
Dann wird der tiefe Geiſt ſich farbig bilden,

Die Anmuth mit der Würde ſich vereinen,
Die ernſte Kraft der Milde ſich geſellen,
Er ſucht den Menſchen um ihn ſtill zu lieben,
Und wird zum Menſchen nur indem er liebt.
Du weißt es, was die armen Worte wollen,
Denn nicht was Worte nennen, was das Herz
Mit Kraft erfaßt, das iſt allein das Rechte.
So kannt' ich dich, ſo hab ich dich erkannt,
Drum nur das Eine: Bleibe wie du biſt.

Derſelben.

Freundin, deines Lebens Morgen
Bricht hervor mit ſanftem Glanz,
Und es ſchlingen ſich die Freuden
Wie die Blumen zu dem Kranz.

Heilig iſt des Aethers Bläue,
Und des Himmels Sternenlichte
Spricht zu dir in frommer Ahndung:
Alles ſinkt, ich ſinke nicht.

Aber ſchön iſt auch die Erde
Und der Fluren ſanftes Grün,
Und die Blumen ſprechen kindlich:
Laß, o laß uns nicht verblühn.

Liebe, Freude und Vertrauen
Wohnt auch hier bei mildem Scherz.

Und das Köſtlichſte auf Erden
Iſt ein tiefes, heitres Herz.

Der Jüngling und das Mädchen.

Er.

Warum weinſt du, Geliebte, was kann dich Holde betrüben,
Liebt uns der Frühling nicht, iſt uns das Leben nicht hold?

Sie.

Ach! ich weine des Lebens ſo unerbittlicher Strenge,
Die uns des Weinens Luſt ach! nur ſo kärglich beſchied.

Er.

Sahſt du, Geliebte, den Mond, wie am heitern Himmel er wandelt?
O ich fühl' ihn mir nah, ſeh' ich dein ruhiges Bild.

Sie.

Sahſt du, Geliebter, ſodann, wie er kühnlich die Wolke beſiegte?
O, ich fühl ihn mir nah, ſeh ich dein ſtrebendes Bild.

Sonette.

1) An Cimaroſa.

Der zarte Geiſt, der Erde leicht entflogen,
Begrüßet froh der Kunſt geweihte Auen,
Er darf der innern Klarheit wohl vertrauen,
Und meldet gern des Lebens irre Wogen.

Ihm öffnet ſich der weite Himmelsbogen,
Er wird das innere Geheimniß ſchauen,
Und ſinnbeſonnen hehre Werke bauen,
Die nie verſinken in der Zeiten Wogen.

Doch wenn er ganz dem Ird'ſchen will entfliehn,
Und in des Lebens Leben tief verſunken,
Das Schöne ſchaut ſo mild und wonnetrunken:

Dann tritt das Ird'ſche feindlich zu ihm hin,
Mit roher Kraft faßt es den zarten Geiſt,
Das Leben flieht, die Melodie zerreißt.

2) An **.

In dichte Schleier iſt Natur gehüllt,
Kein freundlich Licht will ſich dem Auge zeigen,
Es muß die Phantaſie die Flügel neigen,
Und ihre Wünſche bleiben ungeſtillt.

So wars auch damals, als du ſtill und mild
Es bracheſt, das bedeutungsvolle Schweigen,
Als du mit freundlichem Herniederbeugen
Des Herzens tiefes Sehnen haſt geſtillt.

Wie nach der langen Wallfahrt finſtern Wegen
Der Haimath ſtille Flur im Mondesglanz
Den oft verirrten Freund mit Mild' empfängt:

So naht das Glück im kühn bewegten Tanz,
Es müſſen ſich die rauhen Stürme legen,
Wenn Liebe ſtill den Seligen umfängt.

g) An —.

Kalt weht der Nord durch ire bewegte Lüfte,
Und ſtürmt umher des Meeres bange Wogen,
Der Himmel iſt mit Dämmerung umzogen,
Verſteinert ſehn mich an des Berges Klüfte.

Einſt athmete ich hier die Blumendüfte, —
Doch fühl' ich nicht die Fantaſie erlogen;
Nicht bin ich von dem Farbenſpiel betrogen,
Denn leiſ' umwehen mich der Jugend Lüfte.

Nicht kümmert mich des Lebens finſtrer Blick,
Ich finde Ruh, ſink' ich in mich zurück,
Da ſprudelt kühn des ſchönern Lebens Quelle.

So, gutes Mädchen, ſei auch dir das Leben
Nur Farbenſpiel dem ruhig innern Streben:
Dann fließt die Jugend ſanft auf leichter Welle.

4) Sehnſucht. (1801.)

Wo ſtrebſt du hin, du glühendes Verlangen?
Was für Bedeutung iſt in dieſen Thränen?
Ihr Arme ſtreckt euch aus mit leiſem Wähnen,
Wohl möchtet ihr mit Wonne ſie umfangen.

Du klopfend Herz, du wirſt ſie nie erlangen,
Verzehrſt dich nur im namenloſen Sehnen,
Kein Augenblick wird deine Wünſche krönen:
Der Liebe niemals Harmonien erklangen.

Schon iſt erloſchen mir der Hoffnung Licht,
Auch ſelbſt die Täuſchung iſt mir nun genommen,
Kein Stral wird mehr in meinen Buſen kommen.

O Nacht, du kannſt allein mir Klarheit geben,
Sie fliehet uns in dieſem engen Leben,
Und ſtralt nur dann, wenn unſer Auge bricht.

5) Der Verlaſſene. (1801.)

Ich liebte ſie mit innigem Gefühle,
Ich lebte nur in ihres Auges Blick
In ihr allein fand ich mein ganzes Glück
Das ſchwere Leben wurde mir zum Spiele.

Nun war die Jugend mir ſo wonnig kühle,
Denn Ruhe ſtralt und Schönheit ſie zurück,
Ich kannte kein nothwendiges Geſchick,
Mein ganzer Ernſt war, wie ich ihr gefiele.

Da ſah das Schickſal uns mit finſterm Spotte,
Entführte mir die liebliche Geſtalt,
Nun iſt das Leben wieder matt und kalt.

Ich war ſo ſelig, träumte mich zum Gotte
Warum o Schickſal, trennteſt du die Treuen,
Wie ſoll ich auf der Welt mich nun noch freuen?

6) Die Verlorene. (1801.)

Ich weinte heiße Thränen in die Nacht,
Die mich umgab mit ruhig kühlem Schweigen,
Auf ſah ich vor mir her die Zukunft ſteigen
Und ich erſchrak vor ihrer dunkeln Macht.

Da trat Sie zu mir hin, ſo ſtill und ſacht
Berührte zart den Mund mit ſüßem Neigen,
Wir flogen hin durch wolluſtvolle Reigen
Wo glühende Sehnſucht überall erwacht.

Im tiefen Innern wagte das Gefühl,
Mir war ſo weh, ſo wohl, ſo heiß, ſo kühl —
Ich ſagt' es ihr mit leiſerem Geflüſter.

Sie ſah mich an, und konnte mich verlaſſen,
Nicht werd' ich länger meine Schmerzen faſſen,
Denn kalt von Neuem iſt das nächt'ge Düſter.

7) Aus einem Roman. (1801.)

Die Hoffnung flieht den bang umflorten Sinn,
Nicht will ſie länger mehr bei mir verweilen,
Ich ſoll nur mit dem Gram mein Leben theilen,
Denn alle meine Freuden ſind dahin.

Nicht werd' ich mehr, Geliebte, dich ereilen,
Ich weiß es nun, daß ich verloren bin,
Ich wiederhol' es mir: Sie iſt dahin! —
Uns trennet *mehr* als dieſe ſtarren Meilen.

Ach! glaube mir, Er kann dich nicht ſo lieben,
Wie ich dich lieb' im innerſten Gemüthe.
So ſtill, ſo duldend, und ſo innig warm.

Ich will dich nicht durch Vorwürfe betrüben,
Nicht ſehen ſollſt du, wie des Lebens Blüthe,
Von mir ſtirbt ab, denn ich bin kalt und arm.

8) Nothwendigkeit. (1801.)

Ich ſtand allein auf dieſer groſſen Weite
Und ſuchte ſtill das Räthſel meines Lebens,
Ich fand es nicht, es war die Bruſt voll Strebens,
Doch niemand ſtand dem Einſamen zur Seite.

Jetzt neu erſcheinſt du mir im wilden Streite,
Da war die Bruſt voll neues ſchönes Strebens;
Nicht ſchien mir mehr mein banger Kampf vergebens:
Ich ſah die Hand, die durch das Dunkel leite.

Doch, ach! nicht hoffen darf der ſtille Arme,
Daß er an deinem Buſen je erwarme;
Ich fühl' es wohl, ich bin dem Gram nur eigen.

Auch du verſtandeſt wohl die bangen Thränen,
Du fühlteſt wohl mein ſtilles tiefes Sehnen,
Doch die Nothwendigkeit gebot dir Schweigen.

Epigramme und Elegien.

(Vom Jahre 1802 bis 1810.)

1) Erhebung.

Klage den Himmel nicht an, wenn Dich die Erde betrübet,
Aber der Erde vergiß, neigt ſich der Himmel zu Dir.

2) Der Geliebten.

Vieles könnt' ich dir ſagen, doch niemals liebt' ich das Viele:
Drum ſei das Eine genug, daß du die Eine mir biſt.

3) Das Sichere.

In dem wüſten Gedräng', auf dem Markt des wogenden Lebens
Brennen der Flammen gar viel, leuchten und ſinken in Nacht.
Wohl! in der Elemente Reich, da herrſchet der Menſch nicht,
Und nur die eigene Bruſt iſt ihm die ſichere Welt.

4) An —.

Dich beklag ich vor allen, dich führte mir zu nur die Täuſchung
Und die Beſonnenheit trennt, was ſich im Rauſche vereint.

5) Fruchtloſe Bemühung.

Unglückſeliger! ach, du liebteſt gar gerne die Tugend,
Doch die Gemeinheit, ſie hält ewig den Strebenden feſt.

6) Der Rohe.

Dein gehaltloſes Leben, umhangen mit Fetzen von Hochmuth
Reibt ſich gerieben zu Sand, ſinket wie Staub — in den Staub.

7) Lebens-Ernſt.

„Scherze nicht länger, o Freund, das Leben iſt bitterlich ernſthaft.“
Nun ſo ſei denn der Scherz bitterlich ernſthaft gemeint.

8) Warnung.

[illegible] zu ſehr nicht nach; dem öftern Betaſten
Schwindet der Blüthenſtaub, mit ihm der ſüßere Duft.

9) Beherzigung.

Nicht nach außen hin ſtrebe, die Welten alle ſind in dir:
In dir Heſperiens Lenz, in dir der nordiſche Froſt.

10) Das Bleibende.

Vieles ſchon haſt du gewollt, und vieles ſchon gabſt du verloren:
Eines willſt du und giebſt nie es verloren, mein Herz.

11) Dem Unbegünſtigten.

Danke dem Schickſal den Schmerz, damit du doch eines ihm dankeſt:
Denn die Freude, du dankſt wahrlich ſie einzig dir ſelbſt.

12) Bitte.

Eines, Himmel, gewähre mir nur, der ſo ſelten ich flehte:
Daß die Geliebte mir ewig ſo ſei, wie ſie iſt;
Daß kein fremder Hauch den reinen Spiegel berühre,
Der mir die liebe Geſtalt rein nur und einig gezeigt.

13) An die Freundin.

Nicht den Menſchen vertraue dein Leid, vertrau es dem Himmel,
Nur dem frommen Vertraun nahet ſich milde der Troſt.

14) Mäßigung in der Kunſt.

Niobe ſchweigt verhüllt, *) nur der Chor darf reden die Schmerzen:
Was der Grieche verſchweigt, ſchwatzt es, ihr Neuern, nicht aus.

---

*) In dem verloren gegangenen Trauerſpiel: Niobe, von Aeſchylus.

15) Hochmuth.

W[illegible]hſam ertrotzt, das hat mich niemals erfreuet,
[illegible] ich dem Schickſal entrang, warf ich verſchmähend zurück.

16) Das Fehlende.

Vieles haſt du gelernt, und es ehrt dich des Nützlichen Uebung:
Nur das lerneſt du nie, wie man des Lebens ſich freut.

17) Fantaſt.

Wohl erſcheinſt du trunken vor Liebe, doch ließe ſich fürchten,
Ob nicht geſchwefelter Wein dir die Berauſchung vergällt.

18) An die meiſten Polemiker.

Um der Schönheit willen erhebt ihr grimmige Kämpfe,
Werdet häßlich, damit ſiegend die Schönheit erſteh.

18)

Gegen das Schöne vermögen ja nichts die Pforten der Hölle:
Wie gewönne denn wohl flache Gemeinheit den Sieg?

19)

Nicht mehr mit Worten bekämpft euch, verſucht es endlich mit Werken:
So nur zwingt ihr den Feind, anzuerkennen mit Luſt.

20) Das nicht zu Vergebende.

„Viel verſchwendet' ich oft, Vermögen, Stunden und Ruhe,
Selbſt die Freundſchaft, ich gab oft ſie Unwürdigen hin."
Dafür bringt dir die Reue Verzeihung; doch daß auch die Liebe
Du vergeudeteſt, Freund, nimmer vergiebſt du dir das.

21) Zeiten und Zeit.

Tage verfließen, es rauſchen dahin die Wochen und Monde;
Aber die Stunde geht ſchwer nur und eiſern dahin.

22) Erwägung.

Blüthen und Blätter erzeuget die Erd', und nimmer ermüdend
Giebt ſie der Wurzel die Kraft, giebt ſie dem Stamme Gedeihn;
Aber die Farb' entzündet ſich nur in dem Strale der Sonne
Und in des Aethers Kreis wohnet die Schönheit allein.

23) Einem großen deutſchen Dichter.

Freundlich empfängt uns dein heitres Gedicht, es erfaſſet den Leſer
So behaglich und wohl, daß er des Höhern vergißt.
Und das Bequeme, das Ebne erſcheint ihm vor allem gemüthlich;
Doch die Gemüthlichkeit iſt leider nicht immer Gemüth.

24) Ausweg.

Wenn die Natur gebeut, ſo folge gehorſam und willig;
Doch wohl zeigt ſich ein Weg, wo ſie dir nimmer gebeut.

25) Das Kind.

Ach! ſie riſſen dich los aus der milden zarten Beſchränkung,
Aus der freundlichen Nacht weckt dich der grellere Tag.
Und du zürneſt mit Recht und weinſt in das feindliche Leben:
Schreie muthig, denn noch iſt dir das Schreien vergönnt.

26) Freude im Schmerz. (1807.)

Als mich die Krankheit ergriff und des Auges Klarheit geraubet,
Hüllte mich dämmernde Nacht, wehrend den Blick in die Welt,
Und das äußere Leben verſchwand mir, das wilde bewegte,

Aber die Welt [illegible] mir ſtralte gar freundlich
herauf.
Nicht [illegible] ſchmerzlich der Wechſel, und fröhlich
begreif' ich die Lehre,
Die mich als ſpielendes Kind längſt ſchon
die Krankheit gelehrt:
Schön iſt des Tages Glanz, doch die Nacht
giebt ſüßere Wonne,
Süß iſt das Leben, o Freund, ſüßer und
milder der Tod.

27) Heutige Welt.

Vieles haben die Menſchen verlernt in dem
heutigen Leben,
Selbſt das theure Talent herzlich und warm
ſich zu freun.
Doch auch nicht minder unredlich und herzlos
nahn ſie dem Schmerze,
Der ſie nicht kräftig mehr; halb und verworren nur faßt.
So nun wandeln ſie hin, ſtumm, kalt und
kraftlos erbittert,
Und das Leben entbehrt Leben und regende
Kraft.

28) An D. D.

Vieles raubte man euch — (nicht möge der Vers es bezeichnen,)
Vieles, ach! vieles iſt hin, das wol nie kehret zurück!
Doch noch immer getroſt, noch immer die Hoffnung bewahret,
Seid ihr nur ewig ihr ſelbſt, bleibt euch des Troſtes genug.

29) Glaube.

Ja, ſie iſt hin, die Blume, von rauhem Fuße zertreten,
Und ſie ſendet nicht mehr liebliche Düfte herauf
Abgeriſſen ſind jetzt von der lieblichen Laute die Saiten,
Selbſt der geübteſten Hand giebt ſie den Ton nicht zurück.
— Wohl betraure die Blum', und wohl betraure die Laute,
Aber verzweifle darum nur nicht an Ton und an Duft.

30) Rückkehr in ſich.

Möge die Jugend verſchwinden, des Frühlings Töne verſtummen:
Wenn nur das eigene Herz nimmer den Ton dir verſagt.

31) Dem Pfiffigen.

Klug und verſtändig erſcheinſt du und wieder verſtändig und klug auch,
Aber weniger klug wäre doch — klüger fürwahr.

32) Der Coquette.

Viele Pfeile durchſtachen dein Herz, doch gingen ſie alle,
Wie durch ein dünnes Brett ſchwebend und leicht nur dahin.
Siehe, jetzt tritt ein Sünder daher und in der Umarmung
Bricht das wurmſtichige Herz, aber der Sünder mit ihm.

33) Der Kupplerin.

In die Verliebten biſt du verliebt, denn die ſchönere Liebe
Neigte ſich nimmer zu dir, ſcheuend das matte Gemüth:
Und nun hältſt du das Licht zu dem Licht, und paareſt die Paare,
Kuppelſt die Stut' und den Hengſt, kuppelſt das Schaaf und den Bock.
Doch dich kuppelt die Zeit mit der Häßlichkeit einzig zuſammen,
Und es löſet kein Gott dich von der widrigen Pein.

34) Dem Forçirten.

Was nur geknetteter Schnee, das nennſt du ewigen Marmor:
Aber die Zeit zerſchmilzt, was nur die Noth dir gebar.

35) Dem Platten.

Nicht der Hexameter ſpricht die Langweiligkeit aus, ſo dir eigen,
Und der Pentameter ringt auch nur vergeblich danach.

36) Dem Zarten.

Hat dich die Arbeit erſchöpft, ſo möge die Kunſt dich erſtarken:
Biſt du ein Mann, ſo erſchöpft jene den Leib, nicht den Geiſt.

37) Dem Abgeſchloſſenen.

Ruhig biſt du und kalt, und wieder kalt nur und ruhig:
Gerne ſagt ich dir mehr, doch ich erfriere bei dir.

38) Dem Langweiligen.

Kurz iſt das Leben, doch lang die Rede, mit der du es darthuſt:
Rede kürzer, damit länger das Leben dir ſei.

39) Dem Gemeinen.

Dich nicht ſtrafet die Muſe, mit dir verſchmähet ſie zu reden,
In das verworfne Gemüth ſteiget kein Dichter herab.

40) Dem Rhetor.

Labe dich nicht zu ſehr an ſtolzen Sentenzen, ſonſt wird dir
Selbſt die lebendige Welt gar noch zum kältenden Wort.

41) Zur Nacht.

Süßer Schlaf, o hülle mich ein in den kühlenden Schleier,
Daß ſich der Traum mir erneu', der mir im Leben entflieht.

41) Ueberzartheit.

Nur in dunkler Nacht iſt es Tag im Innern des Herzens,
Stralet die Sonne mich an, fehlt ſie dem heißen Gefühl.

42) Das Unſelige.

Stürme rauſchen vorüber, doch wehe wenn feucht nur und ſtille,
Sich das Leben dir hinſtellt ohne Sonne und Sturm!

43) An —.

Nimmer faſſ' ich, Geliebte, dich ganz und gerne geſteh ich,
Daß es mich gar noch erfreut, wenn du mir dunkel erſcheinſt.
Liebt' ich doch nimmer den Schein, den grellen des blendenden Tages,
Und das beſchwichtigte Herz freute ſich deiner, o Nacht,
Die ſo ruhig uns leuchtet aus ewigem, heiligem Aether,
Bei der Geſtirne Glanz oder bei mondlichem Schein.
Alſo liebt auch der Fromme die ſtill unſichtbare Kirche,
Alſo lieb' ich auch dich, die du mich Andacht gelehrt.

44) An Y.

Rühme dich nicht, o Jüngling, der Gunſt des Glücks und der Muſen;
Demuth fülle die Bruſt, der ſie die Wunder vertraun.

45)

Klage nicht, daß die Jugend verrinnt und das Alter herannaht,
Jugend iſt über der Zeit; wolle nur jung ſein: du biſt's.

46)

Opfer fordert die Muſe von dir? Verblendeter, niemals
Opferſt du ihr, wenn du nicht opferſt dein ganzes Gemüth.

47) An F.

Dulde das Schickſal, o Freund, mit ruhig ergebener Seele;
Aber dem menſchlichen Streit: ring' ihm entgegen mit Kraft.

48)

R[illegible] nicht ewig vom Streben und Ringen nach heiliger Schönheit:
Strebt ſie nicht milde zu euch: zieht ihr ſie nimmer herab.

49)

Seht den Wagen, er ringt gar ſtolz durch die hallende Laufbahn,
Aber es flattert der Staub wild an den Rädern hinauf;
Seht den Adler, er fliegt mit göttlichen Kräften gen Himmel,
Und es freut ſich die Luft über den ruhigen Flug.

50) An —.

Laß ſie nur toben die Stürm', und feindlich die Wolken ſich thürmen:
Nur ein himmliſcher Blick, Freund, und das Leben iſt neu.

51) An R.

(24 December 1806.)

„Haſt du mich lieb?“ ſo fraget dein Mund, ſo fraget dein Auge,
Und ſo fragt auch die Schrift, die du ſo zierlich gewebt:
Nimmer bedarf es der Frage, doch frage nur immer du Gute,
Denn auch ohne das Wort fühlt ja die Antwort dein Herz.

52) Derſelben.

(24 December 1807.)

Wohl iſt das Leben zu kurz für unſre innige Liebe,
Ueber jeglicher Zeit ſtehet ſie ſiegend und klar.
O du Gute, du Liebe, du einzig nur mir geblieben,
Nimmer ſagt es das Wort, was dem Verarmten du biſt,
Seh ich dein klares Aug' und fühl ich dein Herz an mir ſchlagen;
Hab ich nur einen Wunſch; bleibe du immer nur du.

53) Derſelben.

(6. Januar 1808.)

Was wir ſo innig erfleht in den ſehnenden Wochen und Monden,
Nahm uns ein einziger Tag, führte das Kind uns hinweg:
Und wir trügen es nicht, und brechen müßte das Herz uns,
Wär's nicht der Himmel ſelbſt, welcher den Engel uns nahm.
Doch an dir, du Gute, ging milde der Engel des Todes,
Schonend vorüber, denn nur mit dir zu leben iſt Glück.

54) Der Dichter.

Nur dies eine Gedicht, laß, Muſe, mich enden mit Würde,
O dann ſterb' ich ſo gern, ſterb' ich doch nimmermehr ganz.
Iſt es vollendet: Noch eins, und wieder eines, und immer
Steht vor der Seele noch ſtralend das höh're Gedicht.

Alſo bittet der Jüngling: Nur einen Kuß, o Geliebte,
Immerhin möge mich dann feindlich umnachten der Tod.
Doch es verwehet der Kuß, und wieder einer, und immer
Steht vor der Seele noch ſtralend der höh're Genuß.
Mild nur lächelt die Muſe des überſchwenglichen Beters,
Gönnet ihm freundlich die Gunſt, die er ſich einzig erfleht. —
Laß, o laß mich immer an deinem Buſen erwarmen,
Und wenn der Tod mich umrauſcht, lächle noch tröſtend mir zu.

55) Zweck an ſich.

Was dir das Leben ſoll? du wirſt es nimmer erfahren,
Wenn dir das Leben ſelbſt noch eines Zweckes bedarf.

56) [illegible] Romanſchreiber.

Ueber Empfindungen grübelnd, und über dem
Grübeln empfindend,
Daß die Empfindung dahin: ſchließt er verdrießlich das Buch.

57) Tragödie.

Wahrlich, unfreundlich und hart iſt oft dem
Poeten das Schickſal:
Trotz dem gewaltigſten Flehn bleibts von
dem Trauerſpiel fern.

58) Luſtſpieldichter.

Oftmals verfehlet der Dichter den Witz, doch
der Witz nicht den Dichter:
Armer Ixion, du haſt nimmer die Göttin
umarmt.
Gönn' ihm die Täuſchung, das Leben iſt kurz
und die Wolke zerfließet
Schnell genug, und der Thau kühlt ihm die
glühende Bruſt.

59) Der Gereifte.

Alles iſt einig an dir: Gedank' und Empfindung und Handeln,
Und in den ſichern Verein dränget kein Zweifel ſich mehr.

60) Der Frohe.

Deine rüſtige Jugend, dein helles Auge ſie ſagen:
Munter ins Leben hinein, munter durch Wald und durch Flur.

61) Einem Unglücklichen.

Vieles hoffteſt du, Armer, vom Leben, doch wenig gewährt es;
Hoffe du alles vom Tod, alles gewähret er dir.

62) Glück und Verdienſt.

Vieles haſt du gelernt und vieles wirſt du noch lernen:
Freue dich, daß du auch das ahndeſt was nie ſich erlernt.

63) An manche Aeſthetiker.

[illegible] Streiter erkenn' ich in euch für die
Sache der Schönheit;
Aber vergeſſet mir nicht, daß ſie die Ruhe
nur iſt.

64) An Dieſelben.

Wohl iſt wacker der Kampf und beweiſt gar
herrliche Kräfte,
Aber über dem Kampf geht euch verloren
der Sieg.

65) Gegenſeitige Verpflichtung.

Trage geduldig, mein Freund, was das ernſte
[illegible] Leben verlanget,
[illegible] was [illegible] ehrlich dafür, was du vom
Leben verlangſt.

66) Vergeltung.

Iſt dir das Leben verhaßt, ſo biſt du's dem
Leben nicht minder,
Und was du außer ihm liebſt, weiht dich
dem düſteren Tod.

67) Dem Freunde.

Viel vom Leben raubte die Gluth und das mächtge Streben,
Doch die Jugend in dir kennet den Untergang nicht.

68) Demſelben.

Sei getroſt, o Freund, und vertraue, denn irret dein Glaube,
Irret das Leben auch, irret die ganze Natur.
Täuſchung iſt dann des Lenzes Blüthe, des heiligen Aethers
Lichte Blau, und im Sturm redet die Wahrheit allein.

69) Zweifel.

Dieſe Welt, wem gehört ſie? das mögt ihr nimmer mich fragen:
Zwar iſt die Antwort leicht, aber das Wort nicht erlaubt.

70) Erhebung.

[illegible] Himmel gehört dem ewigen heiligen
Gotte,
Und das lichtere Blau neigt ſich einſt freundlich herab:
Jenes Tages, an dem uns der ſanfteſte Engel
umarmet,
Und mit heiligem Kuß löſ't den unſeligen
Kampf.

71) Ermunterung.

Willſt du der reineren Hoffnung dich freun, ſo
nimm ſie vom Leben
Schnell hinweg, und führ' eilig dem Tode ſie zu:
Still und klar erſcheint ſie dir dann, da im engenden Leben
Nur ein verworrener Staub trübe die Göttin umſchlingt.

72) An H.

Nicht zu Herzen nimm dir, o Freund, das
herzloſe Leben;
Beſſer wär' es fürwahr, wär' es des
Schmerzes nur werth.

73) Frage.

Stets Epigramme, mein Freund? warum nicht Oden und Hymnen?
Ward dir das Leben ſelbſt zum Epigramme ſo bald?

74) Der Unzufriedene.

Beſſer war es wohl einſt, doch iſt es auch jetzt noch ganz leidlich;
Dauert das Leidliche lang, wird es unleidlich noch ganz.

75)

Fröhlicher war das Leben dir einſt, und mit rötheren Wangen
Lacht' es dich an, doch jetzt hat es den tieferen Blick.
Wohl, ſo begegne denn ſtets mit tiefem Sinne der Tiefe;
Doch auch habe den Muth, lächelnd zu nahen dem Ernſt.

77) Meiner Tochter, die ihr Leben nur bis auf zwölf Tage brachte.

(October 1807.)

Dich nicht raffte der Tod hinweg, dich führete dein Engel
Leiſe, mit liebender Hand, zu der Vollendung empor:
Glückliches Kind, dein Leben war Schlaf, dein Sterben Erwachen,
Und dem verklärten Blick gnügt das Unendliche nur.

77) Derſelben.

[illegible] der Mund uns freundlich, des lieblichen Kindes,
Heiter und milde ſtralt uns, den Betrübten, dein Blick.
Wie die Geliebte der Kuß erfreut von den Lippen des Freundes,
Deſſen ruhiges Nahn jegliches Sehnen ihr ſtillt:
So, dich Theure, des Todes Berührung, und ſelig beruhigt

Sagt uns der freundliche Blick: „Nimmer betrauert mich mehr,
Selig bin ich, o Mutter, belohnt ſind alle die Schmerzen,
Die für die Erde zu groß, mich für den Himmel gereift."

78) Derſelben.

So nun gingſt du dahin, wo dir das Auge nicht folget,
Wo nur der Glaube dich ſieht, wo nur das Herz dich erfaßt.
Doch du warſt, und du biſt, du lebſt mir tief in dem Innern,
Wo, wie die heilige Gluth, nicht die Erinnerung erlöſcht.

79) Derſelben.

Nimmer klage verworrener Schmerz an der freundlichen Ruheſtatt,
Da wo die Unſchuld ſchläft, nahet die Klarheit ſich gern.

80) Guter Rath.

[illegible] nur muthig, Geliebter, zu träumen, zu hoffen, zu lieben;
Iſt doch das Leben ſonſt wahrlich des Athmens nicht werth.

81) Morgen- und Abendgedanke.

Aus dir heraus erzeugſt du den Muth und die tröſtende Hoffnung,
Aber die Freude, ſie kommt doch nur vom Himmel herab.

82) An —.

Oftmals täuſchteſt du dich in der Liebe, doch liebe nur ferner,
Denn in der Liebe Schmerz geht dir die ewige auf.

83) Manchem Polemiker.

Für die Schönheit kämpfeſt du, Freund, mit Kraft und mit Eifer?
Siege durch Schönheit, du kannſt's, und es bedarf nicht des Streits.

84) Am Tage der ehelichen Verbindung eines Freundes.

Vieles ergreift der Menſch in den irren Wogen des Lebens,
Daß es ihn halte im Sturm, das es ihn leite zur Ruh;
Doch wenn auch außen verhaßt der Orkan, ſo redet er in uns,
Und wenn die ganze Natur ruhet, nicht ruhet der Menſch.
Droben nur wohnet das Glück, und wenn die Gottheit es ſendet,
Nennet es kindlich der Menſch: Liebe und Religion.
Liebe nur giebt uns das Leben, und Liebe nur lohnet das Leben,
Wohl Euch, denen der Gott freundlich das Höchſte gewährt.

85) Jenſeits.

Nur ein Kuß iſt das Leben, womit die Götter beglücken;
Aber der höchſte Genuß iſt noch verhüllet in Nacht.

86) Verwunderung.

[illegible] ſprach ich ganz leiſe: Ach, Leben,
wie biſt du ſo ſeltſam!
Liebchen flüſtert es dann: ſeltſam biſt du wie
ich.

87) Erſatz.

Laß die Welt dich verkennen, laß Freund' und
Feinde dich tadeln,
Wenn nur das Liebchen dich rühmt in der
freundlichen Nacht.

88) Das Tröſtliche.

Gern ertrag' ich am Tage der Leiden und Laſten gar viele:
Giebt mir nur das Liebchen zur Nacht, daß mir
die Freude nicht fehlt.

89) Einem Muſiker.

Weichlichen Tönen, du wandelſt auf nie betretenen Bahnen,
Aber es führt dich der Gott, wandle du muthig nur fort.

90) An W.

Zorniger Jüngling, wie freut mich das Feuer der ſtrahlenden Augen,
So nur erſcheinſt du ſchön, ruhiges Mädchen dein werth.

91) Egmont.

Glücklicher Jüngling, du haſt es errungen das ſchönſte der Looſe:
Dir war das Leben Geſang, dir iſt der Tod Melodie.

92) Einem Unglücklichen.

Willſt du ſterben, ſo ſei's; doch verletze dir nimmer das Leben,
Ring zum Unendlichen auf, wolle nur ſterben: du ſtirbſt.

93) Warnung.

Ueber dem Lieben gehe dir nimmer die Liebe verloren,
Und in dem Menſchengewühl ſinke die Menſchheit dir nicht.

94) Der Betrübte.

Unter Hoffnungen trittſt du ins Leben, mit Hoffnungen ſtirbſt du;
Nur was dazwiſchen liegt füllet die Sorg' und der Schmerz.

---

95) Das Bleibende.

Vieles haſt du gehofft, und wenig iſt dir gelungen;
Aber die Hoffnung, o Freund, bleibt dir doch ewig gewiß.

---

96) Der Ausweg.

Willſt du im Irdiſchen ſchon das Ueberirrdiſche faſſen,
Wag' es dir ſelbſt zu vertraun, wenn dich die Erde verläßt.

97) Einem Freunde.

Ward dir die Liebe zum Irrthum, ſo ward es dem Leben nicht minder,
Lieben und Leben iſt ſtets Eins nur dem reineren Sinn.
Und ſo müßt' ich in dir den verlorenen Jüngling beweinen,
Gäb' es nicht Einen Troſt: daß nur der Augenblick irrt,
Der uns feindlich berührt mit finſterwaltendem Zweifel,
Daß nun die ſüße Ruh ſtillen Vertrauens entflieht.
Doch, wie ſiegend der Mond die Wolkenhülle durchſtralet,
Wie in des Berges Nacht magiſch Karfunkel erglänzt:
Alſo hebt ſich auch leuchtend hervor, und ſiegend die Liebe,
Wenn nur das eigene Herz dir nicht den Zweifel gebar.

Klage des Halbverliebten.

[illegible] ich ſo ruhig; nun kömmt ſo arge Verwirrung:
[illegible]ſtliche Träume bei Tag, träumende Unruh bei Nacht.
Hab' ich die Kleine geſehn mit ihren funkelnden Augen:
Schmeckt mir das Eſſen nicht, will's mit der Arbeit nicht fort;
Oder ich mache ſie gar verkehrt, und in den Geſchäftsſtyl
Fließen Metaphern mir ein, Blumen von Sonn' und von Mond,
Oder Hexameter gar, mir unbewußt, daß noch neulich
[illegible] Befehl, [illegible] zu bleiben im Styl.
Wüßte man gar, daß daheim im Pult ein Sonett ich verwahre,
Ihr geweihet, voll Gluth; wahrlich, mir drohte Gefahr.
Und wohin ſoll nun alles das führen? Die ängſtlichen Tage
Wo ich, achtſam des Schnees, ſchleiche zur Vorſtadt hinaus,

Zu dem Hauſe des Mädchens, die doch mich nicht einmal einläßt,
Und die Nächte, wo ich träume von Bach und von Hain,
Wo ich die Nachtigall höre, dem eiſigen December zuwider,
Während der Hauch des Mundes mir in dem Oberbett friert …
Nein ich halt' es nicht aus, der fantaſtiſche Kram macht mich wirbeln;
Gieb die ſolidere Ruh, gieb ſie mir Himmel, zurück!

99) Der Liebende.

Sie erblickt' ich, und mein Geſchick war auf immer entſchieden,
Denn die Geliebte, ſie war ſchnell mir auf immer erkannt.
Nicht widerſtrebt' ich, denn tief im Innern begriff ich die Gottheit,
Die zu des Lebens Geſtirn mir dieſe Liebe befahl.
Und nun ſendet der Himmel mir jegliches Leiden der Liebe,

Tiefe Schmerzen, die nur liebendes Herz
du begreifſt.
Doch nicht fleh ich den Himmel, die vorige
Ruh mir zu ſenden,
Selbſt wenn auch nimmer mich fröhliche
Liebe beglückt.
Holde Freuden der Ruhe des Armen, der Liebe
nicht kannte:
Wiegt ſie den ſüße Schmerz lohnender Sehn-
ſucht nicht auf?

100) An X.

Freue des Lebens dich, o Freund, doch laß
auch das Leben
Deiner ſich freuen, ſonſt [illegible] deine
Fröhlichkeit froh.

101) Dem Glücklichen.

Ja, dich liebet, o Jüngling, des Mädchens
heilige Seele,
Lies't es im trunkenen Blick, fühl' es an
ſtrebender Bruſt;

Aber beſtürme ſie nicht mit Fragen, ob ſie dich liebe,
Ausgeſprochenes Glück iſt nicht das göttliche mehr.

An die Entfernte.

6. Januar 1806.

Iſt er gekommen der Tag, der dich dem Daſein gegeben,
Wo du zuerſt das Licht heiterer Sonne geſchaut?
Wo du mit Lächeln und Thränen zuerſt das Leben begrüßteſt,
Und das Räthſel der Welt dir ein Geheimniß noch war?
Ja, er iſt da, und um dich her ſind die Theuern verſammelt,
Die dir das Wechſelgefühl fröhlicher Liebe vereint.
Liebend ſchließt ſich die Mutter an dich die liebende Tochter,
Und was der Mund nicht ſpricht, ſagt dir ihr zärtlicher Blick.
Fröhlich umgeben dich jetzt die Schweſtern, die Brüder, die Freunde,

Und der Freundinnen Kreis ſchließet ſich
enger um dich.
Alle vereinigt die Neigung für dich und die
herzlichen Wünſche,
Für der Theueren Wohl jetzt bei dem feſt-
lichen Tag,
Daß er heiter ſich ſtets erneu, und daß dir
das Leben,
Milde ſei wie der Traum, welchen die Mai-
nacht gewährt,
Wenn die laueren Lüfte ſich ſanft um den Bu-
ſen uns legen,
Und in dem ſtilleren Bach freundlich der
Mond uns erglänzt.
Alle ſind ſie nun da, die du liebſt — — — es
fehlet nur Einer;
Alle überſchauet dein Blick: — Einer von
Allen, er fehlt.
Ach! ihn hält ein herbes Geſchick an fernem
Geſtade,
Und der Einſame darf nicht der Geliebten
ſich freun,
Darf nicht feiern den Tag, der ihm die Theure
gegeben,
Nicht dem Herzen ſich nahn, das ihm die
Liebe geweiht.

Strömet dann hin, ihr Thränen, und redet lauter ihr Schmerzen,
Die in der tieferen Bruſt lang ſchon ich ſchweigend bewahrt;
Rede, du Herz, wie du mächtig hinſtrebſt nach der fernen Geliebten,
Wie die Freude verrauſcht, wie dir die Scherze entfliehn,
Wie dich die ſchmerzliche Sehnſucht ergreift, und ſelber die Freundſchaft
Dich nicht zu tröſten vermag, die doch ſo treulich es meint:
Weich' hinweg, du mächtiger Stolz und vergönne dem Herzen
Sprache zu geben dem Schmerz, der in dem Innern ihm lebt.
— Doch an dem fröhlichen Feſt? o verrauſcht ihr trüberen Klagen,
Sanfter werde das Wort, ſanfter das heiße Gefühl: —
Möge das ſchöne Vergangne das trübere Jetzt dir verhüllen,
Und mit freundlichem Blick lächle die Zukunft dich an.

Zuverſicht.

Wo du auch hineilſt
Flüchtiges Leben,
Ueber Flur und Strom
Ueber Thal und Berg
Folg ich dir willig.
Streb du nur raſtlos fort:
Heiß iſt der Mittag,
Kühl iſt der Abend,
Eile nur weiter
Stürmiſch und ruhelos
In mir iſt Frieden,
In mir iſt Ruh.

Wünſche ohne Ziel.

Du ſtrebſt vergeblich Sehnſucht,
In heißerem Verlangen,
Du wirſt ſie niemals finden.
Du Herz, du klopfſt ſo innig,
In tiefer banger Ahnung,
Kein Herz wird dir begegnen. —
Doch ſtrebe immer Sehnſucht
Und klopf, du Herz, nur ferner,

Auch wenn du keines findeſt.
Denn ohne dieſe Sehnſucht,
Dies Bangen und dies Streben
O wie ertrüg' ich's Leben? —

An R.

Bei der Ueberſendung der Geſchichte und Kritik der deutſchen Poeſie und Beredſamkeit. (1805.)

Was edle Sänger kühn und ernſt gedichtet
Und wie ſie ſcherzend mit dem Leben ſpielten,
Wie ſie, vertrauend nur der eignen Kraft,
Die in des Buſens Tiefe nie verglühte,
Sich muthig durch die wilden Stürme rangen;
Wie Frühling, Freundſchaft, Sehnſucht ſie bewegte,
Wie ihnen Liebe Schmerzen gab und Wonne,
Das alles giebt dies Buch getreulich wieder. ——

Ein grauer Himmel decket die Gefilde,
Wo wir des Daſeins Kraft zuerſt gefühlt,
Kein Frühlingshauch hat leiſe nur und milde
Des Buſens heißes Sehnen uns gekühlt.
Ein trüber Flor iſt um uns hergebreitet,
Es ſtralt kein Stern, der durch das Dunkel leitet.

Doch aus uns ſelbſt erzeugen wir das Schöne,
Im tiefen Innern wohnt die ſichre Kraft:
Die Phantaſie gebeut, es klingen Töne,
Daß ſtill in uns der Frühling neu ſich ſchafft:
Und wenn auch ſeine Blumen all' verblühen;
Der Liebe Flammen können nie verglühen.

Sehnſucht.

Sonett. (1802.)

Nur einen Stral in dieſe dunkle Nacht,
O Schickſal, ſende mir, damit es tage,
Damit ſich ende dieſe lange Klage,
Und neu die Kraft im Innern mir erwacht.

Wie freundlich dort die goldne Sonne lacht,
Will ſie mir winken, daß ich's weiter wage?
Des Lebens Wogen rüſtig noch ertrage?
Haſt du, Geſtirn auch meiner mild gedacht?

O täuſch dich nicht, du Armer, jene Zeit,
Wo noch der Himmel liebend niederſah,
Sie ſank hinab mit allen ihren Sternen.

Die Erde liegt von unſrer ach! ſo weit,
Nicht kehret wieder was einſt dort geſchah;
Doch lächelt ſie auch noch aus weiten Fernen.

Zum Schluß.

Tauſend Sünden ſind nur Tand,
Und gar leicht verzeihlich:
Reibt die Kraft ſich an der Kraft,
Iſt es gar gedeihlich.
Manches mögt ihr raſch verſchwenden,
Es verſtreun mit vollen Händen:
Liebe nur iſt heilig.

Latona.

Unterhaltungsſchriften

von

Franz Horn.

Zweiter Theil.

Berlin, 1812.
Bei Friedrich Nicolai.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Inhalt.

I. Hiſtoriſche Gemälde:
  1. Galba,
  2. Otho,
  3. Vitellius.

II. Andeutungen.

III. Erinnerung an einige merkwürdige alte Schriften.

IV. Kritiken.

V. Gedichte.

I.

Hiſtoriſche Gemälde.

Galba, Otho und Vitellius.

Ser. Sulpicius Galba.

1.

Galba.

1.

Ehe wir die Männer ſelbſt auftreten laſſen, deren Namen die Ueberſchrift dieſer Darſtellungen ausmachen, iſt es vonnöthen, den Zuſtand Roms, die Geſinnungen der Heere und die Verhältniſſe der Provinzen mit kurzen Worten darzuſtellen.

Es gehörte ſchon bei der Weisheit der damaligen Römer eine bedeutende Exaltation des Gefühls dazu, um Nero's Untergang erfreulich zu finden, ſo nahe auch der Haß gegen dieſen Fürſten lag. Als aber nach dem Morde deſſelben jene faſt krampfhaft geſteigerten Empfindungen wieder ſanken, da zeigten ſich bald die verſchiedenartigſten Bewegungen der Gemüther, nicht bloß bei den Vätern, dem Volke, und der Beſatzung der Stadt, ſondern auch bei allen äußeren Legionen und Führern derſelben. Denn jetzt zuerſt erſah man das bisher Unerhörte, daß ein Imperator anderswo als in Rom erwählt werden könne, und daß die Heere auch in dieſer Hinſicht ihre Macht vergrößerten. Nur die Väter und die vornehmſten Ritter fühlten eine entſchiedene Freude bei dem Tode des Nero, denn ſie allein waren es geweſen, die ſein Haß und ſeine Willkühr der Mühe werth gefunden hatte zu vernichten. Zu ihnen geſellte ſich der beſonnene Theil des Volks, der, in Verbindung mit größeren Familien, auch deren Hoffnungen theilte, ſo wie denn auch die Klienten und Freigelaſſenen der Verbannten und Verurtheilten ihre Freude nicht verhehlten, daß nun eine beſſere Zeit kommen werde.

Doch die Hefe des Volks, ohne Zweifel in damaliger Zeit die Mehrheit, hatte mit dem getödteten Fürſten, der ſeine Nachläſſigkeit mit geringer Majeſtät getrieben, und mit mannigfaltigem Glanze verhüllte, in einem recht angenehmen Verhältniſſe geſtanden. Da Nero dieſe Mehrheit ohne Zweifel ruhig verachtete, ſo hatte er ihnen gern jegliches Vergnügen gegönnt, das ihre armſeligen Lebenstage raſcher fortrieb, und ſo waren ſie an den Müſſiggang auf dem Markte, und an die Ergötzlichkeiten der Rennbahn und des Theaters gewöhnt worden. Jetzt nun mußten ſie hören, daß in dem fernen Spanien ein alter Mann, Galba, zum Imperator ausgerufen worden ſei, von deſſen Geiz und Habſucht das Gerücht viel Unangenehmes erzählte. Welche Vergnügungen waren unter der Herrſchaft eines Solchen zu erwarten, und wie langſam würden unter ihm die Tage hingehen, für deren luſtige Ausfüllung dieſe Menſchen allein noch lebten. Hatten doch Mehrere unter ihnen als bloße Werkzeuge von Nero's Planen und als Diener ſeiner Schande, lediglich von dieſer Schande gelebt. Das alles ſollte nun dahin ſeyn.

2.

Die Soldaten in der Stadt waren durch lange Gewohnheit und Eidespflicht dem Geſchlechte der Cäſarn zugethan, und hatten nur durch Ueberredung und andere Kunſtgriffe zum Abfalle vom Nero bewogen werden können. Doch das Geſchenk, welches man ihnen dafür in Galba's Namen verſprochen hatte, blieb aus, ſie fürchteten daß der neue Fürſt die Legionen begünſtigen und verziehen werde, die ihn auf die Stuffen des Thrones getragen; und auf dieſe Weiſe unbefriedigt mit der Gegenwart, wünſchten ſie das Neue. Ihr eigener Befehlshaber Nymphidius Sabinus reizte ſie noch mehr, da er ſelbſt nach dem Throne rang, und wenn auch dieſer hochſtrebende Mann gleich im Anfange ſeiner Unternehmungen geſtürzt wurde, ſo blieb doch den Soldaten das Bewußtſeyn ihrer Mitſchuld, und die Abneigung gegen Galba, deſſen Kargheit der Gegenſtand ihres bitterſten Spottes war. Selbſt die rühmlichen Eigenſchaften dieſes Fürſten, ſeine ſtrenge Mannszucht, und eine gewiſſe faſt altrömiſche Einfachheit in den Sitten, konnte ihm bei dieſen Menſchen am wenigſten Liebe erwerben, die ſeit den letzten vierzehn Jahren beſonders an Ungebundenheit gewöhnt waren. Hatte er doch ſogar das Wort fallen laſſen: „Er wähle den Krieger, aber er kaufe ihn nicht!“ und man wollte eben erkauft werden.

Doch auch der Beſſere mußte trauern, denn in der That ſtimmten mit jenen an ſich rühmlichen Geſinnungen manche Thaten durchaus nicht überein. Galba war umgeben vom Titus Vinius und Cornelius Laco, die dem Fürſten, beiſen Altersſchwäche keinen bedeutenden Widerſtand mehr verſtattete, durch mancherlei Schandthaten Haß zuzogen.

Der Zug des Galba nach Rom war langſam und blutig, indem Cingonius Varro, der ſchon beſtimmte Conſul, und der Conſular Petronius Turpilianus getödtet wurden. Jener, ein Genoß des Nymphidius, dieſer, Feldherr des Nero, gewannen beide das Anſehen der Schuldloſigkeit, da man ihnen nicht einmal verſtattete, ſich zu vertheidigen. Doch dies war nur ein geringes Vorſpiel zu dem Einzuge in die Stadt ſelbſt, bei welchem mehrere tauſend unbewaffnete Soldaten gemordet wurden (nach Dio 7000), eine That, deren böſe Vorbedeutung zu grell in die Augen leuchtete. Und gerade jetzt nach dieſer Decimazion ward die Stadt mit Kriegern überfüllt: mit einer Spaniſchen Legion, mit dem Ueberreſt der von Nero errichteten Schiffsſoldaten, und den einzelnen Korps aus Germanien, Brittanien und Illyricum, welche Nero zuletzt wider die Unternehmungen des Julius Vindex hatte gebrauchen wollen. Dieſe geſammte Menge mochte als Werkzeuge zu Staatsneuerungen angeſehen werden, für den, der ſich ihrer Gunſt verſichern konnte, denn im Grunde waren ſie noch für keinen völlig entschuldigen, sondern erwarteten den Mächtigsten und Tauglichsten.

7.

Jetzt fiel auch Clodius Macer, welcher in Afrika Aufstand zu erregen gesucht hatte, und Fontejus Capito, Legat in Germanien, und es traf ſich, daß die Nachricht von ihrer Ermordung an einem Tage zu Rom einlief, welches das Volk traurig und [illegible] machte, da das Verbrechen, welches man dem Letzteren Schuld gegeben, durchaus unerwieſen war. Man erzählte ferner, daß Galba bis zu der Nachricht von dem Tode [illegible] [illegible] [illegible] einen Dolch, vom Nacken auf die Bruſt herab hängend, getragen, und ſich erſt eine Toga (die Kleidung des Friedens) angelegt habe.

Man begleitete dieſe Erzählung mit theils erfundenen, theils wahren Geſchichten. Man wollte Nachricht haben, daß er in Tarracona eine Art von Tempelraub begangen habe, und verſchmähte auch das alberne Mährchen nicht, daß, als man ihm eine prächtige Mahlzeit vorgeſetzt, er bei dem Gedanken an die Koſten, einen tiefen Seufzer ausgeſtoßen habe. Auch verhehlte man dieſe Geſinnung gegen ihn nicht, ja ſie brach ſich ſelbſt im Schauſpiel aus, wo ein poſſenhafter Vers auf einen ergrauten, häßlichen Alten, der von ſeinem Landgut nach der Stadt kommt, mit klarer Hinweiſung auf Galba, von den ſämmtlichen Zuſchauern mitgeſungen wurde. In der That trug auch das Alter des Galba viel bei, ihn zum Gegenſtande des Geſpöttes zu machen, da man ſich an Nero's Jugend und angenehmes Äußere gewöhnt hatte. Die Freigelaſſenen und Günſtlinge des Fürſten waren noch eiliger und gieriger auf ihren Vortheil bedacht als jemals, da nur die beſchränkte Gegenwart ihnen Macht verlieh, und die Zukunft gar bald alles verändern konnte.

Betrachten wir jetzt den Zuſtand der Provinzen. In Spanien befehligte Cluvius Rufus, ein beredter Mann, der ſich wohl auf die Künſte des Friedens, nicht aber auf den Krieg verſtand. Gallien war, auch ganz abgeſehen von dem Andenken an den Vindex, dem Römiſchen Staate verpflichtet durch das neuliche Geſchenk, und durch die verſprochene Minderung des Tributs. Doch die Städte in der Nachbarſchaft der Germaniſchen Heere, denen nicht bloß nicht gleiche Ehre wiederfahren, ſondern ſogar ihr Gebiet beeinträchtigt worden war, wogen mit gleichem

Verdruß fremde Vortheile und eignen Schaden ab. Bei den Germanischen Heeren herrschte, was bei so großen Kräften vielleicht das Gefährlichste ist, Bekümmerniß und Zorn zugleich. Sie waren stolz auf ihren neulichen Sieg, und dennoch in Furcht, als hätten sie die Gegenparthei begünstigt. Langsam nur waren sie vom Nero abgefallen, dann hatten sie dem Virginius den Thron angeboten, und dieser war erst spät auf Galba's Seite getreten. Doch man hatte ihm nicht getraut, und er war, unter dem Scheine der Freundschaft des Fürsten, dem Heere entführt worden. Sie nun, die schon über den Mord des Fontejus Capito zürnten, sahen in der Anklage, die man in Rom gegen den Virginius erhob, eine Beleidigung und Beschuldigung ihrer selbst.

Das Heer im oberen Germanien stand unter dem Legaten Hordeonius Flaccus, der durch Altersschwäche und Krankheit das Ansehen verloren hatte. Er, der selbst in ruhigen Zeiten seine Untergebenen nicht zu beherrschen wußte, wurde nun von den ruhelosen Empörern völlig verachtet. Die Legionen im unteren Deutschland waren eine geraume Zeit ohne einen consularischen Legaten gewesen, bis endlich Galba den Vitellius ſandte, den Sohn des Cenſors Vitellius, der dreimal Conſul geweſen war. Dies ſchien genügend.

Den Gegenſatz zu dieſen Legionen bildete das Brittaniſche Heer, das ſich während der Unruhen der Bürgerkriege rein und ſchuldlos erhalten hatte, und, durch den Ocean von dem Schauplatze der Entzweiungen getrennt, niemanden haßte als den auswärtigen Feind. Auch in Illyricum war alles ruhig, ſo wie der Orient wenigſtens bis jetzt noch unerſchüttert. Syrien hatte Licinius Mucianus mit vier Legionen inne, ein ſeltſames Gemiſche von guten und böſen Eigenſchaften, von Schwelgerei und Thatkraft, von Wolluſt und [illegible], Herablaſſung und Stolz: fähiger den Thron zu verſchenken als zu beſitzen. Die Führung des jüdiſchen Krieges war vom Nero dem Flavius Vespaſianus übertragen worden, der den Gedanken an [illegible] vermuthlich nicht für ganz unmöglich hielt, ja ſogar ſeinen Sohn Titus abgeſandt hatte, um dem Galba den Glückwunſch zu überbringen und ſeine Ehrfurcht zu bezeugen. Aegypten, welches bereits ſeit dem Auguſt, Römiſche Ritter ſtatt der Könige regierten, verwaltete damals Tiberius Alexander aus Aegyptiſchem Stamme. Afrika und deſſen Legion nen, ſchienen nach der Ermordung des Clodius Macer jeglichen Fürſten mit Gleichmuth ertragen zu wollen, da ſie die Herrſchaft des Geringern erprobt hatten. Die beiden Mauritanien, Rätien, Noricum, Thrazien, ſo wie die übrigen Provinzen, welche von Procuratoren verwaltet wurden, waren ein Spiel jedes Mächtigern. Das Narbonenſiſche Gallien, Corſica, Sardinien, Sicilien und Italien überhaupt durfte man in einer Wehrloſigkeit als jedem Unterjocher Preis gegeben betrachten. Dies war die Lage des Römiſchen Staats, als Servius Galba und Titus Vinius, jener zum andern mal Conſul, ein Jahr begannen, das für ſie das Letzte war, und auch für den zerrütteten Staat das Letzte zu werden ſchien.

4.

Im Anfang des Januar (nach Erbauung der Stadt 822, nach Chriſti Geburt 69) meldeten Briefe aus dem Belgiſchen Gallien, daß die Legionen des obern Germaniens ihre Eidespflicht verletzt, und einen andern Imperator verlangten, deſſen Erwählung ſie indeſſen dem Senate und dem Römiſchen Volke überließen, durch welchen Zuſatz ihr Aufruhr minder frevelhaft erſcheinen ſollte. Dieſe Nachricht beſchleunigte den Entſchluß des Galba, der ſchon längſt auf eine Adoption geſonnen hatte; ſo wie denn auch, da jeder ſprechen durfte, in der ganzen Stadt von nichts ſo häufig die Rede war, als von einer ſolchen Adoption, die Galba's Greiſenalter nöthig zu machen ſchien. Die Mächtigſten, die um den Kaiſer ſtanden, waren Vinius als Conſul, und Cornelius Laco, der Befehlshaber der Prätorianer. Neben ihnen ſtand Galba's Freigelaſſener, Icelus, der zum Ritter erhoben worden war, und Marcianus genannt wurde. Dieſe Gebieter waren uneinig über die Wahl des Nachfolgers. Vinius ſtimmte für Otho, mit dem er in freundſchaftlicher Verbindung ſtand, und in eine noch nähere, als Schwiegervater, zu treten wünſchte. Laco und Icelus hatten keinen Beſtimmten im Sinne, und waren nur deshalb gegen Otho's Adoption, weil Vinius ſie wünſchte. Es iſt wahrſcheinlich, daß bei Galba die Liebe für den Staat die Hauptursache war, weshalb er dem Plane ſeines Miniſters ſich widerſetzte, denn fruchtlos, ſo ſchien es ihm, war Rom dem Nero entriſſen, wenn es einſt an Otho kommen ſollte. Dieſer hatte ſeine Kindheit ungenutzt und die Jünglingsjahre leichtſinnig hingebracht, und war dem Nero lieb geworden, weil er ihm in der Verſchwendung nacheiferte. Er war Mitwiſſer von Nero's Liebe für Poppäa Sabina, ja ſogar Verwahrer derſelben geweſen, bis ihn endlich der Verdacht des Fürſten traf. Da vielleicht noch ein ſchwacher Ueberreſt der ehemaligen Zuneigung bei Nero vorhanden war, ſo verhüllte er ihm die Verbannung durch die Statthalterſchaft in Luſitanien. Hier, in der entlegenen Provinz, kehrte er in ſich ſelbſt zurück, und fing an, in ſich ſelbſt Wurzel zu ſchlagen. Mit Glanz und Eifer betrieb er jetzt die [illegible], und es ſchien als könne ihm die Erreichung ſeines Wunſches nicht fehlen, da die Mehrheit der Soldaten ihm wohlwollte, und der Hof ihn liebte, weil er in ihm einen [illegible] des Nero zu erblicken glaubte.

Beunruhigt durch die Nachrichten vom Germaniſchen Heer, ſtellte Galba ſogleich eine feierliche Nachfolgerwahl an. Hatte er gleich noch nichts Gewiſſes vom Vitellius vernommen, ſo ſchien ihm dennoch Alles Gefahr zu drohen, da er ſelbſt nicht einmal den Soldaten in der Stadt vertrauen durfte, und nur durch die Wahl eines bedeutenden, dem Volke theuren Nachfolgers glaubte er ſich ſelbſt und den Staat retten zu können. Er berief Vinius, Laco und Ducennius Geminus, den Statthalter von Rom zu ſich, und nachdem er wenige Worte über ſein hohes Alter geſprochen hatte, befahl er, den Piſo Licinianus herbei zu führen, und wählte dieſen zum Nachfolger. Es iſt nicht ausgemacht, ob mehr Laco's Wünſche, oder [illegible] [illegible] dieſe Wahl leitete, denn Piſo's Ernſt und Strenge, ſo wie mehrere andere Züge in ſeinem Charakter mochten allerdings dem Imperator zuſagen, ſo wie die hohe Geburt des Erwählten (als Sohn des M. Craſſus und der Scribonia) auch dem Volke Ehrfurcht einflößen mußte. Galba hielt an den Neuerwählten eine merkwürdige Rede, in der er ſich auf Auguſts Beiſpiel berief, welcher ſeiner Schweſter Sohn Marcellus, ſeinen Eidam Agrippa, bald darauf ſeine Enkel und endlich ſeinen Stiefſohn Tiberius Nero auf die dem Throne nächſte Stufe erhoben habe. Er bemerkte, bis dahin habe das Auguſtiſche Haus allein dem Staate Fürſten gegeben; er aber habe nicht aus ſeiner eigenen Familie, ſondern aus dem geſammten Staate den Nachfolger erwählen wollen. Er rühmte die Kraft und Tugend, die bisher Piſo's Leben ausgezeichnet habe, ermahnte ihn nun auch, das Glück zu ertragen, was ſchwerer ſei als

Widerwärtigkeiten bekämpfen, und warnte ihn besonders vor der Schmeichelei, die er das gefährliche Gift für das reine Herz nannte.

5.

„Heute“, so fuhr er fort, „reden wir beide mit unverstellter Traulichkeit unter einander; andere werden lieber mit unserem Glücke reden als mit uns, denn dem Fürsten rathen was ihm heilsam ist, ist beschwerlich, beistimmen aber und beipflichten, (der Fürst sei nun wer er wolle) ist leicht, und es bedarf dazu der Liebe nicht.“

„Könnte der ungeheure Körper des Staates ohne einen Führer bestehen und im Gleichgewicht sich erhalten, so würde ich mir den Ruhm nicht versagen, die Republik wieder zu erneuern; doch die Nothwendigkeit gebeut ein anderes, und mein Alter kann dem Römischen Volke nichts Ersprießlicheres mehr gewähren, als einen guten Nachfolger, noch deine Jugend mehr, als einen guten Fürsten. Unter dem Tiberius, Cajus und Claudius waren wir gleichsam die Erbschaft eines einzigen Hauses; jetzt ist es wenigstens ein Schatten der alten Freiheit, daß wir beginnen zu wählen. Ausgestorben ist die Familie der Julier und Claudier, und so vermag denn die Adoption, den Beſten zu wählen. Von Fürſten erzeugt zu werden, iſt eine Sache des Zufalls und vermag keinen Werth zu geben; die Annahme an Sohnesſtatt leitet freie Wahl, und wer zu erwählen ſei, beſtimmt der allgemeine Beifall. Vor deinen Augen ſtehe Nero, den, übermüthig auf die lange Reihe der Cäſarn in ſeinem Geſchlechte, nicht Vindex mit einer wehrloſen Provinz, noch ich mit einer einzigen Legion *) ſondern ſeine eigene Grauſamkeit, ſeine eigene Schwelgerei von des Staates Nacken herabſtieß. Er bietet das erſte Beiſpiel, daß auch ein Fürſt von ſeinen Unterthanen verurtheilt werden kann. Wir ſind im Kriege gewählt worden, und zwar durch Anderer Urtheil, doch werden wir nicht unverfolgt vom Haſſe bleiben, regierten wir auch noch ſo trefflich. Sei indeß unerſchreckt, wenn bei dieſer tiefen Bewegung des Reichs zwei Legionen noch nicht zur Ruhe gebracht worden ſind. Ich ſelbſt bin in ſtürmiſcher Zeit zur Herrſchaft berufen worden, doch, wenn man die Adoption wird vernommen haben, ſo werde ich aufhören, ein Greis zu ſchei-

---

*) Es war die ſechſte [illegible] Victrix [illegible] V. [illegible] im tarraconenſiſchen Spanien, wo Galba Statthalter geweſen war.

nen: der einzige Vorwurf der mir gemacht wird. Nero wird ſtets von jedem Schlechteren erſehnt werden; meine und deine Sorge ſei es, daß nicht auch die Guten ſich nach ihm ſehnen. Eine längere Ermahnung wäre außer der Zeit und mein Wunſch iſt erreicht, habe ich wohl gewählt in dir. Am zweckmäßigſten und auf dem kürzeſten Wege, wirſt du das Gute und Böſe unterſcheiden können, wenn du erwägſt, was du unter einem anderen Fürſten wollen oder nicht wollen würdeſt. Hier iſt nicht wie bei manchen anderen Völkern, ein beſtimmtes Herrſcherhaus und die übrigen ſind Sklaven; ſondern du wirſt Fürſt ſein über Menſchen, die eben ſo wenig vollendeten Zwang als vollendete Freiheit ertragen können."

6.

Die Augen aller Anweſenden waren jetzt auf den Piſo gerichtet, doch war an ihm weder Verlegenheit noch Freude zu bemerken. Geſicht und Anſtand blieben unverändert, wie wenn er weniger herrſchen wollte als könnte. In ſeiner Antwort zeigte ſich Achtung für den Vater und für den Kaiſer; von ſich ſelbſt ſprach er mit Beſcheidenheit. Dann berathſchlagte man, ob die Adoption von der Rednerbühne herab, oder im Senat, oder im Lager öffentlich bekannt gemacht werden ſollte. Galba wählte das Letztere, indem er den Soldaten wohl Ehre gönnte, doch jedes andere Geſchenk verſagte.

Der Tag, an welchem die Comitien gehalten wurden, der 10. Januar, ſchien keineswegs dafür geeignet, denn ungewöhnliche Regenſchauer die mit Blitz und Donner gemiſcht, von dem Unheil drohenden Himmel herabſtürzten, erfüllten das Gemüth der abergläubigen Menge mit trüben Ahndungen. Galba aber, der dieſe Aeußerlichkeiten als zufällig verachtete, ließ ſich nicht dadurch abhalten in das Lager zu gehn, und hielt dort, vor den zahlreich verſammelten Kriegern, eine kurze kalte Herrſcherrede, in der er anzeigte, daß er nach Auguſts Beyſpiele den Piſo adoptirt habe, wobey er zugleich nicht verſchwieg, daß die vierte und achtzehnte Legion ihrer Pflicht untreu geworden: doch ſey es nicht weiter als bis zu Worten gekommen, und bald würden ſie wieder zur Ruhe zurückkehren.

Die um ihn ſtehenden Tribunen, Centurionen und Soldaten, antworteten wohlgefällig: doch die übrigen ſtanden ſchweigend und trübſinnig da, weil jetzt ſelbſt im Kriege von keinem Geſchenke die Rede war, daß man ihnen ſonſt ſogar im Frieden nicht verſagt hatte. Es iſt nicht zu bezweifeln, daß ſelbſt eine geringe Freigebigkeit von Seiten des Fürſten, die Herzen der Soldaten würde gewonnen haben, doch ſein kalter karger Stolz verſchmähte dieſes Mittel. Er wollte die alten Zeiten mit der alten Strenge und Mäßigung mit einemmale zurückführen, die dem verwöhnten Volke durchaus nicht mehr zuſagten.

Mit gleicher Unzierlichkeit und Kürze ſprach Galba im Senat: deſto gefälliger war Piſo's Rede. Auch bezeigte man ihm in der That eine bedeutende Gunſt, wenigſtens mit Worten, die zur Genüge verſchwendet wurden.

Täglich kamen jetzt neue Boten von den Germaniſchen Heeren, täglich wurden die Nachrichten von der [illegible] Empörung [illegible], und das Volk glaubte ihnen um ſo mehr, je trauriger ſie waren. Die Väter beſchloſſen endlich, eine Geſandtſchaft an dieſes Heer abzuſchicken; doch ſchon hier, bei dieſem alltäglichen Vorhaben zeigte ſich eine gehaltloſe Unentſchiedenheit. Man hatte die Idee, den Piſo und den Laco mitzuſenden, aber man konnte nicht einig darüber werden. Auch die Geſandten, deren Wahl dem Galba überlaſſen worden war, wurden mit widriger Unentſchloſſenheit ernannt, und theilweiſe wieder verworfen, ſo wie ſich manche derſelben furchtſam zurückzogen, und andere voll kühner Hoffnungen ſich vordrängten.

7.

Die nächſte Sorge war Geld, denn Nero hatte zwey Millionen Seſtertien bloß durch Verſchenkungen verſchleudert. So ſchien es denn zweckmäßig, die Quelle des Erwerbs da wieder zu graben wo die des Mangels war. Man forderte nämlich von jedem der Beſchenkten den zehnten Theil zurück, doch leider fand ſich bei Mehreren ſelbſt dieſer zehnte Theil nicht mehr, da das ſo ſchnell Erhaltene eben ſo ſchnell wieder vergeudet worden war. Doch wurde die Sache ſehr peinlich betrieben, ja ſogar dreißig Römiſche Ritter zur Beitreibung der Summen beordert. Schwerter und Spieße befahlen den Verkauf, und in der ganzen Stadt gingen die öffentlichen Verſteigerungen ihren Gang. Man freute ſich, daß die welche Nero beſchenkt hatte, nun eben ſo arm wurden als die, denen er genommen. —

So war alſo Otho mit einemmale um die höchſte Hoffnung gekommen, die er genährt hatte.

Er haßte den Galba und beneidete den Piſo, jeder Blick auf ſeine jetzige Lage mußte die herbſten Gefühle in ihm rege machen. An das reichſte Leben gewöhnt, und unfähig, auch nur die kleinſte Beſchränkung im Aeußeren zu ertragen, hatte er ſich tief in Schulden geſtürzt, aus denen er nur als Imperator ſich retten zu können glaubte. Wenn jetzt ſchon Mangel ihn drückte, welch' eine Zukunft ſchien ihm erſt bevorzuſtehen, denn dieſesmal erwartete ihn kein Luſitanien mehr, denn verdächtig und verhaßt mußte der den Herrſchern erſcheinen, der dem Throne ſo nahe geſtanden. Und welchen Herrſchern! der Alte, ſtreng und karg, der Jüngere voll Trotz und Grimm durch die lange ausgeſtandene Verbannung. — „Tödten könne man den Otho, ſagte er zu ſich ſelbſt, drum muß ſchnell gehandelt und gewagt werden, jetzt da Galba's und Piſo's Anſehen noch ſchwankt. Selbſt Verwegenheit iſt hier heilbringender als Zaudern und Ruhe. Gleich vertheilt die Natur allen den Tod, und nur Vergeſſenheit oder Ruhm bei den Nachkommen unterſcheidet ihn. Wenn aber den Schuldigen wie den Schuldloſen ein gleicher Ausgang erwartet, ſo ziemt es dem Tapferen, durch eine große That den Untergang zu ſuchen."

8.

Es war eine ſeltſame Miſchung im Otho, daß ſein Geiſt die Weichlichkeit ſeines Körpers durchaus nicht theilte. Was die letztere betrifft, ſo erzählt uns Suetonius, daß er eine gewiſſe weibliche Zierlichkeit bis zur weibiſchen Uebertreibung geliebt, daß er täglich das Haar im Geſicht und am Kinn abgeſchoren und von der früheſten Jugend an mit naſſem Brodt abgerieben habe, um niemals bärtig zu erſcheinen. So gab er gleichſam das Aeußerliche einem gewiſſen verirrten und verkehrten Schönheitsgefühle Preis, und ſuchte nur den Geiſt vor Schwächlichkeit zu bewahren.

Jetzt nun, ſchon genugſam durch ſich ſelbſt [illegible], regten ihn [illegible] [illegible] noch mehr auf, das große Ziel nicht ſo raſch aufzugeben. Auch die Weiſſagung eines Aſtrologen, Ptolemäus, drängte ſich jetzt wieder in ſeine Seele: „er werde den Nero überleben.“ Die Zeit hatte dies prophetiſche Wort beſtätigt, ſo konnte auch das Andere Gehörte: „er werde einſt zur Herrſchaft gelangen“ in Erfüllung gehen. Selbſt ein Verbrechen nicht zu ſcheuen ermahnte ihn Ptolemäus, und leicht iſt der Uebergang von dem

Mühe zu dem Frevel, wenn das Erwünſchte nicht ohne dieſen erreicht werden kann *).

In der That ſah ſich Otho auf eine auffallende Weiſe begünſtigt, denn ſtets hatte er nach der Gunſt der Soldaten geſtrebt, und durch mancherlei Mittel ſie zu erhalten gewußt. Er hatte den Namen jedes älteren Kriegers, ſelbſt des gemeinſten ſich eingeprägt, damit er ihn mit der freundlichſten Herablaſſung grüßen könne, wobei er auch der ſchmeichelnden Worte „Kameraden“ und „Genoſſen“ nicht vergaß. Den einen unterſtützte er mit Geld, den andern durch Empfehlung, miſchte Klagen ein, und bezeichnungsvolle Reden gegen Galba, die den Sinn der Menge leicht beſtricken mußten. Ohnehin reizte ſie ſchon ihre eigene Weichlichkeit, an welche [illegible] gen den ſtrengen Fürſten der jetzt beſchwerliche Märſche über die Alpen und Pyrenäen von ihnen verlangte, wie ſie nur in den alten Zeiten den kräftigen Römern zugemuthet wurden.

---

*) Aus dem Tragiker Seneca [illegible] im Munde des [illegible]: Pro regno velim patriam, penates, conjugem, flammis dare. Imperio pretio quolibet constant bene. [illegible]

Noch mehr entzündete die ſchon erregten Gemüther einer von Tigellinus Vertrauten, Mävius Pudens, der die Beſtechungen ſo weit trieb, daß er, ſo oft Galba beym Otho ſpeiſte, jedem Mann von der Cohorte, die die Wache hatte, unter dem Namen eines Gaſtgeſchenks, hundert Seſtertien reichen ließ. Otho hingegen bedachte mehr die Einzelnen, von denen er hoffen konnte, daß ſie ihm bald ſehr wichtig werden konnten. Zu dieſen war beſonders Barbius Proculus und Veturius, jener Befehlsträger, dieſer Centurions-Gehülf bey den Trabanten, zu zählen, die ihm ſein Freygelaſſener Onomaſtus zuführte. Otho gewann ſie leicht durch Rede und That, ſo wie er ihnen denn auch Geld gab zur Beſtechung. Dieſe beyden durchaus nicht bedeutenden Menſchen übernahmen es, die Herrſchaft über das Römiſche Volk auf einen Anderen zu übertragen, und übertrugen ſie wirklich. Zu Mitwiſſern des Vorhabens wurden nur wenige gemacht; man bemühte ſich, die ſchwankende Menge durch mannigfaltige Kunſt zu reizen; die vornehmſten der Soldaten durch die Erinnerung an die Gunſt des Nymphidius, die auch ſie verdächtig mache, den großen Haufen durch Schmähungen auf Galba's Geiz, der das ſo lang verſchobene Geſchenk nie geben werde. Auch das Andenken an Nero befeuerte Manche und das Sehnen nach der frühern Zügelloſigkeit. Alle aber, ſelbſt die Beſſergeſinnten, wurden durch die Furcht geängſtigt, daß Galba mit dem Militair eine Umwandlung vornehmen würde.

9.

Die Nachricht von der wankenden Treue der Germaniſchen Heere vollendete auch bei den unruhigen Gemüthern der Legionen und Hülfstruppen den Aufruhr, ſo daß ſie vielleicht ſchon an dem nächſten Tage, den Otho, als er vom Gaſtmahle ins Lager der Prätorianer zurückkehrte, zum Imperator würden ernannt und den Aufruhr würden begonnen haben, wenn ſie nicht die Gefahren der Nacht, und die Schwierigkeit des Zuſammenwirkens von Halbtrunkenen gefürchtet hätten. Das Seltſamſte war, daß ſelbſt mehrere Freunde und Anhänger des Galba, gar manches von der umherſchleichenden Empörung vernahmen und in ſorgloſem Unglauben verharrten, wobei der beſchränkte Laco über alle Unternehmungen dieſer Art ein hochmüthiges Geſpötte trieb.

Es war am 17. Januar, als der Opferprieſter Umbricius dem Galba, welcher im Tempel des Apollo opferte, berichtete, daß die befragten Eingeweide ein bevorſtehendes Unglück und einen Feind unter den Seinigen andeuteten. Otho, der dies mit hörte, erfreute ſich der Nachricht, die er ſeinem Unternehmen für günſtig auslegte. Gleich darauf berichtete ihm der Freigelaſſene Onomaſtus, es erwarte ihn der Architekt mit den Handwerkern, denen die Arbeit verdungen ſei. Dieſes war das Zeichen, daß die Soldaten und die andern Verſchwornen bereit ſeyen. Otho erzählte den Umſtehenden, er iſt im Begriff, ein Landhaus zu kaufen, das vor Alter ein wenig verfallen, und deshalb erſt unterſucht werden müſſe. Dann begab er ſich ſchnell hinaus, und eilte nach der Gegend des Saturntempels hin. Hier fand er nur 23 Trabanten, die ihn als Imperator begrüßten, und ihn ſchnell auf einen Seſſel hoben und mit gezogenen Dolchen mit ihm durch die Straßen ſtürmten. Eine nicht größere Anzahl von Soldaten geſellte ſich unterwegs zu ihnen, während Otho, ängſtlich gemacht durch die wenigen Begleiter, einer unheilbringenden Zukunft entgegen ſah.

Jetzt erreichte man das Lager, wo der Tribun Julius Martialis die Wache hatte. Dieſer, erſchreckt durch die Größe des beginnenden Frepels, und beſorgend, daß das Lager ſelbſt, mitwiſſend, ſchon Theil genommen habe, wagte keinen Widerſtand, und lud dadurch den Verdacht auf ſich, als ſei er ſchon früher im Geheimniß geweſen. Auch die übrigen Tribunen und Centurionen zeigten ſich nicht kräftiger und ließen wenigſtens geſchehen, was nur mit Anſtrengung hätte abgewehrt werden können. Wenige nur wagten die That, Mehrere wünſchten, Alle litten ſie.

10.

Während deſſen war Galba noch immer beſchäftigt, den Göttern eines Reiches zu opfern, das ſchon nicht mehr ſein war, als plötzlich das Gerücht eindrang, man reiße Jemanden nach dem Lager hin, man wiſſe nicht, ſei es ein Senator oder Krieger: bis endlich die meiſten Stimmen den Otho nannten. Aus der ganzen Stadt ſtrömte man jetzt herbei, einige vergrößerten die Furcht, andere, die auch jetzt noch nicht die Schmeichelei vergeſſen konnten, verkleinerten die Gefahr. Man berathſchlagte und kam überein, die Geſinnung der Cohorten zu erforſchen, die im Palaſt die Wache hatten: dies ſolle aber nicht durch Galba geſchehen, deſſen noch unverletztes

Anſehen für bedeutendere Fälle aufgeſpart werden müſſe. Piſo berief die Krieger zuſammen und ſuchte durch kraftvolle Worte auf ſie zu wirken. Nachdem er anfangs mit Stolz, den er Beſcheidenheit nannte, von ſich ſelbſt geſprochen hatte, fuhr er alſo fort: „Es bedarf nicht des Aufzählens von Tugenden, wenn von einer Vergleichung mit Otho die Rede iſt. Die Laſter, auf welche allein er ſtolz iſt, brachten ſchon damals das Reich dem Verderben nahe, als er nur noch den Freund des Kaiſers vorſtellte. Oder verdient er etwa durch Anſtand, Gang, und weibiſchen Schmuck die Herrſchaft des Reiches? Wie betriegen ſich die, die Freigebigkeit hoffen von der Schwelgerei! Ausſchöpfen kann er; doch nicht ſchenken: und ſelbſt jezt iſt Hurerei, ſchwelgeriſche Gaſtmähler und Weibergeſellſchaften ſein einziger Gedanke. dieſen Lohn will er ſich nehmen von der Herrſchaft. Ihm ſoll Freude werden und Wolluſt, Erröthen und Schande allen andern: denn noch nie herrſchte der mit edlem Sinn, den Frevel zu der Herrſchaft führten. Den Galba nannte die Uebereinſtimmung des ganzen menſchlichen Geſchlechtes, mich Galba und Ihr übereinſtimmend: Cäſar. Wenn es aber dahin gekommen iſt, daß Staat und Senat und

Volk leere Namen geworden ſind, ſo muß es eure höchſte Sorge ſein, Commilitonen, daß nicht die ſchlechteſten Menſchen Macht gewinnen einen Kaiſer zu wählen. Wohl hörte man ſchon früher von einem Aufſtand der Legionen gegen ihre Führer, doch euer Ruf und eure Treue blieb unverletzt bis auf dieſen Tag. Selbſt den Nero verließet nicht ihr, ſondern er euch. Sollen weniger als dreißig Ueberläufer und Flüchtlinge, denen niemand verſtatten würde, auch nur einen Centurionen oder Tribunen ſich zu erwählen, das Reich verſchenken? werdet ihr ſolch ein Beiſpiel zugeben und ruhig den Frevel gemein machen? ſoll dieſer freche Wahnſinn auch die Provinzen ergreifen, und uns die Folgen des Verbrechens, euch die des Krieges treffen? Kein Fürſtenmord wird euch mehr eintragen, als was euch, den Schuldloſen, gegeben wird, und von uns ſollt ihr das Geſchenk empfangen, das Andere euch bieten für die Schandthat.“

11.

Die Trabanten, bereits von Otho beſtochen, waren entflohen, die übrige Kohorte hörte den Redner ruhig an und zeigte ſich geneigt, Galba's Sache zu vertheidigen.

Man ſandte den Marius Celſus zu den Ausgehobenen der Illyriſchen Armee, welche in der Halle des Vipſanius kampirte, und den Amullius Serenus und Domitius Sabinus zu Anführern hatte. Dieſen ward aufgetragen, die Germaniſchen Soldaten aus dem „Vorhofe der Freiheit“ herbeizuziehen. Der Legion der Flotte mußte man allerdings miſtrauen, da ihr Haß gegen Galba entſchieden war, wegen des Mordes, den er gleich beim erſten Eingange in die Stadt, an ihren Cameraden verübt hatte. Doch nach dem Lager der Prätorianer wurden drei Tribunen geſandt, ob man vielleicht die noch nicht reiſe Empörung unterdrücken könne, aber die Soldaten empfingen ſie theils mit Drohungen, theils mit Schlägen, ſo wie denn auch die Illyriſchen Truppen den Celſus mit Pfeilen begrüßten. Die Schiffsſoldaten waren ſogleich zu den Prätorianern übergegangen, und nur die Germaniſchen Corps wankten lange, da ſie dem Galba nicht abgeneigt waren, der eine größere Sorgfalt für ſie getragen hatte als Nero.

In immer gedrängteren Haufen umwogte jezt das Volk den Palaſt des alten Fürſten, laut ſchreiend, man ſolle den Otho tödten und die Verſchworenen verbannen, wie man etwa auf dem Circus oder im Theater die Aufführung einer Comödie verlangt. Kein reines Urtheil und keine reine Liebe leitete sie, denn noch an demselben Tage huldigten sie dem neuen Fürsten. Es war lediglich die alte, jammervolle Gewohnheit, dem Ersten des Staats zu schmeicheln, so oft er sie ins Auge fassen konnte.

Galba indessen konnte nicht einig werden, was jetzt zu thun sei. Vinius rieth, zu bleiben und sich nur auf die Vertheidigung zu beschränken. Man müsse den Gefallenen Zeit zur Reue, den Gutgesinnten zur Vereinigung lassen. Nur Frevel gediehen durch hitzige Raschheit, kluge Anschläge durch Besonnenheit und Weile.

Dagegen drangen die Uebrigen auf Eile, denn jetzt sei es noch Zeit, die Verschwörung zu unterdrücken, die noch nicht Kraft gewonnen haben könne. Otho werde zittern, wenn ein so redlicher Feldherr ihm die Stirn zeige, doch erniedrigend sei es, sich beschränken zu wollen auf thatenlose Vertheidigung, und in dieser Erniedrigung liege auch zugleich die höchste Unsicherheit.

Vinius gab nicht nach; doch Laco, von Icelus angeregt, fuhr ihn heftig an, und Galba stimmte zuletzt dem scheinbar bessern Rathe bei, doch ward Piso in das Lager vorangeschickt. Auch er haßte den Vinius und bekämpfte ſchon um deßhalb die Rathſchläge deſſelben.

35.

Kaum war Piſo gegangen, als das ſeltſame Gerücht entſtand, Otho ſei im Lager getödtet worden. Anfangs brachte man dieſe Sage noch mit einer gewiſſen Scheu und unſicherer Miene vor; bald aber wurden einige ſo dreiſt, daß ſie geradezu behaupteten, ſie ſeien ſelbſt dabei geweſen, und hätten ſeinen Fall mit eigenen Augen geſehen. Da die Nachricht angenehm lautete, ſo wurde ſie leicht geglaubt, und wenig unterſucht: ſonſt hätte man leicht vermuthen können, daß dieſes Gerücht von einigen eingeſchlichenen Othonianern herrühre, die dadurch den Galba in das Freie locken wollten. Jetzt hatte auch der Feigſte Muth, und nicht bloß Volk und Pöbel betheuerten ihren ſchmeichleriſchen Eifer, ſondern ſelbſt mehrere Ritter und Senatoren, geberdeten ſich als unvorſichtig jauchzende Sklaven. Sie brachen die Thüren des Palaſtes auf, traten vor Galba hin, und beklagten ihr Mißgeſchick, daß ihnen die Rache vorweg genommen ſei. Den Thatloſeſten gebrachen jetzt die Worte am wenigſten, der Irrthum wurde allgemein, ſo daß endlich ſelbſt der alte beſonnene Galba davon ergriffen wurde. Er legte den Panzer an, und ward faſt mit Gewalt von dem eindringenden Schwarm auf einen Seſſel gehoben. Noch im Palaſt begegnete ihm Julius Atticus, ein Trabant, der, das blutige Schwerdt zeigend, ihm zuſchrie, er habe den Otho gemordet. Galba erwiederte ruhig: „Freund wer befahl es dir?“ Feſt entſchloſſen, die Soldatenfrechheit nimmer zu begünſtigen, war ſein Gemüth weder Schmeicheleien noch Drohungen zugänglich.

Im Lager war indeß alles einig und für Otho entſchieden. Man warf die goldene Statue des Galba zu Boden, führte den Otho auf eine Erhöhung und drängte ſich ſo eng um ihn, daß ſelbſt Tribunen und Centurionen nicht Raum fanden, zu ihm heran zu treten. Der gemeine Soldat liebte den Otho ſo ſehr, daß er ſelbſt der Liebe der Officiere für jenen nicht recht trauen wollte. Allgemein war das Getümmel, das Geſchrei und die wechſelſeitigen Aufmunterungen, und nicht wie bei dem thatenloſen Pöbel verflatterte das Gefühl in leere Schmeicheleien, ſondern überall zeigte ſich Leben und Kraft. Jeder neu ankommende Krieger wurde ſchnell in ihre Mitte geriſſen, der Eid ihm vorgeſprochen, und bald empfahl man dem Imperator den Soldaten, bald die Soldaten dem Imperator.

Otho verfehlte nicht, der zuvorkommenden Neigung mit ausgeſuchter Freundlichkeit zu begegnen, er ſtreckte die Hände nach ihnen aus, und warf ihnen Küſſe zu: im Rauſch des gelungenen Strebens, ſchien er die neue Herrſcherwürde in Demuth zu verwandeln. Jetzt, da auch die ganze Schiffslegion den Eid abgelegt hatte, fühlte er ſich erſt vom Selbſtvertrauen belebt, und, auf den Wall des Lagers tretend, hielt er folgende Rede an die Verſammelten.

37.

„Unter welchem Namen ich vor euch erſcheine, vermag ich nicht zu ſagen, denn Privatmann darf ich mich nicht mehr nennen, da ich von euch, Commilitonen, zum Princeps ernannt worden bin; noch Princeps, da ein Anderer herrſcht. Auch euer Name iſt unentſchieden, ſo lange man noch zweifelhaft iſt, ob ihr in eurem Lager den Beherrſcher des Römiſchen Volkes, oder einen Feind habet. Hört ihr nicht, wie meine Strafe und eure Hinrichtung zugleich gefordert wird? So ſehr offenbar iſt es, daß unſer Untergang oder unſer Gedeihen, uns nur zuſammen und in Gemeinſchaft zu Theil werden könne. Und wahrlich, von welcher Milde Galba ſei, das verkündete bereits das Hinwürgen jener Tauſende der ſchuldloſen Krieger, das Opfer der frechen Willkühr. Ein Schauder faßt meine Seele an, ſo oft ich an ſeinen leichenvollen Einzug denke, an jenen einzigen Sieg, den Galba davontrug, als er hier im Angeſicht der Stadt, Unterwürfige zehnten *) ließ, Gnadeflehende, denen er bereits Sicherheit angelobt hatte. Er, der unter ſolchen Auſpicien die Stadt betrat, welchen Ruhm bringt er mit zur Fürſtenwürde, als daß er tödten ließ: den Obultronius, Sabinus, und Cornelius Marcellus in Spanien, den Betuus Chilo in Gallien, Fontejus Capito in Germanien, Clodius Macer in Africa, Cingonius auf der Reiſe, Turpilianus in der Stadt, Nymphidius im Lager? Wo iſt noch irgend eine Provinz, wo ein Lager, das nicht befleckt und blutig wäre durch ihn, oder das er, wie er es nennt, nicht gebeſſert und verbeſſert hätte? Denn was Andere Frevel nennen, nennt er Gegenmittel, und mit verfälſchtem Namen heißt er Grauſamkeit Strenge, Geiz

---

*) Jedesmahl den zehnten Mann hinrichten. [illegible] 2.

Sparſamkeit, eure Beſchimpfung und Hinrichtung: Soldatenzucht. Sieben Monate erſt ſind verfloſſen ſeit Nero's Tode und ſchon hat jener Icelus mehr geraubt als jemals die Polyclete, Vatinier und Elier an ſich riſſen. Mit minderer Habſucht und Frechheit würde T. Vinius gewaltet haben, wenn er regierte, jetzt hat er uns behandelt wie Unterwürfige, die ſein Eigenthum ſind, wie verächtliches Geſindel und Barbarenvolk. — Jenes einzige Haus würde hinreichen für das Geſchenk, das euch niemals gegeben und täglich zum Vorwurf gemacht wird.

Damit ferner auch nicht einmal von Galba's Nachfolger irgend eine Hoffnung gefaßt werden könne, ſo hat er Den aus der Verbannung hergeholt, in deſſen düſterem und habſüchtigem Gemüth er ganz das ſeinige wittert. Ihr habt es ja ſelbſt geſehn, Commilitonen, daß ſelbſt die Götter durch ein furchtbares Ungewitter jene unſelige Adoption misbilligten. Ein gleicher Sinn vereinigt den Senat, und man erwartet nur die Aeußerung eures tapferen Gemüthes, denn von Euch muß jeder gute Anſchlag Kraft leihen, und ohne euch iſt ſelbſt das trefflichſte Unternehmen ohnmächtig. Nicht zum Kriege, nicht zur Gefahr rufe ich euch auf, denn mit uns ſind ja die

Waffen ſämmtlicher Krieger und jene einzige Friedenscohorte vertheidigt nicht etwa den Galba, ſondern hält ihn nur. Doch ſo bald ſie euch erblicken, ſo bald ſie von mir das Zeichen erhalten wird, ſo wird kein Streit mehr obwalten als der: wer am eifrigſten zu dienen. Nur zaudern dürfen wir nicht bei unſerm Unternehmen, denn erſt wenn es vollendet iſt, mag es ſich des Ruhms erfreuen.“

14.

Nach dieſer Rede ließ er das Zeughaus öffnen und jeder Soldat griff nach den Waffen, die ihm am bequemſten waren. Alles wogte durcheinander, kein Tribun oder Centurion brauchte zu ermuntern, denn jeder reizte und ermunterte ſich ſelbſt; doch der größte Anreiz für die Schlechtgeſinnten war der Schmerz der Guten.

Jetzt hatte auch Piſo, geängſtigt durch den Schreckensruf der Empörung, und der bis in die Stadt zurückhallenden Stimmen, den Galba eingeholt, der ſich jetzt dem Markte näherte. Als nun auch Marius Celſus unerfreuliche Nachrichten gebracht hatte, da riethen Einige, in den Palaſt zurückzukehren; Andere, auf das Capitolium zu gehen; Andere, die Rednerbühne zu beſehen. Manche widerſprachen dem Gutachten der andern, bloß weil es nicht von ihnen herrührte, und wie es bei verunglückten Unternehmungen zu geſchehen pflegt, erſchien ihnen das als das Beſte, zu deſſen Ausführung bereits die Zeit entflohen war. Laco ſoll ſogar heimlich vorgeſchlagen haben, den Vinius zu tödten, um dadurch die Gemüther der Soldaten zu beſänftigen, doch war es ohne Zweifel hauptſächlich der alte Haß, der ihn zu dieſem Rathe veranlaſſte. — Zeit und Ort aber hielten ihn zurück.

Als nun aber der betrübten Nachrichten immer mehrere einliefen, da ergriff manche Begleiter eine feige Angſt, mehrere flohen davon und alle, die noch übrig blieben, und ſo eben noch von ihrem Muth und ihrer Treue geredet hatten, ließen nach im Eifer und gaben der knechtiſchen furchtſamen Geſinnung Gehör. Galba wurde unſicher von einem Orte zum andern gebracht, ſo wie die wilde Menge ihn hintrieb. Volk und Pöbel erfüllte Tempel und Paläſte, aber es blieb ſelbſt bei dem Anblick des unglücklichen Greiſes ſtarr und ſtumm, denn jeder Laut war noch gefährlich, ſo lange nicht alles entſchieden war.

Doch wurde Otho jetzt benachrichtigt, daß man den Pöbel bewaffne, und nun befahl er ſeinen Leuten, raſch herbei zu dringen, und der Gefahr zuvorzukommen. So ſtürzten nun Römiſche Krieger, gleichſam als gelte es, einen feindlichen Barbarenkönig zu entthronen, gegen ihren eigenen, wehrloſen, altergrauen Fürſten. Sie ſprengten den Pöbel auseinander, warfen den Senat verachtend zurück und ſtürmten mit reißenden Roſſen und furchtbaren Waffen auf den Markt, ungerührt von dem Anblick des Capitols und der umherragenden Tempel. Sobald Galba's Cohorte den Zug der Bewaffneten in ihrer Nähe ſah, ward der Treubruch allgemein. Ein Fahnenträger riß das Bildniß des Galba herunter und warf es auf den Boden, da wandte ſich alles zu Otho hin; das Volk flüchtete vom Markte, und gegen jeden der noch zauderte, zückte man die Waffen.

Am Curtiſchen See, jener Stelle auf dem Markte, die einſt in beſſern Zeiten eine edle That verherrlicht hatte, ſank Galba von dem Seſſel, den jetzt nur ſchwache furchtſame Hände trugen, herab zur Erde nieder. — Seine letzten Worte werden, je nachdem Bewunderung, Mitleid, oder Haß vorwalten, verſchieden angegeben. Einige verleihen das Gefühl des Leides, indem ſie den Fürſten wehmüthig fragen laſſen: „Was er denn verbrochen habe? er bitte nur um wenige Tage Friſt, um das Geſchenk auszuzahlen." Mehrere aber erzählen, er habe ſelbſt freiwillig den Mördern den Hals dargeboten, und ihnen zugerufen: „Wohlan! ſtoßt zu, wenn ihr meint daß ſo dem Staate geholfen werden kann."

Den rohen Mördern war es gleichgültig, was der ſterbende Greis redete, andere Hinzukommende verletzten mit ungeſättigter Wuth ſelbſt noch die Leiche, und verſtümmelten Arme und Beine, da die Bruſt, vom Panzer geſchützt, nicht zu verwunden war. Die Namen der Mörder giebt die Geſchichte nicht mit Gewißheit an, und ſie thut wohl, verſchmähend an ihnen vorüber zu gehn.

15.

Jetzt ereilte das Schickſal den Titus Vinius, der ſterbend noch den Zweifel erregte, ob er nicht Mitwiſſer der Verſchwörung ſei: denn man legt ihm die Worte in den Mund: „Otho könne unmöglich ſeinen Tod befohlen haben." Auch iſt bereits oben erwähnt worden, daß er die Adoption des Piſo misbilligte und den Otho vorgeſchlagen habe. Vinius fiel an der Schwelle des Tempels des göttlichen Julius, wo die Lanze zuerſt ihm die Knieſcheibe durchſtach, worauf das Schwert ihm in die Seite fuhr.

Bei der jammervollen Feigheit, die faſt ſämmtliche Anhänger des Galba befallen hatte, iſt es ſchon erfreulich, auch nur ein Beiſpiel vom Gegentheil, in der Perſon des Sempronius Denſus anführen zu können. Er war Centurion einer prätoriſchen Cohorte und vom Galba dem Piſo zum Schutz gegeben worden. Jetzt ſtürzten die Bewaffneten auf ſie ein. Doch mit entblößtem Dolch kehrte er ſich ihnen entgegen, ſchalt laut ihr Verbrechen ihnen in's Angeſicht, wehrte ſie ab, bald mit kräftigem Arm, bald mit Worten, lenkte ihre Streiche auf ſich ſelbſt, und verſchaffte endlich dem Piſo, der dennoch zuletzt verwundet worden war, Raum zur Flucht. Piſo entrann in den Tempel der Veſta und ward von einem mitleidigen Sklaven aufgenommen. Doch konnte ihn dieſer vor dem nahen Schickſal nicht retten. Die Soldaten, welche Otho abgeſchickt hatte, drangen gewaltſam ein, ſchleppten ihn an den Eingang des Tempels und tödteten ihn.

Keinen Mord ſoll Otho mit größerer Freude vernommen, keinen Kopf mit ſo unerſättlichen Augen betrachtet haben, als den des Piſo, es mochte nun die Urſache in dem Wahne liegen, als ſei nun der Thron für ihn gänzlich geſichert oder er überhaupt die Freude über den Tod des Feindes und Nebenbuhlers für recht und billig gehalten haben. Die Häupter wurden auf Stangen neben dem Adler der Legion getragen, wobei man wetteifernd und rühmend die blutigen Hände zeigte, gleichſam als hätten ſie eine würdige That vollbracht. Der gemeine Sinn und die unlauteren Beweggründe zeigten ſich bald noch deutlicher, indem hinterher Vitellius noch hundert und zwanzig Bittſchreiben vorfand, in welchen man ſich Belohnungen ausbat für die Dienſte welche an dieſem Tage geleiſtet worden waren. Vitellius ließ jeden dieſer Schreiber, den er noch irgendwo auftreiben konnte, hinrichten, um ſo auf die bequemſte Weiſe jeden Anſpruch zu vernichten.

16.

Alles hatte jetzt ſeine vorige Geſtalt verwandelt und Senat und Volk wetteiferten eben ſo wohl in Schmähungen auf Galba, als in Ehrenbezeigungen und Liebkoſungen für Otho. Dieſer bezeigte ſich nicht minder freundlich bei den Küſſen mit denen man ſeine Hand bedeckte, doch mußte er nur zu bald fühlen, wie wenig feſt noch ſeine Macht gegründet war, da er, um den deſignirten Conſul Marius Celſus vor der Wuth des Pöbels zu retten, zur Liſt ſeine Zuflucht nehmen mußte. Er ſah ein, daß, wenn erſt dieſer redlich geſinnte Mann Preis gegeben wäre, ein vielleicht endloſes Morden und Plündern beginnen würde. „Man ſolle ihn binden", rief er mit verſtelltem Zorne, „er werde ſelbſt auf eine noch größere Strafe für ihn denken." Die Liſt gelang und Celſus war für jetzt gerettet.

Alles ging jetzt nach dem Willen der Soldaten. Sie wählten ſich ihre Befehlshaber ſelber, machten den Flavius Sabinus eigenmächtig zum Präfekten von Rom, und hatten mitunter gar nicht Hehl, daß ſie den letzteren gerade deshalb gewählt hätten, weil Nero's Wahl auf denſelben gefallen war. Zugleich beſtanden ſie darauf, daß ihnen die Gelder, die ſie bisher für Erlaſſungen im Dienſt an die Centurionen entrichten mußten, erlaſſen würden. Otho, um ſowohl den gemeinen Soldaten, als auch den Centurionen zu gefallen, erklärte, daß er hinfort jene Gelder jährlich aus ſeinen eigenen Mitteln bezahlen wolle, eine Anordnung, welche wegen ihrer Nützlichkeit von den ſpäteren guten Fürſten beſtätigt wurde.

Dem Laco wurde zum Schein das Leben geſchenkt, man verbannte ihn auf eine Inſel, wo Otho ihn heimlich tödten ließ. Bei dem Icelus, als einem bloßen Freigelaſſenen, bedurfte man dieſer Umſtände nicht, ſondern verfuhr öffentlich gegen ihn.

Die Frevel dieſes Tages vollendete jetzt der höchſte: die öffentliche Freude darüber. Da beide Conſuln ermordet waren, berief der Stadtprätor den Senat zuſammen, der die alten ſchon unter Nero verbrauchten Schmeichelkünſte von Neuem hervorrief. Man verlieh dem Otho tribuniciſche Gewalt, den Namen Auguſtus und ſämmtliche den früheren Fürſten bewilligte Ehrenzeichen. Man glaubte, die Farben nicht ſtark genug auftragen zu können, da man ſorgen mußte, die noch vor kurzem gegen ihn ausgeſtoßenen Schmähungen ſo raſch als möglich zu verwiſchen. Wirklich ſchien es auch, als habe Otho jedes früher gegen ihn geſprochene Wort gänzlich vergeſſen, wiewohl nicht mit Gewißheit zu entſcheiden iſt, ob nur die zu kurze Herrſchaft ihn verhinderte, ſeinem Herzen Genüge zu leiſten.

Otho fuhr über das noch blutige Forum, über die niedergeſtreckten Leichen auf das Capitolium, und von da in den Palaſt, und erlaubte, die

Todten zu begraben und zu verbrennen. Die Weiber trieben eine Art von Handel mit den Köpfen der Vornehmeren, die sie zu diesem Behufe sorgfältig verwahrt hatten, so daß dem Piso Gattin und Bruder, dem Vinius die Tochter die letzte Ehre erweisen konnten.

Piso hatte das ein und dreißigste Jahr zurück gelegt, als der Tod ihn ereilte. Sein Ruf war besser als sein Glück, das seiner Familie überhaupt nicht günstig zu sein schien, denn sein Bruder Magnus war unter dem Claudius, sein Bruder Crassus vom Nero hingerichtet worden. Lange hatte er die Leiden der Verbannung getragen, vier Tage nur den Glanz des Cäsarenthums. Vinius hatte 57 Jahre gelebt; ein zweideutiger Wandel, der ihn dem Verdacht des gemeinsten Verbrechens nicht entziehen konnte. Man beschuldigte ihn nämlich, bei einem Gastmahle dem Kaiser Claudius einen goldenen Becher entwendet zu haben, weshalb man am folgenden Tage ihn allein mit einem irdenen Geschirr bewirthete, um vor ähnlichen Diebstählen gesichert zu sein. Er hinterließ ein großes Vermögen, doch eben deshalb ward sein letzter Wille nicht geachtet, so wie im Gegentheil das Testament des Piso durch dessen Armuth geschützt wurde.

19.

Galba's Leiche war lange vernachläſſigt und während der Dunkelheit der ärgſten Mishandlung ausgeſetzt worden, bis endlich ein ehemaliger Verwalter des Kaiſers ſich ſeiner bemächtigte und ihn in ſeinem Garten auf eine prunkloſe Weiſe begraben ließ. Den Kopf des Getödteten fand man bei dem Grabe des Patrobius, eines Freigelaſſenen des Nero, den Galba hatte hinrichten laſſen, und es ſchien, als habe man auf dieſe Weiſe die Manen des Patrobius verſöhnen wollen. Er ward am andern Tage der Aſche des ſchon verbrannten Körpers beygelegt.

Dieſen Ausgang hatte Ser. Galba im 73ſten Jahre, ein Mann, der im blühenden Zuſtande fünf Imperatoren überlebt hatte, und glücklicher geweſen war unter fremder Herrſchaft als unter ſeiner eignen. Er war aus einem altadlichen Geſchlecht, und von großem Vermögen, ſelbſt von Geiſt nur mittelmäßig, und mehr frei von Laſtern, als ausgeſchmückt mit Tugenden. Den Ruhm verachtete er nicht, doch ſuchte er auch nicht ſehr danach. Mit ſeinem eigenen Gelde war er ſparſam, mit den öffentlichen Schätzen geizig: aber fremdes Vermögen wollte er nicht an. Im Umgang mit Menſchen, beſonders mit Freunden und Freigelaſſenen, war er faſt immer der beherrſchte Theil, denn er folgte ſowohl den Rathſchlägen der Guten als der Böſen, je nachdem der Zufall ſie ihm in den Weg warf. Indeſſen bewirkte ſowohl der Glanz ſeiner Ahnen, als die Furchtſamkeit der Zeitgenoſſen, daß man das was Trägheit war, Weisheit nannte. In ſeinen jüngeren Jahren that er in Germanien rühmliche Kriegsdienſte, ſpäterhin verwaltete er, als Proconſul, Afrika mit Gerechtigkeit und Mäßigung, ſo wie dies auch in ſeinem Verhältniß zu dem Tarraconenſiſchen Spanien der Fall war. So lange er noch Privatmann war, hielt man ihn für größer als einen Privatmann, und niemand würde jemals an ſeiner Fähigkeit zum Regieren gezweifelt haben, wenn er nicht regiert hätte.

M. Salvius Otho.

2.

Otho.

1.

Nicht bloß die Greuelſcenen jenes einen Tages, die wir ſo eben beſchrieben haben, ſondern auch die traurigſten Nachrichten von dem Germaniſchen Heere und vom Vitellius, ſetzten jetzt die Stadt in neuen Schrecken. Vor Galba's Ermordung hatte man dieſe Gerüchte einigermaßen noch unterdrücken können, doch jetzt drangen ſie zu laut und heftig an, als daß man länger noch das Volk hätte täuſchen können. Welch' eine Ausſicht ſtellte ſich jetzt vor! Zwei Männer, beide gleich an Unkeuſchheit und Schwelgerei, der eine ein Schüler Nero's, der durch ſein ſpäteres beſſeres Leben fern von Rom, die Erinnerung an eine frühere laſterhafte Vergangenheit noch keinesweges hatte auslöſchen können, der andere ein ganz gemeiner Schlemmer und Praſſer, ohne Geiſt und Thatkraft, doch von dem verblendeten Heere in Germanien angebetet: ſie waren es, die jetzt um den Beſitz des gemarterten Staates ringen ſollten. Das Andenken an die alten ſchauderhaften Bürgerkriege kehrte zurück, an die ſo oft durch ihre eigenen Heere eroberte Stadt, an die Verheerungen Italiens, an die Plünderungen der Provinzen. Man nannte Pharſalia, Philippi, Peruſia, und Mutina, Namen die das öffentliche Elend geweihet hatte.

„Das Reich ging faſt zu Grunde, ſo klagten die Bekümmerten, ſelbſt damals ſchon, als noch gute Menſchen um die Herrſchaft ſtritten, aber es blieb doch Regierung unter dem Julius und unter dem Cäſar Auguſtus; ja unter dem Pompejus und Brutus würde der Staat frei geblieben ſein. Sollen wir jetzt für Otho, oder für Vitellius in die Tempel gehen? Für einen wie für den andern ſind unſre Gebete und Gelübde gottlos und abſcheulich, denn ſie werden einen Krieg mit einander führen, deſſen Ausgang uns nichts geben wird als — den Schlechteren.“

Manche dachten auch wohl an Veſpaſian der mit dem Heere im Orient ſtand, doch dieſe Erin nerung konnte keine Beruhigung geben, denn auch er konnte ja nur durch einen Bürgerkrieg zur Herrſchaft gelangen. Auch verſprach der Ruf, in welchem damals Veſpaſian ſtand, keineswegs etwas Erfreuliches, und er iſt vielleicht der Einzige, der als Fürſt beſſer ward, als er früherhin geweſen war.

—

Weit entfernt, Tacitus tadeln zu wollen, der, als Römer und zu Römern ſprechend, mit beſonderer Ausführlichkeit bei dem Urſprunge des Vitelliſchen Aufruhrs verweilt, ſcheint es dennoch hier zweckmäßig, jene früheren Vorbereitungen mit raſcher Kürze zu behandeln, um zu dem wichtigeren Ausgange zu gelangen.

Durch den leichten Sieg über Julius Vindex, der mit allen ſeinen Schaaren umgekommen, war das triumphirende Heer verwildert worden, und mehr bedacht auf leichten Ruhm und Beute, als auf die ſtillen Tugenden des Friedens. Am 1. December des verfloſſenen Jahres war Aulus Vitellius nach Niedergermanien abgegangen, und hatte das Winterlager der Legionen mit beſonderer Sorgfalt gemuſtert. Bei ſeiner gänzlichen Charakterloſigkeit ward es ihm leicht, dem Charakter jedes einzelnen bedeutenden Mannes nothdürftig ſich anzupaſſen. Er war hochmüthig und kriechend, je nachdem er es für zweckmäßig hielt, er war freigebig, doch mit fremdem Gut und hatte auf dieſe Weiſe das Glück, daß ſeine Fehler für Tugenden angeſehen wurden. Die Legaten der Legionen: Alienus Cäcina und Fabius Valens, Männer von unbegränzten Leidenſchaften, regten ſeine Begierde noch mehr an, und handelten für ihn, wenn ſeine Trägheit ihn verhinderte. Valens, der den Galba beſonders haßte, weil er für die von ihm gerügte Unſchlüſſigkeit des Verginius und für die Unterdrückung der Anſchläge des Capito ſich nicht dankbar genug gezeigt hatte, ſtellte dem Vitellius vor, daß Alles nur auf ihn warte, um ſich für ihn zu erklären. Faſt alle Provinzen, verſicherte er ihn, ſtänden auf ſeiner Seite, und er brauche das Glück nur zu empfangen, das bereit ſei ſich zu ihm herabzulaſſen.

Vitellius blieb nicht unempfindlich, und da er ſelbſt ſo wenig dabei zu arbeiten brauchte, ſo ließ er ruhig ſeine Freunde für ſich handeln. Faſt überall wurden die Bildniſſe des Galba niedergeworfen, und Fabius Valens rief endlich den Vitellius zum Fürſten aus. Ihm wurde faſt der beſte Theil des Heers von Unterdeutſchland, welcher nebſt den Hülfstruppen eine Macht von 40,000 Mann bildete. Cäcina führte aus Oberdeutſchland dreißig tauſend Mann, und beiden wurden noch Germaniſche Hülfsvölker zugegeben. Durch dieſe ergänzte auch Vitellius ſein eigenes Heer, im Begriff mit der ganzen Kriegsmacht nachzufolgen.

3.

Sehr auffallend war die Verſchiedenheit zwiſchen dem Heer und dem Feldherrn. Der Soldat drängte zum Abzuge und forderte eine Schlacht, jetzt da Gallien zittere und Spanien unſchlüſſig zaudere. Die Winterzeit dürfe kein Hinderniß abgeben. Man ſolle ſich nicht der weichen Ruhe des Friedens hingeben, raſch einbrechen müſſe man in Italien, und die Stadt beſetzen. Bei bürgerlichen Zwiſtigkeiten ſei nichts ſicherer als Eile, und mehr bedürfe man dabei der That als des Rathes.

Indeſſen lebte Vitellius in ſchlaffer Ruhe fort, und fand das Glück, Fürſt zu ſein, in unthätigem Luxus und verſchwenderiſchen Gaſtmahlen. Während er ſchon zu Mittage trunken, und mit den köſtlichſten Speiſen überfüllt, ſeines Naren Gedankens fähig war, betrieb der Soldat, durch ſich ſelbſt allein geſpornt, das was der Feldherr hätte betreiben ſollen. Stets zum Aufbruche bereit und oft getäuſcht, forderten ſie endlich das Zeichen, und Vitellius, den man mit dem großen Namen Germanicus geehrt hatte, mußte es geben. Ein herrliches Vorzeichen, ein Adler, der in ſanftem Fluge dem Heere voran ſchwebte, erfreuete das Herz jedes Kriegers und erfüllte es mit neuen ſchönen Hoffnungen.

Faſt alles war dem Vitellius zugefallen, Gallien, Rhätien und Britannien. Dieſer Macht vertrauend, und in frechem Uebermuth, bezeichnete Mord und Plünderung der Bundesgenoſſen und wehrloſen Bürger den Weg der Heere, deren eines von Valens durch Gallien, das andere vom Cäcina durch Helvetien geführt wurde. Anfangs war alles gegen den Galba gerichtet, bis man endlich unterwegs die Nachricht von ſeinem Untergange, ſo wie von Otho's Erhebung erhielt. Dies gab ihnen indeſſen weder Stoff zur Freude noch zur Furcht. Alles blieb unverändert, denn man wollte Krieg. Unbekümmert daß man für einen Mann kämpfe, der weder zu kämpfen noch zu ſiegen, weder edel zu handeln noch zu dulden verſtand, zog man die Straße weiter hinunter nach Italien, um dort in der Nähe der Hauptſtadt, den Krieg zu entſcheiden und den verworrenen Willen zu behaupten.

4.

Otho hatte ſich indeſſen wider die Erwartung aller, die ihn von Nero's früheren Zeiten her gekannt hatten, weder der Unthätigkeit noch den Vergnügungen überlaſſen. Es ſchien, als ſchiebe er den Genuß auf, verberge den Hang zur Schwelgerei, und ſetze Geiſt und Willen nur an den Ruhm der Herrſchaft. Aber man konnte ſich nicht ſo raſch an den Gedanken gewöhnen, daß es ihm ein eigentlicher Ernſt mit dieſem neuen Leben ſei, man hielt ſeine jetzigen Tugenden für falſch, oder *gemacht*, und fürchtete die Zukunft, die mit der Ruhe und Sicherheit auch die alten Laſter des Fürſten zurückbringen werde. Er ließ den deſignirten Conſul Marius Celſus, den er durch ſcheinbare Gefangenſchaft der Wuth der Soldaten entriſſen hatte, auf das Capitolium bringen, wo er ihm öffentlich Gnade verlieh, um dadurch ſowohl den Ruhm der Großmuth als der Feſtigkeit zu gewinnen, die den Haß ſeiner Partei gegen Celſus nicht ſcheue, wenn es etwas Höheres gelte. Celſus erklärte ruhig ſeine Treue gegen Galba und wandte ſie jetzt auf Otho herüber; doch ſollte, vom Schickſal verhängt, wie früherhin ſo auch jetzt, ihm ſeine Treue nur Unglück bereiten. Otho nahm ihn auf unter ſeine Vertrauten und machte ihn zu ſeinem Feldherrn: eine Oſtentation von Tugend, die ſowohl von den Großen des Reichs geprieſen, als auch von den Soldaten bewundert wurde, die noch kurz zuvor das Gegentheil heftig gewünſcht hatten.

Ein gleicher Freudenrauſch gewährte jetzt der Fall des Tigellinus, eines verächtlichen Menſchen, der aus der Geſchichte des Nero hinlänglich bekannt iſt. Es iſt genug, von ihm zu bemerken, daß, ſo verderbt auch Nero war, und ſo viele Gewalt auch Tigellinus über ihn hatte, er dennoch manches ohne deſſen Wiſſen und Willen ausübte, und zuletzt damit endigte, den Fürſten zu verlaſſen und zu verrathen. Daher kam es denn auch, daß ſein Untergang ſowohl denen, die den Nero haßten, als auch denen, die ihn zurückwünſchten, gleich erfreulich war. Unter dem Galba hatte ihn die Macht des Titus Vinius geſchützt, welcher vorgab, er habe ſeine Tochter gerettet. Dies verhielt ſich in der That ſo, doch war es keinesweges ein menſchliches Gefühl, was den Tigellinus zu jener That veranlaßt hatte, ſondern der Gedanke, ſich eine Zuflucht für die Zukunft zu eröffnen: da auch der Schlechteſte, dem Gegenwärtigen mistrauend und eine Veränderung fürchtend, gegen den öffentlichen Haß die Gunſt des Einzelnen erſtrebt. Dabei konnte von keinem ſittlichen Gefühl die Rede ſein, ſondern nur von dem Wunſche, auch einmal auf eine ähnliche Weiſe gerettet zu werden.

Tigellin befand ſich gerade zu Sinueſſa, um die dortigen Heilquellen zu gebrauchen, als die Nachricht ihn erreichte, daß ſein Tod unvermeidlich ſei. Mit zaghaftem, verzweifelndem Sinn ſuchte er jetzt noch einmal den alten Genuß, in den Armen ſeiner Buhlerinnen, und langſam zaudernd und voll feiger Furcht, gab er ſich endlich ſelbſt den Tod.

Ein beſſeres Schickſal hatte Calvia Criſpinilla, die Verführerin Nero's zu jeglicher Ausſchweifung. Als das Volk ihren Tod verlangte, rettete ſie Otho, indem er ſich ſtellete, als ſei ihm ihr Verbrechen unbekannt. Es war entſchieden daß ſie nur deswegen nach Africa hinüber gegangen war, um den Clodius Macer zur Ergreifung der Waffen aufzuregen und über Rom eine Hungersnoth zu verhängen. Dennoch blieb ſie unter Galba, Otho und Vitellius unangetaſtet, da ihre Ehe mit einem Conſular ſie ſchützte, ja ſie gelangte ſpäterhin noch zu einer höheren Macht durch Reichthum und Kinderloſigkeit, was wirkſam iſt in guten wie in böſen Zeiten, durch die Hoffnung auf Erbſchaft.

5.

Indeſſen war Otho ſchwach genug, häufige Briefe voller Schmeicheleien an den Vitellius zu ſenden, in welchen er ihm Geld und Gunſt und ein ruhiges verſchwenderiſches Leben an jeglichem ſelbſtgewählten Orte anbot. Ein Gleiches that Vitellius. Anfangs bediente man ſich bei dieſem Briefwechſel nur ſanfter Ausdrücke; doch dieſe thörigte und unanſtändige Verſtellung wich bald dem wahren Gefühl, und man warf ſich nun mit ausbrechendem Haſſe, gegenſeitig die alten Schanden vor: keiner ohne Grund.

Otho rief jetzt die vom Galba abgeſchickten Geſandten zurück, und ſchickte andere an beyde Germaniſche Heere, an die Italiſche Legion, und an die Truppen zu Lugdunum, wobei er ſtets ſeinem Befehle ein höheres Gewicht zu geben ſuchte durch die Erwähnung des Senates, welcher mit ihm befehle. Dieſe Geſandte blieben bei Vitellius, und es ſchien keineswegs, als habe man ſie mit Gewalt zurückgehalten; nur die Prätorianer waren feſt in ihrer Treue. Otho und Vitellius ſchickten ſich wechſelſeitig Meuchelmörder zu, doch beide ohne Erfolg, wobei indeſſen Vitellius am meiſten fürchten mußte, da ſeine Mutter und Kinder in Otho's Gewalt waren. Um dieſe ſicher zu ſtellen, ſchrieb Vitellius an Otho's Bruder, Titianus, und bedrohete ihn ſelbſt und ſeinen Sohn mit dem Verderben, wofern man die Seinigen antaſten werde. Auf dieſe Weiſe wurden beide Familien erhalten.

Otho erlebte den Schmerz, daß mehrere Provinzen, welche ihm bereits geſchworen hatten, ſchnell wieder von ihm abfielen, z. B. Spanien und Aquitanien. Alles ſchwankte, nirgends war Zuverläſſigkeit. Am meiſten hielten die entlegeneren Provinzen, Judäa, Syrien und Aegypten ſeine Parthei. Indeſſen betrieb er wie im Frieden die Geſchäfte der Regierung: die meiſten mit Würde und Anſtand. Doch war auch manches nur Oſtentation und weiche Nachgiebigkeit, um ſich immer mit gefälliger Liebe zu umgeben. Während aller dieſer Beſchäftigungen und Sorgen, konnte er doch der alten fantaſtiſchen Liebe für Poppäa nicht vergeſſen, und er ließ durch einen Senatsbeſchluß, die Statuen derſelben, die das

Volk vor kurzem niedergeriſſen hatte *), wieder aufrichten. Auch ſoll er damit umgegangen ſein, das öffentliche Andenken an Nero wieder herzuſtellen, ohne Zweifel nur, um der geiſtloſen großen Maſſe des Volkes zu gefallen. In der That begrüßte ihn dieſes zuweilen, um ihn recht ſehr zu ehren, mit dem Namen Nero Otho. Er ſelbſt nahm ihn nicht an, verbot ihn aber auch nicht.

6.

Während Otho die fröhliche Nachricht erhielt, daß eine Sarmatiſche Nation, welche, den Zwieſpalt des Römiſchen Staats benutzend, in Möſien eingedrungen war, glücklich zurückgeſchlagen und beſiegt worden ſei, gab ein unbedeutender Zufall Gelegenheit zu einem Aufſtande, der beinahe die ganze Stadt hätte zu Grunde richten können. Otho hatte nämlich befohlen, eine Cohorte aus Oſtia nach Rom zu verlegen, und dem prätoriſchen Tribun Varius Criſpinus aufgetragen, ſie mit Waffen zu verſehen. Dieſer wollte die Ruhe der Nacht zu ſeinem Geſchäfte benutzen, ließ das Zeughaus öffnen, und die Wagen der Cohorte

---

*) S. Tacitus Annalen, XIV, 61.

mit Waffen beladen. Man hatte ihn bei dieſem Geſchäft geſehen, und, aufgeregt zum Verdacht, bildete man ſich ein, als wolle jener die Dienſtleute der Senatoren gegen Otho bewaffnen. Die Soldaten, wüthend für ihren Liebling, griffen zu den Waffen, plünderten, mordeten, und eilten dann zu Pferde der Stadt und dem Palaſte zu. Otho gab eben ein glänzendes Gaſtmahl, dem die vornehmſten Frauen und Männer Roms beiwohnten. Dieſe befiel jetzt bei dem verworrenen Getöſe eine ſeltſame unſichere Angſt, ob die Wuth der Soldaten zufällig, oder ob es nur eine Liſt des Imperators ſei. Sie wußten nicht, ſollten ſie bleiben oder fliehen, denn beides ſchien gleich gefährlich. Man ſuchte in Otho's Mienen die Bedeutung des Aufſtandes zu leſen, und während er ſelbſt fürchtete, ward er gefürchtet. Erſchreckt durch die Gefahr, die dem Senat und ihm ſelbſt drohete, ſandte er ſogleich die Präfekten des Prätoriums an die Soldaten ab, um ſie zu beſänftigen, endigte das Gaſtmahl, und befahl Allen, ſich zu entfernen. So mußten dann die Magiſtratsperſonen mit Wegwerfung ihrer Ehrenzeichen, ohne Begleiter und Sklaven, Männer und Frauen, durch die Dunkelheit zerſtreut, hinwegfliehen, wobei es nur Wenigen gelang, ihre Wohnungen zu erreichen, zufrieden, wenn nur irgend ein befreundetes Haus ſie aufnahm. Die Zeit ſchien aus den Fugen und jede Ordnung dahin.

Indeſſen wurde der Andrang der Soldaten immer heftiger, und ſelbſt die Thüren des Pallaſtes hielten ſie nicht auf. Sie ſtürzten in den Saal, forderten, daß Otho ſich zeige, und verwundeten einige Officiere, welche ſich ihrer Wuth entgegen ſtellten. Ueberall ſahe man drohende Mienen und entblößte Schwerdter, und da man keinen Einzelnen hatte, gegen den der Zorn ſich hätte richten können, ſo wandte man ihn gegen alle. Endlich zeigte ſich Otho, und gegen die Würde des Herrſchers, bat er ſie mit Thränen, zur Ordnung zurückzukehren. Ungern nur gehorchten ſie, und nicht ohne Schuld kehrten ſie in das Lager zurück. Am folgenden Tage hatte die Stadt das Anſehen einer eroberten Feſtung. Die Häuſer waren verſchloſſen, vom Volke zeigten ſich nur wenige, und die Soldaten erſchienen mehr traurig als reuig. Die Präfekten redeten ihnen zu, und ſtatt der Strafe ward einem jeden von ihnen, die Summe von 5000 Seſterzien verſprochen. Jetzt wagte Otho, das Lager zu betreten, und ſogleich umringten ihn Tribunen und Centurionen, warfen ihre kriegeriſchen Ehrenzeichen weg und flehten um Ruhe und Lebensſicherheit. Da erſt fühlte der Soldat, in welchen Schatten ihn das leihe, und er bat nun ſelbſt um die Beſtrafung der Schuldigſten.

Otho, wohl erkennend, daß eine durch Frevel erlangte Herrſchaft weder durch plötzliche Umwandlung zur Güte, noch mit alter Strenge behauptet werden könne, und erſchreckt durch den Gedanken an die Gefahr, welche der Stadt und dem Senate drohete, hielt endlich eine Rede an die Soldaten, in der er den Mittelweg zwiſchen der Strenge und Nachgiebigkeit einzuſchlagen ſuchte. Er begann von ihrer Liebe für ihn, die er gar wohl erkenne, und die er ſie nur zu mäßigen bitte. Er zeigte ihnen, daß ein ſolcher zügelloſer Auftritt, wie der in der vergangenen Nacht, wenn ſchon im Frieden gefährlich, noch bei weitem verderbenbringender ausfallen müſſe im Kriege, zu dem er ſie jetzt führen werde.

7.

„Durch Gehorſam, ſo fuhr er fort, nicht durch klügelndes Durchforſchenwollen der Feldherrnbefehle, vermag der Stand der Krieger ſich zu erhalten. Dasjenige Heer iſt in der Entſcheidung das tapferſte, das vor der Entſcheidung das ruhigſte iſt *). An euch iſt es, Waffen und Muth zu haben; an mir, eure Tapferkeit zu leiten.

Indeſſen ruhe nur auf Wenigen die Schuld, und nur zwei derſelben ſoll Strafe treffen. Ihr übrigen tilget das Andenken an jene ſchimpfliche Nacht. Nie müſſen wieder in irgend einem Heere jene Worte gegen den Senat gehört werden! Selbſt jene Germanen, die Vitellius gegen uns aufreizt, ſollen doch bei Gott nicht zur Strafe fordern wollen dieſes Haupt des Reichs, dieſe Zierde ſämmtlicher Provinzen! und nun ſollten Italiens Zöglinge, der ächte Stamm der Römiſchen Jugend, das Blut und den Muth des Senats begehren, durch deſſen Glanz und Ruhm wir die dunkle Armſeligkeit des Vitelliſchen An-

---

* [illegible] [illegible] [illegible], welche [illegible] und [illegible] [illegible] die den Tacitus auszeichnen, giebt es auch noch so [illegible] [illegible] Übersetzung. Wenn Tacitus [illegible] [illegible] [illegible] verkannt wird, daß es nur zu sehr dem [illegible] [illegible], auf denselben aufmerksam zu machen. Hier ist [illegible] [illegible] [illegible]. „Et fortissimus in ipso discrimine exercitus est, qui ante discrimen quietissimus." (H. Hist. I, 84.)

hangs vernichten? Einige Nationen riß Vitellius an ſich; den Schatten eines Heeres hat er, doch mit uns iſt der Senat. So iſt in uns der Staat, in ihm der Feind.

Wie, oder glaubt ihr etwa, daß dieſe herrlichſte der Städte, in Häuſern nur und Dächern und Steinhaufen beſtehe? Das Alles iſt ſtumm und ſeelenlos und kann umgeriſſen und wieder aufgerichtet werden: doch die ewige Dauer der Dinge, und der Frieden der Völker, und mein Heil und das Eurige, wird nur beſtätigt durch die Unverletzlichkeit des Senates. Dieſen, den der Vater und Erbauer unſerer Stadt, nach dem Befehl der Götter geſtiftet, ihn, der von den Königen bis zu den Imperatoren fortdauerte, und in ſich ſelbſt unſterblich iſt, ihn laſſt uns, ſo wie wir ihn erhalten von unſeren Ahnen, auch auf unſre Nachkommen übertragen. Denn ſo wie aus Euch Senatoren geboren werden, ſo aus den Senatoren Fürſten.“

6.

Dieſe eindringliche Rede ermunterte und beſänftigte; aber ſie heilte nicht. Die Soldaten fühlten faſt eine leidenſchaftliche Liebe für Otho, aber nicht jene tiefe Schätzung, die in dem rechtmäßigen Fürſten ein geheiligtes Haupt erblickt. Auch wurde die Ruhe dadurch nicht völlig wieder hergeſtellt, denn wenn auch nicht mehr Schaaren, ſo beunruhigten doch Einzelne noch fortdauernd die Stadt. Der Senat, für den Otho ein ſo würdiges Wort geſprochen, benahm ſich jetzt keineswegs jener Würde gemäß. Man wagte auf der Curia kein unumwundenes Wort, denn Stillſchweigen und Freimüthigkeit und Schmeichelei waren gleich verdächtig und gefährlich. Die letztere ward beſonders durch den Umſtand erſchwert, daß Otho, der dieſe Kunſt in früheren Zeiten ſelbſt ſo eifrig geübt hatte, nun jegliche Art derſelben durchſchauete. Die Senatoren brachten deshalb ihre ſcheltenden Worte gegen Vitellius, faſt in chorartigem Zuſammentreten vor, theils um auf dieſe Weiſe weniger verſtanden zu werden, theils um ſich als Einzelne durch die Geſammtmaſſe zu ſchützen, im Fall Vitellius ſiegen ſollte.

Otho fühlte wohl, daß bald etwas Entſcheidendes geſchehen müſſe, und deshalb, unerſchreckt durch manche böſe Vorzeichen, ſo wie durch die verderbendrohende Ueberſchwemmung der Tiber, beſchleunigte er ſeinen und des Heeres Auszug aus der Stadt. Er hielt Kriegsrath und beſchloß, auf das Narbonenſiſche Gallien loszugehen, denn ſowohl die Peniniſchen als Cottiſchen Alpen, ſo wie die übrigen Eingänge Galliens, waren bereits von den Vitelliſchen Schaaren beſetzt worden. Sehr zu Hülfe kam ihm dabei die ſtarke Flotte, die ihm um ſo treuer war, da man die Verſchiedenartigkeit ſeines Betragens mit der Grauſamkeit des Galba verglich, der gleich beim erſten Einzuge in die Stadt mehrere tauſend Krieger hatte hinrichten laſſen. Otho ließ zugleich die Stadtcohorten und mehrere von den Prätorianern als den Kern des Heeres mit einſchiffen, und gab die Befehlshaberſtelle den Obercenturionen Antonius Novellus und Suedius Clemens, ſo wie dem Aemilius Pacenſis, dem er das Tribunat zurückgab, das Galba ihm genommen hatte. Leider aber gab er ihnen noch einen ſeiner Günſtlinge zu, den Freygelaſſenen Oſcus, der die Treue wackerer Männer belauern ſollte. Den Suetonius Paulinus, Marius Celſus, und Annius Gallus, machte er zu Befehlshabern des Fußvolks und der Reiterei; doch ſein höchſtes Vertrauen beſaß Licinius Proculus, der Befehlshaber der Prätorianer, ein Mann, der den Dienſt in der Stadt wohl verſtand, doch, voll heimlicher Liſt und Bosheit, an Feldheerweſen tief unter den früher genannten Männern ſtand. Noch nahm Otho eine große Zahl von vornehmen Staatsbeamten und conſulariſchen Perſonen mit ins Feld, ja ſelbſt den Lucius Vitellius, den er mit Freundlichkeit behandelte, wenn gleich nicht wie den Bruder eines Fürſten.

Jeder gute Bürger war jetzt mit Sorge um den Staat erfüllt, denn die vornehmſten der Senatoren waren altersſchwach und durch den langen Frieden kraftlos geworden. Der Adel war erſchlafft, und hatte längſt den Krieg vergeſſen, die Ritter waren unbekannt mit dem Soldatendienſt. Je mehr man deshalb die Furcht zu verbergen ſuchte, je offenbarer wurde ſie. Indeſſen fehlte es auch nicht an Leuten, die leichtſinnig und ohne klare Einſicht von der großen Bedeutung des Moments, durch glänzende Zurüſtungen und hochtönende Worte ihren Muth zu zeigen ſuchten, um ſich wenigſtens dadurch von dem gemeinen Volke auszuzeichnen. Das mit Schrecken ſah, wie der Kampf ſich verbreiten werde auf Italiſchem Boden, auf dem ſo lange der Frieden geruht hatte, ja vielleicht gar in der Nähe der Stadt.

9.

Keinen Aufſchub länger ertragend, unterließ Otho ſelbſt die alte religiöſe Feierlichkeit: die Ancilien durch die Stadt tragen, und dann in den Tempel des Mars bringen zu laſſen. Der Verzug ſei gefährlich, ſagte er, und das Zaudern allein habe den Nero in's Verderben geſtürzt.

Am 14. März empfahl er den Vätern die Sorge für den Staat, hielt dann Volksverſammlung und rühmte in einer Rede die Majeſtät der Stadt und die übereinſtimmenden Geſinnungen des Volkes und Senates für ihn. Des Vitellius gedachte er gar nicht, und den Legionen deſſelben warf er nur Irrthum und Unkenntniß der Angelegenheiten vor, ohne ihrer Pflichtverletzung zu gedenken. Die Rede war für die Ohren des Volks berechnet, breit und volltönend, weshalb ſie auch beſonderen Beyfall fand. Doch gab es Manche, die ihm auch dieſen Ruhm nicht gönnten, und nicht undeutlich merken ließen, daß der Fürſt, ſo wie er in Kriegsangelegenheiten den Rath des Suetonius Paullinus und Marius Celſus benutze, in ſeinen Reden vom Galerius Trachalus borge. Wir können es immerhin zugeben, daß er den falſchen Schimmer der Worte nicht als ſein Eigenthum betrachten durfte; die wahrhafte Beredſamkeit dürfte ſich vielleicht gerade dann erſt in ihm finden, wo ſie faſt bei jedem andern Rhetor ſchwinden würde.

Nachdem Otho endlich auch ſeinem Bruder Salvius Titianus die Sorge für das Wohl der Stadt und die Sorgen der Herrſchaft überlaſſen hatte, zog er mit ſeinem Heere aus.

Der Geſchichtſchreiber, dem ich bei dieſer Darſtellung faſt ausſchließlich folge, unterbricht hier den Gang der entſcheidenden Begebenheit durch die Erwähnung eines Mannes, der, wie wir wiſſen, für die ſpätere Geſchichte der Römer ſehr bedeutend geworden iſt, indem er den kranken Staat durch die höchſte Fülle von Güte und Milde wieder zu heilen ſuchte. Hier werde deſſelben nur mit höchſter Kürze gedacht. Titus Veſpaſianus war von ſeinem Vater aus Judäa nach Rom geſandt worden, um dem Galba bei deſſen Regierungsantritte Glück zu wünſchen. Doch ſchon zu Corinth erhielt er die Nachricht von dem Sturz des alten Fürſten, und von der jetzigen Lage des Staats. Ahndend, daß weder Otho noch Vitellius die Herrſchaft lange behaupten würde, kehrte er zurück, und erhielt im Tempel der Venus zu Paphos ein erfreuliches Orakel, das ihm eine glänzende Zukunft verkündete. Der Orient bildete ſich zu einer bedeutenden Gegenpartei: alle wünſchten den Krieg und erwarteten nur die Gelegenheit.

Zu derſelben Zeit hatte ein Sklav aus Pontus den kecken Einfall, ſich für Nero auszugeben, an deſſen Tod noch viele vom Volke nicht glauben wollten. Die Geſichtsbildung des Abentheurers, die mit der des Nero Aehnlichkeit hatte, ſo wie das Talent des Zitherſpielens und des Geſanges, kam ihm bei ſeinem phantaſtiſchen Unternehmen zu Hülfe. Schon hatte er mehrere ſelbſt angeſehene Männer getäuſcht, als Kalpurnius Asprenas, der Statthalter von Galatien und Pamphylien, der Täuſchung ein Ende machte und das Schiff eroberte, auf welchem der Sklav ſich befand, der nun ſeine Rolle nicht länger zu behaupten wußte. Er ward getödtet und ſein Körper nach Rom geſandt.

10.

Der Anfang des Feldzuges, ſo wie die Heere ſelbſt, welche dem Otho folgten, durften ihm Vertrauen geben für einen glücklichen Erfolg. Auf ſeinen Befehl hatten ſich die Legionen aus Dalmatien und Pannonien aufgemacht: es waren vier, wovon zweitauſend Mann vorausgeſchickt wurden, denen die Legionen ſelbſt in mäßigen Zwiſchenräumen folgten. Beſonders erwähnt wird der ſiebenten, welche Galba aufgerichtet hatte, und der vierzehnten, welche in vorzüglichem Rufe ſtand, weil ſie einſt Britanniſche Empörung unterdrückte: auch hatte Nero nur diejenigen in dieſelbe aufgenommen, die eines ausgezeichneten Vertrauens würdig ſchienen. Daher ihre bewährte Treue für Nero und ihre ſchnelle Neigung für Otho. Hiezu kamen nun noch die Hülfsvölker, fünf prätoriſche Cohorten aus der Stadt, die Schaaren der Ritter mit der erſten Legion, und in verworrenen Haufen zweitauſend Gladiatoren, die nur in Bürgerkriegen für eigentliche Feldſchlachten gebraucht wurden. Dem Veſtricius Spurinna ward der Befehl gegeben, mit dieſen Truppen das Ufer des Padus zu beſetzen, denn den früheren Plan mußte man aufgeben, da Cäcina bereits die Alpen überſchritten, den man noch innerhalb Galliens Grenzen halten zu können gehofft hatte.

Den Otho ſelbſt begleiteten die ausgeſuchteſten Trabanten nebſt den übrigen prätoriſchen Cohorten, die Veteranen des Prätoriums und eine große Menge Soldaten von der Flotte. Es ſchien ein neuer, männlicher Geiſt über ihn gekommen zu ſein: im eiſernen Panzer ging er zu Fuß den Adlern voran, ohne Schmuck und Auszeichnung, ganz unähnlich dem Rufe, denn von der alten Weichlichkeit war keine Spur mehr.

Den Anfang des Krieges begünſtigte das Glück, denn bald ſah er ſich im Beſitz des größten Theils von Italien, bis dahin, wo die Alpen angehen, die die See begränzen. Die Soldaten waren muthig und wünſchten ihre Kraft in Gefechten zu beweiſen, doch nur zu bald ſchweiften ſie im Uebermuth aus, vergaßen den Gehorſam gegen ihre Führer und behandelten das freundliche Mutterland mit roher Feindſeligkeit. Ueberall war Furcht und Schrecken, denn überall wurde verheeret, verbrannt und geplündert. Die Bewohner der Meeralpen, aufgeregt durch den Procurator Marius Maturus, wagten es, ſich dem Eindringen der Heere zu widerſetzen, aber raſch beſiegt in ungewohntem Kampfe, bereiteten ſie ſich nur durch den geleiſteten Widerſtand ein härteres Schickſal. Doch die unerſättliche Habſucht konnten dieſe armen Gebirgsbewohner am wenigſten befriedigen, und die Reichsſtadt Albium Intemelium fühlte deshalb die Wuth des Krieges um ſo tiefer.

11.

Jetzt eilte Fabius Valens, benachrichtigt von dem Andrange der Othoniſchen Land- und Seetruppen, herbei; ward aber zweimal hinter einander in blutigen, doch nicht entſcheidenden Treffen zurückgeworfen, worauf indeß nicht bloß er, ſondern auch die Sieger ſich zurückzogen. Auch Cäcina hatte anfangs kein beſſeres Glück, der raſch vordringend, nach vergeblichen Verſuchen, die Treue der Othonier wankend zu machen, in zürnender Eil Placentia erobern wollte, doch mit großem Verluſt und Schande, der Tapferkeit der Gegner weichen mußte. Spurinna, Befehlshaber in Placentia, berichtete ſeinen Sieg an Annius Gallus, der bereits zum Entſatz der Stadt herbeigeeilt war; jetzt aber, da keine Hülfe mehr vonnöthen war, bei Bedriacum Halt machte. Dieſer Flecken liegt zwiſchen Verona und Cremona, und iſt in der Römiſchen Geſchichte durch zwei entſcheidende Schlachten bekannt und furchtbar geworden. Ein neuer Sieg, den Martius Macer gegen die Vitelliſchen Hülfsvölker bei Cremona erfocht, regte die Gemüther der Soldaten ſo heftig an, daß ſie aus Begierde zur Schlacht ſich gegen ihre Feldherren empörten, in deren Beſonnenheit und Ueberlegung ſie Furcht und Verrätherei zu entdecken glaubten. Am meiſten reizten die Mörder des Galba alles auf, die von Furcht und Gewiſſensangſt zum ruheloſen, halb wahnſinnigen Treiben geſtachelt, jede Ordnung, jeden Geiſt des Gehorſams zu vernichten ſtrebten. Immer tiefer ſank das Anſehen des Annius Gallus, Suetonius Paullinus und Marius Celſus, und Otho, unweiſe im Glück, ließ endlich ſeinen Bruder Titianus kommen, und übergab ihm die Befehlshaberſtelle. Die Neigung täuſchte ihn über deſſen gänzliche Unfähigkeit.

Um ſeinen ſinkenden Ruf zu heben, ließ ſich Cäcina jetzt von Neuem in ein Treffen ein, und wurde abermals vom Paullinus und Celſus geſchlagen, die indeſſen, ihrem Glücke mistrauend, den Sieg nicht zu verfolgen wagten. Jetzt erſt ſein Unvermögen einſehend, mit vereinzeltem Heer dem Otho widerſtehen zu können, vereinigte Cäcina ſich mit Valens, um nun mit gedrängter Macht dem heranrückenden entſcheidenden Moment gewachſen zu ſeyn. Die Heerführer der Vitelliſchen Parthei führten jetzt einen ſeltſamen Krieg mit der Feder gegen die Othonier, indem ſie in häufigen Briefen auf die Bebrechen des Fürſten ſchmäheten, die nicht beantwortet wurden, obwohl es keineswegs an Stoffe fehlte, Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

121.

Gewiß iſt es indeß, ſagt Tacitus, daß man vor dem Ende beider Fürſten, durch welches Otho den herrlichſten Ruhm, Vitellius die höchſte Schande verdiente, weniger die ſchlaffe Wolluſt des letzteren, als Otho's glühendheftige Leidenſchaften fürchtete. Dieſen betrachtete man ſeit dem Mord des Galba nur mit Schrecken und Furcht, ſo wie im Gegentheil Jenem niemand verdachte, daß er den Krieg begonnen habe. Vitellius, nur für den Gaumen und die Kehle lebend, ſchien lediglich ein Feind ſeiner ſelbſt, Otho's Ausſchweifung und Wildheit ſchien für den Staat verderblicher zu ſein.

Während im Vitelliſchen Heer nur eine Stimme war, die eine entſcheidende Schlacht wünſchte, rathſchlagte Otho, ob es für ihn zuträglicher ſei, den Krieg in die Länge zu ziehen, oder den entſcheidenden Augenblick gleich jetzt zu ſuchen. Suetonius Paullinus, ohne Zweifel der kriegskundigſte und erfahrenſte Mann im Heere, erklärte ſich für das erſtere, denn nur dem Feinde ſei Eile; ihnen Zaudern heilbringend. Vitellius ganzes Heer ſei angekommen und habe wenig Macht mehr hinter ſeinem Rücken, weil Gallien gähre und es nicht zuträglich ſei, das Ufer des Rheins zu verlaſſen, während ſo feindſelige Völker den Einbruch droheten: die Brittanniſchen Soldaten halte der Feind und das Meer zurück, Spanien ſei nicht reich an Waffen, die Narboniſche Provinz erzittere noch vom Ueberfall der Flotte und durch das widrige Treffen. Italien jenſeit des Padus ſei abgeſchloſſen durch die Alpen, ohne Unterſtützung vom Meere her, und durch den Durchzug des Heeres ſelbſt verwüſtet, nirgends ſei Getreide für daſſelbe und der Mangel werde es vertreiben. Endlich würden auch die Germanen, das furchtbarſte Volk bei den Feinden, wenn man den Krieg bis in den Sommer hinüberzöge, mit erſchlafftem Körper, die Veränderung der Sonne und des Himmels nicht ertragen. Viele heftig begonnene Kriege ſeien oft durch Langſamkeit und Ueberdruß verraucht.

Dagegen, fuhr er fort, herrſche auf Otho's Seite Ueberfluß und Treue: Pannonien, Möſien, Dalmatien, der Orient mit unverfälſchten friſchen Truppen, Italien und des Reiches Haupt, die Stadt, Senat und Volk, (niemals glanzloſe

Namen wenn ſie auch zuweilen der Schatten decke,) dazu öffentliche und Privatgüter, und unermeßliches Geld, das wirkſamer ſei im Bürgerkriege als das Schwerdt. Die Körper der Soldaten ſeien gewöhnt an Italien und deſſen heiße Sonne. Vor ihnen der Padus, Städte, geſchützt durch Männer und Mauern, von denen keine dem Feinde weichen würde, wie dies erprobt ſei durch Placentia's Vertheidigung. So müſſe er alſo den Krieg in die Länge ziehen. In wenigen Tagen werde die vierzehnte Legion im Glanz des Ruhmes nebſt den Möſiſchen Truppen ankommen, dann könne man von neuem rathſchlagen, und wenn es Schlacht ſein müſſe, mit vermehrten Kräften kämpfen.

33.

Dieſer Meinung des Paulinus ſtimmte Marius Celſus bei, ſo wie nicht minder Annius Gallus, an deſſen Krankenlager man geſandt hatte, denn er war vor wenigen Tagen von dem Pferde geſtürzt und ſehr beſchädigt. Doch Titianus und der Befehlshaber des Prätoriums, Proculus, wichen aus Unerfahrenheit und Vorſchnelligkeit von jener beſtimmten Meinung gänzlich ab, und meinten, Glück und Götter und Otho's

Genius winke Beifall ihren Rathſchlägen und werde auch der Ausführung günſtig ſeyn. Auch Otho entſchied für Eile, denn nicht länger wollte er dieſen unſelig unentſchiedenen Zwiſchenzuſtand dulden, ihn verlangte nach klarer Gewißheit, ſei es nun zum Leben oder Untergange. Dem Willen und jene ſchmeichleriſche Stimmung hemmten jede weitere Widerrede, und man berathſchlagte nur noch, ob der Kaiſer der Schlacht beiwohnen ſollte, oder ob es beſſer ſei, wenn er ſich entfernt halte. Die Urheber jenes erſten verderblichen Rathes gaben jetzt auch den zweiten, daß Otho ſich nach Brixellum begeben, und, dem gefährlichen Ausgang der Schlacht entnommen, ſich ſelbſt erhalte für die Herrſchaft und das Reich. Auch dieſer Rath ging durch, da Paullinus und Celſus keine Einwendung mehr wagen durften, um nicht den Verdacht auf ſich zu laden, als wollten ſie den Fürſten den Gefahren bloß ſtellen.

Dieſer Tag war für die Othoniſche Parthei der entſcheidende, denn mit dem Fürſten zog jetzt eine ſtarke Mannſchaft von prätoriſchen Cohorten, Trabanten und Reitern hinweg, und der bleibenden Muth war gebrochen, denn nicht den Feldherren, ſondern Otho allein hatte das Vertrauen und die Liebe der Soldaten, und er, der gleichfalls nur den Soldaten vertraute, hatte bei ſeinem Abzuge das Anſehn der Befehlshaber nicht ſichern können. Was in ihm edel war, vermochte er nicht auf Andere zu übertragen.

Nichts von allem dieſem blieb den Vitelliern verborgen, denn es fehlte, wie bei anderen Bürgerkriegen, ſo auch jetzt nicht an Ueberläufern, die den Stand der Dinge verriethen, und Cäcina und Valens ſahen ſich jetzt in der bequemen Lage, die eignen Kräfte ſparen zu können, und nur die Thorheit und Uebereilung der Feinde abzuwarten.

Als Otho nach Brixellum abgegangen war, hatte ſein Bruder Titianus die Ehre der Oberbefehlshaberſchaft, die höchſte Macht aber Proculus, der Präfect des Prätoriums. Dem Paulinus und Celſus blieb nichts als der leere Name der Feldherren, denn niemand benutzte mehr ihre Einſichten, und noch überdem ſollten fremde Thorheiten durch ſie gedeckt werden. Die Treue der Tribunen und Centurionen ward zweifelhaft, denn die Schlechteſten gewannen ein höheres Anſehn, und der Soldat, zwar muthig und rüſtig, war doch geneigter die Befehle der Führer zu meiſtern als zu vollziehen. Man beſchloß, das Lager in die Nähe von Bedriacum zu verlegen: eine ſo unverſtändige Marſchart, daß ſelbſt jetzt, während des Frühlings und bei der Menge der Flüſſe rings umher, das Heer Mangel an Waſſer litt.

14.

Hier entſtand nun eine abermalige Unentſchloſſenheit, ob man jetzt den Kampf wagen ſolle, und man zog endlich, da Otho's Briefe auf Eil drangen, noch [illegible] Schritte weiter, dahin, wo der Padus und die Adda in einander fließen: nicht bloß zu einer Schlacht, ſondern zur gänzlichen Entſcheidung. Celſus und Paulinus erhoben noch einmal ihre Stimme, und baten, man möge doch nicht ermüdete, vom Weg und ſchwerer Rüſtung [illegible] dem nicht geſchwächten ausgeruhten Feinde entgegenſtellen. Doch auch diesmal drangen ſie nicht durch, da Titianus und Proculus die Gewalt in den Händen hatten. Dazu kam noch ein neuer Brief des Otho, in welchem er mit Heftigkeit die zaudernden Feldherren ſchalt und [illegible] jedes ferneres Harren und [illegible] Entſcheidung.

Sie kam nur zu bald. Der Othoniſche Theil ward, wie es vorher zu ſehen war, gänzlich geſchlagen, denn keine Tapferkeit vermochte über zu retten *). Verlaſſen von ihren flüchtig gewordenen Anführern, floh der Ueberreſt des Heers in das Lager zurück, wo ſie ſich dem Schmerz und der Verzweiflung überließen, bis ſie endlich am anderen Morgen, erſchöpft und muthlos ihr Lager den Siegern übergaben. Sieger und Beſiegte kamen jetzt zuſammen, und ergoſſen ſich gemeinſchaftlich in Thränen über das Unglück des Staates. An einem und demſelben Zelte weinte der Freund dem Freunde, der Bruder dem Bruder die geſchlagenen Wunden. Keiner Hoffnung wagte man mehr Raum zu geben, denn ſie war jetzt zweifelhaft wie jedes Schöne, jede Freude. Das einzige Gewiſſe war Schmerz und Tod, denn keiner war, der nicht irgend einen Todten hätte zu betrauern gehabt. Es gab keine Feindſchaft mehr unter ihnen, denn der gemeinſchaftliche Schmerz hatte alle verſöhnt.

Die Beſiegten hatten den Sieg im ſchönſten Sinne des Wortes erſtritten, denn in der That

---

*) Die treffliche und anſchauliche Beſchreibung der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] II. Mos. 32, 31 — 33. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

durften ſie ſich erkühnen, und ſelbſt die Sieger mußten es anerkennen, daß nicht Waffen und Tapferkeit, ſondern das Schickſal ſelbſt ſie überwunden hatte.

15.

Otho erwartete indeß die Nachricht von der Schlacht, durchaus furchtlos und ruhig, denn er war einig mit ſich und ſeinem Entſchluſſe. Zuerſt kam ein trauriges, unbeſtimmtes Gerücht, dann aus der Schlacht entronnene Flüchtlinge, welche meldeten, daß alles verloren ſei. Der Eifer der Soldaten erwartete nicht erſt das Wort des Feldherrn. Sie drängten ſich näher an ihn, und baten, er möge einen guten Muth behalten, es wären noch friſche Kräfte übrig, und ſie ſelbſt wollten das Aeußerſte leiden und wagen.

Es war keine Schmeichelei, denn in ihnen lebte ein heftiger Eifer, der von ihm verlangte, daß er noch länger das Glück ſeiner Parthei verſuchen möge. Die fern Stehenden ſtreckten ihre Hände nach ihm aus, und die nächſten umfaßten ſeine Knie, vor allen Plotius Firmus, der Präfect des Prätoriums. Dieſer flehte mit Innigkeit, er möge doch das allergetreueſte Heer, er möge doch ſo wohlverdiente Krieger nicht verlaſſen. Mit größerem Geiſte ertrage man das widerwärtige Geſchick als man vor dem Glücke, der tapfere und kraftvolle Mann halte ſelbſt dem Glück zum Trotze noch die Hoffnung feſt, der Träge nur und Feige eile erſchreckt zur Verzweiflung hin.

Alle hatten während dieſer Rede ihr Auge auf Otho gerichtet, und je nachdem man Nachgiebigkeit oder Unbeugſamkeit in ſeinen Mienen zu leſen glaubte, hörte man bald den Ruf der Freude, bald den des Schmerzes. Und nicht blos die Prätorier, deren beſondere Ehrung Otho beſaß, ſondern auch die aus Möſien Vorausgeſandten, erklärten, daß gleiche Standhaftigkeit das heranziehende Heer beſeele, und meldeten, daß die Legionen bereits zu Aquileia angelangt ſeien: ſo daß es [illegible] nicht bezweifelt werden darf, es würde der Krieg, der ja wohl wieder hätte erneuert werden können, furchtbar und ſchwer geworden ſein, vielleicht mehr für die ſtolzen Sieger als die ſchon Beſiegten.

Otho aber, abgewandt von allen Entſchließungen zum Kriege, redete die Soldaten alſo an: „Dieſen Muth, dieſen euern tapfern Sinn noch länger den Gefahren entgegen zu ſtellen, halte ich für einen zu großen Preis meines Lebens.

Je mehr Hoffnung ihr mir zeiget, wenn es mir gefiele zu leben, deſto ſchöner wird mein Tod ſeyn. Wir haben uns wechſelsweiſe kennen gelernt, ich und das Schickſal. Sehet daher nicht auf das geringe Maaß der Zeit, denn ſchwer iſt es, mit Mäßigung ſich eines Glückes zu bedienen, deſſen man nicht lange zu genießen glaubt. Der bürgerliche Krieg begann von Vitellius Seite; daß wir mit den Waffen kämpften um die Oberherrſchaft, iſt ausgegangen von ihm, doch daß wir nicht öfter als einmal kämpfen, das ſoll durch mich hervorgehen. Von hier an ſoll den Otho die Nachwelt ſchätzen. Erfreuen ſoll ſich Vitellius des Bruders, der Gattin und Kinder: ich bedarf weder Rache, noch Troſt. Andere mögen länger die Herrſchaft behaupten; niemand ſoll ſie ſo muthig aufgegeben haben. Sollte ich es zugeben, daß ſo viele Römiſche Jünglinge, ſo viele herrliche Kriegsheere von neuem zu Boden geworfen, und dem Staate entriſſen würden? Mit mir gehen ſoll dies Gefühl, daß ihr euch zum Sterben erboten habet für mich, und daß ich Euch erhalten habe. Nicht lange wollen wir verzögern, ich eure Rettung, ihr meinen ſtandhaften Entſchluß. Mehr vom Sterben zu reden, iſt ſchon ein Theil der Feigheit. Nehmt es als den vorzüglichſten Beweis meiner Entſchiedenheit an, daß ich mich über niemanden beklage: denn Götter oder Menſchen anklagen gehört nur für die, welche leben wollen.“

48.

Als er ſo geſprochen, redete er die Einzelnen nach Alter und Würde liebreich an, ſie ſollten eilig gehen und des Siegers Unwillen durch längeres Zurückbleiben nicht reizen. Die Jünglinge bewog er durch ſtrengern Befehl, die Alten durch Bitten, indem er mit Ruhe im Blicke und ruhigen Worten, die unzeitigen Thränen der Seinigen hemmte. Er befahl, den Abgehenden Wagen und Schiff zu geben, und ließ Schriften und Briefe, die durch den Ausdruck der Anhänglichkeit für ihn und durch Schmähungen gegen Vitellius, gefährlich werden konnten, vernichten, vertheilte ſein Vermögen [illegible] ſparſam, und nicht wie einer der ſterben will. Dann wandte er ſich an ſeines Bruders Sohn, Salvius Coccejanus, der noch in erſtem jugendlichem Alter, lebhafte Unruhe und Trauer verrieth, und tröſtete ihn, indem er deſſen Liebe lobte, und deſſen Aengſtlichkeit tadelte. „Vitellius werde ja nicht ſo harten Sinnes ſein, daß er ihm für Unverletzheit ſeiner ganzen Familie, nicht einmal dieſe Gegengunſt erwerben ſollte. Wohl verdiene er durch beſchleunigten Tod des Siegers Milde. Denn nicht von der äußerſten Verzweiflung getrieben, ſondern jetzt, da das Heer eine Schlacht fordere, erlaſſe er aus freiem Trieb dem Staate dieſes letzte Aufgebot der Kräfte. Genug der Namensgröße habe er ſich, genug der Geſchichtsehre ſeinen Nachkommen hinterlaſſen, denn er ſei der Erſte, der nach den Juliern, Claudiern, Serviern, die Herrſchaft an eine neue Familie gebracht habe. So ſolle er denn mit höherm Muthe ſein Leben erhalten, und daß Otho ſein Oheim geweſen, weder jemals vergeſſen, noch zu ſehr gedenken.“

Nachdem er hierauf alle von ſich entfernt hatte, und ein wenig ruhete, ſtörte ihn, in deſſen Geiſte ſchon keine irdiſche Sorge mehr Raum hatte, ein plötzlicher Lärmen auf, der durch die Beſtürzung und Zügelloſigkeit der Soldaten veranlaßt worden war. Sie drohten nämlich den Abreiſenden den Untergang, und zeigten ſich beſonders aufgebracht gegen den Verginius, den ſie im Hauſe eingeſchloſſen belagerten. Otho verwies den Urhebern des Tumultes ihren Unfug, beſprach ſich noch mit den Abreiſenden, bis endlich alle mit trauerndem Gemüth, doch unangetaſtet ſchieden. Als es Abend wurde, ſtillte er ſeinen Durſt durch einen Trunk kaltes Waſſer, ließ ſich dann zwei Dolche bringen, unterſuchte beide und legte den einen unter das Kopfkiſſen. Nachdem er erfahren, daß die Freunde abgereiſt ſeien, brachte er die Nacht ruhig, und, wie man verſichert, nicht ohne Schlaf hin. Beim anbrechenden Morgen ſtieß er ſich den Dolch in die Bruſt. Auf das Seufzen des Sterbenden traten die Freigelaſſenen und Sklaven nebſt dem Präfekten des Prätoriums, Plotius Firmus, in das Zimmer, und fanden nicht mehr als eine einzige Wunde, das offenbarſte Zeichen, mit welcher Ruhe und Beſonnenheit er ſich den Tod gegeben hatte.

Man beeilte das Leichenbegängniß, da er deshalb die dringendſten Bitten hinterlaſſen hatte, damit nicht das Haupt abgeſchlagen werde und den Feinden zum Geſpötte dienen möge. Die prätoriſchen Cohorten trugen die Leiche unter häufigen Lobeserhebungen und Thränen, indem ſie die Wunde und Hände des theuren Abgeſchiedenen küßten. Einige Krieger tödteten ſich ſelbſt in wilder Liebe für ihn, nicht etwa aus böſem Gewiſſen oder aus Furcht, ſondern aus Nachahmungseifer für den geachteten Tod. Noch ſpäterhin ward zu Bedriacum, Placentia und anderen Lagern, dieſe Art des Todes häufig nachgeahmt. — Man errichtete dem Otho ein Grabmal, das prachtlos aber dauernd war: das bleibendſte errichtete er ſich ſelbſt durch ſeinen Tod.

17.

Dieſes Ende hatte Otho, im ſieben und dreißigſten Jahre ſeines Alters. Er ſtammte aus der Municipalſtadt Ferentum. Sein Vater war Conſul, ſein Großvater Prätor geweſen: ſein Geſchlecht von mütterlicher Seite war von geringerem Glanz, doch auch nicht niedrig.

Suetonius berichtet, ſein Vater habe oft erzählt, daß Otho ſchon als Privatmann den tiefſten Haß gegen alle bürgerliche Kriege gehegt habe. Als einſt Jemand bei einem Gaſtmal von dem Untergang des Brutus und Caſſius erzählte, ergriff ihn ein heftiges Entſetzen: und es iſt wahrſcheinlich, er würde den Galba unangetaſtet gelaſſen haben, wenn er nicht gehofft hätte, der Thron werde auch ohne Waffen zu behaupten ſein. Aber die Liebe der Soldaten riß ihn fort in den Bürgerkrieg, und ſtrafte ihn ſo, indem ſie ihn zu dem hinzwang, was ſeinem Herzen am weheſten that. Als nach der Schlacht bei Bedriacum, der erſte Bote, ein Krieger den Verluſt des Heeres verkündigte, wollte Niemand ihm glauben, und man ſchalt ihn laut einen Lügner und feigen Flüchtling. Da riß der gekränkte Soldat ſein Schwerdt aus der Scheide, ſtürzte ſich mit der Bruſt in die Spitze des entgegengehaltenen Stahls und ſank todt zu Othos Füßen hin, die Wahrheit der Unglücksbotſchaft bekräftigend. Da ſoll der Fürſt tiefgerührt ausgerufen haben, nimmer werde er mehr ſolche treffliche, verdiente Männer, den Gefahren entgegenſtellen, die er allein hervorgerufen habe.

Werfen wir indeſſen einen Blick auf ſein Jugendleben, ſo müſſen wir allerdings einräumen, daß es nicht allein durch den gewöhnlichen Fehler des Leichtſinns und des Uebermuthes, ſondern auch durch einzelne, entſchieden laſterhafte Thaten entſtellt worden war. Auch nicht ein einziger Schriftſteller, der von ihm handelt, hat ihn hievon frei ſprechen können, und ſelbſt die verſchiedenartigſten Geiſter: ein Tacitus und Suetonius, Plutarch und Dio Caſſius ſind in dieſer Hinſicht ganz einig über ihn. Unbeantwortet aber bleibt die Frage, wie es möglich war, daß Otho, dem man doch nun einmal eine weichliche Gefühlszerfloſſenheit, ja nicht ſelten ſogar eine wahrhaft gemeine nur die irdiſche Freude bezweckende Sinnesart zuſchreibt, deſſen ſpätere löbliche Handlungen in Luſitanien, und während ſeiner kurzen Regierung ſogar nicht ſelten für falſch und unächt erklärt werden, wie dieſer dennoch wieder die unendliche Summe von Kraft habe erſchwingen können, die zu der Vollziehung eines Selbſtmordes gehörte, wie es der ſeinige war. Bei dieſem Selbſtmorde nämlich iſt keinesweges von einer flüchtigen Wallung, nicht von einer gewaltſamen Zuſammenraffung der Kraft, nicht von einem hochmüthigen Streben nach einſeitiger Erhabenheit die Rede, ſondern wir erkennen in demſelben die ruhige, völlig geſicherte Oberherrſchaft des Willens und der Idee über die Natur, wir ſehen ein gänzliches Vergeſſen der Perſönlichkeit, ein freies Opfern der einzelnen Selbſtheit für das Wohl des Ganzen. Ich bin weit entfernt, irgend einen Selbſtmord für etwas Höheres anzuerkennen, als für einen großartigen Irrthum, doch ſtammt dieſe Anſicht erſt aus dem Chriſtenthum, und Otho kann nicht nach einer Wahrheit beurtheilt werden, die der ganzen antiken Welt fehlte; und ſo ſtimme ich nicht nur dem Tacitus bei, der jene That eine vortreffliche nennt, ſondern mich dünkt auch, es ſei dieſer Selbſtmord der ruhigſte, beſonnenſte, und in ſeinen Zwecken der großartigſte, den je ein Menſch unternommen hat. Und dieſen Mann ſollen wir uns in ſeinem früheren Leben als einen gemeinen Schmeichler Nero's, als einen in grobe Schlemmerei, und Ueppigkeit jeglicher Art verſunkenen Wollüſtling, als einen kindiſch eitlen auf ſeine angenehme Körperbildung pochenden, weichlichen Thoren denken? Iſt ſo wenig Zuſammenhang in der geiſtigen Natur des Menſchen? Sind die tugendhaften Handlungen denn nur einzelne Tropfen, die aus keiner innern Quelle ſtrömen, ſondern nur, Gott weiß wie, von irgend einer Seite herab träufeln? Giebt es keinen ſittlichen Organismus, und iſt alles im Menſchen nur ſchwimmenden Inſeln gleich, die nichts vereinigt? In der Frage ſelbſt liegt die Antwort, die ich deshalb nicht zu geben brauche.

III.

Durch dieſe Bemerkungen ſoll, wie wohl kaum vonnöthen ſein dürfte zu bemerken, keineswegs geläugnet werden, daß Otho's früheres Leben von mancher anſtößigen Einzelnheit, manchem irrenden Streben, ja ſogar von einigen frevelhaften

Thaten befleckt worden iſt: er ſoll nur frei geſprochen werden von der entſchiedenen Farbe der Unſittlichkeit, er ſoll rein erſcheinen von jeglicher Niedrigkeit und Gemeinheit, die ſich wohl gar behaglich findet im Unmoraliſchen. Bei der ausgezeichneten geiſtigen Cultur, die ihm beigelegt wird, kann ihm der Streit der Einſicht mit der Leidenſchaft, des klaren Verſtandes mit dem zu heftig hinreißenden Momente, nicht verborgen geblieben ſeyn; und wenn wir ſchon bemerken, daß er während ſeiner zehnjährigen Statthalterſchaft in Luſitanien, dieſe Halbherrſchaft mit ganzem Herrſcherernſte verwaltete, iſt es nicht wahrſcheinlich, daß nur ein edler Wille ihn nach der vollendeten Herrſchaft über das geſammte Reich ſtreben ließ? Und zeigen nicht ſelbſt ſeine fünf und neunzig Regierungstage, daß er das Beſſere anſtreben wollte?

Doch darin verſah er es eben, daß er von Leidenſchaft verführt, das unedle Mittel nicht verſchmähete, um zu dem großen Zweck zu gelangen, daß er wähnte, es könne ein Thron, zu dem er nur über die Leiche eines Greiſes hinſchreiten konnte, durch edle Mittel erhalten werden. Dieſer Irrthum zeigte ſich ihm bald, und mit ihm, ſo ſcheint es, jeder andere, der ſein

Leben beherrſcht hatte. Da ſchien ihm denn kein anderes Mittel übrig, alle dieſe Irrthümer mit einem Male zu verſöhnen, als durch die Beſiegelung einer großen Wahrheit, daß der Einzelne ſich opfern müſſe für das Wohl des großen Ganzen, und daß er ſich ſelbſt Erſatz ſchuldig ſei, für ein nicht ſelten verworrenes, halb verfehltes Leben, durch einen klaren beruhigenden Tod. Im Tode erſt begriff er das Leben ganz, und ſo dürfen wir denn dieſen Tod ſein eigentliches unverfälſchtes und wahrhaftiges Leben nennen.

Aulus Vitellius.

7.

Aulus Vitellius.

1.

Es iſt nicht erfreulich, von einem ſo mannigfaltig anziehenden Charakter, wie der des Otho iſt, zu einem Vitellius überzugehen, von dem man vielleicht ſagen dürfte, daß das einzige Anziehende bei ihm ſich in dem auf die entſchiedenſte Weiſe Abſtoßenden finde. Er vollendet das bewegteſte, vielleicht ſchauderhafteſte Jahr, welches jemals über den Römiſchen Staat gekommen iſt. Er vollendet es ſo, wie ein greller Tod ein verfehltes, wüſt hintreibendes und getriebenes Leben begränzt.

Nachdem man eine geraume Zeit in Rom über den Ausgang der Feindſeligkeiten der beiden Imperatoren in Ungewißheit geweſen war, und der Senat durch mannigfaltig wechſelnde Nachrichten beunruhigt, das ſeltſamſte Bild von Verlegenheit und Unentſchiedenheit gegeben hatte, langten endlich ſichere Nachrichten vom Siege der Vitellier und von Otho's Tode an, worauf dann Flavius Sabinus, der Statthalter zu Rom, die Soldaten in der Stadt dem Vitellius ſchwören ließ. Das Volk, das gerade damals ſich der Cerealiſchen Spiele freute, fand ſich auch recht gern in das neue Spiel, in einer Zeit von wenigen Monaten einem dritten Fürſten zu huldigen. Man erhitzte ſich im Freudengeſchrei für Vitellius, und da man einmal in der Exaltation war, ſo ließ man auch dem Galba einiges davon zu Gute kommen, indem man deſſen Bildniſſe mit Lorbeer und Blumen geſchmückt um die Tempel trug, und Kränze in Form eines Grabhügels am Curtiſchen See über einander legte, dem Orte, wo der unglückliche Alte gefallen war. Um es recht gut zu machen, beſchloß der Senat, ſämmtliche Ehrenbezeigungen, die ein Fürſt nur in einer langen Regierung gewinnen kann, auf den Vitellius mit einemmale zu häufen. Man ſchickte eine Geſandtſchaft an ihn, welche das alles überbringen ſollte, und vergaß auch der Lobſprüche und Dankſagungen für die Germaniſchen Heere nicht. Dieſe Heere verwüſteten jetzt Italien mit einer Härte und einer Unerſättlichkeit, als ſei es feindliches Barbarenland, und weder Cäcina noch Valens konnten und mochten ihnen wehren. Der erſtere, minder habſüchtig und deſto mehr bemüht um Gunſt, der zweite, beruhigt durch ſtetes Streben nach Gewinn, fanden in ihrer eigenen Sinnesart Entſchuldigungen genug für das Verfahren der Soldaten.

2.

Vitellius, unbekannt mit dem Siege ſeiner Feldherrn, war noch immer darauf bedacht, neue Truppen für den Krieg an ſich zu ziehn, als die Nachricht von der Schlacht bei Bedriacum und Otho's Tode, jegliche weitere Bemühung dieſer Art unnöthig zu machen ſchien. Eine andere erfreuliche Nachricht folgte bald der erſten, daß nämlich beide Mauritanien ſeine Parthei genommen hätten, nachdem der Statthalter Albinus, welcher, vom Nero eingeſetzt, Otho zugethan war, ermordet worden ſei.

So ſchien denn alles Mühevolle für Vitellius geendigt, und da es ihm ſchon früherhin faſt unmöglich geweſen war, irgend einen ernſten oder gar ſorgenvollen Gedanken feſt zu halten, ſo war jetzt ſeine Freude um ſo inniger, in einen ruhigen Zuſtand verſetzt zu ſeyn, der auch dem trägſten, gedankenloſeſten Genuſſe zuſagte. Er ließ das Heer zu Lande weiter reiſen; er ſelbſt fuhr den Fluß Arar hinunter, und fand endlich zu Lugdunum die Heerführer, ſowohl des ſiegenden als des beſiegten Heeres. Er rühmte öffentlich die Verdienſte des Valens und Cäcina, und räumte ihnen einen Sitz neben ſeinem curuliſchen Stuhle ein, dann befahl er dem ganzen Heere, ſeinem noch ganz unmündigen Sohne entgegen zu gehen, und da man dieſen brachte, umhüllte er ihn mit dem Feldherrnmantel, legte ihn an ſeine Bruſt, nannte ihn Germanicus, und ſchmückte das Kind mit allen Ehrenzeichen der Fürſtenhoheit.

Die folgende Handlung war Mord an den Centurionen im Othoniſchen Heer, die ſich vorzüglich eifrig für jenen bewieſen hatten, wodurch beſonders unter den Illyriſchen Soldaten ein neuer Haß gegen den Vitellius rege ward. Auch den übrigen Legionen theilte ſich dies Gefühl mit, und, aufgebracht gegen die Germaniſchen Krieger, ſannen ſie auf neuen Krieg. Den Suetonius Paullinus und Licinius Proculus, die in ſchmutzigen Trauerkleidern zu ihm gekommen waren, ließ er lange warten, ehe er ſie hörte, und als er ſie endlich vorließ, begannen ſie eine Vertheidigung, die ihnen zur äußerſten Schande gereichte. Sie rühmten ſich ſelbſt einer Verrätherei an Otho, die ſie wahrſcheinlich nicht begangen hatten. Den langen Marſch vor dem Treffen, die Ermüdung der Othonier, die verworrene Vermiſchung des Heers mit dem Fuhrwerk, und mehrere Zufälle, ſchrieben ſie ihrer Liſt zu, und Vitellius, der ihrer Untreue gegen Otho glaubte, glaubte an ihre Treue gegen ihn. Salvius Titianus blieb frei von jeder Strafe: er war entſchuldigt genug durch ſeine Bruderliebe und Charakterſchwäche. Dem Marius Celſus blieb das Conſulat, und den Trachalus nahm Vitellius Gemahlin, Galeria, gegen die Ankläger in Schutz. Ueberhaupt erfuhren die meiſten Abtrünnigen von dem neuen Fürſten eine ſchonende Milde, ſo wie er ſelbſt den Teſtamenten derer, die im Treffen für Otho gefallen waren, ihre Gültigkeit ließ. Er war nicht eigentlich grauſam, vielleicht weil dieſes Laſter nicht ſelten mit Unbequemlichkeiten verknüpft iſt, und übte jede Tugend, die ſich etwa im Vorbeigehen oder in träger Geiſtesſchlaffheit üben läßt. Sein ganzer Sinn war eigentlich nur auf köſtliche Mahlzeiten gerichtet, eine Begierde, der er ſo unerſättlich nachhing, daß er faſt alles andere darüber vergaß. Alles was nur den Gaumen reizen konnte, wurde aus Rom nach Italien herbei geführt. Die vornehmſten Männer in den Städten erſchöpften ihr ganzes Vermögen, um nur durch ausgeſuchte Bewirthung dem Fürſten zu gefallen. Die Städte ſelbſt verarmten gänzlich bei dieſem Aufwand, und der Soldat, von Arbeit und Mühe entwöhnt, ahmte das wollüſtige Leben des Fürſten nach, und entartete zugleich in der Verachtung des Fürſten.

3.

Bei der gänzlichen Charakterloſigkeit des Vitellius gewannen auch bald die einſchmeichelnden Lehrer in der Tyrannei ſehr leichten Eingang bei ihm, und er gab Befehl zu dem Mord des Dolabella, den ſelbſt Veſpaſians Bruder, Flavius Sabinus, der Statthalter in Rom, nicht retten konnte. Triaria, die Gemahlin des Lucius Vitellius, eine unnatürliche, nach männlicher Härte ſtrebende Frau, hatte den Statthalter durch die wenigen Worte: „er ſolle nicht nach dem Schein von Milde ſtreben, da wo dem Fürſten Gefahr drohe“, von jeglichem weiteren Rettungsverſuche zurückgeſchreckt. Der übermüthige Sinn dieſer Frau, fiel um ſo widriger auf, da es nicht an edlen Gegenſätzen in ihrer Umgebung fehlte. So bezeigte ſich Galeria, die Gemahlin des Imperators ſtets ſanft und freundlich gegen die Hülfsbedürftigen, und gleichen Edelſinn bewies die Mutter der Vitellier, Sextilia, eine Frau von altrömiſcher Sitte. Ihr klarer Geiſt war über den Werth ihres Sohnes nicht ungewiß, und man erzählt, ſie habe bei dem erſten Brief ihres Sohnes als erwählten Imperators, ſich geäußert: „Sie habe keinen Germanicus, ſondern einen Vitellius gebohren.“ Niemals vermochten die ſcheinbaren Reizungen des Glückes oder die Schmeicheleien der Stadt, ſie zur Freude zu bewegen: ſie fühlte nur das widrige Geſchick ihres Hauſes und ſie ſchien es vorzuahnden. Doch fügte eine höhere Macht, daß die würdige Frau es wenigſtens nicht mit erleben ſollte.

Während Vitellius von dem noch unbeſiegten Geiſte der geſchlagenen Legionen geängſtigt wurde, verwilderte auch das Heer der Sieger. Man ahmte dem Fürſten nach, der jede ernſte Arbeit ſcheuete und bei ſchwelgeriſchen Gelagen die Nächte durchſchwärmte. Mit Ruhm nennt die Vielſachte unter ſeinen Umgebungen faſt nur den einzigen Verginius, der jetzt von eben dem Heer gehaßt wurde, das ihm einſt den Thron angeboten. Er hatte ihn verſchmäht und ward jetzt angeklagt, er wolle den Vitellius ermorden. Stürmend liefen die Soldaten zu dem Gaſtmahle hin, wo Vergin eben bei dem Fürſten ſpeiſte; doch dieſer, ſonſt immer zitternd ſelbſt vor dem Schatten von Gefahr, erklärte diesmal laut die Unſchuld des Vergin und erhielt ihm das Leben.

9.

Von Ticinum, wo dieſer Vorfall ſich ereignete, wandte ſich der Fürſt nach Cremona, und da er der Fechterſpiele müde war, die Cäcina ihm zu Ehren hatte anſtellen laſſen, ſo bekam er Luſt, das Schlachtfeld bei Bedriacum zu beſuchen und mit ſeinen eigenen Augen die Spuren des letzten Sieges zu betrachten. Es war ein widriger, gräßlicher Anblick, denn vierzig Tage waren bereits ſeit jenem Treffen verfloſſen, und noch lagen die zerriſſenen und verſtümmelten Leichname unbegraben da, die Erde war mit Blut gefärbt: rings um die Spuren des Grauens und der Verweſung. Während Valens und

Cäcina ihren wohlfeil erworbenen Ruhm prieſen, und die roheren Krieger wild und jauchzend umher ſtreiften, kam dem Beſonnenern der tiefere Gedanke an den ewigen Wechſel der menſchlichen Angelegenheiten, und das Mitleid mit dem unſicheren Looſe der Sterblichen. Doch Vitellius, mit flachem geiſtloſen Sinn, verwandte kein Auge von dem Schauplatz des Mordes und kein Schauder befiel ihn, bei dem Anblicke ſo vieler tauſend unbegrabener Mitbürger. Mit rohem Auge nur die enge Gegenwart faſſend, erfreute er ſich ihrer, und ohne Ahndung der drohenden ſchon ſo nahen Zukunft, ließ er den Göttern des Orts ein Opfer ſchlachten.

Je mehr man ſich Rom näherte, je ausgelaſſener wurde der Zug des Heers und das alte Schauſpiel des Neroniſchen Hofes wiederholte ſich jetzt nur noch geiſtloſer. Ueberhaupt hatte ſich Vitellius ſtets als einen innigen Verehrer des Nero bewieſen, und ihn immer aus wahrer Herzensluſt begleitet, ſo oft jener ſang und ſpielte, was Andere nur aus Zwang und mit höchſtem Widerwillen gethan hatten. Es war ihm dabei nur um das Schwelgen zu thun, und da Nero den Eigenſinn hatte, den Reiz der Tafel durch eine gewiſſe Halbpoeſie zu erhöhen, ſo mußte er freilich auch die leztere mitnehmen um die erſtere zu gewinnen.

Es iſt faſt unglaublich, wie weit ſeine Geiſtesſchlaffheit ging, als die Kundſchafter aus Syrien und Judäa ihm die Nachricht brachten, daß der Orient ihm geſchworen habe. Bis dahin hatte er bei jedem Wort, was von dort her kam, gezittert, und ſelbſt der bloße Name Veſpaſians konnte bei ihm Schauder erregen; jezt aber hielt er ſich für gänzlich befreit und geſichert: und Grauſamkeiten, Wolluſt und Räubereien bezeichneten jeden ſeiner Tage, und das Heer verfehlte nicht, den Fürſten nachzuahmen, der denn auch Niemandem wehrte.

5.

Während nun Vitellius ſchlummerte, richtete Veſpaſianus ſeine Aufmerkſamkeit auf Krieg und Waffen und überrechnete alles, was fern oder nah ſeine Macht vermehren könnte. Der Soldat hatte eine ſolche Zuneigung für ihn, daß er ihn nur mit ſtarrem Stillſchweigen anhörte, als er den Eid für Vitellius vorlas, und das Gebet für das Heil des neuen Fürſten ausſprach. Licinius Mucianus, welcher Syrien vorſtand, und vier Legionen befehligte, war dem Veſpaſian nicht abgeneigt und noch günſtiger deſſen Sohne Titus. Der Präfect von Aegypten, Alexander, war einig mit Mucian in ſeinen Anſchlägen, und ſah die dritte Legion, weil ſie aus Syrien nach Möſien übergegangen war, als die ſeinige an, ſo wie ſich denn auch von den übrigen Illyriſchen Legionen hoffen ließ, daß ſie folgen würden. Sämmtliche Legionen nämlich hatte das übermüthige Betragen der vom Vitellius kommenden Soldaten empört, die mit rauhem Aeuſſeren, und rohen Worten alle andern Krieger als tief unter ſich betrachteten, und zurückſtießen.

So günſtig aber auch alle Umſtände für Veſpaſian zu ſein ſchienen, ſo wurde es ihm doch bei ſeinem ruhigen, nicht leicht zu erhitzenden Charakter, und bei der Beſonnenheit, die ihm ein Alter von ſechzig Jahren gegeben hatte, gar ſehr ſchwer, einen feſten Entſchluß und eine ſichere Hoffnung zu erfaſſen. Welch ein wichtiger Tag, an welchem er ſich ſelbſt, den Greis, und zwei aufblühende Söhne, dem unſicheren Ausgange eines Krieges anvertrauen ſollte! — „Bei jedem Vorhaben, das in das Privatleben falle, ſagte er, ſei ein Rückſchritt möglich, und wenn das Größere dann auch fehlſchlage, ſo gebe das Schickſal wenigſtens das Minderbedeutende; für die aber, welche nach der Herrſchaft ſtrebten, ſei kein Mittelweg vorhanden, zwiſchen Erreichen und Verderben. Das Mißvergnügen der Beſiegten ſei noch nicht Bürge für deren Kraft, und während die Vitellier, an den Bürgerkrieg gewöhnt, des friſch errungenen Lorbeers noch ſich freuten, finde ſich bei ſeinen eigenen Legionen mehr guter Wille, als erprobte Tapferkeit."

Da ihn dieſe Beſorgniſſe unſchlüſſig machten, bemühten ſich ſeine Freunde und Legaten, ihm einen entſchiedenen Willen zu geben; vor allen aber zeigte ſich Mucian thätig, der ihm die geſammte Lage des Staates mit ſiegender Ueberredungskraft aus einander ſetzte. „Ich rufe dich auf, Veſpaſianus, zur Herrſchaft, ſo ſprach er unter andern, zur Herrſchaft, die eben ſo heilſam für den Staat, als für dich ſelbſt glänzend ſein wird. Nächſt den Göttern ſteht ſie in deiner Hand. Fürchte hier keine Schmeichelei, denn eher eine Schande als ein Lob iſt es, nach einem Vitellius erwählt zu werden. Wir ſtehen ja nicht etwa auf, gegen Auguſtus ſcharfen Geiſt, nicht gegen Tiberius ſchlaues Alter, nicht einmal gegen einen Cajus oder Claudius oder Nero, deren glänvolle Familie ihre Regierung befeſtigte. Selbſt des Galba edlen Ahnen biſt du gewichen: doch länger zaudern und den Staat beflecken und verderben laſſen, verriethe Geiſtesſchlummer und Kraftloſigkeit, ſelbſt dann wenn die Sklaverei dich nicht bloß erniedrigte ſondern auch ſicher ſtellte. Doch jene Zeit iſt hinweg und gänzlich vorbei, wo du noch keines eignen Strebens hätteſt verhehlen können. Um dich zu retten, mußt Du herrſchen: die bleibt kein Drittes.

6.

„Du biſt, fuhr er endlich fort, im Beſitz von neun vollen Legionen, die Dir Judäa, Syrien und Aegypten liefern, die keine Schlacht geſchwächt, keine Zwietracht verderbt hat; Du haſt Soldaten, welche Uebung ſtählte, Du haſt ſtarke Flotten und auserleſene Reiter und Cohorten der Bundesgenoſſen, treu geſinnte, dir anhangende Könige, und was das Höchſte iſt: eigene Erfahrung.

— Mir ſelbſt will ich nichts weiter zuſchreiben, als daß ich nicht dem Valens und dem Cäcina nachgeſetzt werden dürfe. Verachte den Mucian nicht als Gehülfen, weil Du ihn nicht als Nebenbuhler erkennſt: ich ziehe mich dem

Vitellius, Dich mir vor. Dein Haus hat Triumphe aufzuweiſen, und zwei Jünglinge, von denen der eine ſchon zur Regierung geeignet, und bereits in ſeinen erſten Dienſtjahren bei den Germaniſchen Heeren ſich rühmlich auszeichnete. Es wäre deshalb thöricht, wenn ich nicht dem weichen wollte, deſſen Sohn ich freiwillig adoptiren würde, wenn ich Herrſcher wäre. — In ſtrengerer Kriegszucht leben jetzt die Beſiegten als die Sieger: jene feuert Zorn, Haß und Rachſucht zur Tapferkeit an, dieſe werden ſchlaff bei Uebermuth und Verachtung gegen die Beſiegten, und der Krieg ſoll ihre leicht verharrſchten Wunden wieder öffnen. Kein größeres Vertrauen habe ich zu Deiner Wachſamkeit, Sparſamkeit und Weisheit, als zu Vitellius Schlaffheit, Unwiſſenheit und Grauſamkeit. Uebrigens ſteht es um uns beſſer im Kriege als im Frieden: denn wer berathſchlagt, wird ja ſchon als Abtrünniger angeſehen."

Dieſe Rede eines erprobten Mannes, noch mehr aber einige frühere gute Vorbedeutungen, und ein Ausſpruch des Prieſters Baſilides vom Berge Carmel, ermunterten den Veſpaſian, das große Werk zu beginnen. Tiberius Alexander machte den Anfang, der bereits am 1. Julius die Legionen beeidigte, am 3. folgten die Heere in Judäa, und vor dem 15. hatte ſchon ganz Syrien dem Vespaſian gehuldigt. Die Könige Sohemus und Antiochus, ſo wie die Königin Berenice, hatten mit nicht minderem Eifer ſeine Parthei genommen. Vespaſian, von allen dieſen mit dem Nahmen Cäſar und Auguſtus beehrt, veränderte mit der neuen Würde nichts in ſeinem Betragen. Er blieb wie er geweſen, ruhig ſtreng und beſcheiden, wenigſtens im Aeuſſern. Nicht einmal dazu ließ er ſich herab, den Soldaten ein Geſchenk zu verſprechen, eine Strenge, die bekanntlich dem Galba das Leben gekoſtet hatte. Doch mit Vespaſian war eine höhere Klugheit und das Verhängniß. Alles wurde mit Eifer und Beſonnenheit betrieben, und in kurzer Zeit waren alle mit Vitellius Unzufriedene um Vespaſian verſammelt, und die Heere ſetzten ſich in Bewegung um ihren großen Zweck zu erreichen.

7.

Während dieſes im Orient vorging, ward Vitellius durch Schlemmerei und Schlaffheit täglich verächtlicher. In langſamem Zuge, (denn bei jeder angenehmen Municipalſtadt verweilte er) zog der Fürſt nach Rom, begleitet von ſechzig tauſend bewaffneten Soldaten, und einer großen Menge von Troßleuten, die ſich ſämmtlich der zügelloſeſten Ausgelaſſenheit hingaben, da niemand ihnen wehrte. Mehrere Senatoren und Ritter, die aus ſchmeichleriſchem Dienſteifer dem Vitellius entgegen gekommen waren, geſellten ſich zu dieſem Schwarme, und eine Anzahl von Hofnarren, Comödianten und Wagenführern, an deren Umgange Vitellius ein beſonderes Vergnügen fand, gaben dem Zuge ein noch widerlicheres buntes Anſehen. Uebermuth, innere Uneinigkeit zwiſchen Legionen und Hülfsvölkern, vielleicht auch Unbeſchäftigtheit und Langeweile veranlaßten Tumulte und Mordthaten, die ſelbſt dann nicht aufhörten, als der Zug Rom erreichte. Zum Theil in Thierhäute gehüllt und durch eine ungeheure Rüſtung unbehülflich gemacht, vermochten ſie dem entgegenkommenden Volke nicht auszuweichen, und ſtellten ein grelles Gegenbild dar, zum Vitellius, der von der Milviſchen Brücke aus, auf einem glänzend geſchmückten Roſſe, im Kriegerkleide und Rüſtung, Senat und Volk wie eine zahme Heerde vor ſich her trieb. Erſt auf Bitten ſeiner Freunde, daß er doch nicht wie in eine eroberte Stadt gehen möge, legte er die ſtädtiſche Prätexta an und zog an der Spitze ſeines ungeheueren Heers auf das Capitol, wo er ſeine Mutter bewillkommend umarmte, und mit dem Namen Auguſta begrüßte.

Am folgenden Tage machte er ſich das ſeltſame Vergnügen, mit einer pomphaften Rede aufzutreten, in welcher er ſich, mit beſonderer Freigebigkeit, vielleicht auch nicht ohne behagliche Ironie gegen die Zuhörer, die Tugenden der Enthaltſamkeit, der Mäßigung und des Fleißes beilegte, während das Gegentheil von allen dieſen Eigenſchaften ſelbſt dem blödeſten Auge einleuchten mußte. Der Pöbel aber, längſt ſchon zu thierähnlicher Demuth abgerichtet, verfehlte nicht, durch Geſchrei und Zuruf ſeinen Beifall zu erkennen zu geben, und zwang ihn, den früherhin ausgeſchlagenen Titel Auguſtus anzunehmen. Nur das war ſelbſt ihm bedenklich, daß der Fürſt beim Antritt des Oberprieſter-Amtes, Staatsfeierlichkeiten auf den 18. Julius anordnete, jenen ſchwarzen Tag, der ſeit Jahrhunderten ſchon durch die Niederlagen bei Cremona und Allia den Römern fürchterlich geworden war. Vitellius, ewig nur um Sinnenluſt bekümmert, war gänzlich unbekannt wie mit göttlichen, ſo von menſchlichen Rechten, und lebte wie ein Trunkener unter Trunkenen fort. Während er im Schauſpielhauſe, dem Nero gleich, um die Gunſt des niedrigſten Pöbels buhlte, und im Senate den Verhandlungen über die unerheblichſten Kleinigkeiten beiwohnte, war die eigentliche Macht im Beſitz des Cäcina und Valens, die ſtets unter einander uneinig, nur ihrem rohen Trieb nach äußerer Hoheit und Reichthum folgten.

6.

Indeſſen erſchlaffte der Soldat im Müſſiggang und den Vergnügungen der Stadt, und die ungewohnte Hitze des Italiſchen Sommers raffte eine Menge von Galliern und Germanen hinweg. Vitellius erlaubte ſeinem Heere zügelloſe Ausſchweifungen; ja als ſie auch mit ungeſtümmer Wildheit die Anführer der Galliſchen Empörung, Aſiaticus, Flavus und Rufinus zur Hinrichtung verlangten, wagte er ihnen nicht zu trotzen. Außer ſeiner Trägheit machte ihn auch der Umſtand, daß er nicht Geld genug hatte, um das verſprochene Geſchenk an die Soldaten zu bezahlen, auf eine niedrige Weiſe gefällig gegen alles was ſie ſelbſt wünſchen konnten. Um den Unwillen jener beſſer denkenden Bürger zu beſchwichnen, daß er auf dem Marsfelde Altäre errichten und dem Nero ein feierliches Todtenopfer bringen. Während ſeine Soldaten ungeſtraft raubten, überließ er ſich gänzlich den Freuden der Tafel, für welche er in wenigen Monaten die Summe von 9 Millionen Seſtertien verwendete. Und doch ſcheint es, als habe er ſich nur dieſe eine Gattung des Verſchwendens gekannt.

Die Nachricht vom Abfalle der dritten Legion riß ihn endlich ein wenig aus dem Schlummer, doch nur auf Augenblicke. Er gab Befehl, daß die Hülfstruppen aus Germanien, Brittanien und Spanien aufbrechen ſollten; doch da er ſelbſt an keine Gefahr glaubte, ſo ward auch der Befehl nur ſchläfrig gegeben, und eben ſo ſchläfrig ausgeführt. Als aber die ſchlimmen Nachrichten ſich häuften, und der Ausbruch des Krieges offenbar wurde, gab er dem Cäcina und Valens Befehl, ſich zu dem Feldzuge anzuſchicken. Valens war ſo eben erſt von einer ſchweren Krankheit geneſen, und noch zu geſchwächt, um Rom verlaſſen zu können. So ward denn Cäcina dem Heer vorausgeſandt, weil dem Vitellius unter ſolchen Umſtänden entgieng, wo nicht ahndete, daß Cäcina ſchon in heimlichem Einverſtändniſſe den Gedanken mit ſich herum trug, den Kaiſer zu verrathen, weiſ'te er nur eine bequeme Gelegenheit abzuwarten. [illegible] [illegible] [illegible] war Dil-lius [illegible], der [illegible] der Flotte, deren Mannſchaft [illegible] [illegible] [illegible] von dem Kaiſer zu bewegen war, da ſie noch vor kurzem unter Otho gegen ihn gedient hatte. Beide Führer wurden nur durch das Gewicht einer nicht genug berechneten [illegible] zur Treuloſigkeit bewogen, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] an eine [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] das [illegible] Haus, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible] *).

9.

[illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible]

---

*) [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] temporum, qui postremis rerum [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] belli composuerunt, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] tradidere. [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], et [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] etiam invidiaque, ne [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] ipsam [illegible] [illegible]. (Hist. [illegible], [illegible])

Zaudern rathſamer ſei als Eilen. Endlich ſiegte Antonius Primus, der am heftigſten zum ſchnellen Kriege rieth, und jegliche Säumniß als zweckwidrig verwarf. Die Kraft der Rede und die Leidenſchaftlichkeit ſeines ganzen Weſens, riß nicht bloß die Menge, ſondern ſelbſt die behutſamern und beſonnenern Anführer mit ſich fort, und man pries ihn laut als den wahrhaften Mann und Feldherrn. In der That hatte Antonius den Moment zu benutzen gewußt, indem er bei der Wahl der Partei, an die er ſich ſchloß, mit beſonderer Klugheit und Entſchiedenheit zu Werke ging. Er hatte nicht, wie es auch damals ſchon gewöhnlich war, mit halbem Sinne eine Partei ergriffen, ſondern ganz und vollſtändig, ſo daß wenn Veſpaſian beſiegt worden wäre, ihm kein Rückzug zu Vitellius übrig blieb. Von ähnlicher Geſinnung und ähnlichem Einfluſſe bei den Soldaten war Cornelius Fuſcus.

Es ſcheint nicht zweckmäßig und dem Plane dieſes Werks nicht angemeſſen, mit beſonderer Ausführlichkeit die kriegeriſchen Begebenheiten zu erzählen, welche jetzt folgten. Es ſei genug, zu bemerken, daß die anfänglichen kleinen Treffen faſt alle für Veſpaſians Partei glücklich ausfielen, daß Vitellius Truppen zu dem Feinde übernus, und daß Cäcina, welcher dieſem Beiſpiele folgen wollte, von den treueren Soldaten in Feſſeln gelegt wurde. Die Vitellier wählten ſich nun den Fabius Fabullus, den Legaten der fünften Legion und den Caſſius Longus, den Präfect des Lagers, zu Heerführern. Doch noch ehe das Anſehen derſelben befeſtigt werden und Einigkeit in das verführte Heer gekommen war, beſchloß Antonius, ſie anzugreifen. Ein ſeltſames Schickſal wollte, daß die Gegend bei Bedriacum, welche erſt vor Kurzem der Schauplatz einer Schlacht geweſen war, abermals zum Kampfplatz dienen mußte; und mit dem Unterſchied, daß dieſesmal die Vitellier, obgleich im Anfange des Treffens ihre Tapferkeit zu ſiegen ſchien, zuletzt unterliegen mußten. Doch auch dieſes Treffen entſchied noch nicht, nur als ſich die ganze Stärke des flaviſchen Heeres geſammelt und auf der anderen Seite ſechs friſche Legionen zu den Vitelliern geſtoßen waren, begann ein neuer noch furchtbarerer Kampf. Das Vitelliſche Heer war nämlich ohne Heerführer und ohne Rath, ohne Stärkung durch Speiſe und Schlaf, in wüthendem Eifer zum Schlagen, aus Cremona aufgebrochen, um den Entſcheidungskampf zu beginnen. Es war ſchon über den Abend und den Anfang dauerte die ganze Nacht hindurch, öftermals abwechſelnd und bald zum Verderben der einen, bald zum Verderben der andern Parthei. Blind wüthete die Kraft gegen die Kraft, der Muth gegen den Muth, aber alle Anſtrengungen ſchienen vergeblich und es hatte das Anſehen, als würden beide Heere ſich aufreiben, da keines weichen wollte.

III.

Am häufigſten ſchien ſich der Sieg auf die Seite der Vitellier zu neigen, und ſelbſt die Prätorier, welche jetzt auch herbei geführt wurden, und den Feind zum Weichen brachten, mußten zuletzt ſelbſt ſich zurückziehen. Antonius, in der tiefſten Seele zürnend, flog von einem Theile ſeines Heeres zum andern, und reizte bald die Pannoniſchen bald die Möſiſchen Legionen, bald die Prätorier, durch die ausgeſuchteſten bitterſten Vorwürfe zur Erneuerung des Kampfes und Abwehrung der drohenden Schande. Durch dieſe gewaltſame Anſtrengung ſeiner Kraft, ſo wie nicht minder durch das plötzlich erſchallende Gerücht, Mucianus ſei angekommen, und die Heere hätten einander ſchon begrüßt, neigte ſich endlich der Sieg auf die Seite der Flaviſchen Parthei.

Dieſe blutige Nachtſcene [illegible] um ſo mehr den Charakter des Furchtbaren und Unheimlichen, da es ſich zeigte, daß in der Hitze des Kampfes ein Sohn ſeinen leiblichen Vater ermordete. Es war nämlich ein gewiſſer Julius Manſuetus aus Spanien, unter die Legion Rapax gekommen, und hatte zu Hauſe einen unmündigen Sohn zurückgelaſſen. Als dieſer zu reifen Jahren gelangte, ward er Soldat der ſiebenten Legion, welche Galba errichtet hatte, und [illegible]. Durch einen nächtlichen Zufall gelangt, und den Vater, verwundet [illegible] ihn und bringt ihn zu Boden. Er betrachtet den halb Todten, erkennt ihn, und wird erkannt. Umarmt ihn, und fleht, mit dem Ton des untröſtlichſten Jammers, des Vaters Schatten um Vergebung, bittet, daß er nicht ihn als Vatermörder [illegible], denn es ſei ja der Frevel Aller. — Dann grub er ein Loch in die Erde, um ſo wenigſtens die letzte Pflicht gegen den Gemordeten zu erfüllen. Die Nächſtſtehenden, die die That geſehen und die kläglichen Scenen gehört hatten, breiteten [illegible] Geſchichte aus, und das ganze Heer brach in ein Jammergeſchrei aus, und in Verwünſchungen gegen dieſen unſeligen Bürgerkrieg. Doch indem ſie ihn verfluchten, ſetzten ſie ihn fort.

Indeſſen ſelbſt nach dieſem Siege war der Kampf noch nicht völlig entſchieden, denn Cremona mit kühnem Muthe hielt die Sieger auf. Die Stadt mußte erſt mit unſäglicher Mühe erobert und erſtürmt werden, da die feindliche Uebermacht vermehret wurde. Sie ſahen ſich endlich die tapfern Vitellianer genöthigt, das Friedenszeichen von der Mauer herab wehen zu laſſen. Sie nahmen dem Cäcina die Feſſeln ab, und flehten mit Thränen, daß er ihr Fürbitter ſeyn möge, was er anfangs mit Stolz zurückwies. Wirklich, es war das widrigſte aller Uebel, daß dieſe ſchlachtmüthigen Männer einen niedrig gemeinen Verräther um Hülfe bitten mußten. Doch wie Cäcina im prächtigen Aufzuge, gewandt, von Liktoren begleitet, die ihm Platz machen mußten, als Conſul unter die Sieger trat, da ermüdete ſelbſt jeder am ſolchen Anblick, und man ſchalt ihn laut einen Hochmüthigen und Grauſamen; ja man warf ihm ſelbſt den Verrath vor, der ihnen ſo viel genützt hatte. Antonius ſchützte ihn, um ihn den Volksbewegungen zu entreißen, und unter Bedeckung zum Veſpaſian bringen laſſen.

11.

Das Schicksal von Cremona war das härteste, da selbst der einzige rettende Antonius nicht helfen wollte. Man erzählt nämlich: Gleich nach seinem Eingange in die Stadt ging er in ein warmes Bad, um sich vom Blute zu reinigen und den ermatteten Körper zu erfrischen. Er schalt, daß das Wasser zu lau sei, und setzte dann scherzend hinzu: „Doch es wird ja bald heiß genug werden!“, und aus diesem seinem Scherze man schließt, daß er selbst den Befehl zur Anzündung der Stadt gegeben habe, denn schon in diesem Augenblicke brannten mehrere Häuser.

Vierzig tausend Bewaffnete waren in die Stadt eingedrungen, und hatten in der Trunkenheit der Sieger und mit Mordwuth, willkührlich das Ganze geplündert und gemordet, und endlich Flammen in die Häuser geworfen. Nach vier Tagen war die Stadt in Asche verwandelt. Weder Heiliges noch Menschliches war verschont worden, nur der einzige Tempel der Mefitis *) welcher außerhalb der Mauer stand, blieb unangetas-

---

*) Göttin pestilenzial. Dünste, s. m. . . . Servius zu Virg. Aeneid. VII, v. 84.

ſiet, es ſei nun, daß die Lage oder die Gottheit ihn ſchützte.

Der Leichen-, Moder- und Brandgeruch verſtattete dem Flaviſchen Heere nicht, bei Cremona zu bleiben, und man mußte das Lager faſt drei Meilen davon weiter rücken. Man bemächtigte ſich der einzelnen furchtſam umherſtreifenden Vitellier und machte ihnen jede weitere Unternehmung bei noch fortdauerndem Bürgerkriege unmöglich. Zugleich war man ſorglich bemüht, die Nachricht von dem glänzenden Siege nach allen Provinzen des Römiſchen Reiches hin zu verbreiten, um alle noch unſchlüſſige Gemüther mit einemmale kräftig zu beſtimmen. Zugleich beſetzte man die Päſſe durch die Alpen, weil man allerdings Germanien Anhänglichkeit an Vitellius zutrauen mußte.

12.

Nachdem Vitellius wenige Tage nach Cäcina's Abreiſe, auch den Fabius Valens hatte ins Feld ziehen laſſen, glaubte er aller Sorgen los und ledig zu ſein, und ergab ſich von neuem der ausſchweifenden Schwelgerei, um jeglichen etwa eindringenden Kummer raſch zu vergeſſen. Nichts von Anſtalten zum Kriege, keine Anrede an die

Soldaten, um ihnen Muth zu machen, keine Geſchäftigkeit unter den Augen des Volks, keine Kriegsübung: ſondern ruhend im ſchattigen Dunkel ſeiner Gärten, vergaß er Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges, ſo daß wir dem Tacitus wohl beiſtimmen müſſen, wenn er ihn mit den Thieren vergleicht, die, wenn man ihnen nur ihr Futter giebt, in ſtiller fauler Ruhe weiter fortleben. Als er ſo im Aricinischen Luſthain dem behaglichen Müßiggange ſich hingab, ſtörte ihn die Nachricht von der Verrätherei des Lucilius Baſſus, und dem Abfall der Flotte zu Ravenna. Bald darauf erfuhr er den Abfall Cäcina's, zugleich aber auch, daß das Heer treu geblieben ſei, und den Feldherren in Feſſeln gelegt habe. Die Freude beſiegte bei ihm die Trauer und die Sorge. In der heiterſten Stimmung fuhr er nach der Stadt zurück, und rühmte vor einer zahlreichen Verſammlung die fromme Treue der Soldaten: doch den P. Sabinus, Präfect des Prätoriums, ließ er wegen ſeiner Freundſchaft mit Cäcina, binden, und gab ſein Amt dem Alphenus Varus. Auch im Senate hielt er bei dieſer Gelegenheit eine wohlgeſchmückte Rede und ward von den Vätern mit den ausgeſuchteſten Schmeicheleien empfangen. Jetzt fing L. Vitellius an, ein furchtbares Verdammungswort gegen Cäcina zu reden. Die Uebrigen folgten, da ſie gern ihrem eigenen Unwillen Luft machten, und nur die Kränkung, welche Vitellius erfahren, als die Urſache anzugeben brauchten. Man zergliederte die begangene Schandthat, daß ein Conſul den Staat, der Feldherr ſeinen Kaiſer, der Freund den Freund, der ihn mit Reichthum und Ehren überhäuft, verrathen habe; aber man hütete ſich wohl, irgend ein ſchmähendes Wort gegen die flaviſchen Anführer einfließen zu laſſen. Es war nur von dem Irrthum und der Unbeſonnenheit jener Heere die Rede: Veſpaſians Name wurde wohlbedächtig umgangen.

Die Scene endigte ſich mit einer Lächerlichkeit, indem ſich ein gewiſſer Roſius Regulus um Cäcina's Conſulat bewarb, von welchem nur noch ein einziger Tag übrig war. Er erhielt das Amt wirklich, trat es am letzten Oktober an, und legte es an demſelben Tage wieder nieder.

15.

Die Gemüthsſchwäche des Vitellius zeigte ſich jetzt auch als Grauſamkeit. In den Serviliſchen Gärten krank liegend, bemerkte er einſt in der Nähe ein benachbartes von vielen Lichtern hell erleuchtetes Gebäude. Er fragte nach der Urſach, und man erzählte ihm, Cäcina Tuskus gebe ein feierliches Gaſtmahl, wobei beſonders dem Junius Bläſus große Ehre erzeigt werde. Man ſprach viel Uebertriebenes von dem großen Aufwand und der ausgelaſſenen Freude, die dort herrſche. Einige tadelten den Tuskus, andere klagten noch bitterer den Bläſus an, daß er während der Fürſt krank ſei, fröhliche Feſte begehen könne. Vitellius ward leicht zu dem feindſeligen Unwillen hingeriſſen, und es hätte wohl kaum der ſeltſam pathetiſchen Rede bedurft, die ſein Bruder an ihn hielt, um ihm zu zeigen, daß nicht Veſpaſian, ſondern ſolche Menſchen zu fürchten ſeien wie Bläſus, der von einem glänzenden Gaſtmahle herab, den Leiden des Fürſten gelaſſen zuſähe. Vitellius, der den öffentlichen Mord nicht wagte, nahm ſeine Zuflucht zur Vergiftung. Die Freude, die er bei Bläſus Tode zeigte, läßt keinen Zweifel an der That aufkommen; ja er fügte ſogar noch die empörenden Worte hinzu: „er habe ſeine Augen geweidet beim Anblick der Leiche.“ Bläſus war ein Mann von ſtandhafter Treue, feinen Sitten und höchſtem Adel. Oft hatte ihm Cäcina, ſo wie mehrere Männer von dem bedeutendſten Anſehen, die längſt den Vitellius verachteten, die Herrſcherwürde angeboten, doch ſtets hatte er ſie auf die entſchiedenſte Weiſe ausgeſchlagen. Sein Leben war unſträflich, und, haſſend jede gewaltſam errungene Ehre, war er des Thrones um ſo würdiger, weil er ihn verſchmähte, und der Ruhm, nach dem er nicht trachtete, folgte ihm deſto williger.

15.

Indeſſen war Fabius Valens mit einem zahlreichen und weichlichen Haufen von Buhlerinnen und Verſchnittenen ausgezogen, ſchlaff und träge, als ſei alles im tiefſten Frieden. Da kam ihm durch Eilboten die Nachricht zu, Lucilius Baſſus habe die Flotte zu Ravenna zum verrätheriſchen Abfall verleitet, und nun wurde berathſchlagt, was weiter zu thun ſei. Hätte er ſeinen Zug beſchleunigt, ſo wäre es ihm möglich geweſen, dem noch überlegenden Cäcina zuvorzukommen, oder doch wenigſtens die Legionen noch vor der alles entſcheidenden Schlacht zu erreichen. Einige redeten ihm zu, er ſolle mit ſeinen getreueſten Leuten auf verborgenen Nebenwegen vor Ravenna vorbei nach Hoſtilia und Cremona eilen. Andere ſtimmten, man ſolle die prätoriſchen Cohorten aus der Stadt an ſich ziehen, und dann mit einer ſtarken Macht durchbrechen. Er ſelbſt aber brachte die Zeit zum Handeln, mit fruchtloſem Zaudern und Berathſchlagen zu. Endlich verwarf er beyde Vorſchläge, entweder raſch zu handeln, oder den Moment abzuwarten, und indem er einen Mittelweg wählte, was in einer Lage, wo Alles auf dem Spiele ſteht, das Gefährlichſte iſt, war er weder kühn genug, noch vorſichtig *).

Alles was er that, zeigte von Halbheit oder Verkehrtheit, ja er war ſchwach genug, ſelbſt in einer ſolchen Zeit den alten gewohnten Lüſten nicht entſagen zu können. Als nur noch drei Kohorten nebſt einer kleinen Anzahl Berittener zu ihm

---

*) Ipse inutili cunctatione agendi tempora consultando consumens. Mox utrumque consilium aspernatus, quod inter ancipitia deterrimum est, dum media sequitur, nec ausus est satis, nec providit. (Hist. III, 40.) Hier iſt nur die Bemerkung zu wiederholen, welche ich [illegible]. Tacitus iſt der Geſchichtſchreiber, Philoſoph und [illegible], von dem man wohl ſagen darf, daß jedes Wort [illegible] [illegible] ihn immer [illegible] [illegible], indem es [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

geſtoßen waren, da ſchien er ſelbſt erſt zu begreifen, daß mit ſo weniger Mannſchaft nichts Bedeutendes ausgeführt werden könne; und doch hatte er nur ſo wenige verlangt. Er ſchickte die Cohorten nach Ariminum, und befahl der Reiterei, den Rücken zu decken. Er ſelbſt zog nach Umbrien und von dort nach Etrurien. Dort erſt erfuhr er den Ausgang der Schlacht bei Cremona, doch dieſe unglückliche Nachricht ſchien den letzten Ueberreſt ſeiner Kraft und Klugheit hervorzurufen. Er faßte nämlich den Entſchluß, Schiffe aufzutreiben, mit wenigen treu gebliebenen Freunden in irgend einer Gegend der Narboniſchen Provinz zu landen, und Gallien und Germanien, neue Heere und einen neuen Krieg aufzuregen: ein Entſchluß, der in der That von männlicher Kraft zeugt, die man kaum noch in ihm vermuthet haben möchte. Doch das Glück, das er früherhin durch Unthätigkeit verſchmähet zu haben ſchien, verſchmähete jetzt ihn. Wo er nur landete, kamen ihm die widerwärtigſten Gerüchte entgegen, bis er endlich, durch einen Sturm nach den Stöchadiſchen Inſeln verſchlagen, den Liburner-Schiffen in die Hände fiel, welche Valerius Paullinus, Procurator des Narboniſchen Galliens, ein warmer Freund des Veſpaſian, gegen ihn ausgeſchickt hatte. Jetzt war ſein Geſchick entſchieden.

15.

Nachdem Valens abgegangen war, hatte Cornelius Fuſcus die erſchrockenen Vitellier zu Waſſer und zu Lande eingeſchloſſen, und ſich alles Gebietes bis an das Apenniniſche Gebirge bemächtigt; als aber Valens gefangen war, da ſchien vollends Alles für den Veſpaſian gewonnen zu ſeyn. Aber Britannien, Germanien und Dacien war in Gährung, um die Bürgerkriege der Römer zu ihrer eigenen Befreiung von dem alten Joche zu brauchen. Doch vergeblich: die Ketten, die ſchon ſo lange laſteten, ließen ſich nicht ſo leicht abreiſſen.

Der ſiegende Antonius hatte indeß ſeit der Schlacht bei Cremona, mit vollem Uebermuth in Italien gewaltet, er war zerfallen mit Mucian, und ſein Heer erlaubte ſich faſt nicht minderen Ausſchweifungen, als früherhin die Vitellier nach dem Siege über die Othoniſche Parthey.

Vitellius, der vielleicht in der Uneinigkeit und dem Uebermuth der Feinde noch ein Mittel zu ſeiner Rettung hätte finden können, bemühte ſich auf die Nachricht von der Niederlage bei Cremona um nichts weiter, als — dieſes Unglück zu verheimlichen. Es war die verkehrteſte Maaßregel, denn wenn er es ehrlich geſtanden und bei den Kühnern und Treuern ſich Raths erholt hätte, ſo wären ihm noch Hoffnung und Kräfte übrig geblieben, mit denen er es wagen durfte, dem Feinde zu begegnen. So aber ſchwieg er nicht bloß über den Krieg, ſondern verbot auch den Bürgern, davon zu reden, ſo, da ſie ſonſt nur die Wahrheit würden erzählt haben, jetzt noch viel ärgere Dinge erſannen. Auch ermangelten die ſiegenden Feldherrn nicht, den Ruf ihrer Thaten zu vermehren, indem ſie aufgefangene Kundſchafter des Vitellius in dem Lager herumführen ließen, ihnen die Stärke des Heers zeigten und ſie dann zurückſchickten. Vitellius hörte dieſe Menſchen heimlich ab, und ließ ſie dann tödten.

16.

In dieſer Zeit erwarb der Centurio Julius Agreſtis einen hohen Ruhm, der ihn den beſten altrömiſchen Helden zugeſellte. Vergeblich hatte er eine geraume Zeit den Vitellius zur Kraft und Tapferkeit ermahnt, und zuletzt nur die Erlaubniß erhalten, ſelbſt in das Lager der Flavier zu geben, um mit eigenen Augen die Stärke des Heers zu überſchauen, und ſichere Nachricht einzuziehen von der verlornen Schlacht. Als er zum Antonius kam, erklärte er ihm offen, was ſeine Abſicht ſei, und der Feldherr gewährte ihm gern ſeine Bitte. Man unterrichtete ihn von der Uebermacht der Sieger, zeigte ihm das Schlachtfeld, die Trümmer von Cremona und die gefangenen Legionen. Dann kehrte er zum Vitellius zurück, und erzählte ihm was er geſehen, doch dieſer, deſſen ſchwacher Sinn die Wahrheit nicht ertragen konnte, ſchalt ihn einen Lügner, der ſich von dem Feinde habe beſtechen laſſen. Agreſtis erwiederte ruhig: „Hier bedarf es eines ſtarken Beweiſes, und da dir ſonſt weder mein Leben noch mein Tod etwas helfen kann, ſo will ich dir einen Beweis geben, der dich überzeugen ſoll.“ Nach dieſen Worten tödtete er ſich ſelbſt und bekräftigte auf dieſe Weiſe ſeine Ausſage *).

17.

Vitellius, wie aus dem Schlaf erwacht, gab Befehl, daß Julius Priskus und Alphenus

---

*) Eine [illegible] Parallelſtelle ſiehe im [illegible] 27.

Varus mit vierzehn prätoriſchen Cohorten und der ſämmtlichen Reiterei den Apenninus beſetzen ſollte. Ihnen folgte die aus den Schiffsſoldaten gebildete Legion. So viele tauſend Bewaffnete, auserleſen aus Mann und Roß, wären mächtig genug geweſen, den Feind anzugreifen, wenn ſie einen anderen Anführer gehabt hätten. Die übrigen Cohorten wurden dem Bruder Lucius Vitellius zur Beſchützung der Stadt übergeben. Der Fürſt ſelbſt, gänzlich aus dem Gleichgewichte gehoben, betrieb Alles ohne Vertrauen und Beſonnenheit, er beſchleunigte die Comitien, in denen er die Conſuln auf viele Jahre vorher beſtimmte, erneuerte die Verträge mit den Bundesgenoſſen, verſchenkte die Rechte Latiums an Auswärtige, erließ Abgaben und war freigebig wie einer der ſich und den Staat doch ſchon für halb verloren hält, und an keine Nachwelt denken mag. In ſeinen alten Schwelgereien war er dabei unabläſſig; ja es ſchien, als lehre ihn die Noth der Zeit eine größere Eilfertigkeit im Genuß. Endlich aber mußte er den Forderungen des Heers, welches Mevanien beſetzt hatte, nachgeben, und den Aufenthalt in der Stadt mit dem im Lager vertauſchen. Ihn begleiteten eine Menge Senatoren, die theils Furcht, theils der Wunſch ſich beliebt zu machen, dem Fürſten nachgeführt hatte, der ohne Sicherheit im Thun und Laſſen, ein Spiel war für die treuloſen Rathgeber.

Böſe Vorbedeutungen folgten. Als er eine Rede an die Soldaten hielt, flog eine ſolche Menge von gräulichen Vögeln über ihn hinweg, daß ſie den Tag wie mit einer ſchwarzen Wolke verdeckten. Ein Stier, der geopfert werden ſollte, floh von dem Altar hinweg, zerſtörte die Opfergeräthſchaften, ward erſt weit davon eingeholt und dort niedergeſtoßen, wo die Sitte verbot, Hoſtien zu ſchlachten. Doch das ſchlimmſte Vorzeichen war Vitellius ſelbſt, der gänzlich unwiſſend im Kriegsdienſt, keinen Anſchlag zu faſſen wußte. Er mußte fragen, in welcher Ordnung das Heer ſich fortbewegen ſolle, wie man des Feindes Plane auskundſchafte, und in wie weit man den Krieg beſchleunigen oder in die Länge ziehen müſſe. Er zitterte bei jeder Botſchaft, und konnte ſelbſt den Bewegungen ſeines Körpers nicht gebieten, die Bangigkeit ſeines Herzens zu verhehlen. Nur der unmäßigſte Genuß des Weins konnte ihn noch betäuben. So ſah man ihn jetzt faſt immer trunken. Endlich, aus Ekel vor der Unbequemlichkeit des Lagers, und jammernd über die Nachricht von dem Abfalle der Miſenſchen Flotte, kehrte er nach Rom zurück, ängſtlich bei jedem neuen Schlage des Geſchicks, doch ohne Gedanken und ohne Sorge vor der vollendeten Entſcheidung *).

18.

Ein muthiger Entſchluß hätte ihn vielleicht ſelbſt jetzt noch retten können, wenn er über den Apenninus geſchritten wäre, und mit ſeinem kühnen, ungeſchwächten Heere die durch Winterkälte und Hunger ermatteten Feinde angegriffen hätte. So aber zerſtreute er ſeine Kräfte, und übergab dadurch gleichſam ſelbſt, die wackerſten Krieger, die gern auch das Aeußerſte für ihn wagen wollten, der Gefangenſchaft und dem Verderben. Die erfahrenen Centurionen würden ihm gern ihren Rath ertheilt haben, doch ſie waren verdrängt durch die Lieblinge des Fürſten, und dieſer war jetzt ſchon ſo verwöhnt, daß er das Nützliche für unheilbringend erklärte, und nur

---

*) Recentiſſimum quodque vulnus pavens, ſummi diſcriminis incurioſus. Hist. III, 56.

das Verderbliche ihm wohlgefiel, weil es wenigſtens für den Moment das Bequemere war.

Die Veranlaſſung zum Abfalle der Miſeniſchen Flotte war durch einen einzigen Mann, den Centurio Claudius Faventinus, gegeben worden, der, von Galba ſchimpflich ſeines Dienſtes entlaſſen, dieſe Rache ſuchte und fand. Vitellius erwählte den Claudius Julianus, der noch vor Kurzem den Oberbefehl über die Miſeniſche Flotte mit Gelindigkeit verwaltet, und ſich beliebt gemacht hatte, um jetzt wieder die Gemüther der Soldaten zum alten Gehorſam zurückzuführen. Man gab ihm eine Stadtcohorte, und die Gladiatoren mit, denen er vorſtand. Doch der Fürſt wurde abermals ſchmerzlich getäuſcht, indem auch Julian leicht bewogen wurde, zur Parthei des Veſpaſian über zu treten. So eroberte man denn auch Tarracina, das nur durch Lage und Mauern, nicht durch Treue geſchützt wurde.

Als dies Vitellius erfuhr, ließ er einen Theil der Truppen mit den Präfecten des Prätoriums in Narnia zurück, und ſtellte ſeinen Bruder L. Vitellius, mit ſechs Cohorten und fünf hundert Reitern, dem durch Campanien eindringenden Feinde entgegen. Er ſelbſt überließ ſich einer ſchlaffen Schwermuth, ward aber bald wieder zu neuen Hoffnungen erregt, da die Soldaten Eifer bezeigten und auch das Volk laut rufend Waffen verlangte. Er war ſchwach genug, das thatenloſe Geſindel, das nichts hatte als Worte, ſein „Heer,“ ſeine „Legionen“ zu nennen. Auch die Römiſchen Ritter boten Hülfe und Geld an, und ſelbſt die Freigelaſſenen machten ſich freiwillig zu denſelben Dienſtleiſtungen anheiſchig. Es war nicht ſowohl Vitellius, den man beklagte, als den Stand und den Fall der Herrſcherwürde überhaupt. Doch verfehlte auch er ſelbſt nicht, durch Mienen, Stimme und Thränen das Mitleiden hervorzulocken, und er war freigebig, ja völlig unmäßig in Verſprechungen, wie es dem bangen Gemüthe eigen iſt. Dieſe Angſt veranlaßte ihn auch zu dem Wunſche, man möge ihn Cäſar nennen, was er früherhin ausgeſchlagen hatte. Jetzt aber, da das Unglück ihn abergläubig machte, wünſchte er jenen Namen, als ſei er eine Abwehr gegen die Schläge des Geſchicks.

Uebrigens erkaltete der überlegungsloſe Eifer bald, man nahm die Verſprechungen ſtillſchweigend wieder zurück, und Vitellius, ſchamvoll und traurig über die vergebliche Unternehmung, ſtellte ſich, als verlange er auch nicht weiter, was man doch nicht gewähren wollte *). Matt hinlebend von einem leeren Tage zum andern, ſah er das gräßlichſte Geſchick ſich näheren, und nirgends ein Mittel, ihm zu begegnen.

19.

Die Beſetzung Mevaniens, ſo wie die feige Abreiſe des Vitellius aus dem Lager, hatte überall in Italien Schrecken verbreitet, und einen beſondern Eifer für Vespaſian erregt, der allein dem Staat noch Hülfe zu bieten ſchien. Die Samniter, Peligner und Marſen zeigten ſich bereit zu jeder Dienſtleiſtung, und waren um ſo eifriger, da Campanien ihnen bereits zuvor gekommen war. Doch bei dem Uebergange des Heers über den Apenninus, den der Winter nur noch beſchwerlicher gemacht hatte, zeigte es ſich erſt recht, welche Gefahr den Flaviern gedroht haben würde, wenn ſelbſt nur eine ge-

---

*) Ein alter Ausleger des Tacitus führt bei dieſer Gelegenheit die Stelle aus dem Curtius an: „Temeritas ubi primum impetum effudit, velut quaedam animalia amisso aculeo, torpet„ (IV, 1). [illegible], die waren einer bewunderungswürdigen Einfalt, auch hier eine Stelle vermuthen durften.

wöhnliche Klugheit und Entſchloſſenheit dem Vitellius zu Seite geſtanden wäre. Bei dieſer Gelegenheit entfloh Petilius Cerialis, ein naher Verwandter des Veſpaſian, in Bauerntracht ſeinen Hütern, und ward im Flaviſchen Heere den Feldherrn zugeſellt. Auch Flavius Sabinus und Domitianus (Bruder und Sohn des Veſpaſian) fanden jetzt Gelegenheit zur Flucht, doch beide benutzten ſie nicht, da der erſtere durch ein kränkliches Alter, der zweite durch den Argwohn, als wolte hier irgend eine Hinterliſt von Seiten der Vitelliſchen Hüter, abgeſchreckt worden. Auch hatte Vitellius, aus Rückſicht für ſeine eigene Familie, niemals etwas Feindſeliges gegen Sabinus und Domitian unternommen.

Als die Heerführer der Flaviſchen Parthei nach Carſulä (in Umbrien) gekommen waren, beſchloſſen ſie einige Tage zu raſten, um den Vitellianern, welche nur zehntauſend Schritte davon ſtanden, Zeit zum freiwilligen Abfalle zu laſſen. Der Soldat ertrug dieſen Aufſchub ſehr ungern, und würde ſich freudig jeder neuen Gefahr und jeder neuen Bürgerſchlacht dargeboten haben, da die gemeine Begierde nach Beute ihn ſtachelte. Es bedurfte eines kraftvollen Zuſpruchs von Seiten des Antonius, der ihnen vorſtellte, ſie hätten bereits durch das Treffen bei Cremona genug Ruhm, durch den Untergang von Cremona genug Schande errungen, um ſie für jetzt zum Ruhigbleiben zu bewegen. Sein Wort galt, denn er allein hatte ſtets Achtung und Furcht zu erregen gewußt.

Die Ankunft einer Verſtärkung des Flaviſchen Heers, ſo wie der Verluſt von Interamna, verbreitete neuen Schrecken und vollendete Muthloſigkeit unter den Vitelliern. Die Führer wagten nicht mehr, die Handlungen der Feigheit zu beſtrafen, ſie mußten es ruhig mit anſehen, wie Tribunen und Centurionen zu dem Feinde übergingen, während der gemeine Soldat allein noch die Treue für Vitellius bewahrte. Endlich verließen Alphenus und Priscus das Lager, gleichſam um den Abfall deſſelben noch leichter zu machen, und flohen zu Vitellius zurück.

In dieſe Zeit fällt auch die Hinrichtung des Fabius Valens, welcher bis dahin im Gefängniſſe zu Urbinum verwahrt worden war. Mit halbem Verſtand und halbem Talent, ohne Einheit und geſicherte Kraft, hatte er Frechheit und Uebermuth gepaart, ſo daß ſein Tod billig als wenig bedeutend erſcheinen muß. Dem ungeachtet verbreitete der Anblick des abgeſchlagenen

Hauptes ihres Führers, bei den Vitelliern die entſchiedenſte Verzweiflung, und ſie zögerten nun nicht länger aus ihrem bisherigen Lager in die Felder von Narnia herab zu ziehen, wo ſie ſich den Flaviern übergaben, und von Antonius mit Milde aufgenommen wurden.

60.

Um dieſe Zeit giengen häufige Briefe von Primus und Varus an Vitellius, in welchen ſie ihm Lebensſicherheit und Geld und einen abgelegenen angenehmen Wohnſitz in Campanien anboten, wenn er die Waffen niederlegen und ſich und ſeine Kinder dem Vespaſian übergeben würde. Auch von Mucianus langten Briefe ähnlichen Inhalts an, denen Vitellius am meiſten vertraute, ſo daß er ſchon anfing, über die Anzahl der Sklaven und über die Wahl einer freundlichen Küſte zum Wohnſitz, zu unterhandeln. Sein Gemüth war ſo ganz verſchüchtert und entkräftet worden, daß, wenn nicht Andere erinnert hätten, daß er Fürſt geweſen ſei, er ſelbſt es leicht vergeſſen haben würde. Hatte er doch nie etwas anderes ſein wollen, als ein reicher, bequem ſchwelgender Privatmann.

Die Vornehmſten in Rom ſuchten jetzt den

Statthalter Flavius Sabinus in geheimen Unterredungen aufzuregen, einen thätigeren Antheil an dem Geſchicke ſeines Bruders zu nehmen und Rom für ihn zu erobern. Aber der alte, ſchwache Mann, in deſſen mittelmäßigem Geiſte kein muthiger Gedanke mehr Raum finden konnte, ſcheuete ſich vor jeder Unternehmung auffallender Art, und zog es vor, mit Vitellius über die Niederlegung der Waffen zu unterhandeln. Eine ſolche Unterhandlung fand einſt im Tempel des Apollo ſtatt, und nach derſelben erblickte man den Vitellius mit der Miene der muthloſen Hingebung, den Sabinus fern von jeder Schadenfreude, und näher dem Mitleid.

Doch Vitellius Wunſch, ſich zu ergeben, entſchied nichts; denn keineswegs vermochte er die Seinigen zu ſeiner Anſicht hinüber zu leiten, und je treuer man ihm war, je mehr widerſetzte man ſich ſeinem Vorhaben. Man zeigte ihm das Gefahrvolle und Schimpfliche, welches in der Hingebung an die Willkühr des Siegers liege, indem Veſpaſianus keineswegs ſo ſtolz ſei, um den Vitellius als Privatmann, furchtlos zu dulden. Man erinnerte ihn, daß weder Pompejus vom Cäſar, noch Antonius vom Auguſt unverlezt erhalten worden ſei, und wo ein Cäſar und Auguſt gefürchtet habe, werde auch ein Veſpaſian fürchten müſſen. Nimmer könne ein ſchrecklicheres Schickſal auf ſie einſtürzen, als das ſei, dem er ſich jetzt freiwillig bieten wolle. Sterben müſſe der Beſiegte, ſterben der ſich Hingebende: und nur das ſei der Unterſchied, ob Schmach und Schande, oder edler Sinn und Tapferkeit den letzten Augenblick umgäben.

Kein kühnes Wort drang mehr in Vitellius Geiſt, der, ſchwach und dunkel, nichts Feſtes mehr zu ergreifen wußte. Ihn ängſtigte die Furcht, er werde, wenn er länger die Waffen behalte, den Sieger nur immer mehr erbittern gegen ſich, ſeine Gattin und Kinder. Auch das Geſchick, welches ſeiner alten Mutter (Sextilia) drohen möchte, beunruhigte ihn; doch die würdige Frau nahm wenige Tage vor dem Untergange ihres Hauſes ein erfreulicher Tod hinweg. Der Fürſtenſtand ihres Sohnes hatte ihr nichts gegeben als Trauer; doch auch den gerechten Ruf der Tugend, und dem herbſten Geſchicke, das ſie ſonſt längſt geahndet zu haben ſcheint, ward ſie jetzt mild entzogen.

21.

Als Vitellius nun auch den Abfall der Legion und der Cohorten, die ſich zu Narnia ergeben, vernommen hatte, ergriff ihn jener entſchiedene Schmerz, der alles aufgiebt, der nichts mehr vollführen, und nichts mehr abwehren will. Am 18. December ging er in Trauerkleidern, begleitet von ſeiner kummervollen Familie aus dem Palaſt. Zugleich wurde ſein unmündiger Sohn auf einem Tragſeſſel wie zu einem traurigen Leichenzuge herausgetragen. Das Volk rief zur Unzeit die alten hergebrachten Schmeicheleien gegen ihn aus, der Soldat ſtand da in drohendem dunkeln Schweigen.

So ganz verlaſſen von Gefühl und Nachdenken war auch wohl Keiner, daß ihn nicht ein Anblick, wie dieſer, ſollte innig gerührt haben. Ein Römiſcher Fürſt, ſo eben noch der Herr der Welt, und des geſammten Menſchengeſchlechts Gebieter, verläßt den Sitz der Hoheit, und ſchreitet mitten hindurch durch Volk und Stadt, um vor ihrer aller Augen die Herrſcherwürde niederzulegen. Nimmer hatten ſie ſo etwas geſehen, nimmer gehört. Eine plötzlich hereinbrechende Gewalt hatte den Dictator Cäſar niedergeworfen, verborgene Liſt den Cajus (Caligula) die Nacht und ein abgelegenes Landgut hatten die Flucht des Nero verhüllt, Piſo und Galba waren wie in einer Schlacht gefallen; Vitellius aber, untergehend, war hier umgeben von ſeinen eignen Bürgern, ſeinen eignen Soldaten, im Anblick ſogar der Frauen.

Nachdem er weniges nur, mit der gegenwärtigen jammervollen Lage Uebereinſtimmendes geredet hatte, erklärte er, er lege die höchſte Würde nieder um des Friedens und des Staates willen, ſie möchten nur das Andenken an ihn erhalten, und ſeines Bruders, ſeiner Gattin, ſeiner unſchuldigen unmündigen Kinder ſich erbarmen. Bei dieſen Worte hob er das Kind in die Höhe, und empfahl es bald Einzelnen, bald Allen, bis endlich Thränen ſeine Stimme erſtickten. Dann nahm er das ehrende Schwerdt von der Seite und gab daſſelbe, als das Zeichen des Rechts über Leben und Tod der Bürger, dem nebenſtehenden Conſul Cäcilius Simplex zurück. Da dieſer die Annahme verweigerte, und auch die ganze Verſammlung um ihn her dagegen einſchrie, ſo erklärte er, er werde die Reichs-Inſignien im Tempel der Concordia niederlegen, und ſich dann als Privatmann nach dem Hauſe ſeines Bruders begeben. Als er weggehen wollte, erhob ſich ein noch heftigeres Geſchrei, und man wollte ihn durchaus in kein Privathaus ziehen laſſen: „In den Palaſt, in den Palaſt!“ rief man ihm zu, und verſperrte ihm jeden anderen Weg, mit Ausnahme deſſen, der nach der heiligen Straße hinführte. So nun, rathlos und traurig, und unfähig zum Handeln und zum Reſigniren, kehrte Vitellius in den Palaſt zurück.

22.

Dieſem traurigen Auftritte war das Gerücht bereits voran gegangen, Vitellius trete von der Regierung ab, und Flavius Sabinus hatte den Tribunen der Cohorten geſchrieben, ſie möchten bei dieſem Auftritt die Soldaten im Zaum halten. Die Vornehmen der Stadt fingen an, den Veſpaſian ſchon jetzt für den Beherrſcher des Staats anzuſehen, viele Senatoren und Ritter, die Stadtcohorten und die nächtliche Feuerwache, erfüllten das Haus des Flavius Sabinus. Da kam die Nachricht von dem Ausgange jener Scene, von dem neuen Eifer des Volks für Vitellius und von den Drohungen der Germaniſchen Cohorten. Die Verſammelten waren ſchon zu weit gegangen, um noch zurücktreten zu können, und in banger Furcht waren ſie nur darauf bedacht, alle zuſammen zu halten, um nicht vereinzelt deſto ohnmächtiger den Vitelliern in die Hände zu fallen: Sie trieben den Zaudernden zu den Waffen; doch wie es bei ſolchen Gelegenheiten zu geſchehen pflegt, war jeder geneigt, Rath zu geben, wenige nur, der Gefahr mit Muth zu begegnen. Als Sabinus mit der bewaffneten Begleitung herabzog, ſtieß man auf die Eifrigſten der Vitellier, und es kam zu einem Treffen, in welchem die letzteren die Oberhand behielten. Erſchreckt zog ſich Sabinus, was bei der gegenwärtigen Lage der Dinge auch wohl das Sicherſte war, nach der Burg des Capitoliums hin, mit ihm ein Gemiſch von Soldaten, Senatoren und Rittern. Ja ſelbſt einige Frauen folgten ihm, entſchloſſen, die Belagerung mit auszuhalten. In der That wurde auch das Capitolium ſogleich von den Vitelliſchen Kriegern eingeſchloſſen; doch nur nachläſſig, ſo daß Sabinus in der folgenden Nacht ſeine Kinder und den Domitian, den Sohn ſeines Bruders, zu ſich auf die Burg führen laſſen konnte. Es gelang ihm ſogar, einen Eilboten an die Führer des Flaviſchen Heeres zu ſenden, denen er den

Verlauf der Sache verkünden und mittheilen ließ, daß er belagert werde, und wenn nicht bald Hülfe komme, der äußerſten Gefahr entgegen gehe. Er ſelbſt hätte ungehindert das Capitolium verlaſſen können, denn der Vitelliſche Soldat war nur eifrig in der Stunde der Gefahr, aber zu nachläſſig für längere Anſtrengungen und Nachtwachen. Auch der häufig ſtrömende Winterregen, der Augen und Ohren betäubte, würde dem Sabinus zu Hülfe gekommen ſeyn; doch ihm fehlte bereits zu jeglicher Unternehmung der Muth. Am anderen Morgen ſandte Sabinus noch vor dem Anfang der Feindſeligkeiten einen Boten an Vitellius, dem er die bitterſten Vorwürfe über die Begebenheiten des letzten Tages machen ließ. Es ſei nur ein heuchleriſches Poſſenſpiel geweſen, daß er ſich geſtellt als wolle er der Herrſchaft entſagen: er habe das Bündniß und den Frieden gebrochen, Soldaten abgeſchickt gegen ihn, und die Stadt mit Gefahr und Mord erfüllt. Zugleich verfehlte er nicht, die eigne Mäßigung, die er bis dahin auf eine ſo ausgezeichnete Weiſe bewieſen habe, zu rühmen.

Vitellius, vom neuem heftig erſchreckt, ſchob alle Schuld auf den übertreibenden Eifer der Soldaten, der in einem ſo grellen Gegenſatze mit ſeiner eigenen Anſpruchloſigkeit flehe. Zugleich war er gutmüthig genug, den Boten zu bitten, einen geheimen Ausweg aus dem Palaſt zu nehmen, weil er ſonſt vielleicht von den erhitzten Kriegern könne ermordet werden. Er ſelbſt hatte weder Macht mehr zu befehlen noch zu verbieten, und war nicht mehr Imperator, ſondern nur noch Urſache des Krieges, und zwar eine ſolche, die, Leiden verbreitend, ſelbſt am meiſten litt.

67.

Kaum war dieſe Antwort des Vitellius auf dem Capitol angekommen, als auch ſchon die Belagerer wüthend heranbrachen. Ohne Anführer, jeder nur dem eigenen Triebe folgend, reiheten ſie in ungeſtümer Eil ihre Schlachtordnung Berg-auf, bis an den erſten Eingang in das Capitol. Nur mit dem Degen bewaffnet, der hier nicht ausreichte, warfen ſie, die Heiligkeit des Orts vergeſſend, Feuerbrände auf die vorragende Gallerie und deren Dächer, unabgeſchreckt durch Steine und Ziegel, die von dort her auf ſie herabgeſchleudert wurden. Die verbrannten Thüren würden ihnen den Eintritt nicht länger gewehrt haben, doch Sabinus ließ von allen

Seiten her die Statuen, die Ehrendenkmale der Ahnen, heraus reißen und mit denselben den Eingang versperren und wie einer Mauer. Jetzt stürmen die Vitellier auf verschiedenen Seiten zugleich auf das Capitol ein; vom Hain des Asyls her, und da, wo man auf hundert Stufen auf den Tarpejischen Felsen hinaufsteiget. Diesen wüthenden Anfall abzuhalten war um so weniger möglich, da sie von den anstoßenden bei langem Frieden erhöheten Häusern herstürmten, die dem Gipfel des Capitoliums gleich kamen. Hier nun ist es zweifelhaft, ob die Belagerten oder die Belagerer Feuer auf diese Häuser warfen, doch fällt die Vermuthung häufiger auf die erstern, da sie dadurch die Fortschritte der Stürmenden zu hemmen wünschten. Das Feuer lief von da in die Säulengänge, die an den Tempel stießen; die alten hölzernen Adler, welche die Verzierungen des Daches trugen, zogen die Flamme an sich und nährten sie, und so ward das Capitolium bei verschlossenen Stadt-Thoren, unvertheidigt und unausgeplündert, ein Raub des wüthenden Elements.

21.

Von dem tiefſten Unwillen bei der bloßen Erzählung ergriffen, ſieht [illegible] in dieſer Begebenheit den ſchönſten Zweck, der ſeit der Erbauung der Stadt den [illegible] Namen [illegible] lebte, indem hier [illegible] [illegible] die [illegible] und [illegible] Reime, [illegible] der würdigen [illegible], die Schandthaten, die nicht [illegible] noch [illegible], nicht die Wälder noch [illegible] [illegible] konnten, jetzt [illegible] zu [illegible], durch [illegible] [illegible] wurden. Und wer [illegible] war die [illegible] in ihren Folgen, denn nicht [illegible], oder [illegible], ſondern von [illegible], [illegible] [illegible] ſelbſt [illegible] noch [illegible] konnte.

Die [illegible] mehr die [illegible] als die [illegible], denn dem [illegible] lebte es [illegible] Tage, weder an [illegible] noch [illegible]. Bei der Gegenwärtigen waren die [illegible] voller Angſt, der Führer ohne [illegible] und [illegible] am Geiſt, der Sprache und der [illegible] nicht mehr mächtig. Kein fremder Rath leitete ihn, der eigene hatte ihn verlaſſen, und das Geſchrei der Feinde zog ihn bald hierher bald dorthin. Was er befohlen, verbot er wieder, und was er verboten, befahl er wieder, und wie es in ſo verworren verlorenen Angelegenheiten zu geſchehen pflegt, wollte jeder befehlen und niemand vollſtrecken. Endlich werfen faſt alle ihre Waffen weg, und denken nur auf heimliche Entweichung. Die Vitellier dringen ein, und erfüllen alles mit Blut und Schwert und Flammen. Wenige nur unter den Kriegern wagen muthigen Widerſtand und fallen kämpfend. Man fand den Sabinus ohne Waffen, und, vom Schrecken gelähmt, verſuchte er nicht einmal zu fliehen, ſondern gab ſich ruhig der Gefangenſchaft hin. Daſſelbe Schickſal hatte der Conſul Quinctius Atticus, den die eitle Pracht ſeiner Würde bemerkbar, ſo wie manche Edikte voll Schmähungen gegen Vitellius und Lobeserhebungen für Veſpaſian verhaſſt gemacht hatten. Die übrigen entkamen durch Verkleidung, durch das Auffangen der Parole und ähnliche Liſt.

Domitianus, der, wie oben bemerkt worden, die Belagerung mit aushielt, ward in der Tracht eines Prieſters der Iſis, bei einem Tempelhüter verſteckt, und hinterher von einem Clienten ſeines Vaters verborgen erhalten und gerettet. Vespaſian ließ, als er zur Herrſchaft gelangte, die Wohnung des Tempelhüters niederreißen, und dem Retter Jupiter eine kleine Kapelle und einen Altar errichten, und eine Marmortafel verkündete der Nachwelt jene denkwürdigen Schickſale. Als aber Domitian ſelbſt zur Herrſchaft gelangte, hielt er ſich noch keineswegs durch jene Denkmäler abgefunden, ſondern weihete Jupitern, dem Beſchützer, einen großen Tempel, wo man ſein eigenes Bild im Schooße des Gottes erblickte. Es war wohl weniger Dankbarkeit, als die Ueberſchätzung ſeiner eignen Exiſtenz, die den Tempelbau veranlaſſte.

65.

Sabinus und Atticus wurden gefeſſelt vor den Vitellius gebracht, der ſeiner Schuld aus Schlaffheit bewuſt, ſie freundlich und milde empfing, zu großem Verdruſſe der Ueberbringer, die für das Morden Belohnung erwarteten. Der niedrigſte Pöbel erhob ein lautes Geſchrei und verlangte die Hinrichtung des Sabinus. Vitellius legte die wehmüthigſten Fürbitten ein; aber man ſah in ihm nur noch den Schatten des

Fürſten und achtete ſeine Worte nicht mehr. Man durchſtach und zerfleiſchte den Sabinus und ſchleppte dann den Leichnam nach den Gemoniſchen Stufen, um dort von neuem ein freventliches Spiel mit demſelben zu treiben. Dies war der Ausgang eines ſo angeſehenen Mannes, deſſen im Ganzen unbeſcholtenes Leben wohl ein beſſeres Schickſal verdient hätte. Es ruht vielleicht weiter kein Vorwurf auf ihm, als der entſcheidende, daß ſeine ganze Kraft ſich in den Kopf, oder vielmehr in die Zunge zurückgezogen hatte, und daß er deshalb niemals zum muthig klaren Handeln gelangte. Man erzählt, daß ſein Tod dem Mucianus erfreulich geweſen ſeyn ſoll, denn ſelbſt ein ſolcher thatenloſer Mann ſchien den von Bürgerkriegen erſchöpften Römern, im Verhältniß zu dem herrſchenden Bruder, Furcht erregend und gefährlich.

Das Volk verlangte jetzt auch die Hinrichtung des Conſuls, doch diesmal widerſetzte ſich Vitellius mit Entſchiedenheit, da er von dem Leben des Atticus noch einen bedeutenden Nutzen für ſich ſelbſt erwartete. Der Conſul hatte nämlich auf die Frage, wer das Capitolium angezündet, ſich ſelbſt als den Schuldigen angegeben, und ſo von dem Fürſten den Haß abgewandt, der jenen Frevel treffen mußte. Es war vielleicht nur eine Lüge, die der Drang des Moments dem hülfloſen Conſul eingegeben, aber ſie erreichte wenigſtens ihren Zweck, ein unwürdiges Leben zu friſten.

26.

Um dieſe Zeit, wo ſchon alles für den Fürſten verloren war, begünſtigte das Glück eine Unternehmung des L. Vitellius gegen Terracina, welches, vom Julian und Apollinaris mit äußerſter Nachläſſigkeit vertheidigt, den muthigen Vitelliern in die Hände fiel. Lucius ſandte einen Lorbeerkranz zum Zeichen der glücklich ausgeführten Unternehmung, an ſeinen Bruder, und ließ ihn fragen, ob er nach Rom zurückkommen oder Campanien vollends erobern ſollte. Es war ein Glück, daß er nicht das erſte wählte, ſowohl für Veſpaſians Parthei als auch für Rom ſelbſt, welches durch die Unbiegſamkeit und den Muth des Lucius, den ſelbſt die hoffnungsloſeſte Lage nicht mäßigen konnte, in das unſäglichſte Elend würde geſtürzt worden ſein. Die Kraft, welche in Lucius Vitellius wohnte, war ohne ſittliches Gefühl, und da er nichts Heiliges anerkannte als ſeinen eigenen ungemäßigten Willen, ſo würde er selbst das äußerste Verderben der Stadt schon geschworen hatte, um seinem wilden Gemüth ein Genüge zu leisten *). Nach [illegible], Lucius zog weiter gegen Campanien.

27.

Indessen hatte die Vespasianische Armee von Narnia sich weggezogen, und in Otricolum das Saturnalienfest ruhig gefeiert: ein schädliches Zaudern, von dem es unentschieden ist, ob es mehr dem Mucian, der noch immer nicht angekommen war, oder dem Antonius zuzuschreiben sey, der vielleicht den Mitbefehlshabern einen Fehler begehen lassen wollte, um ihn verhaßt zu machen. Endlich setzte das Gerücht von der Belagerung des Capitols alle auf einmal in Bewegung. Petil. Cerialis war voraus geschickt worden; ward aber in der Nähe der Stadt, zwischen Häusern, Gärten und Hohlwegen, von den Reitern des Vitellius zerstreut, die hier allein die Gelegenheiten des Orts kannten und benutzten.

---

*) Quippe L. Vitellius, quamvis infamis, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. (Hist. III, 77.)

In ſelber Nacht war Antonius von der Flaminiſchen Straße her bei Saxa Rubra angekommen, und hatte dort die traurigen Nachrichten erfahren. Das Capitol ſei erſtürmt und niedergebrannt, Sabinus ermordet worden, und die Stadt ſchwebe in ſchrecklicher Angſt, da die Bürgerſchaft und der Pöbel bewaffnet wurde.

Wirklich war durch die Niederlage des Petilius Cerealis die Anhänglichkeit des gemeinen Haufens für Vitellius geſtiegen. Man griff zu den Waffen, wie ſie zur Hand kamen, und forderte das Zeichen zur Schlacht. Vitellius, dem Momente gehorchend, dankte dem gemeinen Geſindel, und ſagte im Allgemeinen, ſie ſollten ſich nur bereit halten, die Stadt zu beſchützen. Doch vielleicht ſchon in der nächſten Stunde dachte er wieder anders und ließ den Senat zuſammen berufen, um Geſandte zu erwählen, welche die Heere zu Eintracht und Frieden ermahnen ſollten. Das Schickſal dieſer Abgeordneten war verſchieden. Die dem Petilius Cerealis entgegen kamen, wurden am übelſten behandelt, vielleicht weil der Feldherr und der Soldat übellaunig genug waren, ſich für das verlorene Treffen auf dieſe Weiſe rächen zu wollen. Der Prätor Arulenus Ruſticus, ein mit Recht geſchätzter Mann, wurde nebſt ſeinem erſten Lictor, der ihm Platz machen wollte, getödtet: eine That, die ſelbſt den Barbaren empören mußte, der wenigſtens das Recht der Geſandtſchaft ehrt. Mit mehrerer Achtung wurden diejenigen Abgeordneten behandelt, welche zu den Soldaten des Antonius kamen: nicht als wären dieſe verſtändiger geweſen, ſondern weil der Anführer mehr gefürchtet ward.

Den Geſandten hatte ſich auch der Ritter Muſonius Rufus zugeſellt, ein Stoiſcher Philoſoph, der im blindeſten Vertrauen auf die ſiegende Wahrheit, eine weitläuftige Rede anfing, in der er die Vortheile des Friedens und der Eintracht in das Licht, und die böſen Folgen des Krieges in den gehörigen Schatten ſtellte. Allein unter den bewaffneten Kriegern wollte dieſelbe eben nicht recht gefallen, und wenn auch Einige die Sache ſpaßhaft genug fanden, ſo war ſie doch den Meiſten läſtig. Man fing an, ihn zu drängen und zu ſtoßen, und er würde vielleicht das Märtyrerthum hiebey gefunden haben, wenn ihn nicht endlich einige der beſcheideneren Soldaten veranlaßt hätten, ſeiner unzeitigen Rede ein Ende zu machen.

Endlich erhielt Vitellius auch die Nachricht von einem Treffen, in welchem er den Antonius hat, den letzten Angriff nur noch um einen einzigen Tag zu verſchieben, denn in dieſer Zeit könne noch alles in Güte beigelegt werden. Antonius entließ die Veſtalinnen ſehr ehrenvoll; antwortete aber dem Fürſten: durch die Zerſtörung des Capitols und den Mord des Sabinus ſei jegliche friedliche Ausgleichung unmöglich geworden.

81.

Dem ungeachtet verſuchte Antonius ſeine Legionen noch um einen Tag hinzuhalten; doch vergeblich, denn ſelbſt ſein gefürchtetes Anſehen vermochte nicht, ihren Eifer zu kühlen. Sie zürnten über den Anblick der Waffen, die von allen Hügeln herab glänzten, obwohl nur ein unkriegeriſcher Haufen ihnen folgte, und es war zu beſorgen, daß ſie in einer Erbitterung wie dieſe, weder Volk noch Senat, noch heilige Orte und Tempel verſchonen würden.

Sie zogen in drei Abtheilungen vorwärts: die eine auf der Flaminiſchen Straße, die andere am Ufer der Tiber hin, die dritte auf dem Salariſchen Wege dem Colliner Thore zu. Ein Angriff der Reiterei ſprengte das Volk aus einander, doch der Vitelliſche Soldat, der gleichfalls in drei

Abtheilungen herbei gezogen war, verleugnete auch jetzt die alte Tapferkeit nicht. Noch vor der Stadt gab es viele Treffen, deren Ausgang verſchieden war, obwohl die Flavier weit überlegen an Anzahl und erfahrenen Führern, häufiger ſiegten. Die litten am meiſten, welche gegen die linke Seite der Stadt zu, durch enge und ſchlüpfrige Wege nach den Saluſtiſchen Gärten ſich gezogen hatten. Dort ſtanden die Vitellier auf den Gartenmauern, und warfen bis zum ſpäten Abend mit Steinen und Wurfſpießen die Andrängenden zurück, bis ſie endlich von den Reitern, die durch das Colliniſche Thor hereingebrochen waren, umzingelt wurden. Auch auf dem Marsfelde kam es noch zu manchem Treffen, doch das Glück neigte ſich immer mehr auf die Seite der Flavier, und nur die Verzweiflung feuerte noch die Vitellier an. Die Geſchlagenen ordneten ſich in der Stadt von neuem, und nimmer ſank ihnen der Muth.

Der große Haufen des Volks, gemein geſinnt wie immer, ſchauete den Kämpfen zu, wie luſtigen Schaugefechten, und verfehlte nicht, bald dieſer, bald jener Parthei Beifall zuzujauchzen. So oft irgend ein Haufe wich, riſſen ſie die einzelnen in Buden und Häuſer Verkrochenen heraus, um ſie zu würgen, und da die Krieger nur auf Blut und Mord dachten, ſo fiel dem behaglichen Geſindel die Beute allein zu. Die ganze Stadt gewährte einen ſchauderhaften und empörenden Anblick, denn wenn hier das Auge auf Schlachten und Wunden fiel, ſo ſah man dort luſtige Bad- und Trinkſtuben, hier Blut und Erſchlagene, dort ſchamloſe Buhlerinnen und Buhler. Die Greuel der verzweifelnden Kraft, und die frechen Geſchäfte des ſchwelgeriſchen Müſſigganges, ſchonungsloſe Wuth und gedankenloſe Luſtigkeit, raſende Ausſchweifung und naturwidrige Wolluſt, alles war jetzt hier vereinigt. So war es nicht geweſen ſelbſt in jener furchtbaren Zeit, als Sulla, nicht ſo als Cinna ſiegte. Man möchte ſagen, das Furchtbare ſei damals ein reines und entſchiedenes geweſen; hier war es ein grelles, widerlich buntes Schauſpiel, indem jeder Augenblick, in welchem man vom Morden ruhete, für thieriſche Ausſchweifung und widrig jauchzende Luſt benutzt wurde.

12.

Die letzte Zuflucht der Vitellier war das Standlager am äußerſten Ende der Stadt, und ſie boten ihre letzten Kräfte auf, es zu behaupten. Doch auch die Sieger bezeigten ſich jetzt heftiger und muthiger als je, und mit unverdroſſener Bemühung ſchafften ſie alles herbei, was zur Eroberung und Zerſtörung der feſteſten Städte vonnöthen iſt. Sich wechſelſeitig anfeuernd, riefen ſie einander zu: „Alle Mühe und Gefahr, in ſo manchen Schlachten ſchon beſtanden, habe mit dieſer Arbeit ein Ende. Schon ſei die Stadt dem Senat und Römiſchen Volke, und die Tempel den Göttern zurückgegeben. Doch des Soldaten ehrendes und wahrhaftiges Eigenthum ſei das Lager. Dort ſei ihr Vaterland, ihr Heerd und ihre Hausgötter. Wenn ſie nicht alsbald dort eingelaſſen würden, ſo müßten ſie die Nacht in Waffen bleiben.“

Die Vitellier hingegen, obwohl an Anzahl bei weitem ſchwächer, und ohne Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang, leiſteten durch reine Kriegerehre allein getrieben, muthigen, unermüdeten Widerſtand; ja zuletzt nur noch der Verzweiflung folgend, fanden ſie einen bittern Troſt darin, wenigſtens den Frieden zu verzögern und Häuſer und Altäre mit Blut zu beſpritzen. Die meiſten fanden auf den Thürmen und Bollwerken der Mauern ihren Tod, und da ſchon die Thore erbrochen worden waren, ſtellte ſich noch der übrige kleine Haufen den Siegern kühn entgegen, bis endlich alle, gerade ankämpfend gegen den Feind, mit ehrenden Wunden vorn auf der Bruſt niederſanken. Sterbend noch waren ſie nur auf Ruhm bedacht: und er ward ihnen auch in vollem Maaße zu Theil.

⁂

Als die Stadt eingenommen worden war, brachte man den Vitellius durch einen verborgenen Ausgang des Palaſts, auf einem Tragſeſſel nach dem Aventinus, in das Haus ſeiner Gemahlin, von wo er, wenn er nur die Nacht abgewartet hätte, nach Terracina zu ſeinem Bruder und den Cohorten hätte fliehen können. Doch die Unbeſtändigkeit ſeines Geiſtes, die Aengſtlichkeit, mit der er überall Gefahren ſah, und in dem am nächſten liegenden Auswege die meiſte, veranlaßte ihn, wieder in den Palaſt zurück zu kehren. Hier war alles verlaſſen und öde, da ſelbſt die geringſten Sklaven geflohen waren, oder ihm zu begegnen vermieden. Ihn ſchreckte die Einſamkeit und das tiefe Schweigen rings umher, er öffnet die verſchloſſenen Zimmer und ſchaudert zurück vor den leeren Hallen. Endlich, vom kläglichen Herumirren ermüdet, verbirgt er ſich in einen niedrig ſchimpflichen Schlupfwinkel, wird dort von dem Cohorten-Tribunen Julius Placidus entdeckt und hervorgezogen. Man band ihm die Hände auf den Rücken, warf einen Strick um ſeinen Hals, zerriß ihm die Kleider, und ſo ward er zum widrigen Schauſpiel des Volkes abgeführt, von Vielen geſchmähet, von Keinem beweint. Die äußere Häßlichkeit dieſes Unterganges verwiſchte jedes Mitleid. Ein Germaniſcher Soldat hieb mit ſeinem Schwerte nach dem Fürſten, vielleicht aus Erbarmen, um ihn deſto ſchneller den Mißhandlungen zu entreißen, traf aber nur das Ohr des Tribunen, und ward auf der Stelle niedergeſtoßen. Mit vorgehaltenen Dolchen und Schwertern zwang man den Vitellius, das Geſicht empor zu richten, um es den Beſchimpfungen Preis zu geben. Sehen mußte er, wie ſeine Bildſäulen zuſammenſtürzten, hinſchauen nach der Rednerbühne, und dem Curtiſchen See, wo Galba getödtet worden war. Zuletzt ſchleppte man ihn nach den Gemonien hin, wo der Leichnam des Flavius Sabinus gelegen hatte. Man wollte jeglichen Jammer der Erde, und jegliche Schande zuſammendrängen in wenige Minuten.

Ein einziges Wort führt man von ihm an,

das wenigſtens von einem nicht ganz und gar zerbrochenen Gemüthe zeigt, indem er auf den niedrigen Spott eines Tribunen erwiederte: „Er ſei denn doch ſein Fürſt geweſen.“ Dann endlich, von vielen Wunden verletzt, ſank er todt zu Boden. Das Volk ſchmähte den Todten mit eben der Schlechtigkeit, als es früher ſklaviſch dem Lebenden gefröhnt hatte.

Vitellius hatte den höchſten Schmerz ertragen, den vielleicht je ein Menſch erduldete, und den billig kein Menſch erdulden ſollte, einen Jammer, bei dem man nur mit verletztem Gefühl verweilen kann.

71.

Vitellius hatte ein Alter von 57 Jahren erreicht *). Die Berühmtheit ſeines Vaters L. Vitellius, nicht eigne Verdienſte, verſchaffte ihm

---

*) Mit dieſer Angabe ſtimmt Sueton (Vit. 18.) [illegible]

Conſulat, Prieſterwürde, Rang und Auszeichnung unter den Großen. Die ihm die Regierung anvertrauten, kannten ihn nicht, denn ſelten iſt ein Monarch wie dieſer in der Geſchichte zu finden. Die Neigung des Herrn, die ſonſt oft, ſelbſt durch das edelſte und beharrlichſte Streben ſo ſchwer zu erwerben iſt, erwarb er durch Schlaffheit, und wenige haben jene Liebe in ſo hohem Maaße durch Tugenden erworben, als er durch Unbedeutenheit. Soll etwas an ihm gerühmt werden, ſo iſt es eine gewiſſe Einfalt und Güte, die tadellos, weil ſie von ſeiner ſtarren Seite ausgieng, beſonders in Beziehung auf unwürdige Menſchen, in Uebermaaß ausartete und verderblich ward. Um die Freundſchaft von Männern, die er für bedeutend hielt, bewarb er ſich nicht nur aus ſeiner Lebensangſt und weil er ſich ſelbſt als unzuverläſſig erkannte. Doch um ſie zu erlangen, konnte er nichts bieten als Geſchenke, nicht entſchiedenen Charakter, nicht angemeſſenes Vertrauen, nicht anziehendes Talent. Selten iſt deshalb auch irgend ein Fürſt ſo oft und vielfach verrathen worden als er, und wenn es auch keinem Zweifel unterworfen iſt, daß der Untergang des Günſtlings für den Staat ſehr wohlthätig war, ſo gereicht dieſer Umſtand doch denen nicht zur

Entſchuldigung, die den Verrath an dem Argloſen übten. Wir finden keinen unter ihnen, dem wir eine reine Abſicht, die auf das Allgemeine ſieht, leihen, dem wir auch nur eine klare Anſicht zutrauen dürften. Auch ſchien das Schickſal dieſen ſchmählichen Verrath, ſo wie die frevelhafte Unbeſtändigkeit der Römer, rächen zu wollen, denn auch nach des Fürſten Tode, auch nach dem Untergang des muthigeren Bruders L. Vitellius, kehrte noch immer nicht Ruhe und Frieden in die unſelig empörten Gemüther zurück. Noch lange dauerte es, ehe die Flaviſche Familie ſich in dem ruhigen Beſitze des Thrones befand, und ein Veſpaſianus, und nach ihm ein Titus retten durfte, was noch zu retten war. Doch auch dann ſtand ſchon der dunkelſchwere Domitianus im Hintergrunde, um von Neuem das Racheſchwert zu ſchwingen über ein Volk, das in der Erinnerung an ſeine große Vorzeit nur ein peinlich banges Schreckbild ſah, und die alten Tugenden bloß nur noch auf der Bühne und dem Rednerſtuhle loben ſah und preiſen hörte.

Doch als bereits alles verloren ſchien, da ſchenkte das Schickſal den Römern noch einen Mann, auf den es, wie man wohl ſagen darf, die ganze Maſſe von Verſtand und Talent häufte, die ſonſt nur unter Einzelne vertheilt worden war. Die Menſchen alle klar durchſchauend, ſtellte er die Geſchichte des ſinkenden Volkes dar, und mit dem ewigen Ideal der Tugend und Schönheit in der Bruſt, und weit erhaben über die Zeit, lehrte er die Nachwelt das Höchſte was der Hiſtoriker lehren kann, wie Nationen fallen, wie Nationen ſich heben und wodurch ſie ſteigen und fallen müſſen. Er beſchließt gleichſam ſelbſt die Geſchichte welche er ſchrieb, wie eine ewige Säule, hinter der faſt alles wüſt und leer wird, und kaum das Leben ſich noch heucheln läßt. Es bedarf des Zuſatzes nicht, daß hier Cajus Cornelius Tacitus gemeint ſei.

II.

Andeutungen.

Was die Treue in der Liebe iſt, iſt der Fleiß in der Wiſſenſchaft: eine erfreuliche, ſich ſelbſt belohnende Gewohnheit.

Man kann es nicht oft genug wiederholen, daß ein großer und bedeutungsvoller Irrthum lehrreicher ſei als eine halbe oder dreiviertel Wahrheit. Unſre currenten Hiſtoriker, die in die Weltgeſchichte hineinſehen, wie in einen Guckkaſten voller Schlachten, Königskronen und Jahrzahlen darüber, können ſich unendlich erzürnen, wenn ein geiſtvoller Geſchichtsforſcher unter mehreren neu eröffneten, herrlichen Anſichten, auch einmal ein irrendes Urtheil ſich zu Schulden kommen läßt. Man thut wohl, ſie dann an das ganz einfache Wort zu erinnern, mit welchem dies Fragment begann, oder will man lieber in Verzu sprechen, so hat Schiller bereits mit einem guten, ähnlichen Distichon ausgeholfen:

> Nur das feurige Roß, das muthige, stürzt auf der Rennbahn;
> Mit gemächlichem Pas schreitet der Esel einher.

Nichts setzt die Mehrheit unserer Romanensteller so sehr in Verlegenheit, als die Sehnsucht des Publikums nach interessanten Charakteren, deren Aufstellung bekanntlich mit einigen Schwierigkeiten verbunden zu sein pflegt. Sie haben deshalb manche Hausmittel erfunden, um wenigstens den guten Willen zu zeigen, dem Wunsche Genüge zu leisten. Das Erste und Ordinärste ist: Es wird ein junger Mensch, oder ein alter Mann aufgeführt, und geradezu dabeigesetzt, er sei wirklich sehr interessant, alle Welt halte ihn dafür, und es könne gar von keinem Zweifel die Rede sein. Einige Leser werden damit ordentlich verblüfft, und glauben es, um nur schnell loszukommen. Das zweite Mittel ist: Man läßt ihn in der Geschwindigkeit mehreren armen Personen wohlthun, wobei er sich jede Danksagung verbittet und unerkannt bleiben will. Auch wird als Gegenstück ein Duell erzählt, in welchem er irgend einen gefährlichen Mädchenverführer — gewöhnlich iſt es ein Kammerjunker — bedenklich gezeichnet hat. Das dritte Mittel iſt die Beſchreibung des Geſichts und der Geſtalt nach hergebrachter Weiſe: Jupiters Stirn, die Augen des Mars, Merkurs ſchwebenden Schritt, u. ſ. w., wodurch man fröhlich hofft, ein Bild hervorzubringen. Kann man dieſem ſo geſchilderten Manne etwa noch eine ausländiſche Huſarenofficiers-Uniform anlegen, und auf einen gewiſſen ſanft melancholiſchen Zug auf der Wange aufmerkſam machen, ſo iſt die Arbeit ſchon halb vollendet, denn es verlangt den Leſer zu wiſſen, woher wohl jener melancholiſche Zug gekommen ſei. Ein viertes, fünftes u. ſ. w. Mittel iſt, einen ſolchen Intereſſanten gleich heftig weinend, oder betend, oder bedenklich ſinnend, oder an eine Urne gelehnt, oder mit dem Degen in der Hand auf die Bühne des Romans treten zu laſſen. Nicht ganz ohne Wirkung ſoll es ſeyn, wenn man ihn zu einem Ausländer macht, z. B. zu einem Schweden oder Spanier, oder Sicilianer, doch bieten ſich auch Norwegen, Island, Sardinien, die Halb-Inſel Morea u. ſ. w. als gute, noch wenig benutzte Länder dar. Ueber den ganzen Mann muß etwas Geheimnißvolles ausgebreitet ſeyn, er muß zuweilen einige ſeltſame Worte ausſprechen, die Niemand recht verſteht, und noch auffallender werden durch die Erklärung, er habe ſich vergeſſen. Auch für eine angemeſſene Kleidung (denn mit der Uniform geht es doch nicht immer) muß der Dichter Sorge tragen, denn das wird Niemand verlangen können, daß ein intereſſanter Mann in gewöhnlichem Frack erſcheine, da er, wie bekannt, auf einen weißen Mantel und Spaniſchen Hut mit ſchwarzen Federn, die gerechteſten Anſprüche machen darf.

Sollte übrigens Jemand fragen: Was iſt denn nun in der That vonnöthen, um einen wirklich intereſſanten Mann zu ſchildern? ſo ſcheint man es zu treffen, wenn man zuförderſt von dem Dichter verlangt, daß er ſelbſt einigermaßen intereſſant ſei, und einiges poetiſches Talent bei der Sache aufzuwenden habe.

Es iſt dem gemüthvollen Dichter erlaubt, jedes Leiden, ſo wie jedes Glück das ihm begegnet, allegoriſch, oder, wenn man lieber will, welthiſtoriſch zu nehmen, und es ſo zu erhöhen.

Wohl thut man, ſich mitunter auch einer gewiſſen allegoriſirenden Laune hinzugeben, in welcher zuweilen etwas angenehm Beruhigendes liegt. Iſt z. B. der gebildete Mann in einer durchaus rohen oder widerwärtigen Geſellſchaft, ſo denke er ſich, er ſei Orpheus unter den Thraziern, oder Ovid zu Tomi, oder gar der verlorne Sohn unter den Schweinen. Giebt der Freund ihm eine trübe Stunde oder Woche, ſo verzeihe er ihm aus reiner Luſt an der Idee der Freundſchaft, die mitunter nicht recht zur Erſcheinung gelangen kann, wie etwa ein zu ſehr gerührter Jüngling zuweilen gar zu den böſeſten Flüchen ſeine Zuflucht nimmt, um nur die Herzensweichheit zu verbergen. Muß er gar ein wenig hungern und durſten, und frieren und in der feuchtkalten Zugluft des Lebens ſtehen, ſo denke er zuvörderſt an alle die herrlichen Menſchen von Abraham bis zur Franzöſiſchen Revolution, die ein gleiches Geſchick hatten und dabei fröhlich in das ringsumher beſchneiete Leben hineinſahen, oder er bilde ſich ein, das Schickſal ſei nur eine gute ſparſame Hausfrau, die den Kindern das ganze Jahr hindurch nichts ſchenkt, als zu Weihnachten. Wer weiß, fällt dann auch für ihn etwas ab, und geſchieht es auch dann nicht, ſo iſt ja übers Jahr wieder Weihnachten, wo alles erſetzt werden kann.

Es giebt kein Leiden, dem ſich nicht eine ſcherzhafte Seite abgewinnen laſſen ſollte, wobei wir nur einräumen, daß der Schmerz um verlorene Liebe und Ehre, und jener nicht zu nennende, der das Wort flieht, eine ſchauderhafte Ausnahme machen. Ueberhaupt ſollten wir den Scherz nicht zu oft bloß an bequem erfreuliche Gegenſtände wenden, ſondern ihn öfter aufſparen für die beſchwerlichen Launen des Lebens. Für den witzig und humoriſtiſch geiſtreichen Mann, hat, ſo ſcheint es, ſelbſt das äußere Schickſal einen gewiſſen Reſpekt, und es wagt ſich nur ſelten an ihn, da es im Gegentheil den trocken Ernſthaften, faſt möchte man ſagen, mit einiger Luſt, unter Waſſer ſetzt und Thränen.

* * *

Wenn die Noth Eiſen bricht, ſo bricht auch Eiſen Noth.

* * *

Daß die Gelegenheit Diebe mache, iſt häufig genug beklagt worden: daß die Gelegenheit aber auch ihre Poeten mache, das läßt man ſchon eher hingehn, da ja eben das Gemachte zum

Theil mehr geliebt wird, als das mit Freiheit Entſtandene.

Es giebt auch eine Begeiſterung der Eile. Sie geht hervor als das ſchöne Reſultat der kühnen und gewaltigen Zuſammenraffung aller Kräfte zu Einem Punkte. Die ſchönſten und geiſtvollſten Ideen werden gewöhnlich in dem entſcheidenden Augenblicke, wo eine bedeutende Frage eine bedeutende Antwort raſch erfordert, zu Tage gefördert. Den bequem ſinnigen Naturen, die man auch monologiſche nennen könnte, iſt nichts heilſamer als ein kecker Freund, der ſie zuweilen gewaltſam in den Dialog hineinreißt, und wie mit einer Wünſchelruthe, die köſtlichen Metalle in ihnen hervor hebt, die ſie, im ſtolzen Bewußtſein, daß ſie ſie wirklich haben, zu bearbeiten oft verſchmähen.

Man rühmt der Noth gar vieles nach, z. B. daß ſie alle Künſte gelehrt habe, daß ſie kein Gebot kenne, daß ſie Eiſen breche u. ſ. w. und zeigt durch alle dieſe in Saft und Blut übergegangenen Redensarten, doch nichts weiter an, als daß man überhaupt von der Nothwendigkeit nichts anderes erwarten ſolle, als daß ſie ſich ewig wie Nothwendigkeit gerirt, und daß ſie im ewigen Kampfe gegen die Freiheit, oder was meiſtens daſſelbe iſt, im ewigen Streben, Freiheit zu werden, nur noch verſtockter und hochmüthiger wird. Das Beten, welches bloß die Noth lehrt, ſteht wohl noch tief unter dem Fluchen, dem doch Reue folgen kann.

Wenige Fehler ſind ſo ſchwer zu beſiegen als die Ruhmſucht, ja man könnte im halben Ernſt ſagen, daß derjenige, der wider ſie ſchreiben wollte, aus Selbſtverläugnung ſich zwingen müſſte, ein wenig matt und ſchlecht zu ſchreiben, damit ihm nicht etwa durch eine Schrift wider die Ruhmſucht, Ruhm erwachſe. Schade nur, daß durch eine ſolche Schrift der Fehler nicht gehoben würde, der allerdings ſo tief liegt, daß nur die allerhöchſte Anſtrengung und die ſiegende Gewalt der tiefſten Gründe etwas gegen ihn vermag.

Soviel mir bewußt, beſitzen wir keine einzige gute Schrift gegen die Ehrſucht, auf deren Titel der Verfaſſer ſich nicht genannt hätte, wodurch denn freilich jene halbſcherzhafte Anklage neues

Gewicht bekommen dürfte. Wäre es aber auch dann auf einigen Ernſt angeſehen, ſo ließe es ſich doch viel leichter verzeihen, als wenn ein Millionär, in der Fülle der Genüſſe, von der Verachtung des Reichthums und der Vortrefflichkeit der Armuth ſchreibt, um ſich auf ſolche Weiſe gleichſam durch geiſtige Wolluſt den Genuß zu erhöhen. Man wird dabei an Seneca ſich erinnern, dem man freilich vorwerfen kann daß er an Tiſchen von Cedernholz und Silber den Reichthum ſchmähete, allein man vergeſſe nicht jene herrliche Rede an den Nero, in der er ihn auffordert, alles wieder zurück zu nehmen. Wobei freilich nur der einzige Vorwurf auf ihm ruhen bleibt, daß er jemals von ihm annehmen konnte *).

Der genialſte Held des Alterthums iſt ohne allen Zweifel Alexander der Große, woher es denn auch wohl kommen mag, daß er der Mehrheit der Hiſtoriker bei weitem weniger gefallen hat, als der ruhig kalte große Schlachten- und Menſchen-Berechner Julius Cäſar. Warum

---

*) Vgl. Tacitus Annalen. XIV. 53.

müßte das Schickſal ihm, der nur einen Apelles fand, ihn zu malen, nie einen Dichter gewähren, der ihn beſang? Oder iſt er etwa ſelbſt Geſang, und bedarf des Dichters nicht?

Die deutſche Sprache iſt in ſich ſelbſt durchgängig redlich, naiv, witzig und geiſtreich. Man kann dies in den mannigfaltigſten Beziehungen nachweiſen, wofür indeß der Raum eines Fragmentes nicht hinreicht. Hier ſei es genug, auf das feſt ſtehende Verhältniß, oder, wenn wir es ſo nennen dürfen, die liebende Sehnſucht gewiſſer Worte zu einander, hinzudeuten. Es iſt gewiß nicht zufällig, daß ſich Sonne und Wonne, Herz und Schmerz, Kraft und Saft, Schutz und Trutz, Leben und ſtreben, Sterne und Ferne, gut und Blut, u. ſ. w. in ewigen Reimen begegnen. Es iſt, als *wollten* ſie ſich nicht trennen, ſondern gehörten wie Mann und Frau oder Geſchwiſter zuſammen, und es iſt mir oft wahrhaft lächerlich und verkehrt vorgekommen, wenn manche Dichter aus Vornehmheit jene ehrlichen Reime verſchmähen, und ſtets nur Wörter zuſammen zu reimen ſtreben, die ſich fremd anſehen wie Böhmen und Spanien. Man ſollte dergleichen fremdartige Reime nur dann gebrauchen, wenn man auf Ueberraſchung ausgeht, oder etwas Komiſches und Humoriſtiſches im Sinne hat. Das einfach fromme, lyriſche oder elegiſche Gedicht wird wie aus ſeinen Fugen gehoben, ſobald auch nur ein einzigesmal die kokette Abſicht des Dichters, durch ſchwere Reime imponiren zu wollen, ſichtbar wird.

Man hat ehedem oft gelächelt, daß ſich der Deutſche und das Deutſche durchaus mit gar nichts zuſammen reimen will, indeſſen, dünkt mich, haben beide Wörter, die denn doch die Ideen repräſentiren, gar gute Urſachen zu ihrer Sprödigkeit gehabt, auch ſcheint es, lächle man jetzt eben nicht ſonderlich mehr darüber.

Eben ſo hat es mich immer gar ſehr ergötzt, daß ſich der Zweifel nur mit dem Teufel reime, von dem er auch allein hergekommen iſt, oder daß, wenn man lieber will, jener böſe Feind unter allen deutſchen Wörtern nur dies eine ſich zum Liebling auserkohren hat.

Der göttliche Glaube hat noch kein Wort gefunden, das ſeiner völlig würdig wäre, doch liegt es nahe, daß man ihn — nicht raube.

Die meiſten Menſchen gleichen in Hinſicht des Glaubens, dem reichen, mit Purpur nur behangenen Mann im Evangelium, der den Abraham bittet, einen Todten erſcheinen zu laſſen, um ſeine Brüder auf den rechten Weg zu bringen. Alles ſoll von Außen herein kommen, der Idee mistraut man; der Erſcheinung nicht, der trüglichen, der allein mistraut werden ſoll.

* * *

Das altdeutſche Schauſpiel geht ſtets ſelbſt bei dem rein Geiſtigſten und Ueberſinnlichen auf die klarſte und ehrlichſte Verſtändlichkeit und Verſinnlichung aus. Z. B. die Qualen des böſen Gewiſſens, oder die Verzweiflung, werden nicht bloß geſchildert, ſondern es erſcheint auch ein Geſpenſt, gewöhnlich ein Gerippe, welches dem Zuſchauer wie dem Helden auf der Bühne erklärt, es ſei jene Gewiſſensangſt und jene Verzweiflung. Man kann allenfalls dabei ein wenig lächeln, doch nicht darüber.

* * *

Ernſthafte und wehmüthig gebildete Menſchen, leiden in gar vielen Geſellſchaften, in denen es bekanntlich ein wenig gemein und langweilig hergeht, das alte wohlbekannte allegoriſche Schickſal des verlorenen Sohns unter den Schweinen. Indeſſen würde ihre Wehmuth gemäßigt werden, wenn ſie bedächten, daß ja ſelbſt dem verlornen Sohne eine Strafruthe in der Hand blieb, um die widerwärtigen Thiere zu lenken: und muß deshalb nicht jedem tugendhaften Menſchen ein noch weit kräftigeres Zepter bleiben? Schade nur, daß er meiſtens zu bequem oder zu zart iſt, um ihn zu gebrauchen. — Der verlorene Sohn muß freilich raſch zum Vater zurückeilen; doch um den reinen Menſchen, und in ihm iſt der Vater immer; es ſei jener auch, wo er ſei.

Das letzte Ziel der Bildung iſt keineswegs Ruhe oder Behaglichkeit, wohl aber ihr Lohn.

Manche Städte gleichen ausgewaſchenen Meſſern, und ihre Einwohner, Kranken, die durch Sünden oder Blutverluſt die Farbe eingebüßt haben.

Wehe dem allezeit fertigen Schriftſteller, für den die ganze Natur nur daſtehe, damit er herausnehme was ſich etwa abſchreiben ließe.

Die Geſundheit iſt faſt ſo nöthig als die Tugend. Man gebraucht ſie in jedem Augenblicke, und zwar zu allem, zum Reden wie zum Schweigen, zum Handeln wie zum Dulden, zum Schmerz und zur Freude, zum Leben und — es iſt gewagt zu ſagen — zum Tode.

Man ſollte Plutarchs Methode des Paralleliſirens der hiſtoriſchen Charactere fortſetzen, weil dadurch eine unendliche Klarheit entſteht, die auf keinem anderen Wege ſo leicht erzeugt wird. — Z. B. der zu tauſendfachen Betrachtungen Stoff liefernde Tiberius, wird uns am deutlichſten, wenn wir ihn mit Philipp II. von Spanien vergleichen. Nur der letztere war in ſich ſelbſt durchaus ſicher, was er klar genug zeigte bei dem höchſten Verluſt, den vielleicht ſeit Jahrhunderten ein König erlebt hat, dem Verluſt der unüberwindlichen Flotte. „Gott iſt über mir“, dies war die Beruhigung, die ſelbſt ſeinem kalten Gemüth die Religion gab, und dann kam raſch der noch kältere Stolz: „Ich ſandte meine Krieger und meine Schiffe nicht gegen Stürme und Klippen, ſondern gegen Menſchen.“ Selbſt das entſetzliche, aber große Wort, das Schiller dem

Großinquiſitor in den Mund legt, um jeden Zweifel bei Don Carlos Tod zu vernichten: „die ewige Gerechtigkeit zu ſühnen, ſtarb an dem Kreuze Gottes Sohn“, traue ich eher Philipp ſelbſt zu, ihm, der während ſeines ganzen Jünglings- und Mannesalters nur zweimal lächelte.

Tiberius hingegen iſt durchaus nicht in ſich geſichert, daher nicht einmal frei von Gewiſſensbiſſen. Er iſt kalt, oft nur aus Scheu vor der Wärme, die ihm unvorſichtige Worte und Handlungen leihen könnte, und in jeder Neigung, z. B. für Sejan, iſt er der Beſiegte. Er iſt mit ſich ſelbſt unzufrieden, und macht in dem bekannten Briefe ſogar den Senat mit ſeinen hohlen Qualen und ſeiner ſchauerlich öden Langeweile bekannt. Bei Philipp kommt alles Unglück von außen, alle ſeine Pläne mißglückten, der Weltgeiſt ſelbſt ſtellte ſich ihm entgegen, dennoch gab er nicht nach und blieb ewig ſeinem furchtbaren Willen getreu. Den Tiberius begünſtigte das äußere Glück ſein ganzes Leben hindurch, und faſt jede Unternehmung gelang; nur die nicht, ſich innere Freude und Ruhe zu erwerben.

Ich habe hier nur wenige Data zu einer Vergleichung beider Fürſten gegeben, doch mögen ſie genügen, da ſie eine weitere Ausführung ſehr leicht machen, die ich mir deshalb erlaſſen darf.

Wir Deutſchen ſind bekanntlich nicht arm an vortrefflichen Dichtern; reicher aber noch an bedeutenden producirenden Tonkünſtlern. Daher allein ſchreibt es ſich, daß unſer Publikum, zwar überhaupt vergeßlich, doch in Hinſicht der Muſiker am allervergeßlichſten iſt. Mit dem ſüßen Getändel der meiſten heutigen Componiſten völlig zufrieden, gedenken ſie faſt nie der großen Meiſter der Vergangenheit, oder ſie erklären, wenn ja einmal die Rede darauf kommt, im Allgemeinen [illegible], ſie ſind allerdings recht ſchätzbar, wollen aber nicht weiter damit beläſtiget ſeyn. Man könnte ohne Uebertreibung behaupten, daß ſelbſt die großen Bache, Händel, ja ſelbſt Gluck, ziemlich vergeſſen ſind: denn daß man alle Jahr einmal eine Oper oder ein Oratorium von ihnen aufführt, will denn doch noch immer nicht von einer beſonderen Liebe zeugen. Und was vollends die geiſtliche Muſik, wer kennt ſie? wer ſuchte noch die, wenn gleich minder genialen, doch immer noch bedeutenden Compoſitionen eines Telemann, Mattheſon, Scheibe u. ſ. w. — Einer aber dürfte vielleicht auf den traurigen Beinamen „des Vergeſſenſten aller Vergeſſenen" Anſpruch machen: ich meine Reinhard Keyſer, Däniſchen und Mecklenburgiſchen Kapellmeiſter, geb. 1673, geſt. 1739. Er iſt der Erſte, der in Deutſchland die wahrhafte Opernmuſik hervorbrachte, und eine allgemeine Liebe zur Tonkunſt erregte. Als er, ein einundzwanzigjähriger Jüngling, den Entſchluß faßte, die Operngeſellſchaft in Hamburg, die bedeutendſte damals in Deutſchland, zu dem reinen Geſchmacke hin zu führen, bedurfte er dazu faſt nur einer einzigen Oper „Baſilius," um alle Gemüther an ſich zu ziehen. Selbſt die berühmteſten Meiſter des damaligen [illegible], [illegible] ſeine Nebenbuhler, und auch überdies gar lang im [illegible], konnten ſeine Werke genug [illegible], um ihm die gebührende Huldigung dar zu bringen.

„Was wäre das für eine Ehrenpforte, ſagt Mattheſon in der [illegible] [illegible] Namens, worin Keyſer keinen Platz gefunden hätte. Ein Gewiſſes kann ich von dieſem Manne ſagen, ([illegible] [illegible] [illegible]) denn er iſt es, dem Deutſchland, Italien und England in Anſehung der Melodie alles zu danken haben. Händel, Haſſe und Graun haben ſich nach ihm gebildet und häufig seine Erfindungen geraubt.“ Mattheſon, rühmt den Keyſeriſchen Muſiken Melodie, Feuer, Reichthum und Leichtigkeit nach, ja er nennt ihn ſogar geradezu „den größten Operncomponiſten in der Welt,“ nach deſſen Abſterben niemand mehr etwas anders habe hören mögen. Scheibe ſtimmt ihm völlig bey, und Haſſe bediente ſich, nach Burney's Verſicherung, (ſiehe deſſen muſikaliſche Reiſen überſetzt von Bode) des ausdrücklichen Mattheſoniſchen Ausdrucks: Keiſer ſey der größte Tonmeiſter in der Welt geweſen.

Die Fruchtbarkeit ſeines Genie's muß das höchſte Erſtaunen erregen. Außer einer großen Menge von Oratorien und andern Kirchencompoſitionen, ſchrieb er hundert und ſechszehn Opern; und in allen dieſen Werken hat er ſich nach der beſtimmten Verſicherung des gedachten Mattheſon, niemals wiederholt. Zwar rühmt man an ihm eine tiefe Einſicht in die muſikaliſche Wiſſenſchaft weniger, als in das Zärtliche und Melodiſche derſelben.

Ich glaube, daß ich unter allen ſeinen Werken, von denen ehedem leider kaum der zwanzigſte Theil gedruckt worden, nur ein einziges kenne, das unter dem Titel „Auserleſene Soli-

[illegible] aus dem in der ſtillen Woche 1712 und 1713 muſikaliſch aufgeführten Oratorio: „Der für die Sünde der Welt gemarterte und ſterbende Jeſus“ Hamburg, 1712, erſchienen iſt. Doch dies iſt ſchon hinreichend, um in ihm einen reichen, frommen und milden Geiſt anzuerkennen, und es hat mich veranlaßt, ſeinen Namen auch hier wieder hervor zu rufen, der faſt eben ſo verſchollen iſt, wie ſeine Geſänge.

Es iſt eine ganz eigene Sache mit der deutſchen Unſterblichkeit, bei der es in der That ſchon ziemlich viel iſt, wenn ſie ſich auf 20 Jahre ausſtreckt, da die Erinnerung an kaum ſo viele Namen geſund und rüſtig bleibt. Es giebt ſogar literariſche Unſterblichkeiten, die nur ſo lange leben als der Tag dauert, an welchem das kritiſche Blatt erſcheint, welches die beſagte Immortalität verleiht.

Horaz beſtimmt bekanntlich neun Jahre Zeit, nach deren Ende man erſt eine Schrift herausgeben ſoll, einige ſelbſt der vortrefflichſten deutſchen Schriftſteller haben hingegen die Zeit von neren Menſchen, die ja auch bekanntlich den Mäd- [illegible] ſo reichlich iſt, zur Entwickelung eines Gedankes von mehrerem Umfange ſehr hinderlich. Dem Dichter erzählt man, er habe jede Seite gemalt, und dem Dichter, ſo bald er voll geworden, den Augenblick in die Preſſe geſandt, und Horaz, ihn bei der zweiten Reviſion zu verbergen. Der Frage, wer nun Recht habe, wird wohl am beſten durch die allgemeine Antwort begegnet: Sende nie eine Zeile in den Druck, die nicht der [illegible] des inneren [illegible] die [illegible], und ſende ſie nicht früher ab, als bis du die ruhige und vollſtändige Ueberzeugung haſt, daß du ſie mit dem Aufgebot aller deiner Kräfte gegeben und daß du nach deinem ganzen inneren Weſen nichts daran zu ändern im Stande biſt. Habe keine [illegible] nach dem Druck — nicht feige zu ſeyn, ſondern vertraue dem Genius, der in dir waltet. Vertraue ihm ohne Hochmuth, denn ſonſt wird [illegible] [illegible] Genien, aber mit mildem Stolze, damit er ſeine Flügel ruhig in der Sonne entfalten und trocknen könne, ohne von [illegible] Zweifeln geſtört zu werden. Dieſe letztern [illegible] nämlich [illegible] die Wiſſenſchaft, ſondern, wenn ich ſagen darf, ein gewiſſes Ueberlauter Nebenverſtand, der billig ganz unterdrückt, und nie zum Worte kommen ſollte.

Man ſoll nicht zur Kunſt flüchten wollen, wie es Manche möchten, die an den Schmerzensſtacheln eines mißverſtandenen Lebens ſich halb ſchon verblutet haben. Solche Findelinge nimmt ſie nicht auf.

Hanc veniam damus, petimusque vicissim. Dieſen Spruch führen zwar alle Menſchen im Munde, doch wenige wenden ihn praktiſch an. Am meiſten aber ſündigen wohl die Künſtler dagegen, indem ſie mit beſchränkter Liebe und Abneigung, gerichtet nur auf das Einzelne, nichts Allgemeines und Ganzes erfaſſen können. Dieſer eng beſchränkte Sinn, mit dem ſie Parthei nehmen, iſt es, der ihre Werke ſo peinlich macht, und kommt nun gar noch die alte abgetretene Spur der [illegible] [illegible] Art mechaniſcher [illegible] und einer eben ſo mechaniſchen [illegible] hinzu, ſo ſteht das Werk in ſeiner [illegible] vollendet da.

Iſt z. B. von der Vertreibung der Könige aus Rom die Rede, ſo kann man ſicher darauf erzählen, daß Tarquinius Superbus mit kurzen oder auch mit breiten Worten, als ein im beſten Laune [illegible] Satan geſchildert werden würde! Brutus benommen als ein noch [illegible] Gott. Bei Sokrates, Anytus und Melitus, bei Brutus und Cäſar, Octavia und Cleopatra, treten ähnliche Verhältniſſe ein, und man kennt bereits die präſtabilirte Disharmonie, die ſich hier im Hiſtoriker kund geben wird.

Doch in der neueren Geſchichte ſtellt ſich jenem Humoriſten ein noch weit bequemer für [illegible] [illegible] [illegible] Schriftſteller zu bearbeitendes Bild auf. [illegible] der [illegible] iſt ihnen der grauſamſte Sünder, der je gelebt, ſo lange ein Tag geſchienen, oder [illegible] hat, die [illegible] vom Herrn und ſämmtlich keine Schuld[illegible], und ſelbſt auf die aufgeklärteſte Weiſe mit ſeine [illegible] er; den [illegible] muß zu anderen [illegible], noch nicht geringeren Lob verdient, und es kommt dem Hiſtoriker nicht darauf an, ſie mit den ſehr gemachten Alt-Römern oder Alt-Deutſchen zu vergleichen. Cortez, [illegible], Pizarro und Almagro, ja ſämmtliche Spanier, die zuerſt die neue Welt mit dem Degen betraten, ſie zu erobern und zum Chriſtenthum hinüber zu leiten, werden als [illegible] Muſter ge ſchildert, und ein wahrer Abdruck von Unthaten derſelben vor unſerm Auge enthält. Wie man es mit Carl dem Fünften und Ferdinand dem Zweiten gemacht hat, iſt ſo bekannt, daß wir uns das unangenehme Geſchäft erſparen können es wieder zu ſagen.

Es iſt die erſte Pflicht des Hiſtorikers, einen Charakter rein aus demſelben heraus zu conſtruiren und darzuſtellen, doch ſo lange er noch von irgend einer engen unwiſſenſchaftlichen Privatneigung oder Abneigung befangen iſt, lege er nicht Hand an die Zeichnung. Die Geſchichte iſt zu gut und zu ernſt, um aus ihr ein bloßes moraliſches Bilderkabinet machen zu wollen; und ſo wäre es denn wohl recht gut, wenn ſich die Mehrheit unſerer Geſchichtſchreiber, an den alten griechiſchen Mythus von Proteus erinnern wollte, der „wenn Menelaus in ſeine dunkle Grotte drang,“ dem Kämpfer zum Hohn, in tauſend unterſchiedliche Geſtalten ſich verwandelte.

Für den noch unreifen ſchwärmenden Jüngling, iſt es immer ſchon Etwas, wenn er nur zuweilen einräumt und auch im Herzen anerkennt, daß das, was er in gewöhnlichem Ueber noch für eine zufälligen Einlaß gebende Thür gehalten, als nur eine ſtarre Mauer iſt, die er weder durchrennen noch überfliegen kann.

Man ſpottet häufig über die oft ſeltſamen Titel der neuern Romane und Schauſpiele, und in der That geben dieſelben Stoff genug für die Perſiflage. Da es indeſſen faſt zu leicht iſt, über Vergleichen zu ſpotten, und ſelbſt die gewöhnlichen [illegible] der beſten Geſellſchaft immer auf alten Spaß bei der Hand haben, ſo wird einem die Sache faſt ein wenig verleidet. Ein ungewöhnliches Bild findet man bei den ältern Deutſchen Schauſpielen und Romanen, die nicht ſelten deutlich genug ihren ganzen Inhalt ſchon auf dem Titelblatte anzeigen, z. B. „Der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier.“ Aber iſt wahre Erhabenheit, Anſchaulichkeit und Allmächtiges Weſen. Der [illegible] giebt uns nicht bloß einen Begriff, ſondern mit ihm dem Gemüthe zu gleich, ein Bild von der Liebe. Dieſes Bild zu wählen aus dem Garten, aber ein ausgezeichneter, und immer ein Irrgarten. Wir [illegible] dem Schickſale, haben aber auch manches Bedenkliche haben. Doch der Dichter iſt [illegible] ges zufrieden, und eine höchst interessante Decoration zu bieten: er bringt sie auch. Dieser Irrgarten nämlich ist nicht leer, man zeigt uns einen, der in demselben wandelt, taumelt, ja sogar, was das Bild vollständig macht und uns mit Schrecken und Mitleiden erfüllt, [illegible] taumelt. Endlich, wer ist nun dieser Taumelnde? wäre es ein bloßer Bauer, wir müßten nur lachen, wäre es eines ehrlichen Bürgers Sohn, auch an ihm wäre so sehr viel nicht gelegen. Aber es ist ein Cavalier, und mit dem einen Worte steht das Bild eines sehr vornehmen galanten Jünglings mit seidnen weißen Schuhen, seidner Weste, hellblauen Beinkleidern und glänzendem Galanteriedegen vor uns. So hat der Dichter durch den bloßen Titel, Annehmlichkeit, Sentimentalität, Interesse und Schrecken verbreitet.

Noch giebt es manche andere Titel, die mir immer ungemeines Vergnügen gewährt haben, doch will ich nur noch zwey anzeigen: „Der von schmachtender und ungestörter Liebe hinsterbende Prinz“ (von Harald [illegible]. Aus dem ersten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts) und: „Der sich in allen nur möglichen Sünden herumwälzende, endlich aber wieder zur Gnade Gottes umlenkende Jüngling,“ (ungedruckt und etwa aus den dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts). — Sind dieſe Titel weniger erfreulich als etwa der trockene, nichts ſagende: „Clariſſe, oder die belohnte Tugend?“

Indeſſen hatten unſre Vorfahren auch manche Schauſpiele mit ſehr kurzen Titeln. So erzählte mir einſt ein ſehr ſchätzbarer **Greis** von achtzig Jahren, daß er ſich noch recht **wohl** erinnere, als ein achtzehnjähriger Jüngling ein Stück geſehen zu haben, das ihn ſowohl, als die ganze Verſammlung bis in das Innerſte gerühret habe. Es hatte den guten einfachen Titel: „Der Ladendiener, ein Tragödie,“ und ſtellte dieſen Jammer dar, wie er von mancherlei Noth gedränget endlich zu der unſeligen That geführt wurde, die Kaſſe ſeines Herren zu berauben. Die Sache kam an den Tag und er wurde gehängt. Ehe er aber zum Tode ging, hielt er noch eine Rede an die Zuſchauer, in der er ſie ſämmtlich auf den Namen der Tugend aufmerkſam machte, und insonderheit vor dem Stehlen warnte, welches niemand ohne Thränen und Wehmuth mit anhören konnte. — In neueren Zeiten haben wir manche berühmte Schauſpiele erhalten, in denen gleichfalls Kaſſen beſtohlen werden; doch unſere heutigen Dichter ſind viel zu weichherzig, um den Dieb aufknüpfen zu laſſen; gewöhnlich begnügen ſie ſich, ihn ſtark weinen zu laſſen, er erhält dann eine Strafpredigt nebſt etwas Reiſegeld, und muß auf und davon, um nur den Leuten aus den Augen zu kommen. Unſere Vorfahren waren ſtrenger, und hielten ſich, wie billig, an die Geſetze.

Ich geſtehe, daß ich jenem Ladendiener, bei mehreren Antiquaren eifrig nachgeſpürt habe, doch nicht ſo glücklich geweſen bin, ihn zu erhalten. Vermuthlich iſt er, wie ſo manches rechtſchaffene Stück unſerer Vorfahren, nur auf die Bühne; nicht aber in den Druck gekommen.

Der ſeltſamſte Streit, der vielleicht je geführt worden, iſt der über die Vorzüge von Nord- und Süddeutſchland, und die einzige Antwort, die (wenn man einmal auf einen Moment die platte Eintheilung und Zweiheit gelten laſſen will) hiebei zu geben wäre, möchte etwa die ganz einfache ſein, daß der Deutſche erſt dann zum wahren Deutſchen werde, wenn er die guten Eigenſchaften des Nord- und Süddeutſchen in ſich vereinigt. Uebrigens ſollte der Deutſche überhaupt kein ſolches Norden und Süden kennen, ſondern nur das heilige Deutſchland ſelbſt.

Es giebt ihrer viele, die von Deutſchland reden, wie etwa von einem erträglichen Wirthshauszimmer, in welchem Kaffee getrunken und Billard geſpielt wird. Da mag man allerdings ſtreiten, ob es beſſer ſei, nahe am Ofen zu ſitzen, oder näher bei den Fenſtern.

Warum ſagt man immer nur: „Er lebt in den Tag hinein?" warum nie: „in die Nacht hinein?" Ehrt man etwa den tiefern Sinn des letztern Ausdrucks?

Es giebt drei große Fragen, die man an jeden, mit dem man einen freundſchaftlichen Umgang anzuknüpfen geſonnen iſt, thun ſollte, und ohne deren befriedigende Löſung kein ſolcher möglich iſt. Sie ſind: „Woher? wohin? warum lebſt du?" Auch an jeden Schriftſteller ſoll man ſie thun, doch trifft es ſich mitunter, daß einige ſehr berühmte Autoren nichts Sonderliches zu erwiedern wiſſen.

Es iſt einer der betrübteſten Gedanken, daß der Menſch etwas wieder verlernen kann, wie nur der einzige Troſt waltet ob, daß dies doch nur Worte; nie Ideen treffen darf.

Die meiſten Menſchen ſind in der That nur mißlungene Verſuche, Menſch zu ſein, oft, ſehr oft wird nicht einmal ein ſolcher Verſuch angeſtellt. So wenig wir uns nun ſträuben dürfen, die einfach-traurige Wahrheit dieſes Satzes anzuerkennen, ſo dürfen wir doch keineswegs dabei ſtehen bleiben, ſondern wir ſollen uns ſogleich zu dem religiöſen Standpunkte erheben, von wo aus uns die heilige Pflicht erſcheint, dennoch der Idee der Menſchheit zu vertrauen, und im Vertrauen auf ſie, weiter fortzuhandeln.

Man hört oft das Wort: „Selbſtdenker“ und hat ſich ſo daran gewöhnt, daß man größtentheils nur wenig mehr dabei denkt. Die Sache iſt übrigens ziemlich leicht herauszubringen, denn Cajus denkt entweder oder er denkt nicht. Denkt er wirklich, ſo denkt er auch in der That und Wahrheit ſelbſt, und es hat noch niemand vermocht, einen andern für ſich zum Denken herauszuſenden. Er muß ſelbſt daran gehen, oder ſein Denken kommt natürlich gar nicht zu Stande.

An dem Abendthore von Theben ſtand die Inſchrift: „Dorthin geht der Weg nach Byzanz.“ Das iſt es, was der bewährte Philoſoph dem Lehrling ſagen kann, und ſagen ſoll, wenn er ihn zuvörderſt im Gehen, d. h. Denken, geübt hat. Doch den Gang ſelbſt ihm zu erſparen vermag er nicht, wie ihn etwa der Adler dem Lamm erſpart, das er mit in ſein Felſenneſt trägt.

Die nordiſchen, ſüdlichen, weſtlichen und öſtlichen Nationen unterſcheiden ſich nicht bloß in der Art, wie ſie das Große und Herrliche, was das Leben ſchmückt, behandeln, ſondern ſelbſt bis in den kleinſten Punkt hinein, der dem Leben einen momentanen Impuls gewähren kann. Daß dem Franzoſen, Spanier, Engländer und Italiener die Liebe und Freundſchaft ſich anders geſtaltet als dem Deutſchen, leuchtet am ſtärkſten in die Augen, wenn wir uns etwa einen Franzöſiſchen, Spaniſchen ꝛc. Werther denken im Gegenſatz mit dem unſrigen, der allein das Uebel an der Quelle angreift, aus der es entſpringt, den

Gift der unſeligen Leidenſchaft, die eigne Bruſt ſelbſt zerſtörend. Wie ſich ein Werther Spaniens, Englands ꝛc. gebärden würde, bleibe dem Scharfſinn der Leſer ſelbſt überlaſſen, in müßigen Stunden aufzufinden.

Unter jenen vorhin angedeuteten unterſcheidenden Geringfügigkeiten wollen wir nur einer erwähnen: des Getränks, deſſen die Dichter, wie im Leben, ſo auch in ihren Werken nicht vergeſſen. In den Engliſchen Romanen wird faſt bis zum Ueberdruſſe Thee getrunken, mitunter auch (doch geht es dann ſchon ein wenig wüſt her) Punſch, im Franzöſiſchen wird wenig gereicht, außer etwa Limonade oder Orgeade, im Italieniſchen Chocolade, in Deutſchen Erzählungen und Schauſpielen geht eine bedeutende Summe für Wein von allen Sorten auf, doch wird auch mitunter dem Kaffee eine billige Lobrede gehalten. Von dem ſonſt nützlichen Bier wird billig in Romanen nicht leicht die Rede ſein.

Zu den ganz vergeſſenen Dichtern der Deutſchen, und zwar zu denen, die ihre Vergeſſenheit durchaus nicht verdienen, gehört vorzüglich Jakob

Michael Reinhold Lenz, deſſen vorzügliche Anlagen durch ein unſeliges Geſchick gehemmt wurden, und nicht zur Reife kamen. Wie ſehr bedeutend aber ſeine Talente waren, zeigt ſich deutlich durch ſein Luſtſpiel: „Die Hofmeiſter,“ die Ueberſetzung des Shakſpeariſchen Drama's: „Der Liebe Mühe iſt umſonſt“, und durch die ausgezeichnete Freundſchaft, welche Goethe ihm widmete. Als man in Deutſchland, wo man ſich während ſeines Lebens faſt gar nicht um ihn bekümmert hatte, ſein jammervolles Ende vernahm, wünſchte man ſehr eifrig, es möge doch ſein Leben beſchrieben werden, damit die poetiſche Jugend abermals ein ſchreckliches Beyſpiel erfahre, wohin der Mangel an einem nützlichen Beruf führe; und damit der arme Dichter doch wenigſtens auf dieſe Weiſe, ſey's wider ſeinen Willen, nützlich werde.

„Er ſtarb, (heißt es in der A. L. Z. 1792, Int. Bl. N. 99.) von wenigen betrauert und von keinem vermißt. Dieſer unglückliche Gelehrte, den in der Mitte der ſchönſten Geiſteslaufbahn eine Gemüthskrankheit aufhielt, die ſeine Kraft lähmte, und den Flug ſeines Genies hemmte, oder demſelben wenigſtens eine unverkennbare Richtung gab, verlebte den letzten Theil ſeines Lebens in nutzloſer Geſchäftigkeit, ohne eigentliche Beſtimmung. Von allen verlaſſen, gegen Mangel und Dürftigkeit kämpfend, entfernt von allem was ihm theuer war, verlor er doch nie das Gefühl ſeines Werthes; ſein Stolz wurde durch unzählige Demüthigungen noch mehr gereizt, und artete endlich in jenen Troz aus, der gewöhnlich der Gefährte der edlen Armuth iſt. Er lebte von Almoſen, aber er nahm nicht von jedem Wohlthäter an; — und wurde beleidigt, wenn man ihm unaufgefordert Geld oder Unterſtützung anbot, da doch ſeine Geſtalt und ſein ganzes Aeußere die dringendſte Aufforderung zur Wohlthätigkeit waren. Er iſt auf Unkoſten eines Ruſſiſchen Edelmanns, in deſſen Hauſe er auch lange Zeit gelebt hat, begraben worden.“

Abgerechnet, daß die ſonſt löbliche epiſche Ruhe dieſem wirklich fühlenden Erzähler eben nicht ſonderlich kleidet, und das kühle achſelzuckende Halbbedauern niemanden helfen kann, möchte ich beſonders das unverzeihliche Wort: „Von Allen verlaſſen“, in Anſpruch nehmen. Meines Erachtens ſollte man daſſelbe nur von einem gemeinen Verbrecher, von einem — Gehängten oder Geräderten brauchen. Ueber den armen Lenz ging nur das Rad einer kaltherzigen Zeit, und dieſe ſollte ſich wenigſtens hinterher nicht brüſten, daß ſie ihren Wagen über ihn gelenkt habe.

* * *

Innerlich ſchwächliche Menſchen klagen ſehr häufig, daß das gewöhnliche Leben ſie, wie Hirſche, abhetze und wund reiße. Das möchte wohl hingehen, denn Schwäche eingeſtehen iſt wenigſtens ehrlich; doch daß ſie ſich für dergleichen Ueberzartheit ein Belobungsſchreiben möchten ausfertigen laſſen, oder daß ſie ihr wohl gar den Namen Poeſie beyzulegen wagen, das ſollte billig nicht ohne Strafe bleiben, obwohl in jedem Irrthum ſchon die Strafe iſt.

* * *

Sollte auch das Gemüth eines Menſchen ſo ganz und gar verfinſtert ſeyn, daß er ſich ein ganzes langes Jahr hindurch nicht recht freuen könnte, (ein Gedanke, der faſt zu ſchmerzlich iſt, um ihn aufkommen zu laſſen) ſo, dünkt mich, müßten doch wenigſtens am Ende des Jahrs noch einige warme und fruchtbarheitere Stunden ſeinem darbenden Herzen zu Theil werden. Ich meine zu Weihnachten, einem Feſte, wo Der geboren iſt, der allen, die ihn recht innig lieben, Weisheit und Freude und ſtille Seligkeit geben will, und giebt, einem Feſte, welches das ſchönſte iſt, das nur auf Erden und im Himmel kann gefeiert werden. Zu Weihnachten ſich nicht zu freuen, iſt nicht mehr Unglück zu nennen, ſondern Frevel.

Vieles könnt ihr dem Menſchen nehmen, und er wird es verſchmerzen, (obwohl euer Vergehen nur größer wird durch ſeine Geduld) nur ſein Heiligſtes raubt ihm nicht: Chriſtum, und ſein Erfreulichſtes: das Feſt der Geburt des Einzigen, der die höchſte Aufgabe des Lebens vollkommen löſete. Vieles hat man dem Menſchen genommen, aber Weihnachten iſt ihm noch immer geblieben in ſeiner ganzen Herrlichkeit. — Doch raubt ihm auch die irrdiſche Weihnachtsfreude nicht, in der ja doch wieder, wenn ſie die ächte iſt, alles an das erinnert, was mehr iſt, als irrdiſch, raubt ihm nicht den ſchönen Weihnachtsbaum mit den goldnen Aepfeln, und den vielen hellglänzenden Lichtern, die in ſeine frühe fröhliche Jugend hineinleuchten und in die ewiggrünenden Gärten der Kindheit.

Ich erinnere mich, in meiner frühern Jugend oftmals mich ſelbſt, oder diejenigen, die ich am meiſten achtete und liebte, gefragt zu haben: „Wer iſt wohl der beſte Menſch auf der ganzen Welt?“ Der ſeltſamen Frage begegneten natürlich manche ſeltſame Antworten, die das Kind nicht befriedigten. Jetzt kenne ich eine, die ich mir ſtets gebe, und die mich ganz befriedigt: Wer Chriſtum am innigſten lieb hat, der iſt der Beſte und der Weiſeſte.

Gar viele Männer werden als *erfahren* gerühmt, die in der That nichts weiter ſind als *alt*; wodurch man zu verſtehen giebt, daß die Jahre die Erfahrung *mitbringen*, wie etwa ein Geburtstags- oder Weihnachtsgeſchenk. — Und was iſt denn nun die Erfahrung? und was gehört dazu um Erfahrenheit zu erzeugen?

Wir wollen den alten Kant (von dem es faſt ſcheint, als werde er durch langes Liegen immer vortrefflicher) die Sache gründlich abhandeln laſſen. Nach ihm iſt die Erfahrung eine objektive d. h. allgemein gültige und nothwendige Erkenntniß gegebener Gegenſtände (Erſcheinungen) oder:

die Vorſtellung der Wahrnehmungen in einem geſetzmäßigen, nothwendig beſtimmten Zuſammenhange; Erkenntniß durch verknüpfte Wahrnehmung; Verbindung der ſinnlichen Vorſtellungen nach der Vorſtellung gewiſſer Geſetze.

Nach dieſen löblichen Erklärungen fügt er noch folgende vier Erforderniſſe hinzu: 1) Empfindung mit Bewußtſein verbunden d. h. empiriſche Anſchauung; Wahrnehmung, Perceptio u. ſ. w. 2) Verbindung dieſer zerſtreuten mannigfaltigen Eindrücke zu einem Bilde; dieſe geſchieht durch eine Funktion der Einbildungskraft. 3) Logiſche Verknüpfung der Wahrnehmungen in einem denkenden Subjekte zu einem Urtheil; eine Funktion des Verſtandes u. ſ. w. (ſubjektiv-ſynthetiſch, Wahrnehmungsurtheil). 4) Etwas wodurch die Nothwendigkeit und Allgemeinheit dieſes Urtheil beſtimmt, und daſſelbe objektiv-ſynthetiſch, ein Erfahrungsurtheil wird, welches die Natur eines Gegenſtandes kennen lehrt. Dieſes erfordert einen Verſtandesbegriff, z. B. der Cauſalität, der zum Wahrnehmungsurtheil hinzukomme. — — Die Nothwendigkeit der Verknüpfung im Urtheile iſt die eigentliche Form der Erfahrung im engern Sinne, denn in weitläuftiger Bedeutung läßt ſich auch die Form des reinen Anſchauens, ſo wie überhaupt alles was zur Verbindung des ſinnlichen Stoffs dient, dazu rechnen.

Man ſieht hieraus, daß die Erfahrung etwas Rechtes und Ganzes ſei, daß aber auch ein rechter und ganzer Mann dazu gehöre, um zu ihrem Beſitz zu gelangen. Es iſt unſtatthaft, wenn die bornirte Beſchränktheit ſich rühmt, ſie ſei denn doch an Erfahrungen reich, denn in der That hat Kant bewieſen, und es beweiſt ſich auch wohl ohne ihn, daß zur Erfahrung Einbildungskraft, reines Denken, Begreifen, Urtheilen und Anſchauen gehört. Um ſo mehr aber wollen wir uns veranlaßt fühlen, die wahrhaft erfahrenen Männer von jenen vielen flachen Prätendenten der Erfahrung zu unterſcheiden und zu ehren.

* * *

Was bei manchem Zartgebildeten, der Liebe für die Menſchen den meiſten Abbruch thut, iſt deren äußere Erſcheinung ſelbſt. Es iſt wahr, wenn ſo ein breites, ideenloſes, oder hinſtarrend gläſernes, oder in das Nichts hinein lächelndes, oder geſchwellt hochmüthiges, oder rechthaberiſch vertieftes, oder herrſchſüchtig gebäumtes, oder flach abgeplattetes Geſicht in die Thür hinein tritt, ſelbſt wenn es ſich hinterher noch erträglich ruhig verhält, ſo nimmt es gewöhnlich einen Theil des Vergnügens mit, welches bis dahin zwiſchen den vier Wänden waltete. Iſt es aber vollends gerade im rechten Zuge ſeines unbehaglichen und gemeinen Handelns, ſo kann es freilich nicht fehlen, daß jenem Zarten ein ſolches Menſchengeſicht als eine verfehlte Satire auf die Gattung erſcheint. Was aber iſt dann zu thun? Zuvörderſt wäre es überhaupt wohl zweckmäßig, nicht allzuzart gebildet zu ſein, ſondern im Gefühl der inneren Geſundheit, auf dergleichen Verzerrtheiten ruhig hinzuſchauen. Dann wird es einem leicht werden, jene Menſchen in Gedanken ſchnell auf das Theater zu verſetzen, wo ſie irgend etwas Caricatures repräſentiren ſollen, und wirklich künſtlich treu repräſentiren. Hilft auch das nicht, ſo biete man alle Phantaſie raſch auf, und denke ſie ſich mit dem verklärten Leib am jüngſten Tage, in dem ſie ſich hoffentlich ganz ſtattlich ausnehmen werden.

Wenn in dem Weſen des Griechiſchen Charakters überhaupt, die ſchöne Sinnlichkeit, und im höheren Sinne des Worts: die Natur vorherrſcht, ſo findet ſich, von dieſer Anſicht aus, ein ebener

Weg zum leichteren Verſtändniß ihrer Werke. Wir ſagen „Verſtändniß“ und glauben allerdings, daß ſie im eigentlichſten Sinne des Worts können verſtanden werden, ſo wie im Gegentheil die moderne Kunſt mehr zu der Vernunft und Anſchauung redet.

Der Griechiſche Dichter ſtellt uns ein mit Beſonnenheit und Sicherheit abgemeſſenes, anziehendes Stück aus dem Endlichen, freundlich hin, und ladet uns ein zu der erfreulichen Betrachtung der gelungenen einzelnen Theile und ihres harmoniſchen Verhältniſſes unter einander. Und während wir daſſelbe anerkennen, erquickt uns noch die ſchöne Ruhe in der Bruſt des Dichters, mit der er ſelbſt das Größeſte und Furchtbarſte, den Sturz alter Fürſtenhäuſer, das Unterliegen herrlicher Heroen, und die ſicher treffende Gewalt des ewigen Schickſals zu ſchildern weiß. Das Stück iſt eben ſo überſehbar und vollendet, wie eine vor uns ſtehende Statue, an deren Marmorglätte ſich ſelbſt der Betaſtungsſinn erfreuen kann.

Anders iſt es in der romantiſchen Poeſie. In ihr iſt die Natur zu Geiſt geworden, der Menſch hat ſeine Freiheit gewonnen in der Nothwendigkeit, das Licht iſt zur Farbe und Wärme geſteigert, und das Schickſal hat ſich gelöſt zu einer tief milden Verſöhnungslehre. Das alte Drama iſt ein reines Gewitter, mit deſſen Ende auch das Stück endet, das moderne ſtellt das Gewitter dar, und den ſanften Bogen des Friedens, der ihm folgt, und nicht ſo überſehbar und abgeſchloſſen wie jenes, tönt die Muſik der neueren, oder, wie wir lieber ſagen möchten, chriſtlichen Poeſie noch lange fort, wenn ſchon längſt der Vorhang gefallen iſt.

Es iſt mir nicht unbekannt geblieben, daß man in den allerneuſten Zeiten hie und da hat verſuchen wollen, den Gegenſatz des Antiken und Modernen gänzlich aufzuheben, wobei indeſſen kein ſonderlicher Fond von Scharfſinn aufgewandt worden, und wenig Erſprießliches herausgekommen zu ſein ſcheint. Jener Gegenſatz wird bleiben, ſo lange die Welt nicht zurückſinkt in das alte Chaos, ſo lange das Licht das Eine iſt, und die Farbe die Wechſelnde, und (um es mit einem Worte zu ſagen) ſo lange Chriſtus und Socrates nicht Eine Perſon ſind, ſondern zwei, und zwar die verſchiedenartigſten, die jemals auf Erden wandelten.

Das Verallgemeinen, Verſchweben, Verſchwimmen, Verflachen, Entfärben und Verbleichen (in activer Bedeutung, mit unter auch in paſſiver) gehört allerdings mit zu den betrübteſten Zeichen der Zeit. Da indeſſen die Sünde am Ende doch Reue und Schaam erzeugen muß, und die Schaam ſelbſt die Farbe wieder mitbringt, und zwar bekanntlich die ſchönſte Farbe, ſo wollen wir die gute Hoffnung feſt halten, daß jene Farbloſigkeit, mit der man ſich oft brüſtet, nicht lange werde beſtehen können.

Wir haben in den verfloſſenen ſechzig Jahren eine beträchtliche Anzahl von Dichtern erhalten, denen man Unrecht thun würde, wenn man ſie ſchlecht nennete, die man aber eben ſo wenig gut nennen darf. Das Seltſamſte iſt, daß man ſie auch nicht wohl mittelmäßig heißen kann, denn darüber ſind ſie in der That ein klein wenig hinaus. Wenn man ſich in der Deutſchen Sprache umſieht, um jene Poeten zu bezeichnen, ſo findet man freilich einige genügende Worte, doch wählt man gewöhnlich die alltäglichen Ausdrücke: „ſo ſo,“ oder „ſo ziemlich,“ oder „ganz gut,“

welches letztere indeſſen dem Sinn, welcher bezeichnet werden ſoll, ordentlich Hohn ſpricht.

Woher nun aber dieſe ſeltſamen äſthetiſchen Mitteldinge von gut und ſchlecht, die doch wieder nicht mittelmäßig ſind? Ich glaube den eigentlichen ſchwarzen Punkt zu treffen, wenn ich alle dergleichen halb, oder drei viertel gute, doch innerlich ſchwächliche, Geſundheit heuchlende Gedichte, der Declamation, oder beſſer, dem declamirenden Weſen ſchuld gebe, das unter uns eingeriſſen iſt. Die Procedur eines ſolchen Dichters iſt etwa folgende. Er fragt ſich: Wenn ich dieſen oder jenen Gedanken, dieſe oder jene Empfindung, in Octaven, Terzinen oder in ein Sonett brächte, wie würde es ſich ausnehmen? würden nicht z. B. die Aſſonanzen auf O und U die dunkle Schwermuth, welche ich jetzt mit ihrer Hülfe zu ſchildern gedenke, recht gut kleiden? Oder würde nicht, wenn ich die alte fatale Idee von dem ewigen Gegenſatze des Ideals und der Wirklichkeit, zum neun und achtzigſten oder neun und neunzigſten Male zur Sprache brächte, dieſe oder jene neue Wendung recht zweckmäßig gefunden und in guten kritiſchen Blättern mit Lob angeführt werden? Wenn Jean Baptiſte Rouſſeau, durch volltönende

Reime, z. B. abſynthen und labyrinthen ſchon ſo viel wirkt, was darf ich mir verſprechen, wenn auch der abſynthen- und labyrinthenvolle Inhalt mit der Form Hand in Hand geht?

Dieſe Reflexion iſt nun die Begeiſterung jener Dichter, und ſo werden denn ihre Poeſien, mit dem geſchminkten, altfranzöſiſchen Hofdamenhaar, in den Halb-wein falſcher Erhabenheit getaucht. Sie ſind nicht geboren in dem warmen mütterlichen Boden des Gemüths und können deshalb auch in kein Gemüth dringen, ſie tönen nur am Ohr vorüber, und verklingen durch leeres Klimpern. Doch das möchte noch alles hingehen, als halb komiſch; aber daß hundert und wieder hundert heutige Halbjünglinge, die ohne einer kräftigen Empfindung habhaft zu werden, ſich ewig nach Empfindungen ſehnen, auf dieſe Weiſe mit der angenehmen Idee ſich ſchmeicheln, ſie hätten nun wahrhaft poetiſche Gefühle und Anſchauungen an ſich gebracht, während ſie doch in nichts befangen ſind als im leeren Declamiren, — das gehört mit zu dem jammervollſten Jammer der heutigen Welt.

Das alte Wort des vollherzig glühenden Apoſtels Paulus, daß ohne die Liebe alles noch nur tönendes Erz und klingende Schelle ſei, leidet auch hier eine gar traurige Anwendung. —

Den guten Frauen und Mädchen etwas auch nur ſcheinbar Bitteres nachzuſagen, halte ich für einen Frevel, der ſich ſelbſt am meiſten rächt. Doch ohne Bitterkeit darf man einigen, vielleicht Vielen unter ihnen nachſagen, daß ſich ihre Liebe faſt nie in der Freude, ſondern gewöhnlich nur in Thränen erzeugt, und in dieſen Thränen ſich ein Bett gräbt. Man laſſe es mich wiederholen, daß ich nur von einigen rede, und gern ſetze ich den Troſt hinzu, daß ſich auch in dieſen Thränen die ewig leuchtenden Geſtirne abſpiegeln können, wenn auch nicht ſo klar, als in dem reinen freudigen Auge.

Das neunzehnte Jahrhundert blickt uns wie eine Sphinx tiefſinnig fragend an. Da draußen, wo ſie leider gewöhnlich geſucht wird, giebt es keine Löſung des Räthſels. Wohl dem, der ſie gefunden hat in der eigenen ſtillen Bruſt.

Von den meiſten heutigen hiſtoriſchen und politiſchen Schriftſtellern der Deutſchen urtheilt man wohl am kürzeſten und bündigſten, wenn man die Worte der Göthiſchen Studenten in Auerbachs Keller, bei Erblickung des Fauſt und Mephiſtopheles auf ſie anwendet: „Sie ſehen vornehm und unzufrieden aus.“

* * *

Für manche Theile der Weltgeſchichte würde das furchtbare Motto paſſen: „Kreuzige ihn, und gieb uns Barrabam los.“

* * *

Wenn ihr — ſo möchte ich einen großen Theil des Deutſchen Publikums recht ernſt aber auch recht freundlich anreden, — wenn ihr von Göthe und Schiller ſprecht, und ihr thut das mit redlichem Eifer ſehr gern, ſo möchte ich zuvörderſt erinnern, daß dieſe Männer, zwar im Leben durch Freundſchaft vereint, doch in der Literatur auf ganz entgegengeſetzten Polen ſtehen und deshalb nicht wohl in Einem Athem gelobt werden können. So dann möchten vielleicht einige unter euch, aus einer gewiſſen mechaniſchen Fertigkeit im Boden zu wachſen ſeyn, bei der ſich der Sinn und der Geiſt keineswegs erweitert. Es muß euch ſelbſt zuwider ſeyn, wenn ihr vom Don Carlos redet, und euer Nachbar ruft im Augenblicke aus: „Welch' eine Gluth und welch eine Reinheit iſt doch in dieſem Prinzen!“ und der zweite unterbricht ihn und ſagt: „Welch eine Grazie, welche Madonnenhaftigkeit in der Königin, die ewig nur auf der ſchmalen Mittelbahn des Schicklichen geht!“ und der Dritte der es am Tiefſten zu faſſen meint, ſpricht: „Ich bewundere mir am meiſten den Philipp, der alles kann was er zu wollen eingeſehen, der ſtarres Eis in ſeiner Hand trägt,“ und der vierte unterbricht: „Aber Poſa, Poſa! da liegt die wahrhafte Tiefe der Philoſophie! mit welcher Kraft ſetzt er es dem Könige aus einander, daß die ganze Natur auf Freiheit gegründet iſt, und daß ſelbſt in den todten Räumen der Verweſung noch die Willkühr ſich ergötze.“ — Es kann euch kein ſonderliches Behagen geben, dergleichen zu vernehmen, denn es iſt in der That zu leicht, ſo zu reden, auch iſt dergleichen bereits, wie ich glaube, ſchon ſehr häufig geredet worden. Bei den anderen Schillerſchen Trauerſpielen macht ihr (das heißt einige von euch) es eben ſo und begnügt euch, nur das Wohlfeile zu ſagen. Goethe hat ähnliche Schickſal, und ich traue mir mit ziemlicher Gewißheit vorherzuſagen was die mechaniſche Zungenfertigkeit über ihn vortragen wird, wenn das Geſpräch auf Werther, Egmont, Taſſo, Wilhelm Meiſter u. ſ. w. kommt.

Ueberhaupt, dünkt mich, ſei es wohl an der Zeit, auch einmal von anderen Heroen unſerer Literatur zu reden, und es wäre wohl gut wenn es euch gefiele, eben ſo häufig als Schiller: — Flemming, A. Gryph, Herder, Fr. Jacobi, Hamann u. ſ. w. zu leſen, und, wie billig, mit Andacht.

Ferner: Sollte es nicht endlich einmal an der Zeit ſein, daß ihr euch auch auf die letzten zwölf bis vierzehn Jahre einließet? ſoll dieſe Periode mit all ihren Beſtrebungen ganz ungenutzt, ja faſt ganz ungehört an euch vorüber rauſchen? Soll Tieck umſonſt ſeine Mährchen euch zum erfreulichen Genuſſe geboten haben, Novalis umſonſt ſeine geiſtlichen Gedichte, Heinrich von Kleiſt umſonſt ſein Käthchen von Heilbronn, Friedrich von Fouqué umſonſt ſeine vaterländiſchen Schauſpiele, umſonſt ſeine Undine? und noch einige wenige andere treffliche Dichter umſonſt ihr Herrlichſtes? Oder ſolltet ihr wirklich in dem jammervollen Wahne ſtehen, daß mit Schiller und Goethe die Deutſche Poeſie zu Grabe geläutet worden, und nun Alles aus ſei? Es bedarf hoffentlich der Frage nur, um euch die richtige Antwort zu zeigen.

Es iſt wahr, man hat euch beſonders in den letzteren vierzehn Jahren gar manches geboten, mit der kecken Verſicherung, es ſei trefflich, bei dem kein reiner Sinn und reiner Geſchmack Genuß finden konnte, man hat euch Schwefelflammen für Romantik, Opiumrauſch für Begeiſterung, ſchwergeburtige Formen für gemüthlichen Inhalt, hochmüthige Verworrenheit für geiſtvolle Bedeutſamkeit, Blöße und Leere für Einfalt und Einfachheit dargereicht, und mancher beſſere Leſer iſt dadurch irre, und unmuthig geworden. Aber ſollte es deshalb jemals Recht werden können, an dem ſteten Fortſchreiten der Litteratur zu zweifeln? Wollt ihr nicht mehr an Götter glauben, weil ſie das Unglück haben, daß ſich mehr als jemals ſchlechte Prieſter um ſie her verſammeln? wollt ihr nicht mehr den Heroen huldigen, weil auch Knaben einige Fetzen von der Löwenhaut an ſich geriſſen haben? nicht mehr den Sternen, weil Kinder ſie auch von Silberblech, oder gar von gefärbtem Papier nachmachen?

Es iſt eine ehrliche und bedenkliche Rede, die hier an euch ergeht, und ich hoffe, ihr werdet ſie nicht verhallen laſſen, ſchon um deswillen, weil ſie ſo kurz iſt, und ſo manches verſchweigt, was ihr euch ſelbſt ſagen könnt und ſelbſt ſagen werdet.

Nur an der Liebe entzündet ſich die Liebe.

Handeln heißt, die Natur zwingen, daß ſie unſere Ideen zur Erſcheinung kommen laſſe, daß ſie uns die Decoration leihe, für die Schauſpiele unſerer Seele, daß ſie uns verſtatte, ihr zu gebieten.

Auch ein minderer Freund der Deutſchen Literatur als ich, möchte wohl ein wenig betrübt werden, wenn er die Meßkataloge von mehreren, beſonders den lezteren Jahren, in die Hand nimmt, und ſo manchen Beweis von [illegible] mechaniſcher Fertigkeit in der Büchermacherei antrifft, ſo manches verfehlte Beſtreben, ſo manche [illegible] Schalkheit, ſo manchen krampfhafte Wollen, das nie zu einer That werden kann, ſo manche kranke Träume die ſich für Geſundheit ausgeben, u. ſ. w. Als ich vor einiger Zeit einmal dieſen unerfreulichen Betrachtungen nachhing, kam mir ein Gedanke, der mir anfangs nur wie ein ſcherzhafter erſchien, ſpäterhin aber ernſtlich wurde. Ich glaube nämlich ein ganz einfaches Mittel entdeckt zu haben, wie wir mit einemmale eine nicht geringe Anzahl von erträglich guten und intereſſanten Büchern bekommen könnten, ohne daß wir die Natur mit der überflüſſigen Bitte zu quälen brauchten, uns auf der Stelle mit einigen neuen Genies zu erfreuen. Ich meine nämlich, es ſei wohl gethan, wenn einige hundert Autoren, die uns bisher mit ſchlechten Romanen beſchenkten, in denen die italieniſchen Namen das einzige Romantiſche ſind, oder mit Familiengeſchichten, in denen nichts weiter fehlt, als der Begriff einer Familie, oder mit Trauer- und Luſtſpielen, die jede Luſt zu verſcheuchen gemacht ſind, oder mit moraliſchen Büchern, in denen gezeigt wird, daß die Tugend doch nicht zu verachten ſei, und am Ende doch wohl einigen Nutzen bei ſich führe, mit hiſtoriſchen Verſuchen, die ſelbſt der Geduldigſte nicht verſuchen mag, mit Anekdoten, denen man aus Verzweiflung laut Mordio! geschrieen, wenn wir sie früher nicht öfter, als etwa zwanzig mal geleſen hätten, mit politiſchen Schriften, in denen [illegible] Zeichnungen, [illegible] oder Zeugen, abgedruckt worden u. ſ. w. ich meine, daß ich, es ſei wohl gethan, wenn wir dem Autoren ihre bisherige qualvolle Schriftſtellerei abnehmen, und dann deſſen uns jedenfalls lieber — eigene Biographie geben.

Zugleich [illegible] den erſchrockenen Leſer verſichere, [illegible] bekannt, daß jene Schriftſteller [illegible] Biographien zu geben, [illegible] annehmen, daß eine [illegible] unvollſtändige noch [illegible] bei meinem Leben iſt, als alle eine jetzige [illegible] Schriftſtellerei.

[illegible] in [illegible] allgemeine, [illegible], moraliſche Centrum, [illegible] wenn ihm jemand erzählte, es wäre von dem Hauſe eine [illegible], als welche ſich derſelbe vorzunehmen ſucht, ein gutes Herz [illegible]. Wie aber, wenn man vollends jemand [illegible] ſähe, in jenem Anſtriche ſogar ein Herz im reichſten Maaße nach mit blaſſem Geſichte [illegible] vielleicht ſelbſt mehrere von [illegible] hingeben, für eine, wenn auch nur mittelmäßige Geſchichte des rothen und blaſſen Mannes?

Wenn der Roman, nach dem bekannten [illegible] Ausdrucke, dem Menſchen das Intereſſanteſte iſt, ſo dürfen wir wohl behaupten, daß es überhaupt gar kein [illegible] unintereſſantes Leben gäbe, ja, wenn ich [illegible] ſagte, ſo ſollte man [illegible] das [illegible] [illegible], und der Meinung ſeyn, es ſey durch gänzliche [illegible], auf einem ganz neuen Wege wieder [illegible] geworden.

Denken wir uns z. B. einen Schulmann, einen Prediger, einen [illegible] oder Richter in einer kleinen Stadt, ſo ſieht man die meiſten [illegible] ſchon übergehen, das Leben, was er führe. [illegible] und man ſollte [illegible] nicht lange beſchäftigen. Wie unrecht! [illegible] recht, ſo ſieht man ſie zum Theil im Nekrolog hin und aus, man betrachtet ſie dann auch an ſich manches von ihnen zu [illegible], was ſich wohl leſen läßt. Warum aber erſt warten auf den Tod irgend eines Menſchen, wenn der Dichter ſich ſelbſt im Scherze nicht [illegible]? warum [illegible] jeder Prediger, jeder Kaufmann u. ſ. w. nicht ſelbſt bei noch friſcher Geſundheit auf und erzählte uns, wie ſich die Eltern freuten, als er geboren wurde, wie ſeine Mutter ihn geſäugt habe, was ſein Charakter für ein ſtattlicher Mann geworden, und wie trefflich er den Nepos zu behandeln gewußt habe, wie er das Weihnachtsfeſt gefeiert, welcher von ſeinen Schulgenoſſen ihm der liebſte geweſen, welch' ein liebes Geſicht das Mädchen gehabt, die ihm in der Dämmerung den erſten Kuß gegeben, wie gemüthlich er es mitunter auf Univerſitäten getrieben habe u. ſ. w. Auch von mancher Wiege und [illegible], denn [illegible] Gräber durch jedes Menſchen Leben hindurch laufen, läßt ſich viel Gutes erzählen, von Hoffnungen die nicht Stich halten wollten, von Entwürfen die geworfen wurden, von traumvollen Gedanken, die immer nur den Anfang [illegible] zu Ende führen können, von nicht recht [illegible] Mädchen, von denen ihr viel [illegible], weil ſie ihre Geliebten [illegible], von Ernten, an den [illegible] in allen Zeiten trauern, und wenn ſie auch befinden, welche [illegible] große, von Freunden welche ſo [illegible] ſind, daß man die höchſte Liebe ordentlich für eine Art von Wolluſt anſehen möchte, von einigen (doch freilich nur wenigen)

Mädchen, die dem Genius der Liebe die Federn ausraufen um ſie auf den Hut zu ſtecken, oder das Kopfkiſſen damit auszufüttern, oder einen Fliegenwedel daraus zu machen, von gelehrten Zeitungern, die auch zuweilen das alte Wortſpiel von „gelehrt," und „geleert" nicht ganz ohne Verzweiflung zu wiederholen, von Kritikern, welche ein gutes Buch etwa ſo betrachten und beurtheilen wie Polonius den Hamlet, von naßkaltem nebeltrübem Wetter, das ſich alp-artig auf den Scherz legt, von ſchriftſtelleriſchen Plänen welche während der Ausarbeitung umſchlagen und ſich gar nicht realiſiren laſſen, vom Caffee, der ſich rar macht wie ein ſeltner Freund, vom Wein der unter dem Fluch aller Muſen mit Alaun oder gar mit Schwefel verſetzt wird, rührt ſich vom böſen Schickſal, dem ſich manche bittere Scherze und bittere [illegible] nachweiſen laſſen.

Ich wiederhole es, daß mit dergleichen Biographien bei meinem [illegible] [illegible], als einige tauſend neuere Bücher, mit denen man [illegible] meiſt [illegible], die daß es ſchwache Bücher giebt, eine Erfahrung, die, ſo nützlich ſie auch ſein mag, doch nicht zu theuer erkauft werden ſoll. Schreibt nur eine Biographien, nur oder fremde, ſo hütet euch vor allen Dingen, vor der unperſönlichen Allgemeinheit, mit der ſo manche Dichter verfahren. Schreibt nicht etwa ſo: Er war ſehr zerſtreut, [illegible], [illegible], gefühlig, haushälteriſch, [illegible], witzig, höflich ungeſchickt u. ſ. w. denn ihr zeichnet durch all dergleichen gar nichts aus, und es entſteht kein Bild. Lieber gebt uns die allerſpeciellſten Dinge die ſich [illegible] [illegible], doch nicht immer ganz komiſch ſind, z. B. Er liebte das blaue Zimmer, und wollte nicht [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], den grünen Schwanz. „Das ganze Dorf verſammelt ſich,“ mußte ihm ſeine Frau [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] und [illegible] [illegible] er nicht recht [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible]. Wenn [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], wenn er [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] empfinden im Stande iſt, würde uns ein erträgliches oder gar gutes Buch geben können, wenn er ſich entſchlöſſe, ſeine eigene Biographie zu verfaſſen. Nur müßte er [illegible] weiter [illegible] als er ſelbſt, er ſei dabei hübſch ſtrenge vom Scheitel bis zur Ferſe, und faſſe ſich nicht etwa ſo zart an, wie einen [illegible], ſondern hart wie einen Menſchen, der [illegible] ſchreiben will.

Hat man ein ſolcher Weiſe mittelmäßiger Schriftſteller, durch ſeine Biographie ein gutes Buch geliefert, ſo ſteht er bereit, noch ein gutes zu geben, nämlich eine Geſchichte der von ihm geſchriebenen Bücher. Ich glaube, wenn ich ein durchaus mittelmäßiges Buch vor mir hätte, ein alltägliches, [illegible], oder durch und durch [illegible], oder leer [illegible], ſo würde es mir, mich mit [illegible] aus dem Zuſtande des Unwillens zu reißen, wenn ich mir die Geſchichte des Buches dächte. Ich würde den Schriftſteller von dem Moment des erſten Entſtehens der Idee zu ſeinem Buche, der denn doch wohl bei allen Autoren der Erde nicht ohne anziehende Erregung der ganzen Zukunft ſein kann. Das ſoll uns nun der Schriftſteller ſelbſt beſchreiben. Er ſoll uns etwa ſagte: Ich ging bey köſtlichem Mondſchein ſpazieren, da hörte ich ein Fenſter öffnen, und ein ſchönes Mädchen flüſterte einen guten Abend herunter, ich bin nicht [illegible] genug zu glauben, als habe er mir gegolten; doch ſo viel weiß ich, daß ich dadurch wirklich einen gar herrlichen Abend erhielt. Das zarteſte Liebesverhältniß ſtellte ſich wie eine kleine Gemmengruppe vor mein Auge hin, und noch ſpät um halb eilf Uhr (ich konnte nicht widerſtehen) mußte ich mich hinſetzen um die romantiſche Erzählung aufzuzeichnen. — Oder er ſoll uns berichten: „Ich kletterte auf den Berg, und ſetzte mich in die Ruinen der alten Burg. Mein ganzes Gemüth wurde erregt, ich vergaß, was ich ſonſt immer behalte, und behielt, was ich ſonſt immer vergeſſe. Da ſchien es mir, als trete ein alter [illegible], wohlgeharniſchter Ritter hinter der Felſenſchlucht hervor, und redete mich an: Schildere meine Thaten, guter Freund, und ich ſchilderte nun den [illegible] Ritter, wie ich einen Geiſt hatte, ein Vaterland, eine Geliebte, und endlich im Vertrauen auf den Schöpfer ruhig einſchlief. Es würde aber nicht ſo platt und roh und ſchwülſtig kommen, wie hunderte ſeiner [illegible], die ich kaum möchte zu meinem [illegible] [illegible] haben. Sei auch nicht so thöricht vornehm, dich etwa gar für sonderlich viel gelehrter zu halten, als wir waren, und vergiß nicht, daß wir denn doch mit Gottes Hülfe die Nibelungen, das Heldenbuch und die Minnesänger hatten, aus denen du, mein kleiner Sohn, noch viel wirst lernen können.“ — Oder bedenkt wie, welch ein Jammer es für Euch gewesen ist, daß ihr oft mitten in den schönsten Träumen, die ihr gleich wolltet aufs Papier werfen, gestört wurdet sind, es sei nun durch den Schuhmacher, der euch die neuen Stiefeln anprobiren, oder durch den Barbier, der euch rasiren wollte, oder durch einen [illegible] Halbfreund, der sein Halb-Nichts noch vor dem Schlafengehen euch communiciren wollte, oder durch die traurige Bemerkung, daß euer Kopf plötzlich dumm wurde, und eure Füße und der Ofen kalt.

Wir wollen es euch gern verhalten, ja wir wollen es noch dazu ein wenig interessant finden, wenn ihr uns erzählt, was ihr für eine Freude hattet, als die [illegible] und das [illegible] ankamen, wie ihr euch bald heiser verlaset, als ihr euch zum erstenmale gedruckt sahet, und welche schöne Pläne ihr machtet, mit Hülfe des [illegible] den [illegible] Grund und die

Dresdner Bildergallerie zu leihen, wovon ihr auch ſchon lange ſchuldet.

Selbſt wenn uns eure Bücher ganz mißfallen, ſo iſt doch [illegible] ſich, uns zu [illegible], nur von guten Verwandten oder Bekannten ſich davon erzählt habe, denn ſchwerlich würden wir glauben, daß irgend ein Buch in der Welt ſo ganz über alle Begriffe ſchal und ungenießbar ſei, daß es nicht irgend Einen nachſichtigen Liebhaber haben ſollte. Einen ſolchen werdet ihr uns gewiß zu nennen wiſſen, [illegible] uns davon und erfreuet uns durch eure Wunder, laßt ihr einen ſolchen finden. Wir wollen übrigens nicht von dem, was eure menſchlichen Zuſpruch hat, und rechte es nicht länger ſo fort, wie Ihr es zu Liebe [illegible] habt, dann aber das Publikum eure [illegible] [illegible] [illegible] zu fragen, was daher die Antworten gebe.

* * *

Die heutigen Menſchen wollen etwas recht gern [illegible], [illegible] es iſt ihnen ſchon [illegible] gar, daß jede ihrer ſchönen Handlungen durch irgend eine bedeutende Natur-Erſcheinung, z. B. durch eine Sonnenfinſterniß, oder wenigſtens durch ein romantiſches Gewitter bezeichnet würde.

Das bloße Hören der [illegible] bei jedem zur Erinnerung übergehenden [illegible] Gefühle würde ihnen ſchwerlich [illegible].

Mademoiselle im[illegible]. [illegible] hat bekanntlich der Vir- [illegible] [illegible] einem [illegible] [illegible] zu, und zwar allerdings [illegible], durch etwas Tröſtliches damit zu [illegible], denn er war von einem Seeſturm und andern Ungemächlichkeiten des äußern Lebens die Rede. Zu vergleichen, nach welcher überſtandener Ruhe und Bequemlichkeit, ſich zu erinnern, [illegible] ein Vergnügen von ſehr angenehmen Gehalt, das wohl noch ſehr erhöht werden kann, wenn es ſich in einer frommen und dankbaren Seele [illegible]. Nur möchte man, was er ſo häufig geſchieht, jenen Virgiliſchen Spruch nicht auch auf tiefe, geiſtige Leiden anwenden. Es giebt Leiden, die, einmal mit [illegible] Kummer verbunden, nicht [illegible] während des ganzen Lebens, [illegible], die bis an den Tod [illegible] in der Erinnerung, und [illegible] kann der [illegible] „Es iſt ja vorbei“, ſo [illegible] „[illegible] [illegible] und iſt“ würde kaum mit Recht zur Antwort geben können, und entſchuldigt ſein in dem Schmerze der Erinnerung. Wenn es eine ewige Liebe giebt, ſo muß es auch einen ewigen Schmerz geben können, über den zwar wohl die Zeit die breiten Flügel legen kann, doch ohne ihn zu heilen, wie etwa die Erde eine blutende Wunde des Körpers ſtillt.

Ich breche hier raſch ab, denn es iſt allerdings nicht erfreulich, ausführlich über dieſen trüben Gegenſtand zu reden. Indem ich hoffe, daß hunderte unter meinen Leſern glücklich genug ſein werden, dieſes Fragment in ſeiner ganzen nur leiſe berührten Bedeutung gar nicht zu verſtehen, möchte ich doch auch denen, welchen es vielleicht alte Schmerzen weckt, den einzigen Troſt geben, den es hiebei giebt. Es iſt kein anderer, als der, den der edelſte und weiſeſte aller Menſchen ausſprach: „Selig ſind die Sanftmüthigen, denn ſie werden das Erdreich beſitzen, ſelig ſind die Friedfertigen, denn ſie werden Gottes Kinder heißen, ſelig ſind die da Leid tragen“ u. ſ. w. Wohl ließe ſich ein Buch ſchreiben über die Seligkeit der Leidtragenden, doch halte ich dafür, die raſche, klare Anſchauung ſei hier das Beſte.

Das Wahre, das Gute führt ewig Krieg mit dem Irrthum und dem Schlechten, und wird nie ſiegen; darf aber nie aufhören zu kämpfen. In der neueſten Zeit hat man oft nur den erſteren Satz betrachtet, ohne ſich zu dem letzteren entſchließen zu können, welcher Thaten fordert. Entweder fand man aus Hochmuth es überhaupt bald nicht mehr der Mühe werth, den Kampf fortzuſetzen, oder man ſetzte ihn nur wehmüthig und verzagt fort, und legte ſich auf das Weinen.

* * *

Was den Hochmuth betrifft, ſo wird es heut zu Tage damit arg getrieben. Wir finden unreife Jünglinge, die ihre geiſtige Gebildetheit und Tugend für beinahe überſchwenglich und übertrieben halten, daß ſie mitunter ordentlich zu Gott flehen, er möge ihnen doch einige mäßige Irrthümer und Fehler, vielleicht ſogar ein Weniges von Ruchloſigkeit, verleihen, um nur nicht zu früh für den Himmel reif zu werden.

* * *

Wer zu früh in ſich ſelbſt [illegible] worden iſt, wird nicht leicht und nicht gern Sprachen und Geſchichte ſtudieren wollen, denn was ſoll er ſich meint er überdieß in ihnen zu finden, was er nicht bereits hätte oder zu haben glaubte? Jene zu frühe Befriedigung ist oft nur das Resultat eines gewissen philosophischen Dünkels, oder auch mit einem einzelnen philosophischen Bonmots, das allerdings (leider) für den Moment befriedigen kann. Späterhin rächt es sich zur Genüge.

Wenn wir die oft äußerlich verworrenen Worte der meisten Menschen vernehmen, so giebt es uns den rechten Trost, den wir uns da nicht anders sagen können, daß es in ihrem Gemüthe doch meistens weit klarer und reiner aussieht. Man denke sie sich etwa, wie gute Fremdlinge, die ihre Gedanken in einer nur halb begriffenen Sprache ausdrücken sollen, und nicht können. — Man klagt z. B. so häufig, besonders [illegible] Kunstkenner [illegible], über die Nebelei der neuern Musiker, die doch meistens nur in Worten besteht. [illegible] nur im Tönen [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] schwankend.

Im Shakspear ist alles [illegible], [illegible] und [illegible]. Wer findet nicht, daß nur von der

Beziehung auf die Geſammt-Litteratur zu ſprechen, den Geiſt des Hamlet in den meiſten Beſtrebungen der Neueren? Wer ſah nicht ſchon oft einen gebornen Junker Chriſtoph, der es gar wohl weiß, daß „ſeine Wade ſich in einem geflammten Strumpfe recht wohl ausnimmt?“ Wer hat ſich nicht oft ſchon an den literariſchen Malvolio's ergötzt, die dem Publikum wohl zutrauen, es rufe ihnen ſtets und zwar recht ernſtlich zu: „M, O, A, I, iſt meine Wahl.“ Gern erfüllen ſie deshalb auch den Wunſch, „gelbe Strümpfe anzuziehen, und die Kniegürtel kreuzweis zu binden,“ wobei es ihnen keineswegs einfällt, daß die verſchlagene Maria ſie nur zum Beſten gehabt habe.

Man leſe nur das köſtliche Luſtſpiel: „Was ihr wollt,“ noch einmal, und man wird eine Menge der anziehendſten Beziehungen auf heute und geſtern und auf alle Jahrhunderte finden, ſo wie denn überhaupt der wahre Dichter ſich nie ganz ausleben läßt. — Von Shakſpear darf man ſogar ſagen, er iſt nicht ein Dichter, er iſt die Poeſie ſelbſt.

Es iſt vorhin ſchon, und zwar mit größtentheils fröhlichen Worten, von meiner Freude und Luſt an Biographien geſprochen worden. Jetzt aber muß ich freilich mit nicht ganz fröhlichem Gemüth hinzuſetzen, daß wir Deutſchen nur ſehr wenige gute und intereſſante Biographien beſitzen. Die meiſten ſind gedrückt, peinlich, voll Lebensangſt, farblos, voll breiter Allgemeinheit u. ſ. w. Ich habe dieſe Bemerkung wohl ſchon hundertmal gemacht, und hunderte meiner Leſer gewiß nicht minder, doch nie hat ſich mir dieſer ganze Jammer ſo entſchieden aufgedrängt, als in den letzten drei Wochen, in welchen ich ein und zwanzig Theile des Nekrologs durchlief. Was iſt es denn eigentlich, was wir hier von den Deutſchen Männern und Schriftſtellern erfahren? Zuvörderſt, daß ſie geboren ſind, ſodann daß ſie auf die Schule geſchickt werden, und den Beifall des Rektors davon getragen haben, dann auf die Univerſität, wobei ſämmtliche von ihnen gehörte Collegia ſpecificirt werden. Nach der Akademie beſtehen ſie das ſcharfe Examen glücklich, erhalten durch die Fürſprache eines vornehmen und tugendhaften Gönners ein Amt, nehmen eine Frau, erſchaffen Bücher und Kinder, und ſterben endlich, bedauert vom Magiſtrat und von der Bür gerſchaft, indem der erſtere zu Wagen, die letztere zu Fuß der Leiche folgt. Mit einem Worte: Das alte Lied vom Gellertſchen „Greiſe" wird ewig wiederholt, und zwar in Proſa und ohne allen Humor. Man wolle jene Biographen nicht entſchuldigen, durch das Vorgeben, es finde ſich doch nun einmal ein ſo unintereſſantes Leben vor, und ſo könne es auch nicht anders dargeſtellt werden; denn beides beruht auf einem Irrthum, wie ich früherhin gezeigt zu haben glaube.

Farbloſigkeit und Phyſiognomieloſigkeit ſind die höchſten Fehler einer Biographie, und gerade dieſe ſind es, die wir faſt überall erblicken. Unter faſt hundert Biographien im Nekrolog, finden ſich nur zwei, die ein wirkliches Bild geben; ich meine die von Moritz und Hippel, obwohl vielleicht von dem erſteren ein falſches, und zu grelles.

Am ſchlaueſten glauben diejenigen zu verfahren, welche häufig in Schriften geleſen haben, daß der Biograph zeigen ſollte, wie der Mann, den er unter der Feder hat, das wurde was er war. Sie machen ſich muthig an die Sache, erzählen uns von der Erziehung des Heiligen und wie ihm auf ſolche Weiſe Luſt und Liebe zu der oder jener Wiſſenſchaft gekommen ſei, die er hinterher ſo trefflich angebaut habe, denn von außen her muß natürlich alles kommen. Hatte der Mann etwas Finſteres in ſeinem Charakter, ſo wird uns berichtet, wie er etwa einſt von einem falſchen Freunde um einige ſchwer verdiente hundert Thaler betrogen wurde, oder wie er durch Feuerſchaden litt, wodurch dann freilich ſein Gemüth einige Säure bekommen mußte. Der Biograph freut ſich wahrhaft, wenn er dergleichen herausgebracht hat, wodurch er das wiſſenſchaftliche und gemüthliche Weſen des Verſtorbenen erklären zu können glaubt, und viele Leſer und Kritiker ſind gefällig genug zu meinen, es ſei nun wirklich erklärt worden. Fehlen aber dergleichen Umſtände, wie jener Geldverluſt, Feuerſchaden u. ſ. w. (und der gute Biograph achtet dergleichen oft kaum genug, um es zu erzählen) conſtruirt er den Mann bloß aus ihm ſelbſt rein heraus, ſo bezeugen manche Leſer und Kritiker ihre Unzufriedenheit, und beſchweren ſich, es ſei die wiſſenſchaftliche Richtung des Mannes, z. B. für alte Sprachen, und ſeine geiſtliche einigermaßen trübſelige Stimmung, nicht gehörig motivirt und in das Klare geſetzt worden.

Der Griechiſche Mythus läßt die Göttin der Weisheit durchaus erwachſen und in voller glänzender Rüſtung dem Haupte Jupiters entſpringen, ohne alle ängſtliche Vorbereitung. Die Pluralität unſerer Lebensbeſchreiber würde Minerven ohne Zweifel erſt gehen, ſprechen, und leſen haben lernen laſſen.

Man ſoll das Kind nicht mit dem Bade verſchütten, ſelbſt dann nicht wenn es ein etwas unartiges Kind iſt. Und nun vollends den Genius, der, wie ein badender Schwan, die Schwingen ausbreitet an der Sonne! Ihm möge nimmer etwas Rohes und Feindſeliges ſich nahen.

Es kann vielleicht verziehen werden, aus der Noth zuweilen eine Tugend zu machen, nie aber aus der Tugend eine Noth.

Sehr bedeutend, ja zuweilen für immer entſcheidend, iſt für den Schriftſteller ſeine Aufnahme des erſten Tadels, ja wohl des gerechten als ungerechten. Mit dem zweiten, dritten, vierten u. ſ. w. wird er ſchon eher fertig.

* * *

Ich denke mir einen Dichter, deſſen ganzes Leben mit, in und durch Poeſie iſt, ich denke mir ferner den böſen Feind, der ihm ſodann, wie etwa dem armen Gretchen im Fauſt, während Dies iræ geſungen wird, allerlei Schlimmes zuflüſtert: anfangs Hochmuth, dann Zweifel, dann Bangigkeit. Endlich ſpricht der Dämon: „Glaube es nicht mehr, Guter, Lieber, was du bisher glaubteſt, — du biſt kein Dichter, wie du dich; ein Scheinbild hat dich getäuſcht, nimm hin die Wahrheit.“ Und kälter als nordiſches Eis fällt es ihm auf die Seele, und der Frühling hat nun keine Blüthen mehr, und keine Farbe, und die Töne alle verſtummen. Damit iſt das ganze Leben geworden zu einem einzigen ungeheuren Irrthume, der ihm freilich nun auch alle übrigen einzelnen Irrthümer, und bald auch das Leben ſelbſt erſpart und erläßt, denn er wird wohl ſterben müſſen, da das Bewußtſein eines vollendeten Irrthums, ſelbſt Tod iſt. —

Man könnte daraus ein Trauerſpiel machen, welches ſich als ein rein intenſives bezeichnen ließe; doch ſcheint dieſes Fragment ſelbſt ſchon eines zu ſein.

Um deshalb die Anklang der Beruhigung auch hier nicht zu übergehen, ſetzen wir das tröſtende Wort hinzu, daß dem wahrhaften Dichter jenes grelle Schickſal wohl nicht begegnen kann, indem die, freilich auch ihm unerläßlichen Kämpfe, am Ende doch immer mit Sieg gekrönt werden. Den beſſeren Dilettanten kann es wohl auf einige Zeit ſchwermüthig machen, doch findet er ſich am Ende darein, und ergreift etwas anderes was ihm gelinge. Dann kommt auch ihm die Ruhe und Fröhlichkeit zurück.

Zarte, doch etwas flache Gemüther finden ein ganz eigenes Vergnügen daran, ſich den Körper zu denken wie etwa — einen leichten ſeidenen Staubmantel, den ſich die Seele halb nothgedrungen, halb aus Luſt umgeworfen hat, oder wenn ſie noch poetiſcher ſein wollen, wie ein Roſenblatt, das den Thautropfen milde umhüllet. Andere verachten den Körper gänzlich, und können gar kein Ende finden im Schelten auf den Armen. Abgerechnet aber, daß die Philoſophie gleich von vorn herein, all dergleichen kantaſtiſche Redensarten durch die Lehre vom unerkennbaren reinen Ich zu nichte macht, ſo ſcheint auch der bloße gemeine und nicht gemeine Menſchenverſtand dem Menſchen gründlich abzurathen, ja immer auf ein freundliches und angenehmes Verhältniß zwiſchen dem Leibe und der Seele hinzuarbeiten. Auch in dieſer Beziehung hat Junker Tobias, in Shakſpears: „Was ihr wollt,“ vollkommen recht, wenn er erklärt, man ſolle nicht vermeinen, weil man tugendhaft ſei, ſo brauche es keine Torten und keinen Wein mehr in der Welt zu geben.

Man hört noch oft, bei mancher Gelegenheit die Worte ſagen: „Es iſt ein trefflicher Dichter aber ein ſchlechter Menſch,“ ein Ausſpruch, der in der That einen Unſinn enthält. Wohl iſt die Poeſie ein Wunder, aber ein großes und herrliches, kein widerliches, welches ſie denn doch ohne Zweifel ſein würde, wenn ſie ſich jemals in die Bruſt eines entſchieden unſittlichen Menſchen herabließe. Ein Sumpf wird freilich auch wohl von der Sonne beſchienen, doch nur der reine klare Bach giebt ihre Strahlen angenehm zurück.

Iſt die „Luſt abzuſcheiden,“ die bekanntlich Paulus ſo rührend geſteht, ein rein chriſtliches und des Chriſtenthums völlig würdiges Gefühl? Wir möchten nicht gern ein zu raſches Nein darauf antworten, obwohl wir vollkommen einräumen, daß die allgemeine Ethik es thun werde, und thun müſſe. Sie hält uns die reine Pflicht zu leben als die Bedingung moraliſch zu handeln, ruhig vor, und verwirft jede Sehnſucht nach dem Tode als eine weichliche Empfindung. Wir wiederholen es: ſie muß ſo entſcheiden, denn in ihr darf überhaupt von keiner Liebe und Sehnſucht die Rede ſein, die nur der chriſtlichen Religion anheim fallen. Aus dem Munde des muthvollen, ewig zum Kampfe gerüſteten Paulus klingt jenes Wort erhaben und rührend, denn er will ja durch jenes Abſcheiden nichts weiter erreichen, als das herrliche Ziel, bei Chriſto zu ſein. Möchten die zu wehmüthigen Gemüther, die ihr ſchwächliches Nichtlebenwollen, mit jenem Ausſpruche rechtfertigen zu können meinen, nie vergeſſen, daß man, um mit jener Sehnſucht wenigſtens entſchuldigt zu ſein, erſt kräftig gelebt und gehandelt haben müſſe, wie Paulus.

Seltſam iſt es, wie ſich gewöhnlich gute Menſchen aus niederen Ständen, den Stolz, welchen man manchen Individuen der höheren und vornehmeren Klaſſen zuſchreibt, in ſeiner Erſcheinung denken. Nicht anders, als wie ihn die meiſten altfranzöſiſchen tragiſchen Schauſpieler (ſo leſe ich wenigſtens in Reiſebeſchreibungen) darzuſtellen pflegten: dadurch nämlich, daß ſie dem anderen den Rücken zukehren. Geſchieht dies, oder dem Aehnliches nicht, ſo haben jene ſchon den beſten Glauben an die Humanität des vornehmen Mannes, mit dem ſie reden. Die freundliche Ueberlegenheit in der Miene und dem Halblächeln, ſo wie in jeder Bewegung der Hand und in der Haltung des ganzen Körpers entgeht ihnen gänzlich, oder ſie mögen es ganz wohl leiden. Selbſt die gemachte Vornehmheit verzeihen ſie gern, wenn nur das Rückenkehren unterbleibt.

Das Epigramm iſt ein feſtgehaltenes Moment der Empfindung, Reflexion oder Anſchauung.

Es iſt in der That wahr, daß die meiſten Menſchen, wenn ſie bei einem anderen, mit dem ſie umgehen ſollen, eine entſchiedene Bildung erblicken, ordentlich ein wenig erſchreckt werden und ſich genirt und unbehaglich fühlen, ſo daß mitunter ſelbſt der Mildeſte ſich an die böſen Worte Wallenſteins erinnern muß, es ſei ihnen nirgends wohl, als wo's recht flach iſt. Doch das andere viel Böſere:

Nur aus Gemeinem iſt der Menſch gemacht,
Und die Gewohnheit nennt er ſeine Amme,

ſoll, da es mit der geſammten Menſchheit ſtreitet, ſtets als unwahr erkannt werden, indem Menſchheitsläſterung auch Gottesläſterung iſt. Nur Wallenſtein ſprach es aus: der edle milde Schiller gewiß niemals.

Wie man zwiſchen Wahrheit und Wirklichkeit unterſcheidet, ſo könnte man auch zwiſchen Natur und Natürlichkeit unterſcheiden. Von der letzteren, wie ſie ſich gewöhnlich gebährdet, gilt der bekannte franzöſiſche Scherz: Votre seule nature est presque insupportable.

Es iſt mehr und weniger als Phantaſie wenn man ſich bei den inneren Gefühlen, die die *Menſchen* nicht treffen zu können ſcheinen, weil ſie keinen Richter dafür haben dürften, mit der *Menſchheit* abfindet. Der wahrhaft kräftige Menſch will ſich aber nie abfinden.

* * *

Wir werden zuerſt zu der Idee des Ueberſinnlichen geführt, wenn wir die ſchauerliche Einſamkeit bedenken, in der wir uns mit der Natur befinden.

* * *

Es iſt vielleicht unter allem Schweren das Schwerſte, eine Jahre lang fortdauernde Krankheit rein poetiſch zu nehmen, und ſich in derſelben ſtets mit innerem und äußerem Anſtand zu betragen. Wir zweifeln, ob es in der ganzen *alten* Welt irgend einen Virtuoſen im Krankſein gegeben, glauben ſogar, daß ſelbſt die Tugend eines Sokrates oder Epaminondas bei einer ſolchen Aufgabe nicht würde ausgereicht haben. Jene Tugend iſt eine rein moderne, die, wie ſo manches Vortreffliche, lediglich durch das Chriſtenthum *möglich* geworden iſt, welches beſonders derjenige gewiß nicht vergeſſen wird, der es am weiteſten darin gebracht hat. Deshalb wird denn auch jede Ruhmredigkeit fern bleiben.

Man hat Beiſpiele, daß auch ſonſt recht wohl gebildete Menſchen in Geſellſchaften langweilig ſcheinen, ja zum Theil wirklich ſind. Es hat gewöhnlich den Grund, daß ſie, ihres mühſam erworbenen Ruhms bewußt, dem ſchlechteren Theil ihrer Natur, dem thieriſch bequemen und trägen, nun auch einmal eine Güte anthun wollen, wodurch ſie aber in der That recht ungütig gegen ſich und andere handeln. Man ſoll ſich der Lorbeern freuen, aber nie faul auf ihnen ruhen.

Es iſt ſchwer zu begreifen, wie ein Menſch, deſſen Ehre auf eine entſchiedene Weiſe verlezt worden iſt, — noch leben könne. Abgerechnet, daß dies auch im Allgemeinen klar iſt, erhält es noch eine neue furchtbare Klarheit, wenn wir uns das Leben im Detail denken, z. B. das erſte Gefühl beim Erwachen am frühen Morgen, das Schauen in den Spiegel u. ſ. w. Und doch dürfen wir auch wieder einem ſolchen Entehrten keineswegs rathen zu ſterben, denn was könnte ihm der Tod anders ſein, als eine vermehrte Qual? Nur eine gänzliche moraliſche Selbſtvernichtung und Wiedergeburt kann ihn heilen. — Wir wollen raſch hinweg gehen von ſo finſtern Gedanken.

Kann man mehr Freunde haben als drei? Ich möchte mit Nein darauf zu antworten wagen, obwohl ich auf die Frage *warum*, keine andere Antwort zu geben wüßte, als etwa die, jene Dreizahl iſt eben ſo wenig zufällig, als die der Grazien, oder die Neun der Muſen, oder die Zwei der Hände, oder die Vierundzwanzig der Bücher der Ilias.

Das erfreulichſte Schauſpiel auf Erden iſt die Erſcheinung eines reinen, tiefen Menſchen, der dabei kraftvoll, geſund, fromm und heiter daſteht. Dies Wort iſt ſo einfach, daß man es faſt zu einfach nennen möchte, dennoch iſt es nicht einfacher als — die Natur ſelbſt, welche, wenn ich ſie recht verſtehe, nie etwas anderes zu dem Menſchen ſpricht als: „Sei wahr und kräftig, tief und heiter.“

III.

Erinnerung
an
einige merkwürdige alte Schriften.

I.

Einige Worte über die poetiſchen Werke von Weckherlin, Opiz, Flemming, Gryph.

Wenn die Deutſchen Literaturhiſtoriker und Aeſthetiker über die ihnen gar zu dürre und leer ſcheinende Periode der Meiſterſänger hinlänglich geklagt oder bitter geſchmäht haben, ſo iſt es für ſie ein wahres Feſt, wenn ſie endlich auf das Jahr 1597 gelangen, in welchem bekanntlich Martin Opitz von Boberfeld geboren iſt. Es iſt ihnen ſo zur Gewohnheit geworden, in ihm den großen und gewaltigen Zerſtörer des ſchlechten Geſchmacks, und den Wiederherſteller der eigentlichen reinen Poeſie in Deutſchland, anzuerkennen, daß ſie darüber faſt alles Große und Schöne, was zunächſt vor ihm, und bald nach ihm in der deutſchen Literatur geſchah, überſehen oder geringachten. Wir ſind weit entfernt, dem trefflichen Opitz irgend etwas von ſeinem in der That großen Verdienſt rauben zu wollen, aber wir weichen im Urtheil über ſeinen poetiſchen Charakter gänzlich ab, von faſt allem, was wir bisher über ihn gedruckt laſen. Wir finden in ſeinen didaktiſchen Gedichten, poetiſchen Epiſteln, und dramatiſchen Arbeiten, eine oft unerquickliche Gedehntheit und Breite, eine oft wäßrige Auseinanderſetzung von Dingen, die wohl noch niemand bezweifelt hat, ſo wie nicht minder den Mangel an Straffheit und Zuſammengezogenheit den Formen. Was ſie uns werth macht, ſind einzelne Stellen, in denen der Genius mächtiger waltet, und die Perſönlichkeit des Dichters ſelbſt, die, wenn ſie nur Gelegenheit fand, ſich auszuſprechen, herzliche Theilnahme und Freude erregen muß. Opitzens glänzendſte Seite als lyriſcher Dichter iſt bisher faſt immer verkannt worden, und dennoch bedarf es faſt nur des einfachen Hinweiſens auf die Erzeugniſſe in dieſer Gattung ſelbſt, um des ausführlichern Beweiſes überhoben zu ſeyn. Hier ſehen wir den ſelbſtſtändigen Geiſt, der ſich zu einer reinen Anſicht des Lebens erhoben hat. Hier ſehen wir ein mächtiges, klares und deutſches

Gemüth, das uns wohlgefällt im Sehnen und im Genießen, im Hassen und im Lieben, in der Hingebung an die Freude wie an den Schmerz, wir sehen die altchriſtliche Verſchmelzung von Stolz und Demuth, und wir freuen uns, daß ihm die Sprache verliehen iſt, ſeine anziehende innere Welt in ihren beſten Momenten zu bezeichnen. Auch ſeine ſcherzhaften Lieder, Sonette und Epigramme, verdienen bedeutendes Lob, denn Gemüthlichkeit und Scharfſinn bezeichnen die meiſten derſelben.

Nach dieſer herzlichen Anerkennung dürfen wir es aber nicht verhehlen, daß wir Opitzen keineswegs für den größten Dichter des ſiebzehnten Jahrhunderts halten, indem wir drei ſeiner Zeitgenoſſen kennen, denen ein höherer Rang gebührt. Wir meinen Georg Rudolf Weckherlin, (geb. 1587 in Stuttgard, geſt. ungefähr im vierten Decennium des ſiebzehnten Jahrhunderts), Paul Flemming, (geb. zu Hartenſtein im Voigtlande 1606, geſt. zu Hamburg am 2. April 1640), und Andreas Gryph, geb. zu Glogau am 2. Oktober 1616, geſt. daſelbſt am 16. Julius 1664.) Was den erſteren ſo wie den letzteren Dichter betrifft, ſo ſoll hier nicht ausführlich von ihnen die Rede ſein, ſondern nur der Wunſch geäußert werden, daß doch endlich einmal ein wackerer Freund der Poeſie uns Weckherlins Werke von neuem geben möge, denn bekanntlich ſind die beiden Ausgaben, welche wir von demſelben erhielten, (Amſterdam 1641 und 1648) ſo gut wie untergegangen, und es dürften vielleicht in ganz Deutſchland kaum zwölf Exemplare von den Werken unſeres edlen Landesmanns aufzutreiben ſein. Denſelben Wunſch hegen wir in Hinſicht Gryphs, doch ſcheint derſelbe ebenfalls ſchon der Erfüllung nahe zu ſein. Nur möge man nicht über den vortrefflichen Dramen des Dichters, die nicht minder köſtlichen Oden und, vor allen Dingen, ſeine Sonette vergeſſen. Was die letzteren betrifft, ſo ſcheinen ſie bisher ſo wenig beachtet worden ſein, daß ich es für [illegible] ſehr zweckmäßig halte, zwölf derſelben auch hier abdrucken zu laſſen.

Auf den Tod des durchlauchtigſten Oberhaupts der fruchtbringenden Geſellſchaft.

Du weltlich, heilige [illegible], mich [illegible]
Der [illegible] von fremder [illegible], ausländiſcher Völker
Pracht,

Und ſchön geſchminktes Wachs mit großem [illegible] verſtellt,
Und deutſcher Treu und [illegible] und Zunge ſich bekennen.

Man ſoll auf deinen Schluß mich als unſterblich [illegible],
Ach, Fürſt, zu große Huld hier iſt nichts, was der Macht
Des Todes trotzen kann. Mein bebend Herze [illegible],
Indem es überlegt, wie Zeit und Welt verſchwinden.

Dies ſchrieb ich, und [illegible], daß du von [illegible] [illegible],
Und, ſelbſt unſterblich, dich der Ewigkeit ver[illegible]
Daß du zu einer Macht denn mich, durchlauchter [illegible],
Zu dem, was du [illegible] [illegible], [illegible]?
Ich kann der Fürſten [illegible] und [illegible] andern [illegible],
Kein Fürſt hat [illegible], was du mir, ſchenken können.

(Der Fürſt, der in jener Geſellſchaft der „Schmackhafte“ genannt wurde, hatte unſerm

Andreas den Beinamen des Unsterblichen gegeben, den er durch aus männlicher Bescheidenheit nie geführt hat. (S. die Vorrede von Christian [illegible].)

An H. C. von Schönborn.

([illegible] [illegible] [illegible] [illegible] nach [illegible].)

Der, den ihr oft gewünscht, der, den euch oft der
[illegible],
Der unter fremder Schaar [illegible] [illegible] Frühling zählt,
Den [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] auch
[illegible],
Den, den der Freunde Rath, der Freunde Lob
beschworen:

Der, um der Erden Haupt ihm [illegible] [illegible] zu
[illegible],
Nun nach der Römischen [illegible] [illegible] [illegible] zu
[illegible] heißt,
Nun sich ihm Thore nicht, noch [illegible] nicht
verhehlt,
Das [illegible] Weg [illegible] [illegible] Vaterland gekehret.

Ins Vaterland? Ach nein, er [illegible] [illegible] [illegible],
Er [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible],
Weil auch die Erde selbst durch Glut und Flut
vergeht.

Was will er denn bei euch? was hat er vorgenommen?
Er ſucht den [illegible], der euch, wenn alles um iſt, kommen
Auf ſeiner Treue Grund unwandelig vor ihm ſteht *).

Indem ich diejenigen Leſer, denen Weckherlin und Opitz noch gänzlich fremde ſind, auf meine Geſchichte der deutſchen Poeſie S. 101 f. und 127 bis zu verweiſe, reden wir hier noch ein Wort des Anerkennens über Flemming. In der Vorrede zu der im Jahre 1666 veranſtalteten Ausgabe ſeiner Gedichte, wird uns erzählt, er habe auf der hohen Schule zu Meißen und hernacher zu Leipzig Arzneikunde ſtudirt, und ſich dann als ein wohlbewanderter Jüngling, der Geſandtſchaft angeſchloſſen, welche Herzog Friedrich von Holſtein nach Perſien ſandte. Dieſe Reiſe, welche im Jahre 1633 begonnen, und 1639

---

*) Die Anmerk. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] „Kunſt und [illegible]“ ([illegible] [illegible]) Band II, S. 191 ff. weitläuftiger [illegible].

geendigt wurde, iſt von [illegible], einem jungen Freunde und Verehrer Wielands, auf eine ſehr angenehme und einfache Weiſe beſchrieben worden, und den größern Theil [illegible] der [illegible] Literatur, dem jenes Werk etwa noch unbekannt ſeyn ſollte, nicht genug auf daſſelbe aufmerkſam machen zu können. Er erſchien im Jahr [illegible], und ſeit der Zeit iſt, ſo viel mir bekannt, keine neue Ausgabe veranſtaltet worden. Niemand wird hier ohne herzliche Theilnahme leſen können, wie manche Gefahren der [illegible] [illegible], und [illegible], [illegible] zu beſtehen hatten, und wie [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] „[illegible]“ [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

In der That [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Wenn wir die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und — es ſei das Wort verſtattet — mit Andacht, ſo finden wir überall in ihnen einen tiefern, [illegible], in ſich ſelbſt vollkommenen ruhigen, den ſchlafenden Sinn, dem ſich [illegible] [illegible], und ein ſtilles und tiefes Gemüth, dem ſich nichts Unheiliges aufdringen kann.

In ſeinem ganzen Weſen iſt ein reiner Zuſammenhang, eine ſchöne Vollſtändigkeit und Eintracht der Kräfte, eine ganz [illegible] [illegible], die das geſammte Leben mit allen ſeinen [illegible] und Erſcheinungen mit durchdringender Klarheit aufzufaſſen und darzuſtellen im Stande iſt.

Man verſtatte mir hier eine Stelle aus jenem angeführten Werke [illegible] zu geben, indem ich in der That nur durch gewaltſamen Zwang, den ich thäte, in derſelben etwas andern könnte. — „Es war ihm nicht beſchieden, in der Heimath ein ſtilles und gemächliches Leben zu führen, bei welchem eine [illegible] [illegible] [illegible] leicht die Oberhand gewonnen haben möchte. [illegible] [illegible] lernte der junge Dichter [illegible] [illegible] von dem [illegible] [illegible], und von ſo manchem [illegible] Landsmanne, den er mit warmen ſeinen Freund nennt. Aber der vielerfahrne Mann, der in ſeinem langen Leben ſo manches weit entlegene Land erblickte, von dem auch ſich eine dunkle Gewißheit ergeben hatten, die die Eigenthümlichkeit ſo mancher Irrfahrt des Menſchen erkannte, er blieb doch immer mit ſich ſelbſt, und in den wechſelnden, oft vielleicht ſehr widerſtrebenden Umgebungen, wurzelte er aber nur ſo tiefer in ſich ſelbſt, und erwarb ſich die Kraft in ſeiner Geſammtheit, um ſich nimmer wieder zu verlieren. Es blieb denn ſeinem Herzen jene tiefe Ruhe und Heiterkeit, die wir als Eigenthum des Weiſen über ſich ſelbſt, und durch ſich ſelbſt, zu betrachten haben, eine Ruhe und Klarheit, in der allein das Leben [illegible] mag. Doch nicht Einſamkeit und [illegible] [illegible] in [illegible] Geſammtheit, und die [illegible] [illegible], die ihn umgab, machte ihm auch die [illegible] des [illegible], und ſo [illegible] ſich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Oft dachte er zurück an das theure Vaterland, deſſen er ſo gern [illegible] war, an die Flur der [illegible] Heimath [illegible], an die Menſchen, die ihm noch mit Liebe anhingen, und er ſagte öfters [illegible] [illegible], daß er ſich nur einen Abend gewünſcht hätte an der Seite von einem [illegible]: „[illegible] ſo Leute recht im [illegible] [illegible], die [illegible] [illegible] von jeher [illegible] [illegible] hat.“ Einmal [illegible] er [illegible] von unerhörtes Lied, nicht von Liebe und Waffen; ein Lied von stiller Ruh und ruhigem Leben wie der treffliche [illegible] [illegible] am [illegible] gethan, „ein Lied vom Himmel hört, und etwas solches fühlte, das nach der Gottheit schmeckt' und rege Mark und Bein.“ (S. Paul Flemmings geist- und weltliche Gedichte, Jena 1666. S. 69.) Es ward ihm verliehen, was er sich wünschte, daß auch die kleinste Sprache viel Kraft, auszufassen in [illegible] Gedichte und Wohlklange, das hohe Gefühl der Melancholie, von dem seine Seele durchglühet war, so auszudrücken, voller und gefälliger als die meisten der früheren Dichter.“

Es ist schwer zu sagen, in welcher Gattung der Dichtkunst Flemming am meisten ausgezeichnet ist, ob in dem ernsten erhabenen, oder zärtlichen Gedichte, oder in dem leichten Liede, oder im Sonette am besten sein mag, wenn man sich ihrer alle erinnert, denn er [illegible] sich fast aus [illegible] der ersten Classe der Dichter. Selten wird man leicht einem der Lieder begegnen, welches eine äußere Gelegenheit veranlaßte z. B. das Wetter der Freunde, ein Geburtstag, eine Hochzeit u. s. w. Spuren von Zwang [illegible], wenigstens nicht häufiger, als man überhaupt in den Werken auch der [illegible] Dichter anzutref-fen sein möchte. Da mir deshalb [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] mit [illegible] Liebe zu [illegible] [illegible], welches [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], so wird es uns fast schwer, [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible]. Ich nenne das [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible], und [illegible] oder lößt und groß erzählt er dann die einzel- nen Wunder, die aus der [illegible] Rede zerrinnern, und faßt sie dann alle zusammen in die zwei herrlichen Zeilen:

„Da [illegible] die Blumen, [illegible] der Wasser [illegible]:
[illegible]“

Der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] alles:

„Kommt an den [illegible], [illegible] an den [illegible],
Den, blühender [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] Tod [illegible].

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]“

[illegible] sehen wir hier noch einen Theorie von [illegible], abgesehen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] werden, die Schaar unserer [illegible] Dichter belehren können, welch' ein gar köſtliches Ding es ſei um ein reines Sonett, ſo daß ſie ſich vielleicht hinfort ſchämen und ſcheuen werden, mit ſchülerhaftigem Hochmuth und ſträflicher Sicherheit an das Werk zu gehen.

Auf den Tod des Dichters Martin Opitz.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

Ihr die ihr übrig ſeid, [illegible] und machet euch nur [illegible].
Die Welt hat [illegible] [illegible] Flemmings
zu [illegible].

Flemmings letztes Gedicht.

Er verfertigte es, [illegible]
[illegible] Tage vor ſeinem Tod.

Ich war an Kunſt und Gut und Stande groß und
reich,
Des Glückes lieber Sohn, von Eltern guter
Ehren,
Frei, Meine; konnte mich aus meinen Mitteln
nähren,
Mein Schall floh überweit, kein Landsmann
ſang mir gleich.

Von Reiſen hochgeprieſen, für keine Mühe
bleich,
Jung, wachſam, unbeſorgt. Man wird mich
nennen hören,
Bis daß die letzte Glut dies alles wird zer-
ſtören.
Dies, Deutſche Klarien, dies Ganze dank' ich
euch.

Verzeiht mir, bin ichs werth, Gott, Vater,
Liebſte, Freunde,
Ich ſag' euch gute Nacht, und trete willig ab;

Sonſt Alles iſt gethan, bis an das ſchwarze Grab.

[illegible] der dem Tode ſteht, das [illegible] ſeinem [illegible]:

Was kann ich [illegible], dem Tode zugegeben?

Da mir iſt [illegible] ruhiger, zu ſterben, als mein Leben.

Und von den Werken eines ſolchen Dichters haben wir ſeit beynahe anderthalb Jahrhunderten keine neue Ausgabe, und die alten Ausgaben ſo [illegible] mit den [illegible] Druckfehlern erfüllt ſind, [illegible] und vermodern [illegible] in dem Staube öffentlicher Bibliotheken.

[illegible] hatte ſich während ſeines Lebens dem Opitz entgegengeſetzt, ſo wie eine Partey ſich [illegible]. [illegible] Dichter die [illegible] zu ſeyn, nur daß man den Opitz [illegible], und [illegible] Deutſchen [illegible] Sprache [illegible] zu [illegible]. [illegible], deſſen [illegible] wurde wohl mehr im Stillen geleſen, doch finden ſich Spuren, daß wenigſtens ſeine näheren Freunde ihn für vortrefflicher hielten als alle bisherigen Deutſchen Dichter. Flemming ſelbſt gewann über ſeinen eigenen Werth, wie wir aus ſeinem letzten Gedichte wiſſen, erſt auf dem Sterbebette völlige Klarheit. Der während ſeines ganzen Lebens ſo tief beſcheidene Mann, der ſich ſtets nur als einen ſchwächlich fleißigen Schüler zu betrachten ſchien, gewann gerade damals, wenn jede Eitelkeit und jeder falſche Stolz ſchwindet, den wahrhaften und ſchonenden Stolz, daß er von ſich ſelbſt ſprach, ihm habe kein Landsmann gleich geſungen und nur der letzte Brand werde ſeine Werke zerſtören. Schon in dieſer Hinſicht hat dieſes Sonett eine ganz beſondere Bedeutung, und man befreundet ſich immer mehr mit demſelben, je öfter man es lieſt.

Die Literaturgeſchichte lehrt uns, daß er nach ſeinem Tode mehrere Jahrzehnte hintereinander, von den Deutſchen überall mit Anerkennung geleſen und mit Wärme geliebt wurde; doch ſank ſowohl ſein Anſehen wie das des Opitz, als Lohenſtein und Hoffmannswaldau auftraten und eine neu erwachte Wort- und Prunk-Poeſie mitbrachten, wobei die innere Hohlheit faſt von keinem Zeitgenoſſen bemerkt wurde. Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, der dürrſten Zeit unſerer Litteratur, waren faſt ſämmtliche beſſern Dichter des ſiebzehnten Jahrhunderts rein vergeſſen und nur einige ſchwach umher wankende Aeſthetiker der damaligen Zeit nennen Flemmings Namen mit kühlem Lobe. Der einzige Morhof zeichnet ſich durch Flemmings höhere Auszeichnung ſelbſt aus.

Die Schweizeriſche Parthei, eigenſinnig und roh wie ſie überhaupt war, wollte nur Opitz anerkannt wiſſen, und ſah im Flemming nichts weiter als einen wenig bedeutenden Nachahmer, ein Urtheil, das in der That hinreichend iſt, den Geſchmack dieſer Menſchen gleichſam mit einem Schlage kennen zu lernen. Die Leipziger litterariſche Sekte fand gleichfalls in Opitz das höchſte poetiſche Gut, doch achtete ſie auch Flemming nach Kräften hoch, und verſuchte oftmals ſich an ſeinem Feuer zu wärmen. Wenn auch dieſes letztere keineswegs gelang, ſo riß ſie ihn wenigſtens in ſo fern aus der Vergeſſenheit, als ſie häufig ſeinen Namen nannte, und uns dabei auch erzählte, wann er geboren ſei, was für Schickſale er gehabt, und wie viele Ausgaben man von ſeinen Werken zähle: Bemühungen, die wir keineswegs ganz verachten wollen.

Späterhin war Deutſchland zu ſehr beſchäftigt mit der Feier der goldenen Zeit, die, wie faſt allgemein erzählt wurde, mit einemmale in der deutſchen Poeſie angebrochen iſt, als daß man hätte viel an Flemming denken mögen. Höchſtens meinte man ſo nebenbei, er ſei für ſeine Zeit gut genug geweſen, könne aber in einer neuern durchaus gar gebildeten Periode auf kein beſonderes Intereſſe mehr Anſpruch machen. Ein wenig anders dachte Zachariä über ihn, doch auch nur ein wenig, denn, abgerechnet daß er ihn tief unter Opitz ſetzt, hatte er auch ſonſt noch viel an ihm auszuſetzen, und corrigirte faſt jedes Flemmingſche Gedicht ſorgfältig durch, ehe er es von neuem drucken ließ. Es iſt wohl nicht nöthig, über die Unzweckmäßigkeit von dergleichen Proceduren ein Wort zu verlieren.

Die neueſte literariſche Periode hat bei manchem Schlimmen und Verkehrten, das ſie mitgebracht, doch auch unter andern das Gute, die frühere Zeit nicht unbeachtet zu laſſen, und das Treffliche derſelben hervorzuziehen, und lebhaft anzuerkennen. Es iſt mir bewußt, es iſt jetzt faſt nur Eine Stimme über Flemming, und ich fürchte durchaus keinen Widerſpruch, wenn ich ihn in gewiſſer Beziehung dicht neben Po-

[illegible] und Goethe ſehe. Einige würdige Freunde haben mir oft ein angenehmes Gefühl gegeben, durch die Verſicherung, daß auch ich durch die lebhafte Anerkennung Flemmings, in dem Taſchenbuche Urania, in der Geſchichte der deutſchen Poeſie, ſo wie durch den unverfälſchten Abdruck einiger köſtlichen Gedichte deſſelben, vieles beigetragen habe, die Aufmerkſamkeit der Zeitgenoſſen auf den theuern deutſchen Mann wieder hinzuleiten.

Aber ich möchte mehr thun, und ich glaube, es ſei an der Zeit, wo ſich noch mehr thun läßt. Ich kündige deshalb hiedurch eine neue Ausgabe von Paul Flemmings Gedichten dem deutſchen Publikum an, in der Hoffnung, es werde ein Unternehmen dieſer Art begünſtigen wollen. Da aber in einer Zeit, wie die unſrige, wo ein ſo vielfältig reges literariſches Streben ſich laut und überlaut vernehmen läßt, gar leicht ein anderes beſſeres Werk verhallt, ſo fordere ich hiermit meine ſämmtlichen literariſchen Freunde, ſo wie nicht minder die Redakteurs unſrer öffentlichen Journale und Zeitungen freundlich auf, ihre Anſicht von dieſem Unternehmen privatim anzumelden, oder öffentlich auszuſprechen, damit, wenn es einſt zur That kommt, ich wiſſen könne, auf wen ich rechnen darf und auf wen nicht, und damit auch das Publikum nicht allein durch mich, ſondern auch ſonſt noch erfahre, was es denn eigentlich an Flemmings Gedichten erhalte. Die Zeit des Halb-Indifferentismus und des kühlen Schweigens iſt vorbei, oder ſollte wenigſtens vorbei ſein, da ſie überhaupt nie hätte ſein ſollen.

Darum noch einmal das ernſte und freundliche Wort an meine Freunde und an das deutſche Publikum: Entzieht euch meinem Vorſatze nicht, ſondern helft, daß Flemming von neuem unter euch treten könne.

6.

Martyrologium Bohemicum, oder die Böhmiſche Verfolgungsgeſchichte vom Jahr 894 bis 1632. u. ſ. w.

Wenn der dreißigjährige Krieg überhaupt, als ein ewiges Trauerſpiel (ohne eine andere Verwicklung, als die religiöſe in der Menſchenbruſt) in der Geſchichte daſteht und ihm an reiner Ideen-Bedeutung kein anderer, unter den laugenden, welche die Weltgeſchichte hat aufführen ſehen, gleich kommt, ſo dürften auch manche einzelne Scenen deſſelben, die in ſich abgeſchloſſen, und in ſich ſelbſt ungemein wichtig betrachtet werden. So bilden z. B. Böhmens Auflehnungen zur Erhaltung der religiöſen Freiheit wider Ferdinand II., die zuletzt zur vollſtändigen Empörung wurden und die Wahl eines eigenen aber ungenügenden Königs veranlaßten, ſo wie das Unterliegen des Reichs durch die einzige Schlacht am weißen Berge, und die darauf folgenden Unterdrückungen der evangeliſchen Parthei, gewiſſermaßen den erſten Act des ungeheuren Trauerſpiels, oder wenn man will, ein eigenes Drama für ſich. Dieſe Scenen ſind durch einige Böhmen, die ſelbſt Theil genommen, und dabei gelitten hatten, und zuletzt verbannt worden waren, aufgezeichnet worden, und zwar in einer Schrift, die den Titel führt: Historia persecutionum ecclesiae bohemicae, jam inde a primordiis conversionis suae ad Christianismum, hoc est anno 894 ad annum usque 1632. Ferdinando Secundo, Austriaco, regnante etc. 1648. ohne Benennung des Druckers.

Dieſes Buch, welches ungeachtet einer Böhmiſchen und drei zum Theil ſehr alter Deutſcher

Ueberſetzungen heut zu Tage faſt ganz unbekannt geworden iſt, verdient es wohl, daß hier einige kleine Auszüge aus denſelben gegeben werden. Es wird hoffentlich niemanden irre machen, daß die Verfaſſer derſelben gewiſſermaßen als Kläger und Richter zu gleicher Zeit auftreten, und daß ſie für die Sache der Böhmiſchen Reformation allerdings gar ſehr Parthei nehmen, welches nicht zu thun überhaupt wohl einem Religiöſen nicht zuzumuthen iſt. Müſſen wir es doch ſogar ertragen, daß ſelbſt die meiſten neueren Darſteller jener Zeiten, ihre oft ſehr ungründliche perſönliche Liebe und Abneigung an den Tag legen, da doch jetzt längſt eine völlige Unbefangenheit und ruhig klare Betrachtung hätte eintreten ſollen. Bei jenen ſelbſt Mitkämpfenden und Unterliegenden iſt die Partheylichkeit für ihre Sache nicht bloß leicht zu entſchuldigen, ſondern als ein hoher Aufwand von Muth für die Idee anzuerkennen. Sie erzählen einfach und ſchlicht, wie Männer die größtentheils ſelbſt mit eigenen Augen ſahen was ſie ſchreiben und weiter keine Abſicht haben konnten als den Nachruhm ihrer kraftvoll leidenden und ſterbenden Brüder in ähnlich geſinnten Gemüthern fortleben zu laſſen. Ob ſie aber und jene Märtirer die ganze Bedeutung ihrer Zeit, oder auch nur ihr Verhältniß zu Ferdinand, deſſen Gemüthsart ſie ohne Zweifel zu hart darſtellen, klar erkannten, iſt eine vielleicht zu kühle Frage, deren Beantwortung leicht ſein würde, wenn ſie überhaupt hieher gehörte. In keinem Falle kann ihnen indeß der Ruhm einer hohen Gemüthskraft, die ſie antrieb, ihr Leben und ihr Glück zu ſetzen an die Idee und den Glauben, geraubt werden.

Noch wird uns dieſes Buch in zwei Hinſichten als belehrend und anziehend erſcheinen müſſen, indem es uns zuvörderſt den Geiſt der Zeit deutlicher erkennen läßt als ſo viele andere Schriften über denſelben Gegenſtand, die uns nur allgemeine Umriſſe geben, aber nicht Menſchen, nicht lebendige Geſtalten. Zweitens kann es uns lehren, daß ſelbſt der Proteſtantismus, der ſo oft für [illegible] fast erklärt wird, in ſeiner urſprünglichen Geſtalt und Weſenheit Kraft und Wärme genug hatte, um manche ſeiner Bekenner ſelbſt für das Sterben nach der Märtyrerkrone zu begeiſtern, ein Umſtand, der niemals [illegible] genug gänzlich geleugnet worden iſt.

Die Verfaſſer verweilen am längſten bei dem für Böhmen, beſonders aber für Prag ſo furchtbaren 21. Junius 1621, an welchem allein ſieben und zwanzig Männer aus den edelſten Geſchlechtern hingerichtet wurden. Am Abend vorher wurde den Verurtheilten die Entſcheidung ihres Schickſals bekannt gemacht, und ihnen angedeutet, daß ſie ſich zum Tode vorbereiten ſollten. Man verſtattete ihnen, einen Jeſuiten oder Capuciner oder auch allenfalls einen Prediger von der Augsburgiſchen Confeſſion zum letzten Beyſtande zu rufen; nur an einen Lehrer von der „Brüder-Einigkeit“ ſolle niemand denken, denn dieſe werde ihnen in keinem Falle bewilligt werden. Ungerufen kamen jetzt die Capuciner und Jeſuiten zu den Verurtheilten, um noch den letzten Verſuch zu machen, ſie zum Abfalle von der Evangeliſchen Kirche zu bewegen. Vergeblich, denn wie ein Fels feſt war ihr theurer Glaube gegründet, für den ſie ſtarben. Der Graf Schlick, dem ſie am meiſten zuſetzten, rief endlich unwillig aus, indem er ſeine Kleider aufriß, und ihnen die nackte Bruſt zeigte: „Zerreißet dieſen Leib in tauſend Stücke, durchwühlet alle Eingeweide, ihr werdet doch nichts finden als das, was wir in unſerer Apologie *) niedergeſchrieben haben. Die Liebe zur

---

*) Es giebt deren zwey, die eine vom Jahr 1618, die andere vom 1619. Im Namen ſämmtlicher böhmiſchen

Freiheit und Religion hat uns das Schwerdt zu ergreifen gezwungen. Daß es aber Gott gefallen hat, dem kaiſerlichen Schwerdt den Sieg zu verleihen, und uns in eure Hände fallen zu laſſen, iſt ein trauriges Schickſal für uns; doch des Herren Wille geſchehe!"

Endlich wurden die Geiſtlichen auf Anſuchen zu ihnen gelaſſen, und ſtärkten die ohnehin ſchon durch ſich ſelbſt ſtandhaften Gemüther, durch neuen muthigen Troſt. Die Gefangenen auf dem Altſtädter Rathhauſe brachten den Abend vor ihrem Tode noch ruhig zuſammen, nachdem ſie ihr Urtheil bereits erfahren hatten. Nur ein einziger von ihnen (D. Hauenſchild) enthielt ſich aller Nahrung, indem er mit derbem Scherz, auf ſeinen Leib zeigend, ſagte: „Dieſer Madenſack hat bisher delicat genug gegeſſen; er mag genug haben."

Nach der Tafel wurden auch die bisher auf dem Schloſſe gefangen Gehaltenen nach dem Altſtädter Rathhauſe geführet, ohne Zweifel, damit

---

Stände, mit welcher Härte die ſogenannten Rädelsführer behandelt werden [illegible], und wie es endlich, da man [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] geworden iſt, [illegible] [illegible] [illegible], und jene Genugthuung zu verſchaffen.

ſie das Blutgerüſt, das vor den Fenſtern deſſelben aufgeführt worden war, ſchon jetzt ſehen ſollten. Aber es erſchreckte ſie nicht, ſondern indem ſie ruhig zum Fenſter hinausſahen, ſangen ſie den zwölften Vers des vier und vierzigſten Pſalms: „Du läſſeſt uns auffreſſen wie Schaafe“, während die herbei ſtrömende Volksmenge laut weinte und jammerte. Die ganze Nacht brachten ſie mit geiſtlichen Geſprächen und Gebeten hin, bis endlich einer von ihnen in exaltirter Stimmung zu Gott flehete, er möge ſie doch morgen irgend ein Wunderzeichen ſehen laſſen, das ſie tröſte und ihre Feinde beſchäme. Aber der Prediger Verheuvel verwies ihm dieſes unſtatthafte Gebet, indem es ſchon ein hinlängliches Zeichen von Gottes Güte ſei, daß er ihnen dieſe muthige Freude im Tode geſchenkt habe. Als der Tag anbrach, wuſchen ſich Alle das Geſicht, und zogen weiße Hemden und reine Kleider an, gleichſam als ginge es zu einem fröhlichen Feſt oder zu einer Hochzeit. Da betete jener feurig Exaltirte noch einmal, daß Gott ſie doch ein Zeichen ſeiner Gnade ſehen laſſen möge, und ſeltſam begünſtigte die Natur ſein ſeltſames Gebet, denn mit dem Aufgange der Sonne zeigte ſich ein ſchöner Regenbogen am Himmel, der dem geängſteten Gefühl um ſo bedeutender erſcheinen mußte, da weder zwei Tage vorher noch auch hernach, Regen verſpürt wurde. Jetzt ergriff die Verurtheilten eine neue Begeiſterung und ſie dankten Gott mit lauter Stimme. Kaum aber war der Regenbogen verſchwunden, ſo ertönte der Donner des Geſchützes, der die Verurtheilten zum Tode rief. Das Benehmen derſelben im Allgemeinen beſchreibt der Prediger Johann Roſacius folgendermaßen:

„Dies habe ich zu verzeichnen für nöthig gefunden, daß wenn einer von dieſen heiligen Leuten und ähnlichen Märtyrern zum Tode gerufen wurde, ſie von einander auf eine bewunderungswürdige Weiſe recht ſchönen Abſchied nahmen, daß das Herz in uns vor Vergnügen hüpfte. Nicht anders, als wenn ſie ſich zu einem Gaſtmahle oder zu einer Fröhlichkeit einluden. Diejenigen, ſo weg giengen, pflegten zu denen die noch zurückblieben und auch ſterben ſollten, auf dieſe oder dergleichen Art (viel lebhafter als man ſolches gedenken und beſchreiben kann) zu ſagen: „Adieu, allerliebſten Freunde! Gott der Herr ſtärke und behüte euch! Er gebe euch den Troſt ſeines heiligen Geiſtes, Geduld und tapferen Muth, damit ihr das, was ihr zuvor mit Herz, Mund, und Hand bekannt habet, auch nun mit einem rühmlichen Tode beſtätigen möget. Ich gehe vor euch hin, damit ich vor euch die ewige Herrlichkeit Gottes, die Herrlichkeit unſeres Herren Jeſu Chriſti zu ſehen bekomme; ihr werdet mir bald folgen, damit wir das Angeſicht unſeres Vaters zugleich anſchauen. Sehet, in dieſer Stunde wird alle Bitterkeit dieſes Lebens ein Ende nehmen, und die frohe Ewigkeit wird herein brechen u. ſ. w.“ Hier nun antworteten dagegen die, ſo noch zurückblieben: „Gott der Herr ſegne auch euch dieſen Weg, um des unſchuldigen Todes unſeres Herrn Jeſu Chriſti willen, und laſſe euch aus dieſem Jammerthal in das himmliſche Vaterland recht glücklich übergehen. Der Herr Jeſus ſende euch ſeine heilige Engel entgegen, um eure Seele in die ewige Ruhe zu begleiten. Gehet vor uns hin, liebſter Bruder, in unſeres Vaters Haus, wir werden euch bald nachkommen. Wir ſind um desjenigen willen, an den wir geglaubet haben, gewiß verſichert, daß wir uns heute in der himmliſchen Freude wiederſehen werden.“

Hierauf führt der Verfaſſer mit treuherziger Genauigkeit die Umſtände an, unter welchen jeder Einzelne der Verurtheilten den Tod litt, und indem wir ihn ſelbſt reden laſſen, theilen wir einiges aus ſeiner einfachen und rührenden Erzählung mit.

Joachim Andreas Schlick von Holeiſch, Graf von Paſſaun und Loket, Erbherr auf Swihany. — Er war ein Herr über die 50 Jahr, ſowohl von einem ſehr alten vornehmen Geſchlecht, als auch mit vorzüglichen Gemüths-Gaben und Tugenden von Gott begabt, und eben deswegen ſehr berühmt. Denn in ihm leuchtete eine recht heroiſche Gemüthsart hervor, mit einer beſondern Beſcheidenheit und Sanftmuth gepaart. Er war zu allen Sachen ungemein geſchickt, und dabei ſehr fromm und tugendhaft. Mit Recht wurde er alſo von den Landſtänden zum Director ihrer Rathſchläge erwählet und hernach vom König Friedrich zum oberſten Landrichter und Vice-Markgrafen in der Oberlauſitz ernannt. Er entwich aus Furcht vor dem Ueberwinder Ferdinande nach der Lauſitz; es nahm ihn aber der Churfürſt von Sachſen (ob er gleich in ſeiner Jugend ſein wohlverdienter Hofmeiſter geweſen war) auf Anſtiften eines gewiſſen widerchriſtlichen Schmeichlers alda gefangen und überlieferte ihn dem Rachſchwerdt der wüthenden Feinde. Wie beherzt er den unverſchämten Inquiſitoren geantwortet, iſt oben gedacht worden. Als er das greuliche Urtheil des Todes, daß er geviertheilt und auf die Scheidewege ausgeſteckt werden ſollte, angehöret hatte, antwortete er: Levis est jactura sepulchri, d. i. unbegraben bleiben iſt ein ſchlechter Verluſt. Als den Tag darauf der Prediger Motacius zu ihm kam, und ihm den göttlichen Troſt und einen ſtarken Muth anwünſchte, antwortete er: „Ich danke euch, mein lieber Vater, für dieſen göttlichen Wunſch; aber wiſſet, daß mir dieſe göttliche Gnade geſchenket ſei, daß mich gar keine Furcht vor dem Tode beunruhige. Ich habe mich einmahl unterwunden, dem Widerchriſt entgegen zu gehn, und die Ehre Gottes nebſt der lautern Religion zu vertheidigen; ich unterſtehe mich alſo auch, dieſe Treue gegen die göttliche Wahrheit mit meinem Tode zu beweiſen. Ich ſtehe nun vor dem weltlichen Gericht und erwarte den zeitlichen Tod, aber diejenigen, ſo uns gerichtet und zum Tode verurtheilt haben, müſſen vor ein weit ſchrecklicheres Gerichte kommen, welches gerechter als ſie richten wird.“ Als er Montags nach fünf Uhr den Knall des großen Stücks gehöret hatte, ſprach er: „Dies iſt das Zeichen zu unſerem Tode, ich werde am erſten dran kommen; du aber, Herr Jeſu, erbarme dich unſer!" Als ihm die Jeſuiten zuſetzten, widerſtand er ihnen eben ſo beherzt und muthig, als er jemals vorher gethan hatte. Indem er auf das Blutgerüſte ging, und der Pater Sederius, ſo mit einem andern da ſtand, ihm zurief: „Herr Graf! beſinnt euch doch noch jetzt!" antwortete er ihm: „Laß mich nun endlich zufrieden!" Als er auf das Blut-Gerüſte gekommen war, und die helle Sonne ſahe, ſprach er: „Sonne der Gerechtigkeit, Chriſte, verſchaffe, daß ich durch die Finſterniß des Todes zu deinem ewigen Lichte hindurch dringe!" Darauf ging er etliche mal hin und her, als ob er irgends einer Sache nachdenken wollte, mit einer ſolchen Gravität des Geſichts und ernſthaften Freundlichkeit, daß auch die Vornehmſten unter den Zuſchauern ſich der Thränen nicht enthalten konnten. Nach verrichtetem Gebet trat er auf das ausgebreitete Tuch, kniete nieder, und empfing den Schwerdtſtreich. Bald drauf wurde ihm die rechte Hand abgehauen, damit ſie nebſt dem Haupte in einer eiſernen Schüſſel auf dem Brückenthurm ausgeſteckt würde. Der Körper wurde in das Tuch, worauf er gekniet hatte, eingewickelt, und von ſchwarz gekleideten Männern an einen verborgenen Ort getragen. Worauf denn ſogleich ein neues Tuch hingebreitet wurde; ſo hernach auch denn bei den übrigen allen geſchahe, damit der folgenden keiner des vorhergehenden Leichnam oder Blut ſehen möchte.

Wenceslaus von Budowa, Herr zu Münchgrätz, Klaſchterez und Salaſia. Dieſer Herr war ſehr ſcharfſinnig, hochgelehrt, und ſeiner ſowohl im Böhmiſchen als Lateiniſchen herausgegebenen Schriften wegen, ſehr berühmt. Er war Deutſchland, Welſchland, Frankreich, England, die Türkei (wo er ſich ſieben Jahr lang aufgehalten hatte) durchgereiſet, ein eifriger und ehrwürdiger Greis von 74 Jahren, der allerlei Ehrenſtellen bekleidet hatte. Denn unter Rudolpho war er kaiſerlicher Rath, wie auch Defenſor des erneuerten Conſiſtorii und der Univerſität geweſen. Auch unter dem Kaiſer Matthias hatte man ihn oft zu Rathe gezogen, und hernach wurde er von den Ständen zum Direktor erwählet, unter dem Könige Friedrich aber zum Präſidenten des Appellations-Gerichts beſtellet. Mit einem Worte, er war eine ganz beſondere Zierde ſeines Vaterlandes, ein heller Stern in der Kirche Gottes, ſeinen Unterthanen nicht ein Herr, ſondern ein Vater, eine Gott und Menſchen wohlgefällige Seele.

Nach dem kaiſerlichen Siege führete er ſeine Frau, Sohn, Schwiegertochter und Enkel aus Prag weg, er ſelbſt aber, weil er mit dem Herrn Otto Kron-Bewahrer war, (denn damals war die Krone zu Prag) kehrete dahin wieder zurück, damit man nicht ſagen könne, er hätte dieſelbe verlaſſen. Sein Haus iſt bald darauf geplündert, und ihm alles, bis auf ſeine Kleider, die er an hatte, weggenommen worden. Wozu er nichts mehr ſagte, als: „Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen.“

Als er nun ſchon in ſeinem Hauſe gefänglich aufbehalten wurde, beſuchte ihn ein Appellations-Secretair, Paulus Aretinus, und fragte ihn: Warum er, da er ſchon von Prag weg, und in Sicherheit geweſen wäre, wieder zurück in eine ſolche Unſicherheit und Gefahr gekommen ſey? Er antwortete, daß er ſolches aus Trieb des Gewiſſens gethan habe. „Denn, ſprach er, mein Gewiſſen ließ es mir nicht zu, das Vaterland und die gute Sache zu verlaſſen. Ich weiß es aber nicht, was Gott über mich beſchloſſen habe, vielleicht will er, daß ich die gute Sache mit meinem Blute verſiegeln ſoll.“ Worauf er aufſtund und ſprach: „Hier bin ich, mein Gott, thue mit mir, deinem Knechte, wie es vor deinen Augen wohlgefällig iſt. Ich bin des Lebens ſatt, ſo nimm nun meinen Geiſt von mir, daß ich nicht ſehen müſſe das Böſe, welches, wie ich leicht einſehen kann, über mein Vaterland kommen ſoll.“ Als er an einem anderen Tage wieder von eben demſelben (Secretär) beſuchet wurde, und angehöret hatte, was für ein Gerüchte von ihm ausgeſtreuet worden ſei (nämlich daß er vor Traurigkeit und Kummer geſtorben wäre) lächelte er und ſprach: „Ich, ich ſei vor Traurigkeit geſtorben? Ich habe ſchwerlich jemals ein größeres Vergnügen empfunden als jetzt. Siehe da, (er wies mit ſeiner Hand auf die Bibel) dies mein Paradies hat mir niemals ſo ſüße Früchte ausgeliefert, als nun. Ich lebe, und werde leben, ſo lange es mein Gott wird haben wollen: und niemand wird jemals den Tag ſehen, an welchem man wird ſagen können, Budowa ſei vor Gram geſtorben.“ — So oft er von den Inquiſitoren examiniret wurde, vertheidigte er die gute Sache jederzeit mit ſtandhaftem Gemüthe; und als er verurtheilt worden war, ſprach er zu den Richtern: „Euch hat lange nach unſerm Blut gedürſtet, ſo trinket nun unſer Blut; wiſſet aber auch, daß Gott, für deſſen Sache wir leiden, unſer Blut nicht werde ungerächet laſſen.“

Am dritten Tage vor der Verurtheilung erzählte er ſeinem Diener, dem Zidnowsky, daß ihm geträumet habe, „er ſei auf einer ſehr ſchönen Wieſe ſpazieren gegangen, und habe dieſer Sache Ausgang ängſtlich nachgedacht. Indem ſei jemand gekommen, und habe ihm ein Buch gegeben. Als er ſolches aufgethan und hinein geſehen, habe er darinnen ſchöne weiße ſeidene Blätter wahrgenommen; es habe aber auf denſelben nichts mehr geſchrieben geſtanden, als: „Befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf ihn, er wirds wohl machen.“ (Pſ. 37, 5.) Als er auch dieſem, was es bedeute, nachgedacht, ſei ein anderer gekommen, habe ihm ein weißes Kleid gebracht, und es auf ihn geworfen.“ Sobald dieſer alte Herr erwachet, hat er dies alles ſeinem alten Diener erzählet, und hernach, als er auf das Blutgerüſte ging, ſprach er zu eben dieſem ſeinem Diener: „Siehe da, weil ich mit dem Rock der Gerechtigkeit bekleidet bin, gehe ich nun hin, daß ich mich vor das Angeſicht Gottes, auf den ich vertrauet und ſtets gehoffet habe, darſtelle.“

(Wir übergehen hier ſeine Streitigkeiten mit den Jeſuiten, die mit ganz beſonderm Eifer, doch fruchtlos, an ſeiner Bekehrung arbeiteten. Seine flammende Heftigkeit ging ſo weit, daß er ihnen in's Angeſicht den Pabſt „des Teufels Statthalter, den Widerchriſt und das Kind des Verderbens, und diejenige apokalyptiſche Beſtie, ſo von dem Blut der Heiligen roth iſt, welches ſie ſäuft," nannte. Faſt komiſch für unſere bibelunkundige Zeiten, doch höchſt charakteriſtiſch für die damaligen, iſt folgender Zug: Am Tage der Hinrichtung kamen noch zwei Jeſuiten in aller Frühe auf das Schloß, um, wie ſie verſicherten, ſeine Seele zu retten. Sie disputirten mit einander durch Sprüche aus der Bibel, bis endlich der Jeſuit ihn durch die Anführung der Worte: „Der Menſch weiß in dieſem Leben nicht, ob er bei Gott in Gnaden oder Ungnaden ſtehe", in die Enge zu treiben verſuchte. Da ſprach der Graf, indem er ihm die Bibel hinreichte: „So ſaget mir doch, wo ſteht denn dieſelbe geſchrieben?" Einer der Jeſuiten antwortete: „Mich deucht, beim Timotheus," über welche Unwiſſenheit der Freiherr ſich dermaßen entrüſtete, daß er ausrief: „Du Eſel, du willſt mich den Weg der Seligkeit lehren, und weißt nicht wo dieſes Sprüchlein in der heiligen Schrift geſchrieben ſtehe? Hebe dich demnach weg von mir Satan, und höre auf mich zu verſuchen."*)

Bald darauf wurde der Freiherr auf die Blutbühne gerufen, auf welcher er mit Vergnügen erſchien, ſein graues Haupt und Barthaar ſich ſanfte ſtrich und ſprach: „Sehet, ihr meine graue Haare, was euch für eine Ehre wiederfähret, daß ihr mit einer Märterkrone geziert werden ſollt.“ Worauf er ſich zu Gott wandte, für die Kirche, das Vaterland und die Feinde betete, und ſeine Seele Chriſto empfohl. Sein abgeſchlagenes Haupt wurde auf einem Thurme aufgeſteckt, und ſein Leichnam beerdigt. — — — —

Kaſpar Kaplirz von Sulewiz, ein Ritter, 86 Jahre alt. (1)

Als über dieſen das Todes-Urtheil ausgeſprochen worden war, und ihn bald darauf der Prediger Roſacius beſuchte, bewillkommte er ihn zwar mit thränenden Augen, doch mit einem freundlichen Gemüthe, und ſprach: „Siehe, ich armer unglücklicher Greis, habe ſchon oft und lange meinen lieben Gott gebeten, daß er ſich meiner erbarmen, und mich von der Welt nehmen möchte: ich habe aber ſolches nicht erlangen; denn Gott hat gewollt, und mich bewahret ſo lange aufbehalten, daß ich in meinem Alter der Welt ein Schauſpiel, ihm aber zu Ehren ein Opfer würde. Des Herren Wille geſchehe! Allein

Tod wird zwar in den Augen der Menſchen ſchimpflich; in den Augen Gottes aber herrlich ſeyn, denn ich muß ihn um ſeiner Ehre und Wahrheit willen leiden: daher ich denn ſeiner Gnade vertraue, daß er vor ſeinem Angeſichte theuer und werth ſeyn werde.“ Als ihn der Prediger mit tröſtlichen Worten aufrichtete, begehrte er von ihm, daß er ihn wolle beichten hören, ihm die Abſolution ertheilen, und darauf mit der heiligen Communion dienen. Unterdeſſen erzählte er ihm ſeinen Lebenslauf, und bekannte, daß er in ſeiner Jugend andern zu gefallen, der Welt ebenfalls (nach dem Lauf der Welt) gerne gedienet hätte; lobete aber zugleich ſeinen Gott, daß er ihn in dieſem Weltweſen nicht hätte verſinken laſſen, ſondern dahin gebracht, daß er ein vorſichtigeres und beſſeres Leben zu führen angefangen hätte. Weiteres ſprach er: „Durch Gottes Gnade habe ich mein Gewiſſen bewahret — — — — — — — — —
— — — — — — — — und obgleich das Fleiſch nach angehörtem Todesurtheil zu zittern angefangen, ſo empfinde ich doch jetzt durch Gottes Gnade weiter keinen Schrecken des Todes.“ — Als hier der Prediger etwas dazwiſchen redete, wie daß die Hoffnung der Seligkeit nich-

etwa darin beſtehe, daß man ſich auf ſein gutes Gewiſſen beziehen könne, ſondern vornehmlich dies der feſte Anker unſerer Hoffnung ſein müſſe, daß man ſein ganzes Vertrauen durch Chriſtum auf die göttliche Barmherzigkeit ſetze, fuhr dieſer fromme Greis fort: Geſtern hat mir meine Muhme, die Pruskovia, ſagen laſſen, daß mir, wenn ich den Fürſten von Lichtenſtein darum erſuchen wollte, das Leben möchte geſchenket werden, doch ſo, daß ich Zeit Lebens ein Gefangener bleiben müßte. Ich habe ihr aber antworten laſſen, daß ich für dieſe Gnade danke, die mir nutzlos, ja unanſtändig ſein würde. Denn wenn ich um Gnade bäte, machte ich mich verdächtig, als ob ich etwas Böſes begangen hätte, und des Todes werth wäre, welches doch nicht iſt. Sage deroſelben, daß ich Gnade ſuchen werde bei Gott, wider den ich in meinem Leben vielfältig geſündiget habe; wider den Fürſten aber habe ich nichts gethan. Ja, wenn ſie mir auch von freien Stücken die Gefangenſchaft für die Todesſtrafe antrügen, würde mir doch dieſe Abwechſelung ſehr beſchwerlich fallen. Denn ich ſiebenzigjähriger Greis bin meines Lebens ſchon lange ſatt. Ich kann den Geſchmack der Speiſen nicht mehr unterſcheiden, kann auch durch liebliche Getränke nicht mehr erquicket werden. Dazu: lange zu ſitzen verdrießt mich, das Liegen fällt mir ſchwer, gehen kann ich faſt gar nicht mehr, es ſei denn, daß mich jemand leite, oder ich mich eines Stocks bediene. Wozu ſollte mir denn alſo wohl ein ſolches Leben? Und da ich daſſelbe in der Freiheit kaum ertragen kann, wie ſollte mir daſſelbe denn wohl im Gefängniß lieb ſeyn? Bewahre alſo Gott, daß ich mich von der ſo ſeligen und heiligen Geſellſchaft der Märtyrer ſollte trennen laſſen." — — — —

Indem wir hier die Geſpräche des edlen kraftvollen Greiſes zuſammendrängen, erzählen wir nur noch Folgendes. Der Haupttroſt des grauen Helden war der herrliche Spruch Davids: „Wenn mir gleich Leib und Seele verſchmachtet, ſo biſt du doch Gott allezeit meines Herzens Troſt und mein Theil." In der Nacht, die dem harten Tage voranging, den wir nun angezeigt nennen, träumte ihm, es kämen zwei Engel zu ihm und wiſchten ihm das Angeſicht mit einem köſtlichen Schleier ab, und ermunterten ihn, er ſolle ſich fertig machen mit ihnen zu gehen. Am Morgen kleidete auch er ſich feſtlich in ein Hemde von der feinſten Leinwand, über welches er einen ganz ſeidenen Mantel warf, und freute ſich kindlich, daß er nun das hochzeitliche Kleid angelegt habe. Der Prediger machte ihn aufmerksam, daß das Kleid der Gerechtigkeit inwendig doch herrlicher ziere, worauf der Greis versetzte: „Das weiß ich wohl, ich will aber doch meinem Bräutigam zu Ehren auch äußerlich gezieret seyn.“ Endlich, als er gerufen wurde, sagte er: „In Gottes Namen, ich habe ja schon lange genug gewartet.“ Da seine Diener ihn beim Aufstehen gehalten, und er von Allen Abschied genommen hatte, ging er langsam von dannen, doch als er, die Stufen hinunter schreitend, seines Alters Schwäche mit tiefem Schmerz gewahr wurde, sprach er die wahrhaft herrlichen Worte: „Mein Herr, stärke mich, daß ich nicht falle und den Feinden ein Gelächter werde.“

Da er an den Ort der großen Qual gekommen war, konnte er nicht wohl niederknien, weil er ganz krumm und gebückt ging. Er hatte den Scharfrichter gebeten, sogleich sein Amt zu verrichten; allein er ließ ihm andere Leute stehn, damit er das Mordinstrument nicht bemerkte, doch dieser, da er ihn so krumm gebückt erblickte, vermochte nicht, sein Werk zu erfüllen. Da näherte sich ihm der Prediger und sagte: „Gnädiger Herr, so ihr eure Seele Christo empfohlen; so hebet auch nunmehr dieſes ſein graues Haupt, Gott dem Herrn freudig dar, und richtete es himmelwärts. „Da hob der Greis ſein Haupt ſo hoch als es ihm möglich war, ſagte noch einmal: „Im Namen Gottes!“ und: „Herr Jeſu, in deine Hände empfehle ich meinen Geiſt,“ und der entſcheidende Moment endete alle Schmerzen.

Ich hatte anfangs den Vorſatz, noch mehrere Auszüge aus dieſem Martyrologium mitzutheilen, denn wohl niemand ſeine innige Theilnahme wird verſagen können. Doch ich fühle, daß unſer Mitleiden durch die Darſtellung des Greiſentodes gewiſſermaßen erſchöpft iſt, und durch die Erzählung von ähnlichen Fällen zu ſehr würde verletzt werden. Auch iſt es keineswegs das bloße Mitleiden welches ich hier hervorrufen möchte, es iſt ein Höheres und Tröſtendes, jene Ueberzeugung nämlich, daß in uns etwas Ewiges und Göttliches lebt, welches die Schmerzen des Moments, ja ſelbſt des ganzen irdiſchen Lebens nicht achtet und am Glauben hält, den es einmal mit Kraft erfaßt hat. Durch dieſe Anſicht verlor bei jenen Helden der Tod jegliche Bitterkeit, und wurde — wohl dürfen wir das Wort gebrauchen — zum feierlich beſchließenden Geſange. Nur auf dieſe Weiſe kann jene Gefühlsverſtimmung aufhören, und [illegible] wieder in unſer Gemüth kommen.

Den Hiſtoriker aber, der in der Geſchichte mehr ſucht als [illegible] von [illegible], Schlachten, eroberte Feſtungen mit Jahrzahlen, [illegible], ſchaffe ich, [illegible] einzelnen Scenen zur [illegible] des ganzen [illegible], das, wie es ſcheint, faſt niemand mehr kennt.

2.

Die bekanntlich [illegible] Druck [illegible], [illegible]. Ich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] „[illegible] [illegible]“ [illegible] [illegible] u. ſ. w. [illegible] als bei Gleditſch, Anno 1700," vor mir liegt. Da die Leſer der damaligen Zeit nicht leicht ein Buch für genießbar erklärten, das nicht bis zu tauſend Seitenzahlen hinauf reichte, ſo hat der Verfaſſer, wie billig, darauf Rückſicht genommen und nicht weniger als [illegible] geſchrieben.

Die Schrift [illegible] zuerſt eine Unterſuchung von der Deutſchen [illegible] und [illegible] [illegible], in welcher der erſtere als „ein Vermögen" charakteriſirt wird, „dem Zuhörer alle Dinge vor und auszureden." Dann folgt die erſte Abtheilung „von deren Nutz und Unterſchied der Komplimenten." Obwohl er angiebt, daß zu einem rechten Komplimente nicht mehr als zwei Stücke erfordert wären, die Invention oder Erfindung, und der [illegible] oder der Vortrag, indem, wer es [illegible] nicht verſtehe, das Datum oder den Monath nicht anders als auch den Jahrgang [illegible], ſo ſieht er ſich doch die Deutſchen [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible] [illegible] war, daß er davon doch [illegible] als Dinge an der Welt zum Kompliment beyzubringen wiſſe, indem ſie es ohne Unterricht nicht wohl verſtehen. Er giebt uns nicht bloß Bewillkommungs-, Abſchieds-, [illegible]-Complimente u. ſ. w. ſondern, was in der That

Schwierigkeiten hat, Straf- und Verweiscomplimente. Das Beste iſt noch, daß ihm die letztern, aus einem Ueberfluß von Demüthigkeit, doch nicht recht wohl gerathen. Er geht bei den Condolenzcomplimenten ſo in das Detail, daß er uns lehrt, wie wir einem vornehmen Manne [illegible] bedauern ſollen wenn er krank iſt, wie einem Freunde, wenn er ein Bein gebrochen, wie einem Bürger, wenn er beſtohlen worden, wie einem Vater, dem ein Kind ertrunken, wie einem Kaufmanne, der durch die Poſten um die [illegible] gekommen, wie einem Herrn, dem ein Sohn in der Schlägerei verwundet worden, wie endlich einem, der ſelbſt halb erſchlagen iſt. Unter den Verweiscomplimenten finden wir eines „an einen der ſich zu viel einbildet," „der von allen Leuten übel redet," „der ſich zu liederlicher Geſellſchaft gewöhnet," „der ſich [illegible]," „der zu geizig iſt," „die [illegible] ein [illegible] gefangen," endlich auch eines an einen Jüngling der übel von uns geredet hat.

Wie edel contraſtirt mit dieſem [illegible] [illegible] in den Complimenten [illegible]. „[illegible], ſagt er, (Seite 9.) iſt nichts ſo angenehm, als [illegible] [illegible] einem andern Menſchen durch Dienſte, welchen der

Herren Ständeln mit einer Musik beehren wollten, [illegible] solche, wie da das Compliment an ihn nach gemachter Musik anzubringen. Die Disposition ist per modum Syllogismi folgende: Wann ein vornehmer Mann durch eine Stadt reiset, soll man ihn mit allen Ehrenbezeugungen empfangen. Jetzo reiset ein vornehmer Mann durch die Stadt. Ergo soll man ihn mit allen Ehrenbezeugung empfangen. Dieses Syllogismi seine Major Propositio muß sich mit einem [illegible] [illegible], daß der Patron die Schönheit der gebrachten Musik nicht übel nehmen wolle, anfangen, und dann steht [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible]. Minor, und conclusio ist die Composition oder der Vortrag, was wir haben wollen, [illegible] [illegible] noch das [illegible], daß [illegible] [illegible] noch lange ihren [illegible] [illegible] bei allem gewünschten Wohlergehen erhalten wolle, anzuwünschen. Zuletzt kann [illegible] sich mit [illegible] Worten der sämmtlichen [illegible] der Musik.

Anmerkung.

Zur Erklärung werden nicht ungeneigt nehmen, daß wir noch einer kleinen [illegible] etwas von dem [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und auf das Geſetze derjenigen Schuldigkeit, mit welcher alle [illegible] Chargen ihre durchreiſenden Patronen aufzunehmen verbunden. Und weil bei Ew. Excellenz hoch geneigtem Wille, ſo ſie [illegible] ſpüren, man auf keine andere Weiſe unſere Obſervanz zu beweiſen vermochte, als wenn Ew. Excellenz ſolche unſere gute Geſinnung gütigſt auszulegen geruhen. Wir leben den herzlichen Wunſch dabey, daß der Höchſte Ew. Excellenz noch lange beim Wohlſtande und bei Geſundheit [illegible] bei allen [illegible] Wohlergehn erhalten, und alle dero Verhalten mit dem abgezielten Effect beglücken wolle; ſtets aber unter Erwartung Ew. Excell. [illegible] wir uns und [illegible] dero ferneren hohen patrocinio recommendiren.

Viſite=Compliment bei einem ledigen Frauenzimmer.

Ich bin höchſt vergnügt, daß ich das Glück habe, Mademoiſelle in dero Wohlſtande zu [illegible] zu ſehen, und erfreue mich von Herzen ſo [illegible] [illegible] [illegible]. Ich kann nicht zweifeln, weil [illegible] gute Zeitung bei uns [illegible] wollen, wie es Mademoiſelle ſich [illegible] nun ſchließen, Ihre Freiheit gegen eine angenehme Verbindung mit einem geliebten Liebſten zu vertauſchen. Iſt es gewiß, ſo gratulire ich ſchuldigſter maſſen zu ſo erwünſchten Umſtänden, doch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß ich auch in dem veränderten Stande die Qualität Ihres gehorſamſten Dieners ferner behalten mag.

Entſchuldigungs-Compliment an ein Frauenzimmer wegen Trunkenheit.

Darf ich es wagen, Mademoiſelle, und mich vor Ihnen wieder ſehen laſſen, da ich vorigen Abend mich ſo ſchändlichen Exceß begangen, und mich in dero geehrten Geſellſchaft ſo unanſtändig betragen? Ich habe ganz nicht zu zweifeln, daß ich mich ſo grob und lächerlich werde erwieſen haben, daß ich vielleicht alle meine Schmeicheleyen an den Tag geleget, was Mademoiſelle von einem rechten Ziel bekommen, um dero beſondere Gewogenheit zu gewinnen. Allein ich getröſte mich nur dero Leutſeligkeit, und daß Sie mit einem Menſchen, welcher ſeinen Verſtand etliche Stunden dem Weine verpfändet gehabt, nicht gleich ſo hart verfahren, ſondern den vergangenen Fehler hochgeneigt überſehen werden, zumahl da ich verſpreche, künftig mich beſſer zu verhalten, wenn ich die Uhr habe, bey Thee-viſiten meine Aufwartung abzulegen.

Die zu weiche Antwort lautet ſo:

Monſieur bitten um Vergebung, daß ſie ſich geſtern ein kleines Räuſchchen getrunken, und ich werde Ihnen gleich Dank ſagen, daß ſie ſich bey Ihnen ſo wohl ſchmecken laſſen, weil ſie dadurch zur Luſtigkeit veranlaßt worden, und uns alle durch ihre artigen Einfälle ganz unendlich vergnügt haben. Ihre Uhr-Auslegung und Geſchichte wenn ich ganz wüßte, könnten ſie doch keiner Entſchuldigung. Uebrigens belieben ſie ſich zu verſichern, daß ich Ihnen meine Freundſchaft [illegible] verſagen werde: denn ſo lange ſie in der bisher genommenen [illegible] nicht verbleiben, und durch ſolches ihre Ehre nicht [illegible] auf ſich bringen, ſo lange werde ich auch nicht Urſach finden, mich ihrer Geſellſchaft zu entſchlagen, als bis ich von wiederholter [illegible] höre, und keine Hoffnung künftiger Beſſerung bleibt.

Um den Brief nicht ganz zu verlieren, ſetzen wir hier noch zum Schluſſe bey, die [illegible] nicht [illegible] „Rede des berühmten Helden, Herrn Erneſtus Rüdiger von Stahremberg, Kayſerlichen Commendanten der Reſidenz-Stadt Wien, wodurch er bei der Türkiſchen Belagerung ſeine Soldaten, als die Bürger durch lange Gegenwehr ermüdet, [illegible] ferner zu ſtreiten, [illegible] wollten, auf ſolche gute Manier beherzt gemacht:

Ihr Brüder und auserwählte Soldaten, durch deren Fauſt die Europäiſche Freiheit noch zugleich erfochten muß, waffnet eure Herzen wider die grauſamen Barbaren und [illegible], daß [illegible] gemacht werden, die Chriſten wider dieſe Unglaubigen zu vertheidigen. Was, wollet ihr die Niederlage eurer ſo tapferen Mit-Brüder, deren die Rache noch aus den gebrochenen Augen herausblicket, noch länger ungerochen laſſen? [illegible] alles durch die Schärfe eures tapfern Säbels fallen, und nachdem eure Mit-Brüder, ſo zu eurer [illegible] Vertheidigung [illegible], ſo [illegible] ſich geſtillet, ſo [illegible] auch durch Niedermetzelung der Türken, [illegible] Tropfen der Bürger zur Grab-Stelle zu [illegible]. Ihr könnet in ſolchem Krieg nach Streit [illegible] Lohn und Ehre erwarten und [illegible] werden.

Wenn nach des großen Cäſars Meinung uns nicht verſtattet iſt, unſer Blut zu verſchwenden, weil daſſelbe nur zum Dienſt des Vaterlandes rühmlich aufgeopfert werden ſoll, ſo laßt uns nur die Ehre und Wohlfahrt deſſen ſolchen dieſe Beherzter ausſehen, ſo werden die Barbaren ſelbſt noch in dem Blute der Ihren Sterbenden uns rühmlich nachſprechen, und mitten in dem Tode unſre Häupter mit Ehren-Preiß bekränzen. Wir haben ſchon geſieget, tapfere Soldaten! Der von Gott hat unbekannte Gewalt verhindert uns ſchon den Zunamen der Ritter von Tode und ſeiner tapfern Armee, andern ewigen Ruhm und Vergnügen. Es können verſichert, auf dieſen Zukunft mit ſolcher Abſicht genommen, der, in Gott will! an dieſen künftigen Wächtern den Schimpf, ſo dem andern ſchönen Siegen machen, mit ſeinem Hülfsmacht ziehen, und Abzug unſrer ſtarken erlittener Schmach und Gewalt, nach unſerm höchſt eignen Wohlergehen verſchaffen wird.“

Jemandes Geſchicklichkeit und ſichre Macht gewähret doch manchmal ein gefährliches Abgehn, das Beiſpiel bei dem Eigenthümlichen

Schülern noch immer reichliche Nahrung erhält. Nur erſt in der ſpätern Schweizer- und Leipziger literariſchen Periode verſchwindet auch dieſer Stoff, und faſt alles wird öde und leer; doch ſelbſt die entſchiedenſte Geiſtloſigkeit wagte damals, ſich Correctheit zu nennen.

IV.

Kritiken.

Einige Worte über die poetiſchen Werke des Barons Friedrich de la Motte Fouqué.

Dieſer Dichter, der zuerſt, von einem bekannten geiſtvollen und kenntnißreichen deutſchen Schriftſteller eingeführt, unter dem Namen Pellegrin auftrat, erregte ſelbſt in jener Zeit der heftig widerſtrebenden Meinungen, und der oft durch egoiſtiſche perſönliche Rückſichten getrübten Urtheile, bei dem beſſern Publikum bedeutende Hoffnungen für das, was ſein Talent einſt leiſten dürfte, wenn es in ſich ſelbſt beruhigt, und in ſich ſelbſt allein wurzelnd, erſcheinen würde. Es vergingen einige Jahre, in welchen jene Hoffnung fortblühete, und allerdings durfte man ſie feſthalten, da man den Dichter mit raſchen Schritten und nicht ohne Sicherheit weiter ſtreben ſah. Zwar bemerkte man nicht ſelten, daß er die Kraft verſchwende auf Wegen wo nur das minder Erfreuliche zu erreichen iſt, aber man erkannte denn doch eine wahrhaftige Kraft, die fern von jeder hochmüthigen Liebäugelei, auch in ihren theilweis noch irrenden Beſtrebungen, Anerkennung und Achtung verdiente. Wie wir nicht wohl ohne metaphyſiſche Denkübungen und logiſche Formenlehre in das Innere der Philoſophie gelangen können, ſo giebt es auch in der Poeſie Vorhöfe und Vorſchulen, die der beginnende Künſtler meiſtens durchwandeln muß.

Bald nach dem erſten öffentlichen Erſcheinen dieſes Dichters brach jener tief ernſte und gewaltige Krieg aus, der, früherhin wenigſtens Norddeutſchland verſchonend, ſich jetzt gerade nach dem vorzüglichſten Vaterlande der deutſchen Poeſie hinlenkte. Zu den Folgen deſſelben gehörte auch eine ſehr betrübende Gleichgültigkeit des Publikums für die neueren Erzeugniſſe der deutſchen Dichtkunſt. Denn, mit mancher engenden Sorge beſchäftigt, ſchien man nur bemüht zu ſein, den Augenblick zu überraſchen, und deſſen Drang zu beſchwichtigen. Es gab ſogar Manche, (und es waren nicht die Schlechtern, obwohl auch ſie irrten,) die ſich in jener trüben Zeit faſt jeden ſchöneren Genuß, wie durch eine Pflicht getrieben, verſagten, und ſo iſt es geſchehen, daß man in den Jahren 1793 bis etwa 9 oder 10, faſt gar keinen Dichter mit Genauigkeit, viel weniger mit beſonderer Liebe betrachtete.

In jener Zeit gab von Fouqué noch unter dem Namen Pellegrin ſeinen Roman Alwin, den wir als den Uebergang zu ſeiner neueren ausgebildeten Periode anſehen. Aus jenem Werke ſpricht uns im Allgemeinen eine treffliche Ahndung des ritterlichen Geiſtes an, die aber nicht immer ruhig genug zur Erſcheinung gebracht wird, ſondern, wenn gleich kühn und kräftig, doch ein wenig ſelbſtgefällig nach manchen Seiten umherſchaut. Hie und da iſt uns eine gewiſſe Ueberzierlichkeit, Ueberzartheit, und Ueberkraft, aufgefallen, die ſelbſt manchen einzelnen trefflichen Situationen ſchadet. Wir betrachten dieſes Buch wie einen Tag des Vorfrühlings, für deſſen einzelne Unbehaglichkeiten, die ungeſicherte Hoffnung auf einen baldigen vollſtändigen Lenz ſchadlos hält.

Es erſchien Sigurd der Schlangentödter, ein Werk, deſſen man ſich wohl in der innerſten Seele erfreuen durfte, denn hier war ein Werk, das da wirklich ein Werk iſt, und deutſchen Ledem hatte und deutliches Leben gab. Endlich trat der Nordiſche Held in ſeiner Ganzheit auf, und wir erkannten einen Dichter, deſſen ganzes Weſen gekräftigt und geſichert, erhaben heroiſch und einfach ſtolz erſcheint, einen Dichter, mit dem ein Gott iſt. „Einfachheit, Einfalt“ herrſcht großartig durch das ganze Werk, ja wir möchten die herrlichen Worte oft wiederholen, um ihre ganze Bedeutung deſto inniger zu bezeichnen, damit man wiſſe, wie ſie ſich im Gemüthe eines Dichters bilden. So wie Er haben nur gar ſehr wenige Poeten jeden Prunk und jede Pracht, und jeden Ueberfluß der Worte verſchmäht, und ſich lediglich an die reine Darſtellung des innern Weſens gehalten. Dieſer ganz klaren, feſten und ſtarken Zeichnung der Charaktere, Situationen und Verhältniſſe vertraute er allein, und er konnte ihnen vertrauen daß ſie durch ſich ſelbſt ſiegen würde, ſiegen müſſe. Früher noch als der treffliche Jean Paul Richter, in den Heidelberger Jahrbüchern, die erſten würdigenden Worte über jenes große Werk ausſprach, erkannte ich daſſelbe in ſeinem ganzen Werthe an, und verkündete es fröhlich meinen Freunden und Freundinnen. Recht ſehr fröhlich ſage ich, denn es giebt kaum etwas Angenehmeres für mich, als wenn ich in einer meiſtens nur trübſelig reflectirenden, beinahe dürren und ſtaubigen Zeit, einen Schriftſteller antreffe, von dem man mit Gewißheit ſagen kann, er iſt ein Dichter. Wie ſelten aber dieſes allerdings gar ſehr heilige Wort ausgeſprochen werden könne, darüber möge man allenfalls die bekannte Stelle in dem feinſinnigen Cicero nachleſen; doch ſcheint es beſſer, wenn man es auch ohne ihn weiß und erkennt.

In dieſe Zeit ſcheint auch die Novelle „das Galgenmännlein“ zu fallen, welche mir ganz beſonders am Herzen liegt, denn es iſt mir, als hätte ich ſchon als Knabe von einer ſolchen [illegible]lichen Geſchichte erzählen, was mir zuweilen bei Werken begegnet die mir vorzüglich lieb ſind.

Sodann erſchien das Schauſpiel: „Eginhard und Emma,“ bei deſſen Titel mir anfangs bang wurde, denn es giebt nur eine einzige Art, wie jene Anekdote von den beiden Liebenden behandelt werden kann und darf. Wir haben eine Menge von deutſchen Verſuchen, die dieſen Stoff gewählt haben zu Schauſpielen und Romanzen, denn es war wohl gar zu anziehend, daß ein bloßer Secretär eine Kaiſerstochter lieben und heirathen darf, doch die Poeſie zeigte ſich ihnen keineswegs ſo günſtig als Emma dem

Eginhard war. Da herrſchte bald eine gemachte und geſpreizte Erhabenheit, die ſich in eine Staubwolke von Worten hüllt, während keine Ahndung waltete von Wahrheit, Charakter und klar dargeſtelltem Verhältniß, oder: die einfach herrliche Geſchichte löſte ſich auf in kranken weichen Gefühlsſauce, oder ſie war getaucht in die gelblich blauen Schwefelflammen der unächten Romantik. An eine hiſtoriſch wahre Schilderung jener Zeit, war vollends gar nicht zu denken, indem bekanntlich zur Darſtellung einer Sache zuvörderſt die genaue Kenntniß derſelben unerläßlich iſt, eine Kenntniß, die ſich nicht ganz ohne Schwierigkeit auftreiben laſſen ſoll.

Wenn ſchon den meiſten Hiſtorikern Karl der Große ſich nicht viel anders abmahlt, als etwa — Peter der Große, oder Karl XII. oder wen man ſonſt gerade will, (denn bekanntlich rinnen ja in den meiſten unſerer Hiſtorienbücher die Charaktere entweder in eine farbloſe Allgemeinheit zuſammen oder man trennt ſie wie durch eine Kluft, die Himmel und Hölle ſcheidet,) ſo kann man um ſo leichter erachten, was erſt unſere gewöhnlichen Pſeudo- oder Titulardichter, aus dem alten Helden gemacht haben. Viel Tapferkeit und ein wenig Tugend, viel Roheit nebſt einem Stückchen Bildung (denn dieſe letztere war ihm nicht ganz zu erlaſſen, da man aus Gottſcheds Werken wußte, daß Karl für die deutſche Grammatik etwas gethan, den Monaten paſſende Namen gegeben hatte, u. ſ. w.) viel Deutſcher Fürſtenſtolz, viel Deutſche Vaterzärtlichkeit, Liebe, Zorn, Haß, Wehmuth, und Empfindſamkeit: das Alles wurde bei Karls Verarbeitung aufgewandt und durch einander gerieben, ſo daß der Leſer zuletzt in der That nicht mehr wiſſen konnte, wen er eigentlich vor ſich habe, und ſich ſelbſt an die Arbeit machen mußte, ihn aus eignen Mitteln zu zeichnen.

Fouqué hat einen wirklichen Karl gezeichnet, wie er einmal den Zauberſtab der äußeren Hoheit weg wirft und nichts weiter ſein will als ein hoher herrlicher Menſch, der eben am herrlichſten iſt, wenn er ſich ſo eben gehen läßt. Der große Kaiſer und der Sachſenſieger mußte hier ſchonend verhüllt werden, doch auch nur verhüllt, nicht verſchwiegen, und ſo wird es uns denn allerdings nicht minder klar gegeben, welche Hoheit auch um ihn war. Eginhard und Emma, der Deutſche Mann und das Deutſche Mädchen, geben Deutſche Wiſſenſchaft, Liebe, Treue, und die gute alte Zeit rein und tief zurück. Das ewige Lied der Nibelungen ſchließt das ganze Drama gewiſſermaßen wie mit einer Blumenkette ein, und ſo iſt ein naiv idylliſches Schauſpiel entſtanden, das Einzige, was es wirklich in ſich war, und daher auch werden mußte.

Andere Kritiker, welche die Geſchichte Karls nicht umſonſt wollen geleſen haben, werden den Verfaſſer ohne Zweifel noch aufmerkſam machen, wie höchſt zweifelhaft die ganze Anekdote von Eginhard und Emma ſei, wobei man ihn mit einer Menge von Citaten überſchütten könnte; wir aber erlaſſen uns dies gern, völlig überzeugt, daß dem Verfaſſer jene hiſtoriſchen Zweifel alle zur Genüge bekannt ſein werden. Man muß es ihm indeſſen nachſagen, daß er die unwahrſcheinliche und auch wohl unwahre Geſchichte wirklich wahrſcheinlich und wahr gemacht habe.

Einen *noch* höhern Ernſt und eine noch tiefere Liebe und Innigkeit widmete der Dichter ſeinen Vaterländiſchen Schauſpielen, in welchen uns zuerſt begegnet: Waldemar der Pilger.

Es iſt bekannt, daß faſt in allen Schulen gelehrt wird, und faſt in allen Büchern zu leſen iſt, dieſer rückkehrende Waldemar ſei keineswegs der wahrhafte und ächte, ſondern ein verſchlagener Betrieger geweſen, der ſeine Rolle allerdings mit beſonderem Talent und Glück geſpielt habe. Um indeſſen die Möglichkeit eines ſolchen Pſeudo-Waldemar glauben zu machen, müſſen die Hiſtoriker mehrere ausgezeichnete Fürſten, Grafen und Freiherren in ein ſehr bedenkliches Complott zuſammentreten laſſen, und um nur nicht das erfreuliche Wunder einer durch religiöſe Begeiſterung veranlaßten langen Trennung Waldemars vom Vaterland und Heerd anerkennen zu müſſen, muthen ſie uns zu, ein bei weitem wunderbareres, nur unbequemes gemeines Wunder zu glauben.

Obwohl nun die Geſchichte jenes Pilgers noch keineswegs ganz entſchieden iſt, ſo durfte doch der Dichter allerdings, wie er es gethan hat, die Aechtheit deſſelben, unbedenklich in ſeinem Schauſpiele anerkennen laſſen. Er giebt uns hier ein reines Gemälde Deutſcher Ritterwelt, und wir glauben mit dieſen wenigen Worten ein ſehr bedeutendes Lob ausgeſprochen zu haben, indem wir faſt kein einziges Deutſches Drama zu nennen wüßten, in welchem eine ſo ganz treue und kräftig ſichere Darſtellung jener großartigen Zeit anzutreffen wäre. Selbſt Babo's Otto von Wittelsbach iſt nicht ohne ſelbſtgefälligen Punkt und einzelne zu grelle Striche, ja es ſind einige Charaktere in demſelben ganz verfehlt und ſchwach gehalten worden z. B. der des Kaiſers Philipp. Göz von Berlichingen der ſich hier allerdings, ſo wie immer, ſehr rühmlich nennen läßt, enthält bekanntlich nur die Schilderung des ſinkenden Rittergeiſtes und des unterliegenden Mittelalters. Faſt alle andere Deutſche Dramen, welche in dieſe Zeit fallen, geben uns ein ganz verkehrtes, oft ſehr widriges Bild von derſelben, ſo daß man eher glauben ſollte, die Scene ſei in dem Verſammlungszimmer roher Schüler, halbtrunkener Knaben, als in den hohen Burgen der edeln Deutſchen Ritter. Indeſſen ging jene irrende Anſicht, faſt wie eine betrübte Familienkrankheit, aus einer ſchriftſtellenden Hand in die andere, und die Verkehrtheit wurde zuletzt gleichſam wie mit ſtehenden Lettern gedruckt. Wirklich wandte ſich auch das Publikum bald nicht ohne gerechten Ekel davon hinweg, und meinte, wenn es mit den Ritterzeiten alſo beſtellt geweſen ſei, ſo wolle es lieber mit allen ferneren Darſtellungen derſelben verſchont bleiben. Da indeſſen die deutſchen Leſer in dem guten Rufe der Bildſamkeit ſtehen, ſo wird hoffentlich dieſer Waldemar ein Großes bewegen, die richtigere Vorſtellung von jener kräftig frommen und geſangreichen Zeit hervor zu rufen.

Es kann bei der erſten Anſicht dieſes Schauſpiels ſcheinen, als ſei es nur ein hiſtoriſches Gemälde, nicht aber ein eigentliches geſchloſſenes Drama, man könnte ſagen, die Geſchichte bilde hier die Progreſſion einer Linie, nicht aber den in ſich ſelbſt zurückkehrenden Cirkel, und man könnte es deshalb mit einer kühn gewölbten, die weiteſte Ausſicht gewährenden langen Eichenallee vergleichen, an deren äußerſtem Ende, ein gothiſches Grabmahl, das Gemüth und den Blick erweiternd, beruhigt.

In einem ſolchen Eichenwalde können aber unmöglich hochtönende, oder wild flatternde Worte, erſchallen, oder die Reſultate der neueren Philoſophie in kurzen Sentenzen mitgetheilt, vernommen werden, da jene den Märkiſchen Rittern bekanntlich — unbekannt war. Da ferner die Perſonen, welche in dieſen Eichen- und Fichtenwäldern auftreten, genau wiſſen, was ſie wollen, ſo halten ſie ſich nicht lange bei erhabenen Ausrufungen auf, ſondern ſchreiten nach kurzem Reden raſch zur That. Um weitläufige antithetiſch zugeſpitzte Flüche von ſich hören zu laſſen, ſind ſie zu kräftig und zu fromm, und um ſich

Sommers zuzuwerfen, mit der Ausſicht, ſie mit Wucher zurück zu bekommen, zu einfach. Mit einem Worte, es fehlt hier gänzlich an metaphyſiſchen Sentenzen, Halb-Gebeten, weichlichen Thränen, Zerknirſchung, Verzweiflung, u. ſ. w. welche Dinge bei manchem Leſer vom Jahr [illegible] faſt in zu großem Anſehn ſtehen ſollen. Auch das, was man im gewöhnlichen Leben einzelne ſchöne Stellen nennt, ermangelt gänzlich, und ich bin überzeugt, daß jene Leſer dieſen Mangel ſchmerzlich empfinden werden. Was indeſſen mich ſelbſt betrifft, ſo rührt es mich hinlänglich, daß das Ganze gar ſehr trefflich und rein ſchön iſt, weshalb der Dichter denn auch gar keinen rechten Platz gefunden hat, für einzelne ſchöne Stellen, und es iſt faſt, als habe er dieſelben ſtolz verſchmäht, da er ſie ja ſonſt wohl ohne große Mühe aufſtellen laſſen.

Wir ſetzen hier noch ein einfaches, ernſtes, gar nicht neues oder wichtiges Wort hinzu. Der ſittliche Werth eines Menſchen ſoll keineswegs berechnet werden, nach der Summe einzelner eigentlicher moraliſcher Handlungen, und natürlich noch viel weniger nach der Summe von einzelnen erhabenen Worten, ſondern er beruht (wir bedienen uns eines Schillerſchen Ausdrucks) auf der größeren Congruenz der ganzen Naturanlage zu dem moraliſchen Geſetz. . . . Man darf hoffen daß am Ende der Kultur, wenn ein ſolches ſich überhaupt gedenken läßt, wenig mehr davon die Rede ſeyn wird. (Vergl. Horen, 1796. III. St.) Sollte ſich dieſes Urtheil nicht auch in anderer Hinſicht anwenden laſſen? Sollte man nicht eben ſo richtig ſagen können: Die Vortrefflichkeit der Dichter beruht keineswegs auf der größeren Summe einzelner vortrefflicher äſthetiſcher Ideen, ſondern auf der größern Congruenz der ganzen Naturanlage zu dem äſthetiſchen Geſetz u. ſ. w. Da die Frage ſelbſt das Ja enthält ſo bedarf es wohl keiner ausführlichern Antwort.

Dieſem Waldemar folgt ein Schauſpiel von kleinerem Umfange: „Die Ritter und die Bauern,“ welches wir zuvörderſt dadurch zu loben denken, daß hier in der That und Wahrheit Deutſche Ritter und Landleute auftreten, wie dies denn auch der einfache Titel verſpricht. Man muß es den Perſonen, welche das Drama bilden, der Edelfrau, dem jungen Bauermädchen, dem Ordensherrn, dem jungen Ritter, dem alten und dem jungen Bauer, ehrlich nachſagen, daß ſie wirkliche und wahrhafte Perſonen ſind, die da in der That leiden und leben, und man dürfte zum Motto dieſes Schauſpiels Goethe's ſchöne Worte vorſchlagen:

> Es ſind nicht Schatten die der Wahn erzeugte,
> Ich weiß es, ſie ſind ewig, denn ſie ſind.

Wir finden hier eine Darſtellung altdeutſcher Liebe, und altdeutſcher Leidenſchaft, altdeutſchen Verhältniſſes des Adels zu den niedern Ständen, altdeutſchen Familienlebens, altdeutſchen Stolzes und altdeutſcher Demuth, altdeutſcher Kraft und Frömmigkeit, und dies alles iſt zu einem *Ganzen* verſchmolzen und zwar durch einen *Dichter*. Auf Einzelnes hin zu deuten möchte unſtatthaft erſcheinen, doch wollen wir der Schilderung der Leidenſchaft des jungen Ritters für das Landmädchen gedenken, die eben ſo gründlich gedacht als farbig glanzvoll erſcheint. Die Aufforderung des Ritters an die Geliebte zur Sünde der Leidenſchaft, weil ohne Sünde ja kein *ſühnendes* Chriſtenthum möglich wäre, S. 45, die das ganze Weſen erſchütternde und neu gebährende Reue, und das Wort des trefflichen Deutſchen Ordensherrn, als der von ſeiner Verirrung nun umleuchtete Ritter die Frage an ihn richtet: „Darf ich mit dir ziehn?“

„Ich möchte fragen, ob mit dir ich's darf?
Du haſt gar viel von dem verlornen Sohn,
Ich nur vom andern, drüber minder Freud'
iſt" (S. 201.)

führen wir nur an, ohne weitere Bezeichnung, indem hier kein Zuſatz von nöthen ſeyn dürfte. Den ſeltſamen Umſtand, daß dieſes Schauſpiel noch auf keiner Bühne Deutſchlands gegeben worden iſt, geſtehen wir nicht anders begreifen zu wollen, als daß der Zeitraum von Oſtern bis Weihnachten 1811 nicht als genügend zur Erwägung der Sache erſchien. Die Schauſpiele eines Beaumarchais, Patras, Pigault le Brun, Colin d'Harleville, Demouſtier, Picard u. ſ. w., die die Deutſchen ſo oft in Ueberſetzungen und Nachbildungen ſahen, können, meines Erachtens nicht völligen Erſatz gewähren, für die Entbehrung ſolcher Dramen, wie Waldemar und die Ritter und die Bauern.

Den Roman „der Todesbund" möchten wir einen potenzirten Alwin nennen, indem auch hier noch der Kampf mit dem Stoffe, gewiſſermaßen der Kampf um die Poeſie, mitunter ſichtbar wird. Wenn wir hier unſern alten Vergleich der Romantik mit dem Monde welcher durch Gewölk geht, wiederholen dürfen, ſo möchten wir zugleich hinzuſetzen, daß in dieſem Werk zuweilen das Gewölk über das Gewölk hinſchreitet, und der Mond über den Mond, und ewig neue Monde erzeugt, welches vielleicht den Blick verwirren und zuletzt das Gemüth beunruhigen dürfte. Die Romantik verräth hier zu oft, daß ſie romantiſch iſt, und der Dichterreichthum weiß genug darum, daß er ſo reich iſt. Die Poeſie wandelt und ſchwebt hier nicht immer in klar gezeichneten Bahnen; ihrer Kraft bewußt flattert ſie zuweilen aus dem heiligen Cirkel hinaus, und findet ſich dann in unheimlicher Luft, aus der ſie raſch zurückkehrt. Wohl ihr, daß ſie vermag, den Irrthum ſo leicht zu beſiegen, und das Ewig-Schöne wieder zu finden.

Dieſes Werk, welches kein vollendetes Ganze iſt, enthält einzelne höchſt treffliche Stellen, und es wäre hier der Ort, einige derſelben anzuführen. Doch eben jenes Reichthums wegen wird die Wahl ſchwer. Wir geben deshalb, ganz unbeſorgt um dieſelbe — denn das Suchen würde eine beengende Partheilichkeit verrathen — was uns gerade in die Hand fällt. Seite 16 heißt es: „Sie (die Alte) ſprach in dieſem Tone unaufgehalten fort, ſo daß der Jüngling volle Muße behielt, ſich ganz in der lieblichen Wirthſchaft tigkeit Godwinens (ſo nannte die Mutter ihre ſchöne Tochter) zu vertiefen. Sie hohlte Alles ſo vertraut und wohlbehaglich aus den alten Schränken hervor, daß man in Zweifel bleiben konnte: war es eine wirkliche Jungfrau oder ein artiges Kind, das Tiſchdecken und Anrichten ſpielte. Und als ſie ihm hernach mit den weißen zierlichen Händchen vorlegte, und einſchenkte! Er hätte immerfort ſo da ſitzen mögen. Selbſt das Geplauder der Alten erweckte ihm angenehme Erinnerungen, wie das Rauſchen der Luft durch alte Bäume, ja, er kam ſich ſo ganz in dieſe Haushaltung eingewohnt vor, daß er, ungeachtet jenes Verzauberns an dieſem Anſchauen, als ein wohlgezogener Sohn aufbrach, ſobald die große Uhr halb eilfe ſchlug.“

Folgende Stelle aus dem Munde des geſpenſtiſchen Vetters, der uns überhaupt am ſchärfſten gehalten zu ſein ſcheint, dürfte uns gar ſehr des Aufzeichnens werth: — „Hätt’ ich! Könnt’ ich! Wär’ es! — Die unſinnigſten, abſcheulichſten, ſchauderhafteſten Worte! Was nicht iſt, iſt nicht, und kann auch gar nicht ſeyn. Der Teufel braucht aber einen ſeiner geſchickteſten Kunſtgriffe, wenn er dem Unglücklichen das Sandkorn zeigt, welches ſeine ſchlimmere Schaale niederzog, und ihn rathen läſſt, wie er oder ein anderer es hätte vermeiden können. Das iſt der rechte Weg zur Verzweiflung und zur Verwilderung, wenn man ſo die Vergangenheit als noch lenkbar hinſtellt und Alles unter einander werfend, die Spuren der ewigen Weltordnung, die Annäherungen zu männlicher Ergebung im verſtörten Gemüth auslöſcht. Uebrigens aber ſcheltet auf mich fort, ſo lange es Euch beliebt und erleichtert. Ich habe viel feſtes Blut, wie Ihr wiſſt. Zudem auch iſt mir keinesweges unbewuſſt, wo ich Euch oder Andern Unrecht gethan habe. Redet alſo nur immerhin.“

Wir weiſen ferner hin auf die ruhig einfache, ohne allen Geiſterſeher-Apparat und Bühnen-Aufgebot tief wirkende Erzählung von der Blume, (S. 78. f. f.) und unter den vielen eingeſtreuten Liedern, auf das Erinnerungslied der Burg, (S. 62. f. f.), auf das Lied vom kranken Knaben, und die herrlichen Abſchiedsworte an den ſcheidenden Ritter.

O Leben, wie gehſt du vorüber!
  O Trauer, wie kommſt du heran!
Wo bleiben die Freunde? Wo bleibt das Lied?
  Was ſoll die ferne verödete Bahn?

Wir ſingen, wir ſingen ſo weit hinaus,
Wir hören, wir hören nicht mehr ſein Wort,
Dazwiſchen des großen Meers Gebrauſe,
Dazwiſchen — "

Das letzte Werk, welches der Dichter dem Publikum übergeben, hat den kleinen ſtillen Titel: „Undine, ein Mährchen." Es giebt Gedichte, bei denen man eben ſowohl dann den reinſten Genuß empfängt, wenn man ſie als rein künſtleriſch betrachtet, als auch, wenn man das Künſtleriſche für den Moment ganz vergeſſen will, und ſich nur rein menſchlich tief in ſie verſenkt und in ihren Wellen freundlich mitſpielt. Es giebt Gedichte, welche, noch ehe die Kritik ihr Wort ſpricht, an die Kritik ſelbſt eine Frage thun, die ſie zuvörderſt zu beantworten hat, und nur freudig beantworten kann. Der Dichter, der hier das Höchſte und Beſte gegeben, ſetzt bei den Zeitgenoſſen, denen er ſein Werk geſchenkt hat, voraus, daß ſie wiſſen was Seele heißt und Liebe, und das Leben in der Natur, und Sehnſucht und Trauer. Wenn uns der Gedanke verletzt, daß dennoch ſo Manche ſein mögen, die es nicht wiſſen, und ſo Manche unter den Wiſſenden, die es nicht fühlen und nicht anſchauen, ſo tröſtet uns wieder die Hoffnung, daß durch dieſen leuchtende Mährchen ihnen die Wahrheit aufgehen werde, die da mehr iſt als wirklich: das heißt wahr.

Friedrich Richter nannte in ſeiner bekannten Recenſion, den Dichter des Sternbaldes [illegible] „den Zauberer,“ und gab durch dieſes Wort ein Gegenſtück zum Ei des Columbus, denn wohl mußten alle, welche jenes Werk kannten, auch ſchon jenen Ausdruck für den Dichter in Bereitſchaft halten. Dennoch war er nicht früher ausgeſprochen, und es iſt [illegible], daß es geſchah. Den Dichter des [illegible] möchte ich den „Wiſſenden“ nennen, denn nicht von dem Tage iſt [illegible] wenn wäre, daß er ſonſt, was man der Welt und die Mitte ſei, nur von der Geiſterwelt [illegible], daß er ſie ſang, eine Offenbarung und den ſchönen Traum des Dichters ſeyn. Wir haben in ſeinem Werke eine Darſtellung des [illegible] der Poeſie, die uns an Plotins Wort erinnert, daß die Schönheit das Licht ſei, wie Farben das Licht in der [illegible], und das ewige Feuer der Liebe und Andacht, des [illegible] Geiſt und Wiſſen, wenn aber, wie ſelbſt bei dem trefflichſten Dichter, ſich die [illegible], wenn [illegible] [illegible].

Ich muß noch [illegible] und den Verſuch [illegible] mit [illegible] Ernſt einiger Verſe, als [illegible] denn doch wohl bei dieſer Beurtheilung eine entſchiedene Freundſchaft mitgeredet, wobei indeß die beſſere Frage, ob die Freundſchaft und die Wiſſenſchaft der Kritik, nicht eine ewige nothwendige Verwandtſchaft haben müſſen, die Antwort ſchon in ſich enthält. Abgerechnet, daß mir die Gleichgültigkeit gegen ihn in der That [illegible] überhaupt nie als etwas [illegible] [illegible] ihm erſchienen iſt, möchte ich auch wohl der Meinung ſeyn, daß als Gegenſtück höchſtens auch noch eine durchaus [illegible] Freundſchaft auf die Mühe, erhört zu werden, Anſpruch machen dürfte. Es ließe ſich indeſſen bezweifeln, ob eine ſolche, die wir durch das Beiwort „[illegible]“ bezeichnet haben, und durch das andere „erhöhet“ noch näher bezeichnen wollen, in Beziehung auf T. wirklich anzuſprechen iſt.

Ich ſchließe mit dem innigen Wunſche, daß der alte Dichter ſeine ſchöne Kraft nie an etwas anderes wenden möge, oder an etwas Anderes legen zu müſſen glaube, als an Liebe und Freundſchaft, Poeſie und Religion, mit welchen wenigen Worten wir auch die ganze große Bedeutung des Dichterthums ausgeſprochen zu haben glauben.

Vermiſchte kritiſche Bemerkungen.

Es iſt im Jahr 1800 ein Buch erſchienen, das ſich als „Vorleſungen über Deutſche Klaſſiker" ankündigt. Der erſte Theil des Werks, den wir vor uns haben, entſpricht ſeiner Aufſchrift durchaus nicht, indem er keineswegs Vorleſungen, auf die wir uns in der That ſchon ein wenig gefreut hatten, ſondern lediglich uns das enthält, was auf dem Titelblatt ſich in eine unmerkliche Parentheſe verſteckt hat. Wir haben [illegible] [illegible] nichts mehr erhalten, als eine Sammlung mit einigen Anmerkungen, ein Buch, [illegible] [illegible] [illegible] mehrere Hundert haben. Der [illegible] Goethe u. ſ. w. A. W. Schlegel, haben ihnen theils Gedichte, theils proſaiſche Aufſätze liefern müſſen. Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß außer den genannten Dichtern einige ſind, die immer das Beiwort „klaſſiſch" nothwendig beibehalten, ſo wohl gar ein wenig ſparſam gebraucht werden dürfte. Oder hatten die [illegible] im Werk „die [illegible] nach Rom" ein Gedicht voll [illegible] Eleganz, herrliche Beſchreibung, mit lebhaft gemalten Flammen, aber ſie im hohlen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] aber die im [illegible] [illegible] [illegible] „[illegible]" [illegible] [illegible], die [illegible] Die die beſſere und [illegible] [illegible], z. B. die [illegible], die Leſſing [illegible] und Schiller, Jean Paul und andere [illegible] [illegible] [illegible], denn ſo ganz [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]?

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] die Bemerkung [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] den [illegible] [illegible]. Die [illegible] [illegible] ſich die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und der Titel „[illegible] [illegible]" [illegible] [illegible] „[illegible]" und [illegible] „[illegible] [illegible] des [illegible]" iſt [illegible] [illegible] [illegible] der „[illegible] [illegible] der [illegible]" [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] „ein [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Anfang" iſt, (S. 63) wobei wir uns des ſchönen Wortes aus dem Hamlet erinnern, es brauche eben kein Geiſt aufzuſtehen, um uns zu belehren, daß es keinen Böſewicht gebe, der nicht auch ein ausgemachter Schurke ſey.

Der Anthologieen werden jetzt zu Tage ſo viele, daß man nicht ſtrenge genug dagegen eifern kann. Sollen ſie wahren Nutzen haben, ſo müſſen ſie mit dem philoſophiſchen und äſthetiſchen Sinn und mit klarem hiſtoriſchem Geiſte unternommen werden. Man wähle ſich z. B. irgend einen bedeutenden, ausführlich begränzten Abſchnitt aus unſerer Literaturgeſchichte, etwa die Hans Sachſiſche, die Opitziſch-Flemmingſche Periode, oder ſonſt eine, die bedeutungsvoll charakteriſirt daſtehe, man lege dem Schüler die gelungenſten Gedichte vor, die eine Rolle im Dichter ſpielte, und zeige ihr Verhältniß zu der innern Geſchichte in der reinen Menſchheit und Deutſchheit. Scheuet man ſich aber vor der Mühſeligkeit, die jede ältere Zeit mit ſich führt, ſo ſei man wenigſtens nicht ſo unendlich bequem, aus Anthologien wieder Anthologien zu machen, und etwa nur ſolche Gedichte abzuſchreiben die faſt jeder auswendig weiß, der als „Bücher-Barden, der Muſen Stimme noch vernimmt." Man ſchließe ferner die Rechnung nicht gleich ab mit Goethe und Schiller, ſondern laſſe ſich endlich auch einmal auf die neueſte Zeit ein, die ja jetzt, da das erſte Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts verfloſſen iſt, eine ihrer Perioden überſchauen läßt. Man zeige hier die tauſendfältigen Abwege, auf denen die Menſchen irren und fallen mußten; aber man halte auch den Würdigen den Lorbeer nicht zurück, die ihn ſich muthig errangen. Mit einem Worte: Man treibe die Sache in gründlichem, rein Deutſchem Geiſte, und halte ſich zu gut für die Modemacherei, der leider noch immer kein ernſtes Wort der Beſſeren hat wehren können.

A. L. Millin erklärt ſich in ſeinem Dictionnaire des beaux arts folgendermaßen über die Einheit: Le beau ne nous touche qu'il ne se laisse deviner, il nous [illegible] par ses formes, sans penser à sa manière, ni à ses moyens. Il résulte de l'ensemble et de l'ordonnance des parties. Sans cet ensemble, sans cette ordonnance, sans le rapport parfait des parties au tout, il ne sauroit exister rien d'entièrement beau dans la littérature et dans les arts; dans le cas contraire quelques détails peuvent être beaux, mais l'ensemble ne mérite jamais ce nom.

Obwohl wir von jenem Dictionnaire manches einzelne Gute rühmen möchten, ſo glauben wir doch, daß dieſe Stelle frey in's Deutſche überſetzt etwa ſo lauten werde:

„Es iſt nichts ſchwerer als über die Idee der Schönheit zu reden, und dem wackeren Lexicographen wandelte ſchon lange ein Grauen an, ſo oft er daran dachte daß doch der Artikel hierin ſeinem Werk nicht fehlen dürfe. Indeſſen muß es doch nun einmal gewagt werden, und ſo ſey denn der Muth gefaßt. Selbſt das bloße Reden vom Schönen iſt ſchon ein [illegible]; aber freylich ſchwer bleibt es immer, und man ſoll nur froh ſeyn, daß man das Schöne wenigſtens fühlt. Doch die Fühlhörner, die zu ſolchem Fühlen vonnöthen ſind, laſſen ſich eben ſo wenig leicht beſchreiben als das Gefühlte ſelbſt. Noch muß deutlich bemerkt werden, daß das Schöne ein Ganzes ſey, ſo wie billig auch der Artikel über die Schönheit ein Ganzes ſeyn ſollte.“

Schwachnervige Leſer bekommen bey dergleichen Stellen ſich dieſelbe Empfindung wie ein ungeübter Reiter, den das Pferd zum erſtenmale einige Minuten lang im Kreiſe herum und aus einem Halbſchwindel in den andern treibt.

Die gemeinſte Art einen Charakter zu zeichnen, iſt, daß man ihn ſelbſt reden läßt von ſeinem Charakter, aber man findet dieſe gemeine Art ſelbſt bei ſehr großen, vielberühmten Schriftſtellern. Alfieri's Tyrannen erzählen es dem Leſer ſehr häufig, daß ſie Tyrannen ſind, und ihnen nicht wohl zu trauen iſt. Racine's Nero geht ihnen mit gutem Beiſpiele voran, iſt aber doch gutmüthig genug, ſich vom Burrhus lange Reden halten zu laſſen, in denen die Gutmüthigkeit empfohlen wird. So daß man mitunter glauben möchte, man habe einen nur ſcheinbar tyranniſchen Menſchen vor ſich, der wohl noch mit der Zeit ſeine zornigen Wallungen unter die Füße bringen werde, bis wir endlich mit einemmale vernehmen, daß die zärtliche langgeprüfte Octavia nicht mehr am Leben iſt. Dann freilich wird der ſchlimmgeſinnte Mann uns klar genug.

In den meiſten altdeutſchen Stücken redet der Tyrann von ſeiner Tyranney, der Menſchenfreund von der Menſchenliebe, der Menſchenhaſſer flucht ſehr ſcharf auf ſämmtliche Creaturen, welche ſich Menſchen nennen, und nimmt höch-

[illegible] einige zum Geſchlecht der Hunde gehörige Thiere aus. Der Zornige erklärt uns ſeinen Zorn genau, und der Verzweifelnde ſchildert uns, daß eine Verzweiflung und [illegible], nicht ſehr leicht zu finden ſei. Das Schlimmſte dabei iſt, daß man ſchlechterdings einem gewiſſen von ſeinem Charakter und ſeiner Gemüthsſtimmung Menſchen durchaus nicht glauben kann, daß er ſeinen Charakter und ſeine Gemüthsſtimmung wirklich habe. Ja wir wiſſen, daß mit einem [illegible] geſchildert, welches ſeine Eigenſchaften vortrefflich ausdrückt, mit gewiſſer Gefliſſenheit beſchrieben worden, uns leicht vermuthend, er werde wohl ſelbſt nicht ſehr viel auf ſich halten. Der weiſe Künſtler muß wohl wiſſen wie er einen Charakter zu ſchildern habe, ohne daß er denſelben ſich im einen [illegible] [illegible] laſſen darf.

Nur die Liebe darf von ſich reden, denn ſie zählt es zu ihrer Wahrheit, daß ſie ein Wunder iſt auf Erden, und vom Himmel [illegible] [illegible] ſind die Worte geliehen, von [illegible] zunge zu [illegible], die am Ohre des Geliebten zur Erinnerung klingen. So war Petrarca's ganzes Leben nur Liebe, und Rede und Geſang von der Liebe.

Es iſt vor Kurzem die Entdeckung gemacht worden, das Chriſtenthum ſey, genau genommen, nichts weiter als die Fortſetzung des Heidenthums, ein Ausſpruch, in welchem vielleicht manche ſtrenge Männer, um es mit Einem ſchonungsloſen Worte heraus zu ſagen, die Sünde gegen den heiligen Geiſt finden möchten, [illegible] u. ſ. w. Indeſſen, dünkt uns, iſt das Chriſtenthum als die göttliche Verſöhnungslehre ſo überreich an Gnade, daß ſelbſt einem unſchuldigen Verirrer deſſelben einiges davon zu Gute kommen kann, doch freilich nur nach vorhergegangener tüchtiger Reue und Buße.

Die ſchlimmſten Weiber ſind die ſich unterwürfigen, die, wenn ſie einmal [illegible] in den [illegible] geſchnitten, und [illegible] großen [illegible] haben, man auch nimmer [illegible] können, ſondern alles [illegible] [illegible] ihnen in den Sinn kommt. Der Beiſpiele ſind zu viele, um Einen anzuführen.

Es fehlt noch ganz an einem methodiſchen Buche über die Lebenskunſt, der ſchwerſten und bedeumenſchen aller Stände. Was darüber geſchrieben, enthält zum Theil nur Anweiſungen, wie man ſich mit genauer Noth durch die Welt hindurch drängen könne, um zuletzt ein Dach zu finden, das uns vor Regen und Schnee ſchützt. Luther würde dergleichen Bücher für Eingebungen eines mittelmäßigen Teufels erklärt haben.

Ueber keinen Deutſchen Dichter iſt ſo ſehr viel geſchrieben worden, als über Schiller, beſonders ſeit deſſen Tode. So ſehr wir auch den Dichter ſchätzen, als den großen Deutſchen loben, ſo möchten wir doch den meiſten jener Schreiber folgendes zu bedenken geben: Der Geiſt des redlichen Dänenkönigs bleibt dem Bernardo und Marcellus gänzlich ſtumm, ja ſelbſt der edle Horatio vermag ihm keine Rede abzugewinnen. Nur zu Hamlet ſpricht er. — Oder meint ihr etwa, Schiller ſei eine weniger vornehme Maske als Hamlets Vater war?

Ein großer Theil unſerer neueren Literatur iſt bekanntlich, und zwar nicht mit Unrecht, ſeicht, ſchal und flach genannt worden. Keine beſſere der bekannte Verfaſſer der Erinnerungen den rechten Gegenſatz, denn er iſt ein über alle Maaßen ſanfter, milder und [illegible] Schriftſteller, ſo daß man in der Parodie eines bekannten Leſſingiſchen Wortes, wohl von ihm ſagen dürfte: Weniger milde, wäre beſſer. Wer uns irgend einmal eine leidenſchaftliche Allemande, auf Weiß Noten geſetzt, und ausgetanzt hat, der heißt uns ſchon ein Dichter, und er verſtattet es ihm gern, ihm vor zu tanzen. Damit aber auch die leiſeſte Manier von jener Wilde etwas abbekomme, ſo wird ſelbſt die Lüneburger Haide, als nicht ganz übel, in Schutz genommen.

Das Heidenthum iſt Mann, das Chriſtenthum iſt Weib.

Manche Fantaſie hat ſich in unſern Tagen blumig gefärbt, manches [illegible] hat den feinen Ekel gegen den Blüthen[illegible] [illegible], und die gute alte Deutſche Redlichkeit iſt gelegentlich [illegible]. Viele Dichter ſind zu [illegible] geworden und folgen einer Schule, obwohl, Gottlob, noch keine Leiche darauf liegt. — Seyd wieder fromm und kräftig, ſo werdet ihr auch wieder fröhlich ſeyn.

Es giebt große Schriftſteller (z. B. Fr. H. Jacobi), die uns mitunter zumuthen, zwiſchen den Zeilen zu leſen, oder beſſer: das Wort hinter dem Wort. Eine ähnliche Aufforderung thut auch die ganze Natur an uns, und wehe dem, der ſich weigern wollte, oder unvermögend wäre [illegible], ihre Aufgabe zu löſen.

Es würde dem Romanſchriftſteller die Arbeit erleichtern, wenn ſeine [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], welches ſeiner ſämmtlichen Werke er ſelbſt für das gelungenſte hält, welches man ihm [illegible] dadurch ausgezeichnet ſähe, daß man auf den Titel des Neuen ſetzte: Verfaſſer des u. ſ. w.

Als ich meinen Roman „Kampf und Sieg“ vollendet hatte, beſtimmte ich ihm das Motto: „Ich gab euch alles“ (Shakeſpeare im Lear); doch ich unterdrückte es, wegen der Möglichkeit eines Mißverſtändniſſes ſelbſt bei Kennern.

Die Beruhigung des Dichters bei jenem Allesgeben erzeugt ſich durch die Anſicht, daß die Kunſt ihre Werke nicht in der Progreſſion einer Linie bilde, ſondern in einem geſchloſſenen Kreiſe. Jeder vollendete Kreis ſtellt ein Unendliches dar, und ſo kann der Künſtler wohl ſagen, er habe Alles gegeben, doch nie fürchten, er könne je ſeine Kunſt ſich erſchöpfen.

Deutſchland wimmelt von Rhetoren und Sophiſten, aber der Dichter und Philoſophen ſind gar wenige. Sie glauben zu empfinden, während ſie nur die Emotion [illegible] [illegible], und zu denken, während ſie nur den Mechanismus des Verſtandes bewegen.

Was man gewöhnlich „geiſtliche Menſchen" nennt, ſind nichts weiter als Nichtſehende oder Nichtſehenwollende. Das ſoll ſich der Dichter nimmer verſtatten, damit er nur „Kunſt-Liebhaber" werde, und in weiter Allgemeinheit, der Gemeinheit ſo nahe, verſchwimme und verflache.

Nach den Alten sind die Hörner bekanntlich ein Zeichen der Stärke und des männlichen Muthes; was Wunder, verlangt man von dem Manne, daß er sich nach und nach derselben [illegible], und, wenn dieß geschehen ist, so vergißt man nicht, diesen Umstand sämmtlich anzuführen. Wäre es nicht besser, dem [illegible] zu rathen, seine [illegible] mit freundlichen Blumen und Blüthen so umwinden, daß sie sich [illegible], wenn je [illegible] des [illegible] ähnlich wird?

* * *

Wenn man vernünftig durch das [illegible] manches arg wankenden Hals-Philosophen und [illegible] [illegible], so manches im Irrthum und Sorge [illegible] Aufsicht, daß [illegible] lassen, lange und behaglichen Zeit, für ein [illegible] mehr heimruhet und [illegible] sich fühlt, so weiß ich dir ein freundliches Mittel, um recht bald wieder frei [illegible] und verschont zu werden. Ich rathe nemlich zu Deinem [illegible] Du weißt, theurer, Deutscher Mann, zu Dir [illegible], von deiner [illegible], [illegible] deine Lehre ganz erkennt, [illegible] [illegible] Lehre ist, und [illegible] Ich an Dich bitte, als die Dame den [illegible] phanes, und Du verdienſt es auch mehr, denn das Beſte von Griechen iſt nur in Dir; Dein Höchſtes aber nicht in ihm. Viele gar ſehr erfreuliche und beglückende Stunden verdanke ich Dir, und das ſo ganz einmal und herzlich auszuſprechen, gewährt mir eine Luſt. Bleibe noch lange unter uns, und bleibe es immer gern.

Ich ſchließe mit dem Teſtament Johannis, das ich, ſo wie allen Menſchen, beſonders den Deutſchen Dichtern und Philoſophen an das Herz legen möchte. Es lautet bekanntlich: „Kinderchen, liebt euch.“

V.

Gedichte.

Die erhörte Bitte.

(1803.)

Mit Staunen ſieht das Volk die Prieſterin,
Die Vielbewunderte zum Tempel fahren.
Nicht ſtolze Roſſe führen ihren Wagen
Wie ſonſt in raſchem Fluge bis zum Tempel:
Es ſind der Prieſterin zarte Söhne ſelbſt,
Die angefeſſelt an das rauhe Joch
Die Mutter tragen ſtill mit angeſtrengter Kraft.
Es flattert um die feuchte Stirn das Haar
Vom heißen Hauch des Mittagwinds bewegt,
Und wenn die Kniee wanken, heben ſie
Den Blick empor zur freundlich ernſten Mutter,
Und Muth und Kühnheit flammt aus dem Auge,
Das an der Mutter Auge liebend hängt.
Und ſie kommen an die hohe Pforte,
Treten in das ſtille, heil'ge Innre,
Wo den Göttern ew'ger Weihrauch duftet,
Wo der Menſch der Hohen Nähe ahnet.

Spricht der Aeltre: „Iſt dir wohl, o Mutter?“
Spricht der Jüngre: „Mutter, ſieh uns an.“
Und die Mutter: „Ihr geliebten Söhne,
Lagert euch dort in der kühlen Halle,
Pflegt des Schlafes, wohl bedürft ihr ſeiner.“
Spricht der Aeltre: „Wie du ſagſt, ſo ſey es.“
Spricht der Jüngre: „Freut mich des Schlafes,
Bin wohl müde, nur ein ſchwacher Knabe.
Zürne nicht dem Schwachen, liebe Mutter,
Flehe auch für uns die Götter an:
Was ſie geben, iſt gar gut und herrlich.“
Siehe, da hüllt der Schlaf die [illegible]
Und die Prieſterin zündet an den Weihrauch,
Gießt den Wein aus, redet frommes [illegible]
„Hab' ich je mit Eifer dir gedienet,
Heil'ge Opfer dir gebracht, die Bräuche,
Alle, die ehrwürdigen, geübet,
Biſt du je mit Huld mir nah geweſen:
O ſo höre jetzt mein brünſtig Flehen,
Hehre Göttin, lohne meine Söhne
Kindes Liebe mit dem Höchſten, Schönſten,
Was ſie ſterblichen Menſchen mag gewähren.“
Spricht's, und in der Seele Tiefen fühlt ſie
Ahnend ſchon die ſel'ge Erhörung.
Als der Abend kommt, da geht die Mutter
Ihren Söhnen, will die Knaben wecken.

Die ſo ruhig ſind vom Schlaf umfangen.
Doch der Schlummer weicht nicht von den Augen,
Weicht nicht von dem traumerfüllten Herzen;
Iſt ein ſüßer, ew'ger Schlummer worden.

Verſündigung.

So frühe ſchon willſt du ſüßes Leben fliehen?
So frühe ſchon wollt ihr alten Träume ſchwinden,
Ich ſoll kein Herz, dem mein verwandtes, finden,
An der Geliebten Bruſt nur Wonne trinken?

Will ſich der Morgen ſchon zur Nacht hinwenden,
Soll nur dem Traum keine Kühlung ſtrahlen,
Muß nach ſo vielen, [illegible] Qualen
Kein Gott die Ruhe mir vom Himmel ſenden?

So klag' ich ſtill in meinen trüben Nächten,
Und höre nur, zur Antwort meinen Klagen,
Den Sturmwinds Flügel an die Fenſter ſchlagen,
Daß keine ſanften Ruh' Träume brächten.

So klagt' ich einſt in mitternächt'ger Stunde,
Da ſchien's als höbe ſich der Zukunft Pforte,
Ich hörte heil'ge mir geweihte Worte,
Die Linderung brachten für des Schmerzes Wunde.

Nicht ſagen darf ich, was ich hier vernommen,
Nicht nennen, was mir hier vergönnt zu ſchauen.
Ich kann es nicht den Worten anvertrauen,
Doch war das neue Leben angekommen.

Nicht iſt der Morgen mehr zur Nacht gewendet,
Es will ein jeder Tag nur Kühlung ſtrahlen,
Den Lebens Quell trink' ich aus goldnen Schaalen,
Ein ſtiller Gott hat Ruhe mir geſendet.

Auf den Tod eines Freundes.

Wenn, die nimmer gelebt und des Lebens Weſen erkannten,
Welchen umwallet der Tod, trifft nur der bittere Schmerz:
Aus dem verworrenen Sein ringt ſich kein höheres Leben
Und von der Dämmrung zur Nacht führt ſie der jähe Moment.
Doch wenn der tiefere Geiſt, vertraut mit Natur und dem Himmel,
Sanft ſich löſt, und klar auf zu der Klarheit ſich hebt,

Dann iſt Leben der Tod, und taghell leuchtet die Nacht her,
Und was der reinere Geiſt muthig gedacht, iſt erreicht.
Wohl, ſo trafſt du fruͤh uns, du fruͤh aufwandelnder Juͤngling:
Du, der das Leben begriff, war dir nicht ſuͤß auch der Tod?

Deutſchland.

Eine Tragoͤdie kenn' ich, die noch kein Dichter geſchrieben:
„Deutſchland“ heißt ſie, und nie fand ſich je wuͤrdiger Stoff.
Viele Jahrhunderte treten hier auf, wie geharniſchte Rieſen,
Einige glanzvoll und kuͤhn, andre wie ſtillerem Geiſt.
Dann erzeugt ſich der maͤchtige Krieg um Meinung und Glauben;
Hoch entflammt ſich die Welt; doch ſie zerſtoͤret ſich ſelbſt.
Und die hohe Germania ſinkt am Schluſſe zur Ruhe,
Und die gerettete Krone ſchuͤtzet das heilige Grab.

Dichter-Phantaſie.

([illegible])

Es ſtrahlt der Tag im Nahen und im Weiten,
Beleuchtet grell die Kraft in wilden Trieben,
Nicht darf der Menſch den Menſchen freundlich lieben,
Und nur Zerſtörung kann zur Ruh ihn leiten.

Es ruht der Menſch von herbem, wildem Streiten,
Kein ſüßer Traum iſt freundlich ihm geblieben,
Ihm, den das rohe Leben nur getrieben,
Und er erwacht nur, um aufs Neu zu ſtreiten.

Dies iſt der Cirkelgang des öden Lebens,
Umſonſt [illegible] die Natur des [illegible] Strebens,
Ernſt blickt und kalt ihn an die ſtrenge Pflicht.

O reiß dich los von dieſen [illegible] Qualen,
Dann wird dir früh die neue Sonne ſtrahlen,
Dann biſt du frei, und über jeder Pflicht.

Vorſatz.

(1800.)

Was iſt es, Geiſt, das dich ſo ſchwer umgiebt,
Wie dunkle Wolken vor dem Auge ſchweben,
Daß niemals mehr die Kraft zum Himmel ſtrebet,
Und das Gemüth nur ahnet, was es liebt?

Wie war es einſt in dir ſo unbetrübt!
Du ſprachſt das Wort, und die Geſtalt, ſie lebet,
Es glänzt das Aug', der trunkne Buſen hebet,
Und jeder Zweifel iſt wie Spreu zerſtiebt.

O kehret wieder holde Jugendzeiten,
Und ſtrahlet mir zurück die goldnen Weiten,
Die einſt dem Leben kühne Kräfte gaben.

Kein zweifelnder Verſtand ſoll Träume ſtören,
Die, herrlich, nur dem Herzen angehören,
Ich will mich ganz an dir, o Dichtkunſt, laben.

Schwermuth.

(1800.)

Was iſt es, Geiſt, das dich zur Erde zieht,
Mit ſchwerer Hand und unbekannter Kraft,
Daß aus dem Buſen mir die Luſt entflieht,
Das Herz in trüber Dämmerung erſchlafft?

Kein Sonnenſchimmer wallt auf meinen Wegen,
Kein Blumenduft dringt in die tiefe Bruſt,
Kein Freundesauge ſtrahlt mir froh entgegen,
Und ziehe zum Leben neue Lebensluſt.

Ich ringe mich empor und ſinke nieder,
Ich ſinke nieder, mich empor zu richten.
Es tönt der Grabgeſang des Lebens wieder,
Und Kräfte kämpfen, um mich zu vernichten.

Verloren iſt des Lebens ſchöne Mitte,
In der allein die Ruhe friedlich wohnt,
Was hilft' es mich, wenn ich noch länger ſtritte,
Kein heiterer Sieg iſts der den Kampf belohnt.

Ich finde niemals wieder meine Jugend,
Die, unbewußt des Lebens, Leben giebt,
Das rauhe Schickſal riß an meiner Jugend,
Zerriß das Herz, das einſt ſo heiß geliebt.

So tritt denn näher mir, du ernſter Schatten,
Und hülle dicht mich in dein Dunkel ein,
Der nächt'ge Schleier decke mein Ermatten:
Ich will mich ganz dem milden Tode weihn.

Ruhige Anſicht.

Es folg' ein Jeder nur dem eignen Gotte,
Den er im Innerſten des Innern fühlt,
Der Dichter folg' ihm kühn zur heilgen Grotte,
Wo milde Dämmrung ſeine Schläfe kühlt.

Milde der Nacht.

(1800.)

Es ſenkt der Abend kühlend ſich hernieder,
Und graue Dämmerung umhüllt die Flur:
Im Thale wallt der Nebel hin und wieder,
Der Landmann traut der vielgewohnten Spur.

Verſunken iſt der Tag mit ſeinem Glanze,
Erborgter Farben Schein iſt hingeſchwunden,
Der Stralen Ueppigkeit in üpp'gem Tanze
Erloſch, und Dunkel hat uns nun umwunden.

O Nacht, wie iſt mir wohl in deiner Hülle,
Die lindernd ſich um meinen Buſen ſchmiegt.
Ich ahne Klarheit hier in deiner Stille,
Und fühle, daß die Schönheit einſt noch ſiegt.

Vertilge jede [illegible] nicht'gen Lebens
Das ſchwer und nüchtern mir ins Auge blinkt,
Das mich verletzt im Eifer meines Strebens,
In ungeſehnen Netzen mich verſtrickt.

Vergeſſenheit, du lieblich ſanfte Schöne,
Dein Nahen kündet mir dies ſüße Beben,
Schon hör' ich deine wogengleichen Töne,
Und es erſteht im Glanz das neue Leben.

Einer jungen Freundin.

([illegible])

Schön erſcheinſt du im Glanz der lieblich blühenden Jugend,
Schön in der Freude Moment, ſchöner im ſtilleren Schmerz;
Und doch traur' ich, denn ach! es fehlt dir der heilige Zauber,
Den du dem Namen nach kennſt, aber im Herzen nicht fühlſt.
Möge die Liebe ſich mächtig dir nahn und tief dich verwunden,
Und in des Schmerzens Gewalt gehe die Freude dir auf.

[illegible]

Wenn du lächelſt, ſo iſt mir's doch erfreulich,
Biſt du ernſt, ſo erquickt die ſanfte Milde;
Wenn du weinſt, nicht leidet dabei die Schönheit,
Wenn du wacheſt und wenn du ſchläfſt, o Liebe,
Wenn du thätig erſcheinſt und wenn du ruheſt:
Alles ſteht dir ſo hold und zart und lieblich.
Aber Eines iſt lieblicher doch als alles:
Daß dein Herz mich liebet und ewig mein iſt.

Der Geliebten.

(1800.)

Ein trüber Schleier deckt des Lebens Weite
Und Dämmerung beſchränkt des Auges Blick;
Iſt's ferne noch von mir das ſüße Glück,
Das ich erringen wollt' im wilden Streite?

Wo iſt die Hand, die durch das Dunkel leite?
Wer giebt die Klarheit meinem trüben Blick?
Wer führt in meine Jugend mich zurück,
Die leiſ' und zart an mir vorüber gleite?

O du, zu der ich oft voll Ahnung flehe,
(Dein Name ſei dem Worte nicht vertraut)
Gieb dem Gemüthe Kraft, daß es dich fühle.

Denn, wenn ich einſt dir in das Auge ſehe,
In die entzückt mich habe angeſchaut,
Was iſt dann noch, das meinen Buſen kühle?

Epigramme.

Die Nachtigall und der Dichter.

Halte die Töne zurück, o Nachtigall, flöte ſo
ſüß nicht,
Ach! es begegnet dein Ton keinem, der ähn-
lich ihm iſt.
„In die verworrene Welt hinſtröm ich die Me-
lodien,
Zeigend ihr, was ſie verlor, zeigend dir was
du gewannſt.“

Der Ausweg.

Still begränze dich ſelbſt, damit es das Leben
nicht thue,
Und du mit Freiheit vermagſt, was die Noth-
wendigkeit will.

Die heilige Klara.

„Weine nicht Klara, dir trübt die das ſchöne
begeiſternde Auge
Wahrlich die Thränenfluth rafft noch die Seh-
kraft hinweg.“

Immerhin mög' ich erblinden, ich kann nicht der
Liebe gebieten,
Die mich zu Gott hinaufzieht: nimmer iſt blind,
der ihn ſieht.

Neueſte Anſicht.

Wohl iſt das Wiſſen begränzt, und das Leben
und Wirken veraltet:
Gränzenlos, ewig jung iſt nur die göttliche
Kunſt.

Troſt.

Gehſt du den eigenen Weg, und fehle der Ge-
noſſe des Strebens:
Zage nicht, wandelt mit dir freundlich der
Genius mit.

Stolz.

Hoffe nicht viel von der Zeit und fürchte nicht
viel von den Menſchen:
Alles nur hoffe von dir, alles nur fürchte
von dir.

Sein Ausſpruch.

„Was du thuſt, das thue du bald,“ ſo ſprach Er gelaſſen
Zu dem Feinde, der raſch ihn zu verrathen eilte.
„Was du thuſt das thue du bald,“ ſo ſpricht er zum Freunde,
Und ſo ſprech ich denn auch zu mir als Freund und als Feind.

Für und Wider.

Redet nur ewig dafür und dawider, ſo kommt ihr zu gar nichts,
Denn das Rechte es iſt ohne das Wider und Für.

Ja und Nein.

Ja zu ſagen iſt leicht, doch nein zu ſprechen nicht minder:
Du, beſorglicher Freund, ſtehſt in der Mitt' und verſtummſt.

Folgen.

Fühlſt du das Ja, ſo bauſt du wenigſtens neu, was zerſtört ward,
Ohne das Ja in der Bruſt: ewiges Nein iſt der Tod.

Freies Geſchenk.

Wie ihr euch quälet und plagt, doch vor der gewaltigen Mühe
Flieht das Schöne dahin, das nur den Heitern beglückt.

Das Erbetene.

Ewig wollt ihr und wünſcht, und verwünſcht dann ſchnell das Gewünſchte;
Eines wünſche du nur: Liebe und Klarheit und Kraft.

Die Roſe.

Strahlende Königin du der Blumen, ſage wie herrſchſt du?
Durch die farbige Pracht, welche die Blätter beſtrahlt?

Durch den milderen Kelch, der ſanft geſchloſſen
erröthet?
Durch den ſüßeren Duft, der uns ſo magiſch
umweht?
„Nicht durch Einzelnes herrſch' ich, es iſt die
Einheit der Farben,
Einheit der inneren Kraft, die mich zur Köni-
gin macht.“

Lilie.

Nicht das Wort nennt die ſtille Gewalt, mit
der du uns rühreſt,
Wie die heil'ge Muſik ſich nicht der Sprache
vertraut.
Fromme Beruhigung athmet dein ganzes Weſen,
und jeder
Reineren, tieferen Bruſt ſprichſt du das lie-
bende Wort:
„Klage den Himmel nicht an, wenn dich die
Erde betrübet,
Aber der Erde vergiß, neigt ſich der Himmel
zu dir.“

Veilchen.

Wie das Auge des Kindes mit lieblichem Lächeln
uns anſieht,
So auch blickſt du uns an, ſtill und beſchei-
den und mild.
Zarte Blume, du biſt mir ein Bild des edleren
Mädchens,
Das in der Demuth nur findet die Kraft und
den Sieg.

Vergißmeinnicht.

Tauſend Dichter preiſen dich ſchon, und ſtets
wiederholter,
Rühret des Namens Laut fühlendes zartes
Herz.
Wohl! das Schöne veraltet ja nie, ſo iſt auch
dein Name,
Stilles Vergißmeinnicht, ſtets uns erfreulich
und neu.

Nelke.

Feurige Farben sprühst du, und hauchst gewürzigen Duft aus,
Und der muthige Stolz paart sich mit innerem Werth.

Kornblume.

Nützliches rühmst du mit Recht, doch kalt ist's ohne das Schöne:
Darum mit lieblichem Glanz prang' ich in nährender Saat.

Viole.

Ahnd' ich den tieferen Sinn, der aus dem geheimeren Kelch spricht,
Und das ernstere Wort spricht es in dir sich nicht aus:
„Nur ein Kuß ist das Leben, womit die Götter beglücken,
Aber der höchste Genuß ist noch verhüllet in Nacht*.“

Die Blumen.

Gäb' euch Worte der Lenz, ſo wie er Düfte euch verleihet,
Weislich ihr ſprächet uns zu, all' in einmüthigem Chor:
Kurz iſt das Leben, doch ſchön, und ewig klar und beſeligt,
Wenn es die Liebe ſchmückt, Liebe und Religion.

Am Geburtstage einer Mutter, nach dem Verluſt ihrer Kinder.

Dieſer Tag, ſo freundlich Dir einſt, und ſo jugendlich blühend,
Wecket die Klage nur auf, regt dir den ewigen Schmerz.
Und wer würde dich tadeln, wer könnte der Klage gebieten?
Aber wolle Du mehr, und aus der Klage wird Troſt.

Was uns die Erde geraubt, dafür nur tröſtet der Himmel,
Und aus des Grabes Nacht leuchtet der heiligſte Stern.

Was da lebte, das lebt, und was da war, das iſt ewig:
Denn nur der Schein verweht; Daſein verwandelt ſich nicht.

Todt nicht nenne die Kinder, hinübergegangen zum Vater,
Wo ſie ſeligen Blicks ſchaun zu der Mutter herab,
Gern ſie tröſtend und mild umwehend mit ſanfterem Flügel,
Sprechend: Wir waren ja dein, ſind ja auch ewig nur dein.

Tiefere Kraft begegne dem tiefſten Schmerze,
doch nimmer
Traue der menſchlichen Kraft, die nicht in
Demuth ſich erzeugt,
Jene zertrennt und zerſtäubt ſich im raſtlos ringenden Kampfe,
Aber der himmliſche Troſt lächelt nur milde,
und ſiegt.

So bewegte denn Ahnung dem aufblühenden
Leben,
Und mit langem Gefühl ringt die Hoffnung
ihm ab.

Bedeutung.

Wohl in des Todes Macht verdunkeln die Sterne
des Lebens,
Jenes Licht, das mir lebt im ewigen All.

Einem Freunde.

Vieles haſt du gethan, und vieles haſt du gelitten,
Aber das Thun war beengt, aber das Leiden ſo ſchwer.
Nur was ohne die That und das Leiden der Himmel dir ſandte,
Gab dir die friedliche Ruh, gab dir im Schlafe der Gott.

Das Nicht-Angekündigte.

Stürmiſcher Abend, du biſt des freundlichen
Morgens Verkünder,
Wie nach verworrenem Streit nahet die lieb-
liche Ruh.
Aber das heilige Glück verkündet ſich nicht durch
die Stürme:
Nur der menſchlichen Noth geht das Gewitter
voran.

Tiefe der Nacht.

Es zieht die Nacht herauf an jenen Hügeln,
Entführet dem Blick das Nahe und das Ferne,
So iſt die weite Flur verhüllt mit ihren Flügeln,
Und nirgends leuchten ſtill entfernte Sterne.

Das Schickſal ſteht mit ſchwerem finſterm Schweigen —
(Kein Sterblicher wird löſen das Geheime)
Vor ihm muß ſich die ſchwache Menſchheit beugen,
Sie zieht zurück des Lebens goldne Träume.

Sonette.

Der Dämon.

(1800.)

Es ſieht der Menſch die Abendröthe prangen,
Und athmet froh in dem erfriſchten Herzen,
Doch, weh! es füllt' im tiefen Innern Bangen,
Ihm, dem das Schickſal droht mit grimmen Schmerzen. —

Des Lebens Ruhe wird er nie erlangen
Denn wenn am Himmel funkeln tauſend Kerzen,
Und das Gemüth ſich öffnet frohen Scherzen,
Dann iſt das Schickſal nah, ihn zu umfangen. —

Es ſieht Natur ſo ſanft auf uns hernieder,
Und ſpricht uns an aus tauſend friſchen Quellen
Es tönen Freude ihre leiſen Wellen. —

Doch horch! aus tiefem Thal erſchallen Lieder,
Die [illegible] uns nach [illegible] entwallen —
Ich ſeh den Tod in unſre Arme fallen.

Trauer und Ermunterung.

(1800.)

Das Leben ſieht ſo ernſt auf mich hernieder
Und giebt dem Wunſche niemals die Gewährung:
Den Geiſt, gehoben ſchon zu feinerer Verklärung,
Drückt bang und ſchwer die Wirklichkeit danieder.

Wie trenn' ich mich von dieſem ſchweren Leben?
Wie ſtreif' ich ab die drückend engen Ketten?
Was kann von der Nothwendigkeit mich retten,
Und dem Gemüthe Freiheit wiedergeben?

O laß uns fliehn ins heitre Reich der Schatten,
Verloren ſei'n des Lebens irre Gänge,
Es trag' uns Dichtkunſt auf dem leichten
Flügel.

Und hingeſtreckt auf kühl umwehten Matten,
Betrachten wir des Stolzes Luſtgepränge,
Und Klarheit ſtral' uns aus der Schönheit
Spiegel.

Kämpfe und Leiden des jüngern Dichters.

(1800.)

1.

Es weht der Nord durch die bewegte Lüfte,
Und wirft umher des Meeres bange Wogen,
Der Himmel ist mit Dämmerung umzogen,
Es leuchtet grell der Blitz in tiefe Klüfte.

Einst athmete ich hier die Blumendüfte,
Und fühlte nicht die [illegible] erlogen.
Noch war ich nicht von Hoffnungen betrogen,
Es spielten zart um mich des Lebens Lüfte.

Der Zukunft buntes Tempe ist gefallen,
Kein freundlich Farbenspiel beglückt das Auge,
Kein Sonnenstrahl, aus dem ich Wonne sauge.

Nun bin ich kalt, werd' niemals wieder trunken,
Kein Wohllaut mehr dringt an die innern Sinne,
Damit das Herz im frischen Blick gewinne.

2.

(Adam.)

Es iſt ein tiefes Weh in meiner Bruſt,
Ein Schmerz, den ich ſo ganz allein muß
tragen,
Den ich der Menſchen Keinem möchte klagen,
Weil Niemand, Niemand noch darum gewußt.

Verſchwunden iſt die Jugend und die Luſt,
Kein Frühling mehr in meinen jungen Tagen,
Das Echo taub für alle meine Klagen,
Und es verhall'n die Seufzer meiner Bruſt.

Ich weiß, o Schickſal, daß ich dir verloren,
Daß ſchwer dein Fluch und ewig auf mir ruht,
Daß mich verzehren wird die ewige Gluth.

Schwarz ſtand um meine Wieg', als ich geboren,
Der ſchlangenumwundenen Eumeniden Chor
Und hauchten wüthend Flammen in mein Blut!

5.

[1800.]

Wohin, Gedanken, werdet ihr noch irren?
Der Weg iſt dunkel, den ihr wollet gehn,
Kein Stern am weiten Himmel iſt zu ſehn,
Und düſtre Fantaſien mich umſchwirren.

Die ganze Ausſicht wird ſich noch verwirren
Das Schrecklichſte kann jetzt mit Ruh geſchehn,
Die Zukunft ſeh' ich nahn mit [illegible] [illegible],
Kein Wohllaut wird nun mehr hernieder girren.

Verloren iſt des Auges ſchöne Klarheit,
Mit der Natur brach ich den langen Bund
Und [illegible] [illegible] iſt nun der [illegible] [illegible]

Verloren iſt der Weg zur ernſten Wahrheit,
Der Sinn iſt krank, wird nimmermehr geſund
Und keine Kraft macht mich [illegible] [illegible]

Der Geſicherte.

(1800.)

Wild wogen um dich her die leeren Fluthen
Des Weltgewühls in feindlich engem Drange,
Nicht mehr wie einſt wird dir's im Innern bange:
Du ſiehſt's und hegſt in dir die reinen Gluten.

Die Welt mag zittern, Völker mögen bluten,
Dein Leben fließt um dich mit leiſem Gange,
Die Leier ſchlägt, dem ſchwindendem Geſange,
Verſtummen, Verhallen, deines Lebens Fluthen.

Kein Zweifel mehr kann deinen Buſen füllen,
Und hohe Klarheit leuchtet aus dem ſtillen
In ſich geſenkten Auge ſanft herab.

Für dich iſt keine Zukunft, nichts vergangen,
Des Todes Odem weht dir ohne Bangen,
Und ruhig lächelſt du dem offnen Grab.

Der Irrthum, und ſeine Löſung.

Du milde, ſtille Emma,
Wie warſt du doch ſo ſelig,
Als in dem zarten Herzen
Nur Ahndung war und Liebe:
Dein ganzes Leben ſchien ein einzig Lächeln,
Das deinem Buſen ſüße Antwort gab.
Da trat aus roher Männerſchaar daher
Ein Jüngling, ſchmeichleriſch um Liebe flehend —
Unglückliche! Du traueſt ſeinem Worte,
Das nicht den Wiederhall im Herzen fand,
Hin eilteſt du zum furchtbar ernſten Orte,
Wo ew'ger Schwur dich feſt mit ihm verband.
An das Gemeine warſt du feſt gebunden,
Drum konnteſt du nicht mehr auf Erden dauern,
Zerriſſen war dein Leben wie die Ahndung,
Es ſenkte ſtill der Genius die Fackel.
Des Lebens milder Schein umſchwebt die Seele,
Und zaubert um das ſüße Lächeln,
Das lebte, dem die ſtille Stimme
Der Ahndung ihre Antwort giebt.

Freundlichkeit des Abends.

„Iſt die Zeit gar träg und matt:
Will der Frühling ſelbſt erkalten,
Will die Jugend ſelbſt veralten,
Iſt das Leben innen ſelbſt ſchon ſatt."

Solch ein bös Gefühl beſchleicht die Bruſt,
Oft am Mittag, wenn's ſo hell und leer,
Wenn die Luft ſo drückend und ſo ſchwer
Raubt der friſchen Jugend alle Luſt.

Lieber, wenn der Abend kühl
Dämmernd ſtill herniederthaut,
Begeiſterung dich wieder ſchaut:
Wird wohl innig das liebe Gefühl.

Und wenn die Mitnacht' erſcheint,
Wär' es auch in Träumen nur,
Haſt du doch wieder lieb die Natur:
Wird alles wieder mild vereint.

Fürbitte.

Armer Knabe, kannſt nicht ruh'n zu Nacht?
Mit dem Schlummer deine Augen decken,
Irrſt im weiten Bette her und hin,
Seufzeſt tief, weißt ſelbſt nicht recht, warum —
Gutes Schickſal, ſei doch hold dem Armen,
Send' ihm das erſehnte Mädchen hin,
Daß er dürf' an ihrer Bruſt erwarmen!
Möge dann der Schlaf auch immer fliehn.

Aufgabe.

Willſt du erfahren, was Leben, was Tod, und Vereinigung beider,
Daß ſich des Todes Macht löſ' zu Klarheit dir auf:
Wohl, ſo erſpähe den Einen Moment, den großen, den ew'gen,
Den der gewöhnliche Menſch leider! vergebens nur ſucht.

Geſpräch.

Der Schwermüthige.

Kalt von außen, kalt von innen,
Leuchtet keine Sonne mehr,
Spricht kein Ton mehr an die Sinnen,
Will verſtarren des Lebens Meer.

Der Kühlgeſinnte.

Die Sonne ſcheint denn doch zuweilen,
Auch iſt der Wein gegen Kälte gar gut:
Wer die Welt nicht will ſchelten,
Lebt am meiſten mit fröhlichem Muth.

Der Schwermüthige.

Die Zeit verweht,
Der Sturm erwacht,
Der Strom erſtarrt,
Der Menſch wird hart:
Was die Natur am ſchönſten geboren
Geht nur in kalter Beſinnung verloren.

Der Kühle.

Der Frühling kehrt am Ende doch wieder,
Es kann ja nicht immer Nordwind wehn:
Nur muß man Geduld haben, lieben Brüder,
Und derweilen im Sonnenſcheine gehn.
Am warmen Kamin mögt ihr den Sitz erwählen,
Dann gilt es, luſtige Mährchen erzählen.

Stolz und Demuth.

(1804.)

Lange war ich getrennt von der [illegible]
Freundin,
Als mir ein ſüßer Moment wieder den Anblick
gewährte:
Und ich ſchloß ſie an's Herz voll überſtrömender
Wonne,
Und es wollte die Bruſt kühn dem unendli-
chen Glück.
Ach! ich vergaß in der Freude, [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] zu bitten,
Daß ſich der Tochter Stolz möge [illegible] ſeyn,
Siehe, da ſenkten die Blätter die [illegible]
Freude,
Und ſtatt des [illegible] Kranz [illegible] ſie [illegible]
ren-mir. —
O Geliebte, kehre zurück, kein Uebermuth ſchwellt
Nun die Bruſt: nur mit Demuth will ich
der Freude mich freun.

Grabſchrift für einen Freund.

Unter Hoffnungen warſt du ins Leben, mit Hoff-
nungen giengſt du:
Nur was dazwiſchen liegt, füllte die Sorg'
und der Schmerz.

An —

[illegible] du [illegible] [illegible] der Natur, ſie giebt
dich dir wieder,
Oder du giebſt dich ihr hin, wo iſt der ſchön're
Gewinn?

Die [illegible].

([illegible])

Viele [illegible] [illegible], ſah ich umſchweben
das [illegible],
Und es erfreute [illegible] [illegible] [illegible], denn ſie der
[illegible].
Aber [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible];
Doch ſie erhält [illegible] [illegible], die ſie dem
Menſchen gewährt.

Dionyſius.

Wohl ergötzte der Spieler der Cither den finſtern Tyrannen,
Und er gelobt' ihm dafür willig ein goldnes Talent.
Aber am nüchternen Morgen darauf, da der Künſtler ihn mahnte,
Da ſprach er lächelnd und kalt dieſes verhöhnende Wort:
„Geſtern ergötzteſt du mich durch Geſänge und die Töne der Cither,
Ich ergötzte dafür Künſtler mit Hoffnungen dich.
Unwahr iſt dein Geſang, und unwahr iſt deine Hoffnung,
Träume gewährteſt du mir, Träume gab ich zurück." —
Was das Fäbelchen ſoll, ſo werdet ihr Dichter nicht fragen,
Nur dies Eine zum Troſt, daß ſchon Plutarch es erzählt.

Letzte Beruhigung.

(1803.)

Viele ſterben, die nimmer gelebt, die nimmer geliebet;
Und in die kalte Gruft bergen das kältere Herz;
Viele ringen zu leben, zu lieben, doch leben ſie nimmer,
Ach! denn die Ringenden flieht Liebe, die ſüßere, nicht.
Freundlichruhige nur erfreuet ſie, die freundliche Liebe,
Hebet die ſtillere Bruſt milde zu mildem Gefühl.
Doch es verlöſchet das glühende Herz in dem einſamen Leben,
Und aus dem [illegible] Mute ſteiget kein Phönix herauf.
Stiller Tod, nur du entwickelſt ihr feindliches Leben,
Und auf immer verſtummt einziger Mißlaut im All.

Heimweh.

(1804.)

Armer Knabe, welch Räthſel iſt das?
Biſt ja ſo ſeltſam und ſtill,
Iſt doch die Wange ſo hohl und blaß,
Daß kein Lächeln mehr kommen will.

Wendeſt dein Auge nach Süden hin?
Wohneſt im Norden ja.
Laß deinen Sinn nicht ſo irre ziehn,
Iſt hier doch ſo gut wohl wie da.

Wandelt dir etwa der Vater dort,
Oder die Mutter gut?
Birgt die Freund' ein ſtiller Ort,
Der im ſchattigen Thale ruht?

Oder iſt dort die wilde Flur,
Wo die Geliebte geht —
Daß dir, allein nun in weiter Natur,
Freundliches nichts mehr entgegen weht? —

Armer Knabe, du wendeſt dein Geſicht,
Hörſt mich nicht mehr an:
Aber die rinnende Thräne ſpricht
Mehr als dein Mund es je gethan.

Ein Lied vom muntern Knaben.

(1804.)

War einſt ein guter Knabe,
  Lebte friſch in die Welt hinein;
Es war ihm Himmelsgabe,
  Zu athmen ein fröhliches Sein.

Doch das Schickſal — laßt mich es ſagen —
  Es war ihm eben nicht grün:
Viel Ungemach thät ihn plagen,
  Wollt gar nicht von ihm ziehn.

Ihm ſchwanden des Lebens Güter,
  Und Armuth erfaßt' ihn kalt.
„Da droben iſt mein Behüter,“
  So tröſtet er ſich gar bald.

Die trauten Freunde, ſie ſchieden,
  Und ließen ihn einſam ſtehn.
„Doch geht nur nach Norden und Süden,
  Meine Liebe wird mit euch gehn.“

Nun hat er ein Liebchen erkoren,
  Sie liebt er gar warm und treu.
„Iſt ſie mir nur nimmer verloren,
  Dann iſt es gut, wie es auch ſei.“

Da mußt' er ſich von ihr trennen
In die kalte Fremde gehn:
Das Herze wohl thät ihm brennen,
Doch wußt' er ſich Troſt zu erſehn.

„Sie iſt ja doch ewig die meine,
Sie ſei nun auch wo ſie ſei.
Sie wird mich nicht laſſen alleine:
Bin ich ja doch ewig ihr treu.“

Da wandelt er einſt in der Ferne,
Des Abends bei Mondenſchein,
Es leuchteten freundliche Sterne,
Schien alles gar friedlich zu ſeyn.

Da kam aus der Heimath ein Bote:
„Wie geht es dem Liebchen mein?“
Ein bösliches Lächeln ihm drohte:
„Dein Liebchen wird nimmer mehr dein.

Sie hat dich Knaben vergeſſen,
Iſt längſt mit 'nem anderen froh:
Mußt Gleiches mit Gleichem ihr meſſen;
Es iſt nun im Leben ſo ſo.“

Nicht war nun der Knabe mehr munter,
Schien wohl zu Ende ſein Lauf:
Die Sternlein gingen ihm unter,
Herz hörte zu ſchlagen ihm auf.

Mahnung.

(1800.)

Wohl iſt es wahr, daß dem trunkenen Abend der nüchterne Morgen
Folgt, und dem Herzen entreißt feindlich manch ſüßes Gefühl.
Aber denke du wenigſtens nicht am Abend des Morgens,
Daß du den kühneren Traum herzlos nicht ſelber verjagſt.

Denke, Geliebter, der Zeit, wo keine Zeit du erkannteſt,
Wo noch das zarte Gefühl feigere Klugheit verſchmäht,
Wo du das Leben geliebt, wie der Jüngling das liebende Mädchen,
Innig mit reinem Triebe, nicht aus Gewohnheit und Furcht.

Sicherheit.

Hin und wieder ſchwankt die Empfindung und irret das Urtheil;
Nur das reine Gemüth irrt in der Liebe nicht mehr.

Der Zweifelloſe.

Iſt es verſtattet, ſo glücklich zu ſeyn? ſo fragſt du den Dichter,
Doch er erwiedert dir nichts; lächelt und glaubet und liebt.

Ende des zweiten Theils.

1906.10451

Liebe und Ehe.

Ein
Roman
von
Franz Horn.

Berlin 1820.
Bei Theodor Chr. Fr. Enslin.
(Breite Straße Nr. 23.)

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

2,8 1,5

Erſtes Buch.

Beyer.

I.

Ich bin doch ſehr glücklich, ſagte Theodor am Morgen ſeines Hochzeittages, indem er im Zimmer auf- und abging. Er öffnete das Fenſter, und ſagte: Iſt es nicht, als habe ſich der Mai in den Februar verirret, da wir ſonſt ſo oft über das Gegentheil klagen müſſen. Iſt doch auch nicht ein Wölkchen am Himmel; nur in mir iſt es noch heller.

Er legte das Geſicht in eine Fülle von Maiblumen, zog behaglich den erfriſchenden

Duft in ſich, und ſagte: Die gute Bertha! es muß ihr Mühe gemacht haben, ſo viele Blumen ſchon jetzt aufzutreiben. Wir Männer mögen ſo etwas gar gern; denken aber nicht daran, es zu ſchaffen. Dann betrachtete er eine zierliche Tiſchuhr, und ſagte lächelnd: Wie unnöthig! werden wir Stunden zählen? giebt es eine Zeit für glückliche Menſchen? und will ſie mich an die Stunden erinnern, da ſie ſelbſt ſie vernichtet? doch vielleicht eben deshalb mag es gut ſeyn. Dann las er den bei den Blumen liegenden Brief von neuem, und ſagte noch einmal: Gute Bertha, zu gut! Er nahm ihn in die Hand, freute ſich über die ſauberen zarten Buchſtaben und über das marmorglatte Velinpapier, und hatte nicht übel Luſt, ihn ſich noch einmal laut vorzuleſen.

2.

Dann legte er ihn zurück auf die Blumen, und ſagte: Da ruhe du, Blume unter Blumen. Aber er konnte ihn nicht lange ſo liegen laſſen, vielleicht ſchon aus Furcht, daß die rohe Hand des Bedienten ihn beim Begießen der Blumen verderben möchte. So nahm er ihn zurück, und las ihn wirklich zum dritten Male ſich ſelbſt vor. Er lautete alſo:

Der Morgen iſt erwacht und ich mit ihm. Ach Gott! iſt es denn möglich, daß heute unſer ganzes Leben entſchieden werden ſoll? Meines war es längſt; aber Deines? Iſt es denn auch wirklich möglich, daß Du mich liebſt? Ich bin ja ſo wenig, ach glaube mir doch ja, daß ich ſo wenig bin. Aber Du glaubſt es doch nicht. Du biſt ſo gelehrt, ſo klug, ſo poetiſch, ſo beredt; das ſagen auch alle Leute, und ich fühle es am meiſten, doch ich ſtehe daneben wie ein armes Kind, und was ich denke und fühle, kann ich oft gar nicht ausdrücken. Ich weiß nicht, wie Du es machſt, daß Du das kannſt. Ich höre Dich gar zu gern, doch komme ich mir dabei immer ſehr beſchränkt, ja faſt dumm vor. Aber Du kannſt das Wort nicht leiden, und es iſt auch häßlich. Sieh nur, welch einen holprigen Brief ich Dir ſchreibe; aber wenn ich mich vollends bemühete, ihn recht ſchön zu machen, dann würde es gar nichts. Ich kann nichts, als Dich lieben und treu für Dich ſorgen, wie eine ehrliche Frau es ſoll. Eine Frau? ach, es iſt ein recht heiliges Wort!

N. S. Gefällt Dir auch die Stickerei an der Weſte? Sie iſt mir nicht ſo gut gerathen, als wohl ſonſt. Ich habe auch heute ſchon ein gutes, frommes Gedicht von Leo bekommen. Es iſt doch ein recht guter Menſch, der Dich ſehr lieb hat. Der Vater hat ihn auch mit zur Hochzeit gebeten; er hat es aber abgelehnt, weil er krank ſei. Lebe Du wohl, mein Theodor. Lebe wohl iſt ein ſchönes Wort, aber es paßt heute nicht, denn wir ſehen uns ja gleich. Mit den Maiblumen iſt es wenig; ich wollte, ich könnte Dir viel tauſend ſchicken, damit Du nur in dieſem Dufte, den Du ſo gern haſt, leben könnteſt.

3.

Es ſchien nicht, als wenn Theodor heute Vormittag das Lob der Beredſamkeit verdiente, welches ihm beigelegt worden war; denn er konnte nichts weiter ſagen, als abermals „gute Bertha!“ und dann: Immer zu! du lieber zarter Jüngling, mache es mit der Liebe aus, in deren Reiche die Gunſt herrſcht.

Noch eine Stunde ging ruhig hin, und Theodor, an Kampf und Geſchäfte gewöhnt, fühlte ſich, wenn wir ſo ſagen dürfen, faſt wie ſchwimmend in lauer hemmungsloſer Windſtille. So ſprach er endlich das ſeltſame Wort aus: Ich möchte faſt wünſchen, irgendwo Widerſtand zu finden. —

Der ſonderbare Wunſch wurde ſehr bald erfüllt, denn plötzlich öffnete ſich die Thür, und ein junger Mann im leichten Reiſeoberrock, langlockigem Haar und offenem Hals, ſtand vor ihm, und fragte: Kennſt Du mich nicht mehr? Da umfaßte ihn Theodor mit ſtürmiſcher Freude, und rief: Iſt es möglich? mein Eugen! Er herzte und küßte ihn dabei ſo innig, daß er nicht bemerkte, wie der Freund das alles faſt nur beobachtend geſchehen ließ, ohne es beſonders zu erwiedern. Doch war auch in der Beobachtung eine gewiſſe Freundſchaft nicht zu verkennen.

4.

Endlich ließ Theodor von den Umarmungen ab, und ſagte in der heiterſten Stimmung: Fünf Jahr warſt Du weg, und haſt während deſſen wohl mehr als fünf Sprachen reden müſſen, aber gewiß die Sprache des Herzens und des Vaterlandes rein behalten. Und wie Du noch immer ſo hübſch jung ausſiehſt, gar nicht

Gefallen und forcirt intereſſant, wie wohl Manche, wenn ſie von Reiſen kommen; aber auch gar nicht roh und ungeſchlacht, wie auch wohl Manche. Es iſt, als wärſt Du unter lauter Regen- und Sonnenſchirmen gereiſt, denn das bischen Reiſebräune iſt faſt nur wie leichter Anhauch, und könnte Pariſer Schminkeverfertigern zum Muſter dienen. Auch älter biſt Du gar nicht geworden, eher jünger. Du mußt, wie ich, drei und dreißig ſeyn; aber ich gebe Dich unbedenklich für acht und zwanzig aus, denn älter ſoll man eigentlich nie werden, als gerade acht und zwanzig.

Eugen ſeufzte doch ein wenig, lächelte aber gleich darauf und ſagte: Du hörſt Dich noch immer gern reden, ich Dich aber auch.

5.

Theodor betrachtete ihn jetzt genauer, und ſagte dann: Und doch habe ich Dich wohl eben ein wenig im Morgenroth getaucht, und ich muß wohl einiges Glorioſe wieder davon wegnehmen. Da, um die Stirn herum, ſehe ich ſo etwas, das ausſieht, wie ein ſehr verſtändiger, aber unerfreulicher Paragraph aus einem neuen Buche über Erfahrung und Weltklugheit. Um das Auge herum eine Miſchung von Epigrammen und Elegien über den Umgang mit Menſchen, und um den Mund ein wenig von der gebildetſten Sorte des zierlichſten Menſchenhaſſes, ohne ſonderliche Reue. Nun, nun, ſei nicht böſe, ſo etwas bringt faſt jeder Reiſende in ſeinem Koffer zurück. Iſt erſt alles wieder ausgepackt, und haben wir nur erſt alle Deine neue Menſchenkenntniß gehört und bewundert; ſo wirſt Du ihrer bald überdrüſſig und ſelbſt wieder in wohl beſchränkter Vergnüglichkeit mit uns ſo weiter.

Dann aber, ſelbſt wohl fühlend, daß er etwas zu weit gegangen, umarmte er den Freund von neuem, und ſagte: Es iſt Alles Scherz, und nur, daß ich Dich liebe, iſt wahr und ernſt.

Dabei möge es bleiben, ſagte Eugen ernſthaft. Ich verhehle Dir nicht, daß ich unzufrieden bin mit der Ausbeute meiner Reiſen, und daß ich manches nicht mehr ſo fröhlich achten kann und lieben, als ſonſt. Aber die Freundſchaft für Dich iſt mir geblieben, und ich will ein ordentlich Geſchäft daraus machen, für Dich zu wachen, und Dich zu hüten. An Dir iſt doch etwas, und das Etwas iſt viel. Du biſt geſund, kraftvoll, haſt Ehrgeiz und Talente; an Deine Liebe für mich glaube ich, und deshalb will ich Dich wieder lieben. Eitel freilich und verwöhnt biſt Du gewiß auch, und deshalb ohne Zweifel mitunter ſchwach. Doch das ſind wir faſt alle, wenn nicht ein wachender Freund dicht neben uns ſteht; und der will ich Dir ſeyn.

6.

Vor allen Dingen, fuhr er nach einigem Stillſchweigen fort, indem er an einem Glaſe Wein nippte, vor allen Dingen iſt es nur gut, daß Du von der größeſten aller Thorheiten, der Heirathsthorheit, fern geblieben biſt; oder vielmehr, es iſt beſſer als gut, denn das Gegentheil wäre mehr als betrübt, und würde alles hemmen.

Theodor war ſo fröhlich geſtimmt, daß er, ſtatt vor dem unangenehmen Wort zu erſchrecken, bloß ein fragendes Geſicht machte, das jenen aufzufordern ſchien, ſeine Anſicht weiter auseinander zu ſetzen.

Du wirſt mich nicht ſo gränzenlos mißverſtehen, um zu meinen, ich hätte etwas gegen das weibliche Geſchlecht. Ach nein, ich bin in jedem Augenblicke bereit, drucken zu laſſen, daß es beſſer iſt, als das unſrige, und daß wir nichts beſſeres thun können, als die Frauen zu lieben. Dabei aber habe es ſein Bewenden, und das Heirathen bleibe fern, wenigſtens von uns.

Theodor that die matte Frage: Was haſt Du denn gegen die Ehe?

7.

Zu viel, um vor Abend fertig zu werden, wollte ich auch nur die Hälfte davon ſagen; zu viel, um auch nur zu wiſſen, wo anzufangen. Die Liebe verliert ihre Heiligkeit und Scheue, und aus dem heitern Tempel wird ein dumpfer Beichtſtuhl, oder ein frech-luſtiger Tanzſaal, oder eine ordinaire Wirthsſtube. Der zarte Blüthenſtaub fällt von dem Leben ab, und es zeigt dann entweder bald kalte, blaſſe Wangen, oder roh-rothe, aufgeſchwemmte, unintereſſante. Der Mann läßt ſich gehen in Bequemlichkeit und Ungenirtheit, und hebt Geiſt, Witz und Empfindung nur für die äſthetiſchen Thee's auf. Die Frau weint anfangs, ſpricht blumig von den Maiblumen des Lebens, die man doch nicht ſo ſchnell ſolle welken laſſen, macht aber nicht mehr vielen Eindruck, und da ſie das endlich ſelbſt merkt, ſo ſpricht ſie zu ſich ſelbſt: „Es iſt nun [illegible] ſo, und die Männer ſind nun einmal ſo. Poetiſche Bücher können ſie verfertigen, aber ein poetiſches Leben durchführen nicht.“ Dann giebt auch ſie es auf, und legt ſich dagegen mit Glück auf milde Liſt und auf neue Formſchneiderei [illegible] faſt zur Allegorie gewordenen [illegible]. Die Kinder werden nach zwei Seiten hingeriſſen, oder, wie man es nennt, erzogen, ſo daß die armen Würmer anfangs gar nicht wiſſen, wie ſie es halten ſollen bei dem Nein des Vaters und dem Ja der Mutter, bis ſie ſich endlich zwiſchen beiden gewiſſermaßen ein Hüttchen bauen, in welchem ſie mitunter Mühe haben, den Gedanken abzuhalten, daß Vater und Mutter doch mitunter nicht recht wiſſen, was ſie wollen. Auch der kleine Dienſt des Lebens ſtört gewaltig; das Bohnen und Striegeln, das Scheuern und Waſchen, bringt manchen Mann um Poeſie und Eßluſt, und in den friſch geſcheuerten Zimmern bekommen auch ſeine Gedanken und Empfindungen etwas Feucht-kaltes, Novemberartiges.

8.

Und dann, ſo fuhr er fort, nachdem er zu ſeiner unangenehmen Rede neuen Athem geſchöpft, und dann könnte doch noch alles gut gehen, wenn es nur wahr wäre, daß man heirathend nur — Eine Frau heirathete. Die Braut bringt Vater und Mutter, Brüder und Schweſtern, Oheims und Tanten mit, und alle dieſe mußt Du gleichſam mitheirathen, und Du fühlſt Dich zuletzt wie an Arm und Bein zerſchlagen und im innerſten Herzen angegriffen und gelähmt.

9.

Theodor fühlte ſich in der ſeltſamen Stimmung, wo man nicht recht weiß, ob man weinen oder lachen, ernſthaft ſtrafen oder nur leicht abwehren ſoll; aber er wählte das leztere, und ſagte trocken: Es ſei nun genug, denn es trifft ſich ganz eigen und ſeltſam, daß ich gerade heute Nachmittag noch mich trauen laſſe.

10.

Eugen ſah ihn lange an, um entſcheiden zu können, ob er ſo eben im Ernſt oder im Scherz geſprochen, und da er ſich überzeugt hatte, daß hier wirklicher Ernſt walte; ſo ſtampfte er mit dem Fuß und zerdrückte mit der Hand unwillkührlich einige der zarten Blumen, die nicht für ihn beſtimmt waren. Dann ſagte er:

Was ich ſagte, iſt nun zur Unzeit geſprochen, und ich bitte Dich um Verzeihung; aber den Teufel bitte ich nicht um Verzeihung, wenn ich ihm alle Schuld gebe. Ich hatte mich ſo gefreut auf ein ordentliches Leben mit Dir, ich meine auf ein Leben, das ein rechtes und lebendiges iſt; aber das iſt nun alles zerbrochen und zerriſſen. O wenn doch endlich einmal der Teufel ſich ſelbſt holte, ſtatt andere; aber ich bitte nochmals um Verzeihung, und wenn ich Dich wiederſehe, will ich ſo zart ſeyn wie ein Damenhandſchuh.

Damit verließ er ſchnell das Zimmer.

II.

Theodor's Wunſch, einigen Widerſtand zu finden, war nur zu ſehr erreicht worden, ſeine heitere Stimmung hatte ein baldiges Ende genommen, und er ſah mit unklarem Auge vor ſich hin. Er tadelte ſich mit Recht, daß er nicht augenblicklich Eugen's thörichte Rede unterbrochen oder ganz unmöglich gemacht habe; denn über das, was uns entſchieden heilig iſt, oder ſeyn muß, ſollen wir entweder durchgreifend reden, oder ſchnell das Geſpräch abwehren, ſobald wir nicht die Gewißheit haben, daß auch auf der andern Seite jene Heiligkeit von dem Redner anerkannt würde. Wir werden ſonſt einem lang nachhallenden oder nachdröhnenden Mißgefühl nicht entgehen.

Es half ihm nichts, daß er ſich deutlich machte, wie ſo ganz und gar irrig und ſeicht und kaum halbwitzig Eugen's Rede gegen die Ehe geweſen ſei; ja es erhöhte nur ſeinen Unmuth, denn es war ja der Freund, der ſo thöricht geſprochen. Er liebte ihn und fühlte ſich faſt waffenlos in dieſer Liebe. Er ſah ein, er hätte, da es einmal ſo weit gekommen, viel ſtärker antworten müſſen; aber das war nun einmal nicht geſchehen, und es ließ ſich darin nichts ändern.

Er ließ die Speiſen faſt unberührt ſtehen, die man ihm heut zum leztenmal an dem einſamen Tiſche auftrug; aber es war doch eine kleine Freude für ihn, ſich ſagen zu können, daß es wenigſtens damit nunmehr ein Ende habe.

12.

Wie widrig, ſagte er zu ſich ſelbſt, ſich ſo an den einſamen Tiſch zu ſezen und eine halbe Stunde ſtumm zu ſpeiſen, oder wol gar es ſich bequem zu machen und ſchmecken zu laſſen. Hungern kann man wohl allein, aber nicht eſſen. Wie anders wird das ſeyn, wenn Bertha hier neben mir ſitzt und . . . .

Er endete den Gedanken nicht, denn er war ihm jetzt zu idylliſch in ſeiner verdrießlichen Stimmung. Er hätte ſich donnernd ausſprechen mögen; das allein ſchien ihm helfen zu können. Endlich legte er den Kopf gegen die Sophakiſſen und ein ſchlummerähnlicher traumvoller Zuſtand kam über ihn, der zuletzt nur durch den hereintretenden Bedienten unterbrochen wurde. Es hieß, der Wagen ſei da, um ihn in das Haus der Braut und von dort in die Kirche zu fahren. Er raffte ſich ſchnell auf, und war in wenigen Minuten in den Armen ſeiner Bertha, die ihm in dem reichen doch einfachen Brautſchmuck entgegen kam.

13.

Längſt gewohnt, jede böſe Stimmung wenigſtens ſo lange gefangen zu nehmen, als die Geſellſchaft dauert, wählte er auch jetzt das gewöhnliche Mittel, unter zierlich poetiſchen Reden jenes Gefühl zu verbergen. Aber Bertha's einfacher Sinn durchſchaute ihn augenblicklich, und indem ſie ihn leiſe an das Fenſter zog, ſagte ſie: Hier iſt eine Wolke. Ach, ich weiß wohl, daß man das Wort auch braucht wie ein Gleichniß; aber mir iſt, als ſpräche ich es zum erſtenmale recht aus, und ich ſehe ordentlich die Wolke.

Es war nicht mehr zu umgehen, und Theodor mußte reden. Er that es ſo ſchonend wie möglich, doch blieben immer noch Stacheln genug; aber Bertha lächelte heiter, und ſagte: Du ſollſt den Freund gewiß nicht verlieren, und er ſoll doch Unrecht behalten. Ich will ja gern alles thun, ach ich will ja gern gar keinen andern Gedanken haben, als Dich ſo glücklich zu machen, wie ich Arme es kann, dann wird er mir vielleicht verzeihen.

Theodor fühlte ſich erleichtert durch das Geſtändniß, aber ſeine Stimmung ward durch Bertha's taubenmildes Wort faſt zu wehmüthig, und einer ſolchen Stimmung iſt bei einer gewiſſen Gattung von Männern der Zorn ſehr nahe; und er hatte Mühe, ihn zurück zu halten, obwohl er nirgends einen Gegenſtand finden konnte.

14.

Die zierlichſten Gratulationen von entfernten Verwandten und die weniger zierlichen von näheren Verwandten, hörte er mit zerſtreutem Auge an, und erwiederte ſie nur mit einer gelaſſenen Viertelverbeugung, wie etwa ein Fürſt den Unterthan begrüßt, der ihm die Aufwartung macht.

Auch die Mutter ſchien ihm heute mehr als je breit zu reden, und er hatte nicht übel Luſt, ihr zu erwiedern, daß ihm alles, was ſie ſagen könne, ſchon zur Genüge bekannt ſei, und daß man wohl thue, ſich auch bei frommen Gedanken doch immer um einen guten Styl zu bemühen. Doch hielt ihn die anerzogene Höflichkeit zurück, die zum Glück ſelbſt in unartigen Stimmungen zuweilen als Vermittlerin auftritt.

Endlich ſagte der alte Vater lächelnd: Laß es gut ſeyn, Mütterchen. „Seid fröhlich und getroſt!“ das iſt die beſte Weisheit, am Hochzeittage wie am Sterbetage. Und nun raſch in die Kirche!

Darauf hatte nämlich der Alte beſtanden, daß die Trauung in der Kirche geſchähe. Dort (ſo meinte er) vor dem Prieſter und vor dem Altar ſoll der Menſch ſein Gelübde knieend beſchwören, nicht im zierlich aufgeputzten Viſitenzimmer, wo vielleicht eben mittelmäßige Späße und unbedeutender Gevatterſchnack an den Tag gekommen ſind. Das läßt ſich nun einmal nicht ändern, denn es giebt auch gar ehrliche Leute, die beſagte Mittelmäßigkeiten vorbringen, und ein Tanzſaal wird eben nicht dadurch entheiligt; aber im Tanzſaale mag ich auch nicht knien, und nicht den heiligſten Schwur thun. Darum in die Kirche, was in die Kirche gehört.

Alſo hatte der Alte nicht ſelten geſprochen, und herzlich ſtimmte Theodor mit ein.

15.

Der Weg zur Kirche hatte manches Erheiternde, denn man konnte recht ſehen, wie lieb die beſcheidene Braut den Bürgern und Bürgerinnen des Stadtviertels ſeyn müſſe, da gar manche ſich an den Zug ſchloſſen, und es ſich auch wohl erkennen ließ, daß nicht bloß Neugier ſie leitete. So war auch die älteſte aller alten Allegorien, daß man den Lebensweg mit Blumen beſtreuen müſſe, den guten Leuten nicht unbekannt geblieben, und ſie hatten dieſelbe verſinnlichen wollen, ſo gut es ſich im Februar thun läßt, der nun einmal noch keine Blumen ſpendet. Theodor ſagte freilich nicht ohne Mißgefühl: Wie ſpärlich! aber Bertha erwiederte mit reiner Rührung: Die guten armen Leute! Wie manche haben für ihre Nahrung zu ſorgen, und kauften doch für uns in den Treibhäuſern, was ſich nur finden ließ.

Theodor erwiederte leider das Schlimmſte, was ſich erwiedern ließ: Armſeligkeit bei viel gutem Willen giebt eben das peinlichſte Gefühl.

Als aber Bertha ihn jetzt ſehr ſanft anſah, ſagte er ſchnell: Ach höre nicht auf die Worte, ſie ſind nur auf den Lippen; in meinem Herzen iſt Freude die Fülle.

16.

In der Kirche empfing ſie ein feierlicher Geſang, und es war Theodor'n lieb, daß der Vater einen alten Geſang gewählt, in welchem ein heiterer Gottesfrieden ſich ausdrückte. Der Prediger war ein bejahrter Kernmann, an welchem, wie es ſchien, jede der Religion aufgedrungene, ſich bequemende und weltlich-gefällige Anſicht fruchtlos vorbei gegangen war, und der deshalb, im kräftigen Widerſtreben gegen die Zeit, faſt immer mit dem Harniſch und dem Schwert auftrat. Er ſchilderte die ganze Unſeligkeit der Ehen, die er (zu hart) die „neumodigen“ nannte, wo man frevelhaft gedankenlos das heilige Ja ausſpreche und die Ringe wechſele, ohne daß ein heiliger Vorſatz die Seele adle. Er führte an, welch eine unendliche Pflicht auf den Männern ruhe, denen der Apoſtel geboten habe, ihre Weiber zu lieben, gleichwie Chriſtus ſeine Gemeine liebt. Er erklärte geradezu, daß, im ſchauderhaften

Gegenſatz, eine Menge Ehen gleichſam als ein fortgeſetzter Ehebruch zu betrachten ſeien, denn ſelbſt das leiſeſte Sündigenwollen ſei Sünde, und es verdumpfe und veröde dieſes Sündigenwollen oft mehr und tiefer als die Sünde ſelbſt, der doch, Gottlob! nicht ſelten ächte Reue und Buße folge. Ja er ging zuletzt in ſeiner harten Weiſe, die Gemüther zu erregen, ſo weit, daß er auf den erſt vor wenigen Tagen gelegten Grabſtein einer jungen Frau hinzeigte, andeutend, ſie ſei am gebrochenen Herzen geſtorben und ihr eigener Ehemann ſei es, der es gebrochen.

17.

Theodor's ganzes Gefühl empörte ſich von ſo überſtrenger Rede, und er fürchtete, daß ſie auf Bertha einen verletzenden

Eindruck machen werde; aber er irrte ſich. Ihr ſtilles Gemüth ahnete kaum die Laſter, von denen der Prediger ſprach, und nur eine reine Andacht der Liebe war in ihrem Herzen. Als aber der alte Mann die Ringe zu wechſeln befahl, fühlte Theodor eine krampfhafte Bewegung in der Hand, und es begegnete ihm das Mißgeſchick, daß er, vielleicht in zu groſſer Raſchheit, die ſchöne Roſenknospe an Bertha's Buſen herabwarf, und ohne es zu wollen, durch ein eiliges Vortreten mit dem Fuße, zertrat. Er erröthete und erblaßte faſt zu gleicher Zeit; aber Bertha ſprach ihm mit ihren Augen Muth zu, und lächelte, als ſei an der Kleinigkeit nichts gelegen.

Als nun die Ringe gewechſelt und das feierliche Ja ausgeſprochen worden war, da ſchien es, als verwandle ſich das ganze Weſen des Predigers, denn nicht mehr hart und ſtreng, ſondern liebevoll und nicht ohne Rührung wünſchte er den Neuvermählten das reinſte und dauerndſte Glück, das in keinem Stande ſo rein gefunden werde, als in einer ehrbaren und ſtillen Ehe. Gott ſelbſt ſehe mit Wohlgefallen herab auf zwei Weſen, die in demüthiger Kraft und Liebe ſich entſchloſſen hätten, hinfort nicht mehr zwei zu ſeyn, ſondern Eins.

Da fühlte auch Theodor ſein Auge übergehen von einer ſanften Thräne, und mit ihr wich jede Verſtimmung, und eine ſtille und mächtige Freudigkeit rührte wieder ſein Herz an.

18.

Es iſt oben eines Jünglings erwähnt worden, mit Namen Leo, der, zu Theodor's Feſt mit eingeladen, ſich mit Krankheit hatte entſchuldigen laſſen. Wer den Jüngling nur obenhin anſah, hätte wohl lächeln mögen über den unpaſſenden Namen, den er führte; denn ein ſolcher Überhin-Schauer hätte ihn eher einem zarten Lamm, als einem Löwen vergleichen können. Ein feines blaſſes Geſicht, dunkelblondes Haar, und große gutmüthige blaue Augen, gaben ſeiner Erſcheinung etwas Angenehmes; aber von einer ausgezeichneten Kraft ſchien nicht die Rede ſeyn zu können, beſonders da auch ſeine Sprache, zwar wohllautend und oft kunſtreich, doch mitunter faſt zu leiſe tönte. So daß die meiſten Menſchen, welche bekanntlich mehr rufen, ſchreien und raſſeln, als reden, in dieſer Hinſicht bald ein großes Übergewicht über ihn bekommen konnten. Wer ihn freilich recht genau anſah, oder gar ihn näher kennen lernte, der fand doch in dem ſtillen blaſſen Geſicht Tüchtigkeit und Charakter, und in den milden Augen ein Feuer, das nur im gewöhnlichen Leben ſich nicht verſchwenden wollte.

19.

Er war der Sohn eines dürftigen Landpredigers, der, als das Prinzip des ganzen Lebens, der Erziehung und des Unterrichts, nur die Liebe anerkannte. Aber Leo war ſchon als Knabe zu einer vater- und mutterloſen Waiſe geworden, hatte früh den ganzen bedingenden Drang des Lebens und die mannichfaltige Noth und Liebloſigkeit der Fremde kennen gelernt. — Wer früh zur Waiſe wird, dem bieten ſich gewöhnlich zwei Extreme als Lebenswege dar: Überkraft und Troz, oder die ſanfteſte Milde und freundlichſte Ergebenheit. Unter Blumen und Blüthen aufgewachſen, lag ihm die Milde ſo nahe, und ſie war längſt in ihm. Unmilde und harte Menſchen wollten ihm freilich oftmals darin ſtören; aber er ließ ſich nicht ſtören; ja er betrachtete es als eine beſonders angenehme Genugthuung, milde zu ſeyn gegen die Harten, und liebend gegen die Liebloſen.

Da führte ihn das Geſchick in die Stadt, in welcher Bertha's Vater wohnte. Dieſer — wir wollen ihn hinfort den Doctor nennen, weil er dieſe Würde in der Rechtswiſſenſchaft erlangt hatte — ward auf eine eigene Weiſe mit ihm bekannt. Er hatte ihn einſt in einer Geſellſchaft geſehen, wo, ſeltſam genug, einige vorlaute Knaben und Halbjünglinge das Wort führten, indem ſie nicht ohne Selbſtgefälligkeit und Pathos das geſtern und vorgeſtern Aufgeraffte als eigne Weisheit an den Tag brachten. Der Alte hatte der Ungebühr ein halbes Stündchen leidend zugeſehen; aber jetzt wurde es ihm zu viel, und er wandte ſich an Leo mit den Worten: Lieber Jüngling, ich freue mich Ihrer Reden. Dieſer, der bisher faſt ganz geſchwiegen, ſah ihn verwundert an; aber der Doctor fuhr gelaſſen fort: Ich darf gar wohl ſie deshalb loben; denn oft iſt Schweigen eine gute Rede, und Sie nun vollends haben in einer halben Stunde wohl fünfmal ruhig Nein geſagt, was hier die beſte Rhetorik iſt.

20.

Der arme Leo verſtand ſich damals noch nicht recht auf die verſchiedenen Gattungen der Ironie; wohl aber auf des Doctors gutmüthiges Geſicht, und ſo nahm er das wohl gemeinte Lob und die bald erfolgenden Einladungen in das Haus des Alten gern an. Er war damals in einer überaus beſchränkten Lage, und nur ein paar nothdürftig bezahlte Privatſtunden, die er mit großem Eifer und unmäßiger Anſtrengung ertheilte, gewährten ihm die Mittel, unter Dach und Fach zu ſeyn, und mitunter wohl gar eine erträgliche Mahlzeit einzunehmen. Wirklich durfte er ſich das ſo eben genannte Vergnügen nur ſelten gewähren; denn er wandte lieber etwas mehr auf ſeine Kleidung, da es ihm völlig unerträglich ſchien, nachläſſig in ſeinem Äußern zu erſcheinen, weil ja auch in ſeinem Innern keine Nachläſſigkeit war. Aber dieſe Dürftigkeit that ſeiner ſtillen Heiterkeit nicht den mindeſten Abbruch; auch war es mit der erſten ſehr bald zu Ende, ſeitdem er den Doctor kennen gelernt. Der Mann hatte ihn auf eine ganz eigene Weiſe empfohlen, und manche ihm bekannte reiche Eltern faſt ein wenig angefahren, und geäußert, es ſei eine große Ehre, wenn ſie einen ſo talentvollen Jüngling, wie Leo, der bekanntlich jetzt ſehr berühmt und in der Mode ſei, bewegen könnten, ihre Rangen zu unterrichten. Er ſelbſt gehe ſchon lange damit um, ſeine Bertha von ihm erziehen zu laſſen, habe aber kaum den Muth dazu; doch hoffe er einiges von des Jünglings Gefälligkeit.

21.

Dieſe befremdende Weiſe hatte gewirkt, und man lernte bald den beſcheidenen Jüngling kennen und lieben. Auch Bertha, damals vierzehn Jahre alt, wurde fünf Jahre lang ſeinem Unterrichte anvertraut, und dieſer Umſtand entſchied für ſein ganzes Leben. Unter allen Freuden des Lebens iſt vielleicht keine reiner und tugendhafter, als die Freude des eifrigen und beſonnenen, kraftreichen und milden Lehrers, der den Knaben oder die Jungfrau in die helle Welt der Religion, Wiſſenſchaft und Kunſt einführt, und nicht ſelten ereignet ſich hier die alte köſtliche Sage von Pygmalion auf eine noch köſtlichere chriſtliche Weiſe, indem die noch verhüllte Menſchennatur, die ſich ſelbſt ein Räthſel iſt, vor dem liebend frommen Anhauch des Lehrers die alte Starrheit ſchwinden und ein lebendiges Leben ſich ſelbſt erſcheinen ſieht.

Leo begriff das Gefühl, welches er für Bertha hegte, ſelbſt nicht, ſondern hielt es nur für die allgemeine Menſchenliebe, und für die der Jungfrau ſchuldige Achtung, die hier freilich ſich auch noch beſonders ſteigern müſſe, da Bertha ſtets ſo ſinnig fromm und heiter fleißig erſchien.

22.

Er konnte ſich anfangs durchaus nicht entſchließen, eine baare Bezahlung anzunehmen; ja, er behauptete, es ſei Unrecht, für eine ſo reine Freude noch Lohn haben zu wollen. Aber der Alte erklärte ihm mit gewöhnlicher Gelaſſenheit, er ſei ſonſt wohl ein ganz geſcheuter Jüngling; diesmal aber nicht ganz wohl bei Troſte, oder vielmehr faſt zu ſehr bei Troſte, und habe gänzlich Unrecht. Alles Gute, ſagte er, belohnt der liebe Gott noch mit *neuem* Guten, obwohl freilich jedes Gute ſchon ſeinen Lohn in ſich trägt, und wir armen Sünder müſſen ihm das nachmachen, ſo gut es gehen will. Das Geld-Annehmen hat freilich in der Erſcheinung etwas Peinliches, doch müſſen wir darüber wegkommen, da nun einmal noch nicht die Erfindung gemacht worden iſt, die Abendröthe und den Nachtigallengeſang zu trinken, und den Blüthenduft zu eſſen. So habe ich auch einmal dieſe gute Bemerkung geleſen, daß man, außer den gehörigen Flügeln für den Äther, auch noch ein paar Stiefeln fürs Straßenpflaſter gebraucht.

Da Leo noch immer unüberzeugt ſchien, erklärte der Alte, er könne ihn freilich nicht zur Überzeugung zwingen; doch verſtehe es ſich von ſelbſt, daß die Stunde ſogleich aufhöre, ſo lange er bei ſeinem Eigenſinne verharre.

So wurde die liebe zierliche Kleine dem Jünglinge täglich theurer, ja es ſchien ihm, als wären die drei Tage in der Woche, an denen er ſie nicht unterrichtete, nur eine Vorbereitung für den Genuß der andern vier.

23.

Da ſagte eines Tages Bertha: Heute müſſen Sie recht nachſichtig ſeyn, denn ich bringe keinen deutſchen Aufſatz. Ich bin nämlich ſeit geſtern eine recht frohe und glückliche Braut, und Sie, mein theurer Lehrer, ſind der Erſte, dem ich das erzähle.

— Wir haben in unſeren lieben Sprache eine wohlbekannte alte Redeweiſe, deren wir uns gewöhnlich zu bedienen pflegen, wenn wir von dem äußerlichen Zuſtande eines Menſchen ſprechen, dem plötzlich ein ungeahnetes, ungeheures Unglück wie ein Blitzſchlag erſcheint. Wir ſagen nämlich, es habe geſchienen, als ſinke der Boden unter ſeinen Füßen ein, und wohl dürfen wir ſo ſagen, denn die liebe alte Lebensbühne ſtürzt wirklich zuſammen, und die heiteren Bilder, die ſie zeigte, werden plötzlich blaß und immer bläſſer, und der Menſch ſteht nicht mehr auf dem ſchönen

Bühnenteppich, ſondern auf nacktem Boden, der ſich zum Grabe zu öffnen ſcheint. Wie aber eine reine Sittlichkeit ſelbſt bei dem plötzlichſten Unglück einen gewiſſen äußern Anſtand nie ganz verloren gehen läßt, ſo war auch, außer einem ſchnellen leiſen Zittern und einer tiefen Bläſſe, nichts in Leo's äußerm Weſen zu bemerken.

Er konnte ſogar recht von Herzen Glück wünſchen, und nicht bloß im Herzen (da verſtand es ſich ohnehin von ſelbſt), ſondern auch mit redlichen Worten. Dann aber freilich war es mit ſeiner Kraft vorbei, und er fing heute keine Unterrichts-Stunde an, ſondern ging, weil er das Überſtrömen ſeiner Augen fürchtete.

Als am Abend die Aufwärterin Licht bringen wollte, verneinte er es nur mit leiſem Kopfſchütteln und mit ſo ſtillem Lächeln in dem ſtillen Mondſchein, der das Zimmer ruhig beleuchtete, daß ihn die Perſon für krank oder für gelind wahnſinnig hielt. Er ſagte zu ſich ſelbſt nur das Eine Wort: „Du armer Leo!“ bis endlich ein leiſer Schlummer das gelöſte Herz wieder ſtärkte.

24.

Es kann vielleicht befremden, daß Bertha erſt jetzt die tiefe Neigung des Jünglings bemerkte, die ihrem ruhigen Gemüthe bis dahin völlig entgangen zu ſeyn ſchien. War ſie ihm doch ſelbſt erſt in jenem Augenblicke ſichtbar aufgegangen. Sie ſelbſt kannte bisher die Liebe gar nicht, auch nicht aus Büchern, und der fromme beſcheidene Jüngling erſchien ihr als anders, denn als Lehrer, und zwar als der ſanfteſte und freundlichſte, den man ja nicht heirathen müſſe. Die Liebe hielt ſie — wie dies bei idylliſchen Gemüthern gerade am häufigſten der Fall iſt — für etwas romantiſch geheimnißvolles, für einen Karfunkel, der aus des Berges Nacht magiſch hervorleuchtet, und von einem ſolchen Zauber konnte hier in dem ſo ganz einfachen Verhältniſſe nicht die Rede ſeyn. Die höchſte Beſcheidenheit — es iſt traurig zu erzählen — wird nicht ſelten auch von den Beſcheidenſten verkannt, und man meint zuweilen gelaſſen hin, ſie könne ſich eben nicht ſehr freuen und nicht ſehr leiden, nicht ſehr lieben und nicht ſehr haſſen; bis endlich ein ſehr bedeutender Moment das Gegentheil zeigt.

Selbſt der kluge Alte hatte den Gedanken niemals gehabt, daß das nahe Verhältniß zu Bertha dem guten Leo gefährlich werden könnte. Und erſt dann ging ihm ein Licht auf, als Bertha am andern Tage — ſo lange hatte ſie ſich Zeit nehmen müſſen — die Scene mit etwas zitternder Stimme erzählte, und mit den Worten ſchloß: Er ſoll nun auch mein erſter Freund und Bruder ſeyn, und Theodor wird ihn gewiß recht lieben.

Ohne Zweifel, erwiederte der Alte, diesmal nur ſcherzend, um ſeine Verlegenheit zu verbergen; auch wird es ihm leichter werden, hoffe ich, als dem Prinzen Gaſton, der einmal Brief und Siegel ausſtellen mußte, den Cardinal Richelieu zu lieben, was in Beziehung auf den ſcharlachnen Mann mit einigen Schwierigkeiten verbunden ſeyn mußte.

25.

Am Abend des Hochzeittages gingen zwei männliche Geſtalten vor dem hell erleuchteten Hauſe auf und ab, und beide redeten zuweilen mit ſich ſelbſt.

Der eine, es war Eugen, ſtieß mitunter einige Flüche aus, mit denen wir den Leſer, wie billig, verſchonen wollen, und ſagte dann: Bin ich nicht lächerlich? Nein, ich bin es nicht. Eiferſucht in der Liebe iſt gemein; in der Freundſchaft gut und recht.

Der andere, es war Leo, plagte ſich zuvörderſt mit einem zarten Gewiſſensſcrupel, und ſagte: Iſt es nicht unrecht, daß ich mich mit Krankheit habe entſchuldigen laſſen, da ich doch hier auf und ab wandle? Ich bin ja geſund; — aber könnte ich meinem Geſicht gebieten? und würde ich nicht vielleicht gar, ohne es zu wollen, als ſtummer Freudenſtörer daſitzen? Das mag denn doch wohl entſchuldigen.

Gut gehen kann es nicht, ſagte Eugen, denn er iſt verwöhnt und eitel, und will doch nie gehabt haben, daß dem ſo ſei. Ich bin es auch; aber ich geſtehe es mir doch, und daß ich deshalb nicht zum Ehemann tauge. — Es wird nicht gut gehen, und noch hatte ich immer Recht, wenn ich ſo fühlte.

Theodor iſt ein hoher und herrlicher Menſch, ſagte Leo, und ſein reiches Herz wird gewiß die geliebte Bertha ewig glücklich machen. Ich ſelbſt bin doch nur arm und eng gegen ihn; aber ich will ihm nun auch recht nachſtreben, und vor allen Dingen ſorgfältig über mich wachen, daß niemand meinen Gram ſehe, am wenigſten die Glücklichen, die es ſtören könnte.

Man ſollte nie reiſen, ſagte Eugen, denn wenn man zurückkommt, findet man alle alten Verhältniſſe zerrüttet und verſchüttet, und überall eine verruchte Wirthſchaft.

Möge denn Gott die theuren Beiden ſegnen, ſagte Leo.

Der Teufel, ſagte Eugen, hat die ganze Sache angezettelt, denn ihm macht nichts größere Freude, als gute und ordentliche Menſchen zu verwirren; — aber es iſt eine verdammte Promenade hier auf dem gefrornen Schnee.

26.

Hier begegneten ſich die beiden in Mäntel gehüllten Geſtalten, ſo daß ſie ſich anſehen mußten, und Leo ſagte mit ruhiger Freundlichkeit: guten Abend. Eugen erwiederte raſch und verdießlich: Das iſt eine Redensart, bei der ſich ſeit Adam kein Menſch noch was Sonderliches gedacht hat.

Leo gab einen ſo unangenehm abſprechenden Satz keinesweges zu, ſondern behauptete ſogar, es ſei Sünde, irgend einen guten Wunſch mechaniſch hinzuſprechen. Dann ſetzte er noch hinzu: Und Sie nun vollends ſcheinen ſchon um Ihrer Antwort willen eines beſſern Abends ſehr zu bedürfen.

Eugen hatte nicht übel Luſt, derb aufzufahren; als er aber das liebe ſanfte

Geſicht des Jünglings näher anſah, kam nur ein halb freundliches, halb brummendes Hm, Hm! zu Stande.

Das ſeltſame Geſpräch wurde hier durch eine Halbchaiſe unterbrochen, die zu ihnen heranfuhr, und gerade vor ihnen ſtill hielt, weil der Kutſcher etwas an den Strängen zu ordnen hatte. Drinnen ſaßen zwei Damen, eine ältliche und eine jüngere, in Pelze gehüllt, und mit Schleiern vor dem Geſicht.

27.

Dumme Aufhalterei! ſagte die ältliche Frau in unzierlicher Rede, und die jüngere antwortete nicht, ſondern ſah zu den hell erleuchteten Zimmern des vorſtehenden Hauſes herauf.

Man hätte es einigermaßen bedeutend finden können, daß gerade jetzt der Mond die Schneewolken zertheilte, und ſeinen reinen Glanz zum nähern Beſchauen der jungen Dame hinlieh. Wirklich ſtaunte auch Eugen nicht wenig über die reine Form des Geſichts, welche er zu entdecken glaubte, da ſie das Geſicht hob, und der Schleier ſich nun näher an Stirn und Naſe ſchließen mußte. Er freute ſich, daß ſie nicht ſprach, um nicht im errathenden Anſchauen unterbrochen zu werden. Dann aber wünſchte er wieder ſehr, ſie möchte ſprechen, gleichſam um neue Data zu ihrer Charakteriſtik zu ſammeln.

Sie war ſo gefällig, ſeinem ſtillen Wunſche zu begegnen, indem ſie ihre müde Nachbarin aufmerkſam machte, daß da oben manches Intereſſante zu ſehen ſei. Warum aber, fragte ſie dann, tanzen nun die Leute nicht? Es iſt doch jetzt eine entſetzliche Schwerfälligkeit in der Welt.

28.

Man konnte dieſe Bemerkung weder ſehr billig, noch ſehr intereſſant nennen; dennoch erklärte Eugen ſie für beides, denn ihn hatte die Stimme angeſprochen, der freilich ein gewiſſer Wohllaut nicht abzuſprechen war. Ihn ſtachelte der Wunſch, mit der Unbekannten ein Geſpräch anzufangen; nur ſchien ihm nichts bedeutend genug, um ſie damit zu unterhalten, und die gewöhnlichen Rechenpfennige der Converſation verſchmähete er gänzlich. Irgend ein geiſtreich zugeſpitzter epigrammatiſcher Gedanke, oder irgend ein köſtlich zartes elegiſches Gefühl hätte noch hingehen und erträglich ſcheinen mögen; doch war dergleichen nicht ſo ſchnell aufzutreiben. Da er aber nun einmal durchaus reden wollte und Eile vonnöthen ſchien, wenn der Moment nicht ungenutzt vorüberfliehen ſollte, ſo ſagte er das, was für ihn am nächſten lag: Es iſt oben eine Hochzeit, und da tanzen die Vornehmen ſchon lange nicht mehr; auch iſt es ja, wenn es erſt ſo weit gekommen, mit dem tanzenden Leben vorbei.

Die Dame wandte den Kopf zu ihm hin und antwortete gar nicht, dann ſah ſie auch Leo an, und da der Kutſcher nunmehr mit ſeiner Arbeit fertig war, und der Wagen fort rollte, ſo ward kein Laut mehr von ihr vernommen.

Die Jünglinge gingen abermals eine Weile ſtillſchweigend neben einander auf-

und ab. Endlich ſagte Eugen: Es iſt ein großes Glück, daß jeder Tag, auch der dümmſte, am Ende doch . . . . enden muß. Darum gute Nacht. Das iſt bei mir keine Redensart, denn ein guter Tag iſt lange nicht ſo gut als eine gute Nacht; und wer ſo lange im Schnee luſtwandelt hat, wie wir beide, der kann ihrer wohl bedürfen.

Als Leo allein war, blickte er noch einmal zu den Fenſtern hinauf, wünſchte noch einmal den geliebten Beiden den reichſten Himmelsſegen, und ging dann ſtill in ſeine einſame Wohnung zurück.

29.

Wir glauben den Fortgang dieſer Geſchichte am genaueſten ſchildern zu können, wenn wir hier Bruchſtücke aus Theoder's Tagebüchern und Briefen einflechten, was ſeiner jetzt ſehr genießlichen beſchaulichen Lebensweiſe wohl angemeſſen ſeyn mag.

Warum iſt es uns ſo verächtlich, wenn jemand zittert im Unglück? und warum fürchten wir, wenn er nicht fürchtet im Glücke? Wir fühlen alle deutlich, daß das Glück hier unten nicht wohne, und daß es ſeine Heimath nur jenſeits hat, von wo nur einzelne Strahlen auf uns arme Menſchen herabfallen. Aber in dieſen Strahlen geht uns auch der Inhalt des ganzen Lebens auf.

Ein jubelnder und jauchzender Glücklicher hat für mich etwas Entſetzliches, denn ich ſehe dann ordentlich ſchon die finſteren Erdgeiſter, die, durch jenes Jubeln geweckt, Erlaubniß bekommen, mit den ehrnen Fäuſten nach ihm zu ſchlagen, aber ich höre ſchon den ſchrillenden Mißton, der gar bald ſeine überfeurige Lebensmelodie zerreißen wird.

Das Chriſtenthum kennt nur Ein Jauchzen, das, über des Erlöſers Auferſtehung und ſeinen Sieg über den Tod. Da allein finden wir Sicherheit. Alles andere Glück hat etwas Ängſtigendes; ja, ſo lächerlich es klingt, ſo kann ich doch zuweilen ſelbſt den mit Mäßigkeit des Glücks Genießenden bedauern, weil ihm doch der ſpornendſte Reiz des Lebens, die Hoffnung, genommen worden iſt.

Es giebt nur Einen Zuſtand im Leben, deſſen überreicher Farbenglanz uns all dies Trübe verhüllt. Es iſt die Liebe, die als reinſte und höchſte Leidenſchaft auch das höchſte Glück gewährt. Aber dieſes Glück geht Hand in Hand mit dem Schmerz, und wird durch ihn erſt geläutert, erhöht und gemildert. Wer die Liebe nicht als Schmerz kennt, kennt ſie gar nicht, und ich will es mir nur geſtehen, daß ich Stunden habe, in denen es mir ſcheint, als kenne auch ich ſie nicht. Ich bin wohl faſt zu heiter und zu ſehr befriedigt.

30.

Und dennoch: Auch vor dem höchſten Glück der Liebe kann ich mich ängſtigen, und die Dichter alle haben zuweilen wohl Ähnliches gefühlt. Da ſie dieſelbe ſtets als kämpfend und ringend darſtellen, und nur von der Wonne des Sehnens wie von etwas Entſchiedenem reden, was doch dem oberflächlichen Blicke nur als etwas Ungenügendes erſcheinen muß, ſo glaube ich, ſie darin beſſer zu verſtehen.

Und ſo gäbe es alſo gar kein Glück, das ſich ruhig und rein genießen ließe? Wohl giebt es Eines; aber auch nur Eines: es iſt das Glück der Ehe. In dieſer Form tritt das Glück in den Stand der chriſtlichen Demuth, und die Menſchen und das Schickſal verzeihen es, wie man etwa die Freude verzeiht, wenn ſie vom Kummer die Zeichen borgt und in Thränen ſich äußert.

Verzeihen? Das Wort klingt ſo bitter, und ſoll es doch nicht, ich meine ja nur, daß die edelſte Form der Freude: Freudenthränen ſind, und die edelſte Form des Glückes: die Ehe.

Es iſt dem Manne nicht bloß verſtattet, ſondern es iſt ſeine heilige Pflicht, mit ſeiner Frau Eins zu ſeyn, und ſchon durch dieſes Eins-ſeyn hat er die Vollſtändigkeit ſeines Lebens gewonnen, und ſteht jetzt mit verdoppelter und ganzer Kraft da. Giebt ihm der Himmel gar Kinder, ſo tritt ſelbſt die Natur auf ſeine Seite, und darf nichts Feindliches mehr gegen ihn thun, wenn ſie nicht ſich ſelbſt widerſprechen will.

Es mögen wohl wenige Männer am Tage nach der Hochzeit ſo ernſte Betrachtungen anſtellen; wer ſie aber anſtellt, der iſt gewiß ſehr glücklich. Ich bin es.

31.

(Einige Tage ſpäter.)

Iſt doch die Freude wie ein neugebornes Kind, das man nur fürchtend-hoffend-leiſe der Mutter hinreichen darf, da ein Hauch es vernichten kann? Oder iſt ſie nicht ſelbſt wie ein Hauch in ein zartes Roſenblatt gehüllt? — Klingt das weichlich? o ihr Starken und überſtarken; in der zärtlichen Freundſchaft ſeid ihr es doch nicht mehr. Nicht davon iſt die Rede, als würdet ihr oder ich jemals dem Freunde nachgeben, wenn er entſchiedenes Unrecht hat; aber könnet ihr euch auch gebieten, nicht zu leiden, wenn euch ſein Denken, Empfinden und Handeln verletzt?

Wie war ich ſo froh am Hochzeitmorgen! Da kam er, den ich nun einmal liebe, ſprach ein paar harte Worte, und das zarte Gewebe meiner Freude war zerriſſen, und der rauhe Ton dröhnt noch immer in mir nach? Hat man denn gar keine Waffen gegen einen Freund?

Warum muß mir das begegnen? Ich bin durchaus nicht gewohnt, mich beherrſcht zu fühlen oder verletzt, denn ich überſehe ſo ziemlich die meiſten Menſchen, die mich umgeben; warum kann ich nicht auch zu ihm ſagen: Fahre hin! Du wollteſt mich beſchränken, und das dulde ich nicht.

32.

(Später.)

Wie ſanft und angenehm erſcheint Leo, und welch eine erbärmliche Anſicht haben die Menſchen von ihm! Es iſt ein guter Jüngling, der kein Waſſer trübt, ein liebes Weſen, das niemanden ſtört, gutherzig wie ein Lamm, und freundlich-fromm wie eine Maiblume. Iſt es nicht ſo? Sind das nicht die Ausdrücke, die über ihn im Cours ſind? Er iſt bei weitem mehr: er hat mehr gerungen und geſtritten, gehandelt und geduldet, als ihr geſpreizten Leute alle, die ihr bloß um deswillen glaubt, daß etwas an euch und hinter euch ſei, weil ihr es ſeit Jahr und Tag verkündet. Was könnt ihr denn? Worte machen, die wie Gedanken ausſehen, aber wie Netze mit zu weiten Maſchen keine Idee fangen können. Man kann euch Stundenlang zuhören, und es iſt einem, als hörte man ununterbrochen die Thürklingel ziehen; aber die Thür wird nicht geöffnet. Klopft man vollends ernſtlich an euch an, ſo klingt es hohl.

Wie anders Leo! Und doch, warum kann ich ihn nicht zum Freunde wählen? Iſt denn nicht bloß in der Liebe *Geheimniß*, ſondern auch in der Freundſchaft? So ſcheint es wirklich; oder ſtört auch mich, trotz aller beſſeren Anſichten, ſeine zu große Beſcheidenheit?

33.

Er hat Bertha immer geliebt, das iſt mir ſtets klar geweſen, aber auch, daß ſie ihn nie geliebt hat. Wie iſt das möglich? Mich dünkt, es haben ſich nie zwei Menſchen ſo gut gepaßt, als dieſe Beiden; aber eben weil ſie ſich ſo ſehr gut paßten, paßten ſie auch wieder — nicht. Es giebt vortreffliche und beſcheidene Frauen, die doch eine große und vortreffliche Beſcheidenheit bei Männern nicht lieben, vielleicht weil ſie glauben, ſie könnten ſich nicht recht daran halten. Und ein wenig Hochmuth, Rohheit, ſogar Ruchloſigkeit, aber ja auch nur ein wenig, ſei den Männern nun einmal nothwendig.

Wie ehrfurchtsvoll behandelt er ſie, und mit welcher zarten Scheue mich. Bei Gott, es iſt ſeine erſte Liebe, und er ſieht mir ganz darnach aus, als würde es auch ſeine letzte ſeyn. Faſt möchte ich ihn warnen, das ſüße Gift ihrer Nähe zu ſcheuen; aber ich vermag es nicht. Es könnte ihn verwunden, da es ausſähe wie Mißtrauen. Mich tröſtet, daß ſeine Liebe doch nur Mondlicht iſt, nicht Sonnenfeuer.

34.

(Später.)

Und Bertha? So gar nichts von ihr in dieſem Tagebuche. O ich möchte ein Buch ſchreiben über die Vortrefflichkeit der Frauen und es ihr widmen, denn ſie dürfte alles leſen, ohne zu erröthen. Sie hat das Höchſte erreicht, was eine Frau vermag, und wodurch ſie freilich auch allein zu einer wahrhaftigen Frau werden kann; ſie hat *ſich* ganz *hingegeben*, um *ſich* wieder zu *empfangen* durch den Mann. Sie exiſtirt nicht mehr als ein Einzelweſen, ſondern ſie lebt nur *durch* mich; ja ſie iſt *ich geworden*.

Was Liebe iſt, weiß nur eine Frau, oder vielmehr, ſie „weiß" es nicht, ſondern ſie „iſt" die Liebe ſelbſt. Wir Männer genießen meiſtens nur die Liebe, und erklären uns nicht abgeneigt, uns gelegentlich ein wenig anbeten zu laſſen. Das laſſen wir uns allenfalls gefallen, und auch der Junker Chriſtoph (in Shakeſpeares „Was ihr wollt") erinnert ſich noch mit Vergnügen der Zeit, wo er einmal „angebetet" wurde.

Sie hat ſich erboten, an Eugen zu ſchreiben, und ihn — um Verzeihung zu bitten, daß ich ſie liebe. Aber nimmermehr darf ich dieſe Über-Güte zugeben. Sie kennt die Männer nicht, und hält ſie für weit beſſer, als ſie ſind. Könnte er nicht wohl gar über ihren etwas zerhackten Styl lächeln? Die liebe Seele kann ſich ihn nicht abgewöhnen, ſie kann nur leben und lieben, handeln und ſeyn; reden nicht vorzüglich, und ſchreiben nur mangelhaft. O lernte er ſie doch kennen, daß er ihr abbitten könnte.

35.

Ich bin zu einer knieenden Abbitte bereit, ſagte Eugen, der in dieſem Augenblicke ihn mit ſeiner gewöhnlichen Ungenirtheit über die Schulter geſehen, und wenn ſie wirklich den Plan gemacht, mir zu ſchreiben, ſo iſt ſie auf der Weſenleiter dermaßen hoch geſtiegen, daß ſie bis zum Seraph nicht mehr weit hat. Was mich betrifft, ſo hocke ich freilich noch auf den unteren Stufen, doch fehlt mir, gottlob! das diaboliſche Gemüth, welches vonnöthen wäre, um über den Briefſtyl einer guten Frau zu lachen. Die meiſten ſchreiben in aſiatiſcher Manier, was auch nicht übel iſt; hat aber die Deinige ſich den Styl haché angeeignet, ſo verdient ſie ſchon der Seltenheit wegen Lob.

Theodor hatte ſich zu lange nach dem Freunde geſehnt, um nicht bereit zu ſeyn zur Verzeihung, wäre auch deſſen Bitte um Vergebung nur mit halbem Ernſte gemeint worden. Er ſchloß ihn an ſeine Bruſt, und ſagte: O ſei nicht wieder ungerecht; ich leide zu ſehr dabei, denn ich liebe Dich.

Haſt Du gelitten? fragte Eugen, ſtark und trübſelig geſeufzt? Gottlob! Auch ich habe das Meinige gethan in der Jammerhaftigkeit, und meinen Charakter als pastor fido in der Freundſchaft dergeſtalt durchgeſetzt, daß ſelbſt die ſtrengſten Critici, die mit Recht auf Conſiſtenz und Conſequenz dringen, nichts Erhebliches würden an mir auszuſetzen gehabt haben.

36.

Hier umarmte er den Freund, und fuhr dann heiter fort: Ich wollte brummen, und brummte auch meinen Bedienten und andere, am meiſten aber mich ſelber an. Man hat blutwenig Spaß dabei, und es kommt nichts Sonderliches dabei heraus. Ich wollte arbeiten, und wollte ſpielen; aber aus der Arbeit wurde ein verzerrtes Spiel, und aus dem Spiel eine verzerrte Arbeit. Endlich ward mir das ganze Neſt, ich meine die Stadt, dermaßen zuwider, daß ich mich von neuem auf den wohlbefreundeten Poſtwagen ſetzte. Aber es war draußen nicht ergötzlicher, und ich hatte alles ſchon einmal geſehen. Ich ärgerte mich über meine Reiſegeſellſchafter, und verlangte von ihnen, unbillig genug, daß ſie an anmuthiger Bildung und zierlichem Unterhaltungstalent ihres Gleichen ſuchen ſollten. Ich verlangte von der Gegend, ſie ſolle neue Reize entwickeln, während ſie doch meiſtens in Sack und in der Aſche ging; ich verlangte von jedem Wirthshauſe, daß der köſtlichſte Johannisberger daſelbſt in Strömen fließen ſolle.

Das hält man auf die Länge nicht aus, und ſo kehrte ich ſchnell um, und verlangte nichts weiter, als von mir ſelber, daß ich geſcheuter würde, womit ich billig hätte anfangen ſollen, und ſo bin ich wieder hier mit dem feſten Vorſatze, Dich nicht mehr zu laſſen, und nebſtbei unendlich liebenswürdig zu ſeyn gegen Deine Frau und die ganze Sippſchaft.

37.

Er hielt Wort, ſo gut er es vermochte, und Bertha feierte mit großem Eifer das Feſt der Verſöhnung. In ihrem tiefſten Herzen begriff ſie freilich nicht, wie ihr Mann dieſen Eugen ſo ſehr lieben könne. Ihr liebſter Umgang war mit milden und ſanften Frauen und Männern, die, was ſie fühlten und dachten, mit guter

Ordnung und löblichem Zuſammenhange vorbrachten. Auch gelehrte Pedanten waren ihr wohl ſchon begegnet, und ganz ſchweigſame Leute und ſehr beſchränkte Naturen u. ſ. w., die alle hatte ſie wohl ertragen; aber Eugen war ſo ganz anders wie alle die, und ſie konnte ſich nicht wohl in ihn hineinfinden.

Er ſagte oft Nein, wo ſie ein entſchiedenes Ja im Herzen fühlte. Er lachte, wo ſie hätte weinen mögen, er ſprach nicht ſelten eckig, oder flatternd, oder zerriſſen, oder verletzend witzig, und es war ihr ängſtlich, oft gar nicht zu wiſſen, ob er im Ernſt oder Scherz rede.

Indeſſen gab ſie ſich meiſtens ſelbſt die Schuld von allen dieſen unerfreulichen Anſichten, und meinte ſtill und beſcheiden, ſie ſei nur zu einfältig, um Eugen's

Weſen zu begreifen. Ihr Mann müſſe das alles beſſer verſtehen, und es zieme ihr eigentlich gar nicht, über den erſten Freund deſſelben ein Urtheil haben zu wollen, weshalb ſie ſich auch ernſtlich jeden Gedanken wider denſelben verbot.

38.

Theodor durchſchaute das Verhältniß gar bald. Er zürnte nicht ſelten mit dem Freunde, daß er den Ton nicht treffen könne, den man in Beziehung auf Frauen halten müſſe; aber gar bald nahm er dieſe Meinung zurück, denn es zeigte ſich, daß der Freund, ſo oft er wollte, mit großer Gewandtheit den verſchiedenartigſten Frauen zu begegnen wußte, und daß er nicht ſelten ſehr gefiel, ſchon um deshalb, weil er ſich ſichtbar bemühte, den Damen zu gefallen. Mit Männern machte er es ſich ſchon bequemer, und zeigte mitunter eine Überlegenheit, die unmöglich erfreuen konnte.

Je mehr aber Eugen den meiſten Frauen gefiel, je mehr zürnte Theodor, daß er, wie es ſchien, ſich niemals um Bertha's Gunſt bemühte. Er behandelte ſie mit großer Höflichkeit, ſprach aber nur wenig und von gleichgültigen und unbedeutenden Dingen mit ihr. Dann brach er ſchnell ab, und wandte ſich mit einer geiſtreichen oder witzigen Bemerkung faſt auffallend an irgend eine andere Dame, gleichſam als ſei ein ſolcher Gedanke für Bertha nicht eingerichtet.

Theodor, ſtets aufmerkſam, und nur zu ſehr beſorgt, fühlte ſich nicht ſelten dadurch beleidigt, und eilig und ungeduldig, wie er war, wollte er nicht der Zeit und Bertha's Gemüthe die Schlichtung des Verhältniſſes überlaſſen. So wandte er ſich einſt mit der thörichten Frage an Eugen: Nun, wie gefällt Dir meine Frau? Eugen ſchien die Frage ablehnen zu wollen, mußte jedoch endlich antworten, und ſagte: Ohne Zweifel ein angenehmes Geſicht und ein gefühlvolles Herz.

39.

Das Wort „angenehm“ war, ſeltſam genug, dem Fragenden von jeher zuwider geweſen, und er nannte es oftmals ein dünnes, farbloſes Wort. Auch mit dem „gefühlvollen“ konnte er ſich nicht ſonderlich vertragen, beſonders wenn es, wie in Eugen's Antwort, ſo einſam auftrat, ohne daß des Verſtandes und der Phantaſie dabei gedacht wurde.

Es wäre wohl am beſten geweſen, da einmal das unſtatthafte Geſpräch begonnen hatte, nun auch rein mit der Sprache herauszugehen, und klar hinzuſtellen, was er auf dem Herzen hatte. So aber erwiederte er, ganz gegen ſich arbeitend: „Angenehm?“ ja wohl, und ſchön dazu. „Gefühlvoll?“ freilich iſt das das Beſte bei den Frauen, ja ich möchte ſelbſt kein beſſeres Lob haben, als daß ein gutes Gefühl in mir wohnt.

Eugen ſchwieg.

Und darum paßt auch Bertha ſo gut zu mir, fuhr Theodor noch mehr beleidigt durch das Schweigen fort, und darum iſt ſie der Engel meines Lebens.

Eugen ſchwieg abermals.

Und darum darfſt Du jetzt nicht ſchweigen, oder Du ſprichſt Dir und mir alles tiefe Gefühl ab. Du ſollſt reden.

40.

Von Dir, mein theurer Theodor, ertrage ich ſelbſt das „Sollen", und da ich reden muß, ſo ſei es. „Gefühl!" „gutes Gefühl!" ein höheres Lob verlangſt Du nicht für Dich? ich gebe Dir ein weit höheres. — Gefühl iſt gleichſam die Amme der Menſchen, und wir wiſſen recht gut, daß wir der Ammen nicht entbehren können, und es iſt billig, ſie deshalb in einigen Ehren zu laſſen. Auch Shakeſpeare giebt ſeiner Julie eine Amme bei, und die gute Perſon iſt in dem herrlichen Stück durchaus nothwendig. Aber ich finde nicht, daß Julie ſich ganz beſonders dieſer Amme rühmt. Laß mich

Dir geſtehen, daß ich neulich mit wahrem Schrecken Dein mir gebotenes Tagebuch geleſen, denn was enthält es? Exaltirte Gefühle, Überfrommheiten, Fantaſien, Ahnungen, Kränklichkeiten, Träume von Träumen u. ſ. w.

O bei Gott! unterbrach ihn Theodor heftig, was Du ſo hart bezeichneſt, iſt dennoch das Beſte in mir.

Gewiß nicht, ja ich kann Dir nicht verhehlen, daß ich ſelbſt die Ächtheit dieſer Träumereien Dir abſtreite. Aber ich will darüber keinen Lärm ſchlagen, ſondern Dir gern gönnen, Dich damit zu Zeiten zu ergötzen, und dem Dämmerungsgeiſte, der doch ſelbſt auch über den klarſten, tiefſten und geſichertſten Mann zuweilen kommen kann, ein kleines Opfer zu bringen. Denn wahrlich, als klar und ſehr verſtändig, beſeitigend und herrſchend, überſchauend und ebnend, habe ich Dich erkannt, und darum liebe ich Dich, während ich das Elegiſch-ſentimentale in Dir nur für einen fremden Tropfen halte, den Du gelegentlich wohl wieder fortwerfen wirſt. Dazu kommt noch, daß Du bei Deinem kühl-hellen und doch tiefen Gemüth etwas beſitzeſt, was mir ganz fehlt: die Ausdauer; und ſo halte ich die Hoffnung feſt, Dich noch einſt auf einem der erſten Staatspoſten zu erblicken, wohin Du gehörſt. Und nun genug. Wir begannen, weil Du wollteſt, wir endigen, weil ich will.

41.

Mit dieſem Genug war freilich das Geſpräch beendigt, aber keineswegs vollendet. Es giebt für den guten Menſchen wohl kaum eine ſchmerzlichere Empfindung, als wenn er das Geliebte angetaſtet ſehen muß von Geliebten. Wie leicht wird es ihm dagegen, ſich ſelbſt, wenn auch unrechtmäßiger Weiſe, angetaſtet zu erblicken, ſobald nur, wie ſich immer von ſelbſt verſteht, die Ehre unverletzt und rein erhalten wird!

Wenn aber jener gute Menſch zugleich auch eitel iſt, und ſchwach, und herrſchſüchtig, dann bleibt jenes ſchmerzliche Gefühl nicht rein, ſondern wird bitter und gefährlich. Er zürnte mit dem Freunde, der ihm das elegiſche Empfinden, an deſſen Süßigkeit er ſich doch ſo gern erfreute, beinahe als unwahr bezeichnete; aber er dachte doch auch mit Behaglichkeit daran, wie jener Freund, der leider faſt keinen

Menſchen zu loben pflegte, ſeinen Verſtand, ſeine Klarheit und Tiefe gerühmt hatte, und zwar bei Gelegenheit eines Streits, wo man ſonſt nicht leicht das Rühmliche zur Sprache bringt. Aber in Beziehung auf Bertha blieb der Stachel unlösbar zurück. Über ſie hatte ſich Eugen ja deutlich genug ausgeſprochen, indem er, befragt, nichts weiter als lobwürdig anerkannt hatte, als ein angenehmes Geſicht, wobei das Intereſſante völlig ausgelaſſen worden war, und ein gutes Gefühl, das der Freund nun einmal leider nicht ſehr achtete. Theodor wußte freilich am Beſten, wie viel mehr an Bertha zu rühmen ſei; aber er vermochte nicht, irgend eine Tugend allein für ſich ſelbſt und im Stillen zu genießen, ſondern er fand leider erſt dann den wahrhaften

Genuſs, wenn Andere ihn auf den Beſitz aufmerkſam machten, oder ihn wohl gar deshalb beneideten. Es hing daher ſein Glück von der Meinung Anderer ab, und er fühlte ſich unglücklich, wenn ſie nicht die Gefälligkeit hatten, ihn für glücklich zu halten.

So kam jetzt in ſeine Neigung für Bertha ein gewiſſes Mitleiden und eine Art von Wehmuth, die ſich bei unſichern Gemüthern nicht ſelten wie verhaltener oder ausbrechender Zorn, oder wohl gar zuweilen verdrießlich und finſter äußert.

42.

Eines Mittags, als die Schwiegereltern bei Theodor ſpeiſten, lobte die gute Mutter ihre Tochter, wie zierlich und fein und umſichtig ſolide ſie ihr ganzes neues

Hausweſen eingerichtet habe. Und wie es denn wohl für eine gute Tochter ſehr rührend ſeyn mag, wenn die verehrte Mutter ein ſo liebes Wort ausſpricht, ſo wollen wir es gar wohl begreiflich finden, daß Bertha's Augen ſich mit Thränen füllten.

Zu anderer Zeit hätte Theodor gewiß dieſem Auftritte nicht ohne Rührung, oder doch wenigſtens mit ruhiger Theilnahme zugeſehen. Jetzt aber dachte er an Eugen, wie der wohl dabei ſich benehmen würde, und in dem Gedanken ward er verſtimmt bis zur Unart.

Ich liebe nicht, ſagte er, Bertha ſo gelobt zu ſehen, wie man wohl etwa eine gute Pächterin lobt; ja, ich wünſche, daß ſie ihre Sorge für das Hausweſen ein wenig beſchränke.

Gewiß, liebe Bertha, fuhr er dann fort, da ſie ihn fragend anſah, Dein Eifer geht viel zu weit und raubt Dir die Muße für das Beſſere und Schöne. Nimm Unterricht im Italieniſchen, bei Deinem recht angenehmen Singen ſtört doch zuweilen die ungenügende Ausſprache; das Spaniſche fehlt Dir ganz, und das ſollteſt Du doch wohl nachholen. Vor allen aber bitte ich Dich, irgend eine der beſſern Äſthetiken mit beſonderm Fleiße durchzuſtudiren, denn es fehlt Dir oft ganz am Ausdruck, um Deine Empfindungen zu bezeichnen, die doch gewiß gut und „angenehm“ ſind. Du glaubſt nicht, wie es mich jammern kann, wenn Du ſo daſitzeſt in Geſellſchaften wie eine verhüllte Pſyche, die die Flügel nicht recht bewegen kann, oder wie ein „angenehmes“

Kind, das aber leider von zu engen Windeln eingeſchnürt iſt. Glaube nicht, als zürnte ich deshalb; ach nein, ich finde es ſehr begreiflich, denn wie ja auch das trefflichſte Tanzgenie erſt zu einem ſogenannten Tanzmeiſter geſchickt werden muß, ehe es ein Veſtris zu werden hoffen darf, ſo muß man auch erſt Redeübungen anſtellen, ehe man gut reden kann. Reden! das iſt es, was Dir fehlt, und Du kannſt mich gewiß nicht mißverſtehen, wenn ich wünſche, daß Du das lerneſt. Dein angenehmes Weſen wird ſich dann ohne Zweifel zur Anmuth ſteigern.

43.

Haben die Männer ſich nur erſt einmal überwunden, eine Unart zu ſagen, ſo bleibt es ſchwerlich bei Einer, ſondern es wälzt ſich dieſelbe wie ein Schneeball fort, bis zuletzt ein mäßiger Schneeberg vor ihnen ſteht, vor dem ſie zuletzt wohl ſelbſt ein wenig erſchrecken. Selten aber werden ſie geſtehen, daß ſie erſchrecken, ſondern gelaſſen thun, als ſei das alles eben recht und gehörig. Theodor hatte vollends ſeine Unart noch dadurch geſteigert, daß er das ihm ſo unangenehme Wort „angenehm" häufig wiederholt hatte, gleichſam um ſich ſelbſt recht wund zu ätzen.

Als er nun geredet hatte, ſchwiegen alle; doch nach einer Minute etwa hatte Bertha ſchon ihre Empfindlichkeit überwunden, und nur der reine Schmerz blieb. Zur Beſiegung der nie ganz reinen Empfindlichkeit bedarf eine gute Frau nur des Einen Gedankens: „es iſt ja

Dein geliebter Ehemann, der alſo redet, und wenn er Dich auch verletzt, ſo darfſt Du doch niemals glauben, daß er Dich hat verwunden wollen", und ſo antwortete ſie jetzt ſanft, doch mit ein wenig zitternder Stimme: Ich will gern alles Gute, was Du an mir vermiſſeſt, nachzuholen ſuchen. Und gewiß, es fehlt mir Viel.

Der Vater ſah ſtarr vor ſich hin und ſpielte mit der Gabel. Der kräftige Mann hatte in dieſem Augenblicke einen faſt kränklichen Blick, denn gewohnt, Eitelkeit und Irrthum, wenn ſie ihm begegneten, durch ruhigen Ernſt oder Scherz ſchnell abzuwehren und zu beſeitigen, fühlte er doch jetzt, daß er durch Reden verſchlimmern könne, weil ſich zu viel gegen Theodor ſagen ließ. Er war in der Lage, zu ſehr Recht zu haben, und dann, das wußte er, redet man gewöhnlich nicht gut, wenigſtens nicht im erſten Augenblicke. Es war ein günſtiger Zufall, daß er gerade jetzt durch einen Fremden, der ihn zu ſprechen wünſchte, abgerufen wurde, weshalb für ihn der unangenehme Auftritt ein Ende nahm.

44.

Aber die Mutter bedachte nicht, daß man, zu ſehr Recht habend, wohl thue, fürs erſte zu ſchweigen, ſondern redete viel und leider auch wohl ein wenig breit, daß für die Bildung ihrer Tochter wahrhaftig nichts geſpart worden ſei, und daß ihr lieber Mann denn doch wohl alles am beſten verſtehe, was zur Erziehung und zum Unterricht einer bürgerlichen Jungfrau gehöre. Was darüber, ſei vom Übel. An gelehrten Damen ſei wenig Erſprießliches und „Angenehmes"; und ſie würden denn doch auch zuweilen lächerlich, wenn ſie nicht Roggen vom Waizen, und Apfelblüthe von Kirſchblüthe unterſcheiden könnten. Klopſtock und Gellert, Schiller und Göthe, kenne Bertha recht gut, und habe oft des Abends recht „angenehm" daraus vorgeleſen; aber manche neumodige Poeten, ſeien weder Fiſch noch Fleiſch, und es lohne gar nicht die Mühe, von dergleichen Volk viel zu ſprechen. Bertha ſei gut genug für dieſe Welt, ja auch wohl gar für eine beſſere.

Das mütterliche Herz, das Schmerzen dieſer Art wohl noch nie gefühlt, trieb jetzt heftige Thränen in ihre Augen, und nachdem ſie die Tochter lange umarmt hatte, folgte ſie ihrem Manne, ohne dem Schwiegerſohn Lebewohl zu ſagen.

45.

Da die Männer bekanntlich nicht leicht Unrecht haben wollen, und in dieſer Stimmung keiner Rührung fähig ſind, ſo ſagte Theodor jetzt faſt kalt: Ob Du Deiner Mutter oder mir beiſtimmen willſt, ſteht ganz bei Dir. Sonſt aber würde ich Dir Leo als Lehrer in den Sprachen und in der Äſthetik vorſchlagen; er war ja immer Dein Lehrer, und ſo bleibſt Du in der Gewohnheit.

Der ruhige Hochmuth, der aus dieſen Worten ſprach, mußte ſelbſt Bertha befremden, denn unmöglich konnte ihm die Empfindung fremd geblieben ſeyn, welche der arme Leo für Bertha hegte.

Daß ich ganz Dir folge, erwiederte ſie nach einer Pauſe, verſteht ſich von ſelbſt; nur Leo muß ich ablehnen, ganz entſchieden ablehnen, und Du biſt gewiß ſo gütig, nicht darauf zu beſtehen.

Gewiß nicht, ſagte Theodor höflich, ſelbſt die Frage, weshalb Du ihn ablehnſt, will ich unterdrücken.

46.

Es trifft ſich wohl, daß unter Freunden, Liebenden, Eheleuten, Geſpräche entſtehen, bei denen ein ſo bedenklicher Unſtern leuchtet, daß bei dem Scheine dieſes Unſterns das ganze Leben eine andere trüb' ſchwankende Geſtalt zu bekommen ſcheint. Es iſt nicht unbedeutend, auf den Urſprung des erſten ſolcher Geſpräche zurück zu ſehen, und es läßt ſich Troſt ſchöpfen, wenn daſſelbe durch irgend eine plötzlich auflodernde Heftigkeit entſtanden iſt, die ſich in den meiſten Fällen ſchnell bereuen und wieder gut machen läßt; aber bedenklich wird die Sache, wenn kühler Herrſchgeiſt das Geſpräch begonnen und durchgeführt hat, wie es hier allerdings der Fall war.

Bertha ſaß noch immer am Tiſch mit der Miene einer freundlich Duldenden, die ſich jedoch zuweilen leiſe fragt, ob denn auch wirklich wahr ſei, was ſie ſo eben erlebt zu haben glaube, und ihr liebes Geſicht war bei der ganzen Verhandlung ein wenig blaß geworden, und als ſie jetzt aufſtand, war das Zittern nicht zu verkennen. Der Anblick rührte Theodor'n, und indem er ſie faſt heftig an ſein Herz drückte, ſagte er: Ach, ich habe Dir ja nicht wehe thun wollen; und war etwas Schneidendes in meinen Worten, ſo bitte ich Dir das gern ab.

Eine Bitte um Verzeihung aus dem Munde des geliebten Mannes hat für eine gute Frau etwas ſo Erhaben-rührendes, daß ſie wohl ſchwerlich jemals anſtehen wird, die Bitte zu gewähren; ja es kann ihr dabei in demüthiger Liebe wohl gar der irrige Gedanke kommen, als habe er gar nicht nöthig, ſo zu bitten, und es ſei bloß Güte, daß er alſo handle.

Bertha konnte jetzt leiſe weinen, und nach einer Minute war ſie wieder heiter, wie immer, und meinte, es ſei eigentlich gar nichts Beſonderes vorgefallen und alles gut.

47.

Auch die Mutter, als ſie davon hörte, verzieh ſogleich, denn da ihr eigner Mann faſt nie in den Fall gekommen war, Vergebung erbitten zu müſſen, ſo war ihr die Sache neu und vielleicht ſogar ein wenig intereſſant. Nur im Geſicht des Alten blieb noch ein leiſer Trauerzug, und er nahm bald die Gelegenheit wahr, ſeines Schwiegerſohns Gegenwart überſehend, die Bemerkung zu machen: Es iſt doch gar weiſe gehandelt von der Natur, daß ſie den Männern, welche bekanntlich ſehr ſtark, und mitunter auch wohl gar ein wenig roh ſind, einen gewaltigen Reſpekt gegeben hat vor der Körperſchwäche der Frauen. Selten ſchilt ein Mann länger, als bis die Frau wie friſch gefallener Schnee ausſieht, oder bis ſie zittert wie

Mondſtralen. Sobald er das gewahr wird, wird ihm angſt; ja, fiele die Frau gar in Ohnmacht, oder ritzte ſich im Fallen eine kleine Wunde in die Schulter, daß wirklich einiges Blut durch das Muſſelin ſichtbar würde, ſo könnte die Glückliche faſt auf einen halben Monat anmuthigen Lebens rechnen. Es iſt ein hochachtbarer Zug im Gemüthe dieſer meiſten Männer; doch giebt es freilich auch einige andere, die nicht erſt auf das Blaßwerden und Zittern warten.

Der Alte hatte die Gewohnheit, bei ſeiner Satyre ſtets darauf zu rechnen, daß niemand mehr auf ſich zöge, als ihm zukam; aber Theodor war bei aller von ihm gerühmten Bildung doch bei weitem nicht gebildet genug, um hier die rechte Straße zu finden. Es ſchien ihm, er ſolle bitter verwundet werden, und ſo empfand er es auch bitter, obwohl der Vater ihn gar nicht bemerkt hatte.

Übrigens ward jetzt wirklich ein Lehrer angenommen, der Bertha mit den nöthigen äſthetiſchen Redensarten aushelfen ſollte, den kleinen Mängeln ihrer Ausſprache des Italieniſchen wehrte, und eine Novelle des Cervantes mit Hülfe der vorhandenen Überſetzungen von neuem überſetzen konnte. Der ganze junge Mann ſchien eine lebendige Redensart in feines Tuch gekleidet, und mit Augen, welche durchaus nicht zweifelten, ſie ſeien ſehr intereſſant.

48.

So waren mehrere Monate vergangen, und Theodor's Tagebuch enthielt noch immer die zarteſten Bemerkungen über ſeine eigene Glückſeligkeit, als Eugen einſt zu ihm trat, und mit ungewohntem Feuer ausrief: Jetzt erkenne ich, daß ich die Frauen nie gekannt, denn ich habe die Krone aller Frauen geſehen und kennen gelernt.

Theodor hoffte, er meine Bertha; ja wir dürfen wohl ſagen, er würde vollſtändig glücklich geworden ſeyn, in ſo weit er es werden konnte, wenn Eugen in dieſem Augenblicke Bertha's Namen genannt hätte. So aber machte Eugen ſchnell eine abwehrende Bewegung mit der Hand, und ſagte: Eine Fremde meine ich, die aber nicht mehr fremd iſt, und die die halbe Stadt ſchon kennt, nur Du nicht, der einſam lebt wie ein Säulenheiliger. Schildern kann ich ſie nicht;

aber das darf ich wohl ſagen, daß ſie ſchön iſt, und kühn, und frei, und herrlich. O es iſt wenig, daß die Trojiſchen Greiſe aufthaueten, als Helena an ihnen vorüber ging; daß aber ſelbſt die ärgſten Philiſter in Steifleinwand hier in unſerer Stadt ſüß lächeln oder gratiös hüpfen, wenn ſie Cäcilien ſehen, oder gar ihre Hand küſſen dürfen, das iſt ſchon mehr, und mag wohl einen Platz in den Jahrbüchern verdienen.

Theodor war durch den oben erwähnten Irrthum ſo verſtimmt worden, daß er ſagte: Ich liebe das nicht, und wünſche nicht, ſie zu ſehen.

49.

Aber Eugen, welcher ohnehin ſich ſelbſt am liebſten hörte, war auf die Worte des

Freundes nicht aufmerkſam, ſondern fuhr weiter fort: Und ich bin der Erſte geweſen, der ſie geſehen; hier unten am Hauſe im Februarſchnee an Deinem Hochzeitabend, ich und der artige Träumer Leo. Und doch biſt Du eigentlich der Glücklichſte, denn Dich hat ſie vielleicht zuerſt geſehen, da ſie nach euren Fenſtern hinauf ſah, wie Du eben etwa eine zarte Verbeugung machteſt, oder irgend eine Rede-Eisblume austheilteſt. Und nun ſind wir ſchon im Junius, und erſt ſeit acht Tagen ſah ich ſie; aber warum iſt auch unſer Neſt, ich meine die Stadt, ſo groß und breit und weit? und warum ſieht man faſt immer nur die, die man nicht ſehen mag, und die nicht, die man ſehen ſollte?

Und wie ſeltſam bin ich nun glücklich

geworden! Höre nur. Sie, die eigentlich Alles kann und beſſer weiß, wie irgend ein Anderer, ſie will nun auch noch Griechiſch lernen, und bittet Leo, von dem ſie viel Rühmens gehört hat, mit ihr den Homer zu leſen. Der kommt auch wirklich, ſagt aber, nachdem er ein paar Stunden gegeben, er genüge ſich ſelbſt im Griechiſchen noch nicht, und ſchlägt mich vor. Unter uns geſagt, der ſeltſamliche Jüngling verſteht höchſt wahrſcheinlich zehnmal mehr als ich; aber er hält mich nun einmal für ein Genie, und das Ordensband der Beſcheidenheit, das er trägt, iſt ſo groß und breit, daß er ſich ſelbſt die Augen damit verbindet, und nicht ſehen kann. Mir iſt übrigens auch gar nicht bange. Und ſollte ich 23 Stunden mich vorbereiten, um in der

24ſten erträglich gelehrt erſcheinen zu können, was wäre es mehr? Und dann: in ihren Augen ſind alle Sprachen, und kein Blatt, hätte auch ein Iſis- und Oſirispriester es mit Hieroglyphen beſchrieben, darf ſich weigern, ſich ihr zu öffnen.

50.

Theodor bat ihn, aufzuhören, denn er könne für das alles nicht Intereſſe faſſen, und als Eugen, noch immer wenig hörend, ſich erbot, ihm zu ihrer Bekanntſchaft zu verhelfen, ſchlug er es faſt ungeſtüm ab, und erklärte, daß Damen, die ſo viel Aufſehen machten, und über die ſo viel geſprochen werde, ihm unangenehm ſeien.

Wirklich vermied er auch Cäcilien faſt

ſorgfältig, und lehnte jede Geſellſchaft ab, in der er ſie hätte ſehen können.

Auch zu Bertha's Ohr war das Gerücht von der Schönheit und der anziehenden Kraft dieſer fremden Dame gelangt, und als ſie dieſelbe einſt in einem Concerte geſehen, konnte ſie faſt den ganzen ſpätern Abend nicht aufhören, ſie gegen ihren Gatten zu rühmen.

Ich geſtehe Dir, ſagte ſie, ich hatte anfangs wohl einige Furcht vor ihr, denn ſie ſoll gar ſehr geiſtreich und gelehrt ſeyn, und da muß ich armes ungelehrtes Kind wohl billig ſcheu werden; aber ich hatte ganz unrecht. Dieſe ſchöne, faſt durchſichtige Stirn, aus der ſie zuweilen gar anmuthig mit der kleinen Hand die leichten Locken hinwegſtreicht, dieſe herrlichen dunkelblauen Augen, die ſo klug ſind und doch so sanft, dieſe feinen Lippen, um die ſich wohl ein leichtes Lächeln ſpielend legt, ... ach, ich kann nur nicht beſchreiben.

51.

Ei wohl, ſagte Theodor mit dem freundlichſten Lächeln, gar wohl kannſt Du beſchreiben, und ich ſtehe bewundernd da, wie Du ſo feurig beredt von ihr redeſt.

Bertha erröthete über das unerhörte Lob, und endete mit dem Wunſche, daß Theodor in der Fremden eine Freundin finden möge. Dieſer aber, aufgeregt und in einem ſeiner beſſern Momente, drückte ſie von neuem an ſein Herz, und ſagte: Ich brauche nichts als Dich, Du liebe beſcheidene Seele. Und was die Fremde betrifft, laß mich es Dir geſtehen, ich habe eine ordentliche Scheu vor ihr; oder, wenn das zu ſeltſam klingt, das viele Reden über ſie — Deines ausgenommen, was recht angenehm war —, iſt mir beinahe läſtig, und am Ende möchte Schiller doch wohl Recht haben, wenn er daran die beſte Frau erkennen will, daß man von ihr nicht ſpricht.

* * *

52.

Ein neues und großes Glück ging jetzt in Theodor's Leben auf, jenes geheimnißvoll heilige, das doch auch wieder ſo offen heiter und erfriſchend iſt, und den Menſchen in ſeiner ganzen Weſenheit befriedigt, oder wenigſtens befriedigen könnte: die Hoffnung, daß die Natur ſelbſt den Segen über ſeine Ehe ausſprechen werde.

Ich glaube nicht, daß der Mann überhaupt wagen dürfe, über das Gefühl einer Frau zu reden, die ſich zum erſtenmal als Mutter fühlt, da die reine Unendlichkeit einer ſolchen Empfindung, in der wir den höchſten und heiligſten Schmerz und die höchſte und heiligſte Wonne vereinigt glauben, das gewöhnliche Wort zu verſchmähen ſcheint. Aber der Vater *hat* Worte, und er darf ſie haben, obwohl eigentlich nur Eins ihm genügen kann, daß er nun daſtehe als *vollſtändig*, und daß die Freiheit des Lebens ſich nun aufgelöſet habe in die ſchönſte Nothwendigkeit, und daß die Blumen Früchte geworden ſind, und die Früchte Blumen, und daß der Himmel mit ſeinen Sternen näher getreten iſt der Erde und die Erde dem Himmel.

Auch Theodor fühlte Ähnliches, und es vergingen Wochen, in denen er nichts in ſich hatte, als eine reine Freude, die keiner Zuſchauer bedurfte, weil ſie ſich ſelbſt genügte, und in denen er die liebe Frau wie auf einen Blumenthron erhob, weil kein anderer Sitz ihm weich genug dünkte. Er ging aus ihren Armen in die Arme des Vaters und der Mutter, und alle Momente des widerſtrebenden Gefühls, die er wohl früher veranlaßt hatte, ſchienen auf immer vorüber.

53.

In einer großen Freude, wie in einem großen Schmerze kann der Menſch am beſſen erkennen, wem er am meiſten vertraut, und ſo ward es ihm ſelbſt bedeutend, daß nicht Eugen, ſondern Leo, der Erſte unter allen ſeinen Bekannten war, dem er ſein Glück erzählte. Der wackere Jüngling, in deſſen Herzen das reine Bild der Geliebten noch immer in den klarſten und heiligſten Zügen leuchtete, hatte nur die innigſten Umarmungen als Zeichen ſeiner Theilnahme; aber das genügte Theodor'n nicht, der gewohnt war, jedes, ſelbſt das größeſte Gefühl, in Worte zu überſetzen, und es ſo — zu verringern.

Theodor ſah ihn lange an, und die hier ganz unſtatthafte Frage: „Liebt er ſie noch?“ ward in ſeiner Seele ausgeſprochen.

54.

Beſſer konnte Eugen die Weiſe des Freundes, und mit wohlgewählten Worten ſprach er einige recht gute Gedanken über das Glück des Vaterſtandes aus. Am Schluſſe hieß es: Der Himmel hat nunmehr alles für Dich gethan, was er in dieſer Hinſicht thun konnte. Es kann Dir nichts Neues mehr begegnen, und Dein Leben iſt fertig, aber freilich auf die ſchönſte Weiſe.

Ach, das Wort, das für den wahrhaft frommen Menſchen eine freundliche Bedeutung hätte haben können, verletzte Theodor'n, denn ihn dünkte, als höre er die Thür ſeines Lebens verſchließen, und er könne nun nimmer hinaus in das Freie, und auch das ſchönſte und weiteſte Gefängniß ſei doch ein Gefängniß.

— Du armer Menſch, der Du keine Freiheit im Innern hatteſt, wie kann ſie Dir von außen gegeben werden?

Die reine Milch der frommen Freude kann eben nur dem Frommen genügen; aber der nicht mehr ganz reine Menſch hat nur eine oft quälende Sehnſucht nach ihr, und wenn er ſie erreicht zu haben glaubt, fühlt er ſich doch nicht befriedigt, ſondern ſtrebt von neuem nach dem ſeltſam Reizenden und pikant Aufregenden. —

Theodor war weit entfernt, ſich dieſes Gefühl zu geſtehen, ſondern, wenn es ihn einmal merklicher als ſonſt beſchlich, ſo meinte er, es ſei nur die Jugend in ihm, die ins Freie wolle, und er verzieh ſich das gern, wie er ſich denn überhaupt leicht zu verzeihen gewohnt war.

53.

Als Theodor eines Abends mit Bertha in eine größere Geſellſchaft trat, bei der er nur als ein ſeltner Gaſt ſich einzufinden pflegte, bemerkte er in Eugen's Geſicht ein eigenes Lächeln, deſſen Bedeutung ihm erſt ſpäter aufging. Es war ihm nicht angenehm, und er ging deshalb mit doppelter Theilnahme zu Leo, der heute blaſſer als ſonſt erſchien, und ſtill, doch freundlich vor ſich hinſah. Er drückte ihm die Hand, und ſagte: Wie geht es Ihnen? oder faſt möchte ich fragen, was fehlt Ihnen?

Es giebt Fragen und Redensarten, an die wir uns im gewöhnlichen Leben faſt eben ſo gewöhnt haben, als daß Thee herumgereicht wird; aber wir dürfen nur durch eine ſtärkere Betonung erinnert werden, was ſie eigentlich ſagen wollen, und unſer Gemüth wird nicht ſelten mächtig dadurch erregt. So fühlte Leo in dieſem Augenblicke ſehr deutlich, was es heiße: „Wie geht es Ihnen?“ und wie viel der Menſch erwiedern könnte auf das: „Was fehlt Ihnen?“ Ach, der ihn fragte, entſchied ja jetzt, da Bertha's Geſchick in ſeine Hände gelegt war, gewiſſermaßen auch über ſein Ergehen, und hatte das ihm Fehlende, Unerſetzliche, genommen. Aber Leo haßte ihn nicht, ſondern zürnte wohl gar über ſich ſelbſt, daß er ihn nicht noch mehr liebe. Und ſo erwiederte er jetzt mit einem überraſchenden Übergange: Seyn Sie nur immer ſehr glücklich, verehrter Mann, wie ich es wünſche, und wie Sie es ſo ganz ſeyn müſſen.

56.

Theodor ſchien zu überlegen, ob er mehr die Gutmüthigkeit der Antwort anerkennen, oder die Gelegenheit zu neuer Eiferſucht ergreifen ſolle. Er wählte das Erſte, denn wie er den Jüngling genau betrachtete, und dann raſch die ganze Geſellſchaft der Männer mit einem Blick beſtreifte, fand er, daß doch keiner von allen ſo ganz reine, offene und ſinnige Züge ſich erhalten habe, als Leo. Und ſo faßte er ſein ganzes Gefühl in einem leiſen Kuß auf Leo's Stirn und in den Worten: „Wahrlich, Sie ſind ſehr gut!“ zuſammen.

Bertha ging an ihnen vorüber, winkte, und ſagte: Man hat mir eben vertraut, ſie wollen Dich überraſchen; allein Du liebſt die Überraſchungen nicht, und ich habe deshalb nicht verſprochen, zu ſchweigen. Cäcilie wird heute erſcheinen, und nun, Lieber, bitte ich Dich, freue Dich doch darauf, wie ich es ſo herzlich thue.

Theodor trat faſt einen Schritt zurück, und ſagte dann: Es iſt vergeblich, dieſes widerſtrebende Gefühl zu beſtürmen, das nun einmal in mir iſt, ſo oft von dieſer Cäcilie geſprochen wird. Ich will ja nicht ungerecht ſeyn, ich will ja nicht urtheilen über ſie, ſondern nur die Stimme nicht ganz verwerfen, die ſich gegen ſie in Beziehung auf mich in meinem Herzen erhebt.

57.

Bertha, wie immer ſehr heiter, wenn man ſie nur nicht ausdrücklich ſtörte, recitirte, um ihrem Manne zu gefallen, der jede Beleſenheit bei ihr gewünſcht hatte, eine bekannte Stelle aus dem Wallenſtein, doch ſo ſchüchtern leiſe, daß es nur ihr Mann und der neben ihm ſtehende Leo hören konnte:

Nicht jeder Stimme, find' ich, iſt zu glauben,
Die warnend ſich im Herzen läßt vernehmen.
Uns zu berücken borgt der Lügengeiſt
Nachahmend oft die Stimme von der Wahrheit
Und ſtreut betrügliche Orakel aus.

Dann wagte ſie ſich ſogar ſelbſt auf das hohe Meer der Jamben, ſcheiterte aber doch wohl ein wenig auf demſelben, indem ſie hinzuſetzte:

So haſt Du dieſer würdigen Cäcilie
Manch' ſtilles Unrecht abzubitten.

Theodor lächelte ſehr freundlich, doch blieb er bei ſeiner Anſicht, und ſagte: Glaube mir, es iſt nicht gut. Dann wandte er ſich zu Leo, und fragte ihn um ſein Urtheil. Der erwiederte: Cäcilie hat ohne Zweifel vielen Verſtand, iſt ſchön und gewandt, und kann wohl anmuthig erſcheinen; doch möchte auch ich nicht „die ſtille Hütte meines Glücks an ſie lehnen.“

Es ſchien, man war in den Wallenſtein hineingekommen, deſſen ſinnige Sprüche ſich allerdings tief einzuprägen pflegen. So machte auch hier das Wort auf Theodor einen nicht geringen Eindruck, und nachdem er wohl eine Minute nachdenkend geſchwiegen hatte, ſagte er mit beſonderer Herzlichkeit: Die ſtille Hütte meines Glücks habe ich längſt gefunden.

38.

Während Bertha ihrem Gatten hoch erfreut die Hand drückte, ſagte eine alte

Dame, die in der entgegengeſetzten Ecke des Zimmers ein ganz anderes Geſpräch geführt hatte, faſt zu laut für die geſelligen Verhältniſſe: „Ach ja, in Geſellſchaft können die Männer recht liebenswürdig ſeyn.“ Aber Bertha hörte das widrige Wort nicht, ſondern fühlte ſich nur rein froh. Sie war nicht gewohnt, über ihren Mann viel nachzuſinnen, ſondern nur gewohnt, ihn zu lieben.

Es ſchlägt neun Uhr, ſagte jetzt der Hausherr, wenn es gefällig wäre, nach guter alter Weiſe die Lectüre zu beginnen.

Während man ſich ſetzte, ſagte eine Frau: Die Dame Cäcilie läßt warten, wie gewöhnlich; aber wir wollen nicht auf ſie warten. Man muß niemanden verwöhnen. — Aber was leſen wir denn heute? ich war vor vierzehn Tagen, als das decretirt wurde, nicht hier.

Ihr Nachbar reichte ihr eines der Bücher, welche auf dem Tiſche lagen, und ſie rief mit etwas gedehntem Ton: Macbeth!? — freilich bearbeitet von Schiller; aber hätten wir doch nichts Beſſeres wählen können? Was ſollen wir mit dieſem wüſten Hexenweſen? mit dieſer heilloſen Böſewichtin, der Lady? mit dieſem Mord und Graus, und Graus und Mord? mit dieſem . . . .

Sie wurde in ihrer, von dem „freilich“ an bis zum Schluſſe, ohne Zweifel ſehr thörichten Rede durch das Öffnen der Thür unterbrochen, und Cäcilie, an der Hand ihrer ältlichen Geſellſchafterin, trat in das Zimmer.

59.

Alles ſchwieg, denn ſelbſt die Frauen konnten nicht laſſen, dieſe zierliche Geſtalt und dieſes anmuthige Geſicht, zu betrachten. Auch ſie ſelbſt erließ ſich die gewöhnlichen Antrittsreden, ſondern nur mit einer leichten und leiſen Verbeugung begrüßte ſie die Geſellſchaft, die ſchon gewöhnt ſchien, ſich in einen ſolchen Gruß theilen zu müſſen.

Eugen ſah Theodor'n an, und ſagte bedeutend; „Die Trojiſchen Greiſe!“ Aber Theodor ſchwieg; doch in ſeinem tiefſten Herzen redete eine ſeltſame Stimme: Welch ein Augenblick iſt das! und bedeutet er das Leben oder den Tod?

Cäcilie ſagte ruhig: Mich dünkt, ich unterbrach ein Geſpräch; doch iſt es ja hoffentlich wieder anzuknüpfen. Die frühere Rednerin erwiederte, ſie habe ſo eben ihr Mißfallen an dem für den heutigen Abend gewählten Schauſpiel zu erkennen gegeben, und zwar am Macbeth.

Das trifft ſich ja eigen und allerliebſt, daß wir hier gerade der aller entgegengeſetzteſten Meinung ſind, denn nichts iſt ergötzlicher, als wenn einer ſagt: „O, das iſt göttlich!“ und der andere: „O, das iſt gräulich!“

Nun ſo widerlegen Sie meine Meinungen, hieß es von jenſeit. Aber Cäcilie erwiederte, das Widerlegen komme wohl den Männern zu, und ſo wäre es wohl gut, wenn beide Damen ſich die Ritter wählten, die ihre Sache führen können.

60.

Der Gedanke hatte etwas Anziehendes, und verbreitete eine gewiſſe Erregung in der Geſellſchaft, nur daß, wie es ſchien, kaum irgend ein Ritter Luſt hatte, ſich der Frau zur Seite zu ſtellen, und alle der Jungfrau ſich hinzuneigen ſchienen. Doch wollen wir hoffen, daß wenigſtens bei dem größeſten Theile die Liebe für Shakeſpeare doch am meiſten waltete.

Cäcilie wollte ihren Vortheil nicht mißbrauchen, ſondern nahm ſchnell ihren eigenen Vorſchlag zurück, und, nachdem ſie eine geraume Weile in der Geſellſchaft umher geſehen, ſagte ſie, indem ihr Blick auf Theodor verweilte: Ich will nicht bloß unpartheiiſch ſeyn, ſondern es auch ſcheinen, und ſo wähle ich Sie, der mir ganz unbekannt iſt, zu Shakeſpeares Ritter.

Theodor fühlte ſich hoch geehrt, und aufſtehend küßte er ihre Hand. Aber die ſeltſame innere Bewegung war ſo groß, daß er ſich erſt eine Viertelſtunde Ruhe ausbitten mußte, nicht um ſich zu bedenken, denn das Schauſpiel, über welches er reden ſollte, ſtand bereits deutlich genug in ihm, ſondern um ſich zu ſammeln. Es ward während deſſen eine überaus ſchwere und künſtliche Sonate auf dem Fortepiano vorgetragen, die durchaus nicht im Denken ſtörte, und die das Gefühl wohl hätte abkühlen können, da ſie einem wohlgeſchnitzelten, mit Säulchen und Schnörkelchen verzierten chineſiſchen Tempel verglichen werden mochte, in welchem es wohl nüchtern hergehen dürfte.

61.

Endlich begann Theodor: Bei einem Werke des größeſten aller Dichter, den man auszulernen nie hoffen darf und nie hoffen ſoll, iſt es zuvörderſt ſehr ſchwer zu wählen unter dem Vielen, was wir mit gutem Rechte über daſſelbe ſagen können, und was wir mit gutem Rechte verſchweigen dürfen. Die Unerſchöpflichkeit kann natürlich nie erſchöpft werden, und ich bin weit entfernt von dem frevelhaften Gedanken, ſie erſchöpfen zu wollen. Dieſer Dichter, ſo darf man wohl behaupten, iſt eigentlich nicht als ein einzelner Dichter anzuſehen, ſondern als die romantiſche Poeſie ſelbſt, der wir uns nur mit Beſcheidenheit und Andacht nähern ſollen. —

Für heute nur wenige Andeutungen:

Bei Macbeth iſt von den Auslegern, in ſo weit ich ſie kenne, noch gar manches überſehen worden. Nicht Ehrgeiz allein bewegt ihn zum Morde des Dukan, ſondern eine große, bis zur Schwäche gehende Liebe für die Gattin. Das Verhältniß beider Eheleute iſt nicht ohne leidenſchaftliche Neigung, und die Lady tritt durch dieſelbe erſt in das Leben ein, da ſie ſonſt faſt phyſiognomielos, und nur wie der Begriff des ungeheuerſten Laſters daſtehen würde. Ehrgeiz ohne Liebe iſt kalt, franzöſiſch-tragiſch, und unfähig, bedeutendes Intereſſe zu erwecken. Hier nun iſt jene Liebe noch rührender, da ſie im ehelichen Verhältniſſe waltet, und wohl bedurfte es eines ſolchen Gegengewichts für die ungeheuren Frevel, welche von dieſem Ehepaare begangen werden, um ſie doch immer als Menſchen erſcheinen zu laſſen. Beweiſe für dieſe zärtliche Neigung giebt das ganze Stück, doch mögen zwei Stellen angeführt werden. Banquo's Geiſt iſt an der Tafel erſchienen, die Unterwelt hat ihre Todten zurückgegeben, und Macbeth, der den Geiſt allein ſieht, vermag, von dem Schauder dieſes Sehens und Alleinſehens ergriffen, nun nicht mehr, die Larve feſtzuhalten, die ihn bis dahin wenigſtens halb verhüllt hatte. Er ſtrömt über in heißeſter Verzweiflung, ſo daß zuletzt wohl nicht einer der Lords an der Tafel mehr zweifeln kann, daß hier ein ungeheures Verbrechen begangen worden.

62.

So lange noch irgend eine Möglichkeit vorhanden ſcheint, den Ausbruch ſeines blutig zerriſſenen Herzens zu hemmen, verſucht die Lady, alles, was weibliche Klugheit und Gewandtheit durch Mahnung und Tadel in einem ſolchen Falle vermögen. Wie aber alles vergeblich iſt, und die Gäſte mit der alltäglichen Entſchuldigung abgefertigt worden ſind, daß den König ſein altes Übel befallen habe, und nun das unglückliche Paar allein iſt; jetzt, wo jede weniger vornehme Frauennatur ſich in endloſen Vorwürfen würde Luft gemacht haben, daß er ſie verrathen und unglücklich gemacht habe, jetzt hat ſie auch nicht den leiſeſten Vorwurf, ſondern ruhig anerkennend, daß doch nun einmal geſchehen ſei, was geſchehen iſt, erinnert ſie ihn nur ſanft, ihm mangle die Erquickung aller Weſen, der Schlaf, und er läßt ſich wie ein halb erſchöpftes Kind von ihr abführen. — Wahrhaft vornehm iſt nur der, der es ſich ſelbſt oder dem geliebteſten Weſen allein gegenüber am meiſten iſt.

Noch rührender erſcheint ſeine Liebe, als ſie nach dem zweiten Verbrechen fragt, welches erſt geſchehen ſoll, in der Antwort: „Sei lieber ſchuldlos durch Unwiſſenheit, geliebtes Weib!“

Selbſt im fünften Act, wo ſchon das ganze Leben und die ganze Erde gewiſſermaßen zerbrochen vor ihm liegt, hat er doch noch ein wehmüthig liebendes Mitleiden mit der Gattin, und in dieſem Tone, rührend abſtechend von ſeiner, wie einzelne Donner rollenden Sprache in dieſem Act, fragt er den Doctor nach dem Befinden der „lieben Kranken.“ Das iſt freilich nur Ein Wort, das diejenigen nicht befriedigen wird, die für jede Liebesverſicherung ganze Seiten voll tönender und doch wohlfeiler Jamben bedürfen; mir genügt es völlig.

63.

Hier unterbrach ihn Eugen, dem man eine gewiſſe Empfindlichkeit anſah, daß nicht er zum Sprecher erwählt worden ſei: überhaupt ſteht Macbeth im Anfange ſehr herrlich und leuchtend da, eine großartige Natur, die nur von Seiten der Ehre und Liebe noch zu ſteigern, aber auch zu verletzen iſt. Es iſt der Mühe werth, daß ſich die Hölle gegen ihn bewaffnet, und wenn es dem Teufel gelingt, ihn zu erobern, ſo hat er etwas Großes an ihm. Seine Werke ſind weniger kühn, als ſeine Thaten, und er ſteht in dieſer

Hinſicht in einem umgekehrten Verhältniß zur Lady. Seine Sprache iſt, bei aller Kraft, im erſten Act überaus melodiſch, wird aber immer härter, rauher und ſcharfkantiger, je mehr er in ſich ſelbſt zerfällt, bis ſie zuletzt zur ärgſten Grellheit und Wüſtheit wird, z. B.:

> I 'll fight, till from my bones my flesh
> be hack'd.
>
> (Ich will fechten, bis mir das Fleiſch von den
> Knochen abgehackt iſt.)

und Ähnliches.

Sehr bedeutend ſcheint ſein Verhältniß zum gnadenreichen Dunkan, für den er nicht die Ehrfurcht und Liebe des Unterthans, ſondern ſelbſt in den beſten Stunden der Vergangenheit wohl nur eine Art von zärtlichem Mitleiden gefühlt hat. Man ſollte glauben, es ſei von da kaum ein

Weg zu jenem Morde; aber dem iſt nicht ſo. Das Mitleiden, ich wage es auszuſprechen, ſcheint bei manchen Menſchen einer wollüſtigen Empfindung ähnlich, und eine ſolche iſt, wie die Weltgeſchichte leider lehrt, von der Grauſamkeit nicht ſehr fern.

64.

Hier unterbrach Cäcilie: Weg von dem trüben Gedanken! Fahren Sie fort, Leo. Er that es folgendermaßen:

Die pathetiſchen Reden Macbeths, nachdem Dunkan's Mord ans Tageslicht gekommen iſt, ſind von einigen Kritikern als unnatürlich getadelt, von andern aber eben deshalb gelobt worden, indem Macbeth ja in dieſem Augenblicke keinen wahrhaftigen Schmerz empfindet und deshalb nach prunkender Rede ſtreben müſſe. Nach meinem Gefühle haben beide Theile Unrecht, denn es erſcheint in ſeinen Reden die höchſte individuelle Wahrheit und Natur. Es iſt die erſte Frevelthat, die er begangen, und ſie löſt ſeine bis dahin ſtarke Seele aus allen ihren Fugen, und er iſt nun weich und ohnmächtig, wie ein Kind. In dieſem Gefühl verweilt er in der Nähe der Lady, und allein mit ihr, am längſten bei der rührenden Idee des Schlafes, in welchem Dunkan gemordet worden iſt:

Es war, als hört ich rufen: Schlaft nicht mehr!
Den Schlaf ermordet Macbeth, den unſchuldigen,
Den arglos heil'gen Schlaf, den unbeſchützten,
Den Schlaf, der den verworrenen Knäul der Sorgen
Entwirrt, der jedes Tages Schmerz und Luſt
Begräbt und wieder weckt zum neuen Morgen,

Das friſche Bad der wundenvollen Bruſt,
Das linde Öl für jede Herzensqual,
Die beſte Speiſe an des Lebens Mahl.*)

65.

Dieſes Gefühl ſtehet dem ſehr nahe, welches er ausſpricht, als die Schreckensthat zur offenen Kunde gekommen, und es iſt ſein ſchmerzlichſter Ernſt, wenn er, mit Roſſe aus der Mordkammer zurückkommend, ausruft:

O wär' ich eine Stunde nur
Vor dieſem Unfall aus der Welt gegangen,
Ich wär' geſtorben als ein Glücklicher.

Er beneidet den Todten, daß er todt ſeyn darf, und bejammert ſich, daß er im wüſten Leben verharren muß.

---

*) Nach Schillers ſehr freier Überſetzung.

Es iſt eine überaus widerliche Idee, daß Macbeth, unmittelbar nach dem Morde, ſchon wohlüberdachter Verſtellung fähig ſei, und klüglich Pathos wähle, weil ihm Pathos hier am rechten Orte zu ſeyn ſcheint.

Auch in Beziehung auf die Lady hat der Dichter hier ſehr weiſe verfahren. Sie, die endlos kluge Sünderin, bringt es nur zu Einem, doch entſcheidend klugen Wort:

Hilf Himmel! was? in unſerm Haus?

und begnügt ſich hinterher mit einer Ohnmacht, die ich für ächt halte.

66.

Wenn ich nun hier Macbeth zu heben ſuchte, ſo muß ich zugleich erinnern, daß Shakeſpeare auch nicht einen Augenblick vergeſſen hat, wie auch nur ein einziger verfänglicher Gedanke ſelbſt auf die edelſte Natur verderblich wirkte.

Wir ſehen ihn anfangs als den ruhmgekrönten Helden rein daſtehen; da aber nach der Prophezeihung durch die Hexen alsbald zwei Theile des Orakels erfüllt werden, nähern ſich ihm ſchon finſtere Gedanken, die er bei ſich ſelbſt zu ordnen ſucht. Dieſes hinſtarrende Klügeln macht Aufſehen bei den Umſtehenden, und da er erinnert wird, fühlt er wohl, daß es nicht erlaubt ſei, ſo zerſtreut zu ſeyn, und daß es vollends hier Verdacht erregen könne. Deshalb nimmt er, der überkühne Held, ſeine Zuflucht zu der feigſten Sünde, zur Lüge, vorgebend, er gedenke der Vergangenheit, da doch gerade nur die Zukunft ihn beſchäftigte. Nicht minder wichtig iſt der Troſt, mit dem er ſeine früheren Klägeleien abbricht:

Komme was kommen mag,
Zeit und Stunde durchläuft den rauhſten Tag.

Dieſer Troſt klingt ſehr männlich; auch iſt er wirklich von dem feſten Herzen eingegeben worden, das ſich alles überſtehen zu können zutraut. Allein in dieſem „alles" liegt eben das Gefährliche. Die Nothwendigkeit des Wirklichen ſollen wir anerkennen, aber unſere — Sünde nicht als *nothwendig* betrachten, auch wenn ſie *wirklich* geworden iſt. Hier aber ſteht ſie noch bevor, und dennoch ahnet Macbeth ſchon, daß er auch ſie — beſtehen werde, da ja Zeit und Stunde wie durch den heiterſten, ſo durch den rauhſten Tag rennt. Daß hier von keiner Beſorgniß vor äußern Lebensrauheiten die

Rede iſt, verſteht ſich bei einem Helden, der eben eine Doppelſchlacht gewonnen, ganz von ſelbſt.

67.

Leo hätte nur Cäciliens Aufforderung folgen wollen, und ſchwieg jetzt, um Theodor'n, dem ſie zuerſt die Ehre der Rede zugedacht hatte, den Faden aufnehmen zu laſſen. Er wollte ſelbſt dem kleinſten Triumph eines lieben Menſchen ſich nicht entgegen ſtellen. So fuhr denn Theodor fort:

Es iſt rührend, wie in der Nachtwandelſcene durch ein einziges Beiwort die ganze Gräßlichkeit des von der Lady begangenen Verbrechens geſchildert wird. „Arabiens Wohlgerüche alle verſüßen dieſe kleine Hand nicht mehr.“ Die kleine

Hand! – da liegt es. Sie iſt ja dazu beſtimmt, zu ebenen, zu heilen, zu verſöhnen, und ſie hat gemordet, ſie iſt tief im Blut geweſen, und nun hat der Ocean nicht Waſſer genug, um ſie wieder weiß zu waſchen, und Arabien nicht Wohlgerüche genug, um ſie wieder ſüß duftend zu machen. Und früherhin, als noch das Gewiſſen ſchwieg, da hieß es kühl: „Ein wenig Waſſer reinigt uns von dieſer That.“ —

Aber iſt das Verbrechen, welches die Lady begangen, nicht überhaupt zu entſetzlich, um von einer Frau begangen werden zu können? Es würde ſo ſeyn, wenn nicht, man laſſe es mich noch einmal wiederholen, neben dem Ehrgeize auch eine leidenſchaftliche Liebe für den Gatten in ihr glühte. Dieſe Glutliebe will, ihn nicht mehr ſehen in dem Verhältniß der Abhängigkeit von dem Thron, dem er ſo nahe ſteht, und von dem herab der König ſich auf ſeine Schulter lehnt, weil er fallen würde ohne dieſe Schulter. Macbeth aber, kann, ſo dünkt es ihr, allein ſtehen, und darum ſoll er herrſchen. Viel früher, ehe die Zauberſchweſtern ſprachen, hat ihr eigenes Herz ſo geſprochen, und ſie findet in dem Orakelſpruch, den ſie für eine reine Gottesſtimme hält, nur eine neue Bewährung ihrer frevelhaften Wünſche; aber auch dieſen ungeheuern Irrthum löſet bald die ewige Gerechtigkeit, die der edle Dichter ſtets ahnet, und zeigt, und — „die Hölle iſt ſehr dunkel!“ — ſo tönt es zuletzt aus dem eigenen Munde der Sünderin, die ſelbſt die Hölle heraufbeſchworen hat.

68.

Auch Banquo fliehet nicht vor den Zauberſchweſtern, ja er horcht begierig ihren wunderbar lockenden Stimmen. Das iſt gar menſchlich; aber es rächet ſich doch auch durch einige böſe Träume. Doch die Anfechtungen dienen ſeinem edlen Gemüthe nur zum Heil, und durch reine Frömmigkeit, und inſonderheit durch die beſte Waffe, das Gebet, weiß er die verlockenden Stimmen alle in ſich und außer ſich zur Ruhe zu beſchwören. Es bildet einen herrlichen Gegenſatz zum Macbeth, wie er ſich zum Schlafe bereitet. Er fürchtet ſich faſt davor, obwohl Müdigkeit, wie Blei auf ihm ruht, und bittet die wohlthätigen Mächte des Himmels, die böſen Gedanken zu entfernen, denen die ſchwache menſchliche Natur im Schlafe leicht nachgiebt. Dann erſt glaubt er ſich geſchützt, und wohl darf er nach dem arbeitsvollen und ſturmbewegten Tage ſich nun zur Ruhe begeben.

Mit großer Feinheit und Zartheit iſt Dunkan geſchildert worden, denn ſein Gemüth ſelbſt iſt ein zartes und feines. Er iſt ein liebenswürdiger Menſch, ſanft und milde, und mit regem Sinn für Liebe und Natur; aber er iſt kein Feldherr, ja überhaupt kein Kriegsmann. Darum nimmt er auch nicht einmal Theil an der Schlacht, die um ſeine Krone geliefert wird. Es kann uns ſogar einmal begegnen, über ihn zu lächeln, als, bei dem Bericht des blutenden Kriegers, wie nach der erſten Halbſchlacht der Norwegiſche König den Rebellen zu Hülfe gekommen ſei, die Frage über ſeine Lippen geht:

Erſchreckte das nicht unſre tapfern Feldherrn,
Macbeth und Banquo?

Dieſes Lächeln hat uns der Dichter nicht erlaſſen wollen, denn es iſt nicht ſtörend für die Liebe, die er uns dennoch einflößt.

69.

Dunkan iſt dennoch ein wahrhafter König, denn er hat die ſchönſte Eigenſchaft eines ſolchen, die reine Freude am Wohlthun, und die Art, wie er wohlthut, iſt eine rein chriſtlich-königliche, zarte Weiſe. Seine Dankbarkeit iſt faſt leidenſchaftlich zu nennen, doch ſtets anmuthig, ja es geht ſeine Freude in den Armen des geliebten Vetters ſogar in Thränen über. Damit er aber nur weich, nie weichlich erſcheine, ſo ſind jene Thränen nicht als die eines leidenden Zuſtandes geſchildert, denn er ſelbſt fühlt, daß er weine, und erhebt ſich über die Thränen, indem er erklärend ſagt: „Meine Freude iſt ſo üppig in ihrer Fülle, daß ſie vom Kummer ihre Zeichen borgt." — So heißt er denn auch in dem ganzen Stücke faſt nie anders, als „der gnadenreiche", ein Beiname, deſſen Wirkung nie verloren geht, ſondern hier von der höchſten Bedeutung iſt.

Selbſt Macbeth, obwohl er ohne Zweifel in kalten Stunden das unkriegeriſche Weſen des Königs nicht ohne Ironie betrachtet haben kann, wagt dennoch niemals, dieſem Gefühle Worte zu leihen, ſondern in ſeinem beſſern Selbſt wohnt eine ſehr richtige Anſicht und eine faſt zärtliche Liebe für den König. Er ſagt ſich ſelbſt kurz vor der That, wie ſicher Dunkan bei ihm ſeyn müſſe, er ſei ja deſſen Vaſall, Blutsfreund und Wirth. Doch alles das rührt ihn noch nicht ſo, als die kindlichen Tugenden dieſes Königs, der ſo gelind regiert, und ſein großes Amt ſo tadellos verwaltet:

Daß wider dieſe ſchauderhafte That
Sich ſeine Tugenden wie Cherubim
Erheben werden mit Poſaunenzungen,
Und Mitleid, wie ein neugebornes Kind,
Hülflos und nackt, vom Himmel niederfahren,
In jedes Auge Thränen locken,
Und jedes Herz zur Wuth entflammen wird.

70.

Eine ſehr merkwürdige Stelle findet ſich im zwölften Auftritt des erſten Acts. Dunkan hat ſich ſelbſt freundlich eingeladen zur Abendmahlzeit und zur Nachtruhe auf

Macbeth's Schloß, und jeder Leſer und Zuſchauer ahnet, daß er hier ſich ſelbſt ſeinen Mördern ausliefern werde. Jetzt erſcheint Dunkan, in Geſellſchaft des treuen Banquo, wirklich vor dem Schloſſe, und nun drängt ſich uns die Frage auf: Wie würden wohl hundert und wieder hundert Europäiſche Dichter ihn jetzt reden laſſen?

Die meiſten, ohne Zweifel, an Frankreichs vierten Heinrich denkend, ſchwer bedenklich, ahnungsvoll. Er hört „im ahnungsvollen Ohr der Tritte Klang, die durch die Straßen von Paris ihn ſuchen, das Geſpenſt des Meſſers fühlend, lang, ehe noch der Mörder Ravaillac ſich damit bewaffnete.“ Oder, wenn man ihn auch unbedenklich ſeyn ließe, ſo würde doch wenigſtens ein Freund ihn warnen, und auf die Frage, wie er denn hier Unheil beſorgen könne, nichts weiter erwiedern dürfen, als daß eine innere Stimme ſich alſo vernehmen laſſe. Es wird nicht in Abrede geſtellt, daß eine ſolche Behandlung in manchen Tragödien zweckmäßig ſeyn könne. Hier aber würde ſie den Eindruck geſtört haben, denn in dem ſtillen, weichen Gemüth Dunkan's kann keine myſtiſche Stimme walten.

Andere Dichter hätten vielleicht durch grellen Contraſt zu erfreuen gehofft, und wohl gar dem Könige eine muthwillig ſcherzende Stimmung geliehen, was ſich hier ſeltſam genug würde ausgenommen haben.

71.

Unſer Dichter hat, mäßig geſinnt, den rechten Punkt getroffen, und überaus wohlthätig iſt, nach den erſten dunkelſchweren Scenen, das Stillleben, welches er jetzt eröffnet, um ſodann das tiefſte tragiſche Pathos darauf folgen zu laſſen.

Dunkan, völlig erheitert durch den Sieg ſeiner Feldherren und durch die Gnade, die er auf ſie gehäuft, fühlt ſich mit doppelter Freude jetzt von den ſtillen Reizen der Natur angeſprochen, und wie ein guter, freundlicher Menſch äußert er ſein Wohlgefallen an der angenehmen Lage von Macbeth's Schloſſe, und wie ſo erquicklich linde hier die Lüfte wehen, ſo wie er auch bald mit heiterer Zierlichkeit und Galanterie der Lady begegnet, die ſchon den Dolch für ihn zurecht gelegt hat.

Auch das nächſte Todesopfer, Banquo, ſteht in heller Liebenswürdigkeit neben dem Könige. Es iſt ihm nicht zu klein, die

Neſter der Mauerſchwalbe an den hervorragenden Frieſen und Verzahnungen des Schloſſes wahrzunehmen, und, wie ein ächter Freund und Kenner der Natur, macht er die ſehr richtige Bemerkung, daß, wo dieſe Vögel am liebſten ihre Wohnung aufſchlagen, die Lüfte rein und lau zu wehen pflegen.

Es iſt überhaupt ein gar tüchtiger, argloſer Mann, dieſer Banquo. Er, der Macbeth am beſten kennen ſollte, will ihn doch nicht kennen, denn es iſt ihm unmöglich, zu glauben, daß ſein tapfrer Waffenbruder einen ſolchen Frevel begangen habe. Er nimmt die Einladung zum Gaſtmahl an, und reitet nach vollendetem Geſchäft gelaſſen dahin. Ich habe hier noch eine kleine, doch nicht ganz unwichtige Bemerkung mitzutheilen. Shakeſpeare, der alles wagte, was der Dichter wagen darf, wagt dennoch nicht, — ein Pferd auf die Bühne zu bringen. Mit großem Recht, denn da, wo edle Künſtler die Weltgeſchicke darſtellen, auf den „Brettern, die die Welt bedeuten", da — ſollen Beſtien fern bleiben. In dieſer Scene war es ſogar ſchwierig, das Pferd zu vermeiden, und der Dichter hat ſeine Zuflucht zu vier faſt nüchternen Zeilen nehmen müſſen, um das Draußenbleiben der Thiere zu erklären. Es iſt jedoch ohne Zweifel beſſer, ein paar ſolche Zeilen nicht zu ſcheuen, als das Pferd auftappen zu laſſen. Hätte doch Schiller, als er ſeinen herrlichen Tell ſchrieb, an dieſe Stelle gedacht, um uns ſeinen berittenen Landvogt zu erſparen.

72.

Kehren wir zu Banquo zurück, und fragen: Welche Worte ſind ihm zu leihen, als er fällt? Sterben ſehen müſſen wir ihn, um das Auftreten des Rachegeiſtes an der Tafel erklären zu können. Sein Tod muß bedeutſam erſcheinen und wichtig, doch nur raſch vorüberfliehend; denn ſeit wir die Vorbereitungen zu Dunkan's Morde ſahen, gebührt dem zweiten Opfer nur ein minderer Raum. Darum unter allem, was gewählt werden konnte, abermals das Beſte. Banquo ſagt gelaſſen:

It will be rain to night,

und der Mörder giebt ihm den Tod mit den roh witzigen Worten:

Let it come down.

Malcolm, Dunkan's Sohn, gewährt einen höchſt anziehenden Anblick, insonderheit, wenn wir ihn mit dem Vater vergleichen. Wie er, ſcheint er von Natur zartfühlend und offen vertraulich geweſen zu ſeyn; aber der Tod ſeines Vaters hat tief auf ihn gewirkt, und nachdenklicher Ernſt iſt in ſein Leben gekommen. Er verhehlt es ſelbſt nicht, daß ihm Vertrauen jetzt ſchwer werde, und nur der Umgang mit dem frommen Könige Eduard von England, der ihn ſo hülfreich aufgenommen, ſcheint ihm vor noch trüberer Bitterkeit geſchützt zu haben. So bereitet die Anfangsſcene des vierten Acts, in der er, um Macduff's Treue zu prüfen, ſich ſelbſt die ſchlimmſten Fehler andichtet, einen wahrhaft tragiſchen Eindruck, der in die ſüßeſte Rührung übergeht, als er endlich ſich zeigt in ſeiner Reinheit, wie er iſt. Nur ein ſolcher Fürſt kann dem unglücklichen Lande wieder aufhelfen.

Es iſt mir nicht unbekannt, daß dieſe Scene faſt wörtlich aus der Chronik geſchöpft worden iſt; allein des Dichters Verdienſt iſt darum nicht geringer, denn nur der ächte Dichter entſagt da eigener Erfindung, wo die Geſchichte bereits als Kern, oder, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, durch ſich ſelbſt erklärt und verklärt erſcheint.

73.

Genug, ſagte Cäcilie, und vergaß den Dank. Ein andermal weiter in der Auseinanderſetzung, denn fertig ſind Sie noch lange nicht. Jetzt laſſen Sie uns leſen. Und nun begann vor ihnen ſich auszubreiten die reiche und bedeutſame Welt des Dichters, und der Rhythmustanz der Charaktere und Situationen ging groß und anmuthig an ihnen vorüber, und das Herz wurde heilſam verwundet und heilſam beruhigt; bis endlich am Schluß der ſonſt ſo ſtille Leo das Glas hob, und mit tiefer Rührung ſprach: Unſerm Freund und Lehrer und hohen lieben Vater, William Shakeſpeare, ſei unſer innigſter Dank gebracht!

Alle ſtießen an und waren einige Minuten mild bewegt und ſanft erfreut.

Wie aber in einer größern Geſellſchaft eine ſolche Stimmung ſich nicht ſehr lange zu halten pflegt, ſondern nur zu oft in ihr Gegentheil ſich verwandelt, ſo auch hier. Die Freude kräuſelte ſich zu ſtürmiſcheren Wellen, und manches zu laute und verworrene Wort machte ſich Bahn, ſo daß insonderheit Bertha's zarter Sinn ſich verletzt fühlte.

Vergeblich ſuchte ſie Troſt bei Theodor, der ſie kaum zu bemerken ſchien, ſondern, nicht laut wie die andern, aber ſeltſam leiſe, und faſt recitativiſch, einzelne exaltirte Worte und Sprüche ausſtrömte, während ſein Auge auf Cäcilien ruhte.

74.

Ein alter Mann erinnerte, es ſei ſchon die Mitternachtsſtunde angebrochen, und man pflege doch ſonſt um elf Uhr zu gehen; aber die Geſellſchaft war viel zu aufgeregt, um auf ſeine wohlgemeinte Mahnung zu hören.

Theodor erwiederte in großer geiſtiger Trunkenheit: „Alles, was wir uns in der Vergangenheit vornahmen, gilt nicht, denn heute erſt geht das Leben an, und die Geiſterſtunde iſt die ſchönſte Stunde für den Geiſt, und in derſelben weiß der Menſch am beſten, wem er gegenüber ſteht.

Bertha war zu ihm herangetreten, und ſagte: Ich kann es nicht länger verhehlen; es iſt hier ſo ſchwül, und mir iſt ſo angſt. Mir iſt, als würde ſich heute noch, in dieſer Nacht, ja gleich jetzt, etwas ſehr Trauriges, ja wohl gar Entſetzliches ereignen.

Theodor war nicht in der Stimmung, in der wir wohl billig immer ſeyn ſollten, freundlich leiſe zu tröſten, ſondern er erwiederte ſeltſam: Auch die Angſt kann göttlich ſeyn, und ich theile ſie in dieſem Augenblick, aber ich denke an nichts

Trauriges und nichts Entſetzliches; nur an Bedeutendes, Wichtiges, Entſcheidendes. Das Leben hat die Kindergeſtalt verloren, und iſt ſchnell aufgewachſen zu einem Rieſen, und der Rieſe ſteht aufrecht da, und ſtark in Sturmesgeheul, Feuersgluth und Wogenandrang.

Ach, mein Theodor, erwiederte ſie leiſe und zitternd, rede nicht ſo.

73.

Eine Dame nahm jetzt das Wort: Ich beneide faſt die Schauſpielerin, der die Rolle der Lady zu Theil wird, denn es giebt vielleicht keine, die mehr Gelegenheit darböte, den ganzen Reichthum der Kunſt an den Tag zu bringen. Nehmen Sie nur die einzige Nachtwandelſcene, mit dem Licht in der Hand, wie hier

Wahrheit und Schönheit, die herrlichſten Wellenlinien in der Bewegung und der geheimnißvollſte, grauſendſte Affekt vereinigt werden können. Ich fühlte das beſonders deutlich, als meine Ida in ihrer declamatoriſch-mimiſchen Unterrichtsſtunde die Rolle vor mir darſtellte.

Auf dieſe Ida war es, wie leicht zu erkennen, mit der ganzen Rede abgeſehen, denn die Mutter wollte die Gelegenheit nicht vorbeigehen laſſen, die Talente ihrer Tochter, von denen ohnehin ſchon zuweilen die Rede war, in einem größern Kreiſe glänzen zu laſſen. Die Geſellſchaft zeigte ſich auch gefällig, und bat faſt allgemein um eine ſolche Darſtellung.

76.

Ida ließ ſich auch keinesweges lange nöthigen, denn, obwohl erſt ſechszehn Jahr, und von nicht üblem Gemüth, war ſie doch längſt gewöhnt, ihre Talente als Reizmittel der Geſellſchaft zu betrachten. Das arme Kind war dadurch um die Freuden der Poeſie gänzlich betrogen worden, denn zu Hauſe allein las ſie ſich ſelbſt nie vor, mittelmäßige Romane etwa ausgenommen. Ihr weites, faltenreiches Muſſelinkleid bedurfte nur noch eines langen Schleiers, der bald ſich finden ließ, und da ſie die aufgeſteckten Haare gelöſt hatte, ſo ergriff ſie einen ſilbernen Armleuchter, und trat ſo als nachtwandelnde Lady hervor. Ihr Gang hatte etwas bildliches, das anfangs freilich berechnet ſchien, doch ſpäterhin natürlicher wurde, und bei den Worten: „die Hölle iſt ſehr dunkel!“ ergriff ſie ſelbſt ein Schauder, der das ſonſt geröthete Antlitz um die Farbe brachte. Der Schauder vermehrte ſich, als ſie der „kleinen Hand“ gedachte, die ſelbſt die Wohlgerüche Arabiens nicht verſüßen mögen, indem ihr erſt heute Abend die Bedeutung dieſer Stelle aufgegangen war. Dann ergriff ſie ein heftiges Zittern, der ſchwere Armleuchter ſchwankte mit den flackernden Lichtern in ihrer Hand, und ſie hätte gern das ganze Spiel geendigt, wenn ſie nicht die Mutter gefürchtet, die dergleichen Anwandlungen von Scheu als höchſt kindiſch zu verwerfen pflegte.

Als ſie aber endlich an die Schlußworte kam, und „zu Bette! zu Bette!“ rief, da ſtreckte ſie mit letzter Kraft die Hand weit hin aus, als wolle ſie ſich ſelbſt vorleuchten; aber das Licht ergriff die lang geſchweiften, herabhängenden Fenſtervorhänge, und wie in einem einzigen Augenblicke ſtand der ſchöne, freundlich helle Saal in grellen Feuerflammen leuchtend da.

77.

Der Übergang von reiner Kunſtfreude zur harten Wirklichkeit iſt oft ſo gewaltſam, daß es ſelbſt bewährten Männern und Frauen nicht leicht wird, ſich augenblicklich zu faſſen. So hatte auch hier der Schreck die Beſonnenheit geraubt, und man bedachte nicht, daß hier nur von einem Schaden, aber keinesweges von einer Gefahr die Rede ſeyn könne. Eine Minute wenigſtens ward hingebracht mit unnützem Starren und noch unnützerm Reden, bis endlich ein erſtickender Rauch und Dampf ſich durch das Zimmer verbreitete, und nun alles durch einander wogte, um den Ausgang zu erreichen. Da ergriff eine hinübergewehete Flamme die Decke des Tiſches; und Bertha, deren hemmender Zuſtand jetzt faſt wie lähmend auf ſie einwirkte, rief, einer Ohnmacht nahe: „Rette mich, Theodor!“ Aber Theodor, in unſeliger Verblendung, hatte kein Ohr für die Leidende, ſondern eilte auf Cäcilien zu, welche bleich und zitternd vom Seſſel zu ſinken drohte.

Schnell faßte er ſie in die Arme, und mit gewaltiger Anſtrengung drängte er ſich durch die Weggehenden durch, und brachte ſie in ein Zimmer des Hinterhauſes, das bereits mehrere der Gäſte, die der Thür näher geſeſſen, aufgenommen hatte. Liebe und Nacht, Flamme und Wein hatten ihn dergeſtalt berauſcht, daß er ſie auf die bleichen Lippen küßte, und ihr, als ſie erwachte, zuflüſterte: Ich habe Dich gerettet, und Du biſt nun mein!

78.

Niemand hatte es gehört, als Leo, der mit Beſonnenheit und Zartheit die ſchwankende Bertha in daſſelbe Zimmer geführt hatte, und eben beſchäftigt war, ein, in ſtärkendes, wohlduftendes Waſſer getauchtes Tuch leiſe auf die Stirn und das geſchloſſene Auge zu legen.

Der reine Jüngling hatte jetzt den vollendet ſchmerzlichſten Augenblick ſeines Lebens, denn er ſah die unwürdig vernachläſſigt, für die ſein ganzes Herz in edelſter Neigung glühte. Hoch auf loderten in ihm die Flammen des Zornes, und es wäre Wohlthat für ihn geweſen, jetzt ein Schwert erfaſſen zu dürfen, um den treuloſen Gatten anzugreifen. Aber ein Hinblick auf die erſchöpfte Bertha überzeugte ihn, daß ein ſtürmiſcher Auftritt ſogar einem theuren Doppelleben

Gefahr bringen könne, und ſo, mit letzter Kraft ſich zwingend, ſagte er kalt, trocken, und ganz leiſe zu Theodor: Ich habe Sie geachtet, wie keinen Mann, und geliebt, wie keinen. Das iſt vorbei, auf immer vorbei, und ich kann jetzt nur Sie haſſen.

Theodor ſah ihn trunken träumeriſch an, und erwiederte, ohne ihn recht verſtanden zu haben: Halte Du das, wie Du willſt, mein Jüngling. Das Schickſal hat entſchieden; was Du oder ich uns dabei denken, kümmert es nicht.

Leo wollte antworten; aber Bertha ſchlug jetzt die Augen auf, und ſagte freundlich: Wir ſind gerettet. — Das rührte ihn tief, und ſchweigend verbarg er ſeinen Schmerz in der tiefſten Bruſt.

Zweites Buch.

1.

Am andern Morgen war, wenn auch nicht in der ganzen Stadt, doch wenigſtens in dem Stadtviertel, wo jener trüb endende Leſethee gegeben worden, faſt von nichts anderm die Rede, als von beſagtem Mißgeſchick. Zwar wußte man wohl, das Feuer ſei durch ein paar beſonnene Bedienten, die keine mimiſche Nachtwandelſcene exaltirt hatte, in wenigen Minuten gelöſcht worden, und es laſſe ſich der Schaden, der durch jene Scene veranlaßt worden, gar leicht verſchmerzen; dennoch hatte die ganze Sache etwas Unheimliches, und war als Stoff zu einem Geſpräch wohl brauchbar.

In einer ſoliden Geſellſchaft, meinte man, wo alles mit einer gewiſſen Breite und Feierlichkeit zugehe, wo man, aus Pfeifen mit gehörigen Kapſeln rauchend, ſich mäßig kurzweilige Anekdoten erzähle, wo man ſich beim Whiſt und L'hombre ergötze, und dann ſich zu einer ordentlichen Mahlzeit ſetze, da ſei ein ſolches Mißgeſchick gar nicht möglich. Andere, die es mit der Kritik gut zu meinen meinten, gaben ſogar dem lieben Vater Shakeſpeare alle Schuld; denn ein ſo entſetzlicher Dichter begeiſtere und entflamme zu ſehr, und es ſei wohl gut, wenn ihn hinfort niemand mehr läſe, als etwa der, welcher den ſoliden, einträglichen Zweck einer neuen Ausgabe mit der Lectüre verbinde. Bei erhitzendem Arrak-Thee ſei er jedoch durchaus nicht zu geſtatten.

2.

Dann aber ging man auch ins Einzelne, und die allerdings ſehr traurige Begebenheit, daß Theodor im entſcheidenden Augenblicke mitleidslos ſeiner Gattin vergeſſen und Cäcilien davon getragen habe, erregte allgemeines Mitleiden; doch gab der zweite Umſtand, daß Leo ſich der Verlaſſenen angenommen, jenem Gefühle einen piquanten Zuſatz.

Auch der alte Doctor, Bertha's Vater, erfuhr gar bald alles, wie es ſich zugetragen habe, und der ſonſt ſo heitere Mann vermochte hier auch nicht Einen Scherz aufzubringen, ſondern mit einem ſchmerzlichen Lächeln, das, wenn es einem bejahrten, edlen Manne begegnet, faſt wie eine Wunde erſcheint, bedurfte er ſeiner ganzen Kraft, um mit Klugheit zu handeln. Er ſandte zu Eugen, den er nie geliebt, um aus dem Munde deſſen, der gewiß am wenigſten ſchonen wollte, die genaue Wahrheit zu erfahren.

Eugen war in der böſeſten Stimmung; denn ganz unleidlich fand er den Gedanken, daß Cäcilie, die einzige Frau, die jemals in ſeinem Leben einen gewaltigen Eindruck auf ſein Gemüth gemacht, jetzt Theodor'n den Vorzug zu geben ſchien. Er hatte ſich als eine Beute der mächtigſten Leidenſchaft gefühlt, und ſo ſehr er auch dieſen Zuſtand ſcheuete, ſo hatte er ſich doch diesmal ihm nicht geweigert, ſondern war nur bemüht geweſen, ihn vor Cäcilien zu verbergen. Während er ſchon die innere Freiheit an ſie verloren hatte, wollte er dennoch als ein freier, unbefangener, und eben deshalb doppelt mächtiger Mann vor ihr erſcheinen.

So ſollte ſie ihm ihre Liebe geſtehen, denn ſein Hochmuth ertrug nicht, daß ſie es je wiſſe, er ſei in der Liebe der zuerſt Liebende geweſen.

3.

Ein nicht mehr reines Gemüth, das nur zu herrſchen gewohnt iſt, will ſelbſt in der Liebe noch etwas außerhalb der Liebe, und von dieſem Außerhalb her die Liebe beherrſchen; aber er hatte zu früh triumphirt. Die kühle Cäcilie war nur für Momente zu erfaſſen geweſen, und ſie ſelbſt ſtand frei da, während er längſt ſich ſelbſt hatte geſtehen müſſen, daß er ihr Gefangener ſei.

Sein Herz war tief verwundet; doch nahm er ſich zuſammen, ſo gut es gehen wollte, und ſuchte ſich die Kraft zu bewahren, die Fäden des Spieles in der Hand feſt zu behalten. Er beſtätigte dem Doctor mit ſcheinbarer Ruhe alles, was dieſer bereits vernommen.

Mir ſelbſt, fuhr er dann fort, ſtand am geſtrigen Abende das Mißgeſchick zur Seite; denn gerade wie die Flamme ausbrach, ſtand ich „gekeilt in drangvoll fürchterlicher Enge“, und hätte erſt einige Damen und Männer unartig werfen müſſen, um Cäcilien oder Bertha'n beizuſtehen.

Der unangenehmſte Umſtand, ſagte der Doctor mit erzwungener Ruhe, iſt nur, daß Theodor Cäcilien, und Leo Bertha'n rettete; denn das leidet eine trübe Deutung, und Sie, der welterfahrne Mann, wiſſen recht wohl, daß die Welt ſolche Deutungen gern hat.

„Allerdings; denn die Welt hat Langeweile, und ſucht ſie ſich zu vertreiben, indem ſie entweder ſelbſt ſündigt, oder von der Sünde redet.“

Eben deshalb, erwiederte der Doctor, bitte ich Sie, hier zu thun, was möglich iſt, und, wie Sie denn das ganz in Ihrer Gewalt haben, ſolchen Geſprächen, falls ſie Ihnen begegnen, durch ſchnellen Witz und Laune ein Ende zu machen. Für Bertha ſelbſt werde ich ſorgen, und es bedarf wohl keiner Aufforderung an Sie, der theuren Frau zu ſchonen, und jede Anſpielung auf die Scene des geſtrigen Abends zu vermeiden.

Eugen verbeugte ſich, denn der Doctor hatte ihn — was ja Gottlob der gute Menſch vermag — zur Achtung gezwungen. Er äußerte, es verſtehe ſich das alles von ſelbſt; doch ſei es ihm werth, ſich von einem Manne gebeten zu ſehen, der ſonſt nie zu bitten pflege.

4.

Der Alte ging jetzt zu ſeiner Tochter, trübe, ja faſt bange erwägend, auf welche Weiſe er ihr verletztes Herz berühren ſolle. Er fand ſie ſtill, ſinnig, ein wenig träumend, und wie im leiſen Schmerze lächelnd, ſo daß er nicht mit Entſchiedenheit erkunden konnte, ob jene betäubende Ohnmacht ihr die ganze Scene verhüllt, oder ob ſie noch Bewußtſeyn genug gehabt habe, die böſe Vernachläſſigung zu erkennen. Vielleicht hoffte ſie, daß ihre Phantaſie ſie nur getäuſcht, und ſcheuete ein genaueres Fragen. Eine gute Frau ſucht bei allen ihren Lieben, inſonderheit aber bei dem geliebten Manne, jeden mißtrauenden Gedanken, faſt wie eine Sünde, abzuwehren, und ſo ſagte ſie: Laſſen Sie uns, lieber Vater, das ganze Andenken an den Abend, der ſo ſchön anfing und ſo unerfreulich ſchloß, verbannen oder ganz auslöſchen.

Ei, mein gutes Töchterchen, erwiederte er, indem er ſeine Rührung hinter Lächeln verbarg, das iſt es eben, warum ich Dich bitten wollte; aber Du biſt ſelbſt ſo lieb und gut, daß es meines guten Rathes gar nicht bedarf.

5.

In dieſem Augenblicke kam Theodor raſch in das Zimmer, und rief den Bedienten, ihm das Pferd zu ſatteln. Er erſchrak ein wenig vor dem Alten, verbarg es aber, küßte ſeiner Frau die Hand, und zeigte eine aufrichtige Freude, daß ihr der geſtrige Abend nicht geſchadet habe.

Ich habe ſie ſchon um deswillen gelobt, ſagte der Alte; doch iſt es recht gut, daß auch Sie, Herr Sohn, Ihr Lob mit dem meinigen verbinden.

Wir wollen, fuhr er fort, der guten Frau jetzt ein recht leiſes und ſanftes Leben bereiten, wie denn wohl ſie und die theure Hoffnung es doppelt verdienen möchten. Wir wollen dabei — es iſt mein altes Lieblingswort; doch mag es gut ſeyn — uns ſo betragen, wie etwa die ſchwarzen Männer in der Zauberflöte. Die guten Leute ſingen ein frommes Lied, müſſen aber dabei kerzengerade ſtehen, weil ſie Flammen auf dem Helme tragen, mit denen man bei raſcherer Bewegung gar leicht ſich ſelbſt oder andere beſpritzen kann.

6.

Theodor ſprengte bald davon, und auch der Alte ging, um Leo zu beſuchen. Er fürchtete irgend eine raſche Handlung von Seiten des Jünglings, und doch geſtand er ſich auch, daß, wenn nur die Zeit günſtiger wäre, eine ſolche Handlung zu den Hoffnungen gehöre; denn wie hätte er den liebenden Jüngling noch ferner achten können, wenn er bei dem unwürdigen Leiden der Geliebten nur ſchweigende Duldung gehabt?

Es giebt Verhältniſſe im Leben, die, obwohl ſehr rein und edel, ſelbſt unter den edelſten Menſchen keine Worte geſtatten. Entweder, weil das Wort ſie herabzieht, wie der ſchwere Thautropfen den Blumenkelch, oder weil das Wort nur neue Schmerzen geben würde. So umarmte jetzt der Alte ohne Sprache den jungen Mann; aber Beiden that die Umarmung wohl, denn ſie fühlten, was ſie bedeute.

Es iſt gar ſchön, ſagte endlich der Alte, in einem Kreiſe guter Menſchen über Shakeſpeare zu reden, oder noch beſſer, ihn ſelbſt zu leſen; aber ein exaltirtes fünfzehnjähriges Mädchen ſoll man eben nicht die Nachtwandelſcene ſpielen laſſen, und noch viel weniger dabei ihr einen Armleuchter mit brennenden Lichtern in die Hand geben. Es kommt dabei viel Dampf und Rauch zum Vorſchein, und auch ſonſt wohl noch anderes Schlimme.

So iſt es, antwortete Leo, indem er trübe vor ſich hinblickte.

7.

Der Alte machte einige Gänge durch das Zimmer, und ſagte dann: Lieber Leo, ich finde Sie angegriffener und bläſſer als je, und ich wünſchte in dieſem Augenblick nicht Doctor der Rechte, ſondern der Arzneikunde zu ſeyn, um Ihnen befehlen zu können, ſich noch heute in den Reiſewagen zu ſetzen.

Leo ſchüttelte leiſe den Kopf.

So aber — fuhr der Alte fort — kann ich freilich nur bitten; aber ich weiß, ein gutes Wort findet bei meinem lieben jungen Freunde eine gute Statt. Bei einem zu langen Aufenthalte in der Stadt bekommen unſere Gedanken ſelbſt etwas

Städtiſches und Steinernes, das ſich nicht immer ſehr anmuthig macht, und wenn man auch nur ein paar Wochen unter Blumen gelebt hat, ſo bringt man nicht ſelten Blumen für den ganzen Winter mit. Selbſt die Langeweile, die man mitunter auf Reiſen genießt, thut einem Manne, der viel denkt und empfindet, ungemein wohl. Sie aber, mein guter Leo — hier faßte er ſeine beiden Hände — bedürfen des Ausflugs mehr als irgend einer, denn in Ihrem Herzen iſt tiefer Kummer. Darum bitte ich Sie, wie man nur bitten kann: reiſen Sie.

8.

Leo ſchüttelte noch einmal den Kopf, und antwortete: Ich muß wenigſtens noch acht Tage hier bleiben; und da der Alte nach einem Grunde drang, ſo ſagte er endlich in überſtrömendem Gefühl: Ich muß es, weil ich in jedem Augenblicke Theodor's Aufforderung zum ehrlichen Zweikampf erwarte; denn ich habe ihm geſtern mit Entſchiedenheit erklärt, daß ich ihn nicht mehr achte, ſondern haſſe.

Der Alte drückte ihn faſt heftig an ſein Herz, und ſagte: Du fühlſt alles, was ich dabei fühle; aber reden darf ich hier nicht. Nur das Eine: Ehe Bertha Mutter iſt, darfſt Du ihrem Gatten nicht mit dem Schwert gegenüber ſtehen, ſonſt brächen hier zu viele Herzen.

Er faßte ſich bald wieder, und ſagte mit gewohnter Ruhe: Die Verhältniſſe ſind ſo verwickelt worden, daß wir uns dagegen mit doppelter Kraft und Klarheit ausrüſten müſſen. Indeſſen thun wir das

Unſrige, und laſſen den lieben Gott walten. Einem guten Menſchen kann wohl ſehr Trauriges begegnen; Verzerrtes und Entſetzliches nie. — Um die acht Tage ſei es indeſſen; dann aber ſteht mein Reiſewagen vor Ihrer Thür.

9.

Die Beſorgniß des Alten, daß Theodor augenblicklich eine Ausforderung an Leo ſenden werde, war gänzlich ungegründet; denn dieſer hatte in der fieberhaften Anſpannung des vergangenen Abends gar nicht genau, ja kaum halb vernommen, was Leo geſagt, und ſelbſt an dieſes Halbe erinnerte er ſich jetzt nicht mehr. Ihm war nun einmal dieſer Leo nichts anders, als ein ſtiller, wohl zu duldender Jüngling, deſſen Ideal er, der vornehme, reiche und gebildete Mann, ſei.

Zwar lautete ſein Tagebuch, wie wir uns noch erinnern, ganz anders über dieſen Jüngling; doch das war nur in Feſttagsaugenblicken geſchrieben, und was ſolche Momente eingegeben hatten, mußte ſchnell zurückweichen, wenn der Eigenwille und die Eigenſucht in das Spiel kamen. Manche Männer ſind ſehr complicirte Weſen, und tragen Sonn- und Feſttags-, Buß- und Alltags-, ja ſogar Vormittags-, Nachmittags- und Abends-Naturen in ſich. Einige ſind ſogar Stunden-Naturen zu nennen, und es trifft ſich wohl, daß ſie von ſieben bis acht Uhr Abends in den Wellen des Thee's recht behaglich und angenehm erſcheinen können, da doch von acht bis neun nichts Sonderliches mit ihnen anzufangen iſt, und eine gelinde Unausſtehlichkeit ungehemmt waltet. An eine Löſung dieſes Räthſels gehen ſie ſelten mit ganzer Kraft, und wahrlich bedarf es einer ſolchen, um die Löſung zu bewerkſtelligen.

Theodor hatte faſt ſein ganzes Leben hindurch das große Unglück gehabt, faſt ununterbrochen ſogenannt-glücklich zu ſeyn. Er kannte nicht Schickſals- und Menſchenwiderſtand, nicht Nächte ohne Schlaf, nicht Blut und Thränen, und eben deshalb auch nicht die Liebe. Da erſchien ihm Cäcilie, und mit ihr eine Leidenſchaft, die wie heiße Mittagsgluth alles in ihm aufregte, ſo daß er ſich ſelbſt fremd wurde, und ein ganz neues Leben anzufangen ſchien.

10.

Cäcilie nahm ihn günſtig auf, nicht ſelten ſogar mit Auszeichnung, und ihm Vorzug gebend vor ſo manchen Jünglingen und Männern, die ſich um ſie bewarben. Sie war hell und klug; freiheit-dürſtend, aber nicht ſelten mit Willkühr verwechſelnd; für Wochen und Monate recht gutmüthig; die Menſchen halb liebend, halb beſcherzend; ohne Tiefe, und doch die Flachheit verſchmähend; ohne Frömmigkeit, doch zuweilen recht gut von der Frömmigkeit redend.

Solche Naturen ſind ohne allen Zweifel der **Kunſt** unendlich fern, und dennoch pflegen gerade ſie als das letzte Ziel all ihres Strebens die Kunſt zu ergreifen; denn ſie allein ſcheint ihnen würdig, geliebt zu werden. Da aber nur der einfach Redliche, der Gott und die Menſchen wahrhaftig liebt, die Kunſt zu lieben im Stande iſt, ſo bringen ſie es zu nichts weiter, als zu einem kalten Feuer und rhetoriſchen Enthuſiasmus.

Cäcilie erzählte Theodor'n häufig und nicht ohne eine gewiſſe Gattung von Anmuth, daß er der Erſte geweſen ſei, den ſie in dieſer Stadt geſehen, während er von ihr keine Notiz genommen, ſo wie auch hoffentlich von der ganzen übrigen Welt nicht, da er in jenem Augenblicke mit Recht nur Augen gehabt für ſeine liebenswürdige Frau. Noch ſeltſamer aber ſei es, daß ſie gerade damals auch ſeine beiden Freunde, Eugen und Leo, zuerſt geſehen, ein Umſtand, der faſt in einem Roman vorkommen könne; doch möge ſie es wohl leiden, wenn einmal die ſogenannte wirkliche Welt ſo etwas Romanartiges auftreibe, was ſonſt die Art derſelben nicht ſei.

Theodor fühlte ſich in einem ununterbrochenen Kampfe mit ſich ſelbſt, und zwar in jenem unendlich trüben, wo das Herz mit dem Herzen ringt, und kein anderer Sieg ſich hoffen läßt, als unter den Trümmern des Glückes oder der Tugend. Nur die Leidenſchaft hielt ihn wach in ihren Flammen, und wohl hatte er ihr eine bedeutende Kraft aufzuopfern, da ſein Leben bisher nur ſtill, mitunter auch wohl matt hingefloſſen war, und jede Kraft wie aufgeſpart ſchien zu dieſem Kampfe.

II.

Warum, ſo ſchrieb er eines Tages in ſein Tagebuch, iſt dieſer Zauber in mein ruhiges Leben hinein getreten? — denn Zauber muß ich es nennen, da ich mich ſelbſt nicht wieder erkenne ſeit jenem Abend, und mein ganzes voriges Leben mir nur wie ein unbedeutendes Hinträumen vorkommt. Kann ich mich zurückſehnen nach dieſem Zuſtande, der eigentlich gar keiner war, ſondern nur ein widerſtandloſes Getragenwerden durch laue, ermattende Lüfte? Jetzt erſt fühl' ich, daß ich lebe, denn meine Seele hat ſtolze Flügel gewonnen, und ſchwingt ſie gewaltig dem Sonnenfeuer zu, und nicht ſchreckt mich der Gedanke, daß es mich verzehren könne.

Arme Bertha! — aber bin ich Schuld? kann ich dieſem Herzen befehlen, ſie zu lieben mit der Flamme der Leidenſchaft? fühlt' ich jemals für ſie etwas anderes, als die ruhige Neigung des Bruders zur Schweſter? und habe ich jemals Leidenſchaft geheuchelt? O, es ſollten niemals zwei Menſchen getrauet werden, die nicht früher für einander und um einander gekämpft und gelitten haben, damit ſie inne würden, ob wahre Liebe ſie zuſammenführe, oder nur jugendliches Wohlbehagen und hergebrachtes Gefallen.

Und habe ich mich nicht redlich gehütet? habe ich nicht, als leitete mich ein frommer Genius, ſtreng, ja hart, das Nahen dieſer unendlich geliebten Zauberin abgewehrt? hat nicht der Freund, hat nicht ſie ſelbſt es unmöglich gemacht, dieſer Warnungsſtimme zu folgen? und hat man mich nicht gezwungen, ſie zu ſehen, und ſie zu lieben?

12.

Es gab Augenblicke, in denen ihn ſolche klügelnd beſchönigende Worte zu beruhigen ſchienen; aber Sophiſterei hat keine wahrhaftige Beruhigung, ſondern nur augenblickliche Beſchwichtigung zu bieten, und ſo ſtand wieder in der nächſten Stunde der ſtrafende Gedanke hell vor ihm: Du biſt auf dem Wege des Sünders; kehre um.

Cäcilie ſah genau, wie ſehr ſeine Leidenſchaft täglich wuchs, und ſie hatte ein nicht geringes Wohlgefallen an dem Gedanken, daß ein Mann, wie Theodor, der nun doch einmal in der Stadt für bedeutend und intereſſant galt, zu ihren Füßen ſitze. Mit ſeiner Leidenſchaft hatte ſie ſelbſt einiges Mitleiden, tröſtete ſich jedoch auch wieder mit der Anſicht, daß die Männer in der Regel ein gutes Theil mehr Leidenſchaft ertragen können, als die Frauen. Indeſſen war ſie gutmüthig genug, Bertha'n ſo viel als möglich zu ſchonen; ja ſie erklärte oft ſelbſt in den größeren Geſellſchafts-Kreiſen, wie in den kleineren, und auch wohl ſich ſelbſt allein, daß ſie keine einzige Frau der ganzen Stadt ſo innig ſchätze, als Bertha.

Es war Theodor'n nicht möglich, irgend ein Wort der Leidenſchaft ihr gegenüber auszuſprechen, denn ſie hielt ſich in jedem Augenblicke bereit, es durch Scherz und Laune, oder auch wohl durch den kühlen Blick der Überlegenheit zurückzuhalten.

Der Vater blieb in ſeiner gelaſſenen Kraft, und die Mutter ſchwieg ganz, da ihr Gatte ihr jeden Ausbruch des heftigen Gefühls unterſagt hatte, worin auch ſie ſelbſt wohl ſtimmen mußte, da ihr die Gefahr nicht unbekannt ſeyn konnte, die jetzt jede heftige Scene haben mußte.

13.

Leo war zurückgekehrt von ſeiner kleinen Reiſe, und wohl hatte er die leichte Röthe wieder mitgebracht auf ſeinen Wangen, nicht aber die Freude in ſeinem Herzen. Er trug in ſich den größten Schmerz, den das Leben bieten kann, die Geliebte leiden zu ſehen, ohne für ſie handeln zu dürfen, und er betrachtete dieſes Leiden mit Recht wie ein rein religiöſes. „Du ſollſt unglücklich ſeyn — ſo rief er ſich ſelbſt zu — und ſo ſei Du es denn ſtets mit Anſtand und Freiheit!“ Und er hielt ſich Wort, und kein Lächeln ſpielte mehr um ſeine Wange, und willig gab er das ſchöne friſche Jugendleben hin an den verzehrenden Gram.

Aber wie herrlich ſtand er dennoch neben Eugen, der, die Beute einer, wie er nun wohl ſah, unerwiederten Leidenſchaft, noch das unreine Gefühl des gekränkten Hochmuths und der tief verletzten Eitelkeit mit ſich herumzutragen hatte. „Dieſe Leute alle fragen gar nichts mehr nach Dir, Du biſt ihnen ſehr entbehrlich, und überhaupt hier ganz überflüſſig.“ So ſprach er oftmals zu ſich ſelbſt, und mit den dürren Worten „entbehrlich“ und „überflüſſig“ ſchien ihn die Nemeſis für ſein übel gebrauchtes „angenehm“ und „gefühlvoll“ ſtrafen zu wollen. So ſah er, deſſen Antlitz ſonſt ſchöne Formen zeigte, jetzt mitunter aus, wie ein ängſtlich unnatürliches

Gewitter im Winter, und nur die Schneeflocken ſeines Witzes, den er jetzt oft faſt krampfhaft ſpielen ließ, konnten Entferntere über ſeinen Zuſtand täuſchen.

Wohl mußte auch Bertha merken, daß ein trübes Geſchick ihr Leben angerührt hatte, und daß ihr Gatte ſie nicht mehr liebe, wie einſt. Er war freundlicher noch gegen ſie, wie ſonſt; aber in dieſer Freundlichkeit herrſchte etwas Geſpanntes und Angeſtrengtes. Er ſagte ihr die herzlichſten Worte; aber mit dem Anſtand des feinen Hofmannes im Verhältniß zu einer feinen Hofdame. Er brachte ihr faſt täglich Geſchenke, in denen man Freigebigkeit und Geſchmack anerkennen mußte; aber als einſt Bertha dankend ihre ſchönen Lippen zu ihm neigte, ließ er ſeinen Kopf ſchnell ſinken und küßte mehrere male ihre Hand. Zu einem wahrhaft löſenden, herzlichen Worte war er nicht mehr zu bringen.

Die liebe Frau war nur zu ſehr gewohnt, bei allen ungünſtigen Verhältniſſen im Leben ſich ſelbſt Unrecht zu geben, ja es begegnete ihr wohl, es auch dann zu thun, wenn ſie das entſchiedenſte Recht hatte. Die Frauen müſſen oft ihre Zuflucht nehmen zu dieſem Gedanken, um ihr Unglück leichter zu ertragen.

Aber Bertha ertrug es jetzt mit noch erhöheter Geduld, denn ſie war ſich jetzt ſelbſt heilig, und ſie verbot ſich jeden finſtern Gram, um dem verhüllten Leben, das ſie ſchützen ſollte, nicht zu ſchaden.

14.

Und ſo kam die Stunde der Erfüllung, und ſie ward Mutter einer Tochter, und aller Schmerz, den ſie je geahnet, und alle Freude, die ſie gehofft, war vereinigt in dem Augenblick, als ſie ihr Kind zum erſten male an ihre ſchöne Bruſt drückte.

Auch Theodor ward von dem Zauber dieſes ſüßen Augenblicks überwältigt, und betrachtete das wohlgebildete zarte Weſen, das nichts wollte als Liebe, und ohne die Liebe verloren wäre, mit tiefer Rührung. Doch dieſes Gefühl konnte nicht dauern, da es nur aus einer ungeläuterten und nur für den Moment überwältigten Bruſt gekommen, und nicht erzeugt worden war in dem Charakter und in der Geſinnung. Das Kind ging aus einer liebkoſenden Hand in die andere, und überall ertönte das Wort: „Ach, die leibhafte Mutter!“ und Bertha's Vater ſagte daſſelbe, ſetzte aber dann, wie in ſtillem Gebet, hinzu: „Gott laſſe es nun auch ſo gut werden, wie meine Bertha iſt.“ Dann aber mit ſeinem gewöhnlichen Tone: „Und nun kein rührendes Wort mehr; ſondern alles ſei ſtill und heiter, und auch das nicht hier, ſondern in den Nebenzimmern.“

Alle gingen auch wirklich, dem guten Rathe folgend, nur Theodor blieb. Er hatte jenes Wort zu häufig gehört, um nicht aufmerkſam zu werden, und ſo betrachtete er jetzt das Kind von neuem, aber mit verminderter Liebe, und ſagte dann: Es ſieht Dir wirklich ſehr ähnlich, Bertha, unendlich ähnlich, ja ich möchte ſagen: Es iſt Du.

Und Du, erwiederte Bertha mit leiſem Lächeln; aber er ſchüttelte den Kopf und ſagte: Schlafe nur.

15.

Er ging in ſeinem Zimmer nachdenkend auf und ab, und ſagte: Wahrlich, da ſind alle ihre milden Züge, und auch nicht einer von den meinigen. Sie iſt die Tugend und die Treue ſelbſt; nur der Wahnſinn könnte daran zweifeln; aber faſt möcht' ich wild empört ausrufen: Deſto ſchlimmer! Denn klar, wie Blitzesleuchten, wird es jetzt vor meiner Seele, ſie hat mich nie geliebt.

Von meinem Weſen, von meinem Geiſt und Gemüth iſt nichts in ſie übergegangen, und nichts davon ruht auf dieſem Kinde. Es iſt nicht mein, und niemand auf der Welt hat ein Recht an daſſelbe, als ſie: denn ſie liebt mich nicht, und keinen. Gott hat es ihr allein geſchenkt, denn nur ihn liebt ſie wirklich, und dann etwa noch Vater und Mutter.

Wenn ich in dieſem Augenblicke vom Bliz getroffen hinſänke, was hätte ſie verloren? ein fremdartiges Weſen, das ſie nur aus Gutmüthigkeit in ſich aufgenommen, und das ſie nicht vermiſſen kann, wenn es hinweg iſt. Jezt iſt ſie ſo reich geworden durch das Himmelsgeſchenk, daß ich mit Schaudern dagegen meine Armuth fühle. — O Cäcilie, Du überreiche, Herrliche! laß mich in Dir leben, und ich bin glücklicher und reicher, als je ein Menſch es war.

Aber mit welcher Stirn darf ich zu ihr hintreten und alſo bitten? ich, der gebundeſte Ehemann und Vater. Muß ich nicht jedes Wort der Liebe in meinem Buſen verſchließen, wie der Gefangene die Lieder von der Freiheit nicht ſingen kann, ohne lächerlich zu werden? — Aber iſt denn dieſes Gefängniß unlösbar? und kann ich hier nichts thun, als mein Herz hinwerfen dem hungrigen Schmerze? und kann es jemals Tugend ſeyn, ſich ſelbſt zu opfern für eine Idee, die ſelbſt dem Weſen nicht Freude machen kann, dem das Opfer gebracht wird? Ich will es ja gern geſtehen, daß ſie vielleicht zu gut, zu ſanft iſt für mich, und ſo hat ſie mich nie beſeſſen. Ich war nur um ſie her, nicht in ihr, und wie leicht wird ſie entbehren, was ſie nie beſaß! —

16.

Scheidung? o warum muß das Wort ſo hart und rauh tönen? Giebt es denn kein leiſeres, milderes? Scheidung? werd' ich denn nicht ſelbſt blaß vor dem Worte? Nein, nicht vor ihm; ich werde nur blaß vor dem blaſſen Geſicht der Gattin, das ich ſchon jetzt ſehe, wenn ich an den Augenblick denke, wo ich mit dem Wort Scheidung vor ſie hintrete. Würde ſie nicht zitternd zuſammenſinken vor dem bloßen Ton, der jegliche Melodie ihres Lebens zerriſſe? und würde ich nicht daſtehen wie ein kalter Mörder über der Leiche des Unſchuldigen? Verhülle Dich, wie Du willſt, Du mächtiges Geſchick, ich erkenne Dich. Hier iſt kein Ausweg, und ich muß unglücklich ſeyn auf immer, wenn ich nicht die Gattin vernichten will.

Er ließ das Haupt in die hohle Hand ſinken und der trübſte Jammer des verworrenen Gemüthes herrſchte in ſeiner Seele. Bei ihm erſchien das Wort: „Ich muß unglücklich ſeyn!“ nur ein leeres, dem das leidenſchaftlichſte Treiben nachfolgte.

So war etwa ein Vierteljahr vergangen, und Bertha blühete wieder in neuer Mutterſchönheit und Geſundheit; aber nun dünkte ihn, als ſei ihr Auge doch trübe, und des Vaters und der Mutter und Cäciliens und Leo's und Eugen's und ſein eigenes Auge. — Iſt es ſo? dachte er bei ſich ſelbſt, und ergriff haſtig den Gedanken, iſt es ſo, dann kann ja eine Veränderung nur günſtig ſeyn, und ich thue Gutes mit dem, was ich will, und es wäre nur Feigheit, nicht zu wollen.

17.

Ungeduldig und freundlich trat er jetzt hin zu Bertha, die ihre kleine Theodora auf dem Arm hatte, und ſagte: Du mahnſt mich an ein liebes altes Bild von Holbein, die jungfräuliche Mutter mit dem göttlichen Kinde im Arm. Es iſt als halte ſie es mit Ängſtlichkeit, feſt ahnend, ſie trage den Weltheiland, und es iſt ein rührend kindlicher Gedanke, daß ſie ihn ſo ſorglich bange feſthält, als könne der Gott ihr entfallen.

Bertha bat ihn mit hohem Erröthen, einen Vergleich wie dieſen nicht fortzuſetzen; aber er ließ ſich nicht ſtören, und ſagte mit Leichtſinn und doch mit Abſicht: Da iſt auch Gottlob kein heiliger Joſeph dabei, der mir, aufrichtig geſagt, ſtets widerſtrebend iſt mit ſeinem mittelmäßigen Ernſt und gutmüthig bornirter Bedenklichkeit. Er fühlt wohl, daß er überflüſſig iſt, kann ſich aber noch nicht recht darein ergeben: daher ſeine unerfreuliche Bedenklichkeit, wie einer, der noch viel heraus haben möchte, aber zu furchtſam iſt, es auszuſprechen.

— Liebe, gute Bertha, fuhr er dann raſch fort, Du mußt nicht erſchrecken, denn ich meine es ſehr gut, — ich bin dieſer Joſeph, aber ohne ſeine Heiligkeit, überflüſſig wie er, doch muthiger wie er, und ſo glaube ich, wäre es gut, wenn ich aufhörte, Joſephs Stelle einzunehmen.

18.

Bertha, bis in das Innerſte erſchreckt, hatte nur noch die einzige Beſonnenheit, das Kind in die Wiege zurückzulegen, und ſagte dann mit unſicherem Blick: Ich verſtehe Dich nicht, mein Theodor.

Du nennſt mich Dein, erwiederte er, aber das iſt wohl nur ein Wort ohne beſondere Bedeutung, und ich bin eigentlich wohl nie Dein geweſen. — Nein, Du mußt nicht blaß werden, es iſt hier nicht von einer Schuld die Rede, ſondern nur von einem Unglück, nur von einem Irrthum, und auch den habe nur ich veranlaßt. — Ich möchte jedes meiner Worte mit Harmonikatönen vertauſchen, um Dich nur nicht zu verwunden.

Sieh nur, liebe Bertha, unter allem Seltenen in der Welt iſt eine wahrhaftige und glückliche Ehe wohl das Allerſeltenſte. Jede Seele — und es ſind ihrer Tauſend Millionen auf der breiten Erde — jede Seele ſucht ihr Gegenbild, ihre Hälfte, die einzige, durch die ſie vollſtändig werden kann; aber ach! der Sehnſucht wird nicht immer Gewährung, und der tückiſche Raum trennt faſt immer, was ſich ſo gern finden möchte. Die Sehnſucht dauert dann fort, und unſer armes Herz leidet dabei gar ſehr. Dann kommt endlich der kühle Verſtand, und mahnt uns, nicht überſchwenglich zu ſeyn, ſondern das zu nehmen, was eben der Ort bietet, an dem wir leben, was etwa leidlich iſt, und eine halbweg glückliche Vereinigung verſpricht.

19.

So habe ich geglaubt, Dich zu lieben, weil ich Dich ehrte, wegen der reinen Sittlichkeit in Deinem Gemüth und wegen der ſtillen Lindigkeit Deines ganzen Weſens. Wohl war das ein feſter Grund, auf dem ſich bauen ließ, und doch nicht genügend. Du aber hatteſt faſt gar keinen Grund, meine Hand anzunehmen; denn mein ganzes Weſen iſt Dir fremd, und wird es ewig ſeyn. Wir könnten Jahrhunderte mit einander umgehen, und ich könnte doch nimmer Dein Geliebter werden. Ich bin ſehr ſtolz und eigenſinnig und aufſtrebend, und bei weitem nicht ſo gut, wie Du; aber ich ahne wohl, wo meine Bildung und meine Tugend beginnen wird; doch vermag ich ſie und mein Glück nicht aus Deiner Hand zu empfangen.

Bertha hatte ihr ſchönes Haupt geſenkt, wie ein Opferlamm, ihr Auge hatte keine Thräne, denn ſie begriff ihr

Schickſal noch nicht, und nur der kann weinen, der ſein Unglück ſich klar gemacht hat. Theodor mißverſtand ihren jetzigen Zuſtand ſo ſehr, daß er für kühle Faſſung hielt, was der ungeheuerſte, wortloſe Schmerz war.

Deine große Beſcheidenheit, fuhr Theodor fort, erlaubte Dir nicht, mich klar zu ſehen, und wenn Du ja einmal mich deutlicher als ſonſt erblickteſt, ſo warſt Du viel zu ſchnell bereit, mir zu verzeihen, wozu Du Sanfte Dich von früheſter Jugend auf nur zu ſehr gewöhnt haſt.

20.

So hätten wir uns denn alſo Beide geirrt, was eigentlich nichts anders heißt, als daß wir Beide Hoffnungen genährt haben, die, in ſich ſelbſt wahr und wohl zu erfüllen, nur von uns gegenſeitig nicht befriedigt werden können. Sollen wir dieſen Hoffnungen entſagen? Wir müßten es können, wenn eine entſchiedene Pflicht ſpräche; aber ſo iſt es nicht, und freundlich können wir ſcheiden aus einem Verhältniſſe, das nur der Irrthum knüpfte. Wer aber geirrt hat, wie wir, der wird hinfort um ſo leichter das Wahre finden, und, laß mich es hoffen, auch Du haſt es ſchon gefunden, denn Dein Herz muß ſich hinneigen zu jenem lieben, ſanften Jünglinge, der Dich treulich liebend bildete. Darum laß uns ſcheiden. Dir bleibt Dein Kind, denn ich darf keinen Anſpruch darauf machen. Es gehört nur Dir und Gott. Und ſo reiche mir Deine Hand zum Lebewohl.

Es giebt Schmerzen, vor deren furchtbar neuer Geſtalt das ganze Herz des Menſchen ſo gewaltig zuſammenzittert, daß Sinn und Gedanke den Boden zu verlieren ſcheinen, und die ſonſt ſo wohl geſchmückte Bühne des Lebens bebend ſchwankt und in traurige Trümmer zuſammen zu ſtürzen droht. In einem ſolchen Zuſtande, der kein Wort und keine Thränen läßt, reichte Bertha faſt bewußtlos ihm ihre Hand, wie zum Lebewohl, denn es dünkte ihr, er ſei ein Sterbender, und auch ſie wolle eben ſterben. Aber ihre Hand war kalt und weiß, wie Schnee, und als ſie ſeine warme Hand berührte, ergriff ſie eine wohlthätige Betäubung, mit der die Natur den armen Menſchen in ſolchen Momenten gern unterſtützt.

21.

Bis in das Innerſte erſchreckt rief Theodor das Kammermädchen herbei, und trug dem Bedienten auf, ſchnell einen Arzt zu beſorgen. Das Mädchen war mit liebender Sorgfalt um ihre gütige Gebieterin beſchäftigt; aber Theodor, in unſäglicher Gemüthsverworrenheit, vermochte es nicht lange mit anzuſehen, ſondern eilte ſtürmiſch ins Freie.

In einem ſolchen Zuſtande weiß der Menſch oft nicht die bloß irdiſche Angſt von den höheren, auf das Unendliche ſich beziehenden Regungen des Gewiſſens zu unterſcheiden. Dann nimmt wohl die Sophiſterei des Herzens einen ganz eignen Weg, um ſich zu beruhigen, und ſo ſagte Theodor zu ſich ſelbſt: „Ich habe ſie ſehr tief verletzt, viel tiefer als ich ahnete. — O ich darf nicht denken an die hinzitternde ſchöne Geſtalt, nicht an das liebe; unglückſelig blaſſe Antlitz, das ich hervorrief. Wie? hätte ſie mich denn wirklich geliebt? Es kann nicht ſeyn, denn es darf nicht, oder ich ſtände ja jetzt da, wie ein .... O nicht ſo ſchreiend grelle Worte! Ich war ihr ein Fremder, und konnte ihr nie etwas anderes ſeyn; aber ein Fremder, an den ſie eine heilige Ceremonie geſchloſſen hatte, und Gutmüthigkeit, Freundlichkeit und Sanftmuth vollendeten dann von ihrer Seite den unnatürlichen Bund. Und die Gewohnheit — was vermag ſie nicht? — Selbſt dem mittelmäßigen Menſchen, wenn er nur Jahrelang um uns geweſen, während er doch nie in uns war, ſelbſt einem ſolchen reichen wir beim Abſchied mit tiefer

Rührung die Hand, und er erſcheint uns wie ein Heros, den man nicht ohne Thränen hinweggehen ſehen kann.

22.

„So iſt es! Das überharte Wort „Scheidung“ hat hier ſo übel gewirkt; nicht daß ſie von mir ſcheiden ſollte; das zu denken wäre Hochmuth, und vor dem ſoll ich mich ja, nach Eugen's Ausſpruche, ſorgfältig hüten. Ich nahm ihr mich, und das iſt wenig; aber auch für dies Wenige bin ich ihr Erſatz ſchuldig.“

Hier ward er von einem alten Gedanken ergriffen, der aber jetzt in blendender Neuheit vor ihm ſtand, und er rief: Ich will ihr Erſatz geben und mehr als das, ſie ſoll Leo von meiner Hand empfangen.

Es ſchien ihm eine beſondere Fügung des Himmels, daß gerade in dieſem Augenblicke der Überlegung ſein irrer Weg ihn vor die abgelegene Wohnung des Jünglings geführt hatte. Raſch flog er die Treppe hinauf, und indem er den Erſtaunten heftig umarmte, ſagte er: Ich bringe Ihnen Glück und Freude, wenn auch mit Schrecken.

Leo machte ſich ſchonend, doch ſchnell aus der Umarmung los, und antwortete nicht, denn es fehlte ihm ſchon oftmals ſeit jenem unglücklichen Abend an Worten für den verlornen Freund.

Jetzt erzählte Theodor nicht ohne eine Gattung von Beredtſamkeit, was ſich ſeit Jahr und Tag in ſeinem Gemüth zugetragen, und wie ſeine Ehe nur auf einem Irrthum gegründet ſei, wie Cäciliens

Erſcheinung auf ihn gewirkt, und was er ſo eben Bertha'n eröffnet habe.

23.

Jetzt iſt ſie frei, die theure Frau, ſo fuhr er fort, und faßte Leo's Hand, hatte jedoch nicht den Muth, die Augen aufzuſchlagen. Jetzt iſt ſie frei und gehört nur dem Würdigſten, und dieſer Würdigſte, ich ſage es laut und freudig, ſind Sie, mein wackerer Leo. — O ich habe Ihre zarte Neigung wohl bemerkt, ſo ſorgſam Sie dieſelbe auch verhehlten, denn wahrlich, Ihre Tugend iſt ſo mild und demüthig, daß ſie ſelbſt für die Tugend — und was iſt die Liebe anders? — einen Schleier bereiten möchte. Vielleicht wollen Sie auch jetzt noch verhehlen; aber das iſt zu ſpät. Ich weiß, daß Sie Bertha lieben, ich weiß es ſeit jenem Abende, an welchem Sie die Ohnmächtige aus dem Feuerzimmer forttrugen, da ich meine Pflicht vergaß; ich weiß es ſeit jenem andern Abende, an welchem Eugen, faſt grauſam, da wir den Egmont laſen, Ihnen den Brakenburg zutheilte. Ich ſah es, was in Ihrer Seele vorging, als Sie die Scenen mit Klärchen, die Bertha vortrug, leſen mußten, ich weiß es, mit welchem Tone Sie die entſetzlichen Worte ausſprachen: „Auf Erden iſt kein Bleiben mehr für mich, und Höll' und Himmel bieten gleiche Qual.“

Aber das iſt nun alles vorbei, und aus meiner Hand empfangen Sie jetzt die Geliebte zum Lohn Ihrer ſtillen Tugend.

24.

Es ſchien, als hätten die letzten Monate aus dem Jünglinge einen gereiften Mann gemacht, denn er vermochte jetzt in nie gefühlter Gemüthsbewegung noch für einige Minuten faſt kalt zu erſcheinen, und zu fragen: Sie wollen ſich alſo von Bertha ſcheiden? und ſie dann mir überlaſſen? — Es iſt wohlgethan, hier jedes tönende Wort zu vermeiden, und die ganze Sache recht trocken zu bezeichnen, damit wir uns wohl verſtehen.

Theodor, jetzt erſt die Augen recht aufſchlagend, erblickte ein kaltes, faſt verſteinertes Geſicht, und ſo ſchien ihm nichts weiter übrig zu bleiben, als die nicht minder trockene Antwort: „So iſt es, ja!“

Und ſo, rief Leo mit ſteigender Leidenſchaft, und ſo erklär' ich Ihnen, daß ich Sie haſſe, wie ich noch keinen gehaßt, daß ich ſie verachte, wie ich nie gefürchtet, jemanden verachten zu müſſen. O Du, wie nenn' ich Dich? Du, mit der ſüßen Rede und dem Schlangentrug im Herzen! Du hohler, eitel hintaumelnder, tückiſcher Würfler mit Menſchenglück, willſt Du mit den Menſchen ſpielen, wie der Gärtner mit dem Geſträuch, das er verſetzen mag, und mit der Scheere beſchneiden, wie es ihm zu Sinne iſt? Willſt Du, der Sklav elender Verwöhnung und zerflatternder Eitelkeit, edle Frauen erſt halb tödten und dann großmüthig verſchenken? und ergötzt es Dich, dazuſtehen wie ein milder Tyrann, wie ein gütiger Tiger, und wie eine großmüthige Schlange?

25.

Du magſt die Menſchen berechnen können, die ſich wie ein todtes Ein mal Eins berechnen laſſen; aber in Bertha und in ihrem Vater und in mir haſt Du Dich ganz verrechnet, denn nicht verſtehſt Du Dich auf die Menſchen, die das Gute rein und ſtill und demüthig in Gott wollen. So haſt Du Dich auch nicht verſtanden auf mein Unglück. Ja, ich bin unglücklich, denn mit meiner ganzen Seele habe ich Bertha geliebt, und werde ſie ewig lieben; aber dennoch iſt Bleiben für den Dulder auch auf der Erde, und Höll' und Himmel bieten nicht gleiche Qual. Nicht empfangen kann ich und will ich mein Glück aus Deiner unreinen Hand; auch kannſt Du nur trennen, aber nicht vereinigen, verwunden nur, aber nimmer heilen. O ich ſehe jetzt hinein in immer tieferes Elend und in immer heißere Thränen; doch Du kannſt keine trocknen und keine fühlen. Aber wir werden es ertragen mit Anſtand und Würde, denn es giebt eine Kraft, die auch das blutende Herz, wenn es nur rein iſt, hinüberträgt über die Leiden des Lebens.

Wenn der ſanfte Menſch durch das ſittliche Gefühl ſelbſt zur Heftigkeit gezwungen, und der tief beſcheidene genöthigt wird, ſich ſelbſt zu loben, ſo fühlt er ſich in einem, ihn ſelbſt überraſchenden Zuſtande, und ſo war es unſerm Freunde faſt erfreulich, daß Theodor jetzt mit kaltem Trotz erwiederte: Auf ſolche Worte hat das Schwert nur Antwort.

26.

Und ſo blitzten dann die Degen in dem ſonſt ſo traulich ſtillen Zimmer; aber nicht die gute Sache ſiegte, ſondern, wie die Verhältniſſe des irdiſchen Lebens es oft wollen, nur die höhere Geſchicklichkeit und die Übung in der mordenden Kunſt gewann den Sieg.

Leo hatte eine tiefe Wunde in den rechten Arm empfangen, und das reine Blut ſtrömte heiß aus der Wunde; aber er achtete des Strömens nicht, ſondern nahm den Degen in die Linke, um von neuem den Kampf zu beginnen. Da rief Theodor erſchüttert aus: Jüngling, auch wenn Du mich haſſeſt, ſo liebe ich Dich doch, und o warum biſt Du nicht mein Freund?! Du kannſt nicht fechten, Du hatteſt vielleicht nie zum ernſten Gebrauch den Degen in der Hand, und ſtellteſt Dich dennoch dem gewandten Fechter gegenüber, den Tod nicht ſcheuend und der guten Sache vertrauend. Ich fechte nicht weiter, Du haſt Genugthuung!

Als er aber jetzt den Jüngling leiſe, und ſelbſt im Schmerz der Wunde noch mit Anſtand, ſinken ſah, da rief er mit Entſetzen aus: „Wehe, wenn ich an Dir zum Mörder werden ſollte!“ und in Wuth und Schmerz faßte er mit der Hand in ſeinen eigenen Degen, und freute ſich, daß nun auch ſein Blut hinſtrömte. Dann, den Stahl wegſchleudernd, ſagte er: Jüngling, rette Dein Leben, ich muß das meinige retten.

27.

Er ſtürzte die Treppe hinunter, die Hand in ein weißes Tuch gewickelt. Mit blaſſem Geſicht und zerſtreutem Haar eilte er in Cäciliens Wohnung, warf ſich hin zu den Füßen der erſchreckten Freundin, und rief: Jetzt iſt die Stunde der Entſcheidung! ich habe alle Bande gelöſet, um Dich zu beſitzen, alle Bande, vielleicht ſelbſt die, die der Menſch nie löſen ſoll. Mich ſcheidend von meinem Weibe habe ich ſie vielleicht gemordet um Deinetwillen! — meine Bürgerehre vielleicht hingegeben um Deinetwillen! — des theuerſten Jünglings Verachtung auf mich geladen um Deinetwillen! und ihn vielleicht gemordet um Deinetwillen! Ach, und auch mein Kind, meine Theodora, gab ich ſie nicht hin um Deinetwillen? und war es denn möglich, daß ich ſie hingab? Es war möglich! und wenn auch die ganze Natur Nein ſagt, ich habe es dennoch gethan.

Cäcilie fuhr blaß und zitternd zuſammen, und fühlte einen Aufruhr in ihrer eigenen Bruſt, den ſie bis dahin nie gekannt; ſie ſchauderte zurück und fühlte ſich doch hingezogen, und unvermögend, ſeinem Sturm zu widerſtehen.

Siehe, fuhr Theodor fort, und in ſeinem Antlitz wechſelte Heftigkeit und Rührung, ſiehe, das Alles that ich für Dich, und Du kannſt mir keinen einzigen nennen auf dieſer weiten Erde, der etwas Ähnliches für Dich gethan hätte, oder thun würde. Wie ich Dich liebe, kann Dich Keiner lieben. Kein Mann liebt ganz und vollſtändig; auch in der höchſten Liebe lieben ſie doch noch ſich. Ich bin mehr als ſie alle, denn ich liebe mich gar nicht mehr, ſondern nur Dich; darum habe ich Dich errungen, und ein heiliges Recht an Dich, Du theuer Erkaufte; und Du biſt mein, und Himmel, Erde und Hölle ſollen mir Dich nicht nehmen.

Er riß das Tuch von ſeiner Hand hinweg, und ſagte: Siehe, dieſe Hand reiche ich Dir und erkläre Dich feierlich für mein Eigenthum, für meine Gattin!

Als aber das Blut aus der wieder geöffneten Wunde auf Cäciliens blendend weiße Hand tröpfelte, da ſank ſie, noch tiefer erſchreckt, in ſeine Arme, und ſagte faſt erſchöpft: O ſtille! ſtille! ich will ja Dein ſeyn.

Noch in derſelben Nacht reiſten ſie ab, und es war keine Kunde in der Stadt aufzutreiben, wohin ſie ſich gewendet, außer bei Eugen, der ihnen bald darauf folgte, wie Theodor's böſer Genius.

28.

Laß uns, geliebter Leſer, nach dem Gewühl dieſer wüſten und leidenſchaftlichen Scenen wieder freundlich zu uns ſelbſt und zur gelaſſenen Heiterkeit zurückkehren, die uns ſelbſt in den ſchmerzlichſten Lagen, die das Leben oder die Dichtkunſt an uns vorüber führt, niemals ganz verlaſſen möge.

Schon früher ward bemerkt, daß die Natur, bei aller ihrer nothwendigen Strenge, dennoch beſeelt eine milde Neigung bei dem Leiden guter Menſchen zu offenbaren pflege. Und ſo nahm ſie Bertha's erſten und gewaltigſten Schmerzen durch eine wohlthätige Betäubung die verletzendern Stacheln. Aus der Betäubung ward endlich eine Krankheit, und auch hierbei wollen wir recht von Herzen rühmen, wie wohlthätig bei ſo manchen Lagen des Lebens ein Krankenlager für den guten Menſchen ſei. Aus den Flammen wird ein ruhig ſchönes Feuer, aus den unverſtandenen Schmerzen harmoniſches Hingeben an die Vorſehung, in dem allein wir uns ſelbſt erfaſſen, aus den Blitzen Abendroth, aus der Schwüle ein ſanft befruchtender Regen. Alles wird ſtill und leiſe um uns her und in uns, und die Hoffnung, und die Geduld, und das Mitleid ſitzen an unſerm Krankenbett wie

Genien mit ſchneeweißen Flügeln, und ſprechen viel Liebes und Gutes zu uns, bald mit leiſem Lächeln, bald mit leiſen Thränen.

Aber auch der Genius der Stärke und des edlen Stolzes, dem ſelbſt der Scherz nie ganz abhanden kommt, ſtellte ſich ſchon nach wenigen Wochen an Bertha's Krankenlager, und hatte die Geſtalt ihres wackern Vaters angenommen.

29.

Er nahm ihre kleine ſanfte Hand zwiſchen ſeine beiden ſtarken und großen Hände, und ſagte: Die Menſchen ſind doch mitunter recht wunderlich, und haben wunderliche Sprüche und Sentenzen. So z. B. daß ein Freund den andern, oder ein Vater ſeine Tochter eben nicht ſehr loben ſolle; wohl aber nicht ſelten anfahren und tadeln: das könne nicht ſchaden. Das laſſen ſie ſich denn auch gern geſagt ſeyn und üben es bequem aus, denn leichter iſt auf dieſer Welt wohl nichts, als tadeln, und auch der Mittelmäßigſte aller Menſchen ſitzt gleichſam triumphirend zu Roß, ſo oft er irgend eine Mahnung ergehen läßt. Aber ſei auch nicht beſorgt, liebe Tochter, als würde ich Dich nun ganz über die maßen rühmen, und einige hundert Triumphwagen vorführen, daß Du Dir einen davon ausſuchen könneſt. Das ſei ferne, und ich will Dir nichts weiter ſagen, als daß Du mir jetzt gar wohl gefällſt, und daß, wie Du gelebt und gelitten, ſo eben recht war. Früherhin hätteſt Du wohl auf manche Frauenrechte mit größerm, edeln Stolz beſtehen ſollen; aber ich kann darin nichts vorſchreiben. Hier ſei nur von dem Jetzt die Rede.

Und ſo iſt denn auch alles gut, und kann nur zum Guten führen, wenn auch nicht augenblicklich. Mit der Zeit kommen wir über die Zeit weg, und was dann bleibt, das iſt eben das — Bleibende, das mit der Zeit gar nichts zu ſchaffen hat. Du ſiehſt, ich nehme gar keine groſen Worte, um Dich zu tröſten, denn ich habe niemals von groſen Worten etwas gehalten; hier aber wären ſie vollends überflüſſig, und ich darf Dir nur zeigen: Gott, Dich, Dein Kind und Deine Eltern, und ich habe genug geſagt. Und ſo iſt alles gut! ſprich das Wort häufig nach, damit Du es recht verſtehen lernſt.

Alles gut? erwiederte Berthā, und hob ihr Auge zu dem empor, der auch des Vaters Vater iſt. O mein Herz iſt ja gebrochen, denn ich habe verloren, was ich liebte.

30.

Nicht alſo, erwiederte der Doctor, und man konnte bemerken, daß er Mühe hatte, ein heftigeres Gefühl zu unterdrücken, nicht Deine Liebe haſt Du verloren, ſondern einen unglücklichen Irrthum. Dieſen Irrthum mußt Du büßen, denn er iſt zum Theil Deine Schuld; doch nothgedrungen nehme ich die größere Hälfte dieſer Schuld auf mich, denn ich hätte mich mit Kraft ſtellen ſollen zwiſchen dieſe Neigung und dieſen Mann, der —

kein Mann iſt. Ich hielt ihn wohl nur für eitel und weich, und ließ mir ſeine ſogenannten guten Eigenſchaften durch das ganze Alphabet hindurch von Dir und der Welt einreden, thöricht wähnend, es könne ſich einmal, und zwar durch die Liebe für Dich, jene weiche Eitelkeit in fromme Kraft und beſcheidenen Stolz verwandeln. Welch ein Abgrund von Thorheit lag in dieſem Wähnen, freventlich widerſprechend der Schrift und dem Wort, daß nur der gute Baum gute Früchte hervorbringen könne, nicht der innerlich faule und verdorrte.

Und das ward ich plötzlich gewahr, da ich nun als Deinen Mann ihn ehren und lieben ſollte, und nicht konnte; ihn, der den Blumenkranz der Liebe und Ehe „vom Sims nahm und in den Schnapſack ſteckte,“*) und der ihn auch wohl zu Zeiten hervorſuchte, um die von gemeiner Hitze brennende Stirn damit zu kühlen. Und ich, ſonſt gewohnt, mir ſelbſt und andern nur wahr und ſtreng zu begegnen, mußte nun mich ſelbſt bezwingen, und halbweg freundlich thun gegen den zarten Sünder, damit der hohle Affe nur nicht böſe würde und ſeinen Zorn ausließe gegen Dich, wo er es leichter hatte, als gegen mich.

Nicht weiter, Vater, rief Bertha, o um Gotteswillen nicht weiter in dieſem Ton! Wie auch Theodor gefehlt haben möge, ſo wie Sie ihn jetzt ſchildern, iſt er nicht.

---

*) Vergl. Hamlet's Schilderung vom Oheim Claudius.

31.

Er iſt ſo! erwiederte der Alte; aber ich hatte abermals ſehr Unrecht, ihn gegen Dich ſo zu ſchildern. Doch ſo iſt es, wenn man einmal Unrecht hat, und dann hinterher das Unrecht ſich ſelbſt erklärt, und andere mitſtraft, während man ſich ſelbſt allein ſtrafen ſollte. So ſoll es denn auch bleiben, und ich ſehe nun klar, daß alle Schuld mein iſt, und Du, mein armes Kind, nur den Schmerz davon zu tragen haſt. So vergiß denn meine Schilderung, und ſchmücke ſein Bild, wie Du es vermagſt; geneſe nur, und ich erfülle ſogleich Deinen Wunſch, von hier zu gehen. Wir ſind wohlhabend genug, um überall leben zu können, wo Du es magſt, und meine Wiſſenſchaft läßt mich leicht überall einen Wirkungskreis finden.

Wenn Er nur glücklich iſt, ſagte Bertha leiſe, ich will gern ſtill duldend hinleben.

Der ächten Reue, erwiederte der Vater, iſt der Himmel unverſchloſſen, und wohl hoffe auch ich, Theodor werde bald bereuen. Wir aber werden hinfort ſehr ſtill und freundlich-ſanft leben, ſo daß eben nicht viel davon zu erzählen ſeyn wird, ſo wie man etwa gelaſſen anführt: Es ward Abend, der Mond ſchien, und eine leiſe Muſik ließ ſich vernehmen. — Wenn ich mir vorſtelle, daß etwa einmal ein gutmüthiger Dichter auf den Gedanken käme, unſere kleine Bürgergeſchichte mitzutheilen, ſo würde der Mann, wenn ich mich anders auf die Sache verſtehe, nichts weiter zu thun haben, als etwa das eben vorgefallene Geſpräch aufzuſchreiben, bei dem ich freilich nicht die beſte Rolle ſpiele, und dann könnte er uns verlaſſen mit den Worten: Sie lebten und liebten ſich, beteten und arbeiteten, und dabei fällt wenig Romantiſches vor. Deſto mehr aber wird er von Theodor zu berichten haben; ob aber ſehr Erfreuliches, bezweifle ich, und ich möchte des armen Dichters Arbeit hier nicht auf mich nehmen.

32.

Der Alte wollte gehen; aber ein bittender Blick von Bertha hielt ihn zurück. Er erwartete und vermuthete eine Frage, aber ſie ſchwieg, und ſo ſchwieg auch er. Erſt als die Dämmerung leiſe wogend und beruhigend nahte, und ſpäterhin der reine Schein des Mondes durch die grünen

Fenſtervorhänge hernieder fiel, da fragte Bertha: Und wie geht es Leo?

Er iſt geneſen, erwiederte der Vater, worüber ich auch wenig Sorge hatte. Der alte Student, der über ihm wohnte, und das Klirren der Degen gehört, war gleich zu ihm gekommen, jauchzend, daß ein ſo lieber ſtiller Jüngling, wie Leo, doch auch in ſolche Händel gerathen ſei, hatte dann die Wunde verbunden und nicht übel verpflegt, da ihm dergleichen Dinge doch wohl alle Quatember vorgekommen ſeyn mochten. Als er mich am andern Morgen dazu rief, fand ich wenig Neues zu verordnen, und jetzt, nach vier Wochen, iſt er völlig hergeſtellt.

Der Alte ſchwieg, und Bertha fragte: Und Sie hätten nichts weiter hinzuzuſetzen?

Wohl hätte ich noch, wirſt Du es aber vernehmen können?

33.

Da lächelte Bertha mit einer Miſchung von Wehmuth, und, wenn ich ſo ſagen darf, gelinder Bitterkeit, welcher auch der ſanfteſte Menſch vielleicht nicht immer wehren kann, und ſagte: Ich denke, ich kann jetzt Alles vernehmen.

Auch iſt es nicht betrübend, erwiederte der Vater, ſondern nur überraſchend, und gut, und recht gewiß. Er iſt nicht mehr in unſerer Stadt, ſondern auf dem Wege nach dem Öſtreichiſchen Feldlager, um einige Jahre dort als braver Kriegsmann zu handeln. Der Entſchluß entſtand rein aus ſeiner eigenen Bruſt, ich habe ihm nicht zugeredet; doch als ich es vernahm, ihn mit doppelter Liebe an mein Herz gedrückt. Es iſt gut ſo, und ſchön, und nothwendig. Er ſoll nicht mit Hamlet ſagen, es ſei die Zeit gekommen, wo die Tugend das Laſter um Verzeihung bitten müſſe, daß ſie tugendhaft zu ſeyn wage, ſondern ſein bloßer Blick ſoll den Lump beſcheiden und den Schurken zittern machen. Er ſoll nicht mehr verwundet werden können von Leuten, die nur nach dem Rechenbuche fechten, und faſt zu ſehr Unrecht haben gegen ihn. — O es jammert mich in der ganzen Welt faſt nichts ſo ſehr, als ein edler Jüngling, dem nichts fehlt, als die Übung des äußerlichen Lebens, die ſich auch der leere Schalk erwerben kann, die aber, wenn der Edle ſie ſich erwirbt, ſelbſt wieder zu etwas Edlem wird.

Bertha ſchwieg, und der Alte brach in die Worte aus: O warum darf ich ihn nicht meinen Sohn nennen! und Bertha erwiederte mit ſtillem ſinnigen Lächeln, das wie ein heiliger Schmerz ausſah: Sie dürfen es, denn er iſt mein Bruder.

34.

Es war eine ſehr anſehnliche und reiche Hauptſtadt, welche Theodor'n, Cäcilien und Eugen jetzt aufgenommen hatte, und wo in dem bewegten, ſogenannten großen Leben keine Frage nach der Art dieſer Verbindung zu befürchten ſchien. Cäcilie hatte ſich an jenem Tage, wo ſie Theodor's Schmerz und Bitten nachgegeben, zum erſten mal vielleicht in ihrem Leben überraſcht gefühlt, und nun die unendliche

Leidenſchaft und die demüthigſte Hingebung deſſelben konnte ſie einige Zeit in dieſer Überraſchung erhalten. Er ſagte ihr täglich, daß er um ihretwillen die Gattin verlaſſen habe und das Kind, die Vaterſtadt und den Vater; — und den lieben Freund — vielleicht aus dem blühenden Leben geriſſen.

Ich habe, ſo ſprach er oftmals, nun gar nichts mehr als Dich, meine holdſelige, geliebte Cäcilie, und es erſcheint mir auch als der höchſte Frevel, noch irgend etwas anderes zu wollen, als Dich. Ich ſtehe jetzt in jeder Hinſicht als ein Bettler vor Dir, und nur wenn Du Deine Arme um mich ſchlägſt, bin ich reich. „Als ein Bettler!“ ja, ich muß es ſagen, denn auch mein gutes, theures, ehrendes Staatsamt habe ich nummehr verloren, das allein mich nähren konnte. Ich hätte es nicht behalten können, auch wenn wir in der Stadt geblieben wären, denn in der engen Bürgerwelt, wie ſie dort ſich macht, würde man wohl kein rechtes Vertrauen mehr zu mir gehabt haben. Es hat faſt für mich ſelbſt etwas Rührendes, daß ich mich ſo als Bettler betrachte, und Du biſt nun gänzlich meine herrliche Gebieterin, der ich alles verdanken muß und gern verdanke; ja ich fühle mich ſelig in dem Gedanken, ganz Dir anzugehören, und geiſt- und leibeigen Dein zu ſeyn, und nichts mehr zu wollen, als was Du willſt, und nichts mehr nicht zu wollen, als was Du nicht willſt. Ich habe mich nie herrlicher gefühlt, als ſeit ich Dich meine unbeſchränkte Herrin nenne.

35.

So tief gefühlten und überſchwenglichen Reden widerſtand Cäcilie nicht, ſondern mit der ganzen Anmuth ihres Weſens umfaßte ſie ihn dann wohl, und ſagte mit anziehendem Lächeln: Du lieber Sklav, ich bin ja gern die Mitſklavin. Ich fühle ganz, was alles Du mir geopfert haſt, und heilig iſt mir, was ich Dir dafür zurückgebe: meine Liebe.

Da kam die ganze Fülle liebender Wonnetrunkenheit über ihn, und — muß ich das Entſetzliche ausſprechen? — ſelbſt der Schmerz des Gewiſſens erſchien ihm jetzt als Erhöhung ſeines trunkenen Gefühls.

Aber wie vermöchte ein Glück zu dauern, das auf unnatürlichem Grunde ruht, und, in ſich ſelbſt unſittlich, nur durch die Glut der Phantaſie und Leidenſchaft ſtets von neuem erzeugt und gehoben werden muß.

Es ſcheint am beſten, wenn wir, wie einſt, als er noch in Bertha's Beſitze war, ſo auch jezt, ſein Tagebuch befragen, das nun vermuthlich auch treuer und wahrer in Beziehung auf ihn ſelbſt ſeyn dürfte.

36.

Ich bin unendlich glücklich im Beſitze der ſchönſten, geiſtreichſten, geliebteſten Gattin, und wie iſt ſie ſo mild gegen mich!

Heute waren einige angeſehene Staatsmänner bei uns, und ich bemerkte an ihren Blicken, daß ſie fragten: Wer iſt denn der, daß er ihr ſo nahe hat treten dürfen? und was iſt er? und was treibt er? Es waren peinliche Augenblicke; aber ſie kam mir zu Hülfe, und unter ihrem liebend beſchützenden Blicke gedieh ich wieder.

(Später.)

Nur Eugen's Blicke kann ich nicht feſtſtehen, wie ſonſt, und doch, dünkt mich, ſollte er dem meinigen nicht ſtehen können. Welch ein Gefühl iſt, was ich gegen ihn hege? Mir iſt zuweilen — nimm Du es nur auf, verſchwiegene Tafel — als ſei er nie mein Freund geweſen, und ich nie der ſeinige, als ſei unſer ganzes Verhältniß ein Irrthum, und dieſer Irrthum könne ſich nur durch irgend eine entſetzliche Wahrheit löſen. Ein Irrthum? ein Irrthum in der Freundſchaft bricht oftmals über den Mann den Stab, und macht ihn ſelbſt zu einem

Irrthum. Aber ſie zeichnet ihn aus, und ſo ſoll es kein Irrthum ſeyn, und ich will ihn achten und lieben. — Hätte er nur andere .... Augen. — Warum fand ich das ſonſt nicht? Weil ich nicht ſehen konnte, weil ich nicht anſchauen konnte. Wir lernen ſo viel, und ſo vieles; aber nicht ſehen, und das ſollten wir doch. Mich dünkt, ich habe erſt ſeit wenigen Monaten ſehen gelernt.

37.

(Später.)

... Mild? war das Cäcilie auch heute? Geſtern Abend ſchien es mir, als ſei ſie unzufrieden, ich fühlte mich unfrei, wollte es nicht merken laſſen, und war auf Witz und Laune bedacht. Ich brachte auch manche vielleicht gute Einfälle an den Tag;

ich hatte ſie aber ſämmtlich vor etwa drittehalb Jahren erfunden, wie Gelee aufgehoben, und reichte ſie nun herum. Sie wollten nicht recht ſchmecken, auch mir ſelbſt nicht, und Cäciliens Auge ruhte verweiſend auf mir. Heut früh erſchien ſie ſogar faſt trübe, oder — muß ich das unangenehme Wort nennen? — gar übler Laune. Ich fragte faſt ängſtlich, ob ihr unwohl ſei, und ſie erwiederte kühl: „O nein; aber Du — mußt gewandter werden, denn geſtern, verzeihe mir, erſchienſt Du faſt unbeholfen.“ Ich konnte nichts antworten; aber jetzt fällt mir ein, daß man ſonſt ſogar meine Gewandtheit rühmte, doch fühle ich zu Zeiten ſelbſt, daß es mit ihr zu Ende iſt.

Es war doch eine eigene Scene, als ich ſo fragte und ſie ſo antwortete. Und der

Bediente brachte gerade den Komödienzettel, mit der Aufſchrift: „König Lear.“ Warum mußte mir in dem Augenblicke einfallen, daß der Narr hier einmal etwa alſo ſagt: „Gevatter Lear, Gevatter Lear, Du warſt ein ganz hübſcher Mann, als Du noch nicht nöthig hatteſt, Dich um die verdrießlichen Mienen Deiner Tochter ſonderlich zu bekümmern.“ Es war ein närriſcher Gedanke, und doch . . . hinunter, hinunter, Du aufſchwellendes Herz!

38.

Ich konnte es nicht laſſen, geſtern Abend in den König Lear zu gehen; aber ich vermochte es nur drei Acte auszuhalten, denn mir war, als wollte mein Herz vergehen in den Thränen des Mitleids. Das iſt kein Schauſpiel, es iſt ein Weltgericht; und erſt ſeit geſtern ahne ich ganz, was der Meiſter wollte. Ich vergaß alles um mich her, als Lear ſagte: „ich gab euch alles," und als die Töchter erwiederten: „und es war hohe Zeit, daß ihr es gabt," und als ſie gräßlich kühl der „wunderlichen Launen" gedachten, die dem Manne nicht ziemten, da ſchienen mir dieſe Erwiederungen die Welt zu bedeuten, die keinen Theil hat an der Liebe und Gnade. Ich mußte zu ſehr weinen, darum ging ich ſo früh; doch habe ich dafür wieder hören müſſen, ich ſei zuweilen ſehr unbeholfen.

Unbeholfen? In anderer Beziehung mag das vielleicht ſeyn; ich fühle wohl, daß ich mich in dieſer Luft nicht frei bewegen kann. Ach, ich bin verwöhnt, ſehr verwöhnt worden mein Lebelang, beſonders in den letzten Jahren durch die zarteſte Nachſicht. — O ſtill, ſtill!

Unbeholfen bin ich, und die geliebte, herrliche Cäcilie hat recht, mich ſo zu nennen; doch kann ich immer noch erträgliche Bemerkungen machen, und es freut mich, daß ich es Eugen nicht verhehlte, der „feurige Herzog" habe geſtern gerade ausgeſehen, wie er.

39.

(Zwei Monate ſpäter.)

Es iſt bedenklich, wenn uns plötzlich die Luſt zum Schreiben ausgeht. Das erfuhr ich, denn lange ſchon zeichnete ich nichts mehr auf. Es war ſo ſchwül, ſo mittagsſchwül um mich her, und ich konnte auf keinen kühlen Abend rechnen.

Brich doch hervor, Du ſchlafendes Gewitter! und Du, gezackter, flammender Blitz, ich ſcheue Dich nicht; und triff nur nicht die Geliebte! Nur an Cäcilien gehe ſchonend vorüber.

Das iſt zu viel! zu viel! und wie ein blutig geritztes Roß bäume ich mich gegen den abſcheulichen Schmerz, der mich ſchlangenartig anſpringt und anſpritzt. „Ich ſoll mich bilden nach Eugen, und ihn zum Muſter nehmen.“ Die Geliebte will, daß der Geliebte anders werde, ganz anders, und damit er gleich wiſſe, wohin er zu ſtreben habe, ſo zeigt ſie ihm höflicherweiſe das Ideal gleich ſelbſt.

Was kann ſie dafür, daß ich in dieſem Verweiſen auf einen Dritten einen Hochverrath an der Liebe finde? Solche

Anſichten machen ja eben meine Unbeholfenheit, und die ſoll ich mir abgewöhnen. Was kann ſie dafür, daß ich das mir aufgeſtellte Ideal haſſe, und daß mein Blut gerinnt und gefriert, wenn dieſer Eugen auch nur in das Zimmer tritt? Er vergiftete mein Glück in Bertha's Armen und nun in Cäciliens. O wie habe ich verſchwendet in der Freundſchaft! und das kann die Natur nicht vergeben. Jetzt umklammert er mich, wie die Schlange den Laokoon, und wenn ich rufen wollte: „Rettet mich von dieſer Schlange!“ ſo würde mir nicht bloß Regan und Gonerill, ſondern die ganze Welt erwiedern: O mein Herr, das ſind ſeltſame Launen, die Euch nicht geziemen, es iſt ja Euer lieber, zärtlicher Freund.

40.

(Später.)

Auf, alter König! Du, Kent, der Narr, und ich, wir wollen mit Dolchen unter dieſe Feinde fallen und ſiegend umkommen. — Aber Du wendeſt Dich verachtend von mir ab, und ſprichſt: Was habe ich zu ſchaffen mit Dir?

Geſtern ſetzte mich ein alter Mann in große Verlegenheit durch die ruhig freundliche Frage: Wer ſind Sie eigentlich? und was? doch gab ich die ſchöne Antwort: Wenig, ungemein wenig!

Nein, das iſt gegen die Abrede. — Kinder müſſen nicht freundlich zu mir thun. Ich hatte auch einmal Eines. — Pſt, pſt!

Auch auf die Bildergallerie darf ich nie wieder. Eine Madonna von Correggio hat gerade ſo liebe leiſe Hände, wie Bertha.

41.

(Später.)

Nun wird es ſeltſam, und ich könnte wohl böſe werden, dürfte ich es mir nur erlauben. Ich ſaß geſtern Nachmittag mit Cäcilien zuſammen und ſie war ohne Zweifel ſehr geiſtreich und witzig, nur daß ich leider — es war gewiß unartig — nicht recht hinhörte, ſondern träumend dachte an die milden Hände der Madonna, und an — Cordelia, wie ſie ſagt: „Was ſoll Cordelia thun? ſchweigen und leiden.“ Endlich, da Cäcilie ihre Fülle von ſchönen Gedanken und Einfällen erſchöpft hatte, ſagte ſie raſch aufſtehend: Es thut mir leid, mein Herr, Ihnen aufrichtig geſtehen zu müſſen, daß Sie von Tage zu Tage langweiliger werden. Sie verließ ſchnell das Zimmer, und es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich nicht antworten konnte. Ich ſah ſie hinterher mit Eugen ausgehen.

(Später.)

Es iſt bös, wenn ein Menſch ſolche Unglücksdinge erlebt, die, wenn er ſie erzählen wollte, ſelbſt den Gutmüthigen zum Lachen reizen könnten. Wie, wenn ich z. B. vorbrächte: Früherhin quälten mich die Worte „angenehm und gefühlvoll,“ von einem Freunde geſprochen, würde man mir nicht antworten: Warum warfſt Du ihn nicht im Nothfalle zum Fenſter hinaus? Und jetzt hat mich meine Geliebte „unbeholfen und langweilig“

genannt, würde es nun nicht heißen: Warum ließeſt Du es dahin kommen?

Es hilft nichts, daß ich mich ſelbſt zum Gegenſtande meiner Satyre mache, die Worte bleiben ungelöſt, wie Pfeile in meinem Herzen ſtecken, und ich kann aus dieſen Pfeilen keine Harfe zimmern, auf der ſich Liebes- und Lebensmelodien ſpielen laſſen.

42.

So weit hatte Theodor geſchrieben, als ein alter Bedienter ihm einen Brief, auf dem zarteſten Velinpapier geſchrieben, überbrachte, an deſſen Aufſchrift er ſogleich Cäciliens Handſchrift erkannte. Ein heftiges Zittern durchflog ſeinen Körper, und auf dem blaſſen Geſicht zuckten einige ſeltſame Flammen. Endlich riß er den Brief auf, und las:

Das Beſte, was der Menſch dem Menſchen geben kann, iſt die Wahrheit, und ſo werden Sie, mein Herr, mir gewiß verſtatten, Ihnen hierdurch unumwunden zu geſtehen, daß ich mich gänzlich in Ihnen geirrt habe. Was ich in Ihnen geachtet und geliebt, war nur Wallung; der Reſt iſt Mittelmäßigkeit und Gewöhnlichkeit, die ohnehin noch ſehr getrieben werden muß, um auch nur das Wenige zu ſeyn, was ſie iſt. Ich tadle mich ſelbſt genug um meinen Irrthum; aber es iſt mir nicht zuzumuthen, mein Leben nur an die Büßung deſſelben zu wenden, und ſo endige ich den Irrthum eher als meine Jugend, der er Gefahr bringen könnte.

Offen, wie immer, erzähle ich Ihnen hiemit, daß ich Sie verlaſſe, und, wenn Sie dieſes leſen, ſeit vier und zwanzig Stunden mit Eugen auf dem Wege nach Italien bin. Mit Eugen, der, ſei er auch eben nicht aus Blumenduft und Äther gewoben, doch ein Mann iſt, und man kommt nur ſelten in den Fall, dieß Wort mit Wahrheit ausſprechen zu können. Ihnen ſelbſt möchte ich rathen, zu Bertha zurückzukehren. Dergleichen ordinaire, doch gutmüthige Frauen befinden ſich nie wohler, als wenn ſie vergeben können; und Sie, bei pflichtmäßiger Reue und Buße, wozu ſchwache Charaktere ohnehin gute Anlage mitbringen, können es noch ganz leidlich und über Verdienſt bequem bei ihr haben.

Da Sie aber in dieſem Augenblicke arm ſind, ſo lege ich Ihnen hier eine Anweiſung auf die bedeutende Summe von hundert Louisd'or bei, die Sie vor Mangel ſchützen wird, bis Sie irgend einen Erwerbszweig ergriffen haben. Leben Sie wohl und grüßen Sie Bertha, die, obwohl ſehr begränzt, doch in der Begränzung vollſtändig iſt.

Eugen hatte Folgendes beigeſchrieben: Glaube mir, mein theuerſter Freund, es iſt Dein Beſtes, was wir mitbezwecken, indem wir unſer Beſtes wollen. Du wirſt ohne Zweifel jetzt zürnen; doch die Stimmung geht vorüber, und dann wirſt Du Dich tröſten. Du verlorſt Deine Bahn, ſuche ſie zurück zu gewinnen.

43.

Theodor hatte dieſen Brief nunmehr wohl eine Stunde lang angeſtarrt, als der alte Bediente, der vielleicht geahnet haben mochte, daß er nichts Erfreuliches überbringe, ſich ihm mitleidig näherte, fragend, ob er nichts für ihn thun könne. Der Anblick eines Menſchengeſichts weckte ihn aus ſeiner Betäubung; aber der ungeheure Schmerz, der ſein ganzes Innere erfaßt hatte, riß ſeine Seele für den Augenblick zu einem halben Wahnſinn hin, und da der Alte noch einmal fragte: kann ich denn gar nichts für Sie thun, armer Herr? ſo erwiederte jener mit irren Blicken; Sende zu Cordelia, daß ſie mir beiſtehe, und Du, treuer Kent, den ich ſo ſchwer beleidigt habe, und der mir doch alles verziehen hat, hilf mir gegen dieſe . . .

Dann aber fiel ſein Blick auf den Wechſel, und, indem er ihn mit unendlicher Heftigkeit zerriß, ſagte er: Siehe, ſie bietet mir hundert Goldſtücke für ein verlorenes Leben! — Oh!

Und an dieſem Gedanken ſchwand ſeine Kraft, und er ſank ohnmächtig in die Arme des treuen Dieners.

44.

Laß uns, geliebter Leſer, nicht fragen, wie ſich das Geſchick gegen die Entflohenen geäußert habe, ſondern laß uns lieber den uralten, einfachen Gedanken von neuem faſſen, daß das wahre Glück doch nur in einer reinen Bruſt wohnen könne. Ob menſchliche Strafe die Sünder einhole, muß den Geſetzgeber und die Obrigkeit allerdings gar ſehr kümmern; uns hier, in dem rein-menſchlichen Leben, geht es wenig an. — Hat dich irgend ein Menſch betrogen, verletzt und gekränkt, ſo ſtehe du ihm männlich kräftig gegenüber, ja es ſei dir verſtattet, ihn auf eine edle Weiſe zu beſtrafen. Iſt er aber hinweg gegangen, und trennen dich Ströme und Wälder, Berge und Thäler von ihm, ſo wolle du nicht die Strafe des Himmels auf ihn herab beten, ſondern gehe du friſch und neu an dein eigenes Leben, und in der Idee des Guten und Böſen verſchwinde dir das Böſe, das dir ſelbſt widerfahren iſt. — Und ſo laſſen wir Eugen und Cäcilien ruhig hinfahren, und wollen gar nicht wiſſen, wie es ihnen im Einzelnen ergangen ſei, da wir ja ſehr deutlich erkennen, wie es ihnen im Großen und Ganzen ergehen müſſe.

Wohl aber kehren wir jetzt mit erhöhter Theilnahme zu Theodor zurück.

45.

Wochen und Monate vergingen, und über Theodor war eine finſtere, gewitterſchwere Wolke ausgebreitet. Im verworrenen Zürnen wollte er bald den Entflohenen nacheilen, um den Verrath, den er erfahren, blutig zu rächen, bald wieder, allein gegen ſich ſelbſt wüthend, wünſchte er nur, raſch zu enden, um dem ganzen harten Leben flüchtend zu entkommen. Dieſer Zuſtand des Zürnens und Verzagens, des Verzweifelns und Vergehenwollens, riß ſo gefährlich auch an ſeiner körperlichen Kraft, daß er faſt wie ein abgeſchiedener Geiſt unter den blühend hinwandelnden Menſchen umherging. Aber er ging auch bald nicht mehr unter ihnen her, ſondern der Einſamkeit ſich ergebend, ſann er auf trübe Weiſe tiefer und tiefer über ſich ſelbſt und ſein Geſchick nach. Wohl hätte das bedeutende Gefahr bringen können, denn der Menſch gedeiht nur unter den Menſchen, und die ſüßen Freuden der Einſamkeit gehören nur als ſeltene Genüſſe den Reingebildeten an. Aber der Himmel meinte es ſehr gnädig mit ihm, und gab ihm Gelegenheit, ſich ſelbſt zu erkennen, und den Weg, wo noch Friede und Gnade für ihn zu finden war.

Laß uns, geliebter Leſer, hier abermals das Tagebuch des verarmten Menſchen zu Rathe ziehen.

46.

Ich habe eine neue Wohnung bezogen, ſchrieb Theodor um dieſe Zeit. Meine vorige war mir zu geräuſchvoll; dieſe iſt ſtill und arm genug, und hat die Ausſicht auf den Kirchhof, wo Leichenſteine, Moos, Mondſchein und Kirchenglocken ein gutes Gedicht bilden. Ich aber kann keins daraus machen, ſondern ſehe nur ſtarr hin.

Ich muß mich ſehr einſchränken, und doch, wenn ich es auch noch ſo ſehr thue, reiche ich höchſtens ein Jahr. Und dann ... darf ich dann ſterben? Nein, ich *muß* hinunter wieder zu den Menſchen, und ſie bitten, mir Arbeit zu geben, damit ich eſſen könne. Aber nur die Glücklichen nehmen die Nahrung mit Vergnügen; der Unglückliche nur aus Pflicht.

(Später.)

Was rührte mich heute ſo ſehr? Es iſt Sonntag, die Kirchenglocken tönten recht feierlich. Ich ſehe zum Fenſter hinaus; und meine Hauswirthin, eine bejahrte, doch noch ſehr rüſtige, brave Frau, eine Wittwe, geht mit ihren fünf Kindern ſtill und andächtig und in gemeſſener Ordnung über den Kirchhof der Kirche zu. Sie war gekleidet, wie ich mir etwa die frommen Bürgerfrauen in der letzten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts denke, ſo auch die Kinder, die erwachſenen, wie die noch unmündigen. Und alle hatten Geſangbücher und Bibeln unter dem Arm. Sie bemerkte mich, als ich ſie grüßte, und dankte freundlich, doch feierlich, denn es war ja Sonntag. — Warum war mir der unbedeutende Auftritt ſo rührend?

47.

Ich habe der guten Frau eine kleine Gefälligkeit erzeigen können. Sie bat mich, da ſie ſelbſt mit der Feder nicht recht fortkönne, einen Brief an einen unzufriedenen und viel begehrenden Vetter zu ſchreiben. Der Mann will auswandern nach einem fernen Welttheile, wo er mehr zu gewinnen hofft; aber er ſoll im Lande bleiben und ſich redlich nähren. Hat er wahre Noth, ſo will ſie, trotz ihrer Armuth, ihn gern unterſtützen; iſt er aber bloß habſüchtig, ſo ſoll er ſich ſchämen und beſſern. Der Gegenſtand intereſſirte mich, und ich ſchrieb einen ausführlichen und auch ſonſt leidlichen Brief, mit dem ſie ſehr zufrieden war. Als ich ſiegelte, ſagte ſie: Nun, Gott ſegne das Werk; denn ſonſt hilft doch alles nichts.

Nach einigen Tagen beſuchte ich ſie, um ihr die Monatsrechnung zu bezahlen; und ſie erzählte mir mit groſſer Freude, der Brief habe geholfen. Der Mann gehe in ſich, und wolle warten und hoffen, wie es recht ſei. — Da habe ich nun bei mir ſelbſt gedacht, fuhr ſie fort, wie ich wohl Ihnen, mein werther Herr, meine Erkenntlichkeit bezeigen könnte für die Bemühung, die Sie für mich gehabt; und da iſt mir etwas gar Gutes eingefallen, oder, wie ich wohl ſagen mag, eingegeben worden.

Bei dieſen Worten gab ſie mir eine alte, aber noch ſehr wohl erhaltene Bibel, und ſagte faſt feierlich: Aus dieſem Buche, ſo wie Sie es hier ſehen, haben ſchon gar manche Männer und Frauen in alten Zeiten bei ſchwerem Drangſal und Nöthen

Troſt geſchöpft, und wohl mag ich glauben, daß mein werther Herr deſſelben hochnöthig habe. — Weigerung von meiner Seite würde beleidigt haben, und ſo nahm ich das Geſchenk, und ging.

48.

(Einige Tage ſpäter.)

Wie iſt mir denn? Iſt es doch, als fielen einige Stralen in meinen Kerker. Zwar, wenn ſie ſo das Gefängniß erhellen, ſchaudert mich wohl doppelt vor der Enge dieſes Gefängniſſes; aber jene Leuchtſterne erfüllen mich zugleich mit einer Kraft, wie ich ſie nie beſaß. Wie? Iſt es denn wahr, daß die Bibel — ich muß erröthen, daß ich Jahre lang ſie nicht geleſen, ja nicht einmal um mich in meinem Zimmer gehabt habe, — iſt es wahr, daß ſie ein ſo ganz anderes, ſo unendlich anderes Buch ſei, als alle, die je von Menſchen geſchrieben worden? — Bertha wußte das ſtets.

„Kommt her zu mir alle, die ihr mühſelig und beladen ſeid, ich will euch erquicken.“ Wohlan denn, Du Großer und Heiliger, der Du ſo ſprachſt, ich nehme Dich beim Wort und komme zu Dir. Öffne den Quell Deiner Gnade, und laß den halb Verſchmachteten trinken. Zürne mir nicht mehr um meine Fehle, ich bin zu unglücklich, als daß Du, Sanfter, zürnen könnteſt. Ich komme.

(Später.)

So war es doch nicht recht. Ich war zu ſtolz, noch immer zu ſtolz, und wollte faſt den Troſt und die Gnade erſtürmen. Still gläubig und demüthig ſoll man kommen, und ich . . . . o kann ich jemals demüthig genug kommen?

49.

Wochen ſind vergangen, und ich habe nicht geſchrieben, nicht aus Unluſt oder Unmuth, wie wohl ſonſt, ſondern weil ich zu ſehr in die Anſchauung der alten und ewig neuen Weisheit mich verſenkt hatte.

Aber wie tief mußte ich erſt verwundet werden, ehe ich auch nur dahin kam, meine Krankheit zu erkennen und die Möglichkeit ihrer Heilung.

Ja, ich erkenne meine Krankheit: ich habe nie etwas anderes gewollt, als mich; mich in der Wiſſenſchaft, mich in der Kunſt, mich in der Freundſchaft, mich —

[illegible] des Gräuels! — in der Liebe und Andacht. So wurde ich ein Spielwerk der irdiſchen Verhältniſſe, und ſank um ſo tiefer, je mehr ich mich zu überreden ſuchte, daß ich hoch und ſicher ſtände. Ich hätte ein glückliches Leben, glücklicher als es Millionen zu Theil wird, rein genießen können; aber ich ſelbſt ſtieß die goldene Schale mit dem Trank ſchuldloſer Freude zurück, und dürſtete nach dem Rauſch ſündhafter Erhitzung.

Alles begünſtigte mich. Eine geſunde Kraft wohnte in meinem Körper; aber ich achtete ihrer nicht, freventlich meinend, das müſſe nur ſo ſeyn. Meine Mitbürger liebten mich und vertrauten mir, denn ich arbeitete erträglich; ich wollte ja glänzen; aber ich ſelbſt ſage mir jetzt, daß der geringſte Handwerker, wenn er mit

Beſcheidenheit ſein Tagewerk verrichtet, höhern Werth hatte, als ich in meinem prunkenden Scheinleben.

50.

Ich ſank herab zum Knechte der bittern Meinungen eines verkehrten Menſchen, an den ich den Namen „Freund“ verſchwendete, weil ich mich ſowohl an ſeine Unarten, als an ſeine Schmeicheleien gewöhnt hatte. Ich ſtörte den heitern Lebensgang eines wackern Alten und einer begränzten, doch gutmüthigen Mutter, und . . . .

Und Bertha! — o mein ganzes Herz erzittert, wenn ich an den namenloſen Jammer denke, den ich über dich gebracht. Wenn du jetzt die Menſchen flieheſt und haſſeſt, ſo iſt es meine

Schuld. Wenn dein liebendes Herz zu kaltem Mißtrauen ſich gewendet fühlt, oder wenn dich die Morgenſonne in Thränen findet, und die Abendröthe ſich in dem Blicke der Erſchöpfung ſpiegelt, ſo iſt es mein Werk.

Wenn mein Kind, mein liebes Kind, meine kleine Theodora, mit den ſinnigen Augen, — o iſt es denn möglich, daß ich ſie verlaſſen konnte? der Vater die Tochter? — wenn ſie mit dem Lächeln der Unſchuld die Mutter fragt: „Warum weinſt du denn? es iſt ja alles ſo ſchön auf der Welt,“ und die Mutter antwortet: „Lächle nur weiter, du kleine Waiſe, es wird bald aus ſeyn mit dem Lächeln,“ und wenn dann das Kind doch nicht weiter lächelt, ſondern mitweint in den Schmerz der Mutter, ohne ihn zu verſtehen ..... o könnte ich doch nur ein einziges mal noch zu euren Füßen ſinken, und ... nicht eure Vergebung erflehen, ſondern nur meine Reue euch kund thun.

Wenn Leo, mit verletztem Herzen, in giftige Starrheit fällt, und das Leben ihm nur wie ein geſtaltloſer Traum erſcheint, der keine Wahrheit hat, wenn er, mit gelähmter Rechten, vielleicht nur die Linke aufheben kann, um vom Himmel Rache gegen mich zu fordern, ſo iſt das mein Werk. Alles, alles mein Werk! —

51.

Und ich kann mir das alles ſagen, und ich lebe noch? Ich kann es, denn ich bin nicht mehr, der ich war. Ich verhehle mir keine meiner Sünden mehr, und ich will jeglichen Schmerz, den ſie geben, rein austrinken; ich will unendlich leiden, aber nicht verzweifeln. Wären auch meine Sünden zahlloſer, als der Sand am Meere, ſo iſt doch Gottes Gnade unendlich und ſeine Barmherzigkeit unerſchöpflich.

Selbſt den zu weichen Schmerz und eine gewiſſe zarte Wehmuth, die ſich zuweilen meiner bemächtigen will, muß ich mir verſagen, denn er greift die Kraft meines Körpers und meiner Seele an. Das aber darf nicht ſeyn, denn auch der feinſte und langſamſte Selbſtmord iſt doch ein Selbſtmord, und ſchwere Sünde. Ich will keine neue auf mich häufen, ich will mich recht vorſichtig und behutſam grämen, und ja nie bitter ſeyn. — Weinen darf ich nicht; am wenigſten um Mitternacht, wie neulich. — Oh!

(Später.)

Ich arbeite wieder, denn das ſoll der Menſch niemals unterlaſſen, und die ächte Reue will nicht müßig ſich an ihrem Schmerze weiden.

Auch ſoll ich mich ja ernähren, und nicht ſagen: „Graben mag ich nicht.“ So hab' ich denn Arbeit geſucht und gefunden in dem Unterricht von Knaben und Kindern, ſo wie du einſt, guter Leo. Ach, und doch wie ſo ganz anders mochteſt du das edle Geſchäft verwalten, du Heiterliebender, Geduldigſtarker!

52.

Manche Eltern ſchreckt wohl mein leidendes Geſicht zurück, und manche ſonſt gar gute Knaben nicht minder, daß ſie kein rechtes Vertrauen zu mir faſſen können. Sie ahnen etwas Unheimliches in mir, und kann ich ihnen wehren, Recht zu haben? —

Faſt zu allen andern Geſchäften des Lebens bedürfen wir nur der Gutmüthigkeit, der Anſtrengung und des Fleißes; aber zu dem Geſchäft des Lehrers einer ununterbrochenen, unverſieglichen Heiterkeit, denn nur, was aus einem ſittlichen und heitern Herzen kommt und über heitere Lippen geht, dringt wahrhaftig ein in das Gemüth der Kinder. Doch ich will den Muth nicht verlieren.

(Später.)

Mir träumte neulich, meine Bertha und meine Theodora ſäßen in einem ſchönen Garten neben einer wunderherrlichen Lilie, die weit über die natürliche Größe war. Und ein lieblicher Engel ſchwebte über dem Kelche der Blume, und flüſterte leiſe tröſtende Worte. Aber die Geliebten ſagten: „Schwebe zu ihm, dem Armen, und kühle ihn. Wir weinen auch, aber unſere Thränen ſind nicht brennend, wie ſeine.“

Dann aber führte mich der Traum auf eine prangende Höhe, die mit einer Menge von unnatürlich hohen Tulpen bewachſen war, deren grelle Buntheit das Auge faſt verletzte. Und ich ſah eine ſchöne, doch hoffärthig kühl blickende, weibliche Geſtalt in feuerfarbenem Gewand, und eine männliche in ſchillerndem Grau. Aber nach und nach wurden die ſtolzen Augen matter und immer matter, bis ſie zuletzt ganz verlöſchten. Und mir war, als verſanken endlich beide Geſtalten, wie in Aſche. Ach, ich kannte ſie wohl; aber ich vermochte nur ein peinliches Mitleiden für ſie in meinem Herzen aufzutreiben; nicht mehr.

53.

So waren etwa zwei Jahre verfloſſen, und Theodor hatte in einem wohlgeordneten, redlich thätigen Leben Stille und Friedlichkeit des Herzens wiedergewonnen.

Wie es aber Krankheiten giebt, von denen man nie vollſtändig geneſen kann, ſo giebt es auch geiſtige Schmerzensmomente, denen niemals wieder die ächte Heiterkeit zu folgen vermag. Theodor fühlte ſeit jenem Augenblick, wo er aus Cäciliens Briefe erfuhr, daß ſie ihn für ein verlornes Leben und für ein gebrochenes Herz hundert Goldſtücke beſtimmt habe, ſeine Geſundheit in ihrer Wurzel angegriffen, und die dann folgende Reue, mühſeliges Arbeiten, von keinem günſtigen Erfolg belohnt, und die Armuth, die er nicht abzuwenden vermochte: das alles war nicht geeignet, die verlorne Kraft zurück zu rufen.

Da rieth ihm die fromme Hauswirthin, die Stadt, in der er bisher bewohnt, zu verlaſſen, und mit einem freundlichen Städtchen, etwa zwölf Meilen von da, zu vertauſchen. Es liege in einem angenehmen Thale, ſei von gar manchen ehrbaren Bürgerfamilien bewohnt, an deren einige ſie ihm, dem treuen Lehrer, Briefe mitgeben wolle, da ſie dort [illegible] bekannt ſei. Sie habe die Ahnung, daß es ihm daſelbſt ſehr wohl ergehen werde; auch ſei dort eine löbliche Wohlfeilheit der erſten Lebensbedürfniſſe anzutreffen. Die ſtille Friedlichkeit des Orts bleibe jedoch die Hauptſache.

54.

Theodor fand den Rath zweckmäßig, obwohl er fühlte, daß ihn die anbrechende —

Macht bald über alle Theurung und Wohlfeilheit hinweg ſetzen würde.

Beim Abſchiede ſagte die gute Frau: Ich habe mir übel gerathen, denn ich werde Sie täglich vermiſſen. Mir war in der letzten Zeit oft, als könnte ich ſelbſt für meine leiblichen Söhne kein größeres Mitleid haben, als für Sie, mein werther, unglücklicher Herr. Ihnen aber habe ich gewiß gut gerathen, das ahne ich mit ganz beſonderer Gemüthsbewegung.

Theodor war tief gerührt, da er in dem Auge der Greiſin ſogar Thränen erblickte, die bei ihr überaus ſelten waren; doch, ſeinem Vorſatze getreu, jede zu weiche Rührung abzuwehren, ſagte er nur ſtill ernſt, indem er ſich tief verbeugte, und in der Verbeugung beharrte: Gebt mir Euren Segen, gute Frau, ich bedarf deſſen.

Die Frau legte ihre alten Hände auf ſein Haupt, und ſagte: „Gott ſei mit Ihnen!“ und aufſtehend ſprach er: „Amen; denn nur, wenn Er mit uns iſt, ſind wir wahrhaftig.“

55.

Es beſtätigte ſich alles, ſo wie es die gute Frau geſagt. Theodor fand ein helles, freundliches Städtchen, deſſen Häuſer in guter Ordnung und doch zwanglos, wie hingeworfen in das fruchtbare, ſich weit ausſtreckende Thal, erſchienen. Einem nicht unbeträchtlichen Theile der

Bewohner dieſes Ortes hätte man wohl den Namen der Stillen im Lande geben mögen, wenn dieſer Name nicht bereits längſt gewaltet hätte, und zu oft mit unſtatthafter Ironie ausgeſprochen würde. Die Leute ſchienen ſchon gewohnt zu ſeyn, daß Menſchen, die das größere Leben wund gerieben, oder gar verſtoßen hatte, nicht ſelten bei ihnen ihre Zuflucht nahmen, und es war ihnen dadurch eine rühmliche Fertigkeit eigen geworden, mit Unglücklichen umzugehen.

Theodor fühlte ſich bald einheimiſch, ja, er pflegte nicht ſelten zu ſagen, es töne ihm hier alles, wie ſanfte Abendglocken, die zu einem beſſern Schlaf einladen, als der irdiſche iſt. Der Morgen und Nachmittag war ganz der Arbeit gewidmet; der Abend immer einem Spaziergange, in den mannichfaltigen Partien des Thales, oder den Fluß entlang, oder die eng verſchlungenen, doch künſtlich gefügten Fußpfade hinauf zu den Hügeln, und dem waldigen Gebirge, welches das ſchuldloſe Thal zu ſchützen ſchien. Die Freuden des Spazierengehens hatte er erſt kennen lernen, ſeitdem er in ſich ſelbſt einige Klarheit gewonnen. Denn überaus betrübt und peinlich muß es ſeyn, wenn ein verworrener Menſch mit ſich ſelbſt und der Natur allein iſt.

56.

Als es gegen den Herbſt ging, und die Blätter fielen, wählte er beſonders gern den Weg zu einem ſchattigen Hügel hinauf, wo ein mit großer Sorgfalt gepflegter Weingarten, und im Hintergrunde ein helles, ſtattliches Haus, von höherer Bildung und Wohlhabenheit der Bewohner zu zeigen ſchien. Alles war hier ſo heiter ruhig, ſo lieblich ſtill, daß er ſich davon faſt wunderbar angezogen fühlte, nur bedauernd, daß er nicht den Muth habe, näher, oder gar in das Haus zu treten, eine Freiheit, die die Beſitzer, wenn wir ſie uns, wie billig, als gaſtliche Menſchen denken, wohl würden verziehen haben. Aber zu dieſem Muth brachte er es nie, und die höchſte Kühnheit blieb immer, wenn er ſich, um ein wenig zu ruhen, auf die äußerſte Raſenbank ſetzte.

Von hier aus hatte er zuweilen ein anmuthiges Kind im Vorhof des Gartens ſpielen ſehen, und gehofft, es werde ſich auch wohl einmal bis zu ihm verlaufen. Es war aber nie geſchehen, und er ſelbſt wagte nicht, in einen fremden Garten einzutreten. Der Name des Beſitzers, eines alten Mannes, der hier mit ſeiner Tochter und dem Kinde wohnte, war bald erfragt; unſerm Theodor aber gänzlich unbekannt.

57.

Als der October zu Ende ging, fühlte ſich Theodor in jenem Zuſtande, den der Spätherbſt wohl bei entſchieden Kranken hervorzurufen pflegt. Es war ihm, als ſchwebe er leiſe in warmer Luft, oder ſchwimme in halber Trunkenheit in einem ruhigen, widerſtandloſen Waſſer. Dazwiſchen aber tönten wieder noch leiſere, aber um ſo tiefer anregende Abendglocken, und Theodor ſagte zu ſich ſelbſt: Was ſie tönen, heißt: „Zu Ende, zu Ende, und zu ſchönerm Anfang, Gottlob!“

Eines Tages, als die Herbſtſonne mit ganz beſonderer Lieblichkeit leuchtete, fühlte ſich Theodor noch früher als ſonſt angeregt, ſeinen Spaziergang anzutreten.

Draußen ſchien ihm heute alles mit neuen Reizen geſchmückt, aber es waren nicht blendende Reize, ſondern ſehr ſanfte, kindlich lächelnde, und wie ja wohl ein ſchönes Kind zu lächeln pflegt, wenn es ſich zur Ruhe legen will, ſo jetzt die Natur, ſich vorbereitend zu dem langen Winterſchlummer.

Theodor mußte heute ſehr langſam wandeln, denn er fühlte ſich leiblich faſt erſchöpft, aber innerlich ſehr wohl, ja, man hätte ihn jetzt zum erſten male heiter nennen können. — Dieſes leiſe Wehen der Natur, ſagte er zu ſich ſelbſt, rührt mich wohl faſt zu ſehr. Ich könnte heute nicht einmal eine dieſer letzten Blumen pflücken, mir würde es ſcheinen, wie ein Raub. O verſtehe ich es recht, dieſes leiſe Wehen? und iſt es nicht, als ſpräche es: „Schön iſt das Leben, ſchöner noch der Tod!“ — Ich mag dich wohl verſtanden haben, du große Natur. Es geht raſch zu Ende, und ſo iſts gut, denn nichts iſt trauriger, als wenn ſich das Ende dehnt und zerrt.

58.

Er gelangte heute nur mit Mühe bis zu der Raſenbank, und ſtill vor ſich hin ſchauend, ſagte er: Iſt doch das ſchöne ſpielende Kind dort, faſt wie ein Engel, der mich abrufen möchte. — Ach, warum ſteht es immer ſo fern? und warum habe ich nicht den Muth, ihm näher zu treten?

So träumend ſanken die müden Augen, und als er nach einem halbſtündigen, von ſeltſamen Phantaſien durchflogenen Halbſchlummer wieder erwachte, ſtand das Kind vor ihm, auf deſſen lieblichem Geſicht ſich in dieſem Augenblick Lächeln und Thränen faſt zu vereinigen ſchienen. Es mochte etwa fünf Jahre alt ſeyn, hatte aber um das Auge herum ſchon jenen leiſen Zug der Sinnigkeit, der ſolchen Kindern eigen zu werden pflegt, die viel mit liebenden Erwachſenen umgehen.

Ich bin recht ängſtlich gewesen über Dich, ſagte das Kind, Du ſchliefſt nicht ruhig, lächelteſt aber doch zuweilen im Schlaf. — Und warum ſiehſt Du denn ſo blaß aus, Du guter Mann?

Theodor ſah das liebe Weſen lange verwundert und mit Freude an, und ſagte mit leiſer Stimme: Ein guter Mann, das iſt ein großes Wort. — Doch Du biſt ein liebes Kind, daß Du an Fremden ſo viel Theil nimmſt.

Als aber das Kind den Kopf ſchüttelte, hätte er gern das Wort „fremd“ zurückgehabt, und er ſagte deshalb: Du haſt Recht; für den ächten Menſchen giebt es wohl eigentlich keine fremden Menſchen.

59.

Ach, ſagte das Kind, warum redeſt Du denn ſo leiſe? Du biſt wohl krank?

„Ich hoffe, ſehr bald zu geneſen.“

Nun das iſt ſchön, aber dann mußt Du Dich auch erquicken. Willſt Du nicht mit in das Haus gehen? oder ſoll ich Dir etwas hieher bringen in die Sonne? Sie ſcheint Dir wohl zu thun.

„Laß mich hier, hier iſt es gut; und willſt Du mich erquicken, ſo bringe mir ein Glas Waſſer. Komme aber ja wieder, liebe Kleine, denn mir iſt ſehr wohl bei Dir.“

Ei warum ſollt ich denn nicht wieder kommen? Du biſt ja lieb und gut. — Damit ſprang es ſchnell hinweg, und lief durch den Garten in das Haus hinein.

So alt, ſagte Theodor, iſt jetzt wohl auch mein Kind; möchte es doch auch ſo gut ſeyn.

Nach wenigen Minuten trat das Kind wieder aus der Hausthür hervor. Ihm folgte eine Magd mit einem Teller, auf welchem zwei gefüllte Gläſer ſtanden. Als ſie aber bis in den Garten gekommen waren, hieß die Kleine die Dienerin zurückgehen, verſichernd, ſie werde ſehr vorſichtig ſeyn, und nichts fallen laſſen. Sie hielt Wort, und, den Teller mit beiden Händen faſſend, ging ſie mit lächelndem Geſicht, aber ſehr langſam und bedächtig, zu Theodor zurück.

60.

Sieh nur, ſagte ſie, hier bringe ich Dir ein Glas Wein und ein Glas Milch. Ja, wäre nur der Großvater und die Mutter zu Hauſe, dann wollte ich Dir viel Schönes bringen: aber ſie ſind ſpazieren gegangen. — Da, lieber guter Mann, nimm den Wein.

Theodor nippte ein wenig, und freundlich dankend ſagte er: Aber nun mußt Du auch ein wenig trinken, Du helles, ſinniges Kind.

Ja, von der Milch, erwiederte das kleine Mädchen, und nun will ich es machen, wie der Großvater, wenn er recht ernſthaft und doch vergnügt iſt. Komm, laß uns anſtoßen: „Daß Du recht bald geſund wirſt.“ Theodor ſtieß wirklich an mit der Kleinen, trank das Glas, nicht ohne ein innig frommes Gefühl, aus, und indem ſeine Augen feucht wurden, konnte er ſich nicht enthalten, das lächelnde Kind in ſeine Arme zu ſchließen. Er küßte die ſchön geſpaltenen, friſch rothen Lippen, und fragte dann: Wie heißt Du, liebes Kind?

„O, ich habe einen ſehr ſchönen Namen, ich heiße Theodora.“

Theodor zitterte blaß zurück. Und Dein Vater?

„Ach, den habe ich nie geſehen. Der iſt weg von hier, ſchon lange weg, ich weiß nicht, wann er wieder kommt. Wenn Du ihn einmal ſiehſt, ſo ſage ihm doch, er möge wiederkommen. Ich wollte auch recht gut und artig ſeyn.“

Und ſein Name? —

61.

— — Da nannte das Kind Theodor's Namen, und der arme Menſch, im tiefſten Innern getroffen, ſank unwillkührlich auf die Knie, und rief: O Gott, Gott! Du wunderbarer, gnädig-ſtrafender Gott! — Mein Kind, mein einziges Kind! ich laſſe Dich nun nicht wieder aus meinen Armen, ich bin Dein Vater. — O, ich habe ſchwer, und tief, und endlos geſündigt an Dir, denn ich konnte Dich verlaſſen; aber ſtrafe mich nicht ſo hart, daß Du mich nun auch verläſſeſt. Nein, nein, das vermagſt Du nicht, — ſiehe, Du haſt mich eben noch ſo liebreich erquickt, und wollteſt mich nun verſchmachten laſſen im ewigen, heißen Herzensdurſt? Ach, ich bin ein ſehr armer, unglücklicher Mann, der Dich um Dein Mitleid anfleht; und lange werdet ihr mich auch nicht mehr um euch dulden dürfen, denn mir ſagts mein Herz, das keine Freude hier auf Erden mehr zu tragen weiß. — O, mein Kind, mein ſüßes Kind, Du mußt nicht ſo ſehr weinen. Nein, traurig darf ich Dich nicht machen, traurig nicht. Und ich bin ja ſo glücklich, nur zu glücklich, und weil ich nicht faſſen kann, wie der liebe Gott mir ſo überſchwengliche Gnade gewähren mag, ſo muß ich wohl weinen. — O, wie lange habe ich nicht weinen können!

Als aber das liebe Kind nun zum erſten mal, noch wie im Traum, und faſt ſchüchtern leiſe, und doch mit ſo ſprechenden Augen „Vater“ ſagte, „o Du lieber Vater!“ da hatte der unendliche Schmerz und die unendliche Freude gar keine Worte mehr, ſondern nur Thränen, in denen das Herz ſelig trunken, wie vergehend, unterſank.

62.

So war etwa eine Stunde vergangen, und als nun Theodor aufblickte, da ſah er einen ſtattlichen, alten Mann, mit noch immer rüſtiger, tugendhafter Kraft in dem Angeſicht, und eine wohlbekannte, ſchöne und anmuthige, aber ſehr blaſſe, weibliche Geſtalt, beide in Trauerkleidung, vor ſich. Und der Alte ſagte ernſt und freundlich: Sei getroſt, Theodor!

Aber die blaſſe, ſchöne Frau ſprach mit jener Liebe, die nur äußerlich zerriſſen werden kann, während ſie ſich innerlich ewig fühlt: O ſei getroſt, Du lieber, armer Theodor, ich bin ja immer noch Deine treue Freundin, und nie komme Dein gutes Kind aus Deinen Armen.

Doch Theodor, überwältigt von zu heißem Gefühl, und von der Freude, die, wie ein Flammenpfeil, ſein längſt erkranktes Herz zu mächtig berührte, ſank jetzt vor der Geliebten nieder, und eine tiefe Ohnmacht umhüllte jedes Gefühl in ihm, wie mit gelinder Nacht.

63.

Nur mit wenigen Worten werde hier erwähnt, daß der alte Doctor, nach langen Reiſen, auf denen er ſeine treue Gattin verlor, aber die Geſundheit ſeiner Tochter wieder neu erſtarken ſah, gelockt von dem ſtillen Reize der Gegend, ſich hier, unfern der Stadt, niedergelaſſen und angekauft hatte. Jede Erinnerung an die Vergangenheit zu vermeiden, ließ er ſich hier nur den Doctor Albert nennen, denn ſo war ſein Vorname. In die Stadt ſelbſt kam er nur ſehr ſelten, da er faſt ganz zum Landwirth geworden war, und ſo ward es möglich, daß er, Theodor'n ſo nahe, ihn dennoch erſt jetzt wiederſah.

Über das Leben der lieben Menſchen iſt wenig zu ſagen; wohl aber das Beſte, wie es der Alte einſt ſelbſt gemeint hatte: Sie beteten, arbeiteten, liebten ſich, und waren ſtill geſichert in Gott.

Vor einigen Monaten freilich hatten ſie einen ſchweren Schmerz zu bekämpfen gehabt, denn es war die Nachricht gekommen, der wackere Leo ſei ſiegend in der Schlacht gefallen. Aber nur ein Paar ſtille Thränen hatte der Alte dem Jüngling, der ein ſo ſtattlicher Mann geworden war, nachgeweint. Dann ſtand er raſch auf, und ſagte mit ſtrahlenden Augen: Bei Gott! hier iſt von keinen trübſeligen Zähren die Rede, ſondern von einem großen und tiefrührenden Gedanken. Ein reiner Menſch, der ſiegend fällt in einer edlen Deutſchen Schlacht! giebt es denn etwas Herrlicheres? Ja, mein guter Leo, ich könnte dich beneiden, liebte ich dich nicht ſo ſehr, und gönnte ich dir nicht alles Gute! — O, wenn du je unſer warſt, ſo biſt du es gerade jetzt!

64.

Und Bertha ſagte mit ſtillen, aus klarem Gemüthe ſtrömenden Thränen: Er war mein ſehr treuer Bruder, und ich will ihn immerdar lieben, wie eine gute, nie vergeſſende Schweſter.

Aber die tiefſte Neigung ihres Herzens hatte und behielt Theodor, denn die Liebe der edlen Frauen trägt alles, und duldet alles, und ſie will nur die Liebe und nicht ſich. Ihnen iſt die unendliche Heiligkeit der Ehe ſo klar und tief aufgegangen; daß, wenn der Ehegatte ſelbſt mit frevelnder Hand das Band zerreißt, ihnen dennoch die Idee jener heiligen Verbindung unangetaſtet bleibt.

Und Theodor war ja unglücklich — das ahnete ſie wohl; — denn wie könnte er glücklich ſeyn, da er aus dem reinen Leben ſich in finſtre Wirbel geſtürzt hatte. Und für den Unglücklichen hegen die beſſern Frauen das zarteſte Mitleiden, ſelbſt wenn er unglücklich ward, indem er ſie unglücklich machte.

65.

Als Theodor erwachte, fand er ſich auf einem Ruhebette in einem ſtillen Zimmer, das er nicht kannte. Es ſchien tiefe Nacht; im Hintergrunde brannte ein Nachtlicht, von einem grünen Lichtſchirm halbverhüllt. Aber Theodor fühlte ſich hier nicht fremd; denn ein ſüßer Traum, wie er wohl dem nahenden Tode vorangehen mag, hatte, was er zuletzt erlebt, fortgeſetzt, und wie mit verklärendem Licht ausgeſtattet.

An ſeinem Bett ſaßen der Alte und Bertha, und beide reichten ihm jetzt, da er die ſchweren Augenlieder aufſchlug, freundlich die Hände hin. Es waren ſtille, ſelige Minuten, in denen das deutlich ſchon die Strahlen vom Jenſeit empfindet, und in denen es, der höhern Heimath gewiß, und in ihr lebend, dem armen Erdenworte kaum ſich mehr vertrauen mag.

Ihr habt mir vergeben, ſagte Theobald; ihr habt mich wieder unter euch aufgenommen, ihr Geliebten, und mein gequältes Herz ſagt mir in ſeliger Ahnung, daß auch Gott den verlornen Sohn in gnadenreicher Liebe nicht ewig hat verloren gehen laſſen wollen, ſondern ihm vergeben hat die ſchwere, ungeheure Schuld. — Deine Hand, geliebte Bertha, die ich jetzt wieder faſſen darf, wollte mich leiſe und ſanft durch das Leben leiten; aber ich ſtieß ſie hart zurück. Doch der tiefen Sünde folgte tiefe Strafe, Reue und

Buſſe, und aus der ungeheuern Nacht ging endlich der neue Tag hervor. Die Reue vernichtete mich ſelbſt, um mich wieder neu zu ſchaffen, und wenn der letzte Engel — ich fühle ſchon ſein Nahen — dieſes irdiſche Leben hinweg genommen hat, dann gehöre ich in reinerem Sinn Dir wieder an, und Du reine, treue Seele darfſt mich wieder lieben.

66.

Bertha erwiederte leiſe: Mein Herz war niemals von dem Deinigen getrennt, ich habe Dich immer geliebt, und wie Du jetzt erſcheinſt, ſo lebteſt Du stets in mir. O, mein Geliebter, mein Gatte, nimm mich doch jetzt gleich mit Dir, und laſſe mich nicht allein in dieſer öden Welt!

Aber der Sterbende nannte freundlich den Namen „Theodora", und die gute Mutter drängte den ausgeſprochenen Wunſch ſchnell zurück. Mit erhöhtem Gefühl breitete ſie die Arme aus, neigte ſich über ihn, küßte die blaſſen Lippen, und in dieſem Kuſſe nahm der liebreichſte Engel, der Engel des Todes, den verklärten Geiſt mild hinweg aus dem Reiche der Erſcheinungen, und führte ihn zu reinerem, vollſtändigem Seyn hinauf.

Vater und Tochter lagen einander in den Armen und weinten, aber in ihrem Innern war der tiefſte Glaube, und ſo konnten ihre Thränen nicht zerreißend ſeyn, ſondern nur ſanft und beruhigend.

67.

Dann führte der Alte die Tochter mit liebender Bitte aus dem Zimmer in den anſtoſsenden Saal, und ſagte mit Kraft und Ergebenheit: Senke, theure Bertha, Dein Auge nicht mehr auf die Erde, und ſuche ihn nicht unten, ihn, der oben iſt. Er iſt von neuem Dein Geliebter geworden, und Du erſcheinſt wie eine herrliche Braut, deren Thränen ſelbſt beneidenswerth ſind. Ja, er iſt Dein Geliebter, und breitet liebend die Arme aus, um Dich einſt zu empfangen, wenn Du, wie bisher, Dein Leben redlich durchkämpft, und nach langem, edlen Kampf edel geſiegt haſt. Darum hinweg mit jeder zu weichen Rührung, und hinweg mit jedem nächtlich-trüben Gedanken.

Er zog bei dieſen Worten die Vorhänge der Fenſter raſch hinweg, und ſagte: Siehe, wie dort die Nacht ſchon entflieht vor der ſiegenden Morgenröthe! O, mein geliebtes Kind, laß ſie das Bild ſeyn unſrer ſchönſten Hoffnung!

Und Bertha ſah, wie mit verklärtem Auge, hin, und ſagte: Morgenröthe, neuer Tag! — Dann legte ſie das ſchöne Haupt an die Bruſt des ſtarken Mannes, und fuhr leiſe fort: O, Vater, ich will ſo gern dulden. — Morgenröthe, neuer Tag!

Jetzt war auch die kleine Theodora aus ihrem entferntern Kämmerchen herbeigeſchlichen, mit hellen Augen, die der

Schlaf erquickt hatte, und mit den friſch gerötheten Wangen der blühenden Jugend. Sie ſtreckte die kleinen Arme nach der liebenden Mutter aus, und da ihr die letzten Worte gar wohl gefallen hatten, ſo wiederholte ſie kindlich lächelnd: Morgenröthe, neuer Tag!

Beyer

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] einen
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible], als
[illegible] — [illegible] [illegible] einen [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

Erhebung

und

Beruhigung.

Erzählungen und Lebensbeſchreibungen

von

Franz Horn.

Berlin.
In der Schüppelſchen Buchhandlung.
1824.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

I.

Konrad, der Schmid,

eine Erzählung,

(geſchrieben im März und April 1823.)

6227

Beyer

1.

In einer der größeren Städte Norddeutſchlands lebte gegen das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts ein ſehr begüterter Bürger, den wir Konrad nennen wollen. Freilich war er nur ein Handwerksmann, ein Schmid, allein er trieb daſſelbe mit ſolcher Geſchicklichkeit, und ſo ins Große, hielt auch wie billig auf ſich ſelbſt und auf ſein Handwerk ſo viel, daß ſelbſt die wunderlichen Leute, die etwa mit falſcher Vornehmheit auf ihn hätten herabſehen mögen, nicht recht dazu gelangen konnten, und ſich entweder ſchämten, oder doch den Muth verloren, dem Manne etwas Anſtandwidriges zu bieten. In der That war es ſeltſam mit ihm beſtellt, die ganze Stadt lobte ihn wegen ſeines Fleißes und der Gutthätigkeit, um derentwillen man ihm ſein ſtets wachſendes Vermögen wohl gönnte, und ſelbſt der

Fürſt, dem die äußere und innere Wirthſchaft ſeiner Unterthanen ſehr am Herzen lag, hatte ihn einſt einen „muſterhaften Bürger" genannt. Die Nachbaren kamen und wünſchten ihm Glück zu einem ſolchen Ruhm; auf einen Augenblick jauchzte er laut auf, was man nie bei ihm gehört hatte, dann aber ſagte er faſt finſter: „Ich gebe mir freilich viel Mühe; es iſt aber noch alles nicht genug. Geht nur jetzt, Ihr guten Leute, ich habe zu arbeiten."

2.

Die Nachbarn wollten kopfſchüttelnd das Zimmer verlaſſen, aber er rief ſie zurück, öffnete einen Schrank und nahm aus einem Beutel langſam drei Goldſtücke heraus, die er erſt genau zählte, und gleichſam Abſchied nehmend betrachtete. Dann gab er ſie dem älteſten Nachbar, und ſagte: „Theilt das unter die Armen unſrer Gemeine. Iſt einem was Gutes begegnet, wie mir jetzt, da unſer gnädiger Fürſt mich gelobt, ſo ſoll man gleich eine gute Handlung dazu legen, und, damit ſie noch beſſer werde, ſo nennt meinen Namen nicht."

Der Alte nahm das Geld, dankte und ſagte dann mit leichtem Lächeln: „Nun es ſind hier unſerer zehn in der Stube, da iſt es mit dergleichen Geheimniſſen nicht weit her; gut bleibt es aber doch, wenn auch nicht eben ſo wie ich es wohl möchte."

„Und wie möchtet Ihr es denn?" fragte Konrad mit unterdrückter Empfindlichkeit.

„Wie ich es möchte? — Das will ich Euch wohl ſagen. Ihr ſolltet zu uns ſprechen: Hört ihr lieben Nachbaren, das iſt eine prächtige Geſchichte, und nun wollen wir auch heute Abend ſo luſtig ſein, daß ſich die Sterne am Himmel mit uns herum drehen ſollen. Eſſen wollen wir gut, und noch beſſer trinken, und unſern lieben Herzog, und uns und die ganze Stadt hoch leben laſſen. Und ſingen ſoll man uns hören die ganze Nacht hindurch."

Konrad ſah ihn mit ſtolzer Ueberlegenheit an, zwang ſich aber von neuem zur Beſcheidenheit und ſagte: „Thut Ihr, was Ihr verantworten könnt, ich trinke nie, und ſinge nie. Adieu."

„Das ſei Gott geklagt," ſagte der Alte, „aber nehmt es nur nicht übel, es war gut gemeint.

Daß Ihr ein rechtſchaffener Kerl ſeid, und viel beſſer als tauſend andre, das wiſſen wir alle. Nur lebt nicht ſo apart, und ſeid lieber wie unſer einer.“ Die Nachbarn gingen.

3.

Konrad ſchalt jetzt die Geſellen und Lehrjungen, daß ſie während dieſes Geſprächs gefeiert hatten. Alle folgten willig oder unwillig, doch ſchweigend, denn ſie wußten, daß der Meiſter keinen Widerſpruch ertrug. Hatte er aber eben geſcholten, ſo ſollte ſogleich die Reihe an ihn kommen, geſcholten zu werden. Denn ſeine Frau, eine lange, blaſſe, hagre Geſtalt, trat in den Hof und ſagte zänkiſch mit kränklicher Gereiztheit: „Was ſoll nun die Hoffahrt? Will ich was Sammetnes oder Seidenes, ſo krieg ich nichts, und hier giebſt Du, alberner Menſch, drei Goldſtücke hin um nichts und wieder nichts.“

Die Geſellen murrten; aber das gab eben dem Mann eine beſondere Ruhe, und er erwiederte nur gelaſſen: „Du ſtörſt uns hier bei der Arbeit.“ Dieſe ſcheinbare Gleichgültigkeit empörte indeß die Frau noch mehr, und ſie vergaß ſich dergeſtalt in anſtandwidrigen Reden, daß wir uns erlaſſen dieſelben aufzuzeichnen. Endlich ging ſie ins Weinen und Schluchzen über, nannte ſich eine unglückliche Frau, ihren Ehemann einen fühlloſen Stein, und verließ dann den Hof.

4.

Man konnte während dieſer üblen Reden dem Manne wohl anſehen, wie ſehr er ſich gekränkt fühlte, und wie ſehr er ſich anſtrengen mußte, dem Ausbruch eines natürlichen Unwillens zu wehren, indeß gelang es ihm gut genug, und er arbeitete nur noch heftiger wie wohl ſonſt auf ſeinem Ambos weiter fort. Als er aber endlich eine kleine Pauſe machte, benutzte dieſe der älteſte Geſell und ſagte: „Meiſter, Ihr ſeid ein geduldiger Herr, wie wol keiner iſt im ganzen Lande. Ich hätt's nicht aushalten können, ich hätte mein Ehemanns-Recht gebraucht.“

Auf Konrads Geſicht las man die Zufriedenheit, ſich gelobt zu ſehn, und er erwiederte: „Was hätt'ſt Du denn thun wollen? Ich hoffe doch nicht, daß Du auch nur daran denken kannſt, ich hätte ſie ſchlagen ſollen?“

Nun freilich, ſo lange ich bei mir ſelbſt geblieben wäre, hätte ich's auch nicht gethan; aber — ich wäre nicht bei mir ſelber geblieben. Das iſt's eben, was ich gar nicht begreifen kann, wie Ihr es macht, und darum bewundre ich Euch.

Das Wort hörte der Schmid ſehr gern, und der Geſell fuhr fort: Und daß Ihr vollends nicht einmal wieder ſchaltet, ja ſogar nicht einmal wieder antwortetet, das macht Euch nun vollends gar kein Menſch nach.

„Nicht doch, nicht doch!“ erwiederte der Meiſter raſch, um das zu ſehr übertriebene Lob ſchnell abzulehnen. „Was hätte ich antworten ſollen, und wozu hätte es geholfen? Iſt ſie einmal heftig und in böſer Laune, hört ſie doch keinen Menſchen an, das weiß ich längſt, richte mich darnach und antworte gar nicht.“

5.

Der Geſell ſchwieg und ſchüttelte nur den Kopf, wie etwa vor einer unbegreiflichen und übertriebenen Tugend, deren Anblick ihm keine ſonderliche Freude machte. Der Schmid aber ſagte, indem er gewaltig den Hammer ſchwang, leiſe zu ſich ſelbſt: „Es iſt beſſer bei Löwen und Drachen wohnen, denn bei einem zänkiſchen Weibe.“ Kaum aber hatte er dieſe trüben Worte ausgeſprochen, ſo verbeſſerte er ſie ſelbſt: „Nein, nein, nein, ſo arg iſt es hier wohl nicht, ſie hat doch auch ihre guten Stunden, und innerlich meint ſie es nicht ſchlimm. Freude aber hat man freilich nicht mit ihr.“

Die Feierabendglocke ſchlug, Geſellen und Lehrburſchen verließen, wie von einem electriſchen Schlage getroffen, ihr mühſames Geſchäft; aber der Meiſter arbeitete noch drei Stunden fort, und ging erſt ſpät, als er ſich ganz erſchöpft hatte, zur Ruhe.

6.

Er ſagte ſtill zu ſich ſelbſt: „Freilich, freilich iſt es wahr:

„Es iſt hier nur ein Thränenthal,
Angſt, Noth und Trübſal überall;“

aber es giebt zum Glück etwas, woran man ſich halten kann, das iſt die Ehre, und der Gedanke, daß man doch recht viele gute Werke zu Stande bringt, und ſo war heute doch ein guter Tag. Der Herzog hat ſelber geſagt, ich wäre der beſte von allen Bürgern, das iſt doch etwas, das iſt viel, und noch oben drein — wahr.

Ich weiß am beſten, was es koſtet, ſolch ein Lob zu verdienen. Dann habe ich meinen leichtſinnigen Nachbaren in's Gewiſſen geredet; das iſt wieder was Gutes; ich habe drei ſchöne Goldſtücke an die Armen gegeben, es iſt mir über alle Maaßen ſauer geworden; aber ich habe es doch gethan, denn es ſteht ja nun einmal in der Bibel, daß man's ſoll. An die Armen! Leb' ich denn nicht ſelbſt wie der Aermſte? Wer ſieht mich je im Weinhauſe, oder an der Kegelbahn? Erlaub ich mir doch kaum Sonntags mal einen Krug gutes Bier; aber es iſt nun einmal ſo, und darum habe ich auch ein doppelt gutes Werk begangen. Gegen meine Frau habe ich eine Geduld bewieſen, wie ſie kein andrer Menſch hat, und den Geſellen habe ich belehrt: das ſind wieder zwei gute Werke. — Das walte Gott, Vater, Sohn und heiliger Geiſt, Amen.“ — Hier ſanken ihm die ermüdeten Augenlieder zu, und er fiel in einen ruhigen Schlaf, aus dem ihn aber der erſte Morgenſtrahl zu neuer ſchwerer Tagesarbeit aufweckte.

7.

Das Urtheil des geiſtreichen und wohlwollenden Fürſten, Konrad ſei ein muſterhafter Bürger, hatte ſich bald durch die ganze Stadt verbreitet. Man fand es ſehr wichtig, auch — meiſtens wenigſtens — der Gerechtigkeit gemäß, und als einige Tage darauf der Schmid in dem Feſtkleide, in welchem er vor funfzehn Jahren getraut worden — es war ſo ſorgſam geſchont, daß es wie neu ausſah — zur Kirche ging — ſonſt fand man ihn nicht leicht auf der Straße — bemerkte er mit Vergnügen, daß man ihm von vielen Seiten recht tiefe und ſteife Verbeugungen mache. Es geſchah zuletzt ſo häufig, daß er den Hut in der Hand behielt, um ihm nicht durch zu häufiges Angreifen beim Abziehen Schaden zu thun. —

Die große, in ehrwürdig altem gothiſchen Styl erbaute Kirche, ſtets gefüllt mit andächtigen Zuhörern und Zuhörerinnen, konnte heute kaum die Zahl derſelben faſſen, denn ein neues

Intereſſe hatte heute ſelbſt manche der Kühlergeſinnten hierher geführt. Es ſollte nämlich heute zum erſtenmale ein noch junger, etwa dreißigjähriger Prediger auftreten, den die Gemeine, mit alter Wahlfreiheit verſehen, nicht ohne Schwierigkeit von mancher Seite, zu ihrem Seelſorger erkoren hatte. Einige ſehr angeſehene Männer der Stadt hatten ihr Nein faſt leidenſchaftlich, andre ſogar bitter ausgeſprochen; doch war auf der andern Seite auch die Begeiſterung für ihn doppelt rege geweſen, und es hatte ſich hie und da eine Liebe gezeigt, die man faſt überſchwänglich hätte nennen dürfen.

8.

Schon während des vorletzten Verſes des langen Geſanges betrat er mit beſcheiden muthigem Schritt die Kanzel, und blickte dann mit freundlich klarem Geſicht, in ſeinem neuen ſchönen Reiche umher. Es ſchien als werde er immer heiterer, und der ſchärfere Blick mochte vielleicht gerechte Freude an dem Beruf in ſeinen kräftigen Jünglingszügen leſen. Von dieſer Stätte war oftmals hart gedonnert, oftmals faſt feindlich bitter geſtritten, oftmals trübſelig geſeufzt worden; nicht alſo heute, denn dieſe ſanft geöffneten Lippen ſchienen am liebſten Freude zu verkünden. Und ſo war es denn auch. Dieſer Prediger — wir wollen ihn einfacherweiſe Paul nennen — ſprach über die Worte, die wie ſegnender Thau zu uns hernieder geſtrömt ſind: „Seid fröhlich und getroſt.“ — und jedes ſeiner Worte verkündete, daß dieſer Thau auch in ſein Gemüth befruchtend gedrungen war.

9.

Es kommt der Muſe der Novelle, auch wenn ſie ſich dem Charaktergemälde völlig nähert, nicht zu, mit Genauigkeit zu berichten, was vor mehr als hundert Jahren an jenem Sonntage in der Hauptſtadt eines deutſchen Herzogthums gepredigt worden, und ſo möge hier bloß ſchlicht erzählt werden, daß der junge Redner ganz im Geiſte ſeines großen Vorgängers, von dem er den Namen hatte, über den höchſten Adel und die ſeligſte Wonne des Menſchen im Glauben, ſo wie die Unzulänglichkeit und Armuth aller jener ſogenannten guten Werke ſprach, die ihre tiefſte Wurzel nicht in Gott haben, und oft aus einem Gemüth hervortreten, das ſtarr und arm der Liebe entbehrt, die uns allein zu wahren Menſchen macht. Alle gute Werke ſeien nur in ſofern gut, als der Thäter ſelbſt ſie ſich nicht anrechnet, ſo wie wir ſie überhaupt als ſich von ſelbſt verſtehend zu betrachten hätten, ſobald nur der innere Kern des Menſchen vom Göttlichen wahrhaft erfüllt ſei. Dem innerlich geſunden Baume, deſſen Wurzeln in gutem Erdreich ſtehen, und der in ſchönem Wechſel des erquickenden Regens und fröhlichen Sonnenſcheins gedeihe, könne es ja nun und nimmermehr an anmuthigen und wohlthätigen Früchten fehlen. Wer möchte aber ſo enge Gedanken haben, daß er mit ihnen ſtehen bleibe lediglich bei den Früchten, und wer würde nicht gern die Augen emporheben zu der Sonne, die allein ſie zeitigen konnte, und von ihr wieder hinauf zu dem Schöpfer dieſer Sonne, in dem lebend wir allein gut zu ſein vermögen; während wir ohne Ihn nichts haben als Zweifel, Verzweiflung und Vernichtung. — Wie leicht war dann der Uebergang zu der Seligkeit der Gläubigen auch ſchon hier in der irdiſchen Welt, wo ſie, frei und doch vor aller Willkühr geſichert, und gar nichts mehr wiſſend von knechtiſchem Sollen, als fröhliche Kinder des Hauſes, das Müſſen längſt in liebend reines Wollen verwandelt haben.

10.

Ein großer Theil der Gemeine ſchien erbaut und erfreut durch eine Rede dieſer Art; manche ſchüttelten jedoch bedenklich den Kopf, denn ſie waren nicht gewohnt, eine ſo fröhliche Lehre zu vernehmen. Am unzufriedenſten war Konrad, ja es erhob ſich in ihm ein Gefühl wie Zorn und Grimm gegen den unerfahrnen jungen Menſchen, wie er ihn in Gedanken nannte, der ſeine ganze Anſicht vom Leben und von der Religion zunicht zu machen drohte. Das aber ſolle ihm nie gelingen, verſprach er ſich ſelbſt, und in wachſendem Unwillen gegen den Prediger fand er es jetzt ſchon um ſo verdienſtlicher, wenn er in ſeiner Anſicht beharre.

Es ſchien auch, als ſolle der Gegenſatz der heutigen Vormittagspredigt nicht lange ausbleiben, denn ſchon am Nachmittage betrat der erſte

Prediger der Stadt, ein alter ſtattlicher, überſtrenger Herr — wir wollen ihn Jakob nennen — die Kanzel, und hielt eine furchtbar ernſte Rede über den Spruch: „Schaffet daß ihr ſelig werdet mit Furcht und Zittern.“ Es war gewiſſermaßen die andre Hälfte der heutigen Vormittags-Predigt; nur freilich auf eine Weiſe, daß ſie jene faſt zu vernichten ſchien, denn aus dieſer Furcht und dieſem Zittern, wie er es ſchilderte, konnte ſich kaum noch die Freude empor arbeiten.

11.

Aber unſerm Schmid war die Rede des ſtrengen Beichtvaters grade recht. Er betrachtete das ganze Leben wie eine finſtere Zwangsarbeit, aber indem er es männlich ertrug, wollte er einſt mit ſeinen mühſamen Tugenden und guten Werken vor Gott treten und ihm die Seligkeit abfordern als wohlverdienter Lohn.

Er ging noch am Abend zum Beichtvater, theils um ihm die Geſchichte des neulichen Ehrentages zu erzählen, theils um für die heutige Predigt zu danken. Er erhielt großes Lob für die berichteten guten Werke und die bewieſene Geduld, und ſchlürfte es durſtig ein, denn Jakob erſchien ihm faſt wie ein untrügliches Weſen, eine Anſicht, die wir in den Verhältniſſen der lutheriſch-evangeliſchen Kirche während der früheren Jahrhunderte nicht ſelten antreffen. Das Lob der Predigt lehnte der Alte gänzlich ab, er ſchien über ſo etwas längſt hinweg zu ſein. — Vergeblich hatte Konrad bisher gewartet, daß der Alte ihm, dem ausgezeichnetſten Beichtkinde, das Wort über den faſt gehaßten Paul abnehmen würde; aber er irrte gar ſehr, der Alte ſchwieg gänzlich von ſeinem Collegen, bis endlich der Schmid gleichſam verſuchend anfing: „Aber heute früh, ehrwürdiger Herr, da ſpukte ein rechter Schwarmgeiſt auf Eurer Kanzel.“

12.

Er hatte dieſes kernige Wort des großen Luther oft bei anderen Gelegenheiten aus Jakobs Munde gehört, und glaubte es hier wohl anbringen zu können; aber wie erſchrak er, als mit einem mal der ſtille Ernſt des Greiſes in Zorn überging. „Wie mögt Ihr wagen, alſo mit mir zu reden? Meint Ihr, weil ich mich ſelbſt der Erwählung dieſes werthen Jünglings widerſetzt habe, aus Gründen, die Ihr nicht zu faſſen vermögt, Ihr dürftet deshalb gegen ihn auftreten, und was er auf heiliger Stätte geſprochen, mir gegenüber, roh und unverſtändig angreifen?

In dieſem Tone ward die Strafrede noch lange fortgeſetzt, bis endlich ein Blick des Alten in das Geſicht des erſchrockenen und faſt zitternden Beichtſohns ihn überzeugte, daß die Rede gewirkt habe: denn dieſer Bürger, das wußte er, würde ſelbſt vor ſeinem Fürſten nicht gezittert haben. „Ich ſehe,“ fuhr der Alte ſanft fort, „Ihr bereut, was Ihr unberufen vorſchnell geſprochen, und ſo ſei denn, kraft der mir von Gott verliehenen Macht, Euer Fehler ausgeſtrichen und nie wieder die Rede davon. Ihr ſeid und bleibt der beſte Bürger dieſer Stadt, haltet feſt an dieſem großen Ruhm, er wird Euch einſt das Ende leicht machen.“ Der Schmid küßte dem Alten die Hand, und ging.

13.

Der ſeltſame Greis hatte ſich geirrt, Konrad konnte nicht bereuen, ſondern war nur erſchrocken geweſen: ſeine feindliche Geſinnung gegen den Prediger der fröhlichen Lehre war nur erhöht worden, und er fühlte ſich nicht abgeneigt zu glauben, der Alte habe, indem er ſich des Collegen angenommen, nur „etwas Beſonderes vorſtellen" wollen. Er dankte dem Himmel, daß niemand als er Jakobs Schelten vernommen, und daß es keiner jemals erfahren werde; denn eher — ſo hatte einſt der Greis geſprochen — eher ſollte man den Angelſtern vom Himmel reißen können, als einem ächt lutheriſchen Seelenhirten das entlocken, was in der Beichte ihm vertraut worden. So war Konrad denn ganz beruhigt, und das große Wort: „der beſte Bürger" tönte ihm aus ſolchem Munde noch bedeutender als aus dem Munde des Fürſten, und war ihm oft heilender Balſam in allen ſeinen Mühen und Nöthen.

Dennoch konnte die Heilkraft dieſes Wortes nicht immer wirken. Die Natur und die Wahrheit haben Rechte, die ſich nie verjähren, und je ſicherer wir uns in einem falſchen Syſteme glauben, je näher iſt oft der Augenblick, in welchem ſich jene Rechte geltend machen. — Und wie oft wird dann aus dem Recht, im Übermaaß der lang unterdrückten Kraft, ein — großes Unrecht.

14.

Auf einen langen heißen Juliustag folgte ein ſtiller warmer erquickender Abend. Es war ein Freudentag geweſen für die Bürger, denn ſie hatten unbefohlen, ein jeder nach ſeiner Weiſe, ſtill oder laut die lange gehoffte Geburt eines Erbprinzen gefeiert, und es ſchien keineswegs, als wollten ſie ſich ſchon jetzt zur Ruhe begeben, da der tiefer ſinkende Abend die Freuden der Geſelligkeit nur noch mehr begünſtigen mochte. Der Schmid hatte an keinem Feſt Theil genommen, ſondern wie gewöhnlich den ganzen Tag hindurch gearbeitet, die vorübergehenden Bürger hatten ihn ernſthaft begrüßt, ohne ihn weiter anzureden, denn fröhliche Menſchen machten ſich nicht gern mit ihm etwas zu thun.

Längſt hatte die Feierglocke getönt, aber er arbeitete noch immer vor ſeinem Hauſe eifrig fort. Endlich warf er den Hammer weg, und ſagte: „Ich habe dich lange genug geſchwungen, ich will dich auch heute nicht mehr gebrauchen!"

Er ſah nachdenkend vor ſich hin, und fuhr fort: „Es iſt doch ein ſchweres, mühſeliges Leben in der Welt, wenn man ſo leben will, wie unſer Herrgott es verlangt. Ja, ja, ſo eine fröhliche Geſellſchaft mag wol etwas recht hübſches ſein, und als ich noch ein junger unverſtändiger Menſch war, hatte ich wol zuweilen meine Freude dran. Ach Gott, ich hätte auch jetzt noch wol meine Freude daran; aber ich darf ja nicht; wie ſtände es da mit dem „muſterhaften Bürger?" Auch ein Glas guten Wein tränke ich wohl einmal gern, denn ſelbſt in der Bibel ſteht ja doch, daß er des Menſchen Herz erfreue; aber wir leſen auch darin: „Der Wein macht loſe Leute." Loſe Leute? das iſt eben das Gefährliche: Wir dürfen uns nie loſe machen, wir müſſen uns in dieſer wilden Welt immer an Ketten legen, denn wenn wir los ſind, ſo iſt es auch... der Teufel. — Schlimm, ſchlimm! doch — hat ja ſelbſt der große Gottesmann, der Doktor Luther, den Wein und den Geſang gelobt. — Auch ein fröhlich Lied hört' ich wohl einmal wieder gern."

15.

„Ich will Dir gleich eins vorſingen," ſagte ein junger luſtiger Schuhmacher, indem er ihn von hinten ſanft auf die Schulter ſchlug; „aber mit trockener Kehle ſingt es ſich blutſchlecht. Doch iſt ſchon Rath dafür ſie naß zu machen, und dann ſoll's prächtig werden. Du findeſt lauter gute reputirliche Leute dort in dem hell erleuchteten Hauſe, und Du mußt mit, da hilft nichts. Den Tag über habe ich ganz ehrenfeſt gearbeitet; aber der Kuckuck hole einen griesgramigen Abend."

Der Meiſter Wilhelm, der ſo geſprochen, hatte in der ganzen Stadt den Ruf eines unbeſcholtenen Mannes, deſſen unverwüſtliche Fröhlichkeit die gutmüthigen Mitbürger als leidlichen Humor gelten ließen. Konrad ſchüttelte den Kopf, und ſagte, doch nicht mit ſo feſter Stimme wie gewöhnlich: „Ich werde nicht mit Euch gehen."

„Du wirſt doch, ſage ich, und zwar Du, denn an Dein verwünſchtes Ihr kehre ich mich nicht. Menſch, Du ſiehſt aus wie ein Rieſe und biſt auch ſonſt hübſch genug für dieſe Welt; aber Du machſt mitunter Mienen wie eine alte Eule, und ſprichſt wie eine Unke."

Der Ton war nicht der rechte, Wilhelm ſah es, und fuhr einlenkend fort: „Du biſt der honetteſte Kerl unter der Sonne, — ich weiß es, mach nur kein ſolch lang Geſicht — willſt Du denn aber an Deiner Honetetät verbrühen und verbraten? Pökele ſie doch heute einmal mit ein biſchen Salz ein, oder laß uns vielmehr einen Schoppen Wein darüber gießen, ſie wird ja ſo leicht nicht erſaufen. Es ſoll Dir auch keinen Pfennig koſten, denn Du mußt mein Gaſt ſein."

Das war gleichfalls nicht die rechte Sprache, und Konrad erwiederte beleidigt: „Du brauchſt mir nicht einmal ein gutes Wort zu geben, ſo halte ich Dich und Euch alle frei; aber ohne daß ich ſelber mitgehe."

„Gevatter, Gevatter," rief Wilhelm, „es iſt verdammt ſchwer mit Dir auszukommen, nur nicht für mich, der ich Dich gar wohl kenne.

Wie kann man nun Einen ſo misverſtehen? ich bitte es mir ja nur als eine Ehre aus. Meinſt Du denn, ich hätte es vergeſſen, daß Du mir vor drei Jahren, als ich auf einem verwünſcht trockenen Zweige ſaß, dermaßen geholfen haſt, daß ich nunmehr auf einem hübſchen grünen ſitze, der alle Tage noch luſtiger und laubiger wird? — Kurz und gut, Du ſollſt und mußt mitgehn, ſonſt verklag ich Dich noch nach zwanzig Jahren bei dem Erbprinzen, daß Du ihn, als er noch in den erſten Windeln gelegen, nicht haſt hoch leben laſſen."

16.

Der letzte Umſtand entſchied, denn Konrad, mit allen größeren Verhältniſſen gänzlich unbekannt, dachte ſich ſeltſamer Weiſe, es ſei doch wohl möglich, daß der Fürſt ſein Widerſtreben erführe. — „Das iſt ein anderes," rief er ſchnell, und war ſchon eine Strecke mit dem Meiſter Wilhelm gegangen, als er noch immer wiederholte: „Ja, ich gehe mit." Dann aber blieb er mit einem male ſtehen und ſprach nachdenkend: „Meiner Frau hätte ich es doch wol erſt ſagen müſſen."

„Das fehlte noch," erwiederte Wilhelm lachend, „wäre die dazu gekommen, ſo hätte die ganze Sache bis zum Sankt Niemalstage gewährt. Man muß den Weibern auch nicht zu viel angewöhnen. Sie ſind ohnehin ſchon rebelliſch genug gegen den prächtigen Spruch vom Herrſein. — Einen ſo ſeltenen Gaſt wie Du, Gevatter, läßt man nicht ſo leicht wieder los."

17.

Ein allgemeines herzliches Willkommen begrüßte Konraden, als er in das Zimmer trat, wo mehrere angeſehene Meiſter an einem wohlbeſetzten Tiſche ſaßen. Sie hielten ihn alle gar ſehr in Ehren, tadelten nur ſeine zurückgezogene Lebensweiſe und freuten ſich doppelt, daß er doch heute einmal leben wolle wie ihresgleichen. Konrad konnte ſich anfangs nicht recht hinein finden, und fürchtete, der Wein möge wol gar unehrbare Reden veranlaſſen; da aber nichts dergleichen erfolgte, und die Freude wohl herzlich derb und laut, doch nie anſtandwidrig erſchien, ſo leerte auch er ein Glas guten alten Rheinwein, indem er ſtill bei ſich dachte: „Sechs bis ſieben

Jahre mögen es doch wol her ſein, ſeit ich dergleichen nicht getrunken." — Die köſtliche goldene Fluth, ſo ſelten genoſſen, wirkte auch faſt wunderbar auf ihn, ihm wurde feierlich und faſt wehmüthig um's Herz, und es war ihm recht lieb, daß Meiſter Wilhelm ihn durch ſeine Späße zu zerſtreuen ſuchte.

Dieſer hatte das Amt des Geſundheit-ausbringens, dem er auch ganz wohl verſtand. Er ließ zuerſt den Herzog, dann den Erbprinzen, die ganze Stadt und das löbliche Handwerk hoch leben, und wenn auch mit einiger Aengſtlichkeit vor der Wirkung des Weins, konnte Konrad bei ſolchen Toaſts ſich doch nicht ausſchließen. Dann aber blieb er beharrlich bei ſeiner Weigerung, und kein anſpruchlos wohlfeiler Scherz des fröhlichen Wilhelm, der bald die Gelehrten, bald die Verkehrten, bald die ſchönen Mädchen mit ihrem Rädchen, bald die Miniſter, bald die Küſter, und endlich gar verächtlicherweiſe die Poeten als Lebens- und liebensmüdige Gegenſtände ausbrachte, konnte ihm das ſechſte Glas aufnöthigen.

18.

Jene ſanfte Wehmuth, die ſich bei gewiſſen ſonſt faſt überkräftigen Naturen öfter als man zu glauben pflegt, nach dem ſeltnern Genuſſe des Weins, einzuſtellen pflegt, wuchs bei Konrad jetzt von Minute zu Minute, und er begriff nicht, wie ihm ſo ſein könne. Ihm waren, er wußte ſelbſt nicht wie, ſeine erſten Kinderjahre eingefallen, und wie ihm damals ſo gut und herzhaft fröhlich zu Muthe geweſen, und wie er ſo tüchtig habe lachen und ſpaßen, ſpringen und ſingen können, und wie die ſelige Mutter ſo oft darüber geſcholten, und doch innerlich ſich gefreut habe. Er beſann ſich genau auf das liebe Geſicht, das eine Mutter wohl zu haben pflegt, wenn ſie meint, es ſei doch an der Zeit, auch einmal zu ſchelten, während ſie innerlich hoch erfreut iſt über die neckiſchen Poſſen und luſtigen Thorheiten des kleinen Wildſanges. Aber die Mutter war früh heimgegangen und hatte das Kind allein gelaſſen, welches nun bald viel zu ernſthaft wurde und das arme kleine Herz kaum retten konnte vor Traurigkeit. Das alles fiel jetzt dem Schmid ein, und in einer ſeltſamen Bewegung des Herzens hob er das Glas und ſagte leiſe: „Meine ſelige Mutter ſoll leben!“ Einige der jüngeren Meiſter ſahen ſich lächelnd und kopfſchüttelnd einander an; aber der alte Reſpekt verbot ihnen jeden Scherz. Sie ſtießen alle die Gläſer an, und der älteſte von ihnen, ein faſt eisgrauer, und doch noch ziemlich rüſtiger Tiſchler ſagte: „Das iſt eine gute und ſchöne Geſundheit, und auch ich, ein achtzigjähriger Knabe, habe meine ſelige Mutter noch nicht vergeſſen; und doch iſt ſie ſchon ſeit ſechszig Jahren bei dem lieben Gott.“

19.

Die Geſellſchaft war auf einige Zeit ſehr ernſthaft, ja faſt andächtig geworden, aber Konrad, der ſich ſeiner offenbar gewordenen Rührung beinah ſchämte, wollte nun auch etwas rein verſtändiges an den Tag bringen, und ſagte von neuem anſtoßend: „Ein guter Ruf, ganz rein wie Schnee, das Allerbeſte in der Welt.“ Die Mitmeiſter ſtießen alle an, doch faſt mit einiger — Langweile, denn eine ſolche Geſundheit kam ihnen doch gar zu trocken vor. Aber der Altmeiſter ſprach mit gewohnter Ruhe: „Was Gutes iſt es freilich; doch das Allerbeſte noch lange nicht.“

„Ein luſtiges Leben iſt die Hauptſache!“ rief Wilhelm, dem die letzten Geſpräche viel zu feierlich geweſen waren, „das luſtige Leben ſoll leben.“ Alle, mit Ausnahme Konrads, der die flache Hand über ſein Glas legte, ſtimmten fröhlich bei. Jedem andern, der eine ſolche Verweigerung gewagt, hätte man ohne Zweifel gezürnt; ihm nicht. Die Wanduhr ſchlug halb zwölf. Konrad hörte es faſt mit einigem Schreck, und brach, die Verhältniſſe bedenkend, ſchnell auf. Auch die andern, obwohl ſchon ein wenig mehr als fröhlich, wollten doch nicht zu Nachtſchwärmern werden, und folgten dem Winke.

20.

Der Schmid ging an Wilhelms Arm ſchweigend die lange Gaſſe hinauf, und ſinniger und aufgeregter wie je, freute er ſich faſt jugendlich über die warme mondhelle Sommernacht. Sie fanden die Thür von Konrads Hauſe verſchloſſen, und klopften anfangs nur leiſe an, um die Nachbaren nicht zu ſtören, dann ſtärker, aber eine geraume Zeit vergeblich. Das Handwerksgeräth, deſſen ſich der Meiſter früherhin am Abend bei ſeinem Geſchäft bedient hatte, war längſt abgeräumt und ins Haus gebracht worden; nur den Hammer hatte man vergeſſen, der auf der ſteinernen Bank lag, wohin ihn vorher Konrad geworfen hatte, als er in einem Augenblick des Mismuths nicht mehr fortarbeiten wollte.

„Wie unordentlich!“ ſagte Konrad, den alles Regelwidrige beleidigen konnte, und ſteckte den Hammer in die Taſche; aber Wilhelm lachte: „Du wirſt ihn doch *heute* nicht mehr brauchen wollen?“ Es ſchlug eben drei viertel auf zwölf und Konrad erwiederte: „Du biſt nicht geſcheut, es iſt ja von dem ganzen Tage nur noch eine Viertelſtunde übrig.“

In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thür und die Frau, aus dem erſten Schlafe geweckt und mit dem verdrießlichſten Geſichte, verkündete ihren ganzen Unmuth in den widerlichen Worten: „Du liederlicher Hauswirth, Du abſcheulicher Trunkenbold, willſt Du nicht lieber die ganze Nacht auf der Straße herumſchwärmen?"

21.

Wenn zwei Menſchen durch unauflösliche Bande an einander geknüpft ſind, ſo bedürfen ſie beide ganz beſonders einer klaren Anſchauung ihres Verhältniſſes, oder einer bedeutenden Bildung, oder einer bloß rein natürlichen Einfalt, um ſich in gewiſſen vielleicht nie ganz zu vermeidenden verletzenden Momenten wenigſtens mit erträglicher Leichtigkeit zu bewegen. Selbſt ein verworrenes Verhältniß erſcheint erträglicher, wenn ſtete perſönliche Gegenwart nicht durch erfreulichere Gegenſätze unterbrochen wird. Die Erregung, die der nicht glückliche Ehemann nach dem Genuſſe eines ſchönen Feſtabends, den er allein genoſſen, mit nach Hauſe bringt, wird gewöhnlich durch das ſchlaftrunkene Geſicht der armen Frau geſtört, die ſo lange hat einſam warten müſſen. Iſt es kein verdrießliches, ſondern nur ein trauriges Geſicht, ſo wird der beſſere gewiß alles mögliche thun, um die liebe Einſame wieder zu erfreuen; wehe aber dem, der, noch mit den fröhlichen Liedern im Herzen und mit allen ſchönen Träumen, die der erregte Abend gab, finſtern Augen, herab hängenden Lippen, oder gar gemeinen Worten gegenüber ſtehen muß.

22.

Konrad war faſt an ſeiner tödtlichſten Stelle getroffen, denn nach ſeiner Lebensanſicht gab es kaum einen abſcheulichern Fehler als lockere Wirthſchaft — das häßliche Wort was die Frau geſprochen, konnte er kaum über die Lippen bringen — Nachtſchwärmerei und vollends Trunkenheit. Die letztere war ihm ſo fürchterlich, daß er, ſo gern er auch die Zahl ſeiner guten Werke häufte, dennoch nie zu bewegen war, einen verarmten Trinker auch nur mit der kleinſten Gabe zu unterſtützen.

In der heftigen Aufwallung des Zorns wollte er jetzt antworten, aber die Lippen, plötzlich wie vertrocknet, verſagten ihm den Dienſt, er fuhr mit beiden Händen in die Höhe, aber eben ſo ſchnell auch zurück mit ihnen in die Taſche, was

er

er wohl zu thun pflegte, wenn er ſeine Hände vor einer raſchen That bewahren wollte.

Deſto gewaltiger fuhr Wilhelm auf: „Frau Meiſterin, leſ't einmal im ABC-Buche nach, wie dort die Xantippe ausſieht. Wie ihr Mann hieß, weiß ich nicht mehr, in der Geduld ſoll er es weit gebracht haben; Euer Mann aber, dem Ihr nicht werth ſeid die Hände zu küſſen, geht ihm gewiß noch weit darin vor. — Gute Nacht Meiſter.“ Damit ging er ſchnell und unmuthig pfeiſend, ſich ſo geſtört zu ſehen, hinweg.

23.

Vielleicht hätte ein beſſeres Wort, wenn auch ein Zornwort, gut auf die Frau gewirkt; aber die rohe Erinnerung an das ABC-Buch und die dort ſich findenden heilloſen Worte verderbte alles. Sie ſchalt immer gemeiner fort, während ſie die Treppe hinaufgingen, und im Zimmer angekommen rief ſie: „Und Du, elender Mann, bleibſt ruhig dabei, wenn ſo ein Lump Deine ehrliche Frau, die es ſich den ganzen Tag über ſauer werden läßt, auf die nichtswürdigſte Weiſe ſchimpft? — Aber freilich was läßt ſich von Dir erwarten? Alle Deine Tugenden mit denen Du Dich rühmſt, ſind falſch, und Du biſt nichts als ein jämmerlicher feiger Heuchler!"

Mit dieſen Worten hatte ſie die allertödtlichſte Stelle im Gemüth ihres Mannes wirklich getroffen, denn das gräßliche Wort „feiger Heuchler" ſpaltete ſein Herz mit allen ſeinen Wurzeln und Adern. Er war nicht mehr er ſelbſt, krampfhaft fuhr ſeine rechte Hand in die Taſche, wo er den Hammer fand, faſt bewußtlos ſchwang er ihn, traf die unverhüllte Stirn der feindlichen Gattin, und mit einem einzigen Schrei ſank die Unglückliche todt zu ſeinen Füßen hin. Er ſtürzte neben ihr auf die Knie nieder, und blieb einige Minuten ſprachlos liegen, wie einer der vor einem unbegreiflichen und unbegriffenen Unglück ſtarrt. Nur der Glockenſchlag zwölfe weckte ihn auf einen Augenblick aus ſeiner Betäubung. Das Licht war verloſchen, aber das Zimmer war hell vom ſchönen ſtillen Mondenſchein. Er erblickte den Hammer und mit ſeltſam irrem Lächeln ſagte er zu ſich ſelbſt: „Ich hatte mir doch ſo feſt verſprochen, ihn heute nicht mehr zu brauchen, und nun iſt es doch geſchehen."

24.

Er ſchwieg und blieb jetzt faſt vier Stunden lang knieend liegen neben der Leiche ſeiner Gattin. — Die Natur ſelbſt hüllt die Schmerzen, an denen der Menſch vergehen würde, wenn er ſie ganz fühlte, in einen dicken grauen Schleier ein, den wir im gewöhnlichen Leben Betäubung und Dumpfheit nennen.

Da aber traf der erſte Strahl des Frühroths in ſein überwachtes Auge, und wie wir wohl alle, obwohl Gottlob in anderen Verhältniſſen, nach einer entſetzlichen Schmerzensnacht gefühlt haben, er begriff kaum, wie es möglich ſei, daß es wieder Tag werden könne. Aber die Natur, ſo ſchön ſie iſt, geht doch in ihrer ewig ruhigen Größe und — Gemüthloſigkeit die angewieſene Bahn, unbekümmert um die Freuden und das Weh in der Bruſt des Menſchen. — Dennoch hatte auch bei Konrad der erſte Sonnenſtrahl eine wohlthätige Kraft, er gab ihm Worte. — „Geſtern," ſagte er, „als das erſte Sonnenlicht mich weckte, da war ich noch ein glückſeliger Mann. Ich hatte ein reines Gewiſſen, das iſt nun dahin, ich hatte Ehre, und die liegt nun auf immer zerriſſen vor mir. Ein einziger Augenblick hat alles umgeworfen, mich und mein ganzes Leben. Es iſt alles aus, alles; aber Eines — ſo wie ſie mich nannte und was mich aus mir ſelbſt heraus brachte, „ein feiger Heuchler", das will ich nimmer werden. Ich will — und das verſteht ſich auch ganz von ſelbſt — mein Verbrechen ſelbſt entdecken, und ſelbſt bieten dieſes verlorene Haupt dem Schwerdte des Geſetzes. — „Feige und heuchleriſch!" — nein, o du großer, wunderbar ſtrenger Gott! — das will ich niemals werden."

Er legte jetzt faſt mit Ruhe die Leiche auf das Bett, ſagte dann: „Könnte ich nur mit meinem Blute Dir Dein Leben wiedergeben," nahm Hut und Stock und ging.

25.

In den Straßen war noch alles ſtill, denn ſelbſt die fleißigſten Bürger gönnten ſich heute nach dem geſtrigen Feſt ein Morgenſtündchen Schlaf mehr als gewöhnlich. Der Weg zum Oberrichter der Stadt, zu dem jetzt Konrad wollte, führte vor dem Hauſe des alten Jakob vorüber. Konrad blieb einige Augenblicke vor dieſer Wohnung ſtehen, und überlegte bei ſich ſelbſt, ob es nicht Pflicht ſei, dem alten treuen Beichtvater zuerſt das traurige Geheimniß zu entdecken; aber während er noch überlegte, rief ihm die Stimme des Alten, der ſtets mit wenigen Stunden Schlaf zufrieden, ſchon mit dem erſten Frühroth das Lager verlaſſen und jetzt das Fenſter geöffnet hatte, einen freundlich ernſten guten Morgen zu. Doch der Anblick des theuren Greiſes und die Stimme, die die ganze ſchöne nun verlorene Vergangenheit zurück rief, erſchütterten den Unglücklichen ſo ſehr, daß ſeine Knie wankten, und ſeine Lippen keinen Laut zur Erwiederung des Grußes hervor bringen konnten. Der Alte bemerkte das wohl und eilte raſch die Treppe hinunter, um ſelbſt zu ſehen, was den wackern Bürger anwandele.

26.

„Ei, ei," ſagte er jetzt, mit ängſtlicher Sorgſamkeit ihn in das Haus hinauf und in ſein Studierzimmer ziehend, „was hat ſich denn da ereignet? wie muß ich Euch, mein lieber tüchtiger Meiſter, ſo höchſt kraftlos und elend wieder erblicken? Wahrhaftig, Du arbeiteſt auch zu viel, und warteſt des Leibes nicht, wie denn doch gleichfalls befohlen worden. Komm, ſetze Dich hier auf meinen alten treuen Sorgenſtuhl, ich will meine liebe Hausfrau wecken, damit ſie Deiner pflege, denn ich alter unbeholfener Mann verſtehe mich nicht recht darauf."

Es ſchien als gäben dieſe Worte dem armen Konrad die Sprache wieder, und er ſagte mit gewaltſamer Anſtrengung: „Ihr wollt Eure Hausfrau wecken? O Ihr ſeid ein glücklicher Mann, daß Ihr das könnt; ich möchte auch die meinige gern wecken, aber" — hier warf er ſich wie in der Beichte, vor dem Prediger auf die Knie — „die wacht nicht wieder auf, die habe ich in dieſer Nacht erſchlagen."

27.

Der Geiſtliche trat mit Entſetzen zurück und ſchien Wahnſinn bei dem Unglücklichen zu ahnden; da dieſer aber ſeine Worte ruhiger wiederholte, und endlich näher befragt, die ganze Sache mit allen Umſtänden genau erzählte, ſo konnte ihm auch nicht der kleinſte Zweifel mehr übrig bleiben. Tief im Innerſten erſchüttert, doch auch jetzt nicht ohne Oberherrſchaft über ſich ſelbſt, ging er mit gefalteten Händen im Zimmer auf und ab. — „Mein Herr und mein Gott,“ ſagte er leiſe, „iſt es denn nicht mehr mit der Tugend der Menſchen? Sind wir denn ſo ganz ſchwach, und dürfen wir auch nicht einen Augenblick ſicher ſein, daß nicht irgend eine übermächtige Leidenſchaft unſer ganzes Gemüth verdüſtere, und zu einer That treibe, vor der unſer Haar ſich ſträubt und unſer Blut erſtarrt? O Herr erleuchte mich, daß ich dem armen Beichtſohn das Rechte rathe.“

Dieſer hatte während deſſen ſtarr vor ſich hingeſehen, jetzt aber blickte er ruhig auf und ſagte: „Lebt wohl, ehrwürdiger Herr. Mein Weg geht jetzt zum Oberrichter, von da ins Gefängniß, und von da auf's Schaffot. Auf dieſem letzten Wege werdet Ihr — des bin ich gewiß — das gefallene Kind fromm unterſtützen.“

28.

Da ergriff den Alten ein unendliches Mitleiden, nicht bloß mit dem gegenwärtigen Gefallenen, ſondern im tiefſten Sinn gewiſſermaßen mit dem ganzen Menſchengeſchlecht, das eigner Kraft vertrauend, ſo ſtolz daſteht und doch ſo ſchwach, und ſeine Wehmuth lös'te ſich in Thränen auf, die er ſonſt nicht nur nicht liebte, ſondern als weichlich faſt haßte, und verdammte. Dann ſchnell ſich faſſend zeigte er, daß ein Entſchluß in ihm zur Reife gekommen.

„Haſt Du, mein unglücklicher Sohn," ſo fragte er jetzt, „jenes völlig unbedingte Vertrauen zu mir und jenen nicht zweifelnden ſondern gänzlich gläubigen blinden Gehorſam, wie er dem Kinde gegen den Vater ziemt? Beſinne Dich wohl. Willſt Du Deine Thaten ſelber thun aus eigener Macht, oder ſoll ich für Dich handeln? Soll ich Dich beſtimmen?"

Eine Frage wie dieſe — bei der wir abermals die religiöſen Anſichten des ſiebzehnten Jahrhunderts nicht vergeſſen wollen — befremdete den Schmid nur in ſofern, als er ſie für gänzlich unnöthig hielt, und er erwiederte mit der größten Beſtimmtheit: „Nie werde ich den Gehorſam brechen, den ich Euch ſchuldig bin.“

29.

„Wohlan denn,“ fuhr der Alte gefaßt fort, „ſo bin ich denn in dieſer Angelegenheit Dein Herr und beſtimme Folgendes: Ich will nicht, daß Du eine einzige ſündhafte Handlung durch den Tod büßeſt, ſondern durch ein fortgeſetztes tugendhaftes Leben verſöhnſt. Die Rechtsgelehrten, wie ſie meiſtens ſind, mit blödem Gemüth und irdiſch ſtrengem Blick, verſtehen ſich eben ſo wenig auf die Geſundheit als die Krankheit armer Herzen, und ſollen ſich nicht miſchen in eine Angelegenheit, die Du mir in der Beichte und unter deren heiligem Siegel anvertrauet haſt. — Du gehſt jetzt ſtill nach Hauſe, erzählſt, Deine Frau ſei dieſe Nacht am Schlage geſtorben — möge unſer Herr Gott uns den ſchrecklichen Doppelſinn des Worts vergeben. Das weitere überläſſeſt Du mir. Keine Worte mehr; ich habe alles beſchloſſen.“

„Und meine Buße?“ fragte nach einem langen Stillſchweigen der ſtaunende Konrad.

„Ich nannte ſie ſchon: Dein Leben ſelbſt. Es ſei eine ununterbrochene Reihe guter, mit Aufopferung vollbrachter Handlungen. Sie ſind das Einzige das uns begleitet hinauf vor den Stuhl deſſen, der Dich richten wird wie mich.“

30.

Konrad war noch immer wie feſtgebannt auf ſeinem Sitz und begriff kaum was er gehört, aber der Alte rief laut und ſtreng: „Raffe Dich in Kraft zuſammen, ich habe Dir ſo zu handeln befohlen und Du gehorchſt.“

Konrad wankte bis zur Thür. Dann wandte er ſich und fragte mit unendlicher Rührung: „Und ungeſegnet ſoll ich von Euch gehn? O legt doch Eure reinen Hände auf mein ſchuldbeladnes ſchweres Haupt, das ſonſt immer tiefer in die Nacht und in den Staub ſinkt. Verbietet Ihr mir zu ſterben, ſo ſegnet mich ein zum Leben.“

Er kniete nieder, und Jakob legte die Hände auf ſein Haupt mit den Worten: „Gott, deſſen

Gnade reicher iſt als wir wiſſen und verſtehen, ſegne Deine Reue, Buße und Dein Leben.“

31.

Konrad vermochte auch nicht ein einziges Heuchelwort aufzuwenden, um ſeine That klüglich zu verhüllen. „Sie iſt nicht mehr, ſie ſtarb dieſe Nacht“: das war alles, was er den Hausgenoſſen ſagte. Den Nachbarn, die ihn tröſtend beſuchen wollten, erwiederte er heute keine Sylbe. Selbſt das unglückliche Werkzeug des Mordes räumte er nicht hinweg; er glaubte, es ſei feige, wenn er es verbergen wollte. Hätte irgend ein Freund oder Feind die unumwundene Frage an ihn gerichtet: „Biſt Du der Mörder?“ ſo würde er ohne Zweifel ein vernehmliches Ja erwiedert haben. Das Schweigen allein vermochte er über ſich zu gewinnen, da der Mann, den er für unfehlbar hielt, es befohlen.

Aber es ward keine Frage dieſer Art an ihn gerichtet. Ein ſolcher Verdacht ſchien in Beziehung auf ihn gar nicht möglich. Durch den feierlichen Ausſpruch des Fürſten, Konrad ſei ein muſterhafter Bürger, hatte er gewiſſermaßen den höchſten Adel empfangen, ſo wie nicht minder durch ein ähnliches Lob, welches ihm der alte Jakob, der faſt nie laut rühmte, noch vor kurzem bei einer feſtlichen Verſammlung der Gemeinde ertheilt hatte. Dazu kam noch, daß die ganze Stadt ihn ſchon häufig als den geduldigſten Ehemann theils bewundert, theils bedauert, theils beſpöttelt hatte.

Ja es ward jetzt noch zu ſeinem neuen Ruhme durch Wilhelm überall verkündigt, wie lammartig fromm der Meiſter noch in der vergangenen Nacht gegen die böſe Zänkerin ſich betragen habe. Kein Auge wurde naß um die arme Frau; nur Konrad ſelbſt flüſterte noch leiſe in den Sarg hinein: „Kannſt Du vergeben, ſo vergieb. Ich wollte gern um Dich weinen; aber Thränen ſind zu gut für mich, und es könnte ja dann ſcheinen, als wollte ich — heucheln. Den einen Vorwurf ſollſt Du jetzt zurück nehmen.“

32.

Es würde unbillig ſein, den theilnehmenden Leſer durch die genaue Schilderung des Lebens, welches jetzt Konrad in ſeiner Einſamkeit führte, verletzen zu wollen. Es glich einer lang gedehnten, ſtarren, wolkigen Winternacht, ſelten nur leuchtete ein Stern hindurch, und der Stern ſchien ſo weit entfernt, weiter als je, und der Morgen wollte nicht anbrechen. Er arbeitete wie ſonſt den ganzen Tag hindurch, aber er fühlte bald, ohne es ſich geſtehen zu wollen, daß ſeine Kräfte nicht mehr die alten waren, und oft ſah er ſich genöthigt, früher aufzuhören, um dann müſſig nur noch mehr zu leiden. Er war nicht mehr überſtreng und finſter, wie wohl ſonſt häufig, ſondern gegen alle Menſchen ſtill freundlich, beſcheiden und faſt demüthig; nur wenn jemand eine beſondere Neigung zeigte, einen nähern freundſchaftlichen Umgang mit ihm anzuknüpfen, dann zog er ſich ſehr beſtimmt zurück, und erklärte gelaſſen: Bei ihm ſei keine Freude zu holen.

Nur der Sonntag hatte noch etwas wünſchenswerthes für ihn, weil gewöhnlich beide Predigten, welche er mit der höchſten Aufmerkſamkeit anhörte, ihn auf eine bedeutende Weiſe anregten. Es ſchien ihm ſeltſam und unbegreiflich, und er geſtand es ſich ſelbſt nur als etwas Sündhaftes, daß ihm Jakobs ſtrenge Predigten und deſſen Anſicht von menſchlicher Tugend und guten Werken nicht mehr ſo zuſagten wie ſonſt, denn er glaubte einen Widerſpruch in dieſen Anſichten und in dem Benehmen gegen ihn, den Schuldigen, zu finden. Von der alten Ehrfurcht für den unermüdend theilnehmenden Greis ließ er nie, auch nicht von dem Gehorſam; nur das ehemalige Vertrauen, das unbedingt liebende Hingeben an deſſen Ausſprüche, war nicht mehr in ganzer Reinheit vorhanden.

33.

Deſto mehr fühlte er ſich zu dem jungen Prediger Paul hingezogen, der ganz auf demſelben Wege fortſchritt, den ſeine erſte Predigt bezeichnet hatte. Der Mann lebte fröhlich und wohlgemuth mit den verſtändigſten und heiterſten Bürgern der Stadt, ſcherzte und lächelte, ja lachte wohl gar zuweilen in behagender Geſellſchaft, ging mit ſeiner hübſchen jungen Frau häufig ſpazieren, trug ſich auch wohl mit kleinen Kindern, ſpielte gern mit ihnen und herzte ſie; ja er forderte wohl gar von friſchen — fünf bis ſechsjährigen Lippen einen Kuß zur Belohnung, wenn er ihnen ein hübſches Mährchen oder ein kleines Fröhlichkeitslied vorgetragen hatte.

Manche Einwohner der Stadt, die nur an wehmüthigen Seufzern oder ſtarrer Bonzenhaftigkeit, an ſüßlicher Trübſeligkeit oder donnernder Straffertigkeit Wohlgefallen fanden, prophezeiten gar Übles von dem Manne, nannten ihn leichtfertig und weltlich geſinnt, und ſorgten auch wohl dafür, daß er ſolche unerfreuliche Urtheile erfahre. Er nahm ſolche Nachrichten ſtets mit Ernſt, und Minuten langer ſchweigender Aufmerkſamkeit auf. Dann aber ward er auch wieder freundlich und ſagte: „Seid fröhlich und getroſt, das war meine erſte Predigt und ich hoffe auch, es ſoll meine letzte ſein. — Daß Liebe ſich nicht erzwingen läßt, ſieht ſchon in hundert alten und neuen ernſthaften und leichtfertigen Poeten, warum ſollte ich mich darüber wundern? Kann mir doch, was heute verweigert wird, morgen gegeben werden. Nur nie irre werden und ſtets Gutes hoffen.“

34.

Mit einem ſolchen Gefühl in der Bruſt trat er eines Abends in Konrads Werkſtatt. Er hatte nach damaliger guter Sitte längſt ſchon die Bekanntſchaft aller Glieder ſeiner Gemeinde gemacht, und nur bei Konrad war es bisher durch das Gefühl, er könne wohl gar zudringlich ſcheinen, abgehalten worden. Jetzt hörte er, der Mann ſei unglücklich und jede Bedenklichkeit verſchwand augenblicklich. Ueber Konrads blaſſes und noch immer ſehr kräftiges Geſicht flog ein leichter Strahl von Freude; aber auch von Beſchämung. Er ging ihm gerührt und mit dem Zeichen wahrer Verehrung entgegen, indem er ihm mit wenigen Worten für die Ehre ſeines Beſuches dankte.

„Von der Ehre und dem Danke,“ ſagte Paul mit Gelaſſenheit, „ſei nicht die Rede, doch von der Liebe, die treibt mich zu Euch.“

„Ich höre und ſehe überall nur Gutes von Euch, und dennoch ſeid Ihr nie heiter. Wie kommt das? Hier muß ein Räthſel und ein Geheimniß walten, das ich gern enthüllen möchte, um um Euch als Menſch, als Freund, als Chriſt zu helfen. Seht in mir jetzt nicht den Prediger. Ihr habt bereits einen edlen Beichtvater, meinen hochverehrten Mitbruder; ich beſuche Euch wie ein Freund den Freund, und wohl möchte ich, daß Ihr als ſolcher mir vertrautet.“

„Ach Herr,“ erwiederte Konrad nach einer Pauſe, „Ihr ſeid gar gut und lieb, daß Ihr Euch um meinetwillen Sorge macht. Ich habe es nicht um Euch verdient, denn ich war anfangs gegen Euch.“

35.

Paul unterbrach ihn mit der ſchnellen Antwort, das habe gar nichts auf ſich, und es ſei ganz recht gethan, wenn jeder Bürger bei der Wahl eines Predigers ſeine Anſicht unumwunden ausſpreche.

Eure Frau, fuhr er fort, ſtarb vor einem Vierteljahre, und Ihr betrauert ſie noch, als wäre ſie Euch geſtern entriſſen. Das iſt gut und recht, denn wenn der edle Schmerz wie die edle Freude nicht ewig wären, ſo wären ſie ja doch auch eigentlich gar nicht. Aber Euer

Schmerz iſt in ſich ſelbſt nicht der rechte, und an Freuden fehlt es Euch ganz.

Konrad fühlte ſich ſehr beängſtigt, und indem er nicht recht wußte, in wie weit er ſich ausſprechen dürfe, ſann er zerſtreut auf eine Antwort. Paul bemerkte es, ſchwieg eine Weile und ſagte dann mit leichtem Lächeln: „Ihr hört mich nicht, lieber Meiſter, und wahrhaftig, es war faſt ſo, als redete ich meine letzten Worte nicht mehr zu Euch, als zu dieſem ſtarren Ambos oder zu dieſem fühlloſen Hammer."

Das wirkte wie ein electriſcher Schlag auf den Schmid, er ſchleuderte mit gewaltiger Kraft den Hammer hinter ſich, ſank dann faſt erbleichend auf einen Stuhl und ſagte, indem er ſtarr vor ſich hinblickte: „Ja wohl iſt der Hammer fühllos; aber ich bin es nicht!"

36.

Paul unterſtützte den faſt Zuſammenſinkenden mit warmer Theilnahme, und bat ihn, ſeine letzten Worte nicht zu hoch aufzunehmen, da ſie ihn nur aus ſeiner augenblicklichen Zerſtreutheit hätten reißen ſollen. „Und doch,“ ſetzte er freundlich hinzu, „möchte ich Euch wieder Erholung und Zerſtreuung anrathen, lieber Meiſter Konrad, denn Ihr ſcheint mir auch leiblich krank.“

Konrad hatte ſich gar bald erholt, er trocknete den Schweiß von der Stirn, bat wegen des ſeltſamen Ausbruchs von Heftigkeit demüthig um Vergebung; ſchlug aber dann die Augen faſt ſtolz in die Höhe und ſagte: „Krank bin ich nicht und kann es auch wol ſo leicht nicht werden. Ich bin Gottlob mein Lebenlang nicht in Trink- und Spielhäuſern geweſen, noch da „wo die Spötter ſitzen“, ich habe meine Kraft nie leichtſinnig verſchleudert, darum habe ich auch jetzt noch ſo viel, daß ich mehr aushalten kann als irgend einer.“

„Ich weiß,“ erwiederte Paul mit ſanftem Verweiſe, „Ihr habt ſtets ordentlich gelebt, wie es ſich für einen anſtändigen Mann ziemt; wer aber möchte ſich rühmen, daß er that was ſich ziemte? Und kann denn nicht der Körper vom Geiſte aus leiden, und zwar ſelbſt durch die heiligſten und zarteſten Schmerzen im Gemüthe? Fleiß und Anſtrengung mögen ſich allenfalls rühmen; aber die Liebe iſt höher; die rühmt ſich nie.“

37.

Konrad blickte beſchämt zu Boden, und ſagte dann: „Krank bin ich wirklich nicht, nur zu geſund, ich fühle Kraft in mir noch für lange Jahre. Wäre es nicht ſo, jetzt müßte ſie angegriffen werden; denn ach! ein großes Unglück habe ich — man ſagt es leicht, und doch enthält es ſo viel Trauriges — ich kann ſchon lange nicht mehr ſchlafen, trotz meines mäßigen Lebens, trotz aller Anſtrengung und Arbeit, doch nicht ſchlafen.“

Paul empfand das tiefſte Mitleiden mit dem armen Manne, in deſſen Leben die ſanfte Abendglocke, die zur Ruhe wiegt, nicht tönte; dem der milde Thau fehlte, der die Fluren erquickt, und immer mehr ſchien ihm ſich ſeine Vermuthung zu beſtätigen, daß hier irgend ein trübes, ja bitterfinſteres Geheimniß walten müſſe. Aber er drang nicht mit Ungeſtüm in ihn, denn er fühlte wohl, daß ſich alles aus dem Manne ſelbſt mit Freiheit löſen müſſe.

38.

Er verſuchte auf alle ihm mögliche Weiſe, ein liebendes Vertrauen in dem Leidenden zu erwecken, aber es gelang nicht. Konrad erkannte den Gedanken, daß Gott die Liebe ſei, deutlich, er wiederholte ſich täglich, daß wir alle unſre Sorgen auf den werfen ſollen, der für uns zu ſorgen verheißen hat, und er rief ſich ſelbſt in bangen Nächten, oft mit lauter Stimme zu, wie der milde Erlöſer die Mühſeligen und Beladenen zu ſich kommen läßt um ſie zu erquicken.

Aber alle dieſe göttlichen Mahnungen gingen bei ihm nicht in den innerſten Kern des Lebens, ſie blieben ſtets außerhalb deſſelben ſtehen, denn er ließ ſie nicht zu ſeliger Beruhigung in ſich gelangen und Eins werden mit ſeinem Weſen. Das ganze Chriſtenthum war ihm faſt nur eine hiſtoriſche Wahrheit, um die er nur wußte; die er aber nicht in das tiefſte Innere ſeines Gemüths aufzunehmen vermochte. So lange noch zwiſchen uns und Gott irgend etwas anderes ſteht als reine Menſchenliebe, die uns allein zu ihm leiten kann, ſo lange iſt er auch uns fremd, und ſo lange uns das Chriſtenthum nicht Anfang, Mittel und Ende iſt, und jeder Augenblick im irdiſchen Leben uns nicht die Unendlichkeit verkünden kann, ſo lange haben wir an der ewigen Fülle von Balſam und Troſt, die es enthält, keinen vollen Antheil. Wir haben höchſtens einige beruhigte oder beſchwichtigte Stunden, wie etwa Knechte genießen, die ſich von ſaurer Arbeit erholen, wir die als Kinder des Hauſes, trotz aller unſerer einzelnen Schwächen und Mängel, ſtete Klarheit und Frieden mit Gott und uns beſitzen, und unendliche Seligkeit ahnden können.

39.

Konrad fühlte wohl zuweilen was ihm fehle; aber er vermochte nicht die Hemmung hinweg zu räumen. Er dachte auf Aushülfe oder auf Erſatz, und da zeigte ſich ihm, wie er nun einmal war und ſich gebildet hatte, nichts anderes als neue Werkthätigkeit und Ruhm bei den Menſchen.

Es ſchien als vereinige ſich gar manches, um ihn auf dieſem Wege zu begünſtigen. Eine

Erbſchaft, an die er nie gedacht, fiel ihm zu; er ſandte ſie an Jakob mit der Bitte, ſie an die würdigern Armen der Gemeine, die er am beſten kenne, zu vertheilen. Ein Lotterieloos, das er aus Mitleiden einem armen Dienſtmädchen abgekauft hatte, gewann den höchſten Preis; er ſandte ein Drittheil der Summe der Verkäuferin zu, und ſtiftete für den bedeutenden Reſt ein Hospital für verarmte Wittwen. Man hatte ihm vorgeſchlagen, der armen Männer zu gedenken, aber er erwiederte (Anderes vielleicht bei ſich ſelbſt bedenkend) raſch: „Nicht alſo, denn auch der hülfloſeſte Mann iſt doch nicht ſo hülflos als eine hülfloſe Frau, die der männlichen Stütze beraubt iſt.“

Es fehlte nicht an Belobungs-ſchreiben von Seiten des Magiſtrats, ja ſogar von Seiten des Fürſten, der noch vor Kurzem in einer zahlreichen Verſammlung gefragt hatte: „Wie lohne ich doch den wackern Mann?“ Die bloße Frage war für Konrad genug, der ja nichts weiter wollte, als dieſe anerkennende rühmliche Frage.

40.

Konrad haſchte jetzt wie mit Angſt nach jeder Gelegenheit zu einem guten Werke, damit nur die Summe derſelben, mit der er büßen und die Seligkeit gewinnen wollte, immer größer werde. Er war ſehr thätig bei der Einrichtung ſeines Hoſpitales; er wachte bei ſolchen Kranken, in deren Nähe ſich niemand gerne wagte; ja er war einſt voll von dem Entſchluſſe, ſein ganzes Vermögen den Armen zu ſchenken, und er hätte ihn ſicherlich ausgeführt, wenn nicht der alte Jakob das Vorhaben für ſündlich erklärt hätte. — Und was erreichte er durch alle dieſe Opfer? Einzelne gute Stunden, wie ſie — verſtattet die Wiederholung — wie ſie etwa der Knecht hat, der ſich einmal nach ſaurer Arbeit erholt; keine Klarheit, keinen Frieden. Gierig ſchlürfte er aus dem Becher des Ruhmes; aber es gab doch Stunden und endlich Tage und Wochen, wo ihn auch dieſer ſüße Trank anwiderte; ja er hatte Minuten, wo er ſich ſelbſt mit liebloſer Härte anfuhr: „Jetzt, ja jetzt: biſt du faſt ein Heuchler!“

Wohl wich dieſe Härte den Ermahnungen des Beichtvaters; aber Ruhe und Frieden kam doch nicht in ſein Gemüth, und oftmals rief er händeringend aus: „Bin ich denn nie auf dem rechten Wege geweſen? helfen mir denn alle meine guten Werke nicht?“

41.

So waren drei Jahre verfloſſen ſeit der unglücklichen Nacht, die ſein ohnehin trübes Leben gänzlich verdunkelt hatte.

„Kann mich denn nichts mehr erfreuen?“ ſagte er. „Wahrlich,“ ſetzte er dann leiſe und mit trübem Lächeln hinzu, „ich glaube ich bliebe traurig und elend, und wenn man mich zum — Bürgermeiſter machte.“

Es iſt wohl möglich, daß Du, günſtiger, ſehr gebildeter, und ſehr vornehmer Leſer, über einen ſolchen Gedanken nicht bloß lächeln, ſondern einigermaßen lachen werdeſt, und Du wirſt vielleicht Mühe haben, Dich in die Seele des einfältigen Handwerksmanns herab, und hinein zu verſetzen. Es war aber nun einmal ein ſolches Ehrenamt, wie das genannte, Konrads höchſter Wunſch von jeher geweſen; nur daß er nie gewagt, ihn laut werden zu laſſen, und auch bei ſich ſelbſt ſtets als unerreichbar und gänzlich unmöglich abgewieſen hatte. Die alten Würden der Rathsherren und Bürgermeiſter galten in Konrads Vaterſtadt noch immer, wie einſt im Mittelalter, als das Höchſte was ein Bürger erreichen kann, obwohl ihre Macht jetzt gar ſehr beſchränkt worden; allein ſeit zwei Jahrhunderten etwa war es Sitte und Brauch, daß nur Gelehrte und Rechtskundige jene Aemter erhielten, und nur ſehr ſelten war einmal mit einem begüterten und erfahrenen Kaufmann eine Ausnahme gemacht worden. Ein ſchlichter Handwerker, und hätte er auch die Weisheit Salomons und Solons in ſich vereinigt, durfte vollends ſich nicht die entfernteſte Hoffnung machen, eine ſolche Würde zu erreichen; ja man würde ihm, hätte er ernſthaft und öffentlich danach geſtrebt, eher vielleicht einen Platz im Krankenhauſe als im Rath zuerkannt haben. Manche Bürger hatten darüber oft im Stillen geſeufzt, geſcholten oder gewitzelt, denn es war nicht ſelten bemerkt, daß in Fällen wo Erfahrung, Lebenstakt und ſchneller Blick das Beſte gethan haben würden, einige gelehrte Herren ſich ſehr unbeholfen und zweckwidrig langſam benommen hatten; es blieb aber demungeachtet alles beim Alten. Konrad ſetzte auch gleich jetzt, da er ſich alſo angeredet hatte, hinzu: „Doch das iſt ja Unſinn.“

42.

Mochte er ſich aber auch dieſes Scheltwort noch ſo oft wiederholen, ſeine Seele war doch angeregt, und er geſtand ſich endlich, daß, wenn noch irgend etwas ihm Freude machen könnte, ſo wäre es die Erreichung dieſes nie laut ausgeſprochenen Wunſches, eine Freude, die, wie er meinte, in der That dauerhaft ſein werde und vielleicht ſogar jeden Flecken ſeines Lebens auslöſchen möchte. Daß ſein Wunſch erfüllt werden könnte, fiel ihm nicht im Traume ein, aber der bloße Gedanke, daß doch noch etwas in der Welt ſei, das ſo zu wirken Macht habe, gab ihm eine neue, und, faſt möchten wir ſagen, wenigſtens dämmernd-helle Stimmung.

Mit ſolchen Gedanken beſchäftigt, hatte er die unglückliche Nacht, wenn auch ohne Schlaf, doch mit günſtigeren Gedanken als jemals zugebracht, und als er ſich am frühen Morgen vom Lager erhob, fühlte er ſich geſtärkter als ſeit langer Zeit, und keine Ahnung war in ihm, wie ſeltſam es heute kommen ſollte. Wenige Stunden ſpäter meldete der Altgeſell mit einem feierlichen Geſicht, es ſei ſo eben eine Geſandſchaft des Raths und der Bürgerſchaft in ſein Haus getreten, auch die beiden Prediger befänden ſich dabei, und er, der Geſell, habe den Meiſter nur in der höchſten Schnelligkeit davon benachrichtigen wollen. Konrad legte ſogleich das Handwerkzeug beiſeit, und durchzuckt von ſeltſamer Ahndung ging er den geehrten Bürgern entgegen, um ſie ſodann mit geziemender Höflichkeit hinauf zu führen in das beſte Zimmer ſeines Hauſes. Hier nun erwartete er ſchweigend, was man vorbringen werde.

43.

Da trat Paul zu ihm hin, und ſagte nicht ohne Feierlichkeit, doch mit freundlichem Geſicht wie immer: „Ein hochweiſer Rath dieſer Stadt und eine ehrbare Bürgerſchaft hat mir den ehrenvollen und erfreulichen Auftrag gegeben, Euch, werther Bürger und Meiſter, mitzutheilen, daß Ihr durch gemeinſamen Beſchluß zum Bürgermeiſter unſrer lieben Stadt erwählt worden ſeid, und es freut mich gar herzlich, hinzuſetzen zu können, daß auch nicht Eine Stimme ſich gegen dieſe Wahl erhob.“

Konrad trat wie erſtarrt zurück, und Paul fuhr heiter fort: „Ihr ſeht mich erſtaunt an; wohl habt Ihr Urſache zu erſtaunen, da Euch das frühere Herkommen bekannt iſt, welches unſtudirte Bürger von jener Würde auszuſchließen ſcheint. Allein, wenn auch ſchon ſonſt ſich gezeigt hat, daß dieſe alte Sitte, ſo viel ſich auch für dieſelbe ſagen laſſen mag, doch nicht immer wohlthätige Folgen gehabt, ſo iſt diesmal vollends gar nicht vom Herkommen die Rede geweſen, ſondern Rath und Bürgerſchaft haben mit Freuden die Gelegenheit ergriffen, Euch, wackerer Meiſter, ein Zeichen ihrer Liebe und Werthſchätzung darzubringen.

Er überreichte bei dieſen Worten das Diplom in einer ſilbernen Kapſel, und Konrad empfing es mit zitternder Hand.

44.

Jetzt näherte ſich auch der älteſte Bürgermeiſter und der alte Jakob, und beide ſprachen einige herzliche Worte, die aber Konrad nicht zu hören ſchien. Wohl wäre es jetzt an der Zeit geweſen zu antworten; aber der gefeierte Mann ſchwieg noch immer und ſchien in das tiefſte Nachdenken verſunken zu ſein. Während dieſer, faſt ein wenig ängſtlichen, Pauſe klopfte es leiſe an die Thür, man öffnete, und es trat ein kleines, liebes Kind, Pauls ſechsjährige Tochter, weiß gekleidet, mit einer Lilie in der Hand, herein. Paul war in einiger Verlegenheit über die Unterbrechung, er hob den Zeigefinger und ſah zugleich die Bürger entſchuldigend an, wie um Nachſicht für das vorlaute Kind bittend. Aber die Kleine lächelte mit ihren rothen Wangen ſo freundlich, daß es niemandem einfiel zu zürnen. „Sei nicht böſe, Papa,“ ſagte ſie jetzt, „es ſah gar zu hübſch aus, als Ihr Alle ſo zuſammen aus dem Hauſe gingt. Da bin ich nachgelaufen. Ich bin doch gar zu neugierig und will nun aber auch recht artig ſein. Ich komme auch nicht mit leeren Händen, ich habe aus unſerm Garten hier dieſe wunderſchöne Lilie abgebrochen, die Du mir neulich ſchenkteſt, die will ich nun wieder verſchenken an dieſen guten blaſſen Mann."

Konrad nahm die Lilie, und betrachtete ſie, das Kind, und die ganze Verſammlung mit großer Bewegung, dann ſchien er gänzlich gefaßt, ſein Auge leuchtete wie ſonſt nie, und ein großer Entſchluß war in ihm zur Reife gekommen.

45.

„Ehrwürdige und werthe Männer," ſagte er dann feierlich, „es iſt die größte Ehre und Freude, die Ihr mir zugedacht habt, und ich fühle das viel tiefer, als ich, der ſchlichte, wortarme Bürgersmann, es zu ſagen vermag. Aber Gott giebt mir in dieſem Augenblicke eine große Kraft und es fällt wie Nacht von meinen Augen. Möge er doch auch Euch, Ihr wackern Männer, Kraft geben, daß Ihr nicht zu ſehr erſchreckt vor dem, was ich ietzt ſagen muß. Ihr habt mich lieb gehabt, darum werdet Ihr betrübt werden, aber ich kann es Euch und mir nicht länger erlaſſen; ich muß reden. Seht mich nicht bittend an, ehrwürdiger Herr, ich muß das Schweigen brechen. Ich kann nicht da ſitzen wo die Obrigkeit ſitzt, meine Hand kann die Wage des Rechts nicht halten, denn ſie iſt blutig, ich gehöre nicht auf den Richterſtuhl, ſondern muß, die höchſte der irdiſchen Strafen erwartend, vor ihm ſtehen, denn — hört es alle! — ich bin ein Mörder; — in der letzt vergangenen Nacht waren es drei Jahre, daß ich mit eigener Hand meine Frau erſchlug. Ich will, daß der Richter das Urtheil ſpreche, und gehe jetzt, mich ſelbſt in das Gefängniß zu liefern."

Es war auch nicht die kleinſte Spur von Erhitzung oder krampfhafter Bewegung an ihm wahrzunehmen; er hatte mit ruhiger und kräftiger Stimme geſprochen. Jetzt legte er ſtill die Kapſel auf den Tiſch, verbeugte ſich ehrerbietig vor der Verſammlung, und verließ das Zimmer und das Haus.

46.

In der Verſammlung herrſchte mehrere Minuten

nuten lang eine Stille, faſt wie Grabesſtille; endlich ſagte das Kind mit vielen Thränen, aber doch fröhlich in die kleinen Hände klatſchend: „Ich freue mich nur, daß er doch meine Lilie mitgenommen hat.“

„Ja,“ rief Paul, „er hat eine Lilie mitgenommen, eine ſchwer errungene. Jetzt iſt er glücklicher als jemals, und nicht verloren haben wir den Bruder, ſondern gewonnen.“ — Da gingen auch dem alten Jakob die Augen über, und von jedem Stolze und früherm Vorurtheile gegen den Mitbruder befreit, umfaßte er ihn innig und mit beiden Händen, wie der Freund den bewährteſten Freund.

47.

Am andern Morgen beſuchten der alte und der junge Geiſtliche gemeinſchaftlich unſern Konrad im Gefängniſſe. Sie fanden ihn, wie ſie es erwartet hatten, in einem geräumigen hellen Zimmer, in welchem es ſelbſt an manchen Bequemlichkeiten des Lebens nicht fehlte. Er ſaß ruhig an einem Tiſch, vor ihm lag die aufgeſchlagene Bibel, in der er geleſen, und die Lilie daneben. Es ſchien gar nicht mehr daſſelbe Geſicht zu ſein, was ſich jetzt den beiden Predigern darſtellte, denn alle finſteren Züge hatten ſich in ſanfte Wehmuth oder liebevolle Freudigkeit aufgelöſt.

Konrad ſtand ſchnell auf, und begrüßte die beiden werthen Männer mit gewohnter Ehrerbietung; doch Jakob unterbrach ihn und ſagte: „Erſt iſt es an mir, eine Pflicht gegen Dich zu erfüllen, mein lieber Sohn, und hier in Gegenwart meines neuen, theuren jungen Freundes zu geſtehen, daß Du Recht hatteſt und ich Unrecht. Was Du geſtern thateſt, iſt wacker und ehrenwerth; ich ſehe das ein, und Du haſt mich belehrt. Was dem Geſetze gehört, ſoll dem Geſetze bleiben; doch wohl uns, daß wir etwas unendlich Höheres haben, als das Geſetz.“

Konrad fühlte wohl, wie überaus ſchwer dem Greiſe, den faſt das ganze Land wie einen nie irrenden geiſtlichen Führer betrachtete, ein Geſtändniß dieſer Art werden mußte, und er küßte ihm jetzt die Hand mit einer ehrfurchtsvollen Liebe, wie er ſie ſelbſt in der frühern Zeit ſo nicht gefühlt hatte. Auch Paul empfand etwas Aehnliches, indem er ſich ſchweigend und ohne Worte tief verneigte.

Jakob fuhr fort und fragte ruhig: „Wie geht es Euch?" „Gut," erwiederte Konrad mit ganz verändertem Tone, „ſehr gut; beſſer als ſeit vielen, vielen Jahren. Man hat mich verhört, recht ordentlich und genau, aber wie gute Menſchen den gefallenen Mitbruder verhören ſollen, ich war gefaßt auf harte Worte und hörte keines; wohl aber ſah ich Theilnahme und Mitleiden überall. Selbſt der alte Kerkermeiſter, den man oft für ſehr hart erklärt hat, was auch wol nicht recht ſein mag, iſt ernſthaft gutmüthig, ja faſt freundlich gegen mich, und hat mir dieſes ſtattliche Zimmer eingeräumt, das gewiß viel zu gut iſt für mich. Und nun vollends dieſe Nacht! — Ach, ehrwürdige Herren, ſolche Nacht habe ich ſeit meinen frühſten Kinderjahren nicht gehabt; ich konnte beten, weinen, war verſöhnt mit allen, war demüthig und reuig, und der Gnade Gottes vollkommen gewiß, und ſchlief endlich ein, ſanft und ſtill, wie ich wohl ehedem einſchlief auf dem Schooße meiner lieben ſeligen Mutter. Es iſt nun alles, alles gut. Ich werde meine irdiſche Strafe leiden; wie leicht iſt das! Wer drei Jahre gelebt hat, wie ich, wie könnte der ein paar leiblich ſchmerzliche Augenblicke ſcheuen?"

48.

„Du lieber wackerer Sohn und Bruder," ſagte Paul, der ſeine Thränen nicht mehr zurückhielt, „unſer theurer Fürſt, ſtets gerecht aber auch ſtets gütig, wird Deine That gar wohl zu unterſcheiden wiſſen von andern Thaten, mit denen ſie nur den Namen gemein hat."

„Sei dem wie ihm wolle," erwiederte Konrad, „wenn nur dem Geſetze, das ich beleidigt habe, Genüge geleiſtet wird. Alles übrige iſt ja ſchon gut. Ich weiß nun, wie es ſteht mit der menſchlichen Tugend und mit den menſchlichen guten Werken, wenn ſie nicht aus Glauben und Menſchenliebe entſpringen, und ſobald wir wollen, daß ſie uns als eigene Thaten zu unſerm eigenen Ruhme ſollen angerechnet werden. Ich habe ſelbſt meinen alten Ruhm vernichtet, und weiß jetzt um etwas Beſſeres, ich bin demüthig geworden und darum glücklich."

„Werde nur," erwiederte Paul mit leichtem Lächeln, „werde nur nicht ſtolz auf dieſe Demuth; — aber fröhlich ſei; fröhlich kannſt

Du nie genug ſein, denn Du haſt Dich ſelbſt überwunden.“

49.

Möge hier die Erzählung, in ſofern ſie bisher in genauer Ausführlichkeit ſich bewegte, beendigt ſein, und nur mit wenigen Worten noch mitgetheilt werden, was faſt nur als reine Geſchichte zur Vervollſtändigung gelten kann.

Wir wiſſen nicht, was der Fürſt über Konrad entſchied, doch da wir ihn als einen ſinnvollen Mann kennen gelernt, ſo dürfen wir hoffen, er werde geurtheilt haben, wie Paul vorhin äußerte. Allein es kam zu keiner ſolchen Entſcheidung. Schmerzen wie die, welche Konrad erlitten hatte, einſam verlorene Jahre gehen nicht ſpurlos vorüber, und dem Gefühl, bei innerer troſtloſer Unentſchiedenheit ein ſchauderhaftes Geheimniß mit ſich herum zu tragen, widerſteht auch der kraftreichſte Körper nicht lange. Vielleicht wirkte ſelbſt jener ſelige Uebergang aus dem Zuſtande des Knechts zur freien Kindſchaft, in dieſer Einen Hinſicht zu überwältigend. Konrad ſtarb einige Wochen nachdem er ſich ſelbſt dem Geſetz überliefert hatte.

50.

Es war ihm verſtattet worden, an einem ſchönen Sommertage mit Jakob und Paul, die ihn häufig beſuchten, in dem wohl unterhaltenen Garten, der an das Gefängniß gränzte, friſche Luft zu genießen; dort war er erſchöpft in Pauls Arme und an deſſen Herz geſunken, während er die rechte Hand dem alten Jakob reichte. Seine letzten Worte waren ſehr einfach: „Ich habe mich nie ſo frei gefühlt als in dieſem Augenblicke, und es iſt nun alles gut.“

Noch im Sterben behielt er die Lilie in der Hand, die er ſtets mit beſonderer Neigung betrachtet, und von der er ſich faſt nie getrennt hatte; ſie war längſt verwelkt, doch ihre ſchöne Bedeutung blieb für alle erfreulich. Aber das liebe Kind, das ihm einſt dieſe Blume geſchenkt, und das ſich oft ſchon gefreut hatte, wie viel er von derſelben halte, legte am Tage des Begräbniſſes noch eine friſche, herrlich aufblühende Roſe in ſeine linke Hand, die auf der Stelle des Herzens ruhte, und ſagte: „Die fehlte noch.“ — Da lächelte der Vater: „Sie hat ihm gefehlt; aber ſie fehlt ihm nun nicht mehr, nun und niemals mehr“

II.

Johanne Eleonore Peterſen,

geb. v. Merlau,

und ihr Gatte

Dr. Wilhelm Peterſen.

(Biographie, geſchrieben im Anfang des Jahrs 1819,
verbeſſert im Frühling 1823.)

1.

Seit dem Februar 1816, da ich zum erſtenmal mir aus der Biographie des Ehepaars vorleſen ließ, deſſen Name oben verzeichnet iſt, kommt es mir häufig vor, als hätte ich gegen dieſe beiden lieben Menſchen eine Pflicht zu erfüllen, und von ihnen zu erzählen. Jener Monat war von außen her wol eben nicht der erfreulichſte für mich, denn ich fand mich körperlich leidend, wovon ich indeß gewiß nicht gedruckt reden würde, wenn ich nicht das Lob des genannten Ehepaares daran knüpfen wollte. Ich hatte mir nämlich, wie immer, feſt vorgenommen, der leiblichen Schmerzen wenig achtend, ſtill gelaſſen und heiter zu bleiben, und da eine lange Uebung den Vorſatz unterſtützte, ſo gelang die Ausführung ſo ziemlich, wobei mir das Buch vom Jahre 1717 und 18, welches die Selbſtbiographie jener

Eheleute enthält, nicht wenig zu Hülfe kam. Ich mag wol geſtehen, daß mich die ſinnige Frau gar ſehr erfreut, gerührt und erbaut hat, ſo daß ich ihr wol hätte herzlich ſagen mögen, daß ich ſie nicht verkenne, ſondern gar Manches in ihr innig ſchätze; obwol ich keinesweges ihre religiöſen Anſichten alle theile. Da nahm ich mir vor, wenn gleich auch der ſtille Dank in das Grab der Frommen dringen möchte, den lieben deutſchen Landsleuten von ihr, der Vielverkannten, zu erzählen, und das ſoll nun geſchehen. Aber ich bitte zuvörderſt einen kleinen Theil derſelben (denn bei dem andern bin ich ſehr ruhig) folgendergeſtalt: Seid nicht betrübt, wenn manches ganz unſcheinbar zugeht, und von überaus pikanten und chokanten Dingen diesmal gar nicht die Rede iſt. Wollt Ihr hören von calabriſchen Erdbeben und franzöſiſchen Staatsumwälzungen, von ſchrecklichen Todeshöhlen und tugendhaften Raubrittern, oder von Pariſer Hofleuten und Encyclopädiſten, von Giftmiſchern und Atheiſten, ſo werdet Ihr Euch ſchmerzlich getäuſcht finden, denn ich kann Euch höchſtens nur einen kleinen Seeſturm verſprechen, bei dem ſich aber die fromme Jungfrau überaus wacker benommen hat. — Selbſt an den belvederiſchen Apoll und an die Florentiniſche Venus, wollet, bitte ich, jetzt nicht denken, damit die gute Johanna Eleonora Peterſen, geborene Fräulein von und zu Merlau, auftreten dürfe.

2.

Sie ward in die eigene Lage verſetzt, da ſie einmal ein bedeutendes Buch geſchrieben*), noch in ihrem hohen Alter als Selbſtbiographin erſcheinen zu müſſen, weil Feinde und Freunde verlangten, daß ſie von ſich ſelbſt rede, da ſie nun einmal, wie wir ſpäterhin weiter hören werden, eine gewiſſe nicht ſehr erfreuliche Berühmtheit gewonnen habe. Sie war bekannt als eine überaus kluge und gelehrte, aber auch höchſt fromme und kindlich demüthige Frau; da aber die Welt eine ſolche Vereinigung kaum glauben mag, ſo war ſie ſehr häufig auf die empörendſte Weiſe geläſtert worden, ſo daß ſie wol zuletzt von ſich ſelbſt ſchreiben mußte.

---

*) Es heißt: „Herzensgeſpräch mit Gott," und erſchien etwa 1691.

Johanna, aus einer altadlichen, doch nicht ſehr begüterten Familie ſtammend, wurde in einer für unſer Vaterland noch ſehr trüben Zeit geboren, am 25ſten April 1644. Als ſie etwa vier Jahre alt war, hatten ſich ihre Eltern, welche wegen Kriegsunruhen eine Zeitlang in Frankfurt am Main gelebt, veranlaßt gefunden, wieder aufs Land zu ziehen, weil es überall Friede zu werden ſchien. Nun wohnte die Mutter mit Johanna und ihren beiden Schweſtern auf einem Gute Philippseck bei Hettersheim, ſorglos und ſtill, als eines Tages plötzlich berichtet wurde, daß ein ganzer Trupp gewaffneter Reiter ankomme, worauf alle Dienſtleute, für den Augenblick nur an ſich denkend, davon flüchteten, und die Mutter mit ihren drei kleinen Kindern allein ließen. Die Mutter nahm die beiden älteren Kinder an die Hand, das jüngſte an die Bruſt, und wanderte ſo, ohne Magd, nach Frankfurt, welches eine ſtarke halbe Meile entfernt liegt.

3.

Es war aber im Sommer, da die Frucht auf dem Felde ſtand, und als die Soldaten mit großem Lärmen ſich immer mehr zu nähern ſchienen, ſo wurde der Mutter angſt, und ſie ermahnte ihre Kinder zum eifrigen Gebet. Da ſie nun dabei immer raſch fortgingen, ſo kamen ſie endlich in die Sicherheit der Stadt, und die Mutter ſetzte ſich ermattet am Thore nieder, und bat die Kinder, dem höchſten Gotte herzlich zu danken, daß er ſo väterlich ſie alle behütet. Aber die älteſte Tochter ſprach: „Warum ſollen wir nun Gott danken? nun können ſie ja nicht mehr zu uns kommen.“ Solche Worte betrübten Johanna gar ſehr, und ſie dankte nun Gott mit doppelter Inbrunſt, gleichſam um das mangelnde Gebet ihrer vorlauten Schweſter zu erſetzen.

4.

In ihrem kindlichen Gemüthe war ſchon jetzt eine einfältige und gute Liebe für den Erlöſer, und ſie fragte oftmals, „ob der Herr Chriſtus ſie auch wol wirklich lieb habe, ſo wie ſie ihn," und wenn man ſie deſſen verſicherte, ſo hatte ſie eine innige Freudigkeit darüber. Als man ſie einſt beredet hatte, daß die Bademutter die Kinder aus dem Himmel hole, ſo wandte ſie ſich an die Frau mit der großen Bitte, „den Herrn Jeſum herzlich zu grüßen, und zu fragen, ob der liebſte Heiland ſie auch lieb habe, welches ſie denn auch mit innigſter Liebe empfand."

Als ſie in das ſechste Jahr ging, und die Mutter abermals im Kindbett lag, ward ſie gewahr, daß die Mutter häufig und ſchmerzlich weine. Da forſchte ſie bei der älteſten Schweſter nach der Urſache, und erfuhr, die Mutter nehme ſich ſehr zu Herzen, daß eine bekannte „adliche Jungfer" eine Buhlerin geworden wäre; ja das Wort klang noch viel ärger, als das was ich hier brauche. Das verſtand nun die Kleine durchaus nicht, dachte aber bei ſich, es müſſe wol etwas ſehr Böſes ſein, weil die liebe Mutter ſo weine, ging deshalb allein beiſeits, fiel auf ihre Knie und betete mit Thränen zu Gott, er ſolle ſie doch bewahren, daß ſie ja keine Buhlerinn werde. Dieſes einfältige Kindergebet hat Gott wahrhaftig erhört, und in ihrer Seele lebte ſtets ein großer und gründlicher Abſcheu vor allem was unehrbar und unkeuſch war, mochte es ſich auch noch ſo verſtecken oder ſcherzhaft kleiden.

5.

Als Johanna in das neunte Jahr ging, verlor ſie ihre wackere Mutter, die bisher allein ſie erzogen hatte, denn der Vater lebte am Hofe und kam nur ſelten auf das Gut. Es war ein ſtrenger, ja harter Mann, zu dem die Kinder kein Herz hatten, ſondern nur zitternde Ehrfurcht. Die armen Kleinen kamen jetzt unter die Hände einer ſchlimmen Haushälterin, die zuletzt als Betriegerin abgeſchafft werden mußte. Eine Soldatenfrau, welche dann an die Stelle derſelben kam, war nicht minder roh und hart gegen die Kinder, beſonders gegen Johannen, und ſchickte ſie einſt, um trocken Holz zu haben, auf einen Thurm, „fünf Stockwerk hoch und viereckig gebaut.“ „Da war,“ erzählt Leonora, „unter dem Boden ein Taubenhaus gebaut geweſen, wo dürre Bretter, theils los, und theils noch an einigen Orten feſt ſaßen, von ſolchen Brettern ſollte ich ihr holen und als ich einige herunter geworfen, und noch eins, ſo an einer Stelle noch feſt war, abziehen wollte, ſchlug ich zurück, und fiel zwei Stockwerk hoch hinab, und kam bei einer Treppe zu liegen, daß, ſo ich mich umgekehrt, ich noch zwei Stockwerk hoch gefallen wäre. Ich lag aber etwa eine halbe Stunde in Ohnmacht, und wußte von mir ſelbſt nichts, bis ich wieder zu mir ſelbſt kam, da wußte ich Anfangs nicht, wie ich dahin gekommen, ſtunde auf, und fühlete, daß ich ſehr matt war, ging die Steige hinunter und legte mich in das Bette, ſo in einem Gemach deſſelben Thurms ſtunde, auf welchem der Vater pflegte zu ſchlafen, wenn er zu Hauſe war, und ſchlief etliche Stunden. Hernach ſtunde ich auf, und war friſch und geſund. Es war aber in währender Zeit keine Nachfrage nach mir geſchehen, ſondern als ich ſagte, daß ich gefallen wäre, bekam ich Schelt-Worte, warum ich nicht vorgeſehen" u. ſ. w.

Nicht einmal durch Speiſe konnte ſie ſich in dieſer Stunde erquicken, denn ſie wußte, daß die übelgeſinnte Frau die Hühner, die ſie heut zubereitet, von einem andern Hofe aufgegriffen und ent-

entwendet habe; Johanne aber wollte lieber hungern, als ungerechtes Gut genießen.

6.

Ueberhaupt ſchien ſie ſchon jetzt wenig von den Menſchen zu erwarten, und ließ ſich mehr von ihnen gefallen als billig. Sie konnte das aber auch leichter wie manche andere, denn ſie fand ſchon in den Jahren der Unmündigkeit ſehr viel Freude in ſich, und war, wenn man ſie nur nicht ſtörte, ſchalt und quälte, munter und vergnügt, ohne im mindeſten zu verlangen, daß ihr ein Vergnügen von außen her gegeben werden möge.

Dabei regte ſich ſchon in ſo früher Zeit bei ihr immer mehr und mehr die Sehnſucht nach religiöſem Unterricht, und, obwol ſie ſonſt nie den Muth hatte, ihren Vater um etwas zu bitten, ſo drang ſie doch jetzt faſt leidenſchaftlich in ihn, mit ihrer Schweſter, die, drei Jahr älter, zum Prediger geſchickt ward, gemeinſchaftlich unterrichtet zu werden. Doch auch hier ſollte es ihr Anfangs übel gehen, denn eine Geſpielin klagte ſie lügenhafter Weiſe an, als habe ſie ein thörichtkindliſches Wort „über den Abendmahlskelch“ geſagt. Als aber die ſeltſam klingende Sache unterſucht wurde, ſo fand ſich das reine Gegentheil, und die Klägerin ſtand als Verläumderin beſchämt da.

Da ſpäterhin die Schweſter nach Stuttgard zu dem Oheim geſchickt wurde, ſo mußte jetzt Johanne, obwol ſie noch ein Kind war, die ganze Haushaltung übernehmen, und von allen Rechnung ablegen; welches ihr oft ſehr ſchwer wurde, weil der Vater, ſo oft er nach Hauſe kam, übellaunig war, ihr hart begegnete, und jedes kleine Mißgeſchick, was meiſtens durch andere veranlaßt war, ihr beimaß. Dadurch bekam ſie eine ſo knechtiſche Furcht vor ihm, daß ſie ſchon zuſammenfuhr, wenn ſie nur eine Stimme hörte, die der ſeinigen glich. War er aber fort, ſo kam auch ſogleich ihr fröhlicher Sinn wieder; denn, wie bereits oben erwähnt worden, ſie bedurfte zur Heiterkeit nichts weiter als nur: Nicht geſtört werden von außen, ein Umſtand, der in der That recht viel ſagen will.

7.

Als die Kleine zwölf Jahr alt war, wurde ſie ſchon in die große Welt geſchickt, und zwar nach Hofe, zu einer Gräfin von Salm-Redelheim. Es ließ ſich aber mit dieſer Dame ein behaglicher Umgang nicht wohl unterhalten, denn ſie hatte leider Perioden, in denen ſie nicht recht bei Sinnen war. Anfangs ging es noch erträglich; doch da ſie bald darauf mit Zwillingen niederkam, ſo verſchlimmerte ſich durch das Wochenbett ihr Zuſtand von Tage zu Tage, wobei niemand übler daran war, als Johanne, die am meiſten um ſie ſein mußte. Die Gräfin, fantaſtiſchem Irrſinn hingegeben, ſah ſie häufig für ihr kleines — Löwendhündchen an, wobei es leider auch — an Schlägen nicht fehlte. Dabei hatte die arme Frau häufiges Verlangen auf dem Waſſer zu fahren. Johanne mußte mit, und ſollte dann jedesmal aus dem Kahne geworfen werden, um ſchwimmen zu lernen. Sie erzählt nicht genau, wie ſie ſich von den Gewaltthätigkeiten der Wahnſinnigen befreite, ſondern ſagt bloß kurz, „der Höchſte" habe ſie bewahrt.

8.

Einſtmals bemerkte ſie, daß die Gräfin aus ihrem Schranke ein ſcharfgeſchliffenes Meſſer nahm, es in die Scheide ſteckte, und dann ſorgfältig verbarg. Das ſchien dem Fräulein doch zu bedenklich und unheimlich, und ſie ſagte es der bejahrten Kammermagd, die aber der Sache keinen Glauben beimeſſen wollte, ſondern alles für Kinderei erklärte, und ſie ermahnte, ſich ſchlafen zu legen. Aber die verſtändige Johanna blieb in den Kleidern und ſetzte ſich nur auf das Bett. Um Mitternacht hörte ſie einen Tumult, ſprang aus dem Bette und weckte ihre Umgebungen. Da hörte ſie „den Grafen aus der Kammer laufen, und ſogleich erſchien die Gräfin im Nachtkleide, das Licht in der einen, den Dolch in der andern Hand.“ Da aber die Unglückliche alle wach ſah, erſchrak ſie, und ließ das Meſſer fallen.

Johanna ſprang hinzu, nahm das Meſſer, und lief im Dunkeln die Treppe hinunter. Hier hörte ſie den Grafen rufen: „Wo iſt meine Gemahlin?“ ſie antwortete zitternd, ſie habe das

Meſſer; war jedoch zu furchtſam, um ins Zimmer zurück zu gehen, ſondern floh in den dunkeln Ahnenſaal, den man auch den „Rieſenſaal" nannte. Hier aber erfaßte ſie ein neues Grauen, denn es ging die Sage, daß einer der Vorfahren hier nächtlich wandle. Aber ſie blieb dennoch mit dem Meſſer in der Hand die ganze Nacht durch im Saale, denn es ſchien ihr beſſer, ſich dem Schutz der Geiſter anzuvertrauen, als jetzt zu ſo ſeltſamen Menſchen zurückzukehren. Von dieſen erwartete ſie nach ihren bisherigen Erfahrungen nicht nur keinen Dank, ſondern Strafe; obwol ſie doch das Leben mehrerer gerettet hatte. — Wie es ſcheint, irrte ſie auch dießmal nicht.

Die meiſten Dienſtboten und Kammerfrauen liefen jetzt davon, weil ſie in dieſem Schloſſe ihres Lebens nicht mehr ſicher ſeien; aber die treue Johanna hielt ein ſolches Betragen für unrecht, und blieb noch eine geraume Zeit faſt allein bei der unglücklichen Gräfin, bis endlich ihr Vater entſchied, daß ſie von dem unheimlichen Orte fort ſollte, wo ſie keinen Tag ihres Lebens ſicher war.

9.

Im funfzehnten Jahre kam ſie zu der Herzogin von Holſtein, die aus der erſten Ehe eine Tochter hatte, die jetzt an den Grafen von Zinzendorf im Oeſtreichiſchen vermählt werden ſollte. Johanna ward der Braut als Hoffräulein übergeben, und trat bald darauf mit ihr und einem ſtattlichen Gefolge die Reiſe nach Linz an, die durch den Wechſel der Gegenſtände, durch die Heiterkeit der Geſellſchaft, und die Auszeichnung, mit der ſie überall empfangen wurden, einen beſondern Reiz gewann. Der Uebergang von dem frühern ängſtlichen Leben zu dieſem freien, war für Johannen ſehr auffallend; nur daß ſie zuweilen mit Aengſtlichkeit daran dachte, „wenns nur der Seele nicht ſchaden möchte", da ſie an einen papiſtiſchen Ort komme.

Sie wußte ſelbſt nicht, wie eigentlich dieſer Schaden kommen könne; um aber der Angſt ein gründliches Ende zu machen, ſuchte ſie, ſo oft ſie in ein Quartier kamen, ein einſames Gemach auf, fiel dort auf die Knie und bat den lieben Gott, zwar nur im Allgemeinen, aber doch ſehr inbrünſtig, er möge doch ja dafür ſorgen, daß ihre Seele keinen Schaden leide.

Dann ward ſie aber auch wieder ſehr ruhig und vergnügt wie ein gutes Kind.

10.

In Linz wurden ſie mit großer Pracht empfangen und auf das kaiſerliche Schloß geführt, wo das Beilager gehalten werden ſollte. Dem Fräulein war alles neu, und es ging ihr, wie wol manchen Proteſtanten, die ſich faſt wundern, daß Katholiken wirklich und wahrhaftig — katholiſch ſind; ja als nach dem geſprochenen Segen, der Graf aus einem güldenen Becher voll Weines den ſogenannten „Johannisſegen“ trinken mußte, da bat ſie den lieben Gott von neuem, er möge ſie doch vor dem Papſtthum bewahren. — Die Geiſtesfreie hätte nicht zu zittern gebraucht; doch ſo frei und in ſich feſt fühlte ſie ſich noch nicht.

Es war beſtimmt geweſen, daß Johanne bei dem neu vermählten Paare bleiben ſolle; aber es kam nicht dazu. Der Graf erklärte nämlich, er könne nur das Kammerfräulein mit an ſeine Tafel nehmen, nicht aber Johannen, die nur den unſcheinbaren Titel einer Hofjungfer hatte, und deshalb mit der Hofmeiſterin ſpeiſen möge. Das wollte aber der Herzog durchaus nicht zugeben, denn die Familie von Merlau ſei von uraltem Adel, und Johanne dürfe deshalb nicht zurück geſetzt werden, welches er auch nimmermehr bei der Herzogin würde verantworten können, deren Taufpathe ſie ſei.

Johanne, mit dieſen peinlichen Verhältniſſen nicht ſehr vertraut, hätte ſehr gern mit der Hofmeiſterin geſpeiſet, da ihr dieſe lieb und werth geworden war, allein ſie mußte ſich, obwol traurig, zur Rückreiſe bequemen, da weder der Herzog noch der Graf von ihren grandiöſen Anſichten wichen. Späterhin aber freute ſie ſich gar ſehr und dankte Gott, daß er es ſo gefügt; denn nach einigen Jahren waren alle Perſonen, die als Proteſtanten gekommen, ſamt der Fürſtin ſelbſt zur katholiſchen Religion übergetreten. *) Wer weiß, ob Johanne, bei ſo

---

*) Die Sache iſt wichtig genug, um auch in einer Anmerkung zu erſuchen, ſie nicht zu überſehen.

jungen Jahren, und umgeben von lauter Katholiken, nicht gleichfalls zur Papiſtin geworden wäre; ſo aber war ſie gleichſam durch die Flucht gerettet worden.

11.

Ihr Verhältniß zu der Herzogin, der ſie nach der Reiſe zurückgegeben ward, bildete ſich jetzt immer günſtiger, und der ganze Hof erfreute ſich an Johannen, denn ſie war geſchickt zu jeglicher weiblichen Arbeit, ſehr anmuthig in ihrem ganzen Benehmen, höchſt zierlich und prachtvoll in Kleidern, und in der Kunſt des Tanzes die ausgezeichnetſte von allen Damen. Da ſie dabei gern in geiſtlichen Büchern las, und betete, niemals die Kirche verſäumte, und ſtets das dort Gehörte zu wiederholen wußte, ſo trug ſie ſowohl bei Weltlichen als Geiſtlichen ein großes Lob davon, und ward für eine wahrhaft chriſtliche Jungfrau anerkannt. Sie referirt das ſelbſt mit guter Ironie gegen ſich ſelbſt, da ſie wohl eingeſehen, wie weit ſie damals noch vom Ziel geweſen.

„Da fügte es die Barmherzigkeit Gottes,

daß ein Oberſtlieutenantsſohn in mich verliebt wurde," — ſo erzählt ſie ſelbſt weiter, und ich habe hier ihre eigenen Worte angeführt, da mir nicht bewußt iſt, jemals in irgend einer Druckſchrift in Beziehung auf die Liebe einen ſolchen Ausdruck geleſen zu haben. Johanna liebte ihn nicht, hatte auch nicht die entfernteſte Ahndung von Liebe; da aber der Vater und alle ihre Verwandten Ja ſagten, ſo wagte ſie nicht zu widerſtehen, ſondern hielt die Verbindung für Gottes Willen.

12.

Zum Glück war der Jüngling erſt Cornet, ſollte deshalb noch eine Zeitlang ins Feld gehen, dann des Vaters Compagnie empfangen und heirathen. Aber der junge Mann war nicht der beſte, ſondern überaus weltlich, eigenſüchtig und wankelmüthig geſinnt, dergeſtalt, daß er in zwei Jahren nicht weniger als zehnmal von Johannen abfiel, und zehnmal (doch immer nur halb) zu ihr zurück kehrte.

Dieſe Leiden wirkten auf Johannen ſehr bedeutend, und es zeigte ſich ihr höheres Streben zuerſt beſonders dadurch, daß ſie jetzt ſehr ängſtlich wurde, wenn man ſie auszeichnend lobte. Sie fand jetzt noch mehr Freude an der heiligen Schrift, und mancher tiefſinnige Spruch ſchien ſich ihr zum Verſtändniß zu öffnen. Dabei hatte ſie oft ſehr erquickliche, fromme Träume, in denen ſie ſich mit dem Erlöſer unterhielt, ſo daß ſie zuweilen im Schlafe laut und zuſammenhängend redete. Ein Fräulein, das mit ihr das Schlafzimmer theilte, betrübte ſich darüber, daß ſie dergleichen Freude nicht empfange, aber Johanna tröſtete ſie und ſagte: „Dein gottſeliges Herz iſt ſchon bewährt, und bedarf deſſen nicht; mich aber mußt Du als ein ſchwaches Kind anſehen, welches von dem Vater mit Zucker gelockt wird."

Die lieben Worte gingen ihr wahrhaft von Herzen, denn „ich ſah wol — ſetzt ſie mit großer Klarheit in Beziehung auf ihre gute, aber noch ſchwache Individualität hinzu — daß die Welt mich an ſich zog, um des freudigen Geiſtes, der in mir war. Mein Gott aber zog mich durch ſeine Freudigkeit und Liebe zu ſich, und ſchloß mir oft das Wort alſo auf, daß ſich mein Leib und Seel drob erfreuten. Darin ward ich immer mehr geſtärkt."

13.

Um dieſe Zeit kam der Offizier aus dem Feld zurück, und bezeigte ſeine große Unzufriedenheit mit Johannens frommem Leben, äußerte auch dabei ſeltſamer Weiſe, es würde ſich für Soldatenfrauen nicht ſchicken, ſo viel in der Bibel zu leſen. Johanna ertrug ſeine Vorwürfe mit Gelaſſenheit, und obwohl ſie recht gut ſah, daß er nur eine Gelegenheit ſuche, von ihr loszukommen, ſo glaubte ſie doch dieſe Gelegenheit nicht ſelbſt herbeiführen zu dürfen, ſo ſehr ſie auch eine ſolche wünſchte. Sie überließ alles dem „lieben Gotte", der es wohl machen würde.

Dieſes Verhältniß ging endlich einem würdigen Edelmann zu Herzen, und er ſchrieb an Johannen, daß ihr Bräutigam durchaus falſch geſinnt ſei, welches er gegen jedermann beweiſen könne; zu gleicher Zeit aber entdeckte er ihr auch ſeine eigene redlichere Neigung. Dieſen Brief fing aber der Kornet unrechtlicher Weiſe auf, gab ihn ſeinem Vater, und dieſer überreichte ihn dem Herzoge, der, zürnend als habe Johanna einen heimlichen Liebeshandel unterhalten, ſie mit betrübenden und harten Worten anredete und verletzte.

14.

Da betete das gute Kind bei ſich ſelbſt: „Du wunderbarer Gott, Du weißt, daß ſo manche Untreue gegen mich verübt worden, und ich habe um des Gewiſſens willen mich ſtille gehalten, und alle Veränderung erduldet und Dir die Sache befohlen; wie ſoll nun dieſer Untreue treu, und ich bei meiner Treu und Redlichkeit untreu gehalten werden?“ —

Der bloße Gedanke, daß die fürſtliche Familie ein ungeziemendes Betragen und unjungfräuliche Heimlichkeit ihr zutrauen könnten, war für ſie um ſo qualvoller, je ſchamhafter ihr Gemüth in ſich ſelbſt zurückgezogen war. Als ſie nun mit herzlichen Thränen ſo vor ſich hinſah, fielen ihr plötzlich die Worte ein: „Was ich jetzt thue, das weißt du nicht, du wirſt es aber hernach erfahren.“ Darauf gab ſie ſich völlig zufrieden und dachte: „Der Herr wirds wohl machen; iſt doch deine Unſchuld vor ihm offenbar was ſind Menſchen ſo dahin ſterben, wie das!“

15.

Am andern Tage zeigte ſich, was ſich freilich häufig in der Welt zeigt, daß man nämlich im erſten Unwillen nicht urtheilen ſoll, denn als man den aufgefangenen Brief, von dem Johanna noch nicht eine Zeile geſehen, mit Genauigkeit durchlas, ſo fand ſich, daß jener wackere Mann ausdrücklich klagte, er habe niemals eine Gelegenheit finden können, das Fräulein zu ſprechen, um ihr ſowol die Falſchheit ihres Bräutigams, als ſeine eigne aufrichtige Liebe zu entdecken. Jetzt wandte ſich der Zorn des Herzogs gegen den Bräutigam, und da ſich ohnehin fand, daß dieſer nach dem Beſitze einer reichern Dame trachtete, ſo konnte ſich Johanna jetzt mit dem ruhigſten Gewiſſen von ihm losſagen, was ſie längſt gewünſcht hatte.

16.

Sie befand ſich jetzt in ihrer Freiheit ſo wohl, daß ſie jeden Antrag von ſich abwies, und nur ein würdiger Geiſtlicher, der einen weiten Weg gereiſt war, um ihr ſeine Hand anzutragen, erregte einige Unruhe in ihrem Gemüthe. Der Vater ſchien anfangs ſogar nicht ganz abgeneigt, obwol der Freier bürgerlichen Standes war; — was damals als bedeutendes Hinderniß galt — auch der Herzog begünſtigte ihn, und man begrüßte Johannen mehrere Wochen lang als Braut: bis endlich der Vater, anderes Sinnes geworden, durch ein beſtimmtes Nein entſchied, und Johannens Beſorgniß ein Ende machte.

Jetzt war die Zeit gekommen, in der ſich die Gemüthsbildung der Jungfrau für immer befeſtigen und ein erfreulicher Frieden in ihr Herz kommen ſollte, ein Frieden, wie er ihrem nicht ſehr reichen, nicht glanzvoll poetiſchen, aber tiefen und kräftigen Gemüth werden konnte.

17.

Jenes alte, ſo oft erſcheinende Misverhältniß des Wiſſens und Handelns, des Glaubens und Wählens im Menſchen, hatte ihr von jeher nicht nur trübe Stunden gemacht, ſondern es war ihr ſogar nicht ſelten wie ein unlösbares Räthſel vorgekommen. Da fügte es ſich, daß ſie einſt auf einer Reiſe nach Ems, wohin ſie die Fürſtin begleitete, mit einem Manne bekannt wurde, den ſie einen „rechten Gottesmann" nennt, und in welchem ſie einen Kenner und Thäter des Wortes erblickte. Auf der Fahrt von Frankfurt nach Mainz hatte ſie ein entſcheidendes Geſpräch mit ihm, und da er mit ruhig überlegener Kraft ihr den ganzen Grund ihres eignen Herzens offenbarte, und ſich ſelbſt ſpäterhin in den mannigfaltigſten Verhältniſſen als einen Mann voll edlen Ernſtes, Sanftmuth, und heiliger Liebe zeigte, ſo fühlte ſie ſich zum erſtenmale ganz klar und getröſtet. Es war der erſte Mann, den ſie rein ehrwürdig fand, und da ſie einmal die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß es möglich ſei, ſich ſelbſt zu verläugnen, und rein in Gott zu leben, ſo war der Entſchluß in ihr feſt, hinfort ein neues und vollſtändigeres Leben zu beginnen, und an ſich ſelbſt die höchſten Anforderungen zu machen, deren Löſung er bereits gezeigt hatte. *)

Jener

---

*) Daß übrigens dieſe höchſten Anforderungen bei verſchiedenartigen Naturen auch verſchiedenartig erſcheinen müſ-

Jener ehrwürdige Mann hatte einen ähnlich geſinnten Freund, und durch beide ward ſie jetzt und ſpäterhin erbaut, und im Guten geſtärkt, und ſie bekam immer mehr Abſcheu vor dem, was wir „die Gleichſtellung mit der Welt" nennen. Ganz beſonders wirkte auf ſie das große verheißende Wort: „Ihr werdet göttlicher Natur theilhaftig, ſo ihr fliehet die vergängliche Luſt der Welt."

18.

Und mit ſolcher Anſicht ſtand ſie jetzt in dem Geräuſch des Hofes, das ſie zu zerſtreuen und zu verwirren ſchien; doch ſo oft ſie es bisher auch hatte aufgeben wollen, ſo hemmte ſie doch noch die Furcht vor den fürſtlichen Perſonen, die ſie nicht überwinden konnte. — „Da (ſo erzählt ſie ſelbſt) da tanzete ich oft mit Thränen, und wußte mir nicht zu helfen. Ach! dachte ich oft, daß ich doch eines Viehhirten Tochter wäre, ſo würde mir ja nicht verdacht, in der ein-

---

müſſen, verſteht ſich von ſelbſt. Johanna hatte es hier lediglich mit ihrer Natur zu thun.

fältigen Nachfolge Chriſti zu wandeln, es wäre kein Aufſehen auf mich.“ Da ſie dies am meiſten ſcheuete, ſo kann ſie nicht leicht misverſtanden werden.

Sie erkannte jedoch bald, daß kein Stand ſie entſchuldigen könne, wenn ſie ihrer Ueberzeugung untreu würde, und daß ſie alles erdulden müſſe, was bei der Ausführung ihres Vorſatzes ihr zum Dulden auferlegt werde. Da entſchloß ſie ſich, die Sache mit Ernſt anzugreifen, ging zur Herzogin, und begehrte ihre Entlaſſung, die ihr aber durchaus verweigert wurde. Die Fürſtin fragte, was ſie zu einem ſolchen ſeltſamen Wunſche veranlaſſe, und da ſie die Antwort vernommen, daß der Wandel, den das Fräulein bei Hofe führen müſſe, wider ihr Gewiſſen ſtreite, ſo konnte jene ſich nicht darin finden, ſondern ſah alles für Melancholie an, und ſagte mit gewohnter Gütmüthigkeit: „Ihr lebet ja als eine tugendſame Jungfrau, und leſet und betet fleißig, ſehet doch die und die da an, welche ja chriſtliche Leute ſind, und thun ſolche Dinge mit. Es iſt ja nicht verboten, wenn man nur nicht das Herz daran hänget.“

19.

So wohlmeinend und im Ganzen richtig dieſe Anſicht der würdigen Frau auch war, ſo konnte ſie jedoch Johannen nicht befriedigen, die für ſich auf einem andern Wege Heil ſuchen zu müſſen glaubte. „Sie könne," erwiederte ſie, „auf keine Exempel ſich weiſen laſſen, denn ſie ſei auf das einige Exempel Chriſti und ſein Wort gewieſen; ſie beurtheile andre nicht, könne aber mit deren Exempel ſich nicht befriedigen, ſondern bedürfe einer größern Feſtigkeit in ihrem Standpunkt." — Da nun die Herzogin die Feſtigkeit der Jungfrau ſah, ſo verſprach ſie, ihr alles zu erlaſſen, was wider ihr Gewiſſen ſcheine, und ſie ließ ſich durch Johannens Bedenklichkeit nicht irre machen, daß ſie ja in dieſem Falle bei manchen angeſtellten Luſtbarkeiten ihrer Aufwartung entbehren würde. Sie ſollte, hieß es, aller Aufwartung „bei Eitelkeiten los ſein", und nur hier bleiben und um ſie ſein.

20.

Die wohlwollende Fürſtin erzählte die Unterredung dem Herzoge, der, als ein gutmüthiger aber bei dieſer ihm kaum verſtändlichen Angelegenheit leicht entzündbarer Mann in lauten Zorn gerieth. Er ließ das Fräulein kommen, fuhr ſie hart an, und ſagte: „Das iſt alles Melancholie und vom Teufel. Ihr ſeid eine ſolche junge Dame, die bei Hohen und Niedern beliebt iſt, und wollt Euch nun in ſolche Verachtung ſtürzen, daß man Euch für eine Thörin halten wird. — Was werden die Euren dazu ſagen?“ Johanna erwiederte gelaſſen, ihr Entſchluß ſei ja nicht nach eigenem Gutdünken genommen, ſondern nach dem Worte deſſen, der die Wahrheit iſt. Was ihr nun, indem ſie deſſen Stimme folge, begegnen würde, das wolle ſie getroſt annehmen; Er werde ſchon die Kraft geben alles zu überſtehen. — Der Herzog, der das Fräulein wahrhaft ſchätzte, blieb bei ſeiner Meinung, das ſei alles „Melancholie“, und ſchickte ihr deshalb einige Geiſtliche zu, die ihr die Sache auseinanderſetzen ſollten.

Dieſe Männer, die Johanna mit dem ſchlimmen Ausdruck „ſogenannte Geiſtliche“ bezeichnet, wollten ſie bereden, ſie verſtehe die Worte der

Schrift nicht recht. Sie mache ſich ſchwere Gedanken, wozu ſie doch keine Urſache habe, ſie ſei ja chriſtlich und tugendſam, ſie müſſe ſich nur vor Melancholie hüten. Johanna blieb ſehr ruhig und fragte, ſtatt aller Antwort, die breiten Sprecher auf ihr Gewiſſen, „welches unter dieſen beiden das ſicherſte ſei: in aller Einfalt den Fußſtapfen Chriſti nachfolgen, oder bei Gleichſtellung der Welt, von der Nachfolge Chriſti reden, und ein Belieben daran zu bezeugen ohne That?“ Da antworteten die Männer, das Erſte ſei freilich beſſer; wer aber könne alſo leben? wir ſeien allzumal ſündige Menſchen.

Da erwiederte Johanna: „Mir iſt befohlen, das Beſte zu erwählen. Für Können und Vermögen laſſe ich meinen Gott ſorgen, der ſeinen Geiſt zu geben verheißen hat, der nicht ſchwach, ſondern in eigner Schwachheit mächtig iſt. Wenn ichs aus eigner Kraft vornehmen würde, ſo würde mir angſt und bange ſein; aber weil ichs in der Kraft Chriſti, nach ſeinem Befehl vorgenommen, ſo weiß und glaube ich auch gewiß, daß ich durch Ihn alles vermag, und daß der treu iſt, der es in mir angefangen. Der wird es auch thun und vollführen bis auf dieſen Tag.“ — Da ließen ſie Johannen fahren, die ſie nicht verſtanden hatten. — Es iſt betrübend, daß ſich nicht Beſſere und Sinnigere einſtellten, die ſie über die reine Freudigkeit der Religion und inſonderheit über den Spruch, daß die Erde überall des Herrn ſei, hätten belehren können.

21.

Weil man nun mit ſolchem Ernſt dem Fräulein nichts anhaben konnte, da ſie in dieſer Sphäre wirklich ſicherer ſtand als die ſeichten Gegner, ſo legte man ſich auf den Scherz, das Lachen und den Spott, und ſie mußte an der fürſtlichen Tafel faſt täglich Hohn und Stachelreden hören, von denen die, die ſie aufbrachten, gewöhnlich auch überzeugt waren, ſie ſeien witzig, eindringlich und ſchmerzlich fruchtbar.

Das dauerte wol ein ganzes Jahr, während deſſen ſelbſt der geringſte Hofbediente in der fröhlichen Lebensbildung weit über Johannen zu ſtehen glaubte: als ſich die Sache, faſt möchte man ſagen plötzlich änderte. Da nämlich die Jung frau immer ruhig und ſtill und beſcheiden blieb, und in edler Arbeit, Wohlthätigkeit, und im Leſen der Schrift ihre Tage zubrachte, und bei jenem Spott und Hohn nicht nur nicht traurig oder ängſtlich wurde, — was bei den früher empfangenen Lobpreiſungen immer der Fall geweſen war, — ſo machte das endlich doch einen ganz eigenen und tiefen Eindruck, und man fing an, ſie zuletzt (und dennoch vorſchnell) faſt wie eine Heilige zu betrachten. Ausſchweifende Geſpräche, überlautes Lachen, verworrenes Geräuſch: das alles ſchwieg augenblicklich, ſobald ſie mit ihrer freundlichen Sanftmuth hereintrat; ja die ſonſt wilde Jugend zeigte ſich ſtill und ehrbar in ihrer Nähe: während doch niemand, ſelbſt vor dem Hofprediger, ſich ſcheute, mit deſſen bequemer Weltphiloſophie man es ſchon beſſer aufnehmen konnte. Da fiel es aber Johannen mitunter auf das Herz, daß auch wol diejenigen einige Scheu trügen, mit ihr umzugehen, die zuvor ſo manchen ſchönen „geiſtlichen Diskurs" mit ihr geführt, und ſie betrübte ſich zuweilen, als ſei ſie Schuld, daß das nun nicht mehr ſo oft der Fall ſei. Doch ſie tröſtete ſich bald und dachte: „Was haſt du wol in deiner vorigen Zeit mit all den ſchönen Worten anders ausgerichtet, als daß ſie von der Gottſeligkeit Worte gelernt und nicht gethan, und alſo doppelte Streiche verdienen? — Sollte denn in dem Gehorſam des Glaubens, da man in der Selbſtverläugnung ſtehet, nicht mehr Segen ſein als bei den bloßen Worten ohne Kraft? Iſt doch der Jünger nicht größer als ſein Meiſter, wie wollte man denn bei einem kraftloſen Glauben andere zur Nachfolge bringen? Iſt doch in Einem Wort, wo die Thätigkeit dabei iſt, mehr Segen und Gnade als in tauſend Worten ohne That."

Aber auch noch ein anderer Troſt zeigte ſich ihr, denn es kam bald dahin, daß man erkannte, ſie ſei, bei aller Strenge doch auch ſehr milde. Man verſammelte ſich wieder um ſie, und es lernten wol gar Einige einſehen, daß die Tugend auch das einzige wahrhaft Heitere, Erfreuliche, und Ergötzliche ſei. Da wirkte ſie viel Gutes durch ihr Beiſpiel, und manche Perſonen höhern und geringern Standes fühlten ſich durch ſie geſtärkt und geſänftigt, ſo daß zuletzt faſt der ganze Hof eine andere Geſtalt zu bekommen ſchien.

22.

So waren drei Jahre verfloſſen, als Johanne von ihrem Vater abgerufen wurde. Er hatte nämlich ſeine zweite Frau im Wochenbett verloren, und da das Kind noch lebte, ſo ſollte Johanna deſſen Wartung übernehmen und die Haushaltung führen. Die Herzogin liebte das Fräulein ſo ſehr, daß ſie ſich anfangs gar nicht entſchließen konnte, ſie von ſich zu laſſen, bis ſie endlich unter vielen Thränen dem Geſuch des Vaters nachgeben mußte. Als aber Johanna nach Hauſe kam, war das Kind todt, und der Vater hatte ſich als Hofmeiſter zu der Fürſtin von Philippseck begeben, ſo daß die Tochter nunmehr Freiheit bekam zu leben, wo ſie wollte.

Es iſt mir unbekannt, warum ſie nicht von neuem zu der geliebten Herzogin zurückkehrte, ſondern den Aufenthalt bei einer ſtillen Wittwe in Frankfurt am Main vorzog. Dieſe letztere war eine in jeder Hinſicht vorzügliche Frau, tief fühlend, fromm, und mit heller Einſicht handelnd. Johanna verdankte ihrem Umgang die immer größere Ruhe, die in ihr Herz kam, und von der ſie bald eine ſehr bedeutende Probe ablegen ſollte.

23.

Johanna fuhr einſt auf dem Marktſchiff von Frankfurt nach Hanau, um ihrer dort verheiratheten Schweſter einen Beſuch zu geben.

Auf dem Schiffe war eine ſehr gemiſchte und größtentheils widrige Geſellſchaft, und einige rohe Soldaten nebſt vier verlorenen Töchtern, führten ſehr unziemliche und zuchtloſe Reden. Das betrübte Johannen ſehr, und um nur nicht länger das heilloſe Geſpräch mit anhören zu müſſen, lehnte ſie ſich an die Seite des Schiffs, ſuchte einzuſchlafen, und ſchlief auch wirklich bald ein. Da führte der Traum den Spruch: „Der Herr ſchaut vom Himmel auf die Menſchenkinder" u. ſ. w. vor ihre Seele, und wie ſie ſich gleichſam in denſelben verſenken wollte, ſo erwachte ſie durch das Rauſchen des Sturmes, der mächtig ihr Ohr berührte. Da dachte ſie bei ſich ſelbſt: „Du wacheſt ja, wie iſt dir denn zu Muthe?" und als ſie die Augen vollends aufſchlug, da hatte rings umher alles eine andere Geſtalt gewonnen, und der Sturm drehete das Schiff heftig herum, und ein wüthender Windwirbel faßte es gewaltig an, ſo daß alle, die auf dem Fahrzeuge waren, vor Angſt laut aufſchrieen, und Jeſum, deſſen ſie zuvor in ihrem freventlichen Scherz ſo oft geſpottet, um Hülfe anriefen.

24.

Da redete Johanna in ruhiger Ergebung Worte der Strafe und des Troſtes zu ihnen, und „Gott gab Gnade," daß ſich der unverſehene Sturm wieder legte. Da war die ganze Geſellſchaft ſtill geworden, bis endlich eine der leichtgeſinnten Weiber laut auflachte, und alles wie ein Kinderſpiel betrachtet haben wollte. Es zürnte aber die Jungfrau und ſagte: „Du Freche! gedenkeſt Du nicht, daß uns die Hand des Herrn noch finden kann, die wir jetzt an eben der Stelle ſind, da uns der Windwirbel ergriffen?"

Sie hatte kaum ausgeſprochen, als der vorige Sturm mit verdoppelter Gewalt hervorbrach, und es zeigten ſich bald ſehr beträchtliche Spalten im Schiff, ſo daß das Waſſer vollſtrömend in das Schiff eindrang und alle des Lebens verzichteten. Aber Johanna erſchrak nicht, ſondern bekam eine herrliche und unendliche Freudigkeit in die Seele, ſo daß ſie, wie ein lächelndes Kind, leiſe zu ſich ſelbſt ſagte: „Soll ich nun meinen Jeſum ſehen? was wird hier im Waſſer bleiben? anders nichts, als das Sterbliche das mich ſo oft beſchwert. Was in mir das Leben geweſen, das ſtirbt nicht.“

25.

Auf dem Fahrzeuge befand ſich auch ein Arzt aus Hanau, ein rechtlicher Mann, der bei der drohenden Gefahr nach Möglichkeit ſein Gemüth beſchwichtigen wollte; doch gelang es ihm nicht ganz, da die Liebe zum Leben zu mächtig war und die natürliche Kraft des Geiſtes hier nicht ausreichte. Als er aber Johannens innigliche Ruhe und Freude ſah, da verwunderte er ſich gar ſehr, und ſein ganzes Gemüth ward geſtärkt und aufgerichtet. Die Macht des Beiſpiels im Guten iſt beſonders um deswillen ſo groß, weil der Menſch in der Regel ſeinen höchſten Gedanken, (obwohl ſie wahr ſein müſſen, weil ſie die höchſten ſind) in ſchwächeren Stunden nicht immer unbedingten Glauben beimißt. — Sieht er aber jene Gedanken gleichſam verkörpert vor ſich ſtehen, ſo wird ſein unvollſtändiger Glaube zu etwas Geſichertem und Unerſchütterlichem.

Da nun immer mehr Waſſer in das Schiff einſtrömte, und weder Zuſtopfen noch Ausſchöpfen helfen wollte, da wurde der Wind plötzlich wieder ſtille, und der Schiffer drang mit letzter Kraft an das Ufer, und die, welche deutlich ſahen, daß ſie, wenn nur noch wenige Minuten der Sturm fortgewährt hätte, alle verloren geweſen wären, ſtiegen jetzt gerettet an das Land und fühlten ſich wie neugeboren. Die Weiber wagten nicht Johannen anzuſehen, aber die Soldaten dankten ihr mit Treuherzigkeit, ſowol für ihr gerechtes Schelten, als für ihre tröſtlichen Ermahnungen. Am innigſten aber dankte jener Arzt, und verſicherte, daß er ihre Freudigkeit, während alle andern in Todesängſten geweſen, nie vergeſſen werde; und er hat durch ſein ganzes Leben bewieſen, daß er wahr geſprochen.

26.

Vergeblich bemühte ſich der Herzog und ſeine Gemahlin, Johannen an den Hof zurückzuziehen; ſie mußte die Bitte ablehnen, da ihr jetzt auferlegt worden war, für die Verwaltung der Güter ihres Vaters zu ſorgen, um die ſich dieſer wenig bekümmerte. Späterhin, als dieſer Grund wegfiel, erklärte ſie geradezu, ſie ſei für den Hof jetzt nicht mehr paſſend, da ſie ſich ganz zur Einfalt gewöhnt habe.

Wirklich konnte ſie auch jetzt nicht folgen, denn ſie hatte die achtjährige Tochter ihrer Schweſter zur Erziehung übernommen, die ſie billiger Weiſe wie ein heiliges, alle Kräfte aufforderndes Geſchäft betrachtete.

Um dieſe Zeit lernte ſie in Frankfurt den Doktor der Gottesgelahrtheit, Johann Wilhelm Peterſen, Superintendenten und Hofprediger zu Eutin kennen, und ſie faßte eine ſtille und tiefe Neigung für ihn; doch war die Leidenſchaft der Liebe fern von ihr. In dem Weſen dieſes

Mannes war eine reine Gottesfurcht, wie eine ſtets kräftige Flamme aufgegangen, und da er die Menſchen wahrhaft liebte, ſo war er deſto freier von jeder Furcht und Scheu vor ihrer irdiſchen Macht und Hoheit. Der Mann war — ſobald nur nicht einzelne irrige Anſichten ſeinen Blick trübten — ſtark wie ein Held, kindlich wie ein Kind, und ſanft wie ein Lamm. Als er deshalb um Johannen warb, lehnte dieſe es ab, weil ſie ſich ſeiner nicht würdig glaubte; ſchlug ihm aber zur Gattin eine ihrer Freundinnen vor, die ſie beſonders ehrte. Er aber erwiederte ſehr kurz: „ſie oder keine,“ und wandte ſich jetzt unmittelbar an den Vater.

27.

Johanna, von jeder Leidenſchaft frei, ergab ſich in alles, und ſtellte es Gott anheim, ob er das Herz ihres Vaters zu einem Ja oder Nein wenden wolle. Sie wagte durchaus nicht zu hoffen, ja es war ihr faſt ausgemacht, daß ihr Vater, in alten Vorurtheilen befangen, nicht einwilligen werde, denn ſie wußte längſt, wie ſehr er alles haßte, was ihm Misheirath ſchien, und mit welcher ſtolzen Freude er ſich ſeines alten Adels bewußt war. Aber es kam ganz anders. Der Vater ſchrieb an Johannen, er könne zwar bei ſeinem herannahenden Alter nur ungern eine ſo gute Tochter in ſo weite Ferne hingeben; allein er glaube hier Gottes Willen wahrzunehmen, dem er nicht zu widerſtreben wage. Da erkannte auch die Tochter den göttlichen Willen, denn ſo hatte ihr Vater noch nie geſchrieben.

Deſto unwilliger war ihr Schwager, der in der Heftigkeit des Vorurtheils mit bitteren Worten den Vater angriff, daß er in eine ſolche „Misheirath“ (!) willigen könne. Doch dieſer, wie umgewandelt, antwortete ſehr ruhig, es ſei nicht fein, daß die evangeliſchen Chriſten ihre Geiſtlichen ſo geringe achteten, da doch die in der päpſtlichen Kirche die ihrigen ſo hoch hielten. Seine Tochter ſchicke ſich für keinen Weltmann, heirathe auch nicht aus Leichtſinn, ſondern einen edlen Seelſorger, auf den man wol ſtolz ſein könne. Gott habe das alles ſo gewollt, und es zieme nicht dawider zu reden.

So mußten ſich denn die Verwandten alle darein ergeben. Peterſen kam nach Frankfurt

und

und die Trauung geſchah am 7. September 1680 durch den wackern Philipp Jakob Spener; der ſtets ein Freund und Beſchützer des Neuvermählten blieb.

28.

Aber Johanna ſollte noch gar manche Prüfung erfahren. Auf der Reiſe nach ihrem neuen Wohnorte, die ſie über Holland machten, wurde in Amſterdamm ſowohl ihr Gatte, als auch ihrer Schweſter Tochter, die man ihr zur fernern Erziehung mitgegeben, gefährlich krank. Peterſen, längſt gewohnt, ſchmerzliche Empfindungen des Körpers gering zu achten, gönnte ſich keine Ruhe, weil ſeine Gemeine auf ihn warte. So befand ſich Johanna unter den beiden geliebten Kranken allein, und niemand war, der ihr hätte beiſtehn können, da ſie in den Oertern, durch die ſie kamen, keinen Bekannten hatten. Das fiel ihr ſchmerzlich auf die Seele, und eine gewiſſe Gattung von vorlautem und hochmüthigem Verſtand, die auch bei ſehr ausgezeichneten Menſchen zuweilen doch hervorbricht, ſprach in ihr: „Ich habe ja nicht nach eignem Willen oder Gutdünken gefreiet, warum geht mirs denn alſo, daß ich hie in fremden Orten weder Hülfe noch Rath weiß?"

Da ſie nun eines Tages in eine gar ſchlechte Mittagsherberge kamen, bereitete ſie zuvörderſt beiden Kranken einen bequemen Sitz, ging dann allein aufs Feld, „weinte zu ihrem Gott," und bat ihn um Hülfe. Da gedachte ſie plötzlich des Spruches: „Da Moſes ſich an Den gehalten, den er nicht ſahe, als ſähe er ihn" u. ſ. w., ſo ward ſie ſehr getroſten Muthes, und ſagte zu ſich ſelbſt: „Biſt du gleich in fremdem Lande, ſo iſt doch Gott allhier, und wird dir nicht mehr auflegen, als du ertragen kannſt."

Als ſie aber die beiden Kranken glücklich nach Lübeck gebracht hatte, da verließ auch ſie die körperliche Kraft, und der Arzt verſicherte, ſie ſei tödtlich krank, weil ſie wegen der ſteten Sorge für andere während der ganzen Reiſe nicht an ihre eigene Pflege gedacht. Es verging faſt ein Vierteljahr ehe die Geſundheit in das Haus zurückkehrte.

29.

Jetzt kam ein neues Leiden. Man hatte in Eutin und Lübeck ausgeſtreut, ſie habe wegen üblen Betragens am Hofe unter ihrem Stand heirathen müſſen. Das betrübte Johanna, aber ſie durfte ſich, meinte ſie, nicht ſelbſt rühmen, und es bleibe ihr nichts übrig als zu ſchweigen. Da man ſich aber bei dem Herzoge erkundigte, ſo gab dieſer und ſeine Gemahlin Johannen das allerbeſte Zeugniß, welches auch durch die Herzogin von Gotha, die das Fräulein gekannt, beſtätigt wurde.

Da aber müſſiges Geſindel die Eintönigkeit ſeines armen Lebens gern durch Klätſchereien unterbricht, ſo ließ man ſich nicht abhalten, ſondern ſprengte jetzt aus, das Kind welches ſie mitgebracht, ſei ihr eigenes, und obwol die Lüge überaus abgeſchmackt und roh erfunden war, ſo fand ſie doch vielen Glauben, da nun einmal die Mehrheit der Menſchen das Pikant-Schlimme gern glaubt. Johannen ſchmerzte indeſſen dieſe Verläumdung gar ſehr, da ſie, wie bereits oben angedeutet worden, die Unkeuſchheit unter allen Laſtern am meiſten haßte.

30.

Ueberhaupt ſcheint es, als werde der beſſere Menſch gewöhnlich an den Stellen angegriffen, wo er zwar innerlich am ſicherſten ſteht, aber auch die tiefſten und feinſten Schmerzen bekommen kann, wenn man ihm dieſe Tugenden abſtreitet. Indeſſen ſind ſolche Anfeindungen oft ſehr heilſam, weil er — in der Regel — nur auf dieſe Weiſe einen ganz reinen Zuſammenklang ſeines innern Weſens ſowohl in Liebe als Abneigung empfangen kann. Selbſt völlig rohe Anfeindungen können hiezu beitragen, denn der beſſere Menſch wird nicht gleich bei der Hand ſein mit ſogenannter kalter Verachtung, ſondern eine gewiſſe ſtille Herzensbetrübniß nicht umgehen können, aus der jedoch viel Gutes für ihn empor wachſen kann. — Späterhin wird das Talent des gelaſſenen Ablehnens der Verläumdung, und ruhige Freudigkeit im Bewußtſein nicht ausbleiben.

Es verſteht ſich übrigens von ſelbſt, daß die

Wahrheit zu ſeiner Zeit an den Tag kam, indem ja die Mutter des Kindes, die Schweſter Johannens, eine Frau von Praunheim noch lebte und ihre Rechte geltend machte.

31.

Dann folgte bald ein für das ganze Leben entſcheidendes Leiden. Peterſen war, als Superintendent nach Lüneburg gerufen, und hatte hier bei der zahlreichen Gemeine, ſo wie früherhin in allen ſeinen Aemtern, eine große Achtung und Liebe gewonnen. Deſto weniger aber hatte ſein Feuereifer bei ſeinen Collegen und bei anderen kühler geſinnten Magiſtratsperſonen gefallen wollen. — Gleich ſein Amtseintritt war ihm auf eine ſeltſame Weiſe verbittert worden. Es hatte nämlich ſein Vorgänger, der Superintendent Sandhagen, einen Ruf nach Stargard in Pommern angenommen, war auch dahin gereiſt, aber eigenmächtig wieder zurückgekehrt, weil es ihm und ſeiner Frau in ihrer Wunderlichkeit daſelbſt nicht wohl gefallen hatte. Als nun Peterſen nach Lüneburg kam, um das Amt anzutreten, zu dem er berufen worden, fand er den unerfreulichen Sandhagen noch dort, der denn auch mit kalter Ruhe erklärte, er ſei entſchloſſen ſeine Stelle zu behalten.

Der Ankömmling machte ihn auf die Seltſamkeit ſeines Vorhabens aufmerkſam, erzählte, daß ja ihm die Stelle eines Superintendenten übertragen worden ſei, weshalb er auch ſeine frühere ſehr wichtige Hofpredigerſtelle bei dem Fürſt-Biſchof von Lübeck aufgegeben habe. Es that aber der Gegner die wunderliche Frage: „Wo ſtehet in der Schrift, daß Dr. Peterſen Superintendent in Lüneburg werden ſoll?" worauf jener ſehr billig verſetzte: „Wo ſtehet in der Schrift geſchrieben, daß Herr Sandhagen ſoll Superintendent in Lüneburg bleiben?"

32.

Sandhagen hatte gar vornehme Freunde und Gönner in Celle, auf die er ſich verließ, und weshalb er nicht anſtand, die ganze Sache vor Gericht kommen zu laſſen. Indeſſen war der Fall zu klar, als daß nicht Peterſen hätte ſiegen ſollen; doch zeigte ſich deutlich, daß man ihm nur ungern, und nach langen, jede Geduld ermüdenden Verhandlungen gewährte was man ihm gewähren mußte. Er empfing die Stelle, aber mit ihr der Arbeiten und Mühſeligkeiten unzählige; denn er ſah ſich hier in Verhältniſſen, wie ſie ihm noch nie begegnet waren.

Einige ſeiner Amtsgenoſſen waren verſteint in den alten Formen, aus denen der Geiſt längſt entflohen war, andere miswillig oder träge, andere entſchieden feindſelig; wenige nur liebten den neuen Ankömmling, der alles ſo höchſt ernſtlich, lebendig und feurig betrieb. Den Meiſten war er nicht wenig unbequem und läſtig, und ſie bemühten ſich, ihn zu entfernen, da er ſich nun einmal nicht verſteinen, oder verſtocken oder verſumpfen laſſen wollte.

Peterſen glaubte an jene „beſſeren Zeiten," von denen Johannes in der Offenbarung einige tief dunkle Worte geſprochen, mit der Hindeutung auf ein tauſendjähriges Reich; er glaubte an die „Wiederbringung aller Dinge," und eben deshalb an die Nicht-Ewigkeit der Höllen-Strafen, der die Unendlichkeit der Gnade, und die Möglichkeit einer Bekehrung unter jeglichem Verhältniß, entgegenſtehe. Es befriedigte ihn nicht, daß dieſe Sätze dem Herzen wohl thun, und der Vernunft zuſagen, ſondern er glaubte ſie auch in der Bibel ſelbſt wieder zu finden, worüber diejenigen Leſer, denen die allerdings unendlich wichtige Sache am Herzen liegt, (und wem ſollte ſie es nicht?) Peterſens Selbſtbiographie (Halle 1717) nachleſen wollen.

33.

Indeſſen waren einige jener Sätze damals auch von Seiten der proteſtantiſchen Kirche verpönt, und es durfte z. B. das tauſendjährige Reich niemals auf der Kanzel genannt werden. Peterſen hatte redlich erfüllt, was er in dieſer Beziehung verſprochen; dennoch konnte es nicht fehlen, daß er, deſſen Feuergeiſt ſich nicht immer gefangen halten ließ, mitunter hindeutete auf das, was ſeinem Gemüthe ſo theuer war.

Dazu kam noch ein für ihn ſehr wichtiger, aber für ſeine Verhältniſſe höchſt ungünſtiger Umſtand. Ein Fräulein Roſamunde von der Aſſeburg, von einem durchaus edlen Charakter und blendender Schönheit, hatte im Ueberſchwang der Phantaſie und Gemüthserregtheit von früder Jugend auf einen nähern Umgang mit Gott zu haben geglaubt, und es waren ihr, wie ſie verſicherte, manche Erſcheinungen und Offenbarungen geworden, die unſerm nur zu leicht entzündbaren Peterſen ſehr bedeutend waren, ja zuletzt rein göttlich erſchienen.

Sie war jetzt nach Lüneburg gekommen, um von ihm zu lernen, oder ihn zu lehren. Er prüfte ſie, in ſo weit ſich ein Zuſtand wie der ihrige von ihm, dem vielleicht ſchon ſelbſt Befangenen, prüfen ließ; und da er nun überzeugt zu ſein glaubte, ſo erzählte er in einer kleinen Druckſchrift die ganze Geſchichte des Fräuleins, nebſt allen ihren ſogenannten Erſcheinungen und Offenbarungen, auf welche er ohne Zweifel einen weit höhern Werth legte, als ihnen zukam.

34.

Jetzt brachten ſeine Collegen eine Klage wider ihn ein, und verlangten, daß er als Irrgläubiger von ſeiner Stelle entfernt werde. Er ward nach Celle beſchieden, wo er im Januar 1692 anlangte, um ſich mit gewohnter Kraft und Ruhe zu vertheidigen.

Aber das half ihm nicht, denn faſt alle ſeine Richter waren bereits gegen ihn eingenommen. Einige derſelben vermochten gar nicht den Ideen und — Phantaſien zu folgen, die er ihnen vorlegte, andere, flach weltlich geſinnt, fühlten ſich unmäßig gelangweilt durch die theologiſchen Unterſuchungen, die anzuhören ſie doch jetzt ihr Amt verpflichtete, andere, die ihn etwa halb begriffen, haßten ſeine Anſichten, andere waren feige, und wagten nicht zu reden; wenige nur ſahen genau ein, wovon die Rede ſei und verſuchten, ſelbſt wenn ſie ihm nicht beiſtimmten, ein Wort zu ſeiner Vertheidigung.

Um den Wirrwarr zu vollenden, miſchten ſich auch einige leichte, halb aufgeklärte Franzoſen, deren damals manche in Celle herumliefen, mit in das Spiel, nahmen eine Protektor-Miene an, und meinten vornehm, alles, was ſich über dieſe Punkte ſagen ließe, ſei bereits von ihrem Jurieu geſagt worden. Da aber P. leider nur deutſch, lateiniſch und allenfalls griechiſch zu ſprechen verſtand, nicht aber franzöſiſch, und deshalb die Unterhaltung mit den Franzoſen nicht ſonderlich fortwollte, ſo gaben ſie bald das Beſchützergeſchäft auf, und ließen den ganzen Mann, der doch noch nicht fein genug gebildet ſei, fallen. — So ward denn der arme Peterſen abgeſetzt, und befand ſich jetzt nicht bloß ohne Amt, ſondern auch ohne die mindeſte Hoffnung, jemals eines wieder zu bekommen, da die Stimmung faſt aller Theologen Deutſchlands gegen jene Lehre war, und ein einmal abgeſetzter Prediger keine Stelle wieder offen zu finden erwarten durfte.

35.

Es iſt aber, wie bereits viel tauſend Menſchen zu ihrer größten Herzensſtärkung empfunden haben, und empfinden werden, eine gar herrliche Sache um ein reines und ſittliches Gemüth, das ſich nichts Böſes bewußt iſt: denn es ſtrömt in ihm und aus ihm eine Kraft, von deren Größe wir uns im gewöhnlichen und gemächlichen Leben kaum eine genügende Vorſtellung machen können. Kommt aber die Anfechtung und die Prüfung, und mit ihr das reine Unglück, dann ſpendet uns die demüthig ſtarke Tugend ihre Freuden im höchſten Maaße und führt wie ein lichter Engel uns durch die äußere verworrene Nacht, und wir merken kaum, wenn die Gemeinheit ſchilt.

So fühlte Peterſen, als er mit ſeiner lieben Gattin aus dem für ihn ſo unerfreulichen Celle herausreiſte, eine ganz beſondere Ruhe und Heiterkeit, ſo daß auch manche, die ihn ſahen und ſprachen, äußerten, das könne wol nur gezwungen ſein; worin ſie ſich aber gar ſehr irrten und zu erkennen gaben, daß ſie noch niemals Aehnliches empfunden. — P. fand günſtige Aufnahme im Magdeburgiſchen, vielleicht anfangs zum Theil um deswillen, weil einige Vornehme in Berlin ſich die Hoffnung machten, durch ihn Aufſchlüſſe über die Tiefen der Natur, vielleicht gar den Stein der Weiſen ſelbſt, nach welchem bekanntlich damals ſehr eifrig geforſcht wurde, zu empfangen. Allein man fand bald, daß bei ſolcher Hoffnung ein Irrthum gewaltet, denn ſein Streben war ein rein theologiſches, und er warnte ernſtlich vor jener Richtung des Geiſtes, in der wir, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, Fragen an die Natur richten, die ſie nicht beantworten will oder nicht beantworten kann. So ließ man ihn denn endlich ſeinen Weg gehen, und unterſtützte ihn redlich bei dem Ankauf eines Gütchens in Niederdodeleben, und ſpäter eines ähnlichen (Thymer) drei Meilen von Zerbſt.

36.

Ein öffentliches Amt ward ihm nie wieder übertragen, da man das Aufſehen zu fürchten ſchien, was die Wiederanſtellung eines feierlich abgeſetzten Predigers hätte mit ſich bringen können. Allein er hatte deswegen doch keine amtloſe Unthätigkeit. In vielen deutſchen Städten ward gegen ihn auf die empörendſte Weiſe gepredigt und geſchrieben, und eine beträchtliche Anzahl von Candidaten erhielt nach und nach einträgliche Stellen, weil ſie in feurigen Diſſertationen gegen ihn und die Wiederbringung aller Dinge geeifert hatten; ſo daß auch ein Sprichwort entſtand, dieſer amtloſe Mann könne jetzt die beſten Predigerſtellen verſchaffen.

Ferner vermehrte ſich jetzt ſeine eigene ſchriftſtelleriſche Thätigkeit, indem er bald ſeine Gegner zu widerlegen, bald ſeine eigenen Anſichten deutlicher hinzuſtellen und ſich neuen Misverſtändniſſen zu entziehen ſtrebte.

Wie aber die Zahl ſeiner Gegner wuchs, ſo vermehrte ſich auch die ſeiner Freunde, und von gar vielen Orten Deutſchlands, beſonders in Schleſien, Brandenburg und Franken, ergingen häufige Einladungen zum Beſuch an ihn, die er ſtets gern und willig und völlig frei von Eigennutz annahm. Sein ganzes Leben war ein ſtetes Lehren, Ermahnen und Beruhigen; aber äußere Ruhe ward ihm nie zu Theil. Sein eigner Bruder klagte ihn auf die empörendſte Weiſe einer Ungerechtigkeit in Beziehung auf ſeinen Antheil an dem väterlichen Vermögen an; aber die Gerichte erkannten die gänzliche Unſchuld des Verläumdeten. Abenteurer aller Art wollten ihn zu Werkzeugen ihrer Plane machen, und fingen es nicht ſelten ſo liſtig an, daß man für den einfachen Mann was hätte fürchten mögen; allein in der ächten Einfalt liegt auch eine durchſchauende Kraft, vor der das Verwirrte und Unreine am Ende doch nicht beſtehen kann, und ſo entging er meiſtens — wenn auch nicht immer augenblicklich — ſiegreich den gelegten Schlingen.

37.

Doch die ſchönſte und ruhigſte Kraft empfing er, nächſt Gott, durch ſeine Johanna, die, meines Erachtens, noch höher und geſicherter, und eben deshalb noch ſtiller und beſcheidner daſtand, wie er, deſſen Fantaſie mitunter die andern Seelenkräfte zu ſehr zu überragen ſchien. Es war eine wahrhafte Ehe, das heißt eine Verbindung zweier Menſchen, die ſich gegenſeitig einander alles waren, und auf denen deshalb unter heiterer Arbeit und Gebet der Segen ruhete. Die Anfechtungen, die ihnen zu Theil wurden, ſchließen den Segen nicht nur nicht aus, ſondern ſcheinen ihn eher zu beſtätigen.

Beide beſchrieben im Jahre 1717 und 1718 ihr Leben, und zwar nicht etwa um ihrem Namen eine noch höhere Berühmtheit zu geben, ſondern, weil ſie von nah und fern durch wackere Freunde, die auch die Koſten des Drucks übernahmen, um dieſe Arbeit erſucht worden waren. Peterſens Leben iſt ſehr reich an ſeltſamen Vorfällen, und nicht ohne Anſichten, welche bei näherer Prüfung unhaltbar erſcheinen müſſen.

Johannens Leben iſt ſehr einfach, ſowohl im Inhalt, als Form, doch begegnen wir auch bei ihr Sätzen und Lehren, die wir nicht theilen; aber der Geiſt des edlen Ernſtes, der Liebe und der tiefen Andacht, der in beiden Biographien ſpricht, möge ſtets von uns getheilt werden.

Das Bildniß beider iſt den Lebensbeſchreibungen vorangeſetzt. Dem ſeinigen ſieht man die Sorgen, Mühen und Anſtrengungen gar wohl an, die er einſt hatte unternehmen müſſen, und noch damals unternahm, doch findet ſich auch eine Ahndung des Sieges der noch kommen ſollte. Noch anziehender iſt Johannens Bild, das ſie als eine Frau von vier und ſiebenzig Jahren vorſtellt. Ihre Züge ſind faſt noch jugendlich, zart und doch kräftig, und ganz beſonders ſcheint mir Stirn und Auge eine Seele zu verkünden, die, bei allen Irrthümern, in die auch ſie verfiel, dennoch gewöhnt worden, meiſtens tiefer zu ſchauen, als viele andere, die aber deshalb, wie billig, ſich nie über andere ſtolz erheben darf, weil das höhere Glück nur noch beſcheidener machen ſoll.

Beide erreichten ein ſehr hohes Alter, ein

Umſtand der uns bedeutend dünkt, da wir ihn häufig bei wahrhaft frommen Menſchen antreffen. Wohl iſt das Feuer, das die Religion den Menſchen verleiht, durchdringend und gewaltig, und oft mag es ſcheinen, als könne es der Geſundheit und dem Leben des Menſchen, in welchem es wohnt, Schaden bringen. Aber es iſt nicht ſo, denn die Kraft vermehrt ſich durch das Feuer, das nicht verzehrt, ſondern nur leuchtet und erwärmt.

Erſte Nachſchrift.

Da ich mir vorbehielt, über einige der vorzüglichſten Schriften von Peterſen bei einer andern Gelegenheit zu reden, ſo iſt hier nur im Allgemeinen ſeines ausgezeichneten Talents gedacht worden; doch darf die Andeutung nicht fehlen, daß er in Beziehung auf Deutlichkeit, Kraft und Gewandtheit in der (ſogenannten) ungebundenen Rede faſt alle ſeine teutſchen Zeitgenoſſen übertrifft. Das hat man bisher ganz überſehen, und weil die Proſa jener Zeit im Ganzen ſo geſchmacklos bunt, geſchnitzelt und geſchweift iſt, ſo ſcheint man, im gerechten Zorn über dieſen ſo häufig begegnenden Übelſtand, in die Ungerechtigkeit verfallen zu ſein, Peterſens bei weitem beſſern proſaiſchen Styl zu überſehen oder zu verkennen. Auch als Dichter iſt er ſpäterhin faſt vergeſſen worden, obwohl er bei ſeinen Lebzeiten mit Recht als ſolcher anerkannt wurde. Seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts iſt vielleicht nur Eine Stimme zu ſeinem Lobe vernommen worden; aber eine höchſt bedeutende, denn es war Leſſing, welcher das Lob ausſprach. Es geſchah bei Gelegenheit der ſtrengen Anzeige einer Jugendſchrift von Wieland: „Empfindungen des Chriſten," und ich kann mir nicht verſagen, die ganze Stelle (S. Briefe, die neueſte Literatur betreffend, Theil I, geſchrieben 1759) hier mitzutheilen. Die polemiſchen Beziehungen in derſelben hätte ich gern getilgt, da ſie jetzt wenig Anziehendes mehr haben, doch ſind ſie zu ſehr in Leſſings Urtheil ſelbſt verwebt, um von demſelben getrennt werden zu können:

„Der Ton der Pſalmen, welchen die Empfindungen des Herrn Wieland oft annehmen, hat mich an Peterſens „Stimmen aus Zion" erinnert.

Eine Vergleichung zwiſchen Peterſen und Wielanden würde dieſem auf keine Weiſe ſchimpflich ſein. Peterſen war ein ſehr gelehrter und ſinnreicher Mann und kein gemeines poetiſches

Genie. Seine *Uranias* iſt voll trefflicher Stellen; und was kann man mehr zu ihrem Lobe ſagen, als daß Leibnitz ſie zu verbeſſern würdigte, nachdem er ſelbſt den Plan dazu gemacht hatte?

Seine erſt gedachten *Stimmen* ſind hundert proſaiſche *Lieder*, die er ſelbſt Pſalmen nennt. Erlauben Sie mir, Ihnen einige kleine Stücke daraus vorzulegen.

Drei und vierzigſter Pſalm.

„Wie iſt die Welt doch ſo überweiſe worden! Wie hat ſich die Magd über die Frau erhoben!“

„Die Weisheit des Fleiſches waffnet ſich gegen die göttliche Einfalt, und die Vernunft ficht wider den Glauben.“

„Die Weisheit ſetzet ſich gegen die göttliche Thorheit; ſie meiſtert Gottes Weisheit und verfälſcht ſein großes Wort.“

„Sie iſt gar zu weiſe zum Himmelreich; darum kommen ſie auch nicht dahin, wohin die Kinder kommen.“ u. ſ. w.

Zwei und achtzigſter Pſalm.

„Brüder! Laſſet uns hingehen und unſer

Leben laſſen! Die Wahrheit iſt wohl werth, daß wir ſie bis in den Tod bekennen!"

„Es iſt der treue und wahrhafte Zeuge vor uns hergegangen. Er hat ein gut Bekenntniß bekannt vor Pontio Pilato. Er mußte auch ſterben als ein Verführer." —

„Gott ſei Dank, daß wir nicht leben wie die Uebelthäter! Wir haben zwar unſerm Gott geſündiget, aber nicht der Welt."

„Es iſt recht und billig, daß uns unſer Vater züchtiget; es iſt recht, daß er dieſen Leib zerbricht."

„Wir müſſen doch einmal unſre Hütten ablegen, warum nicht jetzt, da wir noch mit unſerm Tode preiſen unſern Gott?"

„So wiſſen wir auch, daß der Tod ſeiner Heiligen bei ihm hochgeachtet ſei, und daß er ihm ſeine Lieblinge nicht nehmen laſſe." —

„Brüder! laſſet uns nicht fürchten wie die Heiden und Sünder pflegen. Furcht iſt nicht in der Liebe und in dem Glauben zu unſerm Gott."

„Wir haben bisher dem Herrn gelebet, ſo wollen wir nun auch dem Herrn ſterben."

„Er wird mit uns durch Feuer und Waſſer gehen, er wird uns nicht ungetröſtet noch ungeſtärkt laſſen.“

„Siehe! wir ſehen ihn, o wie freundlich iſt er uns! Er führet uns über den Tod. Halleluja.“ —

Was ſagen Sie hiezu? fährt Leſſing fort. Könnte ich nicht die Verehrer des Herrn Wieland (ſeine Anbeter; er hat dergleichen) auffordern, mir erhabnere und pathetiſchere Stellen in ſeinen ganzen „Empfindungen“ zu zeigen? Herr Wieland iſt reich an Blümchen, an poetiſchem Geſchwätze; Peterſen an ſtarken Gedanken, an großen Geſinnungen, ohne Zwang, ohne Schwulſt. Beide haben die Sprache der heil. Schrift zu brauchen gewußt, nur daß ſie Peterſen in ihrer edlen Einfalt gelaſſen, Wieland aber durch affectirte Tiefſinnigkeiten, durch profane Alluſionen verunſtaltet hat.

Und gleichwohl ſind Peterſens Stimmen gar bald verachtet und vergeſſen worden. Denn Peterſen war ein Schwärmer!“ —

„Ein Schwärmer!“ Da liegt es, und —

„daher die Thränen." Das iſt das Wort, mit dem man ſo häufig geſchreckt hat, und ſchrecken wird, ſo daß nun die Sonderung des Gehaltvollen und Vortrefflichen von dem was wirklich Irrthum und Schwärmerei in ihm und in manchen andern war, gänzlich unterblieb. Aber wir ſollen uns nicht ſchrecken laſſen durch ein ſolches Wort, ſondern ruhig und unbefangen den Bann löſen, den oft die Unbilligkeit ausſprach.

Zweite, kürzere Nachſchrift.

Ferner wäre es wohl möglich, daß auch einige ſonſt recht wackere Menſchen am Schluſſe dieſer Biographie ausrufen möchten: „Wie überfromm, wie mönchiſch!" oder wohl gar „wie frömmelnd!" Ich erwiedere darauf: überfromm iſt niemand, und niemand darf ſich ſagen, er werde ſich wohl ein wenig Ueberſchwang von

Tugend abgewöhnen müſſen, um nicht zu ſchnell in die unſägliche Unermeßlichkeit des Vortrefflichen hineinzugerathen. Weit entfernt, daß Johanna überfromm ſei, iſt ſie, dünkt mich, nicht einmal ganz frei von Eitelkeit, obwohl ihr Streben ſich zu befreien, ſehr achtbar bleibt. Bei ihrem Gatten, dem ohnehin weniger Klaren, kommt die Eitelkeit in gewiſſen Augenblicken noch mehr zur Sprache. — „Mönchiſch?“ das Mönchiſche, wie es ſich *faſt* immer in der Geſchichte zeigt, iſt lähmend, verödend, ja oft tödtend. Davon zeigt ſich hier keine Spur; wohl aber mitunter wahrhaft tüchtiges, ächt *proteſtantiſches* Leben.

„Frömmelnd?“ dieſes Wort bezeichnet die ſchlimmſte der Heucheleien, in welcher der Menſch nicht bloß mit ſich und den Menſchen, ſondern mit Gott — liebäugelt. Von einem ſolchen Greuel kann hier gar nicht die Rede ſein, denn die That bezeugt das Gegentheil. Wer ſchon als Kind lieber hungert, als von dem Raub der Hofmeiſterin — den es nicht veranlaßt hat, und den es mit gewöhnlicher Weltliſt ignoriren könnte — mitgenießt: wer, gleichfalls als Kind noch, eine Wahnſinnige, die in jeder unbewachten Stunde lebensgefährlich erſcheint, nicht verläßt, weil ihn dünkt, die *Pietät* fordere es ſo — (ob mit Recht oder Unrecht werde hier nicht unterſucht, da *hier* lediglich von der individuellen Überzeugung die Rede iſt) — wer einer blitzähnlich hereinbrechenden Lebensgefahr und dem ſichtbaren Tode ſo ruhig ins Auge ſehen kann, u. ſ. w.; wer — um doch nicht bloß Johannens, ſondern auch ihres Gatten zu gedenken — eine unter den trübſten Umſtänden verhängte Amtsentſetzung, nach welcher jede Einführung in ein neues Amt faſt unmöglich ſcheinen mußte, ſo kraftreich und geduldig erträgt, wer ſo würdevoll daſteht unter den Großen der Erde u. ſ. w, der kann allerdings noch viele Irrthümer haben; (und das dargeſtellte Ehepaar hatte deren nicht wenige) aber *Ächtheit*, wahrhaftige Ächtheit *mußte* wohl in beiden Menſchen wohnen.

Beide ſind einſeitig, aber tief. — Was ihnen nach meiner Anſicht am meiſten *fehlt*, iſt die klare Einſicht in das ſchöne Wort: „Die Erde iſt überall des Herrn." Sie können nicht Muſter ſein für Alle — das kann der Einzelne nie — aber ſie geben ein lehrreiches Bild von einem individuell bedeutſamen und tüchtigen Streben.

III.

Die Rache,

Novelle.

(geſchrieben im Auguſt und September 1816 unter dem hier nicht paſſenden Titel: „das Eine was hilft“; ſehr verbeſſert im Frühling 1823.)

1.

Im Schloſſe des Grafen Udo von Waldſtein war heute alles in freudiger Bewegung, und alle Geſichter heiter; nur nicht das des alten Grafen und des alten Haushofmeiſters Paul. Und doch hätten dieſe beide, wie es ſchien, die meiſte Urſache zur Fröhlichkeit gehabt, denn ſie allein kannten den, welchen man heute nach zehnjähriger Entfernung zurückerwartete. Der alte Graf hatte nämlich den ſeltſam ſcheinenden Einfall gehabt, ſeinen Sohn Wilhelm bereits im vierzehnten Jahre auf Reiſen zu ſchicken und ſtets ihn und den Hofmeiſter ermahnt, die Reiſe ſo weit auszudehnen und ſo ſpät wieder zu kommen, als irgend möglich. Was aber noch ſeltſamer ſchien, war, daß er wenige Tage nach der Abreiſe ſeines Wilhelm, den Sohn eines Mannes, mit dem er in langer bitterer Feindſchaft gelebt, an Kindesſtatt angenommen hatte. Der Knabe hieß Karl, war der Sohn eines Freiherrn von Weißenfeld, und galt jetzt als Miterbe des Hauſes.

Alle Hausgenoſſen freuten ſich nicht wenig über den rüſtigen heftigen Knaben, denn er verbreitete doch Leben in dem weitläufigen Schloſſe, in dem es ſonſt faſt klöſterlich ſtill zuging. Der alte Graf war faſt immer finſter, mitunter bis zur entſchiedenſten Schwermuth; ſeine einzige Tochter, Emma, zwar heiter und freundlich, aber allen rauſchenden Vergnügungen abhold; und der alte Paul wurde wegen ſeines faſt immer nachdenklichen Weſens, von der andern Dienerſchaft, mit wohlfeilem Scherze, nur „der geiſtliche Herr“ oder „der Pater“ genannt.

2.

Endlich, an ſeinem vier und zwanzigſten Geburtstage, hatte Wilhelm von Rom aus, den Vater nicht bloß gebeten, ſondern wahrhaft angefleht, nun zurückkommen zu dürfen. — „Ich habe die Welt durchſtreift,“ ſchrieb er, „aber ich kenne mein väterliches Haus nicht; alles was

Natur und Kunſt Herrliches bieten, kann mir die Liebe und die Gegenwart des geliebten Vaters und der geliebten Schweſter nicht erſetzen. Ich weiß wie die Tiber rauſcht und die Themſe, aber nicht wie der Bach der an dem Garten vorüber fließt, wo Sie des Abends beim Thee ſo viel Gutes und Liebevolles zu mir ſprachen. Ich weiß viel zu viel für meine Jahre; aber eben in dieſem viel zu viel iſt die größte Dürftigkeit. Ich verarme, ich veröde, o laſſen Sie mich wieder um Sie ſein, laſſen Sie mich mit Ihnen mich freuen. Das Wort iſt arm und kalt, wenn es geſchrieben iſt, aber heilend wenn es geſprochen wird." — Der Hofmeiſter hatte hinzugeſetzt, er ſei mit ſeinen Ermahnungen zur Geduld am Ende, und könne jetzt gleichfalls nichts anders thun, als ſeine Bitten mit den Bitten des Sohnes vereinigen.

3.

Da erwiederte der Vater nach langem Kampf: „Es ſei ſo wie Du bitteſt. Ach, mein geliebter Sohn, Du weißt nicht, was Du bitteſt; aber ich ſehne mich nach Dir mit einer Inbrunſt, die der vier und zwanzigjährige Jüngling nur ſchwach ahndet; und dennoch fürchte ich Deine Rückkunft. Weißt Du, was die Griechen wollten mit ihrem waltenden Schickſal und ihrer rächenden Nemeſis? — Aber komm nur, ich werde doch nicht aufhalten was in den Sternen beſchloſſen iſt.“

Als Wilhelm den Brief empfing, ſagte er zu ſeinem Hofmeiſter: „Mein guter Doctor, der theure Vater iſt recht krank; wir müſſen ſehr ſchnell reiſen und doppelt gut gegen ihn ſein, damit er bald zur Fröhlichkeit geneſe.“

Der letzte Junius war zu der Wiedervereinigung beſtimmt, und dieſer Tag fing jetzt an zu leuchten.

4.

Karl war bereits um drei Uhr aufgeſtanden, und tobte jetzt im Hauſe umher, zürnend auf jedes Geſicht, das noch ſchläfrig erſchien, oder nicht vergnügt genug ausſah. Er hatte die beiden nicht ſehr hübſchen Kammermädchen ſieben mal geküßt, und ſich von ihnen das Verſprechen geben laſſen, unendlich glückſelig ſein zu wollen.

Mit

Mit der männlichen Dienerſchaft ging er ſchon etwas ſtrenger um, und drohte mit ungemeinen Schlägen, im Falle ſie ſich nicht ſchnell vollkommen freudige Maigeſichter anſchaffen würden.

„Mein Freund kommt,“ ſo rief er oftmals aus, „mein einziger Freund! mein Bruder! Ich kenne ihn zwar nicht, ich habe ihn nie geſehen, allein das ſchadet gar nichts. Es ſoll alles ſo ſein wie ich es mir denke: ich will es ſo haben! — Haben Sie es verſtanden, liebſte beſte Emma, gute vortreffliche Braut, machen Sie mich nicht todt durch Ihr gelaſſenes Kaffeetrinken.“

Emma war gar nicht gelaſſen, ſondern recht innig froh; aber alles was ſie ſagte, um ihre Fröhlichkeit zu beweiſen, genügte ihm gar nicht. — „Sie ſind köſtlich und vortrefflich,“ erwiederte er ſchnell, „aber kecke lyriſche Freudengedichte werden Sie nie liefern können.“

Dann ging er zu ſeinem Pflegevater und ſprach ihn mit ähnlichen Worten an. Dieſer aber erwiederte: „Bete, mein Sohn, daß alles gut werde.“

„Das beſte Gebet,“ ſagte Karl mit verdrießlich fröhlichem Geſicht, „wäre jetzt, ſich aufs Pferd zu ſchwingen und dem Freunde entgegen zu reiten." Das verbot der Vater, und Karl ſagte: „O Gott, der Reſpekt und die Ehrfurcht ſind herrliche Sachen; zuweilen aber etwas ſchwer."

5.

Mit dieſem Gefühle trat er in das Zimmer des alten Paul, und da er ihn erblickte, ſagte er verdrießlich, doch mit mäßiger Stimme, um nicht zu ſehr zu ſtören: „Der Vater ermahnt mich zu beten, und hier finde ich gar einen der es thut."

Der Alte ſtand nämlich am Pulte und las mit ehrfurchtsvollem Geſicht in einer großen alten Hausbibel, und was er las rief ein ſchönes Feuer in die vom Alter ſonſt wohl ein wenig trüben Augen. Neben ihm lag auch das Geſangbuch, in dem er früherhin geleſen zu haben ſchien, und es war das Gedicht aufgeſchlagen: „Jeſus, meine Zuverſicht."

Es gewährt eine eigene Freude, ehrwürdige alte Männer in der Bibel leſen zu ſehen. Sie haben mit den bloßen Erdenſorgen und der bloßen Erdenherrlichkeit nicht mehr viel zu thun, die gedruckten Buchſtaben der heiligen Schrift gewinnen nicht ſelten für ſie ein geheimnißvolles Leben, die troſtvolle Wahrheit tritt oft recht nahe an ſie heran, und ſie machen ſich in Demuth und Freude gefaßt, ſie würdig zu empfangen. So iſt es auch gleichfalls erfreulich, die Art zu ſehen, wie ſie manche andere halbkluge und in der Halbklugheit ſehr hoffärthige Bücher, welche ein Theil der Jugend vielleicht zu ſehr bewundert, anſehen; denn das leiſe, ironiſche Lächeln, was dann wohl den greiſen Mund umſchwebt, iſt ſo gutmüthig und rein, daß der kräftigere Jüngling gerade am wenigſten darüber zürnen kann.

6.

Karl hatte anfangs nicht übel Luſt gehabt, ſeinem heftigen Gemüthe auch in dieſem Zimmer Luft zu machen, doch bei dem genauern Anblick des Alten ſiegte das Edle in ihm, und er ſetzte ſich ſtill in einen Winkel des Zimmers, um ruhig abzuwarten, wann das Leſen geendigt ſein würde. Die Zeit kam auch ſehr bald, denn nach wenigen Minuten legte der Alte mit heiterm Geſicht die Bibel und das Geſangbuch zurück, ſetzte das Käppchen wieder auf das graue Haupt, und bemerkte nun erſt den jungen Mann, den er beſcheiden begrüßte.

„Gott gebe Ihnen einen guten Morgen, Herr Baron,“ ſagte der Alte, aber Karl unterbrach ihn ſchnell: Ich habe keinen, denn ihr macht mich alle toll! — Auch ſollſt Du mich nicht ſo feierlich Herr Baron nennen, ſondern wie ehedem „lieber Karl“, Du biſt ja mein Erzieher.

„Das maße ich mir nicht mehr an, denn ich bin ja nur ein einfältiger unſtudirter Mann. Was ich Ihnen beigebracht habe, hätten Ihnen tauſend andre beſſer beibringen können, und was ich Sie ſo gern gelehrt hätte, das habe ich leider Sie nie lehren können, weil Sie es ablehnten.“

Was wäre das? fragte Karl, und ſein feuriges Geſicht wurde noch röther, da er ſchon die Antwort vermuthen konnte.

Der Alte zeigte auf die große Bibel und ſagte: „Troſt zu ſchöpfen aus dem Buche.“

Was Troſt? was Buch? ſollen Buchſtaben tröſten können? — Wenn ich je Troſt bedarf, ſo wird die Weltgeſchichte mir Troſt geben, und die ganze große reiche Natur.

„Armer, armer junger Mann!"

7.

Da fuhr der Jüngling heftig auf, und ſagte: Du ſollſt mich nicht ſo nennen, ich befehle es Dir!

Der Alte ſchwieg eine Weile, dann ſagte er gelaſſen: „Ich habe in meinem ganzen ſechs und ſiebzigjährigen Leben den Reſpect nicht vergeſſen, den die Weltverhältniſſe gebieten, auch in Worten zu beweiſen; aber bei Ihnen habe ich dieſer Erinnerung auch nicht einmal bedurft, da mein Gemüth mich ſchon zu Ihnen als einem Kinde hinzog. Doch jetzt könnte ich Sie, auch wenn Sie zürnten, nicht anders nennen, als einen armen Jüngling, weil Sie von Buchſtaben reden, während ich der Schrift gedenke, die für jede Frage Antwort und für jeden Schmerz Beruhigung hat."

Nun nun nun, erwiederte der Freiherr gedehnt, es mag wohl ſein, daß ich heftig auffahren kann; daß ich es aber mit Dir nicht böſe meine, weißt Du doch längſt. Ich will ja auch das Buch, das Du ſo hoch hältſt, nicht gering achten, das ſei ferne; ich erkenne es ja an in ſeiner ganzen Merkwürdigkeit und Wunderbarkeit; aber ich kann es nur nicht ſo lieben wie Du. Es macht mich ängſtlich und wehmüthig, ja ich könnte weinen, wenn ich an manches Wort in demſelben denke. — Sage ſelbſt, ich bitte Dich, wie kann man ritterliche Thaten thun, wenn man eben den Spruch geleſen: „Selig ſind die da Leid tragen", oder den: „Ihr ſollt nicht widerſtreben dem Uebel."

„Sie nannten vorhin die Weltgeſchichte," erwiederte Paul. „Wohl, ſo fragen Sie denn, um ſich ſelbſt zu antworten, den hohen Apoſtel, von dem ich alter Mann den ſchönen Namen trage, fragen Sie ihn, der das Schwerdt und den Lilienſtengel zugleich in der Hand trug, oder fragen Sie die Mittelzeit, die Hohenſtaufen, den fröhlich frommen Max, vor allen aber den Größeſten der Helden: unſern Martin Luther, fragen Sie ſie nicht, ob es möglich ſei, Chriſtum im Herzen zu tragen und ritterliche Thaten zu thun, ſondern fragen Sie dieſelben, ob es möglich ſei, Ritter im ſchönſten Sinne des Worts zu ſein ohne Hingebung an Ihn.“

8.

Ich weiß, ich weiß! erwiederte Karl raſch, ich kenne ſie alle, dieſe trefflichen Männer, ich kenne ſie durch Dich, und ich kann Dir nie genugſam danken, daß Du, ſo einfältiglich wacker mich in die Geſchichte des theuern Vaterlandes eingeführt haſt: obwohl Du Dich immer einen unſtudirten Mann nennſt.

„Der bin ich auch wirklich,“ ſagte Paul, „aber ein wenig Geſchichte unſers lieben Vaterlandes, — und das Wenige hübſch gründlich — ſollte jedermann kennen, dem irgend eine Stunde übrig iſt, wo er nicht im Schweiße ſeines Angeſichts für das tägliche Brot zu ſorgen hat, und Sie wiſſen ja, lieber Junker, wie gütig der Herr Graf gegen mich iſt, und wie er mir nicht bloß jedes gröbere Geſchäft erläßt; ſondern wie er mir ſogar befiehlt zu ruhen und bequem zu leben.“

Gütig iſt er allerdings; doch was Du eben ſagſt iſt bloß billig, denn greiſe Häupter ſoll man ehren. Das wußten die Alten ſo gut wie wir, aber nun bitte ich Dich auch recht herzlich, freue Dich gehörig mit mir, daß heute der Sohn Deines guten Herrn — oder beſſer: Deines alten Freundes ankommt.

„Freuen?" erwiederte Paul. „Es giebt wohl, in ſo weit wir ſchwachen Menſchen darüber reden können, für unſern Herrgott nichts Wohlgefälligeres, als die unſchuldige Freude ſeiner Menſchenkinder; aber es will mir eben jetzt — wohl mag das Schwäche ſein — damit nicht recht gelingen. Als ich heute früh aufſtand, war mir ganz ſeltſam und weh ums Herz; doch als ich dann die beſte Zuflucht nahm, die der Menſch nehmen kann, ich meine zum Gebet, da wurde mir wieder leichter, und ich ſehe jetzt dem, was dieſer Tag etwa bringen könnte, wenigſtens mit Gefaßtheit entgegen."

9.

Da fuhr Karl wild auf, und ſagte: Raſend könnt ihr mich noch machen durch eure frömmelnde Trübſeligkeit, ich freue mich wie ein Kind auf meinen neuen Freund und ihr ſprecht von weh ums Herz und andern trüben tollen Dingen. Ich will Wilhelm als Bruder umarmen, und ihr zittert vor Geſpenſtern.

„Zürnen Sie nicht, lieber Junker, über das, was Sie nicht begreifen," erwiederte Paul, „es kann ja auch noch alles gut gehen. — Haben Sie aber denn nie gehört, daß man den Freund und den Bruder auch in der Umarmung . . . . erdrücken kann?"

Er näherte ſich ihm bei dieſen Worten, die ihn ſelbſt zu überraſchen ſchienen, mit Herzlichkeit, und erblickte jetzt erſt, da ſeine alten Augen nicht mehr weit trugen, eine leuchtende Waffe in dem Gürtel des Jünglings.

„Sie ſind bewaffnet?" rief er erſchrocken aus, „und gar mit einem Dolche bewaffnet? iſt das ritterlich?"

Ich verzeihe Dir die Frage, denn Du verſtehſt das nicht. — Sieh nur das herrliche türkiſche Meſſer, und wie die Steine am Griffe funkeln, und doch der Stahl noch reiner zu funkeln ſcheint als ſie. — Es zog neulich ein Armeniſcher Kaufmann hier durch zur Frankfurter Meſſe, wir bewirtheten ihn freundlich, und der Mann zeigte uns manche ſeiner ſchönen Waaren. Da entbrannte mein Herz beim Anblicke dieſes Dolchs und ich bat den Vater ihn mir zu kaufen. Er wollte nicht gern daran, denn er ſcheint zu glauben, ich mache doch nur Thörichtes damit. Endlich ließ er ſich bewegen, da ich nicht abließ mit Bitten, und er zahlte die Summe, die wohl groß geweſen ſein mag, wegen der köſtlichen Steine.

10.

Sonderbar war es freilich, fuhr Karl nach einer Pauſe fort, daß auch der Kaufmann ein wenig nachdenklich bei dem Handel wurde, und als ich ihn ſpäterhin — denn der Mann wußte manches Gute zu erzählen — einige Stunden weit bis auf die Heerſtraße hin begleitete, ſo vertraute er mir, es ſei eine eigene Sache mit dieſem Dolche. Es habe einmal ein junger vornehmer Türke, durch ein wunderbares Verhängniß getrieben, ſeinen beſten Freund mit dieſer Waffe ermordet. Dann ſei ſie von einer Hand in die andre gekommen, und endlich in ſeine, und er wolle mir nur ehrlich geſtehen, daß er ſich recht freue, den Dolch ſo vortheilhaft losgeſchlagen zu haben. — Mir iſt dergleichen phantaſtiſches Zeug immer höchlich zuwider geweſen, aber hier mußt' ich lachen, denn mir ſchien, als habe doch nur die trübe Luft, die in unſerm Schloſſe weht, auch den proſaiſchen Kaufmann mit einiger halb poetiſchen Wehmuth angeſteckt.

Paul hatte mit großer Aufmerkſamkeit zugehört, und ſagte mit dem Ton des Bittenden: „Legen Sie das grelle Mordgewehr ab, es iſt ja nun keine freundliche Waffe mehr, wenn ſie ſchon einmal . . . . o ich mag es nicht ausſprechen, wovor ja auch der Mann ſchaudern darf.“

Der bittende Ton traf wirklich für einen Augenblick des Jünglings Herz. Er nahm die Waffe, wie es ſchien mit dem Vorſatze, ſie dem Alten zu überreichen; dann aber zog er ſchnell die Hand zurück, ſteckte den Stahl wieder an ſeinen Ort, und rief: Es iſt nicht möglich! Ich kann mich nie von dieſem Kleinod trennen! Du bateſt um etwas Thörichtes; und das muß man auch dem beſten Menſchen abſchlagen.

11.

Paul ſchwieg eine lange Zeit, dann ſagte er: „So gebrauchen Sie die Waffe denn nur in edlem Kampfe, und möge das wunderbare Verhängniß, das, wie Sie erzählten, den türkiſchen Jüngling trieb, keine Gewalt über Sie haben.“

Es läßt ſich auf ſo etwas gar nichts antworten, erwiederte der Jüngling, und ich muß Dich wohl recht lieb haben, daß ich nicht laut lache oder fluche. — Da bin ich nun ſo ſeelenvergnügt erwacht, denke an nichts, als wie ich den Freund und Bruder erfreuen will, und wie wir dann gemeinſchaftlich in die zitternd bange Luſt dieſes Schloſſes einen friſchern Ton hineinbringen wollen, und wie ihr alle wieder aufleben ſollt in uns, und durch uns, — und was muß mir da begegnen? — Mein verehrter Pflegevater, der ſeinen Sohn zehn Jahre lang in die Welt hinein verſtieß, ſcheint ſich auf ihn zu freuen, wie auf den Aſchermittwoch oder wie auf einen plötzlich hereintretenden Todfeind, — und Du ſtehſt da, — verzeih das Wort — wie ein Uhu, der das Sonnenlicht nicht ertragen kann.

„Jüngling," erwiederte Paul faſt feierlich, „haſt Du nie gehört, daß jede Schuld ſich auf Erden rächt, und daß das Verhängniß oft den Vater ſtraft im Sohne? — Doch ſoll mein Gemüth nicht ängſtlich zagen, denn unſer Heiland ſpricht Vergebung."

Karl unterdrückte einige zwanzig fantaſtiſche Ausrufungen, die ſich ſchon auf ſeinen Lippen zu bilden ſchienen, dann aber ſagte er: Ich wollte, es käme ein tüchtiges Gewitter, das Krachen verſtehe ich beſſer als dieſe Unkentöne.

Dann ging er ſchnell in den Garten; aber er zerdrückte faſt alle Blumen, an deren Duft er ſich erfreuen wollte. Und ſo konnte er nun das nicht.

12.

Es war etwa um dieſe Zeit, als der junge Graf Wilhelm von Waldſtein mit ſeinem Erzieher vor dem Kloſter der barmherzigen Schweſtern anlangte, und Halt machte. Er hatte von dort aus etwa nur noch eine gute Meile bis zu ſeines Vaters Schloſſe. Der Doktor, der jetzt nur noch als älterer und erfahrener Freund, nicht mehr als Hofmeiſter neben ihm ſtand, bezeigte ſein Befremden über dieſes Haltmachen; aber Wilhelm erwiederte freundlich:

„Hier beginnt meines Vaters Gebiet, hier muß ich zu mir ſelbſt kommen. Ich bin zu froh, zu ſelig, und die arme Menſchenbruſt erträgt das viel weniger als den höchſten Schmerz. Ich möchte dieſe Blumen küſſen, die mich ſchon als Kind ſo hell und lieblich anſahen. Dieſe kleine Quelle rauſcht noch immer ſo muthig dahin und bietet mir ihre erfriſchende Kühlung ſo wohlthätig an. Städte ſind untergegangen während deſſen, und Königreiche ſind gefallen, aber die kleine Quelle hat ſich nicht irre machen laſſen, und plätſchert noch immer fröhlich fort. Hier, hier iſt meine Heimath — — Heimath! o ich möchte mir das Wort tauſendmal wiederholen, um in dem ſüßen Laute zu ſchwelgen. — Und dieſes Kloſter! auch über ſeine Mauern iſt der Weltgeiſt nicht zerſtörend hinüber gegangen, hier iſt alles noch ſo ſtill wie ſonſt, es iſt, als halte ſelbſt die Zeit inne mit ihren Schlägen in dieſer Wohnung des Friedens, der Andacht und der Wohlthätigkeit. — Es zieht mich recht hinein in das Innere, und dort wird mir noch wohler werden."

Er zog die Schelle, und eine alte Pförtnerin öffnete; ſie erkannte bald den längſt erwarteten jungen Grafen, und ſah ihn an mit dem Blicke der milden, faſt mütterlichen Liebe; aber kein lautes, verworrenes Freudenwort kam über ihre Lippen, denn ein ungetheilt Gott gewidmetes Leben wehrt den Rauſch der Freude ab.

13.

Wilhelm ging ſchweigend in das Innere der Kirche, und ſank am Fuße des Altares auf das Knie nieder, im inbrünſtigen Dankgebet für die glückliche Rückkehr, die ihm gewährt worden, und tief erquickt und beruhigt ſtand er auf. Neben ihm ſtand jetzt die Priorin des Kloſters und reichte ihm freundlich die Hand zum Willkommen. Er küßte die Hand der ſinnigen wohlthätigen Frau, und ſagte: „Nun erſt iſt mir ganz wohl: ich habe mein Herz zu Gott hinauf ausgeſprochen, und eine milde Antwort iſt in mein Inneres gedrungen. — O was iſt es doch ſo göttlich und menſchlich beruhigend, daß wir mit Gott reden dürfen!"

Und, ſetzte die ſanfte Frau hinzu, daß der Erlöſer in der Mitte ſteht, der unſer Gebet vor Gottes Thron bringt. Der Gedanke iſt mehr als beruhigend, er iſt beſeligend.

Möge, fuhr ſie dann nach einer Weile fort, möge Ihre Ankunft, theurer Graf, Segen bringen; möge ſie beſonders Ihren würdigen Vater erheitern, der ſich auf ſo viel Gutes wohl verſteht, nur nicht auf die ruhige Freude; möge es Ihnen gelingen, Ihren Pflegebruder, der ſonſt ein wackerer Jüngling iſt, aus irrer Heftigkeit hinüber zu führen zu gelaſſenem, kräftigem Wirken.

„Das gewähre mir der Himmel," erwiederte Wilhelm mit muthig beſcheidenem Aufblick, „aber noch einmal muß ich ſagen, mir iſt ſo wohl, ſo wunderbar wohl, und ich möchte meinen Dank auch thätig beweiſen. Sie, edle Frau, das weiß ich längſt, reizt nicht mehr das irdiſche Gut; aber den armen Kranken, die ſich Ihrer und Ihrer treuen Schweſtern Pflege anvertrauen, möchte ich neue Hülfe bringen."

Er legte bei dieſen Worten eine volle Börſe in ihre Hand.

Es iſt ſchön, erwiederte die Priorin, zu geben; ſchöner noch ſo zu geben, und ſo wird mir denn auch das Danken doppelt erfreulich.

14.

Sie waren bei dieſen Worten aus der Kirche gegangen und ſtanden jetzt wieder im heitern Sonnenlicht. Der Graf nahm Abſchied, und war ſchon einige Schritte von ihr, als ſie ihn wieder zurück rief:

Und ich ſollte Sie, den ſo reich Schenkenden, ganz unbeſchenkt entlaſſen? Wir ſind arm und freuen uns der Armuth; aber wie könnte auch Sie die bloße Erdenpracht reizen? Etwas kann ich Ihnen ſchenken, das mehr iſt als alle Erdenpracht, etwas, vor dem — wenn wir ſeine Bedeutung ganz erfaſſen — alle Erdenſorgen fliehen. — Sie nahm bei dieſen Worten ein Kreuz von Ebenholz, das an einem einfachen Bande von gleicher Farbe hing, von ihrem Halſe. Empfangen Sie das heilige Zeichen unſers Glaubens. Es wird mir ſchwer, mich grade von dieſem Kleinod zu trennen, denn ganz beſonders theuer iſt es mir geworden. Oft ſchon, wenn ein Kranker in unſern Mauern ſterben wollte, und in den letzten tief ernſten Stunden des Abſchiedes, ſchwere Phantaſien, unſelige Zweifel um ihn rauſchten und ziſchten, ſo nahete ich mich ihnen im Gebet, und hielt den brechenden Augen dieſes Kreuz vor, und die armen Menſchen fühlten ſich neu geſtärkt im Tode und erfaßten es wie das heilige Panier, das allein den Sieg gewähren kann.

„Es ſoll mir ſtets theuer ſein,“ erwiederte der Graf, indem er es annahm, „und es ſoll hier ſchützend ruhen auf meinem Herzen.“

„Schützend ruhen,“ wiederholte die Matrone mit langſamem Ton, als ſei ihr das Wort beſonders bedeutend, und „ſchützend ruhen“ wiederholte ſie noch einmal, als ſchon der Graf mit ſeinem Begleiter, den Weg hinab, nach dem väterlichen Schloſſe, ihrem Auge entſchwunden war.

15.

Der ſanften Emma war es endlich gelungen den erhitzten Karl zu einiger Ruhe zu bringen, und er ſaß jetzt neben ihr, und tändelte mit den langen Locken, die über ihre friſch blühende

Wange herab fielen. Der alte Graf und Paul ſtanden im ernſten Geſpräch am Fenſter. Endlich, von einem ſeltſamen Gedanken ergriffen, rief Karl mit wunderbar funkelnden Augen aus: Mein Vater! Mein Vater!

Der alte Graf, der ſich gemeint glaubte, wandte ſich um, ſah ihn freundlich an, und ſagte: „Mein lieber Sohn!“

Aber Karl hielt beide Hände vor's Geſicht und erwiederte: Ich meinte nicht Sie. Mein Vater, mein rechter Vater, wo iſt er? — Wunderbar, daß ich gerade jetzt wieder daran denken muß! und .... doch auch wieder nicht wunderbar, denn hier wird ja ein Sohn erwartet. — Er findet den Vater; der meinige iſt dahin! — O, warum lebt er nicht mehr? und warum kann ich doch nie mit ſtillem Schmerze, ſondern nur immer heftig daran denken, daß er mir genommen iſt? —

Udo wandte ſich zu Paul und ſagte faſt kalt: „Siehſt Du wohl, daß das mein Schickſal iſt?“

Nichts vom Schickſal, lieber Herr, antwortete Paul, der Himmel da droben iſt überreich an Gnade.

„Für den, der gebüßt hat," erwiederte der Graf finſter, „nicht für den der noch büßet."

Dann ging er einige Schritte zu Karl, und fragte: „Und warum iſt Dein Schmerz ſo heftig?"

Weil mir iſt, als müßte ich ihn noch rächen.

„Er fiel im Duell, das weißt Du. Hätteſt Du, auch als Erwachſner, den Todesſtreich abwehren können?"

16.

Nimmer, nimmer! erwiederte Karl, doch heiſcht die Pflicht vom Sohn, des Vaters Tod zu rächen. — Freilich, ſetzte er dann nach einer Pauſe und mit einer bei ihm ungewöhnlichen, faſt kalten Ueberlegung hinzu, freilich müßte jetzt der Mörder ſchon beinah ein Greis ſein, und dem grauen Haare darf ich mich nicht gegenüber ſtellen. Das greiſe Haupt ehrten ſchon die edlen Alten, die wir Heiden nennen, und ich will nicht ſchlechter ſein als ſie. — Aber er wird ſo wohl irgend einen jungen Verwandten haben, oder ſo Gott will, einen Sohn, das wäre mir ſo grade recht. — Nun, nun, ich will mich auch beruhigen, denn entgehen kann er mir ja doch nicht. — — Ich kenne ſein Geſicht, als hätte ich's immerdar geſehen, denn oft in weiſſagenden Träumen erſchien es mir, und der blutende Vater ſagte dann ſtill: Das iſt der, an dem ich Rache will.

Da trat Udo ihm noch näher und ſagte: „O nein, nein! nicht an ihm; an dem Mörder ſelbſt nimm Rache.“

Paul aber rief ſchnell: Weder am Vater, noch an dem Sohn! — Weg mit dem ſündigen Rachegedanken!

Aber die ſanft fröhliche Emma unterbrach ihn, und ſagte: O lieber Vater, nichts ſo Trauriges! und Sie, mein trübſeliger, junger Freund, auch nicht ein Wort dieſer Gattung will ich mehr hören! Ich bin freilich ſelbſt Schuld, ich halte Sie nicht ſtreng genug. Gleich ein anderes Geſpräch, ich will es haben! — oder wiſſen Sie nichts zu ſprechen, ſo ſingen Sie ein gutes, altes Lied; ich befehle es, ich, Ihre Gebieterin!

„Siehſt Du wohl?“ ſagte der Graf, ohne Emma gehört zu haben, abermals zu Paul; doch dieſes erwiederte mit einer faſt lächelnden Sicherheit: Es iſt wohl nicht gut; doch was will das alles ſagen, wenn unſer lieber ſtarker Herrgott mit uns iſt? —

17.

Der kräftige Jüngling gehorcht ſeiner geliebten Gebieterin, möge ſie ihm auch noch ſo ſchweres auflegen, und ſo mußte Karl jetzt ſingen. Aber er traf eine finſtere Wahl, und begann das alte ſchauerliche Lied:

„Dein Schwerdt, wie iſts von Blut ſo roth,
Edward, Edward!“

Als Emma ihn eben bitten wollte, einen andern und fröhlichern Geſang anzuſtimmen, hörte man im Nebenzimmer ein Geräuſch, wie von ſchnell Hereintretenden. — Er iſt's! er iſt's! rief Karl, indem er raſch aufſprang und die Guitarre aus ſeiner Hand ſinken ließ, mein Freund, mein Bruder! Mir ſagts mein Herz, das ihm entgegen ſchlägt.

Er hatte ſich nicht geirrt, und als die Thüre raſch aufgeriſſen ward, trat Wilhelm in blühend ſanfter Jünglingsſchönheit herein.

Ohne den Vater zu ſehen eilte er raſch auf Karl zu, um ihn an ſeine Bruſt zu drücken. Doch dieſen erfaßte bei dem Anblick des Langerſehnten ein ſeltſam furchtbarer Schrecken; mit todtenblaſſem Geſicht wehrte er die Umarmung ab, und indem nach und nach ein faſt fieberiſches Zorneszittern ſeine Glieder durchzuckte, rief er aus: „Das iſt mein Freund nicht, das iſt mein Bruder nicht. Wehe mir! das iſt mein Todfeind! das iſt der, den ich oftmals ſah in bangen Träumen!"

18.

Es iſt ja Wilhelm, rief Emma erſchrocken aus, es iſt ja der Freund, den Sie, theurer Karl, ſeit Jahren ſchon erſehnt haben.

Sie ſchloß ihn bei dieſen Worten in ihre Arme; aber er entwand ſich ihr mit Kraft, und mit funkelndem Auge, gegen Wilhelm gewandt, rief er: Du biſt der, an dem ich meinen Vater rächen ſoll! Ich ſehe meinen Vater! o ſeht Ihr ihn nicht? Er winkt ja ſo ſehr! und ich folge dem Wink! ich thue, was er befiehlt!

Wilhelm, der den nie geſehenen und doch ſo theuren fremden Jüngling gleichſam von Fieberſchauern ergriffen ſah, ging mit liebender Sorgfalt auf ihn zu; und, indem er ihn mit der Rechten umfaßte, ſagte er: „Erkenne mich doch, Karl, ich habe mich ſo ſehr auf Dich gefreut.“

Da verließ den armen Jüngling jede Beſonnenheit, und, wie durch böſen Wahnſinn oder, wie er ſelbſt in thörichter Befangenheit meinte, durch eine geheime finſtere Macht getrieben, zog er raſch den Dolch aus der Scheide und zuckte ihn wüthend gegen Wilhelms Bruſt. — Aber der Stahl traf nicht des Jünglings Herz, ſondern das heilige Kleinod, das er ſo eben von der befreundeten Matrone erhalten hatte, und das jetzt ſchützend auf ſeinem Herzen ruhte.

Wilhelm ſtand unverletzt da, aber in ſeinem Gemüthe war eine ſo ſeltſame Miſchung von Andacht und Freude, und Ueberraſchung und Schmerz, Zorn und Befremdtheit, daß er mit beiden Händen den Stuhl faſſen mußte, um nicht in die Knie zu ſinken.

Karl aber hatte kaum den Streich gethan, als er ausrief: „O mein Gott! bin ich denn zum blutdürſtigen Tiger geworden!“ — Dann ſank er erſchöpft zu Boden und eine tiefe Ohnmacht umhüllte ſeine verworrenen Sinne.

19.

Auch wir werfen den verhüllenden Schleier über das Ende dieſes trüb befremdenden und verletzenden Tages.

Die Nacht iſt heilbringend, ſelbſt wenn ſie ohne Schlaf vorübergeht. Das wilde Gewühl der Leidenſchaften, die im hellen Sonnenlichte ihr Weſen treiben, muß dann doch wenigſtens Rede ſtehen, und Antwort geben dem Beſſern in uns: und der verworrene Knaul der Sorgen und Schmerzen löſet ſich nach und nach ſanft auf.

Der alte Graf war früh am Morgen am Bette ſeines Sohnes, der aufgerichtet da ſaß, und, als der Vater hereintrat, ihm ſchnell und mit ehrfurchtsvoller Liebe entgegen ging.

Udo küßte Wilhelms Stirn, und ſagte dann gelaſſen: Hatte ich nicht Recht, Dich von mir zu ſenden, und kannſt Du mir verzeihen, daß ich doch endlich ſchwach genug war, Deine Bitte um Wiederkehr zu gewähren?

„Ich verſtehe Sie nicht, mein Vater, und vermag nicht, in Ihren Worten einen Zuſammenhang zu finden mit dem was geſtern mir begegnete. Was haben Sie gemein mit dem böſen heftigen Geiſte, der geſtern ſein Spiel mit meinem Pflegebruder trieb? Mir iſt die ganze Sache nur wie ein Traum, wie ein ſehr ſchwerer Traum. Nicht um meinetwillen, denn ich darf es ſagen: ich ſcheue den Tod nicht, der ja für den ſelig Überzeugten keine Stacheln hat, aber daß der Jüngling, den ich ſo gern lieben möchte, und den ich wirklich liebe, daß er ſo freventlich ſich vergeſſen, und den Freund verletzen, ja morden wollte, den Freund, der ſich ſo theilnehmend ihm nahte, — das iſt es was mich tief betrübt, und worüber ich aus tiefſtem Herzen Thränen vergießen möchte mein Lebenlang." —

„Nein," fuhr er dann nach einer Pauſe fort, „ich vermag den Gedanken nicht zu ertragen, daß er wirklich ſo handelte; auch handelte nicht er ſelbſt, ein finſterer böſer Geiſt — darf ich es denken? — handelte aus ihm heraus, und trieb ſein trauriges Spiel mit dem ſchwachen, unbewachten Jüngling."

Noch, erwiederte Udo, noch ahndeſt Du das

Schlimmſte nicht, denn der den böſen Geiſt heraufrief, daß er des Jünglings Seele verwirrend anfalle, der ..... bin ich.

Wilhelm trat ihm mit milder Liebe näher, und ſagte unerſchreckt: „Ach, hier iſt viel Trübes und viel Krankes; aber ich will gern alles theilen und helfen wo ich kann, und gern dem Geiſte ſtehen, den Sie, mein theurer Vater, gegen mich herauf beſchwören.“

Eine innige Umarmung hemmte lange Zeit den weitern Erguß der befreundeten Herzen, bis endlich der alte Paul leiſe hereintrat, der ſich ſtill entſchuldigen wollte, daß er zu ſtören wage.

Dich trieb Dein Herz, erwiederte Udo, und Du wollteſt mich nicht allein laſſen in dieſer ſchweren Stunde.

20.

Dann ſetzten ſie ſich ſtill zuſammen, und Udo fing an zu erzählen.

Es iſt das ſchwerſte Opfer für den Vater, dem geliebten Sohne nicht mehr in reiner Geſtalt erſcheinen zu können, und ſelbſt enthüllen zu müſſen, was einſt die Leidenſchaft ſündhaftes beging; aber ich will dieſes Opfer bringen, weil ich es bringen muß, nur fordere nicht Ausführlichkeit da, wo mir jedes Wort ſchon ſchwer wird auszuſprechen.

Ich war von früher Jugend an der Freund von Karls Vater, dem Freiherrn Guſtav von Weißenfeld. Ich liebte ihn mit ganzem Herzen; aber wie ich ſpäterhin ſah und jetzt noch ſehe, ich empfing unendlich weniger als ich gab. Mein Gemüth war ſanft und anſchließend, das ſeinige ſtürmiſch und ungeſtüm; aber er war mir einmal als ein Höherer erſchienen, und der Freund duldet gern was der Freund ihm Schweres zu ertragen auflegt. Ich vermißte nichts, denn ich liebte. Es hatte ſich in ſeiner Seele eine gewiſſe feindliche Stimmung gegen die Menſchen im Allgemeinen feſtgeſetzt, die ich vergeblich zu zerſtreuen ſuchte, da ich den tiefern innern Grund, eine entſchiedene Selbſtſucht, nicht zerſtreuen konnte, weil ich dieſelbe nicht in ihm ahndete. Ich liebte ihn ja, und wie hätte ich jenen Fehler in ihm vermuthen mögen? Er liebte auch mich, in ſo weit er es vermochte; aber nur mich, der ihn liebte, nur als den ihm Hingegebenen, nicht mich, als freien Menſchen.

Da wollte das Geſchick, daß unſer beider Herzensneigung auf Eine Jungfrau fiel, die in Anmuth aufblühete, und beſcheiden hervor ragte unter ihren Geſpielinnen. Alles in mir, was bisher nur als Keim und Knospe in mir gelegen, blühete jetzt raſch und hoch auf im brennenden Strahl der Leidenſchaft, und ich durfte auch ihren Beſitz zu hoffen wagen, denn mancher Blick und manches halbe Wort zeigte mir, daß auch ich ihr theuer geworden war.

21.

Da wandte ſich Guſtavs Herz ganz von mir ab, und ein bitterer Zorn gegen mich faßte in ſeinem Innern Raum. Er wollte ſein Ziel erreichen, was es auch koſte, er wollte die Geliebte ſein nennen, ſollte es auch nur mit Aufopferung der Freundſchaft und der Wahrheit geſchehen können, und ſo ſcheute er ſich denn vor keinem Mittel, das mich, den Hindernden, aus ſeinem Wege entfernen konnte. Mit kluger Mäßigung begonnene Verläumdungen ſtörten bald das ſchöne Vertrauen, das ſich anfangs bei Ida und ihrer Familie für mich gefunden, kühnere Beſchuldigungen, die eben ihrer Kühnheit wegen Zweifel erregten, und, weil der **Freund** ſie vorbrachte, endlich Glauben fanden, entfremdeten endlich ihr noch ungeſichertes Herz faſt ganz.

Ein dringendes Geſchäft in Familienangelegenheiten entfernte mich einige Wochen aus der Gegend, und als ich zurückkam, erfuhr ich das ganze Gewebe des Verraths und den vollendeten Freundſchaftsbruch; zugleich aber auch empfing ich die entſetzlichſte Nachricht, daß Guſtav mit Ida ſeit zwei Tagen vermählt ſei.

Da wurde es wie mit einemmale Nacht um mich her, und Nacht in mir. Ich hatte den Freund verloren, ich hatte die Geliebte verloren, ich mußte den Freund verabſcheuen, und konnte die Geliebte faſt nur mit Verachtung bejammern. Es kam mir vor, als ſtände ich nun auf den Trümmern meines Lebens, auf der Aſche meiner Jugend. Ich war ſo ganz allein, ſo mutterſeelen allein, und ſelbſt der Schmerz, der bei mir war, zeigte ſich nur in verzerrter und verzerrender Geſtalt.

Ich durchwachte einige Nächte mit entſetzlichen Gefühlen, die keine höhere Glaubensirbſtung linderte; und als ich endlich am vierten Morgen vor den Spiegel trat und mich anſah, da erfaßte mich ein grimmiges Mitleiden mit mir ſelbſt. Die Wange war ſehr blaß geworden, die Augen ſahen hervor, wie aus dunklen Hölen, und das Haar hatte die ſchöne lockige Kaſtanienbräune der Jugend verloren. Da ſagte ich zu mir ſelbſt: Ich bin bisher ſehr ſanft geweſen, vielleicht auch ſchwach, und will nun einmal verſuchen was der Zorn und die Rache Gutes und Freudiges haben mag. Der Ambos fühlt ſich denn doch nach gerade zu unglücklich, und will auch einmal zum Hammer werden.

22.

Laß mich, mein theurer Sohn, raſch hinüber gehen über die harten Momente, die nun in mein Gemüth und in mein Leben traten.

Man haſſet nur, wenn man geliebt hat und nicht mehr liebt, und man kann nur grauſam werden, wenn man zu gelinde war.

Ich weckte den gehaßten Freund aus ſeinen Träumen auf, zerriß ſein Ehrgefühl durch giftvolle Worte, und bald ſtanden wir beide zum ernſten Kampfe auf Leben und Tod einander gegenüber. Seine Kugel fehlte; die meinige — o hätte ein Gott ihr gewehrt! — die meinige traf, und mit der Todeswunde ſank er zu Boden. Sterbend ſprach er den Fluch über mich aus: „Es kann Dir nie wieder wohl gehen; an Dir, an Deinen Kindern wird ſich der Mord noch rächen. Du haſt mich herausgeſchleudert aus meinem Glücke; aber die Nacht, in die ich jetzt gehe, wird ſich auch über Dich und Dein ganzes Leben hin verbreiten.“

Wilhelm faßte tief erſchüttert den erſchütterten Vater in ſeine beiden Arme, und küßte weinend die Augen, die jetzt nicht weinen konnten. Dann wandte er den Blick gen Himmel und ſagte ſtill: Es giebt dennoch einen Troſt.

Der Vater, ſchon an dieſen Schmerz gewöhnt, hatte ſich bald erholt, und ſagte dann, in Betrachtung verloren: „Unſeliges Gefühl der Rachſucht! — Wie erſcheint es dem Menſchen, wenn der Zorn ihn erfaßt, ſo ſchön und würdig, der treibenden Empfindung Raum zu geben; aber liegt der Feind nun vor uns, gebändigt, verletzt oder wohl gar todt, wehe! wie fühlen

wie

wir uns dann ſo klein, wie erfüllt die Scham vor uns ſelbſt ſo qualvoll unſer Herz! O es iſt nicht bloß Scham, es iſt wahrhaftiger Ekel, den wir dann vor uns ſelbſt und unſerer That empfinden! — *Strafen* ſoll der Menſch, denn die Gerechtigkeit will es ſo, aber nur in der höchſten Ruhe des Gemüths, wenn die Wagſchaale in ſeiner Hand nicht zittert. Straft er anders, ſo ſündigt er, denn er ſtraft nicht mehr, ſondern er *rächt* ſich, und die Menſchenrache hat in ſich ſelbſt den Tod. — Vergelten kann nur Einer ganz, er, der die Rache *ſein* genannt hat."

23.

Nach einer feierlichen Pauſe, in der die drei Männer die tief empfundenen Worte noch einmal zu betrachten ſchienen, fuhr der alte Graf fort:

„Der Tod des Freiherrn machte keinen bedeutenden Eindruck. Er hatte ſich faſt nirgends Liebe erworben, und bei manchen ſogar entſchiedene Abneigung. Einige waren ſelbſt Zeuge geweſen von der Ungerechtigkeit und Härte, mit der er von mir, ſeinem einzigen Freunde geſprochen, und es ward eben nicht misbilligt, daß ich Rache genommen. Es war, ſo meinte man, ein reiner Zweikampf, deſſen traurigen Ausgang man zwar bedauerte, doch faſt nur um des Siegers willen, der ſeine That und ihre Stacheln zu tief zu fühlen ſchien. Der Fürſt ſelbſt war mir perſönlich gewogen, und zeigte bald klar, daß er um die ganze Sache nicht wiſſen wolle. Selbſt dann, als ich mein eigner Ankläger zu werden unternahm, wehrte er die Erzählung ab, und hieß mich einen „freien Mann“, deſſen Thaten er weder belohnen noch beſtrafen könne.

Ida hatte den verlornen Gatten mit tugendhaftem Gemüthe, doch ohne Liebe betrauert. Karls Geburt gab ihr den Tod. Sterbend verzieh ſie mir, und ich nahm den Neugebornen als Pflegeſohn an, den ich bald darauf einer edlen Familie anvertraute, um ihn bis zu einem gewiſſen Alter zu erziehen.“

24.

„Ich ſelbſt gab endlich den Bitten aller meiner Verwandten und Freunde nach, und da ein vertrauertes Jahr dahingegangen war, vermählte ich mich, ohne Liebe doch mit entſchiedener Werthſchätzung, mit einem edlen Mädchen, das ſich nicht ſcheute, ihre emporblühende Jugend an mein in Gram hinwelkendes Leben zu knüpfen. Sie gab mir Dich, mein Wilhelm, Dich, und meine fromme, ſanfte Emma und ging dann auch bald hinweg von meiner Seite, um in einer heller erleuchteten und mildern Welt den Lohn ihrer ſtillen Tugend zu empfangen.

Mich aber durchfuhr der Gedanke: Sie iſt dir nur deswegen genommen worden, weil dein Leben ſich mit nichts Schönem mehr ſchmücken ſoll. Du haſt jeden Verluſt, jeden Kummer in vollem Maße verdient, und du ſündigſt, wenn du edle Menſchen in den engen nächtlichen Kreis führſt, der durch deinen Frevel um dein Leben geſchloſſen iſt. Es iſt dort nicht ſicher wohnen, weil du da wohnſt. Für dich giebt es nur Eine Tugend: — zu entbehren, und das Entbehren zu fühlen mit ewigem Schmerz und ewiger Reue."

25.

„Ich verließ die Gegend, in der mich alles an die Vergangenheit erinnerte, und ich konnte ſie verlaſſen, denn ich bedurfte nicht der äußern Veranlaſſung, um mich meiner That zu erinnern. Die Heimath hatte für mich nun nichts Köſtliches mehr als das Grab meiner Gattin.

Mein Leben war nun gewiſſermaßen geſchloſſen, und ich wollte nicht mehr hoffen. Ich verzweifelte nicht, denn unſer Gott will nicht, daß ſeine Kinder verzweifeln ſollen, auch die gefallenen nicht. Doch dieſen Gefallenen ziemt nun auch kein Lächeln mehr, ſondern ein ewiger ſtiller Schmerz um die verlorne Tugend, denn in ihm allein iſt Buße möglich und Beſſerung.

Mich verließen endlich die Halb- und Dreiviertelfreunde ganz, denn der Reuige iſt ein ſchlechter Geſellſchafter, und weſſen Blick gerichtet iſt auf Einen ſchwarzen Punkt, der kann nicht das flüchtig ſtreifende bunte Geſpräch fröhlicher Menſchen führen und lieben. Aber die Einſamkeit, für den Guten ſo erfreulich, iſt für den Gefallenen eng und ſchwarz, und ſo blieb zuletzt nur Einer in ſtiller, alles mit durchlebender Theilnahme bei mir: mein lieber alter Freund Paul.

26.

Der Alte ſtand gelaſſen da, und erwiederte mit der Übertreibung der Beſcheidenheit und in der Gewöhnung an Abhängigkeit in der Neigung: „Mein edler Graf ehrt mich zu ſehr. Ich bin nichts weiter als ein treuer Menſch und treuer Diener. Und wie hätt' ich denn auch wohl anders ſein können, ich wäre ja nichtswürdig geworden.

Der Graf lehnte von neuem das hier unpaſſende Wort „Diener" ab, und fuhr dann fort: „Meine einzige Sorge war jetzt die Erziehung meiner Kinder, Emma, Du und Karl; denn auch er erſchien mir als mein Sohn. Er war ja durch mich des Vaters beraubt worden, und mußte nicht ich ihm zu erſetzen ſuchen, was ich ihm genommen? Ach! und wie iſt hier Erſatz möglich?"

„Du weißt nun alles. Richte Du, mein wackerer Sohn."

Ich richten? erwiederte Wilhelm, indem er die Hand des Vaters an ſeine Lippen drückte. Der Sohn hat für den Vater nur das Gefühl der innigen Liebe und Ehrfurcht. Jedes andere iſt eine Sünde, die ich nimmer begehen werde.

27.

Karl hat die Nacht in heißen Fieberphantaſien vollbracht: in jenem Halbſchlummer der körperlichen Ermattung, während der Geiſt überreizt iſt, einem Zuſtande, der erſchöpfender ſcheint als das angeſtrengteſte Wachen. Sein erſtes Gefühl war jetzt tiefer Abſcheu vor dem unſeligen Augenblicke, in dem er ſo unnatürlich und unwürdig gehandelt hatte. Er begriff ſich ſelbſt nicht, und ſtaunte ſein eigenes Verbrechen an, wie ein fremdes. Er konnte nicht denken an die geliebte Emma, nicht an den Pflegevater, nicht an den verletzten Freund, ohne daß ihm die peinlichſte und ſchmachvollſte Scham das Herz durchzuckte.

„O," rief er aus, „iſt es denn etwas ſo ganz Gebrechliches mit der Menſchentugend, daß ſie ein einziger Moment vernichten kann? oder bin ich allein der Verworfene, der ſich ſo anklagen muß? — oder war etwa alles nur ein Traum, und iſt vielleicht das ganze Leben nur ein Traum? und können wir nie über unſre Träume nachdenken, ohne zu erröthen? und iſt allein Glück zu finden in der Selbſtvergeſſenheit?" — — In dieſen trüben Betrachtungen wurde er durch den alten Paul unterbrochen, der mit gewohntem ſtillen Blicke herein trat.

„Hinweg!" rief Karl, mit neu erwachender verworrener Leidenſchaft, „an mir nur iſt es, mich zu ſtrafen; andre ſollen mir keine Vorwürfe machen. — Und dennoch," ſetzte er dann langſamer hinzu, „kann ich es nicht verhehlen, daß ich auch Dein mildes Angeſicht ſcheue, darum laß mich von Dir gehen."

Der Alte bat ihn zu bleiben, denn er komme auf des alten Grafen Verlangen, und habe einen wichtigen Auftrag an den Pflegeſohn, den dieſer mit Faſſung vernehmen möge.

28.

Da ſetzte ſich Karl, zur alten Pflicht zurückkehrend, neben den Alten, und dieſer erzählte ihm dann, was wir ſo eben aus Udo's Munde ſelbſt vernommen haben. Wir wagen kaum zu ſchildern, was in dieſem Augenblicke in des überheftigen, noch nicht gereiften Jünglings Bruſt vorging, wie es Wogen gleich in ihm kämpfte und ſtürmte, denen keine höhere Friedensſonne Stille gebieten konnte.

Dann ſagte er, indem ſein Blick irr im Zimmer umherſchweifte: „O Du geliebter Vater, mußteſt Du ſo hart aus dem reichen Leben heraus geriſſen werden? .... aber Du begingſt ja eine Sünde, und meine Augen können Dir kaum folgen in die Nacht, in die Du gegangen. — Weh mir! ich ſoll Dich nicht mehr unbegränzt hochachten können? ich, der Dich nie ſah und dem Du um deswillen nur noch rührend theurer biſt? — Kann denn der Sohn leben ohne dieſes Gefühl? — aber ich habe es auch, ich halte es feſt, und niemand ſoll es mir rauben; — würde es mir aber dennoch geraubt, ſo iſt doch die Liebe da, und ewig da. — Wie? oder iſt alles nur eine Fortſetzung jenes Traumes, und alles unwahr, und träume ich noch im doppelten Traum und will niemand mich wecken?"

29.

„Ich wecke Dich,“ ſagte jetzt Wilhelm, der leiſe hereintrat, und nun neben ihm ſtand, „und frage ruhig ernſt und ſanft: Was entſcheideſt Du, denn Du ſiehſt mich bereit zu allem.“

Da wurde Karls Wange wieder blaß, und, wie von Fieberſchauern durchſchüttelt, ſprach er: Du biſt mein Feind, mein Todfeind, was auch mein Herz dagegen ſprechen mag. — Innig und tief bitte ich ab, was geſtern ein ruchloſer Augenblick an Dir, dem Unbewaffneten, verbrach. Es war ein Augenblick, in dem ich nicht mehr ich ſelbſt war. Der ſoll nie wiederkehren. Doch entſcheiden kann nur das Schwerdt, und einer von uns beiden darf nicht leben.

„Du thuſt nicht wohl,“ erwiederte Wilhelm ſanft, „ich wiederhole mit inniger Überzeugung: Du thuſt nicht wohl, indem Du Unheil durch Unheil tilgen willſt, denn wie es auch nun ende, Dein Herz wird Reue fühlen, Reue, die ich Dir ſo gern erſparen möchte: — doch geſchehe wie Du entſchieden haſt, denn ich muß ja wohl Deinen Antrag annehmen, obwohl höhere Menſchen darüber nur trübe lächeln dürften.“

„Und nun," ſetzte er nach einigem Stillſchweigen mit milder Freundlichkeit hinzu, „bitte ich Dich nur um Eines, laß uns den heutigen Tag oder Vormittag noch traulich zuſammen leben; ja ich darf das ſogar von Dir verlangen, denn der geſtrige traurige Abend, die trübe Nacht und der trübe Morgen haben Dich ermattet, und es iſt billig, daß Du in ganzer Fülle der Geſundheit vor mir ſtehſt."

Nicht deswegen, erwiederte Karl, ſondern weil Du es wünſcheſt, ſei es ſo.

30.

„Sieh nur," ſagte Wilhelm und öffnete die Fenſter, „welch' ein reiner, thauig goldner Morgen da herauf gebrochen iſt, wie der Garten ſo erfriſcht lächelt, wie Thal und Berg und Wald und Flur ſo kräftig daſtehen, und wie die Luft ſo erquicklich labt. Wir wollen den Tag im Freien genießen, Du ſollſt mir alle Deine lieben Plätze zeigen, wir wollen viel Gutes und Trauliches mit einander ſprechen und wir haben uns ja auch ſo vieles zu ſagen. Ich gehe voran, um Dir Zeit zu laſſen." — Karl nickte freundlich und ſtand noch lange in tiefen Gedanken da, als Wilhelm ſchon das Zimmer verlaſſen hatte.

In der erſten Laube am Eingange des Gartens ſaß Udo wartend, und als er Karln erblickte, ging er mit ruhigem Ernſt auf ihn zu und ſagte: „Du weißt nun alles, und ich ſtehe jetzt vor Dir, bereit zu jeder Genugthuung, die der Menſch und der Sohn des durch mich gefallenen Vaters fordern kann. — Denke nicht, ich ſei ein alter Mann, und wäre ich es, es giebt Waffen, die auch der Greis führen kann wie der Jüngling."

Karl verbeugte ſich ehrerbietig, und antwortete: „Sie ſind mein theurer Pflegevater, den ich verehre und verehren muß. Ihr Antrag ehrt mich; doch habe ich keine Waffe gegen Ihr heiliges Haupt." Er verbeugte ſich nochmals und verließ dann ſchnell den Grafen, Wilhelmen folgend, den er bald im Hintergrunde des Gartens erblickte.

31.

Wohl hatten ſich die Jünglinge, wie Wilhelm vorher geſagt, gar manches mitzutheilen, und in der Mittheilung erſcheint den reineren Gemüthern ſtets die Freude und die Liebe.

„Wie iſt es doch ſo ſchön, mein Bruder,“ ſagte Wilhelm, „daß Du mir meinen Wunſch gewährt haſt. So handelten gewiß auch unſere lieben Ahnen, wenn ſie miteinander einen Ehrenkampf beſtehen zu müſſen glaubten. Es war ja nicht Haß, der ihnen die Schwerdter in die Hand gab, ſondern nur der Gedanke, wie er ſich nun einmal in ihnen geſtaltet hatte. Die Menſchen ſelbſt können ſich dabei recht herzlich lieb haben, und Arm in Arm durch die Fluren wandeln, bis endlich freilich der Augenblick kommt, wo ſie nicht mehr Arm in Arm wandeln dürfen. Doch bis dahin haben wir noch manche ſchöne Stunde.“

Ach! erwiederte Karl, ich bin Dir auch gar nicht böſe, das darfſt Du mir glauben, und es könnte mir nichts Erfreulicheres begegnen, als wenn jetzt irgend ein Dritter feindlich auf Dich eindränge und ich Dich ſchützen und vertheidigen dürfte. Ich habe mich ſo oft nach Dir geſehnt, ſo herzlich auf Dich gefreut. Du kannſt Dir kaum denken, wie mich geſtern die Erwartung und die Freude näher trieb, und wie ich alle Hausgenoſſen anfuhr, weil ſie ſich lange nicht genug auf Dich freueten, wie ich glaubte. Und nun kommſt Du ſelbſt, und biſt ein ſo lieber, guter, ſanfter Menſch, von dem ich mir ſonſt ſogar in Liebe könnte befehlen laſſen, und jetzt muß ſo Trauriges dazwiſchen kommen, und ich darf Dich nun doch wohl nicht lieben.

„Ich liebe Dich von ganzem Herzen," erwiederte Wilhelm, „und wie ſollten wir nicht dürfen?"

Ich darf doch nicht, ſagte Karl finſter.

„Du darfſt gewiß," fuhr Wilhelm fort, „aber wenn Du dennoch in unſeligem Wahn meinſt, mich hier auf der Erde nicht lieben zu dürfen, ſo iſt doch das in dem lieben klaren Himmelreich nicht alſo. In jener Welt iſt ja Gottlob jeder Haß gelöſt, und dort gilt immer nur die Liebe; denn Gott, dem wir dann immer näher kommen, iſt ja die Liebe, und nur in Liebe können wir uns um ihn ſammeln."

32.

In jener Welt? ſagte Karl, und ſah mit dem trübſten und finſterſten Auge vor ſich hin, ich las in manchem vielgefeierten Buche von „Staub und Aſche.“

„O nicht doch, nicht doch!“ erwiederte Wilhelm raſch und feurig, „welch ein entſetzliches Wort haſt Du geſprochen! o hinweg, hinweg mit jenen unſeligen Büchern, die den Tod in ſich haben, weil ſie den Tod nicht begreifen; dem heiligen Worte Gottes gieb Dich hin, das nichts von Staub und Aſche weiß, und in dem das ewige Leben ſiegend daſteht.“

Ein Strom von milden Thränen rann über Wilhelms blühende Wange, er umarmte und küßte den fremden Jüngling mit einer Innigkeit, als wollte er auch ihm ſeinen ſeligen Glauben einhauchen, und Karl ſagte: Ach, mein Bruder, Du biſt ſehr gut und ſehr glücklich. Das bin ich wohl nicht.

33.

Beide ſchwiegen eine Weile; dann, als die wärmere Luft um Wilhelms geöffnete Bruſt ſpielte, bemerkte Karl das Kreuz, welches auf dem Herzen des Bruders ruhte. Er nahm es in die Hand, und betrachtete es mit halb wehmüthigem, halb finſterm Blicke, dann ſagte er: Sieh nur, wie mein Dolch es hier getroffen hat, 'und wie wunderbar es iſt, daß ich grade dieſes kleine Kreuz treffen mußte. O Gott, o Gott, wenn ich an Dir zum Meuchelmörder geworden wäre! o haſt Du mir denn auch verziehen? und haſt Du es auch recht in Deine Seele aufgenommen, daß nicht ich es war, der ſo Gräßliches unternehmen wollte, ſondern ein böſer Geiſt, der mich mit entſetzlicher Gewalt angriff.

„Ich habe Dir nicht bloß verziehen,“ erwiederte Wilhelm mit unterdrücktem Lächeln über den „böſen Geiſt“, „ich habe das alles rein vergeſſen. — Aber möchteſt doch auch Du nicht bloß bei dem geſtrigen Augenblicke verharren, ſondern möchte Dir doch auch bei dem Anblick dieſes heiligen Kreuzes die ganze ſelige Bedeutung unſrer Religion aufgehen.“

Aber Karl, der ſich in dieſem Augenblicke ſelbſt zu tief unter ſeinem Freunde ſah, und mit verjähetem Hochmuth einen ſolchen Gedanken nicht ſogleich zu ertragen vermochte, rief finſter aus: „Du ſollſt Dich nicht überheben, und ich will in dieſem Augenblicke in dieſem Kreuz nichts ſehen als ein Werk von Menſchenhand. Ja, wenn ich es näher betrachte, ſo erſcheint es mir in dieſem Augenblicke faſt geſpenſtiſch — wie ein Dolch."

Da ſeufzte Wilhelm tief, und ſagte: „Ja, Du biſt ſehr unglücklich."

34.

Ich bin es, erwiederte Karl nach einigem Stillſchweigen, indem er ſelbſt fühlte, wie unwürdig er geſprochen habe. O lehre mich ſanft ſein wie Du biſt, lehre mich dieſe wilden Flammen bändigen, die hier in meiner Bruſt noch brennen, lehre mich dieſe Kraft lindern, daß ſie nicht verderbend umherirre.

„Es giebt nur Einen, der das lehren kann, und ſtets ſind ſeine Arme ausgebreitet, um uns alle zu erfaſſen und zu beſeligen; aber Du wendeſt ſelbſt Dich ab von ihm, und ſeine Stimme dringt nicht mehr zu Dir. Dein Gemüth iſt dunkel, doch unverderbt, Du haſſeſt das Gemeine und Schlechte, aber Du vermagſt nur noch nicht das zu finden, was Du ewig lieben ſollteſt. Mir iſt nicht bange für Dich, denn mir ahndet,

Du

Du wirſt es noch finden. — Aber .... ſterben darfſt Du jetzt nicht, zu ſterben vermagſt Du jetzt noch nicht."

Hier übermannte ihn die Rührung, und er ſetzte mit Thränen hinzu: „Nicht ſterben, mein Karl, nur nicht ſterben! O wenn Du jetzt dort oben ankämſt, ohne ihn, den Erlöſer, zu kennen, ohne ihn zu lieben, mit ganzem ungetheilten Herzen unendlich zu lieben!" —

Er ſank an ſeine Bruſt und die Jünglinge hielten ſich eine Weile umarmt; dann ſagte Karl: Will es das Schickſal ſo, ſo wird Dein Gebet, Du reiner Menſch, meine mangelhafte Tugend unterſtützen.

Wilhelm blickte traurig vor ſich hin, denn es verletzte ihn, daß ſein Freund auch in dieſem Augenblicke das deutungsvolle unbeſtimmte Wort „Schickſal" in Verhältniſſen wie dieſe gebraucht hatte.

35.

Endlich ſchlug die Stunde des Zweikampfs, und Karl ſagte mit ſeltſam geſteigerter, irrer

Phantaſie: Wie ſchön iſt es, mit dem zu kämpfen den man liebt.

War jetzt in dieſer ernſten Stunde Karls Kraft heftiger und reicher, ſo zeigte Wilhelm eine größere, auf ſeinen weiten Reiſen erworbene Geſchicklichkeit, und das ſtete Maaßhalten in ſeinem Gemüth lenkte auch hier die Bewegungen ſeines Armes. Er vertheidigte ſich nur, und ganz fern von ſeiner Seele war der Gedanke, ſeinen Freund auch nur leicht zu verletzen. Er hielt ſich redlich Wort, und ſo oft auch der wilde Karl Blößen gab, ſo benutzte er ſie doch nie. Es ſchien als ſtritten zwei verſchiedenartige Geiſter in Karls Seele, denn je länger der Kampf dauerte, je heftiger wurden ſeine Streiche, und dennoch ſtrömten ihm häufig unwillkührliche Thränen des Schmerzes aus den Augen.

Endlich, da faſt eine Stunde verfloſſen war, und beiden die Kraft ſank, ſagte Wilhelm: „Du biſt ermüdet, laß uns das Menſchliche eingeſtehen, und jetzt aufhören. Ich bleibe ja bei Dir, und wenn Du willſt, ſteh ich Dir wieder Rede.“

Es ſei ſo! erwiederte Karl finſter und erröthend über ſich ſelbſt, daß er ermüdet werden könne. Dann ſtreckte er ſeine Arme nach dem Bruder aus; aber plötzlich wieder, von heftigem Trübſinn überfallen, rief er aus: Nein, nein, nein! es geht doch nicht an, wir können nicht Freunde ſein.

Dann ging er raſch hinweg und Wilhelm ſah ihm lange nach und ſagte, mit dem Blicke nach oben: „Gütiger Gott, gieb Du ihm Klarheit!" und ihm war, als dringe ſein Gebet gen Himmel und als flüſtere das leiſe Abendlüftchen ihm Erhörung zu.

36.

Karl ging faſt bewußtlos allein zurück, und nur das Rauſchen von Emma's langem Gewande weckte ihn in den tieferen Gängen des Gartens aus ſeinen Träumen auf. Schamvoll wollte er ſie vermeiden, aber ſie winkte ihm, und er nahte mit Ergebung, denn auch die überkräftigſten und in andern Verhältniſſen wildverworrenſten Jünglinge, wenn ſie ſonſt nur im tiefern Innern unverderbt ſind, folgen gern der Geliebten.

„Weggehen," ſagte ſie ſanft, „weggehen wenn man geſündigt hat, das iſt leicht und unerſprießlich: aber bereuen und gut machen, das iſt es, was gefordert wird. Ach Karl, welch ein Augenblick iſt geſtern in Ihr Leben getreten! Noch immer kann ich ihn gar nicht denken, und will ihn auch nicht denken anders als im Gebet für Sie."

Wie zerſtört erwiederte Karl: „Laſſen Sie uns ihn ſchweigend verhüllen, und das Einzige mir zu Gute kommen, daß ich, bei unendlicher Liebe und Verehrung für Sie, dennoch ſtets oft und laut mich ſelbſt Ihrer unwerth erklärte."

„Sie waren ſehr krank, und Sie ſind es noch, ſo lange ein gräuelvolles Vorurtheil Ihnen Rache als Pflicht vorſpiegelt. — Sie ſind ſehr krank, aber das allein kann mich beruhigen und wieder aufrichten, denn der Kranke kann geneſen."

Sie ſprach noch manches mit gerecht ſtrafendem aber auch tröſtend beruhigendem Munde. Da ſie nun endlich mit ihm im Schloſſe angekommen war, wo bereits die Lichter brannten, und er neben ihr ſaß in dem traulichen Zimmer, das er jetzt kaum wieder erkannte, (denn ihm war, als ſeien Jahre verfloſſen ſeitdem er ſie zuletzt geſehen) da nahm ſie das Wort von neuem:

„Ich hatte Ihnen ein kleines Geſchenk zugedacht, werthlos und doch von groſsem Werthe, aber werden Sie es auch mit Ruhe zu betrachten im Stande ſein?"

Sie nahm einen Kupferſtich von der Wand und reichte ihn ihm.

Beim erſten Blicke ſchien es faſt, als erſchrecke Karl, dann aber ſeufzte er tief, und warf die Hände ſchamvoll vor's Geſicht.

37.

Emma freute ſich, daß ihn der Anblick des Chriſtusbildes getroffen, und ſagte: „Vor dieſem Bilde kann niemand erſchrecken, ſelbſt der Verbrecher nicht, ſobald er nur noch die Möglichkeit faſſet, ſich zurück zu finden. Sehen Sie, o ſehen Sie, theurer Karl, wie iſt hier alles auf dem Bilde ſo ruhig einfach, und bedeutſam. Hier hat der Göttliche bereits alle Erdenleiden überwunden, er hat dem Tode den Stachel genommen, indem er ihn ſelbſt beſiegte, er iſt hier bereits auferſtanden vom Grabe; aber er ſteht dennoch nicht wie etwa ein erhabener Menſch oder groſser König da, ſondern mit tief ernſter, faſt wehmüthig milder Liebe, in ſeinem ewigen Mittleramte, als ein guter Hirt, der das verlorne Schaaf wieder ſucht. O ſehen Sie, dieſe Hände zeigen noch die Wunden, die er am Kreuze empfing, aber es ſind nun verklärte Wundenmaale geworden, und mit dieſen beiden Händen faßt er ſicher und ſanft das wiedergefundene Lamm, das über ſeiner Schulter hervorragt. Seine Bruſt leuchtet von den göttlichen Flammen der Liebe, und von dem Kreuz, das über ſeinem Herzen ruht, gehen Strahlen aus, als wollten ſie das ganze Menſchengeſchlecht verklären; er gehört nicht mehr der Erde an, und doch liebt er die Menſchen, um derentwillen allein er die Erde würdigte ſie zu betreten. Liebe und Vergebung ſtammen ja auch nur vom Himmel, aber er hat ſie herabgeführt auf dieſe nun geweihete Erde. — „Ich bin ein guter Hirt," das iſt es jetzt alles, was der heilige Mund ſpricht."

Manche Jünglinge, die noch nicht gereift ſind, können oft aus halber Rührung am leichteſten zu einem faſt rohen Momente übergehen, und ſo geſchah es denn, daß Karl endlich, nach einer langen Betrachtung ſagte: Was Sie geſprochen, liebe Emma, iſt gut und rührend; doch für mich zu weich. Das Bild aber dünkt mich, geradezu geſagt, verfehlt, und dieſer Marcus Pitteri iſt weder berühmt noch überhaupt ſonderlich.

38.

Es gehört zu den trübſten Empfindungen, die das Leben geben kann, wenn wir von etwas Gutem und Schönem die beſtimmte Anſicht und die innige Ueberzeugung haben, daß es gut und ſchön ſei, und ein Menſch, den wir lieben oder der uns wenigſtens bedeutend iſt, verſichert dagegen, er finde das gar nicht, ſondern halte es für durchaus irrig. Zwar könnten wir uns im Augenblicke von jener unangenehmen Empfindung los machen, wenn wir im Stande wären, mit unſerer Liebe aufzuhören; aber das ſteht nicht in der Macht des guten Menſchen, und wäre auch das, ſo würde er dennoch von dieſer Macht keinen Gebrauch machen.

Auch Emma bekämpfte jene trübe Empfindung bald, und ſagte dann ſanft: „Über den Kunſtwerth des Bildes maaße ich mir kein Urtheil an; was aber ſonſt mich tief bewegte, geht Ihnen gewiß einſt noch auf, und wer eifrig ſucht, wird ja wohl finden." Sie fühlte ſich ſelbſt faſt erſchöpft, und als Karl mit dem Bilde abging, konnte ſie ihm nur ſtill die Hand reichen. Dann aber eilte ſie zu dem theuern Bruder Wilhelm und in die Thränen der Freude, daß ſie ihn nun wieder habe, den Guten und Sanften, miſchten ſich die Thränen des Schmerzes über den Geliebten, der in herber Verworrenheit ſich ſelbſt und andere verletzte.

39.

Karls Schlaf war in der folgenden Nacht ſehr unruhig und von irren, böſen Träumen durchflattert. Oftmals — ſo dünkte ihn — tönte das trübe Wort „Rache", wie aus dunkler Grabestiefe herauf, an ſein Ohr, und an ſein Herz, und nur ſelten vernahm er, wie von der entgegengeſetzten Seite her, mit leiſerm Ton „Vergebung", dem aber bald wieder ein kreiſchendes Gelächter nachfolgte.

Am Morgen war ſein erſter Gang zu Wilhelm, den er mit finſterm Ernſt aufforderte, den geſtrigen Gang zu erneuen. Wilhelm, von ruhigem Schlaf erquickt, folgte ihm mit heiterm Gemüth, und erzählte, wie ſo gar herrlich er die geſtrigen Abendſtunden mit ſeiner lieben Emma zugebracht habe.

„Ach,“ ſagte er dann recht freundlich, „ich wollt' ich wäre der erſte aller Redner und Schriftſteller, um es ganz ausſprechen zu können, welch' eine Fülle von ruhiger Freude, frommer Hingebung und lieblichem Weſen in der Liebe eines Bruders für die Schweſter iſt, oder doch ſein kann, und ich möchte das um ſo mehr, da ich mich nicht erinnere, iemals in unſern Dichtern etwas Genügendes darüber vernommen zu haben.“

Unſer Freund war im Begriff, aus vollem Herzen über den ſchönen Gegenſtand zu ſprechen, als der Anblick des Orts, wo ſie geſtern gekämpft hatten und Karls Blick ihn aufrief, das Schwerdt zu ziehen und das ernſte Geſchäft von neuem zu beginnen.

40.

Karl focht heute noch heftiger und wilder als geſtern; und ſein Auge zeigte dunklere Flammen, denn er hatte ſich jetzt ſchon faſt an den Gedanken gewöhnt, dem, den er liebte ſo gegenüber zu ſtehen. Oft entſcheidet nur der erſte Schritt; ſpäterhin kommt jene üble Gewöhnung, und der Trotz. Hat der Menſch erſt einmal angefangen, die Flügel ſeiner Seele nach einer beſtimmten Richtung hin zu bewegen, ſo wird es ihm ſchwer ſie zurück zu halten, und mit verdunkeltem Gemüth weiß er oft ſelbſt nicht, ob ſie ihn hinführen werden in ein ſtilles Friedensthal, oder in eine glühende Sandwüſte.

Karls Heftigkeit gab Wilhelmen heute ein leichteres Spiel: doch ſtets vermied er mit umſichtiger Sorgfalt jede Gelegenheit ihn zu verletzen. Endlich bemerkte dieſe Vorſicht Karl ſelbſt und rief zornig aus: Du ſpielſt und tändelſt; aber ich danke Dir das nicht, ich haſſe dieſe Schonung und will, daß Du mich verwundeſt, ſo oft Du es kannſt.

Wilhelm ſenkte für einen Augenblick den Degen und ſagte dann mit ruhig überlegenem Blick: „Ich handle wie ich es für recht erkenne; Du aber ſprachſt ſo eben Deiner und meiner unwürdig, und ich muß Dich wohl ſehr lieb haben, daß ich Dir das verzeihe und ſogleich vergeſſe."

41.

So waren faſt zwei Stunden verfloſſen, und wie geſtern, ſtanden beide Streiter unverletzt. Da warf Wilhelm das Schwerdt weg und ſagte: „Ich fechte heute nicht mehr," und Karl erwiederte mit geſenktem Blicke: Morgen dann. — „Und wenn es morgen iſt wie heute?" fragte Wilhelm. Karl erwiederte: Bis einer von uns unterliegt.

In Wilhelms Seele war heute eine ſo entſchiedene Heiterkeit, daß er die traurigen Worte nicht ſehr beachtete, ſondern ganz gelaſſen und mit hoffendem Blick verſetzte: „Alles wie Gott will."

Dann faßte er den Freund unter den Arm und auf dem Rückwege nach dem Schloſſe ſcherzte er über die Gleichheit ihrer Kräfte. „Iſt es doch faſt — lächelnd darf man ja auch das Uebertriebenſte ſagen, ohne lächerlich zu werden — iſt es doch faſt, wie Hektor und Ajax. Die kämpften auch, wie Du aus unſerm alten hochehrwürdigen Homer weiſst, die kämpften auch gar gewaltiglich, bis endlich die Herolde beider Völker die Streitenden trennten. Da ſchieden die wackeren Helden freundlich auseinander, und beſchenkten ſich zum Andenken einer ſo ernſten Stunde. Ajax gab ſeinem Gegner einen Purpur-Gürtel, und der edle Hektor" ....

Ein Schwerdt, rief Karl raſch, ein köſtliches Schwerdt! weißt Du aber auch was für eines? Es war daſſelbe, mit dem ſich ſpäterhin der tief gekränkte Held ſelbſt erſtach, um nicht der elenden Menge, die ihn im Wahnſinn geſehen hatte, zum Gelächter zu werden.

„So weit," antwortete Wilhelm mit Rührung, „ſo weit in dieſe traurige Folgezeit wollte ich Dein Gedächtniß nicht führen. — Aber,", ſetzte er dann nach einer Pauſe hinzu, „denke Dir, Ajax und Hektor wären Landsleute geweſen, oder gar Freunde und Brüder, würde es dann wol ſo gekommen ſein, wie es kam? würden ſie nicht nach jenem Kampfe ſich nur noch lieber gehabt haben, und, nach Einem Ziele ſtrebend, Hand in Hand gegangen ſein? Dann hätte auch wol Ajax dem ſchleichenden Ulyß die Wafſen des Achilles gegönnt, und ruhig ſagen mögen: Er hat ſie; aber ich verdiene ſie.“

Das konnte Ajax nie ſagen! verſetzte Karl heftig, doch Wilhelm ſprach: „Der Grieche vielleicht nicht, ein chriſtlicher Ajax gewiß.“

Da umarmte Karl ſeinen Freund mit Heſtigkeit und ſagte: Du biſt der freundlich helle Hektor; und ich der finſtere trübe Ajax, und keine Rettung iſt für mich möglich.

42.

So vergingen acht Tage und wieder acht Tage, und ſtets zerſchlug ſich die Kühnheit an der Beſonnenheit, und der wilde Zorn an der vorſichtig gebrauchten Kraft. Da ſchien es, als verfinſtere ſich immer mehr Karls Gemüth; ja es gab Augenblicke, in denen der gute Geiſt ganz aus ſeiner verödeten Bruſt gewichen zu ſein ſchien.

So ſprang er einſt, mit verwachten Augen, von ſeinem Lager auf, und wild im Zimmer umhergehend rief er aus: „Ich bin ein elender Narr des Schickſals; zu einer andern Rolle bin ich ihm nicht gut genug. Ich wende meine Kraft auf, um nur zu handeln; aber das Handeln wird mir verſagt, und ich ſtehe da, wie ein ohnmächtig zürnendes Thier, das an den Eiſenſtäben ſeines Gitters kratzt.“

„Ich ſoll, ſo ermahnt mich die finſtre Pflicht, ich ſoll den liebſten meiner Freunde, ich ſoll meinen Bruder tödten, oder von ſeiner Hand beſiegt, das junge Leben ausathmen, ich will das Ungeheuere unternehmen, und vermag es nicht auszuführen.“

„Soll nun der elende Kampf, der nichts entſcheidet, von neuem angehen? ſoll ich von neuem mit dem erbärmlichen Gefühle, daß ich nichts gegen ihn vermag, vor ihm ſtehen? — Ajax und Hektor? war es nicht ſo? freilich die konnten nichts gegen einander ausrichten .... aber — nicht vergebens ſollſt Du mich an griechiſche Sagen erinnert haben, — gab es denn nicht auch ſonſt noch Männer, die, gleich an Kräften, ſich dennoch mit Erfolg bekämpften?“

43.

Da erſchütterte ein ungeheurer Gedanke ſeine ganze Seele, und, indem er unwillkührlich den türkiſchen Dolch zuckte, rief er aus: Eteolles und Polynices! — ſie umſingen ſich zuletzt ſo gar ſehr eng, daß beider Blut dahinſtrömte, und beide Bruderſeelen ſich aufſchwangen, dahin, wo ſie ſich wieder lieben konnten, lieben durften!

Jetzt war ihm in ſeiner innern Dumpfheit, als ſpreche eine Stimme neben ihm: „So recht! ſei ein Mann, und laß mich nicht ungerächt! O es iſt ein ſeliges Gefühl um die Rache!“

Und das finſtere Wort verfinſterte ſeine Sinne. Ich will! ich will ja! rief er, und mit gezogenem Dolche ſtürmte er durch die Thüre, um in Wilhelms Schlafzimmer zu dringen.

44.

Aber ſchon in dem ihm zugehörigen Nebenzimmer wartete ſeiner ein überraſchender Anblick: — der ſchlafende Bruder, den er ſuchte. Wilhelm war, ermüdet von dem geſtrigen Kampfe, nach einem ſehr ernſt ermahnenden und warnenden Geſpräch mit Karl und einem erheiternden mit Emma dort auf dem Sopha eingeſchlummert.

Sieh, ſagte Karl, er hat ſich ganz in meine

Gewalt gegeben, und ein Kind könnte ihn hier überwältigen. Er ſchläft in dem Zimmer ſeines Feindes. O er hat ganz Recht, er darf hier ſchlafen, und ich könnte eher mich vertilgen und die Welt, als **ihn**, den wehrlos Vertrauenden hier tödten. Tödten? war denn jemals der Gedanke in mir? ich wollte ja nur gemeinſchaftlich mit ihm ſterben, um ſo den unſeligen Vater zu beruhigen. — Wie er ſo ruhig daliegt, ſo leiſe ſchlummert! die Bruſt hebt ſich ſo ſtill, und um den Mund ſchwebt ein ſanftes Lächeln, wie um den Mund frommer Kinder, mit denen im Schlafe Engel ſpielen. — Ach, ſo ſehe ich wohl im Schlafe nicht aus. —

Aber ich will ihn doch wecken, ſetzte er jetzt mit ganz irrem Blick hinzu, und dann ſoll er mir, und ich will ihm zu gleicher Zeit den Stahl in's Herz ſtoßen.

In dieſem Augenblicke fiel der Glanz des Vollmondes, der bisher, von wandelnden Wolken verhüllt, nur Dämmerlicht gewährt hatte, rein und klar in das Zimmer, und, wie von einem nie geſehenen Anblicke und von einer nie gefühlten Rührung getroffen, ſank Karl jetzt auf die

die Knie vor dem Chriſtusbilde, das über Wilhelms Haupte hängend, ihm wunderbar entgegen glänzte.

45.

Es giebt Augenblicke, die wie leuchtende Alpenhöhen über das ganze niedrige Leben herüberragen, Augenblicke, die unſer ganzes Leben verklären, und die der Lenker der Geſchicke ſich erwählt, um uns zu beſſern.

Dem halb gefallenen Jünglinge war es, als neige ſich die hohe Geſtalt, die er im Bilde ſah, mit ſanft ſtrafendem Ernſte zu ihm herab und ſpreche: Ich bin ein guter Hirt, und ſuche was verloren iſt; ich habe auch Dich geſucht, und Du willſt Dich nicht finden laſſen? ich ſtrecke meine Arme nach Dir aus, und Du willſt ihnen entweichen?

Da neigte Karl ſein Haupt tief auf die Erde in den Staub, und ſagte: O ich bin ja in gräßlicher Verwirrung zu tief gefallen; kann ich mich denn noch erheben?

Und eine heilige Stimme in ſeinem Herzen erwiederte ihm zuletzt, da er in unendlichen Thränen zu vergehen meinte: „Wolle Du nur mit Kraft Dein Gemüth läutern, und Er, der allein helfen kann, wird Dir helfen. Iſt er doch nur in die Welt gekommen, um zu erretten, um zu lieben, um zu begnadigen.“ — —

Da erhob Karl ſein Geſicht und betete, wie ein begnadigter Menſch, muthig und demüthig, lange gen Himmel auf, und ſanfte Ruhe kam wie ein milder Thau in ſein Herz.

46.

Dann erhob er das Auge abermals zu dem Bilde, deſſen Anblick ihn nun nicht mehr bloß verwundete, ſondern heilend beruhigte. Jetzt bemerkte er auch, was er bei dem Empfang des Geſchenks in unwürdiger Zerſtreutheit ganz überſehen, daß Emma unter das Bild die Worte geſchrieben hatte: „Ich bin die Auferſtehung und das Leben.“

Der ewige Troſt der heiligen Worte drang bis in das Tiefſte ſeines Herzens, und er fühlte ſich ſtark genug zu dem reinen Gelübde: abzuſchwören auf immer dem frevelhaften Irrthum, welcher die Rache als Ehre betrachtet; und ſodann als reiner Menſch und Chriſt zu wandeln ſein Lebelang. — Er hatte wieder die Sprache des Kindes gewonnen und die Thränen des Kindes.

Da ſagte der Schlafende im ſchönen Traum: O Du heiliger Gott, wie biſt Du ſo mild und gnädig! Und Karl neigte ſich über ihn und weckte ihn mit leiſem Kuſſe: Wache auf, mein Wilhelm, und vergieb Deinem Bruder, und verſöhne Dich mit ihm auf immer.

47.

Wilhelm ſchlug die Augen auf, und lächelte, da er den Bruder neben ſich ſitzen ſah. Dann ſagte er ſanft: „Vergeben? verſöhnen? ich habe ja immer mit Zuverſicht gehofft, daß Du Dich zurückfinden würdeſt. — Aber, wie iſt mir denn? Du ſiehſt ja ſo ganz anders aus; ſo beruhigt und heiter, ſo wunderbar heiter ſah ich Dich nie.“

Da neigte ſich Karl näher zu ihm hin, und ſagte leiſe und demüthig: Er, deſſen heiligen Namen wir ſchweigend preiſen wollen, Er — ach Du wirſt nicht lächeln, mein geliebter Bruder — er iſt ſelbſt mein Arzt geworden, und ich bin nun auf immer geneſen.

„Lächeln?“ erwiederte Wilhelm, indem er ihn mit reiner Bruderliebe anſah, „o ich verdiente ja nie wieder zu lächeln, wenn ich jetzt lächeln könnte. Und doch möcht’ ich auch wieder lächeln vor unendlicher Freude und demüthigem Dank für Deine Errettung.“

Da ſanken ſie ſich weinend in die Arme, und erſt nach langem Stillſchweigen konnte Karl die Worte ausſprechen: Gott iſt die Liebe. Und als er das ſagte, fiel der erſte Strahl der Morgenſonne in das Zimmer und auf die Freunde, die ſich feſt umarmt hielten.

IV.

Kleinere biographiſche
Züge und Sagen.

1.

Die ſchlafenden Prinzen, oder die freigebige Hand.

Einſtmals vor grauer Zeit — die Sage giebt ſelbſt das Jahrhundert nicht an — war durch den Tod des Böhmenkönigs der Thron erledigt, und da der verſtorbene Fürſt keinen Erben hinterlaſſen hatte, ſo gab es der Uneinigkeit und des Zwieſpalts viel im Lande, und man ſah nicht wie das enden wolle, indem hier der Stolz und die Macht der einzelnen Bewerber oft genug der ähnlichen Macht und dem ähnlichen Stolze eines Andern, zum Unglück des Reichs, begegnete. Da erhuben ſich einige der älteren Räthe, die in dem Ruf einer würdigen Geſinnung und Erfahrenheit ſtanden, warnten, baten und ſchlugen endlich vor, damit keiner der

Eingeborenen den Neid des andern errege, einen ausländiſchen Fürſten zur Königswürde zu erheben.

Der Gedanke fand Beifall, und die Räthe zogen aus, weit hin nach Catalonien. Hier lebte ein König, deſſen zwei Söhne als wohlgeſinnte, kräftige Jünglinge bekannt waren, und die Geſandten baten den alten Fürſten, daß er ihnen einen derſelben geben möge, um zu herrſchen im Böhmerland, das, an manchen Wunden blutend, eines gütigen und milden Vaters bedürfe. Der König erwiederte: Es ſei alſo wie Ihr bittet; aber nicht ich will entſcheiden, ſondern wählet ſelbſt, wer Euch zur Krone am tauglichſten und dem Reich am nützlichſten ſcheinen mag. Wählet mit Gott, aber wählet ſchnell, damit nicht Zwieſpalt entſtehe unter meinen lieben Söhnen.

Da waren nun einige der Abgeſandten nicht ohne trübes Bedenken wegen der verlangten raſchen Wahl; doch der friſcheſte und fröhlichſte unter ihnen war auch diesmal gar wohl zufrieden, und ging am andern Morgen bei Sonnenaufgang in die Kammer der Prinzen, die er beide, als junges Blut, noch im tiefen Schlafe antraf. Das Antlitz der Jünglinge zeigte gar reine und edle Züge, nur daß Herzog Caspar ein wenig ſtrenger ausſah als Herzog Wilhelm, um deſſen Mund ein leichtes Lächeln zu ſpielen ſchien, wie von einem heitern Traum. Es iſt eine gute Sache um die Strenge und eine gute Sache um die Milde; darum konnte der Legat nicht ſogleich wählen. Jetzt aber bemerkte er, daß Caspar mit feſt zugeſchloſſenen Händen ſchlief; Wilhelm aber mit offenen: gleichſam als wollten ſie freigebig Wohlthaten austheilen. Da rief er die andern Geſandten in das Zimmer, zeigte ihnen den Prinzen, alle wurden Eines Sinnes, verneigten ſich tief vor dem Erwachten und ſagten: Herzog Wilhelm, ſei Du unſer König! —

Und er ward es, und .. hier ſchweigt die Chronik; doch dies Schweigen iſt bedeutſam und verkündet, daß alles wohl gerathen ſei, denn die Freigebigkeit der Fürſten ſoll man nur beſcheiden rühmen.

Aber auch ſonſt hat dieſe ehrlich einfache und doch ſeltſame Sage manches Charakteriſtiſche. — Wohl haben wir alle ſchon oft geſagt und geleſen: „der heilige Schlaf;" ſollten aber dennoch nicht manche von uns faſt ein wenig leichtſinnig darüber hinweg geleſen oder es nur ſo oben hin ausgeſprochen haben? Es iſt aber Ernſt mit dem Ausdruck, denn der Schlaf iſt der einzige Zuſtand des Menſchen, in welchem er ſich ſchlechthin nicht verſtellen kann, und die ewige Wahrheit, vereint in ſeiner Natur und in ſeinem Geiſte, ſpricht ſich oft dann in Momenten aus, die für den gewöhnlichen Betrachter unſcheinbar, für den tiefern Blick aber ſehr wichtig ſind. Das Schweigen wird dann die Sprache der Wahrheit, während die gewöhnliche Rede im wachenden Zuſtande nach dem Belieben des Redenden gemodelt werden kann. Im Schlafe iſt der Menſch ein hülfloſes Kind, aber auch ein wahrhaftiges; und mögen wir auch die höchſte Virtuoſität im Witz der Heuchelei errungen haben; die Natur, die als ſolche nicht witzig iſt und nicht heuchelt, macht dennoch ihre Rechte geltend.

Faſt nicht minder wichtig und wahrhaft deutſch iſt die Bedeutung, welche in dieſer Sage der Hand geliehen wird. Für den Menſchenkenner iſt die Hand höchſt wichtig, und die ſinnigen altdeutſchen Maler haben ſie ſtets mit großer Sorgfalt behandelt, ja ich möchte manche Hand auf den beſſern altdeutſchen Bildern dem Studium und der Freude des Betrachters ganz beſonders empfehlen, denn ſie ſind ungleich charakteriſtiſcher als auf den meiſten Bildern der Italieniſchen Maler.

Im Leben möge uns indeſſen weniger die Form der Hand, als ihre Bewegung, Tragung, und Haltung, die Art ihres Gebens und Empfangens intereſſiren. Zwar kann auch die Hand, wie der ganze menſchliche Körper, zur Heuchelei angehalten werden; ſchwerlich aber jemals ganz, und ſtets folgerecht. Eine einzige unbewachte Bewegung, z. B. bei dem Einſtreichen einer Geldſumme, bei dem Abwehren einer Meinung, die ſich uns aufdrängen will u. ſ. w., vor allen aber bei dem Ausbruch des Gefühls einer Neigung oder Abneigung würde den ſonſt Verſtellten verrathen.

Damit mich aber niemand misverſtehen könne, und ſelbſt nicht diejenigen welche etwa misverſtehen wollen, und damit niemand in dieſen einfachen Andeutungen Veranlaſſung finde, auf neue, unſtatthafte Menſchenkennerei auszulaufen, ſo werde hier nur noch ſchnell erinnert, daß ohne Selbſtkenntniß, innern Frieden und wahrhafte Menſchenliebe gar keine ächte Menſchenkenntniß möglich ſei.

2.

Sittliche Vornehmheit.

Im Januar 1656 fühlte ſich Friedrich Wilhelm der Große, Kurfürſt von Brandenburg, veranlaßt, die bisherigen höchſt läſtigen Verhältniſſe zu der Krone Polen abzubrechen, und ein Bündniß mit Schweden einzugehen. Als dieſes der König Caſimir von Polen erfuhr, erglühete er in ungezähmtem Stolze, und kaum begreifend, wie Friedrich Wilhelm das habe wagen können, zu einem ſo ungemäßigten Zorn und wilder Wuth, daß er laut verkünden ließ, „er wolle die Brandenburger ſeinen Polen und Tartaren zum Frühſtück geben, und ihren Kurfürſten ſelbſt in ein Gefängniß werfen, wo er weder Sonne noch Mond jemals wieder erblicken ſolle.“ (Selbſt der diplomatiſch genaue Puffendorf hat dieſe Worte.)

Mit Recht darf man jetzt die Frage aufwerfen, was der Kurfürſt wol möge geantwortet haben, und da wir wiſſen, (ſelbſt aus Friedrichs II. Memoiren) daß der treffliche Fürſt gar wohl auch in den Flammen des Zornes leuchten und entbrennen konnte, ſo (ſollte man meinen) mag er wohl etwas Flammendes erwiedert haben. Doch dem iſt nicht alſo; er hat auf das Wort der wilden Gluth kein Wort des edlen Zorns erwiedert. — Aber vielleicht etwas Geiſtreiches, kühl-ablehnendes, epigrammatiſches? Selbſt wer nur mit raſchem Blicke das Leben des Kurfürſten überſieht, ahndet die Fülle ſeines Geiſtes, und zweifelt nicht einen Augenblick, daß er gar leicht mit manchen kraftvoll ruhigen oder ſpitzig-kalten epigrammatiſchen Worten die verworrene Heftigkeit jenes Angriffs hätte zurückſchlagen können. Aber auch eine ſolche Antwort hat er nicht gegeben. Was that er denn? Das Vernünftigſte, aber auch das allerſchwerſte. Er antwortete gar nichts, denn dieſes Nichtantworten war ſeiner Würde am angemeſſenſten. Aber einige Monate darauf gab er eine höchſt grandioſe koloſſale Antwort, welche drei volle Tage dauerte: die Schlacht bei Warſchau, (18 bis 20 Jul.) in welcher er und Karl Guſtav, an der Spitze von etwa funfzehn tauſend Schweden und Brandenburgern, den König Caſimir, der etwa vierzigtauſend Polen und Tartaren befehligte, vollſtändig beſiegte.

Auf eine ähnliche höchſt gelaſſene Weiſe benahm ſich der unvergeßliche Fürſt einſt gegen den mächtigſten aller Könige der damaligen Zeit, Ludwig XIV., als dieſer gegen eine große Anzahl ſeiner Unterthanen um ihres Proteſtantismus willen mit großer Härte verfuhr.

Wir dürfen uns das unerfreuliche Geſchäft erlaſſen, die Grauſamkeit zu ſchildern, mit welcher der Widerruf des Edicts von Nantes ausgeführt wurde; denn das Blatt, auf welches die Geſchichte jene Greuel geſchrieben, liegt gewiſſermaßen vor Jedermanns Augen, und keine Zeit kann daſſelbe vertilgen. Da Ludwig überhaupt in der Ausführung aller ſeiner Unternehmungen eine gewiſſe ſanguiniſche Raſchheit liebte, ſo wurde denn auch das Bekehrungsgeſchäft in Hinſicht der Hugenotten auf eine ähnliche Weiſe getrieben. Man achtete keine Gegenrede, und ließ den Unglücklichen nur die Wahl zwiſchen Sterben und katholiſch werden. Aber es fand ſich für viele der Beſſeren ein Mittelweg, denn obwohl der Befehl ergangen war, daß wer auszuwandern ſuchen werde, zu den Galeeren verurtheilt werden ſolle, ſo wagten es dennoch viele tauſende, ohne jene Drohung zu achten, ihr beſſeres Selbſt zu retten. Freilich wurde die Gefahr vergrößert, als Louvois die Gränzen Frankreichs mit Wachen umſtellen ließ, und kein Mittel verſchmähete, das Hindurchſchlüpfen zu verhindern. Aber die Macht der Tyrannei iſt gering gegen den, der von etwas Höherm beſeelt wird, und der Menſch, der ſein Heiliges vertheidigt, gewinnt eine Kraft von oben her, die ſich neue Bahnen bricht, welche der beſchränkte Verſtand der Verfolger, die nur eng irdiſche Zwecke haben, nicht zu ahnden vermag. So iſt es bekanntlich geſchehen, daß mehr als 50,000 franzöſiſche Familien ihr irdiſches Vaterland verließen, um das höhere nicht zu verlieren, das man allerdings einzubüßen fürchten muß, wenn man, was man einmal als ewige und heilige Wahrheit anerkannt hat, verleugnet aus Furcht vor der rohen Gewalt der Menſchen. *)

Es iſt nicht minder bekannt, daß faſt die Hälfte jener Familien nach Brandenburg wanderte; denn Friedrich Wilhelms Ruf war fleckenlos, auf ihn, der Tapferkeit und Mäßigung vereinte, durfte man bauen, und ſeine Einladung war die freundlichſte. — Dieſe Aufforderung an die Geflüchteten (gegeben zu Potsdam am 29 Oktober 1685) beginnt mit den Worten: Postquam aspera persecutio quae hactenus communem fidem professis in Gallia incubuit, multas familias relicta patria alibi sedem fortunarum quaerere subegerit, u. ſ. w.

Ueber dieſen Ausdruck „harte Verfolgung" zürnte Ludwig gewaltig, denn niemand war weniger gewohnt als er, daß man ſeine Handlungen benenne wie ſie waren; wohl aber, daß man die zarteſten Worte wähle ſelbſt für das Härteſte, welches er zu unternehmen für gut finde. So war

---

*) Vgl. meine Biographie Friedrich Wilhelms des Großen, (Berlin 1814) S. 183.

war denn auch der Aufwand von bitteren Vorwürfen, mit denen er jetzt dem Kurfürſten entgegentrat, überaus groß, und es wäre für Friedrich Wilhelm nichts leichter geweſen, als alle dieſe unſtatthaften Bitterkeiten mit einer Menge der gerechteſten Vorwürfe zu erwiedern. Aber eben weil das ſo leicht war, verſchmähte er es, und begnügte ſich bloß anzufragen, da der Ausdruck „Verfolgung" verletzt habe, wie man jene Dragonaden anders nennen ſolle, jenen Raub der Kinder von der Seite ihrer Eltern, jene Galeerenſtrafen, jene Kerker, jene Gräberentweihungen u. ſ. w. — Durch dieſe ruhige Ironie machte er gewiſſermaßen den ganzen Streit für den Augenblick zu einem bloß grammatiſchen, und wir erkennen hier abermals nicht bloß jene ſittliche Vornehmheit, ſondern auch eine ganz beſondere Klugheit an.

Der Satz, den wir aus dieſem Benehmen hervor leiten möchten, dürfte etwa alſo lauten: Biſt Du mit einem übermächtigen und übermüthigen Gegner, der gänzlich Unrecht hat und, um ſein Unrecht zu verhüllen, zur ſtolzen Heftigkeit ſeine Zuflucht nimmt, im Kampfe, ſo hüte

Dich ja, Deine gute Sache durch ähnliche Heftigkeit zu verſchlimmern, ſondern bediene Dich der Figur der Ironie, die Dir dann am beſten helfen und den Sieg verſchaffen wird.

3.

Unvornehme und unſittliche Eitelkeit.

Ich habe mich oft bemüht auch in meinen Schriften den ganzen Jammer der Eitelkeit, die den ganzen Menſchen zur Caricatur ſeiner ſelbſt machen kann, darzuſtellen; darum ſtehe auch hier noch ein Beleg dazu.

Als ein unmäßig berühmter Schöngeiſt *) in der letzten Zeit ſeines Lebens nach Paris gereiſt war, um ſich daſelbſt anbeten zu laſſen, waren die Einwohner gefällig genug ſeine Sehnſucht zu erfüllen, und man bedauerte nur, daß man nicht ganze Lorbeerwälder in ſein Zimmer

---

*) Den Unterſchied zwiſchen „Schöngeiſt" und „Schöner Geiſt" giebt ein bekanntes Epigramm von Schiller kurz und gut an.

tragen könne, damit der Mann doch etwas habe woran er ſich halte. Dennoch war es ſchwer ſeine Zufriedenheit zu gewinnen, denn der ſehr verletzliche Herr verlangte in der That viel, ja viel mehr als — viel, und gerieth in eine gewiſſe kaltgrimmige Stimmung, wenn einmal, ſelbſt nur auf Minuten, von irgend etwas anderm die Rede war als von ihm, weshalb denn auch die meiſten dieſe Beleidigung ſorgfältig zu vermeiden ſuchten. Das ging nun ſo, ſo lang es ging; aber ach! bald darauf kam ein intereſſanter .... armer Sünder dem berühmten Schriftſteller in die Quere, denn es hatte derſelbe einige ſehr intereſſante Verbrechen begangen, eine intereſſante Beichte abgelegt, und war endlich, wie billig, auf die intereſſanteſte Weiſe — gehängt worden. Davon nun gar nicht reden zu ſollen war doch zu viel verlangt, und ſo geſchah es, daß einſt bei einem glänzenden Diner, welches dem Schöngeiſt zu Ehren gegeben wurde, der hingerichtete Sünder, noch aus ſeinem Grabe heraus, boshafter Weiſe das Geſpräch, vielleicht auf eine halbe Stunde, an ſich riß, ſo daß der bis dahin weder hingerichtete noch gerichtete celebre Mann darüber vergeſſen wurde. Endlich las eine ſcharfſehende Dame ſein tiefſtes Herzensgefühl in ſeinen Mienen, und ſagte zu ihrem Nachbar: „Sehen Sie, wie er den Gehängten beneidet!“

4.

Erinnerung an Torquato Taſſo's Schickſal.

Wohl iſt es wahr, daß Deutſchland ſich gegen ſeine Dichter nicht ſelten als eine unzärtliche Mutter erwieſen hat, und die Literaturgeſchichte zeigt manches Dornenlager und manchen glühenden Roſt, auf welchem die Armen liegen mußten. Dennoch hat Deutſchland darüber nur vor ſich ſelbſt zu erröthen; auch nicht vor England oder Italien; denn, anderer Beiſpiele zu geſchweigen, ſo hat kein Dichter Deutſchlands jemals das pikant jammervolle Schickſal Torouato Taſſo's gehabt. — Wie hat man den behandelt!? faſt wie ein Opferthier das man erſt ſchmückt und putzt, ehe man es ſchlachten will. Prinzen und Prinzeſſinnen, ja ſogar Päpſte ließen ſich mit Wonne von ihm vorleſen, und erklarten laut, er ſei der erſte Dichter der Welt; vergaßen es aber morgen wieder, um übermorgen ſich von neuem daran zu erinnern. Sie haben ihn mit den höchſten Ehrenbezeugungen überhäuft, aber auf eine ſo ſeltſame Weiſe, daß die Haushofmeiſter und Bedienten doch von aller Strafe frei blieben, wenn ſie ihm unartig begegneten, und ihm z. B. kein Zimmer aufſchließen wollten, deſſen man bekanntlich, wenigſtens zur Nacht, unumgänglich bedarf. Wohl zürnte er, in ſo weit eine ſo weiche Seele, wie er, zürnen konnte; aber es half ihm nichts, und die Diener ergötzten ſich an dem ohnmächtigen Unwillen des Dichters, der das befreite Jeruſalem ſang. Endlich, um das Maaß zu füllen, es ſei nun wegen des enormen und horrenden Verbrechens eines — Kuſſes oder eines laut geäußerten gerechten Unwillens von ſeiner Seite, ließ ihn der zierlich-hohle, graziös-grauſame Alphons von Ferrara wie einen Wahnſinnigen einſperren in das St. Annen Hospital, wo ein Nachkömmling Arioſto's, aus Liebe für den verſtorbenen Dichter (!!) den lebendigen Dichter luſtig grauſam quälte! — Es iſt ein Wunder, daß der für wahnſinnig ausgegebene, und als ein intereſſanter Verrückter den Fremden, z. B. Montaigne'n, gezeigte Unglückliche nicht wirklich wahnſinnig wurde; da ſich aber dieſes Wunder wirklich begab, und der Arme zuweilen ſogar noch Kraft zu ſcherzen behielt, da ferner beſſere Fürſten, um auch ihre Ehre zu retten, auf die Freilaſſung des Unſchuldigen drangen, ſo mußte Alphons wohl, nach jahrelangem Widerſtreben, und nur nachdem er mehrere male ſein Fürſtenwort gebrochen hatte — den armen Dichter aus dem Kerker entlaſſen.

Es war aber zu ſpät, denn ſiebenjährige Gefangenſchaft, Umgebung mit Verbrechern und Verrückten, wüſter Lärmen um ihn, und über ihm u. ſ. w., das alles war genug um die friſch blühenden Wangen des Dichterlebens in bleiche, aſchfarbige zu verwandeln.

Bekanntlich wollte man ihn am Ende noch öffentlich krönen; aber Italien ſollte den Triumph nicht erleben, ſeinen größten Dichter triumphiren zu ſehn, und das Gewiſſen ſeiner Feinde ſollte verwundet bleiben. — Der Tod führte ihn zu einer beſſern Krone hin, und der Kranz, den die neidiſche Mitwelt ihm endlich doch hätte flechten müſſen, blieb verdorrt in ihrer Hand zurück.

5.

Der zum Schweigen gebrachte Mephiſtopheles.

Proteſtantiſche Legende.

Um die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts lebte in Pommern ein ſtattlicher Mann, der Magiſter Anton Remmelding, früher Pfarrherr zu Stettin, im Jahr 1556 aber nach Stargard zu einer noch größern Gemeine berufen. Er beſaß eine löbliche Gelahrtheit und ein frommes Gemüth, dabei war er kühnen Sinnes, ließ ſich die Welt nicht anfechten, und blieb in ſeinem Gott vergnügt. Wie er nun nach Stargard gekommen und daſelbſt als Superintendent ordinirt worden war, da klagte ihm ſeine Frau, ſeine Kinder und Geſinde, daß in dem anſehnlichen Hauſe, welches die treue Bürgerſchaft ihrem

Seelſorger zur Wohnung übergeben hatte, in der Nacht ein „gräulich Geſpenſte“ ſich hören und ſehen laſſe und böſen Unfug treibe. Der Magiſter hatte nicht minder vernommen was die andern gehört, ſchwieg aber noch, und wollte warten, was die Sache für einen Fortgang nehme.

Da er aber in der nächſten Nacht von neuem durch ein gewaltiges Geräuſch geweckt wurde, ſo ſtand er auf und ſagte zu ſeiner Frau, welche ein Licht anzündete: „Sei Du nur ruhig, mein Schatz, ſo etwas muß gebührlich und fein ordentlich traktirt werden.“ Darauf zog er ſeinen Prieſterrock an, nahm ſeine alte treue Bibel, nebſt dem Beſtallungsſchreiben in die eine, und das Licht in die andere Hand, und ging dann in den anſtoßenden Saal, von wo das Geräuſch vernommen wurde. Hier nun ſprach er mit klarer, lauter Stimme und gelaſſenem Muthe: Es hat mein gnädiger Herr, der Herzog, und eine löbliche Bürgerſchaft mich hierher nach Stargard zum Seelſorger berufen, auch mir und den lieben Meinigen dieſes Haus zur Wohnung eingeräumt: worüber dieſe Urkunde genugſame Auskunft giebt. Du aber, Teufel und böſer Feind, haſt nunmehr eine ganze Woche lang in meinem Hauſe alle Nächte gar übeln Rumor und Ungebühr getrieben, welches einem guten Hausvater nicht zu dulden geziemt. Es ſcheinet, Du macheſt Anſprüche auf dieſes Haus; wohlan denn, ſo bringe alsbald auch Deine Vocation zur Stelle, und wir wollen unterſuchen, auf weſſen Seite das Recht iſt. Ich tröſte mich meines lieben Herrn Chriſti und meines ordentlichen und rechtmäßigen Berufes; ſo zeige auch Du, Feind, worauf Du baueſt, und der allgerechte Gott wolle dann Richter ſein zwiſchen Dir und mir, und jeglichem ſeinen Beſcheid geben.

Der Pfarrherr wartete eine geraume Zeit, und gönnte ſeinem Gegner gehörige Muße zur Antwort; aber es erfolgte keine und alles blieb ruhig. Er begab ſich deshalb in ſein Schlafzimmer zurück und ſagte: „Lieber Schatz, ich habe meine Sache gewonnen, der Teufel iſt ein Trotz und Haſenherz, und hat kein Sterbenswörtlein herausbringen können.“ — Damit legte er ſich zur Ruhe und ſchlief gar ſanft; und es blieb ſtill im Hauſe die Nacht und alle folgende Nächte.

6.

Das intereſſante Leben.

(Fragment.)

Nach nichts haben die deutſchen Leſer eine ſo große Sehnſucht als nach Biographien, und wer möchte dieſen Hang tadeln, wäre nur nicht die Kunſt der Biographik ein ſo ſeltenes Eigenthum der deutſchen Schriftſteller. Manche ſonſt mäßig geſinnte deutſche Autoren ſcheinen ſich dieſer Tugend völlig zu entäußern, ſobald ſie ein Leben zu beſchreiben haben, das doch meiſtens mäßig war. Iſt wo ein Rektor geſtorben, der ſelten oder nie die ihm anvertrauten Stunden verſäumt hat, ſo wird der wackere, beſcheidene Mann, der gar kein *ſolches* Lob haben will, nicht ſelten als ein Heros der Gewiſſenhaftigkeit, deſſen Tugend in das Ueberſchwängliche gegangen ſei und deshalb das zarte Leben zu früh verletzt habe, ſteiffarbig abgeſchildert. Was er nun ſonſt geweſen ſei als Menſch, wie er ſich geberdet habe in Freude und Schmerz, ob er auch Manns genug geweſen, mitunter auch in ſchlimmen Lagen einige gute Scherze aufzubringen, ob er mehr Shakſpearſchen oder — Ypſiloniſchen Witz geliebt, ob er ſeine Frau nach zehnjähriger Ehe noch mit genügender Zärtlichkeit geküßt, ob er ſeine Kinder lieber in Flaus oder in Nanquin oder in Seide gekleidet, ob er zuweilen mitten im Zorn innig habe lachen müſſen, aus Ironie über den *meiſten* Menſchenzorn, ob er in ungrazioſen Verhältniſſen dennoch die Grazie ſich erhalten u. ſ. w.; das und ähnliches, meines Erachtens, recht Intereſſante erfahren wir nicht.

— Und doch haben wir einige ſchöne Muſter von Biographien, von denen allen ich jetzt nur Goethe's Leben anführen will. Hier iſt Genauigkeit und Anmuth, Behagen und Gründlichkeit, ironiſcher Ernſt und ironiſcher Scherz, mit Einem Worte: ein kunſtvolles Panorama der geiſtigen Beſtrebungen der Deutſchen eines halben Jahrhunderts; wobei der Styl, wie liebliche Muſik, den Ernſt des Betrachters erhöhet *und* mildert. — Daß wir in einzelnen Anſichten abweichen, kann den Genuß des Werks nicht ſtören.

„Sehr wohl,“ erwiedern Einige, „Wir geben Dir Dein Lob der Goethiſchen Selbſtbiographie gern zu, aber der große Dichter hatte auch ein höchſt intereſſantes Leben; wie unbedeutend iſt dagegen das der Meiſten andern!“ — Iſt dem wirklich alſo, was ich iedoch nimmermehr glauben will, ſo ſind iene Meiſten immer ſelbſt Schuld daran, und ich ſehe ſehr gelaſſen hinzu: Du biſt, wer Du auch ſeiſt, gerade ſo bedeutend und gerade ſo unbedeutend, als Du irgend vermagſt, Dein Leben geht ia von Dir aus und ſo kann Dir auch kein intereſſantes Leben von außen her geſchenkt werden; Deine Sache iſt, es dazu zu erheben. In Dir iſt alles, und an Dir iſt dabei alles gelegen. Es kann Dir freilich das große Loos aus der Hamburger Lotterie, der Perſiſche Sonnenorden und ein ägyptiſcher Feldmarſchallſtab in das Fenſter hineinfliegen, man kann Dich in ein Licht- und Sternenkleid hüllen, aber Du biſt doch immer nur — Du ſelbſt. Es können Dich ſämmtliche Literaturzeitungen der fünf Welttheile für den größten Philoſophen, Hiſtoriker und Poeten der Erde erklären; aber Du, und Dein Buch, ihr bleibt gerade ſo ſtark und ſo ſchwach als ihr — ſeid. Man hebe Dich mitten in die Sonne, und erlaube Dir, von dort her mit vollen Händen Strahlen auszuwerfen; oder man ſchleudre Dich in die Nacht aller Nächte, Du biſt immer doch nur Du, das heißt: unendlich viel wenn Du ganz Du biſt.

Das gehört nun zu den Sätzen, die man ſo obenhin zugiebt, wenn man ſie lieſt; kommt aber nach einer Stunde plötzlich jemand etwa als ein Baſſa von drei Roßſchweifen in das Zimmer, ſo rufen dennoch viele, noch ehe ſie ihn haben ſprechen hören, oder handeln ſehen: „Ei welch ein intereſſanter Mann!" Wir wollen gleichfalls ſo rufen, wenn er es, nach abgelegten Schweifen, doch noch bleibt.

7.

Gelaſſenheit.

Einige Klazomenier waren nach Sparta gekommen, und betrugen ſich daſelbſt ſehr frech und albern, dergeſtalt daß ſie ſogar die Stühle, auf welchen die ehrwürdigen Ephoren Gericht zu halten pflegten, mit Ruß beſtrichen. Da dieſes die Ephoren erfuhren, wurden ſie gar nicht zornig, weil es ihnen nicht der Mühe werth ſchien, ſondern ließen den Herold öffentlich ausrufen: „Es ſoll den Klazomeniern erlaubt ſein, ſich Schande zu machen.“

Alſo Aelian. — Die Geſchichte iſt, wie man ſieht, ſehr alt, und doch auch — von heute und geſtern. Solcher Klazomenier laufen in der Literatur eine Menge herum, denen es ein großes Vergnügen macht, die Stühle zu beſchädigen, welche für die Ephoren beſtimmt ſind; ein noch größeres Vergnügen aber, wenn ſich jene Ephoren darüber erzürnen.

Einen großen deutſchen Dichter kennen wir jedoch alle, der in der Gelaſſenheit die Spartaner ſelbſt noch übertroffen. Dieſe ließen doch noch etwas gegen ſolche Widerſacher ausrufen; er aber hat auch das nicht für nöthig gehalten.

8.

Die Geſchichte und die Dichter.

Weit entfernt des Dichters edle Freiheit in Beziehung auf die Geſchichte beſchränken zu wollen, dürfen wir dennoch ſtets ſtrenge rügen die ſeichte, oft lächerliche, oft widrige Willkühr, mit der ſie zuweilen behandelt wird. So ſtellen uns z. B. faſt ſämmtliche deutſche und engliſche Stücke, welche die Spanier in Peru behandeln, die lammartigen Peruaner als Sieger vor, und die Spanier werden einmal über das andere geſchlagen. Das Gegentheil weiß freilich jeder der einmal in Quarta geweſen iſt; aber der Dichter(?) ignorirt es, dünkt ſich viel weiſer als die Geſchichte, und macht ſich eine neue.

Wie aber geht man nun vollends mit deutſcher Geſchichte um, und zwar in Deutſchland! So wie Philipp von Hohenſtaufen in Otto von Wittelsbach hat ſich, ſo lange Deutſchland ſteht, noch kein deutſcher Kaiſer benommen, und dieſem geiſtreichen poetiſchen Philipp wird nun ſchon ſeit Jahrzehnten die Schmach angethan, daß ein ſonſt ſchätzbarer Autor ſtatt ſeiner eine abgeſchmackte Fratze giebt. Zur gerechten Strafe dafür iſt denn aber auch Otto von Wittelsbach ſelbſt hiſtoriſch unwahr, und es ließe ſich ein recht gutes Stück ſchreiben unter dem Titel: „Anti-Otto.“ *)

Wo nehmen wir ferner Troſt her für manche Bilder, welche für Friedrich Barbaroſſa in deutſchen Schauſpielen herumwanken? Iſt es Euch, Ihr Verfaſſer, denn nie erzählt worden, welch ein Mann dieſer Hohenſtaufen war? Das ächte Bild eines altdeutſchen Kaiſers, kraftreich und gewaltig, und doch voll Milde und wahrhaftiger Poeſie. Seine Fehler ſollten nicht geläugnet, aber künſtleriſch hineingemalt; nicht hineingekratzt werden.

Und nun endlich der liebe zarte, und doch ſo kühne Heldenjüngling Konradin! — Wer bricht den Lorbeer, und giebt ihn würdig unſrer Bühne?

---

*) Ich ſehe mich veranlaßt, zu bemerken, daß dieſe Bemerkung über Otto v. W. ſchon vor einigen Jahren geſchrieben worden iſt.

9

Cröſus

Welch ein einfacher reiner Sinn liegt in der bekannten Unterredung zwiſchen Cröſus und Solon. Der Wunſch des zarten Lydiers, von dem weiſen Manne für den Glücklichſten erklärt zu werden, zeigt deutlich, daß er weder das eine, noch das andere war: nicht weiſe und nicht glücklich. Er erſcheint hier faſt wie ein junger Halbdichter, der ſich ſelbſt und ein ſauber gedrucktes Exemplar ſeiner poetiſchen Verſuche, einem edlen Kritiker (d. h. einem ſolchen, der Dichter und Kritiker iſt) überreicht, bittend, er möge ihn doch mit einem anmuthigen Lorbeerkranz dafür beſchenken. Solon nennt ihm zuerſt als muſterhaft den praktiſch-epiſchen Tellus, der ſtill und gemeſſen ſtets nur ſeiner Pflicht getreu gelebt hatte, im Krieg und Frieden und Feld und Haus. — Dann die elegiſche Prieſterin der Juno und die idylliſchen Söhne Cleobis und Biton; und faſt wie ein Chriſt deutet er hier auf den lehrenden, ſühnenden und lohnenden Tod. Aber Crōſus, der gleichſam nur nach phantaſtiſcher Prunk- und Prachtpoeſie ſtrebte, verſteht ihn nicht oder will ihn nicht verſtehn, und zürnet, daß nicht auch er genannt worden iſt. Aber Solon hatte Recht, denn noch durfte er ihn nicht nennen; als ihn aber die Flamme geläutert hatte, da ging ohne Zweifel das Phantaſtiſche in das Reinpoetiſche, d. h. in die ächte Erhebung und Beruhigung über, und er ward das, was er früher zu ſein wähnte und nicht war.

. . . . „Wie ſeltſam! (mir iſt als hörte ich ſo reden) iſt denn hier von der Poeſie die Rede?“ Ich erwiedere darauf nicht minder: „Wie ſeltſam! iſt denn der Kern der Geſchichte (die verklärte Geſchichte) nicht immer Poeſie? und iſt es nicht erfreulich, die Ahndungen vom Chriſtenthum auch vor Chriſti Geburt zu belauſchen? und ſollte das nicht in einem einfach heitern Fragment angedeutet werden können?

10.

Fabelähnliches.

Eine Nachtigal ſagte zu der andern: „Es iſt doch traurig, wir ſingen nur ſechs Wochen, und dann iſt es vorbei.“ Aber die Freundin erwiederte: „Du biſt wohl keine Nachtigal, ſonſt hätteſt Du nicht ſingend an die Zeit denken können.“

Ob die Freundin ganz Recht hatte? Giebt es vielleicht auch Nachtigalen, die ſich zuweilen auf dem elegiſchen Reflexionsſtandpunkte befinden?

„Wie geſchickt bin ich,“ ſagte ein Staar, „ich ſpreche auch die Menſchenſprache.“

Es hat Dir Mühe genug gekoſtet, (ward ihm erwiedert) einige ihrer Plattheiten ausſprechen zu lernen, denn etwas anderes haben ſie Dich nicht gelehrt, und etwas anderes hat auch noch nie ein ſklaviſcher Nachahmer ſelbſt von dem beſten Urbild gelernt.

Daß die Gänſe ſchnattern, wiſſen wir alle ſehr wohl, finden es natürlich und verzeihen es deshalb gern; ja wir glauben mitunter in einer Verſammlung von Gänſen, die ſich freundlich mit einander beſprechen, eine erträgliche Kaffeegeſellſchaft zu erblicken.

Wie aber, wenn einmal eine Gans ſelbſt auf den Gedanken käme, daß ſie ſchnattere, und einen Uebelſtand darin fände? Wenn ſie dann etwa alſo zu ſich redete: „Es kommt gewiß nur von der nüchternen Lebensart die ich führe; die will ich abſtellen, und hinfort vielen Wein trinken und mich in Wein baden.“ Wie würde ſie dann ſingen? Gerade wie eine betrunkene Gans, oder — wie etwa ein Drittheil unſrer neueren Dichter.

Der Wolf ſagte zum Löwen: „Als Du neulich ſchwer krank in Ohnmacht lagſt, tanzte der Haſe muthwillig über Dich hin. Strafe ihn jetzt, er verdient es.“ Der Löwe blickte ohne Zorn, aber trübe vor ſich hin, und antwortete nicht. Da ſprach der Fuchs: „Sehet, welche

Großmuth!" Aber der Löwe ſchüttelte lächelnd das herrliche Haupt, und ging. Und die Thiere alle wunderten ſich; nur nicht ein treuer Hund von edler Doggenart; der meinte: „Es war nicht Großmuth, es war noch etwas anderes. Der Löwe darf von dem Haſen gar nicht einmal ſprechen. Ich wohne bei einem Manne, den ſeine Brüder einen großen Dichter heißen, der nennt ſo etwas: — Vornehmheit." Die Dogge ſchwieg, aber der Haſe jauchzte: „Ich habe doch mein Müthchen gekühlt."

Einſtmals ſprach ein Heidenjüngling zu ſich ſelbſt: „Es iſt mit den Orakeln der delphiſchen Prieſterin nur Betrug und Aberglauben, mit dunkeln Worten giebt ſie dunkeln Sinn und was dann auch begegne: ihr bleibt der Ausweg, daß ſie doch nicht geirrt. Jetzt will ich ſie zu Schanden machen." Da nahm er einen Vogel in die Hand, und ihn verſteckt haltend unter dem Mantel trat er hin an den heiligen Ort, und fragte die Prieſterin: „Iſt lebend oder todt, was ich hier unter dem Mantel trage?" Und das Orakel erwiederte: „In Deiner Hand iſt Leben oder Tod; der freie Wille ſei Dir ungekränkt." Da ſtürzte der Jüngling ſchamvoll zur Erde nieder, daß er die Gottheit hatte verſuchen wollen.

Wir alle tragen unter dem Mantel des Leibes das Köſtlichſte was uns zu Menſchen macht. Laſſet uns ſtets mit ganzer freier Kraft bemüht ſein, daß es lebe; aber auch ſtets mit Liebe anerkennen, daß wir in dieſem Streben einer höhern Hülfe bedürfen.

Beyer

Gedruckt bei Johann Friedrich Starcke.

Fortepiano.

Kleine heitere Schriften

von

Franz Horn.

Erſter Theil.

Iſerlohn, 1831.
Bei W. Langewieſche.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Inhalt.

Seite

Vorrede v
1. Jungfrauen, — Dichter, — ihr Unglück, und guter Rath für ſie 1
2. Ida, oder Liebe und Wahrheit, eine kleine pädagogiſche Novelle 7
3. Etwas, das Sancho Panſa geſagt hat . . 20
4. Merkwürdige Sage, Paul Gerhard betreffend 22
5. Ehre dem Genie 25
6. Die Sage vom ewigen Juden 28
7. War Gellert furchtſam? 45
8. Ein großer Dichter, ein guter Menſch . . 51
9. Aeußerung des Cervantes über ſich ſelbſt . 56
10. Wetter und Schrift 61
11. Etwas aus Adelung und Campe . . . 64
12. Jean Paul als Menſch und Dichter . . 68
13. Wem ſoll ich nun glauben? 80
14. Zur Charakteriſtik der Brandenburger . . 83
15. Berliner Redensarten 93
16. Goethe dedicirend 95
17. Leben und Nebel 99

Seite
18. Wer hat in Berlin die erſte Theaterkritik geſchrieben? 102
19. Johnſon und Garrik 104
20. Das begünſtigte Thier 108
21. Reminiſcenzen 110
22. Für Liebevolle und Liebeloſe 112
23. Der Prinz in Emilia Galotti 115
24. Mittel gegen die Philiſterhaftigkeit . . . 125
25. Geſellſchaftsgeſichter nach Stunden . . . 128
26. Die zwei Wünſche 137
27. Griesbach 140
28. Zur Erziehungslehre 149
29. Bücherleſer und Käufer 152
30. Mittel, geſchwind berühmt zu werden . . . 164
31. Der Menſch und die Stunde 175
32. Kinder, Kinderlieder, Kinderfreuden . . . 181
33. Häuslichkeit und Unhäuslichkeit 196

Vorrede.

Die wohlwollende Theilnahme, welche manchen meiner ſeit einer Reihe von Jahren in Zeitſchriften zerſtreuten Aufſätze begegnete, veranlaßt mich, ſie zu ſammeln.

Mit dieſen fröhlichen Worten fangen die meiſten Vorreden zu ähnlichen Sammlungen an; allein man ſoll ein gutes Lied darum nicht ſcheuen, weil es ſchon oft geſungen worden iſt; und es kommt am Ende doch immer nur darauf an, ob man es ſingen darf.

Die Auswahl, die ich getroffen, iſt ſorgfältig, und die Feile, die ich angelegt habe, ſtreng, ſo daß ich vielleicht gar fürchten muß, manche

Leſer werden ſie hie und da für zu ſtreng halten. — Ueberhaupt iſt das Auswählen aus einem großen Vorrath eigener Arbeiten, das Verbeſſern, Sichten und Ordnen zwar eine erfreuliche, aber auch ſchwierige Arbeit. Man thut ſich doch nie genug, und weil man ſo ſehr wünſcht, es zu können, mag man ſich leicht mitten in der Freude beunruhigt fühlen.

Ueber den Gedanken des Ordnens möchten ohnehin nicht alle Eines Sinnes ſein, und ich will nur geſtehen, daß mir die Ordnung nach Zahlen, obwohl ſie freilich nothwendig iſt, nicht als die wichtigſte vorkommt. Nur in Beziehung auf den Aufſatz, mit dem das ganze Werk beginnt, ſei mir verſtattet, anzuführen, daß ihm die erſte Nummer ertheilt wurde wegen des Beifalls, den ihm ein ſehr verehrter deutſcher Schriftſteller ſchenkte, in deſſen greiſen Locken der Kranz unverwelklicher Jugend blüht.

Manche der hier mitgetheilten Aufſätze ſind jedoch neu, und bisher noch nicht gedruckt. Möge ihnen dieſelbe Gunſt zu Theil werden, deren manche andere ſich ſchon früher zu erfreuen hatten.

Der erſte Titel dieſer Sammlung „Fortepiano“ kann vielleicht befremden, doch hoffentlich nicht lange. Man weiß, wie ſchwierig es iſt, heut zu Tage noch eine neue Aufſchriſt für „vermiſchte Schriften“ aufzufinden. Griechiſche, römiſche und altdeutſche Götter und Göttinnen haben längſt ihre Namen den Titelblättern geſpendet, auch Bäume und Blumen in großer Anzahl wehen uns daſelbſt heilverkündend an. Nur muſikaliſche Inſtrumente ſind bisher nur ſelten zur Bücherbenennung gebraucht worden, und ſo bot ſich mir zu dieſem Behuf das allbekannte Clavier und Pianoforte an, das traulichſte der Inſtrumente, das bei keinem frohen geſelligen Abende zu fehlen pflegt. — So, denke ich, wird man ſich mit der Aufſchrift leicht verſöhnen.

Zum Schluſſe: — Das Leben und die Liebe eines Menſchen wie eines Buchs kann nur von dem Leben und der Liebe des Begegnenden erfaßt werden. Wo aber dieſes und dieſe waltet, wird es auch nicht an Güte und Nachſicht fehlen.

Berlin, am 24. November 1830.

Franz Horn.

1.

Jungfrauen, — Dichter, — ihr Unglück, und guter Rath für ſie.

Man hat das Leben alter Jungfern oft geſchildert, und meiſtens auf eine bequem ſatyriſche Weiſe. Sie waren früher ſchön und meinten, ihre Jugend und Schönheit ſolle immer dauern, waren mäklig und wähleriſch, bis endlich nichts mehr zu wählen übrig blieb, und gänzliche Verlaſſenheit folgte, worüber der höchſt ſatyriſch lächelnde Darſteller eine nicht ſehr erfreuliche Herzensfreude empfindet und laut werden läßt.

Bedenklich iſt dabei, daß faſt Niemand mit den alten Junggeſellen eben ſo hart verfährt, die freilich meiſtens weniger unglücklich, aber auch weniger ſittlich zu ſein pflegen, als jene alte Jungfern.

Auch der nahe liegende Vergleich jener Jungfern mit wenigſtens ſieben Achteln der — Dichter kommt nicht zur Sprache. — Wir finden hier:

Uebermüthige Jugend, ſchwelgend in einzelnen ſüßen Gefühlen, oder, wenn's hoch kommt, ergreifenden Ideen, — alle Muſen und Grazien umtanzen das Leben derſelben, auch ſtellen ſich endlich einige graziöſe Buchhändler ein, — höchſter Aufſchwung des Stolzes, fröhliche Kämpfe mit dem Publikum und den Recenſenten, der Poet wird wol gar Liebling des Publikums, und hofft, es ſolle ewig dauern. Aber dem iſt nicht alſo, und es kommt eine Zeit, wo er vor dem Spiegel plötzlich gewahr wird, daß er einige graue Haare bekommen hat, er findet, daß das Publikum wenig mehr von ihm redet, und daß die meiſten Kritiker gar nichts mehr mit ihm zu thun haben wollen. Einige meinen, er ſchreibe zu viel; andere, er wiederhole ſich, und ach! auch die höflichſten Buchhändler klagen, ſeine ſonſt ohne Zweifel vortrefflichen Werke wollten nicht mehr recht wandeln. — Der böſe Schotte ſei Schuld, der alles überflügle, obwohl vermuthlich auch nur noch für das nächſte Quinquennium. Es dauert lange, ehe der Dichter ſich entſchließen kann, an ſolchen Jammer zu glauben; dennoch giebt es Stunden, in denen er ſich ſagt: „Saßeſt Du auch einſt nicht auf einem der literariſchen Fürſtenſtühle, ſo doch etwa auf der Grafenbank, und Deine

Stimme war eine volle, die ſorgſam mitgezählt wurde; aber in dem jetzigen Getümmel hört man Dich nicht ſonderlich. Du biſt, wenn auch noch nicht abgeſetzt, doch der Abſetzung nahe.“

Und er iſt doch noch ſo jung, — etwa ein fünf und dreißiger! — Das Publikum darf in keinem Falle merken, daß er — es merke; — und nun nimmt er ſeine Zuflucht zu manchen unerfreulichen Mitteln, um ſich neuen Credit zu verſchaffen, und thut vornehm, wie ein Kaufmann, der ſeinen nahen Banquerot nicht verrathen will. Er rühmt die große Gunſt des Publikums, in der er ſtehe, und dankt ſehr; — man lächelt. Er verſucht, was ehedem Glück machte, zu wiederholen und wird manierirt. Er bemüht ſich, ſeine Bitterkeit mit Humor zu verhüllen, aber man ſieht die Grimaſſe. So kommt etwa das vierzigſte Lebensjahr heran, und er iſt — älter als die älteſte alte Jungfer.

Wie es denn weiter geht im fünf und vierzigſten, funfzigſten, ſechszigſten Jahre u. ſ. w., darüber wollen wir lieber einen dichten Schleier werfen, um uns nicht mit dem trübſten Mitleid abzuquälen. Die meiſten der ſo eben geſchilderten Dichtergattung Angehörigen erreichen auch ſchwerlich dieſe Jahre, entweder weil die Schmerzen des unbefriedigten

Stolzes, oder die tiefern eines verfehlten Lebens ihnen früher das Herz brechen, der weil ſie in irgend einer Stunde ſchärferer Klarheit ſchnell einen andern Weg einſchlagen, und, des unheimlichen Treibens müde, ſich um ein kleines Amt, etwa bei der — Acciſe, bewerben, was ſie billig viel früher hätten thun ſollen, wie z. B. der tiefſinnige Hamann in Königsberg (der freilich auch bei weitem höher ſtand als jene ganze Poetengattung) als Packhofverwalter mit Recht ſehr geſchätzt wurde. Sie aber ſind meiſtens dem Casperle in der altdeutſchen Puppencomödie „Fauſt" ähnlich, der ſich kaum noch zu rechter Zeit aus dem gefährlichen Teufelsſpiel heraus rettet, und zwar in den freilich unbequemen, doch ſichern Nachtwächterdienſt hinein; nur daß er auch in dieſer Stelle einige ſeiner früheren Unarten nicht laſſen kann.

Denken wir indeſſen mit ganzem Ernſte an die früher angedeuteten, innerlich und oft auch äußerlich verloren gehenden Poeten, ſo mögen wir uns einer tiefen Wehmuth nicht erwehren, ja es kann Stunden geben, in denen wir aus Mitleid mit ihnen, wie König Lear ausrufen möchten: „Ach, eine Unze Biſam, guter Apotheker, meine Phantaſie wieder wohlduftend zu machen."

Wäre ich der alſo Angerufene und ſollte den Apotheker vorſtellen, ſo würde ich über die Unze nicht verlegen ſein, ſondern auf eine ganze Welt voll Blüthenduft, der ſchöner iſt als aller Biſam, hindeuten. Die Strafe jener Poeten **kann** freilich nicht ausbleiben, denn ſie ſelbſt haben ſie hervorgerufen; willſt Du davor geſichert ſein, ſo treibe zuvörderſt alles, was Du treibſt, aus reiner Liebe zu der Sache; begegnet Dir dabei der Beifall der Menge, ſo mögeſt Du Dich darüber freuen, doch nur wie über ein **Geſchenk**, das Dir auch wol einmal entzogen werden kann. Die Poeſie ſei Dir der reine Athem des Lebens, und lebſt Du in dieſer reinen Luft, ſo verlange nicht immer obendrein noch **Lob** dafür, daß Du ſo — **glücklich** biſt. Halte ferner ja nicht gleich guten Sinn und Empfänglichkeit für **Feuer**, eifrige **Liebe** zur Poeſie ſchon für poetiſches **Talent**, und dieſes nicht für dichteriſch ſchaffendes und bildendes **Genie**. Nur das letztere iſt unerſchöpflich, während auch das ſchönſte Talent den Nachtigallen gleicht, die, wie uns eine treffliche **Gellertſche** Fabel erinnert, nur wenige Wochen ſingen, was wir ſo leicht und ſo gern vergeſſen. Doch ſind wir auch beſſer daran als die Nachtigallen, denn wenn wir unſer Talent zur Poeſie, wie billig, mit Geſchichte und Philoſophie vereinen, dann kann uns ſelbſt im achtzigſten Lebensjahre noch ein neuer Sangesfrühling aufblühen. Endlich — um alles zuſammen zu faſſen — ſei mir verſtattet, auch hier wieder mit meinem alten Lieblingsworte hervorzutreten: „Erwirb Dir in der Jugend ewige Jugend.“ Wenn Du es ganz willſt, vermagſt Du es auch, und wenn Dich dann ſelbſt der tiefſte Schmerz trifft als Dichter und Schriftſteller, ſo wird er Dir doch nie die innere Klarheit und Hoffnung rauben, und unwandelbar feſt ſtehen wird die Ueberzeugung, daß alles was wahrhaft gut und ſchön iſt, das Leben und den Sieg in ſich trage, dem keine ſchwankende Mode etwas anhaben kann.

Aber auch an dem äußern Siege wird es nicht fehlen; nur frage nicht ängſtlich, wann er wol kommen werde. Auf dieſes „Wann“ giebt es keine ſichere Antwort; uns genüge, daß er einmal kommen müſſe.

2.

Ida, oder Liebe und Wahrheit.

Eine kleine pädagogiſche Novelle.

Wahr ſein, und mithin ſtets wahr reden, iſt die Bedingung unſrer ganzen moraliſchen Exiſtenz, denn die Lüge iſt in ſich ſelbſt ein Nichts, und der Lügner vernichtet ſich ſelbſt.

Ich ſchicke dieſen Satz, der meine innigſte Ueberzeugung ausſpricht, voraus, um nicht mißverſtanden zu werden und Niemanden zu ſehr zu erſchrekken, wenn ich nunmehr dennoch behaupte, daß manche wohlmeinende Eltern, weil ſie das Erziehungsweſen nicht verſtehen, aus lauter Liebe zur Wahrheit ihre Kinder zu Lügnern oder zu Grobianen machen.

Die verwittwete Räthin Y. war ſeit langer Zeit in großen Sorgen über ihre neunjährige niedliche Tochter. — Ach Gott! ſagte ſie einſt zu ihrem alten Freunde, dem Profeſſor X., was muß ich erleben? wo hat meine Ida die Schmeicheleien und Unwahrheiten her? Ich frage: „Haſt Du mich lieb?" und ſie antwortet: „Ganz außerordentlich lieb." — „Wie haſt Du geſchlafen?" „Herrlich." — „Wie war es in der Schule?" „Ganz charmant." „Wie ſchmeckte die Suppe?" „Köſtlich." „Aber die Rüben?" (Ich weiß, daß ſie dieſe proſaiſche Frucht eigentlich nicht gern mag.) „Auch ganz hübſch." „Wollen wir heute ſpazieren gehen?" „Ach, das wäre ſchön." „Oder wollen wir zu Hauſe bleiben?" „Wenn ich nur bei Mutter bin, iſt alles gut." „Wie gefällt Dir denn der Onkel?" (Ich weiß, ſie fürchtet ſich vor ſeiner langen Naſe und ſeiner entſetzlichen Pfeife.) „Ach das iſt ein herzensguter Mann." — — Und nun frage ich Sie, theurer Freund, ſind das nicht entſetzliche Lügen? Kann das alles wahr ſein? Gewiß nicht. Sie will ſich nur bei mir liebes Kind machen, aber das erreicht ſie auf dieſe Weiſe bei mir nimmermehr. Sie ſoll die Wahrheit reden, oder ich will das Leben nicht haben. — Und noch Eins: wenn ſie erzählt, übertreibt ſie zuweilen recht lügenhaft, z. B. neulich, als ſie ſagte, ihr ſei ein Mann begegnet, wie ein Rieſe, faſt wie der Stephansthurm ſo groß. (Die Scene iſt nämlich in Wien.) Mich erſchütterte aber auch dieſe furchtbare Lüge ſo ſehr, daß ich vom Tiſch aufſtehen und im Nebenzimmer mich ausweinen mußte. O Gott! habe ich darum mich mit der Erziehung abgequält, daß meine Ida nun doch eine Lügnerin wird? — Aber nun, verehrter Herr Profeſſor, rathen, helfen Sie auch einer betrübten Mutter.

Der Profeſſor hatte während dem einige Mühe gehabt, die Lachmuskeln zu beherrſchen, hielt aber glücklich an ſich und ſagte dann mit geziemender Gelaſſenheit: „Beſte gnädige Frau, Sie ſind ein Engel, aber von einer aparten Sorte, die nicht recht weiß, wie glücklich ſie iſt. Ihr Kind iſt gut; wollen Sie ſie aber beſſer haben als gut, ſo wird ſie eine Caricatur; ſie iſt geſund und friſch, liebend und wird geliebt; ſie freut ſich des Lebens, und ſo iſt nichts natürlicher, als daß ſie faſt immer lobt. Gerade dadurch offenbart ſie ihr freies, gern adelndes Herz. Wer gern tadelt, zeigt ſich dadurch als ein rebelliſcher Knecht; denn der wahrhaft Freie adelt ſich und das Leben, deſſen Kern er erfaßt; vor einem Kinde aber, das gern tadelt, würde ich zurückſchaudern, wie vor einem Wechſelbalg. — Jeder edle Menſch hat, ehe er tadelt, erſt eine gewiſſe zarte Scheu zu beſiegen, und es iſt ihm nichts ſo ſchmerzlich, als wenn er es endlich doch muß. Ein Kind aber, das in der Liebe lebt, kann gar nicht anders als freundlich ſein im Urtheil, und es iſt dabei an gar keine Lüge zu denken. Auch mit dem Stephansthurm, als Gleichniß gebraucht, hat es nicht viel auf ſich, denn jedes wohlorganiſirte Kind hat Phantaſie, und zwar eine recht phantaſtiſche, mithin auch Luſt zum Nekken und Spaßen. Ein anderes wäre es, wenn Ida etwa geſagt hätte: er hatte zehn Fuß drei Zoll. —

Die Mutter ſah zwar einige Minuten lang ziemlich beruhigt aus; ſie war es aber nicht. Der Profeſſor ſchien ihr viel zu leicht geſinnt, und ſie brauchte bloß die Tirade auszuſprechen: „Ach, Sie verſtehen das zarte Mutterherz nicht,“ um ſich ſelbſt Thränen in die ſchönen Augen zu locken; denn die Tiraden haben eben das Schlimme an ſich, daß ſie durch den bloßen Klang rühren. Sie nahm ſich jetzt feſt vor, eine neue Erziehung zu beginnen, und es erging an Ida etwa folgende Predigt: „Mein Kind, Du biſt in Gefahr, eine Heuchlerin und Schmeichlerin zu werden. Sei davor recht auf Deiner Hut. Sprich Deinen Tadel offenherzig und unbefangen aus, und denke nicht, mich dadurch zu beleidigen. Die Wahrheit geht mir über alles.“

Ida ſah die Mutter befremdet an, und konnte ſich anfangs nicht darein finden. Sie hatte immer geglaubt, wenn ihr etwas mißfalle, ſo ſei das albern, und ſie müſſe es unterdrücken. Jetzt aber hörte ſie das Gegentheil, und es ſchien ihr ungemein bequem, die Bitte zu erfüllen.

„Nun, Ida, wie ſchmeckt Dir der Kohlrabi?“ hieß es einige Tage darauf. „Gar nicht hübſch,“ war die Antwort, „recht häßlich.“ — „Brav, mein Kind, nur immer mit der Wahrheit heraus! Aber freilich in der Sache ſelbſt haſt Du Unrecht, und Du mußt verſuchen, auch dieſer ohne Zweifel ſehr guten Speiſe Geſchmack abzugewinnen. — Wie war es denn in der Schule?“ „Anfangs ſo ziemlich und in der Geſchichtsſtunde machte der Lehrer einige ganz hübſche Späße. Dann aber kam die Rechnenſtunde, und die war ſehr ennüyant und eklig.“ — „Ei bei Leibe!“ ſagte die Mutter faſt erſchrokken, „was muß ich hören von meiner ſonſt ſo artigen Ida! Kann denn eine ſo nützliche Uebung, wie das Rechnen, jemals ennüyant ſein? und wie kommſt Du zu dem unangenehmen Worte „ennüyant,“ und gar zu dem allerwiderlichſten „eklig?“ Ida fing an zu weinen und fiel der Mutter um den Hals. „Ach ich bin ſehr unartig geweſen.“

— „Nun, nun, mein Kind, die Wahrheit bleibt doch immer die Hauptſache, und deshalb verzeihe ich Dir Deine Ausdrücke gern.“

Ida dachte über die Scene nach, und meinte, es werde ſich ja nach und nach alles finden. Am andern Tage kam ein junger Vetter, der ſich immer mit der Kleinen viel zu thun gemacht und ſtets von ihr mit der heiterſten Liebe behandelt worden war. Heute ſah ſie ihn nur obenhin und ſpöttiſch an. Er bemerkte es und ſagte: „Heute bin ich ja bei Dir ganz aus der Gnade gefallen.“ „Aus der Gnade?“ erwiederte ſie altklug, „das iſt ein thörichter Ausdruck. Nur der liebe Gott iſt gnädig, ſagte neulich mein Lieblingslehrer, der Magiſter Klärlich.“ — „Nun, nun, meine kleine Magiſterin, man ſcherzt ja wohl; ich meinte nur, ich gefalle Dir heute nicht.“ „Es geht noch wohl an,“ erwiederte ſie, „wenn Du neue Spiele angiebſt, mag ich Dich ziemlich leiden.“ — Der Vetter faßte lächelnd bedenklich den Puls der Kleinen und ſagte: „Mein liebes Kind, Du biſt heute entweder krank, oder (nimm es mir nicht übel) ein wenig langweilig.“

Die Mutter hatte während deſſen halb traurig, halb entzückt zugehört, und brachte jetzt ſchnell das

Geſpräch auf die geſtrige Komödie, worüber nunmehr das Nöthige und Unnöthige vorgebracht wurde. Als man aber auseinander ging, geſtand man ſich ſtillſchweigend, man ſei heute doch nicht ſo vergnügt geweſen als wol ſonſt.

Noch ſchlimmer ging es dem Onkel, der Tante und einigen Hausfreunden. Dem armen Oheim wurde die Ueberſchwenglichkeit ſeiner Naſe ſo oft vorgerückt, daß ihm zuletzt ein hartes: „Ei, Du biſt ja ein ungezogenes Creatürchen!“ entfuhr. Die arme Tante, die gern Geſchichten erzählte, wurde auf die ſchmählichſte Weiſe unterbrochen, indem Ida verſicherte, ihre erſt achtjährige Geſpielin, die ſchöne Comteſſe Angelika, erzähle viel anmuthiger, und was würde vollends erſt der Magiſter Klärlich dazu ſagen? So prächtig wie der erzähle, könne ſelbſt die Mutter lange nicht.

Einige Wochen darauf trat das Kammermädchen, eine ſonſt gute, ehrbare und ſanftmüthige Perſon, zornig, wehmüthig, ſchreiend und weinend zu gleicher Zeit, zu der Räthin und klagte, ſie könne es mit dem ungezogenen Mädchen nicht länger mehr aushalten, ſie ſchelte gar zu bitterlich, und wenn ſie auch von den anzüglichen Redensarten nicht alles verſtehe, ſo ſei doch, was ſie verſtehe, ſchon hinreichend, um darüber ſehr böſe zu werden. Ida ward gerufen, und die Mutter fragte ſehr ernſt „Was haſt Du mit Marien gehabt?“ Ida erzählte anfangs ſtockend, hinterher ſogar ein wenig ſelbſtgefällig mehrere Unarten und ſagte dann, gleichſam docirend: „Was iſt es denn nun mehr? Sie iſt ja doch eine ſervile, gemeine Natur.“ — Da trat die Mutter erblaſſend zurück, und erſt nach einigen Minuten konnte ſie die Frage thun: „Wo haſt Du denn dieſe fürchterlichen Worte her?“

„Der Magiſter Klärlich brauchte ſie neulich, und da ich ihn fragte, was das heißen ſolle, erklärte er ſie. Nun glaube ich, daß Marie ſervil und gemein iſt, und darum nannte ich ſie ſo.“

Die Mutter fühlte ſich ſo angegriffen, daß ſie nur ſagen konnte: „Du hatteſt ſehr unrecht, und ich hoffe, Du wirſt Marien bald wieder verſöhnen.“ „Ich kann ja doch nicht lügen,“ antwortete Ida, und die Mutter führte ſie ſchnell und mit zurückgehaltener krampfhafter Heftigkeit zur Thür hinaus. Der Magiſter Klärlich wurde ſeit dieſer Zeit als ein wahrer frère terrible von ihr angeſehen; und doch war der junge Mann ſonſt ſo übel nicht.

Es vergingen wieder einige Wochen, und es kam der Räthin vor, als ſei es jetzt in ihrem Hauſe bei weitem nicht mehr ſo heiter als ſonſt, und ſie erinnerte ſich zuweilen mit Wehmuth an die hübſchen Stunden, die ſie mit ihrer lieben Kleinen ehedem mit Scherzen, Küſſen, Tändeln und Lachen zugebracht hatte. Von allem dieſem war jetzt nicht mehr die Rede. Ida ſprach ſehr altklug und fragte auch zu häufig: „Wozu nützt das?“ Das wurde endlich der armen Mutter zu viel, und indem ſie ihr Kind einſt in einem Augenblick des überſtrömenden Herzens umfaßte, fragte ſie: „Haſt Du mich denn auch lieb? — ſo recht von ganzem, vollem Herzen lieb?“ —

— Schreiber dieſes geſteht, daß ihn dieſe Frage, wenn ſie nicht aus einer Fülle von Gewißheit und Fröhlichkeit hervorquillt, ja ſogar, wenn ſie nur feierlich geſchieht, mit einigem Schauder anweht; denn keine Antwort iſt dann genügend, weil ſich aus jeder Antwort Gift ſaugen läßt. Auch erinnert er ſich dabei unwillkührlich an das große Trauerſpiel von König Lear, in welchem dieſe Frage den Untergang eines ganzen Königshauſes, ſo wie noch gar vieler anderer edler Häuſer, veranlaßt. Dieſe Tragödie kann man wol mit Fug und Recht eine unſterbliche nennen, ſie wird bis auf den heutigen Tag in gar manchen Paläſten, Häuſern und

Hütten, und noch dazu in allen fünf Welttheilen aufgeführt, denn es handelt ſich hier von der Liebe, die nun einmal den Mittelpunkt jedes lebendigen Lebens ausmacht, es werde nun in Ispahan oder Lima, in Tobolsk oder Liſſabon, in Wien oder Berlin gelebt. Es iſt eben nicht nöthig, daß dieſes Trauerſpiel Scene für Scene nachgeſpielt werde, es iſt genug, daß ſeine Grundlage ſo häufig vorwaltet. Auch mag es wol mit zu den Wundern deſſelben gehören, daß es uns ſogar in dieſer Kindergeſchichte einfallen darf. —

Auf Ida's Geſicht wechſelten die Farben. Sie ſtreckte die Arme aus, die Mutter zu umfaſſen, zog ſie aber bald wieder zurück, gleichſam als beſänne ſie ſich auf den frühern Befehl, und ſagte dann: „Ich habe Dich gewiß ſehr lieb, Du gute Mutter, recht ſehr lieb; nur —"

„Weiter," erwiederte die Mutter, „weiter! „nur," ſagteſt Du?"

„Nur," fuhr Ida ziemlich unbefangen fort, „predigſt Du ſeit einiger Zeit ſo oft, und haſt ſo viel an mir auszuſetzen, und — und —"

Die Mutter ſetzte ſich faſt entkräftet auf das Sopha, und es vergingen einige Minuten in trübem Schweigen. Dann ermannte ſie ſich und ſagte: „Geh' hin, mein Kind und ſpiele, und ſage Marien, ſie ſoll mir ein Glas Waſſer bringen.“

Am Nachmittage ging die arme Mutter wieder zu ihrem alten Freunde, dem Profeſſor, dem ſie unter vielen Thränen erzählte, was in den letzten Wochen ſich begeben. Er hörte ſie mit großer Theilnahme, aber auch mit Ruhe an, und erwiederte endlich: „Ich tadle die Menſchen ſehr, welche triumphiren, wenn das Mißgeſchick eingetroffen iſt, das ſie vorher verkündet haben, und ich will wahrhaftig nicht in dieſen heilloſen Fehler verfallen; das aber iſt nöthig, liebe Freundin, daß Sie ſelbſt einſehen, gefehlt zu haben. — Ihr Kind ſoll zur Wahrheit erzogen werden; das verſteht ſich; heißt aber im rechten Grunde nichts weiter als: es ſoll zur Liebe und zu dem aus ihr allein entſpringenden unbedingten Gehorſam erzogen werden. Geſchieht das, dann kann Ihr Kind gar nicht anders ſein als wahr, wie es dem geſunden und ſtarken, im Wechſel des heitern Sonnenſcheins und warmen Regens aufblühenden Baume nie an guten Früchten fehlen wird. — Sie aber verlangten außer dieſer reinen, liebevollen Wahrheit, noch eine ganz aparte, vornehme, heroiſche, und da kam dann freilich viel Unangenehm-buntes, Krauſes, Abſtruſes und Sündhaftes zum Vorſchein. — Sie reizten und lockten gleichſam die mangelhafte Natur Ihres Kindes — mangelhaft wie unſrer aller Natur — die bekam dann auch die gehörige Courage, und trat keck genug auf.“

„Es giebt Aerzte,“ fuhr er fort, „die es faſt eben ſo machen, wie Sie in Ihrer letzten Erziehungsmethode. Der Kranke klagt über Kopfſchmerz, Magenweh, Bruſtbeklemmung u. ſ. w. zu gleicher Zeit, und der Arzt, unbekümmert um den Mittelpunkt der Krankheit, verſchreibt bei jeder einzelnen Klage auch ein einzelnes Mittel, wodurch der Zuſtand des Leidenden nur verſchlimmert wird. Sehen wir nun auf den Mittelpunkt des geſammten Menſchen, ſo finden wir, daß alles, durchaus alles, was ohne Liebe geſchieht, völlig werthlos ſei, wie z. B. die reichſte Gabe, die wir einem Bettler unfreundlich vor die Füße werfen. So iſt auch die Wahrheit, welche nicht aus Liebe hervorgeht, nur eine ſogenannte Wahrheit und gewiſſermaßen nichts weiter als verhüllter Egoismus oder Engherzigkeit u. ſ. w. Die Liebe aber iſt die Wurzel, oder in dem ſchönſten Bilde: die Mutter alles Guten und Schönen, folglich auch der Wahrheit, und in ihrem reinen Elemente kann ſich, was wir im tiefen Sinne Lüge nennen, durchaus nicht halten. Für jene Wurzel alſo ſorgen Sie mit der ganzen Kraft Ihres Geiſtes und Herzens, und hoffen dann auf die fröhliche Ernte.“

Die Mutter hatte mit inniger Theilnahme zugehört, und indem ſie dem alten Freunde herzlich die Hand drückte, fragte ſie ſchüchtern: „Aber was jetzt thun?“

„In einer guten Stunde,“ erwiederte der Freund, „das heißt: ohne alle Geſpanntheit, freundlich, offenherzig Ihrer Ida geſtehen, daß Sie bei Ihrer neulichen Predigt ſich ſelbſt misverſtanden haben, ſo wie freilich auch Ida Sie misverſtanden hat, und dann die ganze Erziehung von vorn anfangen. Zuerſt wird freilich die ſchöne alte Unbefangenheit dem Kinde fehlen; aber ich hoffe, auch ſie ſoll nach und nach wiederkehren, denn der reinen Liebe iſt alles Gute möglich, und „der Segen kommt von oben.“ — Darum Heiterkeit, liebe Freundin, Heiterkeit! die brauchen freilich alle Menſchen, aber für den Lehrer und die Lehrerin iſt ſie die Bedingung des Gedeihens.

3.

Etwas, das Sancho Panſa geſagt hat.

„Gott verſteht mich,“ ſagt Sancho Panſa, ein Wort, das ſich ſeit zwei Jahrhunderten durch ganz Europa verbreitet hat. Ob es aber wol immer ganz verſtanden worden? Es iſt wirklich eine tiefſinnige Rede, die da dem trefflichen Stallmeiſter entwiſchte, ohne daß er vielleicht ſelbſt genau wußte, was er ſagte; allein eben dieſes Nichtwiſſen gehört mit zu der Ergötzlichkeit, die wir aus dem unſchätzbar künſtleriſch gebildeten Verhältniſſe des Ritters zu dem Knappen empfangen. — Kein Menſch verſteht den andern ganz, denn ein wahres Kunſtwerk — und der Menſch iſt doch ohne Zweifel das herrlichſte, göttlichſte Kunſtwerk — kann nie völlig durch den Verſtand allein ausgeſchöpft werden, wie wir etwa einen Eimer oder Brunnen ausſchöpfen; doch iſt es die erfreulichſte Beſchäftigung, immer von neuem zu jenem Kunſtwerk zurückzukehren, und für die ſtets wachſende Erkenntniß deſſelben alles aufzubieten. Darum aber dürfen wir auch mit der höchſten Wahrheit ſagen: „Gott allein verſteht uns ganz,“ und wir haben die ganze Ewigkeit vor uns, uns ſelbſt kennen zu lernen bis auf die tiefſte Wurzel unſers Seins.

Sehr glaubwürdige wackere Männer, die in Leſſings letzten Lebensjahren oft um ihn waren, haben erzählt, daß der Treffliche ſich in jener verdunkelten Zeit durch den muthigen Ausruf: „Was ſollten wir uns viel um die Zeit grämen? haben wir doch die ganze Ewigkeit vor uns!“ nicht ſelten neu erfriſcht und getröſtet habe.

4.

Merkwürdige Sage, P. Gerhard betreffend.

Man erzählt, daß Paul Gerhard, einer der edelſten Männer und ohne Zweifel der größte deutſche Liederdichter des ſiebzehnten Jahrhunderts, lange und ſchwere Todeskämpfe zu beſtehen gehabt habe, in denen ſich, wie es ſchien, ſeine ganze kraftvolle ſinnliche Natur, ſo wie alle hienieden noch nicht völlig beſiegte Zweifel gegen den Tod heftig auflehnten und wehrten. Endlich ſank er in einen leiſen Schlummer, der bald ſehr ſüß zu werden ſchien, denn er wiederholte mehreremal mit deutlicher Stimme und freundlichem Lächeln die Worte: „Kann mich doch kein Tod nicht tödten.“ Als er darauf zum letztenmale wieder erwachte, ſagte er mit dem Ausdrucke des ruhigſten Siegers: „Nun iſt alles gut, ich weiß es nun, mich kann kein Tod tödten.“ Seine Gattin erzählte ihm, daß er dieſe Worte auch im Traum geredet habe, die ja die ganze lutheriſche Kirche aus ſeinen Gedichten ſo häufig ſinge. Er ſah ſie verwundert an, und ſie fragte ihn mit nicht minderm Staunen, ob er ſich denn nicht beſinne, daß dieſe Stelle in ſeinen Liedern ſtehe; aber er ſchüttelte leiſe und lächelnd den Kopf, und indem er die Finger nach oben hinrichtete, ſchien er andeuten zu wollen, daß er in jenem ruhigen Ausſpruch einen Höhern erkenne, der ihm denſelben eingegeben habe. Wenige Minuten darauf war er ſanft entſchlummert.

Es iſt nicht überflüſſig, zuweilen zu erinnern, daß auch ſonſt noch manche der edelſten Gotterfüllteſten Männer und Frauen — ich will jetzt nur an Tauler erinnern, zu deſſen Ehre es genug iſt zu bemerken, daß Luther in ihm ſeinen großen Lehrer erkannte — die längſten und ſchwerſten Todeskämpfe zu leiden hatten, während mancher leichtſinnig verwilderte Menſch, ſelbſt auf einem langen Krankenlager, gleichſam mit mechaniſcher Fertigkeit die liebeloſe Narrheit beibehält, die er im Leben beſaß, und den Todesweg antritt, wie etwa eine ganz gewöhnliche Reiſe zur Meſſe. Möge uns weder das eine noch das andere Factum zu irgend einer phariſäiſchen Bemerkung veranlaſſen, ſondern nur zu immer tieferer Erfaſſung der herrlichen Lehre: „Richtet nicht.“

5.

Ehre dem Genie.

Wenn von Rafael, Shakſpear, Goethe, Mozart u. ſ. w. die Rede iſt, ſo hört man wol gelegentlich die Bemerkung, es ſei zwar allerdings das größte Glück, ein ſolches Genie zu ſein; aber als ſolches ehren könne man es doch nicht. Dieſem tauſendmal gehörten Mißverſtändniſſe kann leicht abgeholfen werden, ſobald wir das geborene Genie mit den geborenen Fürſten vergleichen. Geben wir die Richtigkeit dieſes Vergleiches zu, die nicht in Abrede geſtellt werden kann, ſo haben wir allerdings bei der Geburt des Genies und des Prinzen nur das Glück und die Gnade der Vorſehung anzuerkennen. Jetzt aber treten beide in die Welt der Freiheit, und ſie können mit der ihnen anvertrauten höhern Gewalt zum größten Fluche wie zum größten Segen arbeiten. Sie können ein Tiber und Nero, aber auch ein Titus und Trajan, ein Helvetius oder ein Cervantes werden. Ein unausgebildetes Genie wird leicht in koloſſale Rohheit verſinken, ein verbildetes kann peſtartig wirken, aber ein rein ausgebildetes können wir nie genug verehren, da es bei weitem mehr Arbeit an ſich ſelbſt hat, als der minder Begabte. Jeder Abweg iſt für den Genialen gar leicht zu einem reizenden Pfade umzuſchaffen, und es iſt deshalb doppelt zu rühmen, wenn er, erwägend, daß das Ende dieſes lockenden Irrweges doch nicht zum Heil führen könne, die richtige reine Straße wandelt. Ein Genie, das ſich auch nur bemüht um Vielſeitigkeit, iſt ſchon hochachtungswerth, ja ein allſeitiges, wie Goethe, der zuerſt die Einheit des Lebens der Wiſſenſchaft und Kunſt erfaßt und dargeſtellt hat, regt uns zu einer Verehrung an, die ſich als reinſte Freude geſtaltet.

Vergeſſen wir ja nicht das große, unendlich rührende Wort, das er einſt ausſprach: „Ich bin ein Mann, der es ſich ſehr ſauer hat werden laſſen, um zu werden was er iſt.“

Dahin deuten auch manche Xenien, z. B. der Spott über das geniale Geſchlecht, dem alles im Traume beſcheert wird, während der Meiſter Jahre lang bildet und ſich nimmer genug thun kann, ſo wie das ariſtophaniſch derbe oder, wenn man will, cyniſche Wort über die „Heroen mit dem kurzen Gedärm." Dergleichen Mahnung kann nicht oft genug wiederholt werden.

6.

Die Sage vom ewigen Juden.

Der wunderbare Reiz und tragiſche Schauder, den der uralte Mythus vom ewigen Juden bei den verſchiedenartigſten Menſchen hervorruft, hat ſich ſtets in ſo unvergänglicher Kraft gezeigt, daß leicht zu begreifen iſt, wie bei erhöheter Hinneigung zur Poeſie und Religion, in den neuern Zeiten auch neue Forſchungen über jene furchtbare Sage entſtehen mußten. Von den Rohheiten und Oberflächlichkeiten, die ſich früher wol in der Behandlung jener Sage zeigten, kann jetzt kaum mehr die Rede ſein, und wichtiger ſcheint, vor einer gewiſſen hyperphiloſophiſchen Anſicht zur warnen, die ſich ſo leicht in deutſche Unterſuchungen miſcht. Eine ſolche iſt hier um ſo weniger am Platze, je entſchiedener das Recht iſt, das die ganze Chriſtenheit aller Jahrhunderte auf dieſen großen Mythus hat: die Vornehmſten wie die Geringſten, die Weiſeſten wie die Einfältigſten. — Iſt es deshalb erlaubt, die ganze Sache auf das einfachſte und unſchuldigſte zu nehmen, ſo möchte ich zu dem Verſtändniſſe derſelben nur Folgendes der Prüfung vorlegen.

Seitdem es einen Tod in der Welt giebt, — und das wird wol gerade ſo lange her ſein, als die Welt und die Menſchheit ſelbſt iſt — hat ſich derſelbe ſtets offenkundig als einen Feind, und zwar als einen ſehr ſiegreichen Feind des Lebens bewieſen. Das Leben aber iſt nun einmal der Gegenſtand der allgemeinſten Liebe, und je mehr wir unſern Geiſt und unſer Herz auszubilden ſtreben, je theurer wird uns die Bedingung aller Bildung, „das Leben,“ und die möglichſt lange Fortdauer deſſelben. Was uns auch im Leben begegnen mag, wie traurig es ſich auch zeige, nie wird es uns ganz fremdartig ſein können, und ſobald wir nur erſt ein Leiden völlig begriffen haben, ſo bietet ſelbſt unſre bloße Vernunft gar manche Mittel an, daſſelbe zu lindern oder zu beſeitigen; und unſere ſtete Begleiterin, die Hoffnung, wird nicht müde, uns immer neuen Troſt zuzuflüſtern. Wie geſagt: alle Verſchiedenheiten, die ſich im Leben zeigen, ſind doch nur dem Grade, und nicht der Gattung nach verſchieden, z. B. die höchſte und ſchmerzlichſte Krankheit im Verhältniß zur ſtärkſten und dauerhafteſten Geſundheit. Ganz anders aber iſt es mit dem Tode, deſſen inneres Weſen und ganze Bedeutung nicht durch den Begriff erſchöpft werden kann, und nur von dieſem Begreifen iſt auf dem Standpunkt, den wir durch das Frühere bezeichnet haben, die Rede. Daſſelbe gilt indeß auch von allen andern einzelnen Kräften der Seele und des Gemüths, die ſich mit ihrer Faſſungskraft eher an alles Andere wagen als an den Tod, der ewig etwas Unheimliches und Widerwärtiges hat, ſei es im Begriff oder in der Erſcheinung.

Was die Griechen bei ihrem großen Verſtande und feinſten Kunſtſinn aufgeboten haben, jene Furchtbarkeit von dem Gedanken des Todes zu entfernen, iſt allbekannt, und es bedarf hier nur einer Hindeutung darauf. Wie ſchön ſie aber auch den Tod abbilden mochten, auch der zarte Jüngling mit der umgekehrten Fackel kann doch unſer verwundetes Herz nicht ſtillen, wenn uns unſere Geliebten ſterben. Und wohin führt der ſchöne Genius? — Darüber giebt die Bibel der Altgriechen (Ilias und Odyſſee) gar traurige Auskunft. Die Römer verſuchten, es den Griechen in dieſer künſtleriſchen Anſicht nachzuthun, doch mit geringem

Glück. Der ſtörende Gedanke: „es iſt ſchlechthin nicht anders, du mußt ſterben!“ drängt ſich ihnen nur zu oft auf, und wenn Horaz noch ſo begeiſtert ſeine Freude über den wiederkehrenden Frühling, über das ewige Rom und über ſeine herrlichen Freunde austönen läßt, ſo kommt immer die unſelige Phantaſie, daß wir am Ende doch nur „Staub und Aſche“ ſind, dazwiſchen, vor welchem Schrecken er dann kein anderes Auskunftsmittel weiß, als — den Wein, die Blumen und die nicht minder wohlduftenden Salben. Noch zartere und klügelnde Naturen konnten ſich ſogar einer ſteten Aengſtlichkeit nicht erwehren, wie wir dies z. B. von dem geiſtreichen Mäcenas wiſſen, dem ſein erſter dichteriſcher Freund im Ausbruche des Schmerzes einmal geradezu den Vorwurf macht, er entſeele ihn mit ſeinen Klagen (cur me querelis exanimas tuis?)

Da jedoch der ganze Staat auf Krieg und Eroberung gegründet war, ſo drang jene Weichlichkeit in den beſſern Zeiten des Freiſtaates nie in das Volk ſelber ein. Es hatte Einen Gedanken erworben: „Rom, die Herrſcherin der Welt,“ und dieſer war hinreichend, um es den Tod blind verachten zu lehren. Die höhern Naturen glaubten jedoch, nicht blind, ſondern ſehend, dieſe Verachtung üben zu müſſen, und umgaben ſich deshalb mit ſtoiſcher Philoſophie, die nicht ſelten auf der Grenze zwiſchen Tiefſinn und Unſinn ſchwankt. Was bei dem Gedanken „Verachtung des Todes," Sinniges und Löbliches iſt, zeigt ſich nur in den Wirkungen in Maſſe; von philoſophiſcher und religiöſer Seite aufgefaßt, iſt er jedoch theils einſeitig, theils unſittlich, indem es uns in keinem Falle anſteht, ein Gottesgeſchenk (und das iſt doch der Tod) ungeſcheut verachten zu wollen. Erwägen wir ferner noch den Umſtand, daß dieſe Verachtung gar leicht zum Selbſtmord führen kann, und daß dieſes Talent, freiwillig zu ſterben, gerade in den unglücklichſten Zeiten Roms, unter den Kaiſern, am meiſten und glänzendſten geübt wurde (ſ. Tacitus): ſo ſchwindet, wenn auch nicht die Achtung für die Kraft des Einzelnen, doch im Allgemeinen die Achtung für die Sache ſelbſt. Merkwürdig iſt auch noch, daß es keinem Römer, in ſo weit wir ſie durch Schriften kennen, einfiel, ſich auf den entgegengeſetzten Standpunkt zu ſtellen, und von dieſem aus den Tod zu lieben, was man jedoch auch nicht erreichen kann, ohne vorher das Leben in ſeiner ganzen Bedeutung aufgefaßt und geliebt zu haben.

Man ſieht aus dieſen kleinen Andeutungen, daß alle bis dahin angewandten Mittel, dem Tode ſeinen Stachel zu nehmen, fruchtlos waren. Mochte man immerhin zu dem ſchauderhaften Geſpenſte ſagen: „ich erkenne dich nur für einen ſchönen Genius, der mitleidig die Fackel ſenkt,“ oder „ich verhülle mich mit Blumen, dann ſehe ich dich nicht,“ oder „ich verachte dich,“ — das Geſpenſt wich nicht, und ſeine Schrecken blieben.

In einer ſolchen Zeit ſtand Chriſtus auf, in ſeiner menſchlichen Göttlichkeit und göttlichen Menſchlichkeit. Es kann hier nicht der Ort ſein, den ganzen Umfang ſeines Erlöſungsgeſchäftes darzuſtellen, oder auch nur andeuten zu wollen. Es genüge, zu erinnern, daß in ihm und durch ihn der ſcheinbare Gegenſatz zwiſchen Leben und Tod aufgehoben und mithin der Tod als einzelne Begebenheit des Stachels beraubt wurde. So erfaßte ihn Johannes, ſo ſpäterhin Paulus; aber wie ſelten, wie unendlich ſelten war dieſe Hingebung an den Erlöſer! Daß die Menge ihn nicht ahnete, begreift ſich leicht, aber es gab auch viele bedeutende Männer und Frauen, die, wie ſehr ſie auch Manches, ja alles

Einzelne in Chriſtus liebten, dennoch der Hülfe durch ihn untheilhaftig blieben, weil ſie ſichtbar haben wollten, was doch ewig iſt, und mithin unſichtbar.

Sie verlangten, er ſolle ihnen von außen herein die Glückſeligkeit bringen, die ſich doch nur durch ihn, aber in ihrem Innern erzeugen mußte; denn ewig wahr wird es bleiben, was ein tiefſinniger Dichter des ſiebzehnten Jahrhunderts (Angelus — Scheffler) muthig ausſpricht:

„Wird Chriſtus tauſendmal in Bethlehem geboren
Und nicht in Dir, Du bleibſt doch ewig verloren.“

Zu dieſer Gattung von Misverſtehenden gehörte Ahasverus, ein reicher Jude in Jeruſalem, der mit irdiſcher Klugheit und einſeitig tiefem Nachdenken den Lebenslauf und die Lehre Chriſti aufzufaſſen verſucht hatte. Er erkannte mit entſchiedener Hochſchätzung die ſpiegelklare Reinheit eines ſolchen Lebens, die Niemand ſo erreichte; doch meinte er, es ſei auch billig, daß der Meiſter etwas voraus habe vor dem Schüler. Er erſchrak vielleicht zuweilen ein wenig vor der Strenge jener Lehren, doch begriff er auch wieder die große Liebe und Milde, welche ſie ausſprach, ſo wie die ſtets nahe liegende

Vergebung. So, hoffte er, werde denn auch wol ſpäterhin etwas nachgelaſſen werden, und in jedem Falle dinge das wirkliche, engbegränzte Leben ſelbſt Manches ab, was der Lehrer freilich nicht erinnern möge und auch nicht zu erinnern brauche. Mehr aber als Leben und Lehre ergriff ihn die unmittelbare Anſchauung der unbezweifelbaren Wunder, die der Herr wirkte. War es doch, als weiche das irdiſche Bedürfen vor dieſem Heiligen, der gleichſam nur aus Liebe und Mitleid mit den Menſchen ſich herablaſſe, ein wenig Speiſe und Trank zu nehmen; — und doch war wieder das Reinſte, was der Menſch hat: edle Thränen, auch bei ihm zu erblicken, obwol das *Lächeln ihm fern bleiben mußte*. War es doch, als wage ſich ſelbſt die Krankheit, — dieſe ewige Plage des Menſchengeſchlechts — weniger ſchmerzlich durch ſich ſelbſt in ihrer Einzelheit betrachtet, als durch die ſtete Erinnerung an die Schauer des Todes, die ihr folgen können — nicht nur niemals an ihn ſelbſt, ſondern ſie müſſe auch bei Andern weichen vor einer einzigen Bewegung ſeiner milden Hand, vor einem einzigen Hauch ſeines Mundes. Nur Einen Schritt noch, und er beſiegte den Tod, ſichtbar wie etwa ein göttlicher Held der alten Welt den mächtigſten

Gegner, wie Herkules die Hyder, wie Achilleus den Hektor. Dann war der Tod nicht bloß überwunden, ſondern war überhaupt nicht mehr, und es erſchien die Zeit, dem Sieger als dem höchſten Könige zu huldigen. —

Zwar mußte jetzt noch Manches bei Ahasver Bedenken veranlaſſen, und die Worte: „mein Reich iſt nicht von dieſer Welt,“ wie ſüß ſie auch dem ächt Frommen tönen mögen, ſchnitten ſcharf in ſeine klügelnde Seele, bis er ſich endlich auch darüber beruhigte. Sie ſeien doch wol nöthig, meinte er, theils um eine ſanfte Rührung, die ſtets wohlthätig wirke, hervorzubringen, theils um die Roheren und Gemeineren, die ſich etwa auch aufdrängen wollten und denen nur exoteriſche Lehre zukomme, abzuſchrecken. In jedem Falle fehlte ja auch noch der letzte Schritt, die ſelbſt dem irdiſchen Auge und irdiſchen Verſtande ſichtbare und begreifliche Ueberwindung des Todes, und auf dieſe hoffte Ahasver mit feſtem, doch auch leidenſchaftlichem Vertrauen, ohne zu ahnen, daß jene Ueberwindung längſt in Chriſto begonnen und auf eine unendlich verſchiedene Weiſe als er gemeint hatte, vollendet werden würde.

Jetzt aber ſchien ſich auch das äußere Geſchick des Erlöſers zu ändern. Die wankelmüthige Menge warf die Palmen aus den Händen und hörte auf, Hoſianna zu rufen. Den Juden befremdete das nicht. „So war der Pöbel immer.“ Die geiſtliche Gewalt erhob ſich mit ganzer Macht, nachdem ſie vergeblich geſtrebt hatte, Chriſtum durch verfängliche Fragen zu verſtricken. — „Es war vorher zu ſehen,“ und nun ließ ſich hoffen, er werde bald in ſeiner höheren Kraft ſich zeigen. — Dann vereinte ſich auch die weltliche Macht mit der geiſtlichen und ſein Untergang ſchien gewiß. — „Wohl! ſo wird die große Entſcheidung beſchleunigt und der Augenblick der Befreiung naht.“ — Aber er ſelbſt fügt ſich mit gewohnter Demuth, auf alle Leiden vorbereitet, er verkündet ſein nahes Hingehen zum Vater ſeinen Jüngern, ſelbſt dem geliebteſten unter ihnen, und obwol den Verrath vorausſehend, hindert er ihn nicht. Da ergriff den Ahasver vielleicht zum erſtenmale eine Unruhe, ſein Vertrauen wankte, aber es ward nicht erſchüttert. — „Ich will mich beſcheiden, den großen, einzigen Mann hier nicht zu begreifen, doch darf ich nicht murren über das, was ich nicht verſtehe.“ — Aber nun die Leidenswoche! Tiefe Trauer, Gebete im Dunkeln, hinrinnender blutiger Schweiß, während die Jünger ſchlafen, Gefangennehmung, tumultuariſches Verhör, Hohn und Mißhandlungen der gemeinſten und beſchimpfendſten Art, der Stab wird über ihn gebrochen, wie über den verächtlichſten Sünder, und der Kreuzestod der Sklaven wird ihm zuerkannt. — Da ſchwindet jede Hoffnung bei Ahasver, jede Achtung, jedes Vertrauen. Sein Stolz, ſeine Eitelkeit ſind auf eine fürchterliche Weiſe getäuſcht, und an die Stelle ſeiner ſo lang behaupteten bloß irdiſchen Klugheit und Beſonnenheit tritt jetzt wilder Zorn und Grimm. In einem ſolchen Augenblicke geht der Todeszug an ſeinem Hauſe vorbei, und Jeſus — hatte ſich doch der Göttliche den Menſchen zu Liebe auf menſchliche Schwachheit eingelaſſen, um ihr Bruder ſein zu können — ſinkt von der Laſt des Kreuzes gedrückt an der Schwelle des Hauſes nieder. Da, ganz umnachtet in dem Wirbel der Wuth, ſtößt Ahasver ihn hinweg. „Du Lebensverkünder haſt gelogen! gieb mir das Leben wieder; aber Du haſt nur Tod!" Und Jeſus hebt ſich ruhig empor, nimmt das Kreuz wieder auf und ſieht den Gegner mit einem Blicke an, den die Erdenſprache nicht zu bezeichnen vermag, und ſpricht: „Nun ſo lebe denn, lebe bis ich einſt wiederkomme." — Und der Zug wankt weiter, und bald hallet die Luft wieder von dem Worte, deſſen große Bedeutung durch die ganze Ewigkeit tönt: „Es iſt vollbracht.“ Die Natur ſelbſt ſchaudert vor dem Verbrechen zurück, und die Menſchen ſtehen erſchüttert vor der unbegriffenen That. Aber das Grab hält den Sieger nicht, und die ſüßeſte ſeligſte Beruhigung wird den Gläubigen zu Theil, da der Auferſtandene wieder mit dem Friedensgruße unter ſie tritt. An dieſem Frieden kann jedes zur Liebe erhobene Herz Theil nehmen; nur Ahasverus wagt es nicht. Er beſaß nur liebende Eigenſucht, die zuletzt zu Grimm und Wuth führen mußte, und das bedingte Vertrauen hatte ſich in der Stunde der Prüfung als nichtig gezeigt; wie dürfte er jetzt Anſpruch machen auf den ſüßen Lohn völliger reiner Hingebung? Von jeder zarten Schamhaftigkeit losgetrennt, hatte er, der Lebensgierige, den Mittelpunkt aller ſeiner Wünſche ſelbſt ausgeſprochen, und was er gewünſcht, iſt ihm gewährt worden. Er lebt, er fühlt das kräftige Leben in jedem ſeiner Pulsſchläge, und ob Jahre ſchwinden und Jahrzehende, in ihm bleibt die alte Kraft, und ſein Haar färbt ſich nicht grau. So hat er denn doch gewonnen, dünkt ihn in Augenblicken des Uebermuths, und gern ſieht er ſich angeſtaunt in der Unantaſtbarkeit ſeiner Kraft. Aber es vergeht noch ein Jahrzehend und wieder eins, und abermals eins, und man hat die Gattin und die Kinder, die Freunde und Nachbaren, die Gegner und Widerſacher alle zu Grabe getragen. Es iſt ein neues Geſchlecht um ihn her emporgewachſen, und er ſteht unter ihm allein, mutterſeelen allein, fremd, wie noch kein Fremdling war. Da iſt auch keiner mehr, mit dem er irgend eine ſüße oder ſchmerzliche Erinnerung theilen, keiner, zu dem er ſagen könnte: „Weißt du noch, wie der und der Frühling vor ſiebzig und achtzig Jahren ſo wunderbar reich blühte, und wie wir die lauen düftevollen Sommernächte bei fröhlichem Geſpräch und feurigem Wein hinträumten, und wie wir ſo glücklich waren.“ Ach davon wußte keiner! Vergeblich ſucht er jetzt ſein verarmtes Herz an ein anderes zu legen, aber es wird den Leuten unheimlich bei ihm, und man ſcheut ihn, wie einen von Gott Gezeichneten. Da ſieht er die ſtill lächelnde kleine Leiche eines frommen Kindes, das göttliche Vertrauen eines edlen ſterbenden Greiſes, und zum erſtenmale erfaßt ihn der Gedanke: „Kann ich denn nicht auch ſterben wie ſie? und warum muß der Tod grauſam nur mich verſchonen, der nichts mehr zu thun hat auf dieſer Welt, da ihm die Liebe fehlt!“ —

Und abermals ſchwinden Jahre und Jahrzehende, und immer neu gebiert ſich die Natur, und der Mai bringt ſeine Kränze und der Winter hat die trauliche Heerdesflamme, und endlich iſt ein ganzes Jahrhundert verfloſſen, ſeit jenem Augenblicke, in welchem das furchtbare „So lebe denn!“ über ihn ausgeſprochen wurde, und nun erfaßt ihn ganz die Furie der Verzweiflung, und er geſteht ſich, daß das Wort, welches über ihn gerichtet hat, in Erfüllung geht. Jetzt läßt es ihn nicht mehr in ſeinem Vaterlande, das ihm zu einer Fremde geworden iſt. Er flüchtet von Land zu Land, und manches Große, Reiche, Bedeutungsvolle erſchaut ſein Auge und erfaßt ſein Geiſt, aber bald hat er genug aufgenommen, bald, ſo dünkt ihn, hat er alles ausgelernt, es iſt nichts mehr, was ihn noch anziehen möchte, denn er kennt alles und hat alles ausgekoſtet. Es iſt alles ſchon dageweſen und die träge Melodie von geſtern wiederholt ſich auch heute und morgen. Nun ſcheint es ihm unmöglich, länger die Bürde des Lebens zu ertragen, und da der Tod noch immer ſäumt, ſo ruft er ihn ſelbſt mit furchtbarer Gewalt auf. Weit voran fliegt er den Reihen der Krieger, an die er ſich ſchloß, aber auch die tapferſten der Feinde ſcheuen den Gezeichneten, und kein

Schwert wagt ſich an den geſpenſtiſchen Fremdling. Er ſtürzt ſich ſelbſt in die nur zum Schutze vorragenden Lanzen, aber ſie haben keine Spitze für ſeine offne unverwundbare Bruſt. Mit immer mehr umnachteter Seele und voll heißem Verlangen zu enden, ſtürzt er ſich in den rauſchendſten Wirbel der Meeresfluten, aber ſie haben für ihn keine verſchlingende Gewalt, ſondern werfen ihn zurück an das Erdenufer, dem er angehört. Der Veſuv öffnet ſeine Schlünde und brauſet ſein Feuer hinauf, er ſtürzt in die Flammen des Abgrunds, aber das gefräßige Element iſt ſanft und zahm geworden für ihn, und wie leiſe Abendlüfte den Erdenſtaub, trägt es ihn zurück in das jenſeitige ſichere Thal. — Und dann wandelt er fort und wieder fort, ſtets heiß und ſtets fruchtlos ſich ſehnend nach Erlöſung; und die Qualen des ſtets lechzenden Tantalus, Irions Rad und die bodenloſen Fäſſer der Danaiden erſcheinen ihm milde gegen ſein Leben ohne Halt und Schluß. Ein Jahrhundert nach dem andern ſinkt in das Grab; aber er ſteht über den Jahrhunderten, und keines hat ihm etwas Freundliches zu ſagen. Wandern, wandern muß er und immer wandern, bis Der ihn wieder anſchauen wird, den er einſt demuthlos nicht ahnen, nicht mit voller Hingebung lieben wollte. Er hat in entſetzlicher Lebensgier das ſeligſte Geſchenk des Todes verſchmäht, und nur wie aus der tiefſten Tiefe der Zukunft leuchtet ihm die Hoffnung durch das Wort: „bis du einſt mich wiederſiehſt.“ — —

Nicht eine armſelige Klugheitslehre wollen wir aus dem großen Mythus ziehen, nicht ſchulmeiſterlich, engherzig, oder pietiſtiſch wehmüthig und ſchwächlich ſoll ſie uns unterweiſen, ſondern lehren ſoll ſie im Großen und Ganzen, wie etwa die Nacht lehrt und ihre Geſtirne. Wir Menſchen alle tragen wol den Keim zu einem Ahasverus in uns, ja ſelbſt den Beſten kann der Wunſch beſchleichen, daß Dauer werde auch dem, was nur durch Nicht-Dauer erfreuen mag. Ewig iſt nur der Geiſt, die Liebe und die Gnade, die uns der göttliche Führer verkündet hat. Lebt dieſes Leben in unſerer Bruſt, wie könnten wir dann noch die Nacht fürchten mit ihrem ſanften Schlaf und ihren ſüßen Träumen und ihrem ſternenvollen Himmel? Wir werden dem Tode nichts abdingen wollen von ſeinen nothwendigen Schaudern, aber wir werden nicht unter ihm zuſammenſinken und mächtiger ſein als er durch höhere Hülfe, wir werden nicht mehr glauben uns zu beſchwichtigen, wenn wir ihn als zarten Fackelgenius malen, aber ſelbſt das Gerippe wird uns nicht mehr mit Entſetzen füllen. Wir werden den Heimführer als einen ſtill ernſten Freund begrüßen, wie unſere wackere Vorfahren, die nicht mit ihm liebäugelten, aber auch nicht vor ihm zitterten, ſondern ruhig dem „Freund Hain" die Hand reichten. Kommt er doch nicht aus eigner Macht, ſondern die Gnade iſt's, die ihn ſendet *).

---

*) Vergleiche meine Novelle: „Der ewige Jude," zuerſt erſchienen im Frauentaſchenbuch für 1816, dann verbeſſert im erſten Theil meiner Novellen, Berlin 1819.

7.

War Gellert furchtſam?

Eine unluſtige hypochondriſche Tugend giebt es allerdings, aber keine furchtſame. Gegen dieſen Satz hat man häufig angeführt, Gellert ſei doch gewiß fromm, aber auch ſehr furchtſam geweſen, und habe ſich ja oft genug jener Schwachheit ſelbſt angeklagt. Ganz recht, und zwar ſo oft und in ſo mannigfaltigen, bald zierlichen, bald wehmüthigen, bald humoriſtiſchen, bald ſchneidenden Wendungen, daß wir ſchon um deswillen auf die Vermuthung kommen müſſen, er habe ein gewiſſes trauriges Vergnügen darin gefunden, ſich ſelbſt unrecht zu thun, was bei einer Tugend, die in einem kranken Körper wohnt, überhaupt nicht ſelten zum Vorſchein kommt. War er aber wirklich furchtſam? In vielen Büchern ſteht freilich geſchrieben, er ſei es geweſen, doch wage ich ein entſchiedenes Nein zu erwiedern, und es ſcheint mir gar ſehr der Mühe werth, ſchon um jenes alten großen Satzes willen: „jede Tugend giebt ächten Muth,“ die Sache näher zu betrachten.

Gellert hatte eine arme dürftige Jugend, aber ſie beugte ihn durchaus nicht, denn er bezwang ſie durch feſtes Vertrauen auf Gott, durch ſtrengen Fleiß und die Uebung ſeines poetiſchen Talents *). Daſſelbe gilt von ſeinen Univerſitätsjahren und den ſpäteren nicht minder dürftigen, als titelloſer akademiſcher Lehrer in Leipzig. Er hatte den Muth, Niemandem zu ſchmeicheln, obwol Niemand zu ſeiner Zeit die Kunſt fein zu loben ſo trefflich verſtand wie er. Die Hochachtung für Gottſched war ihm freilich von allen ſeinen Lehrern eingeflößt, und

---

*) Daß dieſe dichteriſche Anlage bei ihm eine ächte ſei, zeigte ſich ſchon früh, z. B. in dem Gedichte, in welchem er von einem Abſchied erzählt. Da heißt es unter andern:

Als ich von Dir Abſchied nahm
Und immer ging und wieder kam, u. ſ. w.

Man kann Stunden und Tage lang in den Gedichten der ſogenannten Meiſter jener Zeit (etwa 1738) blättern und leſen, ohne zwei ſo naiven, kindlich gefühlvollen Zeilen zu begegnen.

er hielt ſich dabei an die grammatiſchen und literarhiſtoriſchen Verdienſte jenes Mannes, die allerdings nicht zu bezweifeln ſind; auch begünſtigte der ſonſt tyranniſch ſtarre, überberühmte Mann ſeine Studien anfangs auf mancherlei Weiſe. Dennoch behielt er den Muth, ſtets ſelbſtſtändig zu bleiben, und wie ſehr auch Gottſched als Poet nach einem einzigen Lobwort von Gellert rang, er hat es niemals dem ſeichten Reimer gewährt, obwol er nicht vergaß, daß er ihm zum Dank verpflichtet ſei. Späterhin, als es in Leipzig, ſo wie überhaupt faſt in ganz Deutſchland Sitte wurde, Gottſcheden nur zu bewitzeln und verächtlich zu behandeln, ſtimmte er nicht nur nicht in dieſen Ton, ſondern misbilligte ihn gänzlich, weil es ihm mit Recht widrig war, den Mann jetzt nur verhöhnt zu ſehen, der bei geringen Verſtandeskräften ehemals durch allgemeine Vergötterung verderbt worden war. Er wußte ſehr wohl, daß er ſich durch dieſe ruhige Unparteilichkeit bei den meiſten Kritikern (z. B. bei den ſchweizeriſchen) verhaßt mache, aber er hatte den Muth, das nicht zu achten.

Im ſiebenjährigen Kriege zeigte Gellert überall reinen Patriotismus und eine innig liebende Anhänglichkeit für das ſächſiſche Fürſtenhaus, deſſen

Mitglieder alle ihm ſtets wohlgewollt hatten. Es war ohne Zweifel dabei nichts als Hypochondrie, wenn er beſorgte, durch ſolche Geſinnung und die ruhige Aeußerung derſelben ſich bei den preußiſchen Behörden, und inſonderheit bei dem Heere verhaßt zu machen; da er aber einmal jene Hypochondrie hatte, ſo gereicht es ihm zur Ehre, daß er ſeine ſächſiſche Geſinnung unumwunden ausſprach; und wie ſehr mußte er bald über ſich ſelbſt lachen, daß er jemals fürchten konnte, da die Hochachtung der preußiſchen Offiziere für ihn gerade durch ſeine Offenheit nur vermehrt wurde. Es war vielleicht einer ſeiner kränkſten Tage, als König Friedrich ihn rufen ließ; dennoch zeigte er ſich in der allbekannten Unterredung mit dem ſieggekrönten großen Feldherrn als einen ruhigen muthigen Mann, der auch als deutſcher Dichter ſehr genau weiß, was er will, und feiner als man bisher anerkannt hat, ſeine beſcheidnen Wünſche dem Könige mittheilt. —

So iſt auch der Umſtand häufig unerwähnt geblieben, daß er einſt das Landgütchen einer verehrten Freundin, bei der er ſich als Gaſt befand, vor der Plünderung herumſtreifender Marodeurs ſchützte. Wodurch vermochte er das? Schießen und fechten konnte der arme kranke Leipziger Profeſſor nicht, und was hätte auch der Einzelne gegen die Mehrheit mit irdiſchen Waffen vermocht? Aber der ſtille Muth, den eine gerechte Sache giebt, und die ganze ſtillrührende Perſönlichkeit, verbunden mit ſeinem durch Deutſchland verbreiteten, wohlerworbenen Ruhm, halfen ihm das Ziel erreichen, welches er vor Augen hatte. Kein Haus und keine Hütte wurde geplündert, man begnügte ſich mit mäßiger Speiſung und Trank, und empfing wenigſtens mit äußerm Anſtande die guten Lehren, die Gellert bei dieſer Gelegenheit im reichſten Maaße ausſtrömte. — Und warum auch nur mit äußerm Anſtand? Was aus einem ſo reinen und warmen Herzen quillt, geht nie ganz verloren, und es ſind gar manche Beiſpiele zu unſerer Kunde gekommen von verwilderten Gemüthern, die durch Gellerts ſanfte Bitten und Ermahnungen zur Einſicht in ihre Verkehrtheit und nächſtdem zur Reue und Beſſerung gelangten.

Endlich vergißt man auch gar häufig, daß Gellert von Natur durchaus nicht trübe war, ſondern bei aller Harmloſigkeit eine entſchiedene ſchalkhafte und witzige Richtung hatte, von der einige ſeiner unübertroffenen Fabeln und Erzählungen, ſo wie ein paar Briefe, den unwiderleglichſten Beweis geben. Was wirklich in ihm trübe war, zeigte ſich nur in ſeinen letzten Lebensjahren, in denen die Krankheit ihn zuweilen zu überwältigen drohte; doch nicht überwältigte.

Mit einem Worte: Gellerts ſchwacher, ungeübter und deshalb unbeholfener Körper konnte freilich zuweilen zittern, aber ſein Gemüth hielt ſich ſtets aufrecht und zitterte niemals, und es iſt erfreulich, daß uns die Geſchichte ſeines Lebens ſo manche Data angiebt, den geliebten Mann von jedem Vorwurf der Furchtſamkeit freiſprechen zu können. Und nun mag er zehn- oder hundertmal ſelbſt ſagen, er habe ſich mitunter über alle Maaßen gefürchtet; wir hören das mit Lächeln an und denken ruhig: Rede du, was du willſt; wir kennen dich doch beſſer, du lieber Menſch. — So wichtig es aber auch iſt, den Einzelnen rechtfertigen zu können, ſo iſt es doch unvergleichbar wichtiger, ſich zu dem ewigen Gedanken zu erheben, daß das reine Herz, welches einſt Gott ſchauen wird, ſich auch hienieden unmöglich vor irdiſcher Gefahr fürchten könne.

8.

Ein großer Dichter, ein guter Menſch.

Der allbekannte römiſche Dichter Lucanus hatte von der Natur ſo ziemlich Alles empfangen, was zu einem großen Dichter nöthig iſt; aber er wurde es nicht, weil er nichts hinzuthat, was der Menſch allein ſelbſt hinzuthun kann und ſoll: Charakter, Würde, Tugend. Hat jemals ein Menſch an zwei Tafeln zu gleicher Zeit ſpeiſen wollen, ſo iſt er es. Er ſchmeichelte dem Nero und ſchwelgte mit ihm, pries aber dabei, gleichſam zu ſeiner Erholung, in ſchönen Verſen die Mäßigkeit und Frugalität der alten Zeit; er weihete ſich ein in die heilloſeſte Raffinerie der Sünde und rühmte die edele Einfalt der Tugend; er war weichlich zerfloſſen und lebensängſtlich in ſolchem Grade, daß er die Scheußlichkeit beging, in der Gefahr entdeckter Verſchwörung die eigne Mutter zu verrathen, um ſein erbärmliches Leben zu retten, er, deſſen höchſtes Ideal der Lebenverachtende Stolz des Cato war. — Man hat wenigſtens das als eine Art von Kraft an ihm gerühmt, daß, als ihn ſeine Nichtswürdigkeit nicht retten konnte, und es nun wirklich an das Sterben ging, er doch noch im Stande geweſen ſei, beim Anſchauen ſeines hinſtrömenden Blutes hübſche Verſe zu machen, die das Ende eines ſo hinblutenden Kriegers beſchrieben. Indeſſen werden wir bei näherer Betrachtung leicht finden, daß er ſich ſelbſt nur noch zu guter letzt ein Schauſpiel gab, wozu ſchon ein ungeheurer Krampf hinlänglich war, der freilich oft genug mit Kraft verwechſelt wird.

Von dieſem Standpunkte aus betrachtet iſt die Lectüre ſeiner Pharſalia unendlich lehrreich. Ueberall die herrlichſten Talente, nirgend Genie, überall das ſichtbare Streben, das Gewöhnliche zu vermeiden, aber auch ſtete Entfernung von dem Natürlichen und Einfachen, der Wunſch, mit Einem Schlage das ganze Herz zu treffen, und nichts erreicht als Pomp und Glanz. Selbſt das Höchſte, was er wollte, Cato's Ruhm, wobei ſeine Begeiſterung am bunteſten aufflammt, iſt nur ſcheinbar erreicht, und ſelbſt vor ſeinem durchdachteſten und kühnſten Verſe:

Victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni würde ſich Homer, Aeſchylus und Sophokles ganz gewiß, und vermuthlich ſelbſt Euripides, beleidigt abwenden. Bei Homer zeigt ſich gerade die höchſte Kraft ſtets im Gehorſam gegen den Willen der Götter. Wie flammt Achill in ungebändigter Rieſenkraft des Zorns auf gegen Agamemnon; wir ſehen es ſchon im Voraus, daß dem überſtarken Jünglinge nichts werde widerſtehen können; aber er hört die Stimme der Pallas Athene, die ihm Mäßigung befiehlt, und plötzlich, wie ein gutes Kind, das gar nichts anders kann als liebend fromm gehorchen, wirft er das Schwert in die Scheide zurück. Der König giebt dem König der Könige Agamemnon nach, denn die Göttin der Weisheit will es ſo; aber in jeder Ader ein Menſch, voll Schmerz über die Ungerechtigkeit, weint er am Ufer des Meeres heiße Thränen, und läßt ſich von der geliebten Mutter tröſten.

Ach, es iſt ein bedeutendes Unglück, daß wir noch immer ſo oft hören müſſen: „Ein großer Dichter, aber kein guter Menſch.“ In dieſen Worten iſt nicht bloß ein wiſſenſchaftlicher, ſondern entſchieden ſündhafter Irrthum; denn ſo gewiß als niemals ein die Wahrheit und Sittlichkeit verhöhnendes Wunder geſchehen kann, ſo gewiß kann auch nur der wahre und gute Menſch das Vermögen beſitzen, das Wahre, Gute und Schöne künſtleriſch zu erzeugen. Ein tönendes Erz und eine klingende Schelle kann ohne Zweifel recht angenehm tönen und klingen, und nur das vermag das Talent zu erreichen. Aber Talent iſt nicht Genie, und ſelbſt dieſes iſt ohne Religioſität, die allein dem Charakter den höhern Adel giebt, ein verirrter, taumelnder Genius, der zum Kobold werden kann.

Nur dem guten Menſchen kann das wahrhaft Schöne erſcheinen, wie etwa dem Egmont im Gefängniß das Bild der edlen Freiheit in der Geſtalt ſeines Klärchens.

Von allem dem aber will die Mehrheit immer nichts wiſſen. Sie meint, das Schöne fliege dem Dichter ſo etwa ungefähr zum Fenſter hinein, und ſpricht munter darauf los: „Der Poet A oder B oder X iſt ein ſchlimmer Vogel, ein malitiöſer Geſell, ja, unter uns geſagt, ein Kerl, an dem kein gutes Haar iſt; aber Romane kann er machen, und Tragödien und Komödien, daß nichts darüber geht. Kurz, er iſt ein großer Dichter.“

Gott beſſ're ſolche Reden, damit endlich einmal der allereinfachſte Gedanke: „Der ächte Dichter iſt der geiſtige Verfechter, Lehrer und Anleiter des Volks zur harmoniſchen Geſammtbildung und hat deshalb ein ſehr ſchweres, wichtiges und würdevolles Amt," ſiegend durchdringe. Dann wird man aber auch aufhören, talentvolle Verſemacher, buntſcheckige Witzbolde u. ſ. w., die nichts weiter ſind als das, mit dem edlen Namen „Dichter" zu begrüßen. —

9.

Aeußerung des Cervantes über ſich ſelbſt.

Wir ſind zum Glücke wol jetzt Alle der Meinung, daß Don Quixote keinesweges ein bloßes angenehmes Spaßbuch ſei, ſondern ein überaus ſinnreicher Roman, voll tiefen Ernſtes und tiefen Humors, ein unvergleichliches Kunſtwerk, dem in ſeiner Unerſchöpflichkeit keine Zeit etwas anhaben kann. Man ſoll es ja recht genau leſen, um ſich die Freude daran zu erhöhen. — So blitzte mir neulich wieder einmal eine Stelle in die Augen, die gewiß jeden Leſer auf das innigſte ergreifen wird, obwol ſie, ſo viel ich weiß, noch niemals als beſonders wichtig hervorgehoben worden iſt. In dem eben ſo lehrreichen als ergötzlichen Gericht, welches der Pfarrer und Barbier über des Ritters Bücherſammlung halten, wird zuletzt auch noch die „Galathea“ von Cervantes in die Hand genommen. „Dieſer Cervantes," ſagt der Pfarrer, „iſt ſeit vielen Jahren mein guter Freund, und ich weiß, daß er gewandter im Leiden als im Reimen iſt. In ſeinem Buche iſt Manches gut erfunden, Manches wird vorbereitet und nichts zu Ende geführt; man muß den verſprochenen zweiten Theil erwarten, vielleicht verdient er ſich durch dieſen die Gnade für das Ganze, die man ihm jetzt noch verweigern muß; bis dahin, Herr Gevatter, hebt das Buch in Eurem Hauſe auf."— So alſo läßt der Lieblingsdichter Europa's, der geiſtreichſte aller ſpaniſchen Autoren, der berühmteſte Romandichter aller Zeiten über ſich urtheilen! — Im Reimen ſei er wenig geſchickt, und nur im Leiden wagt er ſich eine gewiſſe Virtuoſität zuzuſchreiben, weshalb man ihn wol geduldig nennen möge. Für ſeine Galathea bittet er bloß, was man fordern könnte: das Abwarten der Fortſetzung und des Schluſſes u. ſ. w. Wahrhaftig, wenn man dergleichen Aeußerungen recht bedenkt, ſo ſcheint es, als ſei die Beſcheidenheit doch keine ganz üble Sache; wenigſtens iſt der Verfaſſer des Don Quixote recht gut damit gefahren. Dann aber, wenn man erwägt, daß in neueren Zeiten dieſe Tugend zu einer Seltenheit geworden iſt, und wenn man ſo oft hören muß, daß dieſer und jener, dem einmal ein Vers geglückt oder eine halbweg leidliche Novelle entfloſſen iſt, nunmehr (wie Flemming den Opitz) ſich ſelbſt als einen „Herzog deutſcher Saiten“ begrüßt, ſo kann einem dabei ordentlich ſchwül werden, und man möchte in den Stunden, wo man nicht aufgelegt iſt zum Lachen, ſehr ernſt und herzinniglich bitten: Kehrt um! Auf dem Wege, den Ihr wandelt, blüht nichts Dauerndes.

Nicht minder beſcheiden und noch herzrührender iſt es, wenn Cervantes in der Vorrede zu ſeinem Don Quixote für die Mängel ſeines Werkes um Entſchuldigung bittet, weil in einem Gefängniſſe, wo jedes Unbequeme zu Hauſe iſt und alles traurige Geräuſch ſeine Wohnung hat, es ſich nicht gut poetiſch produciren laſſe. Aber es iſt dieſe Aeußerung nicht bloß rührend, ſondern auch wahrhaft herzerhebend, denn wir können unbedenklich fragen, ob wol unter den Millionen Leſern, die jener, in allen Wurzeln und Adern heitere Roman gehabt, auch nur ein einziger auf die Vermuthung gekommen wäre, er ſei unter ſo traurigen Verhältniſſen geſchrieben, wenn wir nicht einige Kenntniß von des Dichters Lebenslauf, und ſeine eigene Verſicherung hätten. Freilich, wenn er in großtönenden Verſen mit der Vorſehung gegrollt und nächſtdem den Tag ſeiner Geburt mit einem ſchauerlichen Fluch belegt hätte; ſo würde er ohne Zweifel vielen Tauſenden weit genialer vorgekommen ſein als jetzt; er aber ſcheint gemeint zu haben, heiterer Muth, ſanfte Geduld und ſtille Beſcheidenheit ſei doch wol das Beſte. Und ſie haben ihn auch treu bis zum Grabe geleitet.

Da aber manchem heutigen literariſchen Jüngling und Manne die Beſcheidenheit als eine wirkliche Sünde, oder, um mich bequemer auszudrücken, als eine „Lumperei" vorkommt, ſo wird auch mancher dieſen Vorwurf nicht auf Cervantes wollen haften laſſen. In dieſem Falle wäre es wol das Rathſamſte, wenn man mir zu verſtehen gäbe, ich hätte jene Stellen gar nicht recht verſtanden, und wenn der caſtiliſche Poet ſich alſo ausdrücke, ſo ſei das nur — Ironie. Ich will darauf bloß kurz erwiedern, daß, wenn jene ſo fortfahren, die Bedeutung der Ironie zu verkennen, ſo werden ſie nach und nach die Falſchmünzerei jenes Wortes vielleicht ſo weit treiben, daß ſie ſelbſt das Jawort bei der Trauung, ſo bald es ihnen gelegen iſt, oder ſogar am Ende (um das Gräßliche auf den höchſten Gipfel zu ſteigern) das

Vaterunſer für „ironiſch gemeint" erklären!!! Das klingt ſehr traurig, aber die Sache iſt es auch.

Damit aber der Leſer nicht zu traurig werde, ſo wolle er ſich an die tröſtliche alte Erfahrung erinnern, daß das Wort mancher Schriftſteller oft bei weitem ſchlimmer ſei als ihre Geſinnung und That.

10.

Wetter und Schrift.

Die meiſten Ungebührlichkeiten, Sünden und Frevel, mit denen die Polizei oder gar das Criminalgericht zu thun hat, pflegen bei ſchlechtem Wetter und in kalten Wintern verübt zu werden. Wie ſteht es aber in dieſer Hinſicht mit den literariſchen Sünden? An ſchönen Juliusabenden ſchreibt man ſelten eine gründliche Abhandlung, und in blühenden Hollunderlauben ſelten ein ſchönes Maigedicht; wohl aber ſchafft ſich das bei ſchlechtem Wetter, beſonders wenn es regnet, was nur vom Himmel herunter kann. Dieſes Lob wollen wir den naſſen Tagen nicht entziehen, aber ſie müſſen nur als Zwiſchenſpiele ſich geltend machen; denn ſobald ſie ſich als herrſchend und dauernd verkünden, wie z. B. in den Sommern 1828 und beſonders 29, die beinahe kranken Greiſen gleichen, ſchaden ſie der ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit ſehr. Wie aber, wenn vollends auf einen winterlichen Sommer und Herbſt ein ungeheurer und beiſpielloſer Winter folgt, der ſchon jetzt (Anfang Februars 1830), elf Wochen hindurch unſern Augen nichts geboten als ein unzerſtörbar ſcheinendes dickes Schneegewand, unſerm Gefühle die Kälte von 15 bis 20 Graden unter dem Gefrierpunkt, und unſerm Ohr die Klagen der Armen über Hunger und Kälte: wie muß das auch auf die literariſchen Beſtrebungen einwirken?! Bei unſern Autoren erſten und zweiten Ranges möchte ſich wol der Schaden noch erträglich zeigen, denn dieſe haben die ſchöne Tugend zu warten, zu feilen, zu beſſern, zu ſtudiren, zu ſammeln; aber unſere eilfertigen flüchtigen Currentſchriftſteller, die augenblicklich was ſie hingeſchrieben, unter Glas und Rahmen — das heißt, unter die Preſſe bringen wollen — die werden uns üble Momente bereiten.

Wenn Quintilian Recht hat, daß jedes Wort, auch das häßliche, an ſeiner rechten Stelle ſtehend, zu billigen ſei, ſo darf ich auch wagen, die Stimmung der meiſten Menſchen in dieſen Tagen und Wochen mit dem plattdeutſchen Ausdruck „ſtrammbulſtrig“ zu bezeichnen. Das möchte nun noch hingehen, und es kann recht gut ſein, daß den Leuten einmal ganz beſonders deutlich gezeigt wird, es müſſe doch ohne Zweifel Mittel geben, ſich in ſich ſelbſt zu vergnügen, wenn auch da draußen nicht viel Fröhliches zu holen iſt; ſchlimm aber wäre es, wenn wir uns jetzt zuvörderſt mit jenen verſtimmten Gemüthern, und ſpäterhin, nach Empfang der neuen Oſtermeßbücher, mit einigen hundert verſtimmten und ſtrammbulſtrigen Schriften zu plagen hätten. Wir wollen uns auf dieſes Unglück immerhin ein wenig gefaßt machen; aber auch zugleich uns um die ſchöne Kunſt bemühen, ſchon Seite 7 oder höchſtens 9 zu merken, ob ein Buch es auf die Uebellaunigkeit angelegt habe, um es dann ſogleich fröhlichen Muthes zuzuklappen.

11.

Etwas aus Adelung und Campe.

Zu dem unauslöſchlichen Gelächter der homeriſchen Olympier bringen wir armen Sterblichen es freilich nicht, auch ſollen wir das nicht wollen. Indeſſen giebt es doch auch in unſrer lieben deutſchen Literatur Sachen, die es wirklich darauf anzulegen ſcheinen, ein ſolches Gelächter hervorzurufen, ja wir haben ſogar bloße Ueberſchriften, von denen man glauben möchte, ſie ſeien in ſolcher Abſicht verfertigt worden. Dafür hat z. B. Adelung geſorgt, und zwar in dem noch lange nicht genug berühmten Aufſatze mit dem Titel: „Ueber den Nutzen der Empfindungen.“— Welche Gutmüthigkeit und Anmuth liegt bereits in dieſer Aufſchrift, und welche Gründlichkeit! Seit Jahrtauſenden hatte man nur ſo ungenirt darauf los empfunden, ohne ſich im mindeſten nach dem eigentlichen Nutzen dieſes Vermögens umzuſehen, bis es endlich dem verdienſtvollen, ſtets fleißigen Grammatiker einfiel, uns darüber die Augen zu öffnen. Sollen wir uns nun deshalb freuen, ſo müſſen wir leider aber auch erröthend hinzuſetzen, daß jener Aufſatz (an dem ſich bekanntlich auch Schiller überaus ergötzt hat) bis jetzt nur wenige Früchte getragen hat. Warum haben wir noch immer nicht Aufſätze „über den Nutzen der Tugend?“ „über den Nutzen der Liebe?“ „der Glückſeligkeit?“ „der ſüßen Träume?“ u. ſ. w. und wo lebt der talentvolle Edle, der dieſe klaffenden Lücken genügend füllen wird?

Ueber den „Nutzen der Poeſie“ — das muß man uns laſſen — haben wir jedoch ſchon viel Grandioſes ausgehen laſſen. Das wichtigſte Wort iſt ohne Zweifel von Campe, der unbedenklich erklärt, ſie habe eigentlich gar keinen Nutzen, wenigſtens nicht für Erwachſene und gebildete Leute. Für Kinder möge man allenfalls kleine gereimte Fabeln und Erzählungen machen, und er ſelbſt müſſe bekennen, daß auch er als Jüngling — wozu verführt nicht brauſendes Jugendfeuer? — dergleichen verfaßt habe; als Mann aber — bei Leibe nicht! Damit man ihn jedoch recht und ganz verſtehe — denn wenn die Deutſchen ſchon übermäßig deutlich geweſen ſind, ſo ängſtigen ſie ſich noch aus Tugend ab, man könne ſie für myſtiſch-dunkel halten — ſo fügt er ein Beiſpiel hinzu, und macht bemerklich, daß die wackern braunſchweigiſchen Bürger Jürgens, Erfinder des Spinnrades, und Mumme, Erfinder des unſterblichen Getränks, das des Urhebers Namen empfing, in jedem Falle weit größere Verdienſte hätten als die beiden epiſchen Dichter, Homer und Virgil, mit denen man nichts Solides anfangen könne. Die ganze Sache hat etwas ſo Sublimes, daß ſelbſt diejenigen Leſer, denen ſie bekannt iſt, ſich hoffentlich gern daran erinnern werden.

Zurückkehrend zu Adelung, wollen wir noch eines ſeiner höchſt bedeutenden äſthetiſchen Urtheile gedenken. Bekanntlich iſt ihm die ſchöne Literatur der Deutſchen aus den Jahren 1740 bis 60 die einzige ſchöne, denn ſpäterhin von 1761 an ging Alles darunter und darüber, und die ſpätern Dichter: Leſſing und Klopſtock (in den Mannesjahren), Stolberg, Bürger, Hölty, und endlich gar Goethe ſeien doch alle nicht correct, ja ſtreng genommen, etwas ſchwülſtig und confus. Was man ihnen zugeſtehen müſſe, ſei eine „etwas lebhaftere Phantaſie.“ Wer aber hat die nicht?“ fragt dann mit ſiegreichem Lächeln der zermalmende Kritiker, und in der That, es iſt ein ſchwerwiegendes, aber auch unſchätzbar ergötzliches Wort dieſes: „Wer aber hat die nicht?“ Ich ſchreibe es heute bei trübem Novemberwetter und ſpreche es dabei auch aus, denn der bloße Klang hat ſchon etwas Erheiterndes. Vielleicht gelingt ihm bei dem geneigten Leſer ein ähnlicher Erfolg.

12.

Jean Paul, als Menſch und Dichter.

(Nach der Lectüre des vierten Theils des Werks: „Aus Jean Pauls Leben.“)

Es iſt eben nicht Sitte, daß ein Recenſent mit Ausrufungen anfängt, und doch kann ich diesmal nicht anders und muß gegen die hergebrachte Weiſe fehlen. Welch' ein Buch! es führt uns beſſer, als alle früheren Schriften dieſer Art, die mir je zu Geſichte gekommen ſind, in die Höhlen des Unglücks und die Gemächer des Jammers, in die verborgenſten Marterkammern mit den mannigfaltigſten Marterinſtrumenten ausgeſtattet. — Richter kehrt von Leipzig mit dem Gefühl, ſelbſt das Eſſen der letzten Monate nicht bezahlt zu haben, nach Hof zurück. Er hat nichts als ſeine „grönländiſchen Prozeſſe,“ die aber niemand verſteht, und von denen ſelbſt Gleim ſagt, „ſie ſeien ſo witzig, daß man gleich des Teufels werden möchte.“ Das große Publikum will aber weder des Teufels noch Gottes werden, ſondern im Halbſchlummer aller Kräfte, mit breitgetretenem Spaße amüſirt ſein. Der junge Menſch wird ſeiner Vaterſtadt etwas unheimlich, und man raunt ſich ſeltſame Bemerkungen über ihn in's Ohr, die darauf hinauslaufen, er ſei ein Genie und deshalb unbrauchbar. Ein geſchätzter Paſtor aber, gleichſam in ſchwarzer Melchior [illegible]öziſcher Steifleinwand, raunt nicht und flüſtert nicht, ſondern ſpricht ganz laut und genügend grob ihm ſelbſt in das Angeſicht, er, der Paſtor, halte von ihm gar nichts, er ſei ein Atheiſt, und ſolle ſich nur ja nicht etwa defendiren, denn es helfe ihm doch nichts, es ſei einmal ausgemacht. Der Jüngling vertheidigte ſich demungeachtet, doch zweifle ich, ob mit Erfolg.

Er findet ein dunkles Stübchen in einem verfallenen Häuschen, das er mit der kummervoll verarmten Mutter und ähnlich geſinnten Brüdern theilt, und hungert mit ihnen in Geſellſchaft; ſpaßt aber dabei, was ſie nicht können, mit einigen Freunden, die jedoch den Scherz nur halb und halb, und oft gar nicht verſtehen. Der Prediger Vogel meint es gut mit ſeinem Freunde; doch iſt zuviel Kopfſchütteln dabei. Er thut ſich auch leider auf eine gewiſſe Gattung von unerquicklicher Aufklärung zu viel zu Gute; da er aber etwa alle Monat doch auch einen guten witzigen Einfall hat, ſo mag er es, zu ſeiner Ehre geſagt, wol leiden, daß ſein Freund dergleichen in jeder Stunde, und noch beſſere, erzeugen kann. In trüber Stimmung iſt ihm jedoch die Sache nicht ganz geheuer, und er nimmt auch dann Manches übel. Tiefer ſteht ein zweiter Bekannter, der manchen Witz auf ſich gemünzt betrachtet, und grämlich wird über nicht verſtandene Metaphern. Ein dritter, reich und geizig, quält Richtern ſehr, und ein vierter iſt gutmüthig, roh und ungenirt.

Richter ſchreibt eine herrliche Satire nach der andern, aber bei dem bloßen Anblick ſolcher Sachen kriegen die Buchhändler Scheu und Schrecken; er ſchreibt unnachahmliche rührende und witzige Muſterbriefe an große und berühmte deutſche Schriftſteller und fleht ſie an, ihm einen Verleger zu ſchaffen; aber dieſe celebren Autoren haben viel zu viel zu thun, als daß ſie hätten zwei Minuten zu einem entſcheidenden Fürwort für ihn verwenden ſollen. Was geht ſie ein armer unbekannter Jüngling an? Mag er mitſammt ſeinem in Deutſchland unerhörten

Humor in Gottes Namen verhungern! Einige ſchlagen den ſicherſten Weg ein und antworten gar nicht, andere bedauern, nicht helfen zu können (d. h. oft: „zu wollen"), andere ſind gütig genug, ihm einige treffliche Buchhändler zu nennen, wodurch ihm die große Mühe erſpart wird, in den umſonſt zu habenden Meßkatalogen die Namen nachzuſchlagen. Was man aber ſo in gewöhnlicher Sprache „Hülfe" nennt, bleibt aus; und Robinſon erſcheint auf ſeiner wüſten Inſel in dem ſchönen warmen Clima und mit ſeinen Nahrung liefernden Lama's als ein reichlich unterſtützter glückſeliger Mann gegen Richter. Endlich erringt er wirklich, und zwar durch eigene Bemühung, ich weiß nicht ob nach zweihundert oder dreihundert vergeblichen Bemühungen — einen Verleger für ſeine neuen Satiren. Das iſt aber auch ein Mann, von dem ſich Nützliches lernen läßt. Er belehrt den jungen Autor, daß er ſelbſt nur Bücher drucke, um ſie zu verkaufen, daß auf den Titel Alles ankomme, und bringt ihm einige auf, unter denen Richter zwar die widerlichſten ablehnt, dennoch aber ſich entſchließen muß, den „Teufel" einzulaſſen, der denn auch offizinell wird, und die köſtliche Einleitung „Aviſo des Juden Mendel" veranlaßt. Er unterrichtet ihn ferner, daß drittehalb Thaler für den eng gedruckten Bogen ſolcher leichten Sachen völlig genug ſei, und als der Dichter ſich auf die Großmuth eines frühern Berliner Verlegers bezieht, bleibt jener feſt, und ſtellt die Conſequenz als eine höhere Tugend praktiſch auf. Richter läßt ſich am Ende Alles gefallen,[1] und dankt Gott, daß er doch endlich die Ausſicht hat, ſein großes Werk gedruckt zu ſehen, und den lieben Deutſchen ohne Zweifel eine große Freude zu machen; allein der Buchhändler zeigt ſich als einen ſedaten und moderaten Mann, der es für heilſam hält, junge Leute, ſelbſt wenn ſie ſchon Jahre lang gewartet haben, noch einige Jahre warten zu laſſen; denn zu geduldig kann man doch nie ſein. Eine Pflicht gegen Deutſchland glaubte er ohnehin nicht zu haben, denn da es ſich ſchon ſo viele Jahrhunderte ohne die „teufliſchen Papiere" beholfen hatte, ſo konnte es ſich auch noch länger ohne dieſelben behelfen, und es war ihm einerlei, ob dieſelben 1787, 88 oder 1789 erſchienen. Nun ſollte man freilich glauben, der Mann ſei ziemlich kalt geſinnt geweſen; genau betrachtet aber zeigt er ſich dennoch voll poetiſcher Hoffnungen und ſanguiniſchen Vertrauens; denn hätte er ahnen können, was wirklich geſchehen, ſo würde er weder drittehalb Thaler noch drittehalb Groſchen für jene diaboliſchen Papiere gezahlt und keinen Bogen derſelben in die Preſſe geſchickt haben, denn bekannt iſt es genugſam, daß die Deutſchen viel zu beſcheiden waren, um dergleichen geiſtreiche Sachen zu leſen oder gar zu kaufen, da ſie gleich von vorn herein ahneten, ſie würden ſie doch nicht verſtehen; über welche Tugend aber der Teufel ſo böſe ward, daß er ſeine eigenen ſchnell zu Makulatur gewordenen Papiere holte.

Jean Paul hatte dennoch ſeine Freude an dem Buch, und machte den gehörigen Witz über den Setzer, der ſo viele intereſſante Druckfehler auf eigene Hand angebracht, und über die Carlsd'or des Verlegers, mit denen es eine ſeltſame Bewandtniß haben mußte, weil die Wechsler, denen man ſie anbot, eine ganz beſondere Feindſeligkeit gegen dieſelben äußerten, indem ſie die Goldſtücke, als wären ſie glühend, ſchnell aus der Hand warfen.

J. P. iſt während deſſen aus Hof herausgekommen, und lebt auf dem Lande als Kinderlehrer, und zwar als ein höchſt ſeltſamer, ja einziger, der es ſich überaus ſchwer macht, um es den Kindern leicht zu machen. Dem ſeligen Sokrates würde er gewiß gefallen haben, denn der hielt bekanntlich auch ſehr viel auf die Weckung der eigenen Kräfte der Schüler, auf das kluge, leiſe anregende Fragen, auf das ironiſch witzige Zuſammenfaſſen der Wiſſenſchaft und des Lebens, ſo daß die Schüler und die Schülerinnen ordentlich erſtaunen mußten, wie klug ſie ſelbſt ſeien. Aber ein eigentliches Tagebuch über die moraliſche und äſthetiſche Vervollkommnung der Kinder, eine genaue Nachweiſung der witzigen Einfälle, die ihnen durch den höhern Witz des Lehrers entlockt waren, ein ſolches Tagebuch hielt denn doch auch Sokrates nicht, wol aber unſer Richter, und es iſt billig, ihn für dieſe große Mühe noch im Grabe zu rühmen, was jene Schüler und Schülerinnen gewiß auch während ihres ganzen Lebens nicht verſäumt haben werden.

Die Göttin Penia bleibt indeſſen unſerm Richter treu; doch eben weil ſie eine Göttin iſt und einen ächten Dichter vor ſich hatte, ſo wagte ſie nicht, ſich ihm in einer verzerrten Geſtalt vorzuſtellen, und obwol ſie ehedem es an kalten Stuben und elender Nahrung nicht fehlen ließ, ſo hatte ſie doch nur trübe Stunden, nie aber ein trübes Leben veranlaſſen können. Nur der armen, ununterbrochen ſpinnenden Mutter hatte ſie nach und nach jede Hoffnung geraubt, daß aus ihrem Johann

Paul Friedrich etwas Rechtes werden könne; noch ſchlimmer aber wirkte ſie auf den ältern Bruder, der endlich des monotoniſchen Umgangs mit Hunger und Kummer, Jammer und Elend ſo ganz und gar überdrüſſig ward, daß er ſich in die Saale ſtürzte, um mit einemmale dem ſchleppenden Lebensdrama ein Ende zu machen.

Unſer Dichter, gewiß noch tiefer fühlend, als jener unglückliche Selbſtmörder, ertrug auch dieſen Jammer. Er ſtand dem Geſchick und hielt die Hoffnung feſt, was wir ihm ſehr hoch anrechnen wollen; denn je ſchwerer es uns gemacht wird, zu hoffen, je größer wird unſere Tugend. Hatte ſich doch auch ſchon jetzt (etwa 1788) ſeine äußere Lage durch die Verhältniſſe in dem Lehramte einigermaßen gebeſſert, waren doch hübſche und gutartige Kinder um ihn, die ihn liebten; — und wenn wir nur geliebt werden, was wollen wir mehr? — Zwei ſchwache Seiten des Dichters: „eine warme Stube und Kaffee“ wurden freilich nicht immer genügend gepflegt; aber ein ſo geſunder und kraftreicher Jüngling, wie Richter, erträgt auch das. Beſonders wenn er ein ſolcher Virtuoſe im Phantaſiren und Hoffen iſt. Dieſes Talent beſaß Richter in dem allerhöchſten und ſchönſten Grade, ſo daß er ſelbſt bei 20 Grad unter Null nach Reaumur recht gut die ſüßeſten Frühlingsdüfte eines ſiciliſchen Thales genießen konnte. Dieſe Phantaſie war auch in jener Zeit ſo rein kindlich ungenirt, daß er ſeinen Pflegekindern zuweilen erzählte, es komme nun bald die Zeit, wo er werde anerkannt werden und wo ſelbſt Prinzen und Prinzeſſinnen ihm ſagen würden, wie ſehr ſie ihn zu ſchätzen geruhten. Er hatte durchaus nicht unrecht, aber um das Jahr 1790 gehörte wirklich eine beiſpielloſe Phantaſie dazu, dergleichen zu hoffen, denn noch immer fanden ſich keine andre Leſer als ſeine Freunde Otto und Vogel, und in dem glücklichen Falle, daß er Etwas drucken laſſen konnte: ſeinen Setzer, welcher letztere jedoch nicht zu den aufmerkſamen zu rechnen iſt, da er ſo gräuliche Druckfehler machte.

Um dieſe Zeit ſchrieb Richter in den wenigen Zwiſchenſtunden, die ihm ſein Lehramt ließ, beſonders Sonntags, ſeine „unſichtbare Loge,“ mit der er in der erſten Hälfte des Jahres 1792 fertig ward, in ſo weit er damit jemals fertig werden konnte. Daß dieſes Buch vortrefflich ſei, mußte er bei der größten Beſcheidenheit ſich ſelber ſagen, und der redliche ſtrenge Otto ſagte es ihm auch. Aber was nun weiter? wohin damit? Die Buchhändler wollen nur mit berühmten Leuten etwas zu thun haben, und mögen nicht gern warten, bis einer berühmt werde. Berühmte Männer aber zu bitten, daß ſie ihn unter ihre Flügel nähmen, war bedenklich, denn noch zu nahe lagen die traurigen Erfahrungen, die er gemacht hatte, und noch vor kurzem war ihm ein unſchuldiger Aufſatz für das ..... Modejournal, mit der unumwundenen Erklärung, es ſei derſelbe ganz unbrauchbar, zurückgeſandt worden. Da erfaßte Richter den beſten Gedanken, den er erfaſſen konnte; er wählte nämlich unter allen berühmten deutſchen Schriftſtellern den aus, von dem er wußte, daß er am meiſten — gelitten hatte und noch litt. Es war Karl Philipp Moritz, dem, bei allen Mängeln, die wir an ihm rügen müſſen, wol zu gönnen geweſen wäre, daß das ihn bitter mäkelnde Publikum noch bei ſeinen Lebzeiten erfahren hätte, wie ſehr Herder und Goethe ihn als Kunſtkenner ſchätzten, wovon es, wie bekannt, leider erſt ſeit einigen Jahren Kunde bekommen hat. Jean Paul fühlte ſich um jene Zeit ganz beſonders zu ihm hingezogen, der in jedem Falle am beſten wiſſen mußte, was Armuth ſei, er, dem das Geſchick ſo oft ſtatt Brot, Steine und Sand gegeben hatte — einigemale auch Puderſtaub ſtatt Mehl. (S. Anton Reiſer.) Richter, der ſich zehn Jahre lang in den berühmten Deutſchen verrechnet hatte, verrechnete ſich diesmal nicht, denn ſchon mit der nächſten Poſt ſchrieb Moritz ſeine Entzückung über das herrliche Werk, und die Nachricht, daß er bereits einen Verleger gefunden, der hundert Ducaten Honorar für daſſelbe zahlen wolle, und jetzt ſogleich abſchläglich dreißig ſandte, die der hocherfreute Richter in die zitternden Hände ſeiner alten Mutter gleiten ließ.

Von dieſem Augenblick fing der bedingende Drang des Lebens bei unſerm Dichter zu weichen an, und etwa zwei Jahre darauf ſah bereits das ganze gebildete Deutſchland in Jean Paul einen ächten Dichterfürſten, dem man nur mit Liebe und Verehrung begegnete.

Man ſieht: dieſe Biographie iſt ſo intereſſant, daß ſie ſchwerlich intereſſanter erſonnen werden könnte. Aber ſie iſt auch mehr als das; ſie iſt im hohen Grade wichtig und lehrreich, und hat jene Beruhigung und tragiſche Heiterkeit in ſich, die den griechiſchen Tragödien faſt nie, und der unſrigen ſo oft fehlt. Seneca ſagt ſehr richtig, ein edler Menſch im edlen Kampfe mit dem widrigen Geſchick, ſei ſelbſt für die Götter ein würdiges Schauſpiel; und hier ſehen wir vollends einen Mann, der nicht bloß rüſtig kämpft, ſondern dabei noch lächeln und ſcherzen kann. — Es iſt recht hübſch und gut, wenn wir bei köſtlichem Wein fröhlich ſingen; wie aber, wenn das Geſchick, das wir doch nie ganz auslernen können, uns einmal den Wein nehmen ſollte? Dann wäre gewiß das Beſte, wir machten wirklichen Ernſt aus den guten Worten unſeres unvergeßlichen Hölty, der ja auch ſelbſt Ernſt daraus machte:

Dann ſingeſt du beim Waſſerkrug,
Als wär' dir Wein gereicht.

Endlich entſteht hier noch eine neue Frage: „Wie ertrug Jean Paul ſein nunmehr beginnendes Glück und ſeinen überall verbreiteten Glanz?“ — Die Antwort vielleicht ein andermal.

13.

Wem ſoll ich nun glauben?

(Eine wahre Anekdote.)

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ſtand einmal der Schriftſteller A. im Laden ſeines Verlegers, und blätterte in den eben angekommenen äſthetiſchen Zeitblättern, die ſich damals noch mit leichter Mühe überſehen ließen. Da ging die Thür raſch auf, und mit großem Geräuſch trat der Schriftſteller B. herein. „Nein!“ rief er aus, ohne weder einen guten Mittag noch Nachmittag zu wünſchen, „nein! es iſt doch zu arg! zu toll! und man muß ſelbſt toll darüber werden!“

„Mein Gott!“ ſagte der muntere A. „was iſt Ihnen begegnet? Iſt Ihr Haus abgebrannt? Iſt Ihre ſchätzbare Frau plötzlich heiſer geworden? Iſt Ihr verehrungswürdiger Junge im Examen durchgefallen?“

„Ach was! nichts von dem allen; aber ich muß erſt Athem ſchöpfen.“

Jetzt war auch der Buchhändler, der bis dahin in der Tiefe des Ladens gearbeitet hatte, herbeigekommen, und ſagte mit jenem erhaben ſatyriſchen Lächeln, das aus reiner Klugheit und ſchmerzlicher Erfahrung hervorgeht: „Gewiß hat Ihnen Ihr Herr Verleger reinen Wein eingeſchenkt, und von der rückgängigen Bewegung Ihres letzten Werks Nachricht gegeben. Nicht wahr?“

B. ſchüttelte den Kopf. — „Oder,“ fuhr der Buchhändler fort, „eine unfreundliche, ſchlimme, erſchreckliche Recenſion?“

Jetzt hatte B. neuen Athem gewonnen, und erwiederte: „Nur halb gerathen, oder vielmehr nur ein Drittel gerathen. Sehen Sie, geſchätzter Helfer, und Sie, theurer College, hier in dieſer linken Taſche iſt die Recenſion eines ſchauderhaften Jenaers, der mein Buch bis in den Abgrund... nein weit tiefer, bis Jenſeit aller Abgründe der Hölle verdammt; hier in der Bruſttaſche — ich fühle ordentlich die Kälte — ſitzt ein indifferenter Göttinger und ſpricht, es ſei mittelmäßig, und hier in der linken Rocktaſche ruft ein feuriger Erlanger ſämmtlichen deutſchen Kreiſen einen Glückwunſch zu, daß ſie endlich ein ſo unſchätzbares Buch empfangen haben. Wem?... ich bitte Sie um Gotteswillen — wem?... reißen Sie mich aus meiner tödtlichen Unruhe — wem?... ich gehe unter in den Wellen dieſes Meers von Zweifeln — wem ſoll ich denn nun glauben? — und was ſoll ich von mir und meinem Buche halten?"

„Ja freilich," erwiederte A. mit jenem Seufzer, wie wir ihn wol aus tiefſter Bruſt zu holen pflegen, „wenn eine Sache, die, in ſich ſelbſt höchſt lächerlich, doch wieder, weil ſie ſo über alle Maaßen lächerlich iſt, in das Tragiſche übergeht, mit einemmale unumwunden und ſchreiend vor uns tritt — ja freilich, wenn Sie das nicht früher ſelbſt gewußt haben — — dann — — dann - u. ſ. w.

14.

Zur Charakteriſtik der Brandenburger.

Ueber den Charakter der Brandenburger iſt viel hin und her geſprochen, und es ſcheint doch nicht ſchwer, wenn wir die Geſchichte fragen, über ihn auf's Reine zu kommen. Seitdem hohenzollerſche Fürſten ſie beherrſchen, haben ſie ſich zu einem individuell-deutſchen Charakter erhoben, und ſeitdem der große Kurfürſt eine, für das ſinnliche Auge zwar unſichtbare, doch für den Geiſt kenntliche Krone trug, ſind ſie zu einem eben ſo freien als abgeſchloſſenen, ſich ſelbſt ſtets bewahrenden, mit großer Liberalität aber auch manches Fremde aufnehmenden deutſchen Volke geworden, das als Repräſentant und Beſchützer des reinen Proteſtantismus zu ſtehen beſtimmt iſt. Tapferkeit und Wiſſenſchaftlichkeit, Arbeitſamkeit, Mäßigkeit, Klugheit und Witz bilden, wie mir ſcheint, die Lichtſeite ihres Charakters, der ſich begreiflicherweiſe in der Hauptſtadt am deutlichſten ausgeſprochen hat. Ueber Mangel an Phantaſie, Gemüth und Poeſie iſt dagegen nicht ſelten geklagt worden, zuweilen wol mit wirklichem Recht, oft aber nur mit ſcheinbarem. In Gefahren, Noth und Tod, welche die Mark oft genug umgaben, hat es nie an Gemüth gefehlt, was auch ohnehin unmöglich wäre, da Tapferkeit nicht leicht ohne Gemüth ſein kann. Im gewöhnlichen Leben tritt freilich auch wol zur Unzeit der Witz ein, der vielleicht in keinem deutſchen Gau ſo geübt wird, als im Brandenburgiſchen, inſonderheit in Berlin. Darüber ließe ſich gar viel reden, ich aber will nur auf Folgendes aufmerkſam machen: Der Tapfere entſcheidet im Kriege gern Alles raſch mit dem Schwerdte; dieſe Luſt begleitet ihn auch in das friedliche Bürgerleben, und hier ergreift er ſtatt des Degens den Witz, der bekanntlich auch, wie eine hellgeſchliffene Klinge, ſelbſt durch ſein bloßes Leuchten manchen Augenblick der Bedrängniß erhellen kann. Weitläufigkeit und langes Reflectiren haßt, und weiche Rührung ſcheuet er; ein Bonmot hilft am ſchnellſten durch. Iſt darum der Brandenburger ohne Gefühl? Keinesweges. Kann nicht auch das Herz bewegt ſein, wenn der Mund ſpaßhafte Einfälle bei Dutzenden von ſich haucht? ſonſt wäre — um ein ſchlagendes Beiſpiel anzuführen — auch unſer unvergeßlicher Nicht-Brandenburger Leſſing für gemüthlos zu erklären, weil der Ausdruck ſeines eigenen Schmerzes nie ohne Witz und antithetiſche Wendung war. (Man erinnere ſich nur des ſchauerlich-witzigen Briefes an Eſchenburg, in welchem er ihm den Tod ſeiner geliebten Gattin und ſeines Kindes meldet.)

Ueber dieſe Neigung der Brandenburger und inſonderheit der Berliner, bedeutſame und beſchwerliche, trübe und tragiſche Verhältniſſe des Lebens durch Witz, Laune, ja ſelbſt durch bloßen pikanten Spaß zu mildern und zu verſüßen, können ſelbſt ſprichwörtliche Redensarten einen erfreulichen Aufſchluß geben. Wir wiſſen Alle, wie gäng und gebe die Ausdrücke im Volke ſind: „Munter iſt die Hauptſache,“ „bange machen gilt nicht,“ und ähnliche Reden. Betrachten wir dieſe nur obenhin, ſo können ſie uns vielleicht unbedeutend vorkommen, oder durch Mißbrauch gar widerlich werden. Treten wir aber mit beſſerm Ernſt hinzu, ſo können jene abgeriebenen Redensarten ſogar hiſtoriſche Bedeutung gewinnen.

Denken wir uns z. B. die Berliner in ihren

Umgebungen, in ſo weit dieſe von der Natur ſelbſt verliehen worden waren. Außer der fiſchreichen Spree und einiger Waldung fand ſich nichts Gegebenes, das leichte Ausbeute verſprochen hätte, Alles mußte dem dürren, ſandigen Boden abgezwungen werden. In der That giebt es hier einige Gegenden, in denen die Natur, in Sack und Aſche gehend, ihren Aſchermittwoch zu feiern ſcheint, ſo daß die erſten Bebauer nicht bloß Muth und Geduld, ſondern auch einer gewiſſen witzig-muntern Beharrlichkeit bedurften, um nicht in dem Flugſand moraliſch oder phyſiſch zu erſticken. Dieſen edlen Kampf des Menſchengeiſtes und der Menſchenhand mit der widerſtrebenden Natur hat inſonderheit der große Kurfürſt neu belebt, begünſtigt und gelegentlich auch wol — befohlen. Wie oft mochte damals manchem Bürger das Grabſcheit und der Spaten aus der müden Hand geſunken ſein *), wie oft mochte er

---

*) Bei den Refugiés war es derſelbe Fall, nur daß ſie an ſchöne Gegenden gewöhnt, ſich noch weniger in ihren Ausdrücken Zwang anthaten, wie ſie denn z. B. die Gegend bei Moabit, die man einigen von ihnen zum Anbau übergeben hatte, eine terre maudite nannten. Die Berliner hörten und mißverſtanden dies Wort ſo oft, daß ſie daraus Moabit machten, wobei es auch ſein Bewenden gehabt hat.

im Unmuth ausrufen: „Es iſt unmöglich, es geht nicht!“ — Dann aber trat wol etwa ein gutmüthiger und erfahrener Nachbar zu ihm, klopfte ihm auf die Schulter, und ein trauliches „Nun, nun! munter iſt die Hauptſache“ ſtärkte die Kraft von neuem. Man legte gleichſam zuſammen zu ein paar ſpaßhaften Einfällen, und die Arbeit ging dabei vortrefflich von Statten, bis ſie endlich nach Jahr und Tag ſich auch reichlich belohnte.

Denken wir uns ferner ſo manche Zeit der Gefahr, z. B. die Jahre 1674 u. ſ. w. Damals ſtand der Kurfürſt mit Frankreich und Schweden im Kampfe, und da er doch nicht überall ſein konnte, ſo ward der größte Theil der Mark von den Schweden verwüſtet. Sein bloßes Wiedererſcheinen war ein Sieg, und dieſe Siege ſetzten ſich die nächſten Jahre immer fort. Da ſchloß aber der Kaiſer Leopold I. den unglücklichen Frieden von Nomwegen und vergaß dabei gänzlich ſeines treuſten Bundesgenoſſen, Friedrich Wilhelms, der nunmehr ganz allein den Kronen Frankreich und Schweden, und gar manchem mißgönnenden deutſchen Fürſten gegenüberſtand. In ſolchen Tagen des höchſten Ruhms und der höchſten Gefahr mochte ſelbſt manchem wackern kraftreichen Bürger das Herz klopfen, und er konnte wol mit Sorglichkeit fragen: „Wie wird unſer Kurfürſt ſich hier durchſchlagen?“ Doch gewiß ſchon in der nächſten Stunde, vielleicht ſchon in der nächſten Minute, ſprach er ſich ſelbſt zur Ruhe durch ſeine Lieblingsworte: „Bange machen gilt nicht“ — „von Drohungen ſtirbt Keiner.“

Dieſes letzte Wort iſt nicht minder hiſtoriſch wichtig, denn es ſcheint ſich unmittelbar an eine bekannte Begebenheit im Leben des Kurfürſten zu knüpfen. Wir wiſſen, wie ſehr man ihm in Polen zürnte, als er zuerſt ſich mit Schweden verband, um das ihm mit Recht verhaßte Vaſallenthum des Herzogthums Preußen abzuwerfen. Der König Caſimir, bekanntlich nicht ohne Aufwallungen verworfener Art, vergaß ſich ſo weit, daß er ſeinem Abgeſandten auftrug, dem Kurfürſten zu ſagen, wenn er in ſeine Hände falle, werde er ihn wilden Thieren vorwerfen (ſ. Puffendorf). Wie benahm ſich nun Friedrich Wilhelm bei dieſer beiſpiellos unwürdigen Drohung? Es wäre ſehr menſchlich geweſen, darüber laut zu zürnen; aber gegen wen? Was konnte der arme Herold für den widerlichen Auftrag ſeines Königs? Der Kurfürſt hätte vielleicht nicht übel gethan, mit einem kalt und ſtreng witzigen Wort die Sache abzumachen, und es iſt bekannt genug, daß es ihm an tüchtigen Schlagreden nicht fehlte. Er wählte aber das Allerbeſte, d. h. er wandte dem Geſandten ſchweigend den Rücken, gleichſam als wolle er nicht gehört haben, daß ein König ſich ſo vergeſſen könne. Antwortete er aber gar nicht? Allerdings, denn kurze Zeit darauf gab er die einzig zweckmäßige und witzigſte Erwiederung, welche drei volle Tage dauerte; ich meine die Schlacht bei Warſchau, vom achtzehnten bis zwanzigſten Julius 1656, die ſich mit einer ſo traurigen Flucht des Königs endete, daß die Chronik erzählt, er habe Tage lang ſich nicht umwenden mögen, weil er den Anblick ſeines eigenen geſchlagenen Heeres kaum ertragen konnte.

„Wenn Du in meine Gewalt kommſt“ — hatte Caſimir ſagen laſſen, darum durfte der Kurfürſt ſchweigen, denn wer auf alle Wenn's (die größtentheils vom Uebel ſind) antworten wollte, würde faſt nichts zu thun haben als zu antworten; ja es könnte mit ihm zuletzt dahin kommen, daß er ſich ſogar, wie König Priamus (in dem Trauerſpiel-Fragment, welches der Schauſpieler im Hamlet declamirt), vor dem bloßen Schatten vom Schwert des Pyrrhus Neoptolemus tödtlich entſetzte. Ohne Zweifel hat jenes Schweigen und jenes Antworten zur rechten Zeit den Märkern ſehr wohl gefallen, denn nirgends hört man jenes Wort: „von Drohungen ſtirbt Keiner,“ ſo häufig als in preußiſchen Landen, und es fallen gewiß manchem Leſer dabei Anekdoten aus dem ſiebenjährigen Kriege ein, in welchem dieſe Redensart überhaupt eine trefflich beruhigende Kraft äußerte.

Ueberhaupt antworten die Märker nicht leicht ernſthaft und ausführlich, ſondern lieber in kurzen Sätzen und proſaiſchen Xenien. Salbungsreiche Reden, wehmüthig weiche Ermahnungen, wilde Orationen, vornehmthuende Polemik u. ſ. w. ſind ihnen fatal, und ſie achten deshalb nicht ſehr darauf, ſo daß ſie auch, um ein neueres Beiſpiel anzuführen, von den vielen Scripturen, die während des Wiener Congreſſes und in der nächſten Folgezeit, von einigen allzeit fertigen Schriftſtellern Frankreichs und Süddeutſchlands gegen einzelnes Preußiſches erſchienen, nur obenhin und mit großer Seelenruhe Notiz nahmen. Sie ſahen jenen Schriftchen und Aufſätzchen die Vergänglichkeit ſo ſehr an, daß es ihnen viel zu langweilig war, darauf zu antworten, indem die Zeit ſelbſt ſchon antworten werde. Und in der That, ſo iſt es gekommen; denn wer nicht Literaturgeſchichte ex professo treibt, weiß jetzt von jenen Schreibereien kein Wort mehr. Ueberhaupt wohnt gewöhnlich in dem auf das Praktiſche geſtellten Menſchen eine gewiſſe zweckdienliche Tenacität, eine Eigenſchaft, die ich am liebſten durch dieſes Fremdwort bezeichne, da unſer deutſches „Zähheit“ diesmal einen Nebenbegriff mitbringen könnte, den ich vermeiden will.

Wo aber ſo viel Licht iſt, kann es an Schatten nicht fehlen, und ſo viel Vortreffliches jene Eigenſchaften in ihrer Aechtheit mit ſich bringen, ſo können ſie doch auch ausarten, oder, aus ihrer rechten Stellung gerückt, manchen Unſegen veranlaſſen. Der Witz kann auch das Heilige antaſten, das ſtete Ringen mit der Natur die Liebe für die Natur ſchwächen, und jene Tenacität der ſchaffenden Poeſie nachtheilig werden. Fragen wir z. B. einen ſtrengen Literaturhiſtoriker, wie viel Dichter*) bis zum Schluſſe des achtzehnten Jahrhunderts die Stadt Berlin hervorgebracht hat, ſo würde er etwa Canitz und gewiß Tieck nennen, dann aber vielleicht in Verlegenheit gerathen, wenn er die Liſte fortſetzen ſollte. Statt deſſen würde er wahrſcheinlich der

---

*) D. h. hier: im Druck erſchienene; der Himmel möge uns aber bewahren, nur ſolche anzuerkennen.

Kritik gedenken, zu der die Berliner ganz beſonders neigen, ſei es nun unter glücklichen oder unglücklichen Auſpizien. — Ich laſſe dies Alles für jetzt nur dahingeſtellt ſein, indem eine genaue Erörterung einen weit größeren Raum einnehmen würde, als dieſem Fragmente beſtimmt iſt.

Beſſer ſcheint es, mit einer luſtigen Erinnerung an den alten märkiſchen Chronikenſchreiber Leutinger zu ſchließen, indem vielleicht noch keiner ein ſo ſeltſames Urtheil über den Charakter der Brandenburger geäußert hat als er. Sie ſeien, verſichert er, melancholiſchen Temperaments, was ſich auch leicht erklären laſſe, da ihre Hauptnahrung in Fiſchen beſtehe. Was das Letzte betrifft, ſo verhielt es ſich zu ſeiner Zeit allerdings ſo, und noch im vorigen Jahrhundert pflegte das Geſinde bei der Uebernahme ſeines Geſchäfts ſich ausdrücklich und kontraktmäßig auszubedingen, daß es nicht öfter als dreimal in der Woche zu Fiſchſpeiſen gezwungen ſei. Von der daraus entſpringenden Melancholie iſt jedoch wenig vernommen worden, im Gegentheil würde ein melancholiſcher, wehmüthiger oder gar weinerlicher Berliner als eine lebendige contradictio in adjecto erſcheinen.

15.

Berliner Redensarten *).

Wie charakteriſtiſch und eindringlich manche Berliner Redensarten ſind, wird man beſonders dann gewahr, wenn man ſie ſich als Motto's vor wichtigen Büchern denkt. Wie gut würde es ſich ausnehmen, wenn auf dem Titel einer Geſchichte des großen Kurfürſten der ruhige Spruch prangte: „Bange machen gilt nicht.“ Einem diplomatiſchen Werke der ſanftern Art würde das Motto: „Und darum keine Feindſchaft nicht,“ zur Zierde gereichen, ſei es nun, daß der Verfaſſer es ernſthaft oder ironiſch meinte. Ein kraftvolles Heldenlied könnte unter allen Deviſen ſchwerlich eine redlichere finden als: „Allemal derjenige, welcher,“ und die zarteſten poetiſchen Liebesſeufzer würden noch beſſere

---

*) Möge als Nachtrag zu Nro. 14. betrachtet werden.

Wirkung thun, wenn gleich auf dem erſten Blatte das gute, ſtille, myſtiſche Wort: „Nie ohne dieſes,“ uns das treue, nimmer wankende Gemüth des zärtlichen Jünglings verriethe.

Es iſt wahr, alle dieſe Ausdrücke werden jetzt ſo oft und ſo häufig zur Unzeit gebraucht, daß ſie ſehr widerwärtig werden können; allein es hat damit nicht viel auf ſich, denn die meiſten Sprüche haben eine Bedeutung in ſich, die ſich nicht ſo leicht vertreiben und verwiſchen läßt.

Unter allen dieſen Redensarten iſt vielleicht keine ſo verbraucht und deshalb meiſtens ſo unangenehm geworden, als die, welche dem übelgeſinnten „Spiegelberg,“ der bereits durch Schillers Blut- und Flammen-Tragédie berühmt genug geweſen war, noch täglich eine neue Unſterblichkeit bereitet. Dieſen Mißbrauch aber abgerechnet, iſt das Wort ſelbſt ſo übel nicht. — Schade nur, daß die Deutſchen, z. B. im 17ten und 18ten Jahrhundert, ſo oft die rechte Zeit verſäumt haben, es auszuſprechen.

Man hätte, meine ich, jenen allegoriſchen ſchlimmen Geſellen lange vor Schiller produciren und z. B. manchem encyklopädiſtiſchen atheiſtiſchen Lächler zurufen ſollen: „Spiegelberg, ich kenne Dich!“

16.

Goethe dedicirend.

Goethe hat gewiß in ſeinem ganzen Leben es nie auf Rührung angelegt; aber er hat die höchſte erreicht, ohne es zu wollen, durch ſeine letzte Schrift von zwei Blättern; ich meine durch die Dedication ſeines Briefwechſels mit Schiller an den König von Baiern. Er giebt dem verehrten Fürſten das Schönſte, was er ihm bringen konnte: das Denkmal einer Freundſchaft, welche die beiden größten Dichter Europa's verknüpfte, einer Freundſchaft, aus welcher ſich Schriften erzeugten, die wir als Thaten und zwar als ewige Thaten zu betrachten haben. Jene Dedication hat Goethe in ſeinem einundachtzigſten Lebensjahre geſchrieben, das heißt, in jenem wunderbaren Alter, das ſchon über die *bibliſche* Angabe der Lebensjahre der Menſchen hinausgeht. Es iſt ſchwer, das Gefühl auszudrükken, das uns bei dieſer Weihung ergreift. Der Dichter, der ja nach dem Ausſpruche des geſchiedenen großen Freundes, „mit dem Könige gehn ſoll,“ ſpricht hier zu einem dichteriſchen, künſtleriſch gebildeten Könige, der in jenem Freunde das Herrlichſte fand, was das Jahrhundert gegeben. Daher durfte Goethe mit der vollen Gewalt ſeiner Sprache den ganzen Schmerz über den Verluſt andeuten, den er und die Welt durch Schillers Tod erfahren, aber jene Zartheit der Geſinnung, die wir ſtets in Goethe bemerken, jene Zartheit, die den zu laut ausgeſprochenen Jammer „haßt,“ läßt ihn auch hier die ſanfteſten Worte wählen, damit der Tod nicht etwa triumphirend in das Leben trete. Es iſt jedoch möglich, daß der ächt hyperboreiſche Wunſch mancher Leſer, erſchüttert und zerquetſcht zu werden, durch die Nichterfüllung den heilloſen Tadel hervorbringe, Goethe ſpreche doch hier ein wenig kühl. Man vergeſſe aber nicht, daß hier doch auch der Privatmann zu dem Könige ſpricht, und zwar ein Privatmann, der ſtets, als edler reiner Royaliſt, ſelbſt in die bloßen Formen der weltlichen Verhältniſſe, ſo wie in die Sprache derſelben, einen ſchönen Sinn hineingelegt hat. Es giebt allerdings einen Kanzleiſtyl, über den wir ſeit Jahrhunderten mit Recht klagen, aber es giebt doch auch einen, aus dem ſelbſt Luther Einiges lernen konnte, und nur zu gern lernte. So finden wir hier einen Goethiſchen Kanzleiſtyl, über den wir wenigſtens nicht eher klagen ſollten, als bis wir verſucht haben, ihn aus den höheren Prinzipien abzuleiten, die ihn mögen veranlaßt haben. Ich ſelbſt vermiſſe in demſelben, wie er ſich hier in der Dedication äußert, nicht jene edle Künſtlerhand, die wir Alle kennen oder doch kennen ſollten; aber ich ſehe hier auch die faſt ein wenig zitternde Greiſenhand, ein Gedanke, der wol ſelbſt den Fühlloſen zu einer gewiſſen Andacht ſtimmen könnte.

Ueber den ſechsten Theil der Briefe ſelbſt vielleicht ein andermal. Sie ſind die höchſte Blüthe des ganzen Briefwechſels, nicht deswegen, als wären hier die geiſtreichſt analyſirenden Briefe zu finden — die ſind vielmehr in den erſten Theilen enthalten — ſondern weil jene ſcharf- und tiefſinnigen Auseinanderſetzungen bei dem vollendeten Freundſchaftsverhältniſſe jetzt nicht mehr vonnöthen waren. Es bedarf jetzt nur des leiſeſten und einfachſten Worts, und beide Männer verſtehen ſich ganz, und wiſſen wechſelſeitig in einander ſo ſehr Beſcheid, daß ihre Freundſchaft zu einem ununterbrochenen und nie getrübten Genuſſe wird. Wer ihnen bis dahin hat folgen können, wird ſie nunmehr ganz begreifen und ihren Genuß zu dem ſeinigen machen.

17.

Leben und Nebel.

Nur wenige Geſtalten, denen ein vollſtändiges Leben inne wohnt, zeigt uns die neuere äſthetiſche Literatur; die Menſchen, die uns vorgeführt werden, ſind Erzeugniſſe der Dämmerung, und haben deshalb die Mittagsſonne zu ſcheuen. Sie leiben und leben nicht recht, und ſpielen oft ſo lange mit Begriffen, bis ſie ſelbſt zu einem bloßen Begriffe werden. Wie vieles Verſchwommene, Verwaſchene, Neblige, Geſpenſtiſche wird uns geboten! — Oft iſt es nur ein halbes Leben, das die Dichter zu Stande bringen, und manche ihrer Helden gleichen dem armen Könige mit den Marmorbeinen (in „Tauſend und eine Nacht,“), der nicht ſtehen und gehen kann. Und doch iſt auch das Sitzenkönnen „des Edeln“ ſchon viel; und Goethe hat nicht verſchmäht, in zwei wohlbekannten (manchen

Allzuzarten zum Aergerniß dienenden) Zeilen auf das nothwendige Requisit zum Sitzen aufmerkſam zu machen. — Andere Perſonen kommen mir vor, als hätte ihnen der Dichter wider Willen den Kopf verrenkt und die Knie zerſchlagen, andere, als hätten ſie nie menſchliche Nahrung zu ſich genommen, wären auch viel zu vornehm, um nicht Eſſen und Trinken gänzlich zu verachten u. ſ. w. — Wo wir nur ächtes Leben finden, da werden wir auch ſchon erfreut, und denken wir uns ein ſolches Leben durch irgend eine höhere Macht in eine geſpenſtiſche Welt verſetzt, ſo würde es dieſe augenblicklich zertrümmern. Mir träumte einmal, ein ſeltſamer Kobold führe den alten ſtattlichen „Oberförſter" aus den „Jägern" heraus, etwa in die „Octavia," und auf der Stelle brach das ganze Stück zuſammen, denn Schatten können nur Schatten imponiren, nicht aber jenem lebenvollen Kernmann. Denken wir uns vollends aber einen Shakſpeariſchen geiſtreichen Narren, z. B. den in „Wie es Euch gefällt," in ſolche Stücke hineinlaufen, und er finge nun an zu parodiren: ſo giebt das ein Bild, das an tragikomiſcher Ergötzlichkeit nicht leicht übertroffen werden mag.

Hat uns aber eine ſolche Betrachtung ein wenig traurig gemacht, ſo wollen wir uns mit dem Gedanken tröſten, daß doch hie und da glücklichere Zeichen zu bemerken ſind, und daß einige Dichter aus dem Nebel, worein ſie gerathen, muthig und erfolgreich anfangen, ſich in das Leben zurück zu arbeiten. Nur halte man das nicht für ſo leicht als das bloße — Zurücklesen des Wortes „Nebel.“ Es muß vorwärts gelebt werden.

18.

Wer hat in Berlin die erſte Theaterkritik geſchrieben?

So viel ſich irgend erforſchen läßt, niemand anders als der Kurfürſt Georg Wilhelm. In den früheſten Jahren ſeiner Regierung hatte er zwar dem pſeudonymen, nicht zu enthüllenden Junker Hans von Stockfiſch geſtattet, Komödien zu ſpielen; allein ſchon im Jahr 1623, bei dem wachſenden Jammer des dreißigjährigen Krieges, die Erlaubniß zurückgenommen, ja ſogar die Muſik auf den Gaſſen gänzlich verboten. Man gehorchte einige Zeit; allein ſchon 1629 wurde abermals und zwar von den Gymnaſiaſten öffentlich Komödie geſpielt. Da ergriff den Fürſten Wehmuth und Zorn, und er erließ ſowohl an den Magiſtrat, der die „Ueppigkeit“ erlaubt, als an die Schullehrer, die ſie veranlaſt hatten, zwei Reſcripte, die als Actenſtücke ſehr wichtig ſind, hier aber ganz mitzutheilen zu viel Raum einnehmen würden. Das Merkwürdigſte iſt, daß er ſich nicht begnügte, kraft ſeiner Fürſtengewalt die Sache zu verbieten, auch nicht nach ſeiner etwas ſchwermüthigen Frömmigkeit bloß auf die elenden Zeiten aufmerkſam zu machen, mit denen dergleichen Luſtbarkeiten ſich nicht vertrügen, ſondern daß er ſelbſt als äſthetiſcher Kritiker mit großartiger Strenge auftritt, und von „hölzernen Komödien“ und „Affereien“ ſpricht, und — damit man dieſen, wie es ſcheint, Lieblingsausdruck nicht vergeſſe — auch im Reſcript an die Schullehrer ihr Komödienſpiel ein „lauteres hölzernes Weſen“ nennt. — Ob des Kurfürſten Theaterkritik völlig treffend geweſen ſei, iſt wol nicht mehr zu entſcheiden, beſonders da er keine Gründe angiebt, und der Vorſtellung gewiß nicht ſelbſt beigewohnt hat. — In jedem Falle bleibt die Sache intereſſant, und es wäre wohl der Mühe werth, wenn die Berliner Theaterkritiker im Jahre 1829 ihr zweihundertjähriges Jubiläum feiern wollten *).

---

*) Wurde 1827 geſchrieben.

19.

Johnſon und Garrik.

Doctor Samuel Johnſon, mit Recht als Grammatiker, mit Unrecht als äſthetiſcher Kritiker berühmt, war bekanntlich nicht ohne Kälte, Pedanterie, Stolz und Grämlichkeit; doch darf man auch manchen ſeiner Zeitgenoſſen den Vorwurf machen, daß ſie ihn verwöhnten, und ſich ſelbſt Ueberſtrenge und Härte im Urtheil von ihm demüthig gefallen ließen. Es hielt ſchwer, ihm Etwas recht zu machen, und ſelbſt der allgefeierte Garrik mußte von ihm manchen bittern Tadel anhören, ohne deshalb von der alten Liebe zu laſſen, die er nun einmal ſchlechthin nicht aufgeben wollte. Einſtmals aber, als er den Hamlet ganz beſonders glücklich geſpielt hatte, that der Doctor beim Nachtpunſch im Kaffeehauſe ein Uebriges und verſicherte, er ſei heute mit dem Spiel und Vortrag des Künſtlers wohl zufrieden geweſen. Ein ſo ſeltenes Lob von dem Alles geltenden Cenſor regte den trefflichen Mimen ſo an, daß er ſich der fröhlichſten Laune überließ, wobei ſich vielleicht auch einige Spuren von Selbſtgefälligkeit zeigten. Das ertrug aber der finſtre Johnſon nicht lange, und es trat bald wieder ſein gewöhnliches kritiſches Brummen ein, das ſich endlich in den ſeltſamen Spruch auflöſte: ſo ſchöne Sachen und wohltönende Worte, wie im Hamlet, ziemlich gut vorzutragen, ſei eben nichts Beſonderes; ſonſt aber möge es Fälle geben, wo er ſelbſt nicht vier allbekannte proſaiſche, doch höchſt wichtige Worte richtig vortragen könne. Die ganze Geſellſchaft erſchrak; Garrik aber überwand ſeinen Unwillen und ſagte lachend: „So nennt doch dieſe vier ſchweren Worte.“

„Wie heißt das fünfte Gebot?“ — „Du ſollſt nicht tödten.“ — „Falſch geſprochen!“ — Garrik wiederholte mit feierlicher Stimme: „Du ſollſt nicht tödten!“ und Johnſon mit Ruhe ſein: „Falſch geſprochen.“ Jetzt nahmen ſämmtliche Gäſte an dem Streite Theil, alle riefen unwillkührlich und in Garrikſcher Weiſe: „Du ſollſt nicht tödten,“ und der Wirth, der eben mit einer neuen Bowle Punſch herein trat, ſtaunte den frommen Chor bedenklich an, und faltete andächtig die Hände, wäh-

und der Doctor abermals erklärte, ſie hätten alleſammt falſch geſprochen. „Es heißt: Du ſollſt nicht töden; — das Nicht hat den Accent.“

Was weiter erfolgt ſei, und welche Einwürfe Garriks und ſeine Anhänger gegen den Diktatorſpruch gemacht haben, wird nicht erzählt; doch ſcheint Johnſon das letzte Wort behalten zu haben. Daran mag indeſſen wenig gelegen ſein; denn es iſt etwas höchſt Alltägliches, daß der Unrecht Habende nicht bloß das letzte, ſondern auch das erſte und mittlere Wort hat und behält. Mich dünkt, Johnſon wurde durch die Betrachtung geleitet, jedes Geſetz, und folglich auch das Moſaiſche, ſei, als Geſetz, nur verbietend; es könne nur dem Laſter wehren, aber nicht die Tugend, d. h. im höhern Sinn „die Liebe“ befehlen. Hatte er aber bis dahin recht — und wir müſſen ihm dieſen Gedanken leihen, weil er ſonſt Unſinn würde geſprochen haben — ſo folgerte er weiter, es müſſe auch die negirende Natur des Geſetzes überall accentuirt werden, und hierin irrte er gänzlich. Wollte man ihm folgen, ſo müßte man eigentlich die obigen vier Worte ſämmtlich accentuiren und zwar ziemlich gleichmäßig, weil ſie alle von beſonderer Wichtigkeit ſind. „Du,“ als Aufruf, der, wenn er ungehört bliebe, das Geſetz ſelbſt unnütz machen würde. „Sollſt,“ der rechte Ton des Befehlens, durch den die Willkühr des Aufgerufenen entfernt wird. „Nicht“ wegen der oben angegebenen allgemeinen Natur des Geſetzes; und „Tödten“ hätte gewiſſermaßen einen doppelten Accent, weil ohne das Verſtändniß dieſes Worts die früheren drei bloß zu einem leeren Hall würden.

Uebrigens ſcheint mir die Anekdote nicht unwichtig, denn auch noch heut zu Tage finden ſich manche gelehrte Kritiker mit ähnlichen irrigen Gedanken, wie Johnſon ſie geltend machte. Wer aber deſſen Shakſpear-Kritiken kennt, kann ſich über dergleichen irre fahrende Pedanterien nicht mehr wundern.

20.

Das begünſtigte Thier.

Es iſt ſchön, wenn ein vortrefflicher Mann mit unbefangener Kindlichkeit ſeine eigenen Schwächen zu geſtehen im Stande iſt. Ein ſolcher war ***, ein Mann, deſſen bloßer Name, wenn ich ihn nennen dürfte, ſeine beſte Lobrede ſein dürfte, einer der ausgezeichnetſten Europäiſchen Philologen, ein guter fröhlicher Dichter, ein pflichttreuer Bürger, beredter Lehrer, zärtlicher Ehemann u. ſ. w., nicht minder aber auch berühmt als Liebhaber und Kenner der ausgeſuchteſten — Speiſen und Getränke. Dieſe letzte Berühmtheit verdankte er indeſſen ſeiner eigenen Offenheit, denn wie leicht wäre es ihm, dem begüterten Manne, geweſen, dieſe Schwäche zu verhüllen und im Stillen zu befriedigen. Das hielt er aber für unrecht, und erklärte deshalb nicht ſelten, ein verwöhnterer Leckermund, wie der ſeinige, möchte ſchwerlich zu finden ſein.

Einſt zog unter einer Menge von ausländiſchen Thieren ſeine meiſte Aufmerkſamkeit der Strauß auf ſich. Als man ihn endlich nach der Urſache fragte, rief er aus: „Das iſt das glücklichſte Geſchöpf unter der Sonne. Sehen Sie nur den herrlichen langen Hals. Welch einen langen Genuß muß das dumme Thier haben! Wie ſind wir armen Menſchen dagegen zu kurz gekommen. Unſer Hals iſt ein armſeliger Stummel. Kaum fangen wir an zu ſchmecken, ſo iſt's auch ſchon vorbei.“

Das iſt nun allerdings rein komiſch, aber nur, wenn ein Mann, wie der geſchilderte, es ſagt. In dem Munde von Millionen andern weniger gutmüthigen und weniger gebildeten würde es höchſt widerlich lauten. Schon um deswillen, weil ſie der reinen Ironie nicht fähig wären, die jener mit ſich ſelbſt und ſeiner Schwäche trieb. Für alle jene anderweitigen Leckerzüngler gilt nur, was unſer größter deutſcher Humoriſt über die „Frachtmägen der Philiſter“ ſagt, in die leider ſo oft der köſtlichſte Wein gegoſſen wird, ohne daß ſie ihn wahrhaft zu ſchmecken und zu verſtehen im Stande ſind.

21.

Reminiſcenzen.

Die Reminiſcenzen-Jägerei, die bei manchem Kritiker zur Leidenſchaft und zur Krankheit zu werden ſcheint, wird jetzt ſehr arg getrieben, und es kann z. B. jetzt kaum mehr jemand eine Ballade dichten, ohne daß es heißt, er ahme Bürger, Goethe, Schiller, Uhland oder Guſtav Schwab nach. Wahrhaftig, wenn das ſo fort geht, ſo werden wir zuletzt keinen Sonnenaufgang, kein Mittagseſſen, keine Waſſerfahrt, keinen Thee-Abend u. ſ. w. mehr beſchreiben können, weil all dergleichen ſchon einmal beſchrieben worden iſt. Man ſollte doch bedenken, daß zwar jeden Morgen dieſelbe Sonne aufgeht, aber auch jeden Morgen ihr ein andres Auge entgegen ſchaut. Vielleicht dürfen wir am Ende in unſern Romanen die Leute nicht mehr „guten Tag“ und „gute

Nacht" ſagen laſſen, denn ein beleſener Kritiker erinnert dann etwa mit ſcharfſinnigem Lächeln: „Mich dünkt, ich las dergleichen Redensarten ſchon ſonſt wo." — Das Beſte wird wol ſein, wir kehren uns nicht daran.

22.

Für Liebevolle und Liebeloſe.

Wenn die Menſchen nur recht frei mit der Sprache herausgingen, ſo würden gewiß nicht wenige unumwunden das Entſetzliche geſtehen, daß ſie ſich vor nichts ſo ſehr ängſtigten, als vor — der ewigen Seligkeit, die ſchwerlich in etwas Anderem beſtehen kann, als in der reinſten Anſchauung Gottes und in unendlicher Liebe. Was das Erſte betrifft, ſo haben ſie dafür allerdings den größten Reſpect; da ſie aber hienieden ſich nicht im mindeſten an den großen Gedanken gewöhnen, ſondern im Gegentheil jedes Aufſtreben dahin für gefährliche Schwärmerei halten, ſo wird ihnen doch etwas wunderlich dabei zu Muthe, wenn ſie ſich denken, daß auch an ſie einmal im verklärten Zuſtande jene — Zumuthung ſollte gerichtet werden. Nicht minder ſind ſie hienieden unheimiſch in der ächten Liebe und dem innigen Lobe; denn geſtehn wir es nur, daß ihre Liebe größtentheils nichts iſt, als eine verhüllte Wuth, oder im beſſern (doch noch immer ſchlimmen) Falle: ein Schauſpiel, das ſie ſich und Andern geben. Es wird der Nichte ſchon ſauer genug, dem Onkel, und dem Neffen der Tante mit etwas Liebeartigem aufzuwarten; da jedoch dies eine eingeführte Sitte iſt, ſo muß dergleichen nach Möglichkeit aufgetrieben werden. Iſt das aber nothgedrungen geſchehn, ſo erholen ſie ſich anderweitig im Tadeln und Herabziehn, im Schmähen und Witzeln. Es iſt hundertmal geſagt worden, daß die meiſten Unterhaltungen im Verläumden und Anſchwärzen, Zweifeln an jeder Tugend und Größe, Klatſchen u. ſ. w. beſtehen; aber es iſt leider auch hundert- und tauſendmal wahr; und es hilft nichts, daß wir es ignoriren wollen. — Da nun der Tod, wie wirkſam auch ſeine Kraft ſein möge, doch unmöglich in einem einzigen Augenblicke unſer ganzes Weſen der Gattung nach erhöhen und verwandeln kann, ſo weiß ich wirklich nicht, wie ſolcher Ideenläugner, Klatſcher u. ſ. w. (der ſonſt ein loyaler Mann ſein kann) ſich mit einemmale unter den verklärten Liebenden und Lobenden, wo es gar nichts zu klatſchen giebt, gebehrden werde.

Man würde mich ſehr mißdeuten, wenn man dieſes kleine Fragment lediglich als einen Ausbruch von Bitterkeit betrachten wollte; es iſt nichts weiter als ein inniges Bedauern der Liebeloſen, die, ſo lange ſie das ſind, durchaus nicht an die Unſterblichkeit glauben können, oder, falls ſie es dennoch wollen, ſich vor ihr fürchten müſſen. Auf der andern Seite braucht aber ein Solcher ſeinen Zuſtand nur ein einzigesmal deutlich und tief anzuſchauen, um ſich zu entſchließen, aus dem unſeligen Zuſtande des ſteten Negirens in den des poſitiven Wiſſens und Glaubens überzutreten. Aber freilich handeln muß er dabei, denn der bloße Akt des Sterbens kann den Menſchen weder ſelig noch unſelig machen.

23.

Der Prinz in Emilia Galotti.

(Ein Charaktergemälde.)

Einige unſerer neuern Poeten — es ſind ſonſt ganz hübſche Leute — können gar nicht recht dahinter kommen, was unſere Väter doch Alles in den Leſſingſchen Luſt- und Trauerſpielen, z. B. in Emilia Galotti, gefunden haben. Da iſt kein ſchwarzer Mann (das heißt: Schickſal), kein Pſeudo-Calderoniſches Metrum, keine kniſternde Pechfackelflamme u. ſ. w. Da iſt nichts als der pure klare Verſtand, und zwar von der allerverſtändigſten Sorte.

Wollte ich nun Alles niederſchreiben, was ſich gegen ſolche Aeußerungen einiger Modernen zu Leſſings Ehre erwiedern läßt, ſo würde das ein großes Buch geben; ich will mich aber für's erſte begnügen, bloß auf Leſſings großes Talent im Charakteriſiren und Individualiſiren aufmerkſam zu machen, und da ich mit Deutſchen zu thun habe, ſo darf ich ſtets auf hohe Achtung für ein ſolches Vermögen rechnen. Aber Leſſing iſt nicht bloß im Allgemeinen geſchickt in der Charakteriſtik; ihn zeichnet auch ganz beſonders die ſicherſte Raſchheit in der Individualiſirung aus, und es läßt ſich z. B. behaupten, daß er ſeinen Prinzen Hettore in Emilia Galotti in einem einzigen kurzen Monologe für jeden, welcher denken will, bis ins Mark hinein geſchildert hat.

Schlagen wir nun auf: Emilia Galotti Act 1. Sc. 1. Der Prinz ſitzt an einem Arbeitstiſch mit Briefen und andern Scripturen. Er blättert ein wenig und ſagt dann: „Klagen, nichts als Klagen, Bittſchriften, nichts als Bittſchriften! — die traurigen Geſchäfte.“

Welche Worte aus einem fürſtlichen Munde! Iſt er nicht ſchon ſeit der frühſten Jugend auf gewöhnt worden, das große heilige Amt des Fürſten in ſeinem ganzen Ernſte zu betrachten? Kann es ihn denn noch wundern, daß ſeine Unterthanen, die ja eben an ihn gewieſen ſind, ſich mit Klagen und Bitten an ihn wenden? Iſt er denn nicht eben dazu da, zu hören, zu tröſten, zu rathen und, wenn es möglich iſt, real zu helfen? und iſt es nicht gerade die wichtigſte der von ihm zu erlernenden Künſte, zu rechter Zeit Ja und zu rechter Zeit Nein zu ſagen? Aber er ſelbſt klagt ja auch, und zwar über die traurigen Geſchäfte! Sollte man nicht vermuthen, Seine Durchlaucht arbeitet überhaupt nicht gern? Man thut ihm wol nicht unrecht, wenn man ihn gänzlich arbeitsſcheu nennt. Mit dergleichen Leuten iſt es aber in allen Verhältniſſen ſchlimm beſtellt, und ſelbſt nur ein fauler Kantor und Subrector, ein fauler Stadtſchreiber und Stadtrichter können ſchon die Ordnung eines ganzen Städtchens unterbrechen; aber ein fauler Fürſt — — bei dem bloßen Klang des Worts kommt uns ein Grauen an. Dieſer Prinz iſt aber nicht eigentlich faul, was man im gewöhnlichen Leben ſo nennt; er iſt beweglich genug, er beſchäftigt ſich auch gleichſam naſchend mit dieſem und jenem; nur die eigentlichen Geſchäfte, die ihm wirklich obliegen, ſein großartiger, von der Vorſehung ihm auferlegter Beruf, der freilich viel Anſtrengung koſtet, der macht ihn verdrießlich.

„Und man beneidet uns noch! Das glaub' ich; wenn wir Allen helfen könnten: dann wären wir zu beneiden.“

Das klingt ganz hübſch, deutet aber auf nichts hin, als auf Schwäche. Was geht es ihn an, ob Thoren ihn beneiden? Eine ächt vornehme Natur — und die ſollte doch einem Fürſten inne wohnen — nimmt von dergleichen Geklatſch gar keine Notiz, ſondern iſt nur bemüht, ſich ſelbſt und der höhern Idee zu genügen, was freilich mit einem bloßen weichlichen Seufzer: „ja, wenn wir Allen helfen könnten!“ nicht abgemacht iſt. Beſſer wäre es, ſich zu erinnern, daß er allerdings ſehr Vielen helfen kann und helfen ſoll; aber er ſcheint, wie leider die meiſten Menſchen, bei dem Worte: „Hülfe“ bloß an die Börſe zu denken, die doch allein nie radical helfen kann, was nur vollſtändigem Willen und vollſtändiger Liebe gelingen mag.

Er findet dann beim Blättern in den Briefen die Unterſchrift des Namens „Emilie Bruneschi“ und geräth darüber außer ſich. Zwar hat er von dieſer Perſon nie gehört, zwar fordert ſie viel, ſehr viel, aber ſie heißt Emilie; — gewährt! — Zuvörderſt möchte man ihn ſogar tadeln, daß er erſt nach der Unterſchrift ſieht, eh' er lieſt; denn das deutet auf eine gewiſſe weibiſche Neugier, die dem Manne übel anſteht. Er verräth ferner nicht Liebe für

Emilia Galotti, ſondern (was er nach des Dichters Willen verrathen ſoll) ſinnlich erhitzte Verliebtheit. Sollte aber bei den guten Einwohnern ſeines Fürſtenthums Guaſtalla die Sache ruchbar werden, und die ſpeculativen Köpfe auf den Gedanken kommen, ihre Töchter ſämmtlich hinfort Emilie taufen zu laſſen, ſo würden ſie doch falſch ſpeculirt haben; denn nach ſechs Wochen etwa iſt es mit aller Vorgunſt für dieſe vorbei, und es ſtehen vielleicht die Annen und Suſannen, die Katharinchen und Chriſtinchen in Gnaden. Jetzt aber flammt er noch für Emilien, und der bloße Anblick dieſes Namens macht es ihm unmöglich, weiter zu arbeiten. Er hat zwar eigentlich noch gar nicht gearbeitet, aber er ſaß doch wenigſtens und las Briefe, und auch das kann er nun nicht mehr. —

Und dies Alles würde in dem erſten Monolog ſichtbar? Ganz gewiß, nur muß man nicht ſo leſen, wie etwa der Prinz Hettore ſelbſt zu leſen pflegt; ſondern genau. Dann ſtehen die Umriſſe ſeines ganzen Charakters vollſtändig vor uns, und nichts von Allem, was das Stück in ſeinem Fortgange über ihn mittheilt, kann uns befremden. Es iſt ſehr begreiflich, daß ihm der Gedanke an die verlaſſene Orſina höchſt unangenehm iſt, und da er ſchlechterdings keine unangenehme Empfindungen haben will, ſo erbricht er nicht einmal ihr Billet. Ergötzliches kann nicht darin ſtehen, und das Unergötzliche mag er nun einmal nicht erfahren. Daß ſeine grobe Vernachläſſigung ſie kränken werde, daß er durch ſein ganzes Betragen die leidenſchaftliche Frau noch um ihren Verſtand bringen könne, daran denkt er nicht, weil er, wie geſagt, an nichts Trauriges denken mag. Eben ſo wenig befremdend iſt ſein Geſpräch mit dem Maler, indem er ſich halbweg als Kunſtkenner zeigt, und wenn man ehedem dieſe Scene nur als ein geiſtreiches hors d'oeuvre betrachtet hat, ſo irrte man ſehr; denn bei tieferm Forſchen erſcheint ſie als durchaus nothwendig. Ein ſo zerfahrener Menſch wie er, würde, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, ganz in ſich ſelbſt zerfallen und gleichſam zerbröckeln, wenn er nicht irgend Etwas hätte, das ihm als Stütze diente. Dies iſt bei ihm die Liebe für die Kunſt, ohne Zweifel keine ächte, ſondern nur eine ſinnliche; aber als ſolche bedeutend, aufgeſtutzt durch leicht zu erwerbende mittelmäßige Kenntniß, blendende Schönrednerei und Phraſeologie. Auch thut er ſich etwas darauf zu

Gute, für einen Beſchützer der Künſte zu gelten. Das iſt er nach ſeiner Art wirklich, und wenn von der Wolluſt zur Grauſamkeit kein großer Schritt iſt, ſo iſt doch der zur Kunſtliebhaberei oder zur Kunſtliebelei noch kürzer.

Meiſterhaft iſt ferner jener Schritt zur Grauſamkeit hier gezeichnet. Er thut ihn nicht in ſeinem eigenen Namen, noch viel weniger mit ſeines Namens Unterſchrift; das würde er ſchwerlich über ſein weichliches Herz bringen. So thut denn Marinelli dieſen Schritt für ihn, und bekommt dafür einen Verweis, aber auch das Geſtändniß, er erſchrecke zwar nicht vor einem „kleinen, ſtillen Verbrechen"; dieſes aber ſei weder klein noch ſtill. Hätte das Pulver nur nicht Geräuſch gemacht, und wäre es nur möglich geweſen, die Kugel ganz leiſe in Appiani's Herz zu werfen, ſo hätte man doch das Aufſehen vermieden; ſo aber muß Marinelli einen Verweis bekommen, denn es bedarf nunmehr einiger Anſtrengung vor der Welt, um gänzlich unbefangen auftreten zu können.

Jenes Geſtändniß in Beziehung auf die lautern und leiſen Verbrechen hat ehedem manchen Kritiker frappirt, allein mit Unrecht, denn ein raſcher, aber ſehr bedeutender Meiſterzug im erſten Akt deutet bereits dieſe Hinneigung zur Grauſamkeit an, ſobald ſie zum Ziel der frevelnden Leidenſchaft führen kann. Es iſt des Prinzen gräßliches „Recht gern", als der Rath Camillo Rota von dem Todesurtheil ſpricht, das zu unterzeichnen ſei. Zu keiner andern Zeit würde Hettore jenes Wort ausgeſprochen haben, ja es würden ſich tauſend beſſere Stunden gefunden haben, in denen er gern begnadigt hätte, ſo wie er überhaupt ſämmtliche Tugenden, die ſich bequem auf dem Sopha üben laſſen, ganz gern vollbringt. Was liegt ihm überhaupt an dem Blute dieſes unbedeutenden armen Sünders? Er hätte es ihm gern geſchenkt; aber die ganze Sache kommt ihm zur Unzeit. Er hat jetzt wirkliche Geſchäfte, er muß ja in die Kirche eilen, um dort der betenden Emilie die erſte entſcheidende Liebeserklärung zu machen. Nie aber iſt ein von unreiner Leidenſchaft geſtachelter und dabei äußerlich mächtiger Menſch furchtbarer als in ſolchen Augenblicken, wo hohe und ſchwere Pflichten ihn hemmen und ſeine Zeit in Anſpruch nehmen wollen. Und ſo iſt ſein „Recht gern" vollkommen begreiflich. Ein Federzug iſt bald gemacht, und was daraus folgt, zu bedenken, hat er jetzt nicht Zeit, denn, wie geſagt, die Liebeserklärung kann nicht ſchnell genug erfolgen.

Bei ſo bewandten Umſtänden iſt mir auch der Zorn des Prinzen gegen Marinelli am Schluſſe des Stücks ſtets ſehr verdächtig vorgekommen, und der Dichter hatte vollkommen recht, denſelben nicht tiefer zu zeichnen. Unwillig, traurig und verdrießlich iſt Hettore allerdings, denn Alles hat ſich ja gegen ihn verſchworen, und die ſchöne Emilie liegt todt vor ihm! Gegen wen ſoll er ſeinen Unmuth auslaſſen, als gegen den Kammerherrn? Wie wird es aber weiter werden? Wird der Prinz ſich einem ewigen Schmerze überlaſſen und zur Reue und Buße greifen? Das würde ihm unendlich langweilig ſein, und da er für alle ſeine Sünden nicht einmal Genuß gehabt hat, ſo kann er ſich ſchwerlich überzeugen, daß er dennoch Buße zu thun habe. Meines Erachtens wird ihm die fatale verwickelte Geſchichte noch die nächſten vier Wochen beunruhigen und betrüben, dann aber wird er ihrer auch ganz überdrüßig ſein; denn bei der Traurigkeit kommt wenig heraus. Er läßt Marinelli wieder kommen, der das auch gar nicht anders erwartet hat, giebt ihm noch ein paar in wohlklingenden Worten abgefaßte Verweiſe und will endlich von der unangenehmen Hiſtorie durchaus nichts weiter vernehmen. Nunmehr iſt alles Vergangene rein aus, und er kann von neuem, um ein luſtigeres Stück zu beginnen, die alte Frage thun: „Geht denn gar nichts vor in der Stadt?“

24.

Mittel gegen die Philiſterhaftigkeit.

Viele hoffnungsvolle junge Leute haben jetzt endlich das kürzeſte und bequemſte Mittel gefunden, ſich von aller Philiſterhaftigkeit frei zu erhalten. Sie ſchelten nämlich ununterbrochen auf dieſelbe los, und ſollte es auch zuweilen auf eine ziemlich ſterile Art geſchehen, ſo gehen ſie doch triumphirend ab und kommen triumphirend wieder zu demſelben Geſchäft zurück, in dem ſie kein Ende finden. Es iſt nunmehr unmöglich, ſie ſelbſt des Philiſtrismus zu beſchuldigen, den ſie ja eben mit lauter Stimme in den tiefſten Abgrund verdammt haben. Wunderliche Leute verlangen freilich noch mehr als bloßes Schelten, ſie wollen ſogar etwas Poſitives an die Stelle des Geſcholtenen geſetzt ſehen; aber mit dergleichen Sophiſten ſoll man ſich nicht einlaſſen, oder, wenn ſie ja einmal zu reden wagen, ſie raſch überſchreien.

Schlimm nur iſt es, daß nach und nach gar zu Viele hinter das Geheimniß gekommen ſind, woraus ſich mancher Uebelſtand entwickelt; ja es kann dahin kommen, daß zuletzt Alles gegen einander dran und drauf ſchilt, und ein ehrbarer, offenherziger, wirklicher Philiſter kaum mehr für Geld wird aufzutreiben ſein. Was dann? Wenn dann nur nicht am Ende jene Sophiſten Recht bekommen, mit ihrem verwünſchten Verlangen nach poſitivem, philoſophiſchem und poetiſchem Etwas! wenn ſie ferner fortführen: man ſchelte gewöhnlich auf die Sünden am meiſten, von denen man ſchon einen kleinen Beiſchmack habe und ein wenig angeſäuert ſei; bei dieſer ewigen Polemik werde im Ganzen doch wenig Witz aufgewandt, auch ſei es ſeltſam, den Philiſtrismus für ſo gefährlich zu halten, da er ſich doch gar leicht abfertigen laſſe, ſo wie überhaupt die Poeſie, der Humor, die Ironie u. ſ. w. ſelbſt die „Pforten der Hölle“ nicht zu ſcheuen habe; wie viel weniger die Philiſterhaftigkeit, die ja in ſich ſelbſt kraftlos und morſch iſt u. ſ. w.

Was fängt man nun mit ſolchen bedenklichen Leuten an? — Das Beſte und Bequemſte wäre wol, auch ſie augenblicklich und ohne alle Umſtände für arge Philiſter zu erklären, und dann ſchnell triumphirend abzugehn.

25.

Geſellſchaftsgeſichter — nach Stunden.

Es iſt ſchlimm, daß die Menſchen nur ſelten ſo **ausſehen, wie ſie eigentlich** ausſehen, und **Geſichter machen**, die ſie nicht haben. Beſonders iſt dies in ihren eleganten Abendgeſellſchaften der Fall, und man würde Mühe haben, ein Mitternachts-Champagner-Geſicht am andern Tage früh Morgens beim Kaffee wieder zu erkennen. Man betrachte nur die Geſichter nach den Stunden in den Geſellſchaften und man wird manches Merkwürdige finden.

Man pflegt nach 7 Uhr zuſammen zu kommen, und leider geht mit dieſem Kommen der Einzelnen oft eine halbe oder ganze Stunde hin. Was dabei gewöhnlich geſprochen wird, gleichſam der active und paſſive Willkommen, hat viel Betrübendes, ja zuweilen Entſetzliches, denn wir hören hier faſt immer nur dieſelben längſt abgeſtandenen, oder verwelkten Redensarten, die Niemanden ergötzen können, die man aber ſtets von neuem, wie eine Spieluhr, doch ohne deren Wohlklang, wieder vorbringen zu müſſen glaubt. Die Geſichter haben dabei ein ſtehendes Lächeln, oder laſſen etwas Verlegenheit und Geſpanntheit ſehen. Bloß einige vergnüglich wohlhabende alte Herren, die ſich gewöhnlich ſchon durch Lachen im Vorzimmer kund gegeben haben, zeigen gleich, ſobald ſie der Wirthin die Verbeugung machen, ein etwas geſchwemmtes, cordiales Geſicht und erinnern wol gar ſchon beim Handkuß an die bequemen, viereckigen Späße, mit denen ſie, wie ſie glauben, vor vierzehn Tagen Glück gemacht haben.

Nach acht Uhr iſt die Geſellſchaft gereihet, und man gelangt zu einiger Ruhe, während man mit Zierlichkeit den Thee einnimmt. Jetzt bekommen die Geſichter etwas Beobachtendes; da man aber weiß, daß man auch beobachtet wird, ſo hält man es für Pflicht, ſo intereſſant auszuſehen als irgend möglich. Die Augen werden zu dieſem Behuf bald groß, bald klein gemacht, die Stirn zeigt ſich frei oder faltenreich, und um den Mund ſpielt ein ſanftes, freundliches, witziges oder ernſtes und erhabenes Lächeln, je nachdem man die verſchiedenen Gattungen des Lächelns für mehr oder minder intereſſant hält.

Gegen neun Uhr wird geleſen oder geſungen, und zwar faſt immer nur ſehr ernſthafte claſſiſche Sachen, denn ſo will es die Vornehmheit; etwa der ſtandhafte Prinz, das Leben ein Traum, oder Iphigenie und Taſſo. Der bloße Blick, mit dem einige junge Damen und Herren dieſe fürchterlich ſchönen Bücher hervorziehen ſehen, hat etwas Klägliches und Bewegliches und könnte ſelbſt einen Stein zum Erbarmen zwingen. Jene trefflichen Perſonen waren endlich ſo weit zuſammengerückt, daß das angenehmſte Geklatſch und die zarteſten Schmeicheleien nach Herzensluſt beginnen konnten, und nun ſollen die guten Kinder mit einemmale der heidniſchen Iphigenie, die ohnehin längſt todt iſt, und für die ſie ſich unmöglich intereſſiren können, in die „Schatten des ernſten, dichtbelaubten Buchenhains“ folgen. Wahrhaftig, ſie thun es wie Iphigenie ſelbſt „mit ſchauderndem Gefühl,“ aber nur wenige Minuten; denn ſie haben zum Glück jenes ſchöne Talent des Nichtaufmerkens, deſſen ſich bekanntlich auch Falſtaff rühmt. Das Geſicht, welches ſie in dieſer Zerſtreutheit machen, iſt entweder leer oder ängſtlich, denn einen halben Sinn müſſen ſie doch immer aufbewahren für die Momente, in denen die wirklich zuhörende Geſellſchaft ſich durch Ausrufungen unterbricht, z. B. „wie göttlich!“ „wie himmliſch!“ oder — was ich am liebſten höre — „nein, dieſes iſt doch zu himmliſch!“ In ſolchen Fällen iſt es unerlaßlich, mit beizuſtimmen, und ſie ſehen dann gewöhnlich recht angenehm und unſchuldig-liſtig aus.

Von jener zuhörenden Geſellſchaft kann man das nicht immer ſagen. Einige behalten eine ganz trockene Kennermiene, als wollten ſie ſagen: „Nun, was iſt es denn mehr?“ Sind es ſelbſt Poeten, ſo ſetzen ſie wol in Gedanken hinzu: „So was kann ich allenfalls auch machen, und über meine letzte Novelle im „Taſchenbuche für große Seelen“ geht doch nichts.“ Andere Unſchuldige finden gleichfalls das Stück ſo übel nicht, ſehen aber mit klein geſpitzten Augen genau nach, wie viel Blätter ungefähr noch zu überſtehen ſind. Andere dagegen ſind überaus entzückt, überſchwänglich, und verſichern, ſo etwas Herrliches könnten ſie bis zur Morgenröthe leſen, während wieder andere — gewöhnlich ſehr hübſche junge Damen — das Schweigen vorziehen, und, mit der ſchönen rechten Hand das eigene emporſtrebende Herz ſanft drückend, die Augen theatraliſch nach der Decke des Saals hinheben. Alle dieſe Geſichter ſtehen bis nach zehn Uhr in ihrer höchſten Blüthe; aber ſchon in der nächſten fällt etwas Reif auf dieſelben, denn da die wenigſten Menſchen ſich an reines Zuhören gewöhnt haben, ſo wird es ihnen ſchon zu lang, auch fängt der Hunger an, ſich nach und nach bei ihnen einzuſtellen. Damit ſcheint es nun freilich eine matt proſaiſche Sache zu ſein, indeſſen giebt es doch auch eine ſehr bedeutungsvolle Seite, wenn wir ihn etwa als eine Neckerei der Natur anſehen, die mit dem Geiſte, wenn wir ihn iſolirt denken, in einem ironiſchen Verhältniſſe zu ſtehen pflegt. Da ferner eine der allervortrefflichſten und zarteſten Damen, die Prinzeſſin Imogen in Shakſpears „Cymbelin" und der kraftreiche, liebenswürdige Orlando, in dem Luſtſpiel „Wie es Euch gefällt" die ganze Macht des Hungers empfunden und gezeigt haben, ohne dabei im mindeſten weniger liebenswürdig zu werden, ſo, denke ich, dürfen auch wir jenes bedingenden Lebensdrangs im Vorbeigehen gedenken. Wird er nicht bald befriedigt, ſo ſind ſeine Wirkungen — ihrer Gefährlichkeit zu geſchweigen — auch keineswegs äſthetiſch ſchön zu nennen. Die blühendſten jungen Damengeſichter verlieren die Farbe, und bekommen entweder etwas Müdes oder unheimlich Strebendes; die kränklichen Leute vollends ringen wie edle Kämpfer mit dem wohlbekannten hyſteriſchen Gähnen, oder es zeigt ſich — es iſt horribel zu erzählen, doch kann ich diesmal bei einer ſo hochwichtigen Angelegenheit ſchwacher Nerven nicht ſchonen — ein gewiſſes krampfhaftes Naſengähnen, vor dem alle Muſen und Grazien entſetzt zurückfliehen.

Endlich erſcheint der Bediente mit der Botſchaft, es ſei angerichtet. Welche Muſik liegt in dem Wort! wie raſch giebt man den Nachbarinnen den Arm! wie beleben ſich die Geſichter im Strahl der neuen Hoffnung! und mit welcher Süßigkeit weht uns der Duft des köſtlichen Bratens an, und wie lächeln die zierlichen Weinflaſchen! Jetzt kommt der reine Genuß, in welchem ſich das ſolide Prinzip im Menſchen mit dem phantaſtiſchen mild verſöhnt Wir ſehen nur blühende Mai- und fruchtbare Septembergeſichter; hier iſt beſonnene Sicherheit, ernſte Andacht, Verſenkung in einen großen Gedanken oder freundliche Bonhommie, künſtleriſche Schätzung, unbefangene Herzensfreudigkeit auf den meiſten Geſichtern zu leſen. Es iſt freilich ſchlimm, daß es ein Geſchlecht giebt, welches ſich nicht anders freuen kann als bei „Tiſch“; mit dieſem aber haben wir hier gar nichts zu ſchaffen; hier iſt bloß von guten und leidlich gebildeten Deutſchen die Rede, die ſich allerdings bei der Mahlzeit recht hübſch ausnehmen. Laſſet uns ja nicht ſo übervornehm ſein, das verachten zu wollen; ein wenig lächeln mögen wir wol darüber und dabei; doch nur ein wenig und ja ohne Bitterkeit. Einen Vortheil hat das Eſſen doch gewiß, indem nunmehr unſre lieben Nachbarinnen und wackern Nachbarn, die vor Tiſch nicht recht zum Stehen zu bringen waren, jetzt nothwendig ſeßhaft werden, wobei wir die Ausſicht haben, uns wenigſtens noch eine Stunde in hübſchen Dialogen an ihnen erfreuen zu können.

Jetzt beginnt die Geiſterſtunde, in der der Menſch gewöhnlich den meiſten Geiſt zu verbrauchen pflegt, wenn er nämlich nicht ſchläft, und da aller Geiſt die Geſichter ſchön macht, ſo würden wir jetzt den köſtlichſten Anblick haben, wenn nicht zwei üble Umſtände einträten. Der erſte iſt ein ganz ordinairer und ſchreibt ſich her von der traurigen Angewöhnung vieler Menſchen, entweder ſehr unmelodiſch laut zu reden oder unverſtändlich zu lispeln.

Aus dem erſten wird bei geiſtiger Erregung ein widriges Schreien, das dann der andere überbieten möchte, wogegen ſich aber der erſte wieder auflehnt und ſo ins Unendliche fort, ſo daß es ſcheint, als ſolle bloß die größere Kraft der Lunge den Sieg entſcheiden. Wir dürfen uns deshalb auch nicht wundern, wenn manche Geſellſchaften völlig heiſer nach Hauſe kommen. Ein Schreier aber, und vollends eine Schreierin hat nie ein erfreuliches Geſicht, ſo wie leider die Lispler und Lisplerinnen eine gemachte Süßigkeit auf dem Antlitz zur Schau tragen, die, je weiter ſie bei jener höhern Erregung um ſich greift, immer widriger wird. — Der zweite böſe Umſtand aber liegt in dem Fehler der meiſten geiſtreichen Leute, daß ſie ihren Witz nicht bloß zeigen wollen — das ſei ihnen unverwehrt und iſt dankenswerth — ſondern daß ſie an demſelben ein zu großes Wohlgefallen finden: ein Gefühl, welches ſich auf manchen Geſichtern völlig eingewohnt hat, ſo daß ſie ſtets ſelbſtgefällig Me voilà! zu ſagen ſcheinen. Ein ſolches Me voilà-Geſicht iſt aber nie ſchön, und kann leicht unerträglich werden. — Beſſer iſt es in jedem Falle, die Geiſterſtunde nur im Kreiſe der auserwählteſten Freunde und Freundinnen zuzubringen, oder, da wir, wie geſagt, in derſelben nur zu viel Geiſt und Kraft auszugeben pflegen, uns in die Wellen des Schlafes und in das Zauberreich der Träume zu verſenken, womit denn auch die Aerzte am meiſten zufrieden ſein möchten.

Was in der nächſten Stunde von 1 bis 2 zu hören und zu ſehen iſt, wird immer bedenklicher und verworrener. Das Ankämpfen gegen die Natur, die ſich nie ungeſtraft beleidigen läßt, wird immer ſichtbarer, es zeigen ſich geſpitzte, krampfhafte, ängſtlich hüpfende Bewegungen auf den Geſichtern, die Augen verlieren ihren Kryſtall und ſehen verwiſcht und verſchwommen aus; da man aber überall fühlt, daß es ſo ſei, und doch verdrießlich wird, daß es ſo iſt, ſo nimmt man ſchnell ſeine Zuflucht zu einer neuen Exaltation, die ſich raſſelnd und kreiſchend zu bekunden pflegt, bis endlich in der Stunde von 2 bis 3 nicht bloß alle Muſen und Grazien — die ſind ſchon längſt geflohen — ſondern ſelbſt die unterſten übergutmüthigſten Kammermädchen jener Göttinnen davonrennen, weil ſie die Geſichter, auf denen Zinnoberroth und Kreideweiß unverſchmolzen und grell neben einander ſteht, nicht länger mit anſehen mögen.

Und was wünſche ich denn nun? — Für jetzt, lediglich die Aufſchrift dieſer kleinen Bemerkungen vor Augen habend, zuvörderſt nur, daß ihr ſelbſt (und mithin auch eure Geſichter) ſtets wahr ſein möchtet, wie zu Hauſe, ſo in der Geſellſchaft. Damit aber dieſe Wahrheit auch eine erfreuliche ſei, ſo bemühet euch um beſcheiden reine Menſchenbildung, die freilich, wie wir Alle wiſſen, nicht ohne innige und tiefe Menſchenliebe zu erreichen iſt. Steht es aber ſo mit uns, und ſind wir ganz wahr, ſo hat es, wie bereits erwähnt worden, mit unſern Geſichtern keine Noth, und ſie werden ſchon auch wahr ausſehen. Ich weiß recht gut, daß ich damit etwas Altes ſage; es liegt aber auch etwas ſehr Wichtiges in dieſem Uralten, und ich bin gewiß, daß viele Leſer, die auch in dieſer Hinſicht ein gutes Gewiſſen haben, ſagen werden: „Das wußten wir längſt und ſo haben wir auch immer gehandelt,“ worüber ich denn meinen herzlichen Glückwunſch freudig abſtatte.

Zweitens: Was die gewöhnlichen Stunden der Geſellſchaft betrifft, wie ich ſie hier angegeben habe, ſo bin ich freilich lange nicht ſtolz genug, um zu glauben, daß mein Reden dagegen ſonderlich helfen werde; da indeſſen ein gutes Wort zuweilen eine gute Stelle findet, ſo möchte ich wenigſtens zu bedenken geben, daß alle dieſe neuern Geſellſchaftsverhältniſſe, zu denen auch das Abendeſſen um oder nach Mitternacht gehört, nur erſt ſeit etwa vierzig Jahren walten, und daß ſämmtliche frühere Jahrhunderte eine ganz andere natürliche und eben deshalb beſſere Einrichtung zeigten. Es iſt intereſſant, ſich durch Bücher, und noch intereſſanter, ſich durch wackere Greiſe und Greiſinnen darüber unterrichten zu laſſen, und ſo würde z. B. die Frage: „Wie ſtand es mit dem geſelligen Verkehr gebildeter Familien in Berlin, etwa um 1770 oder 80, in Beziehung auf die Eintheilung der Zeit?“ Stoff zu gar manchen Aufſätzen geben, die, wie ich glaube, nicht ungern geleſen werden dürften.

26.

Die zwei Wünſche.

Als Kind und Knabe hatte ich zwei literariſche Wünſche, die, ſo oft ich mir auch ſagte, ſie ſeien kindiſch, dennoch immer wieder kamen. Ich wünſchte zuerſt ein vortreffliches Buch zu finden, das nie ein Ende nähme, ein Gedanke, der mir einmal beim Don Quixote aufſtieg, den auch ein Knabe (freilich auf ſeine eigne Hand und wunderlich genug) zu genießen weiß. Ich erſchrak nämlich gar ſehr, als ich den letzten Theil in die Hand bekam, und der Genuß, den er mir gewährte, wurde dadurch zu einem tragiſchen, daß ich mir wiederholte, es ſei doch der letzte, und nach wenigen Blättern ſei die herrliche Geſchichte aus. Der zweite Wunſch war wo möglich noch kühner, es ſollte, verlangte ich, ein ganz vollendetes, ein ganz vollkommenes und auch von allen Menſchen als durchaus unverbeſſerlich anerkanntes Buch geben, denn nichts konnte mich ſo ſehr betrüben, als das Aber, welches doch nun einmal jedem, auch dem größeſten, Lobe in dieſer Welt folgt und folgen muß. Ich will es nur geſtehn: zuweilen überfiel mich der Gedanke an dieſes ewig wiederholte „Aber" mit einer ſolchen Schmerzlichkeit, daß ich den gefährlichen Satz aufſtellte, da es einmal ſo ſchlimm beſtellt ſei, ſo komme nicht viel darauf an, ob nach dem Aber große oder kleine, zahlreiche oder wenige Ausſtellungen folgen ſollten.

Ich denke, der Mann kann dem Kinde vergeben, das ſolche Wünſche hat, indem er längſt inne geworden iſt, daß der Genuß, den ein ächtes Kunſtwerk giebt, nie zu Ende geht; denn was würden wir wol von dem Kunſtliebhaber halten, der uns ſagte: „ich habe nunmehr den Don Juan zehnmal gehört, und den Egmont zehnmal geleſen, jetzt bin ich für immer fertig." Das wäre gewiß ein recht armer Mann.

Was endlich das „ganz vollkommene Buch"

betrifft, ſo können wir es unmöglich von Menſchen verlangen, und wir werden uns deshalb nach einer Schrift umſehen müſſen, die wir die heilige und göttliche nennen dürfen. Und Gottlob, die haben wir ja.

27.

J. J. Griesbach.

In dem raſch und reich fortblühenden Journal „Zeitgenoſſen“ findet ſich (dritte Reihe, Band 1. 8.) eine Biographie Johann Jakob Griesbachs, von Bernhard Rudolph Abeken, die die Theilnahme jedes denkenden und fühlenden Leſers auf die erfreulichſte Weiſe in Anſpruch nehmen muß. Der Mann, dem wir hier begegnen, war *), was wir in unſerer eben ſo treuherzigen als geiſtreichen Sprache einen ganzen Mann nennen, tüchtig, vollſtändig und aus Einem Stück. Ohne Zweifel hat er, bei allen Verdienſten, dennoch als Theologe auf dem Katheder mündlich, und als Autor ſchriftlich mitunter auch „geirrt“; denn wer würde wol

---

*) „Nach dieſer Darſtellung“ muß ich hinzuſetzen, denn ich ſelbſt habe G. nicht perſönlich gekannt, doch hat ihn dieſe Biographie ſo deutlich hingeſtellt, daß ich ihn zu kennen glaube.

den bekannten Spruch: „es irrt der Menſch ſo lang er ſtrebt“ jemals zu Schanden machen? Aber als innerer Theologe, wenn ich ſo ſagen darf, war er gewiß noch bedeutender. Wie iſt in dieſem Manne Alles ſo rein und klar, ſo kindlich und doch ſo kraftvoll! ſo beſcheiden und demüthig, und doch ſo kühn und ſicher! Welch ein guter, in liebendem Gehorſam ſeine höchſte Freude findender Sohn, welch ein trefflicher, auf Ein Ziel gerichteter Reiſender, welch ein redlicher Ringer und Arbeiter im Dienſte der Wiſſenſchaft, welch ein treuer Bürger, Ehemann und Freund! Und das Alles — möchte ich hinzufügen — auf eine entſchieden deutſche Weiſe. Damit aber dieſer Zuſatz nicht mißverſtanden werden könne, ſo will ich ihn zu erklären ſuchen, indem ich darauf hindeute, daß Gr. alle dieſe Tugenden übte, ohne ſich jemals ſelbſtgefällig zu beſpiegeln, gleichſam als müſſe das Alles ſo ſein und verſtehe ſich ganz von ſelbſt.

Er mag das Wort „Ironie“ nur ſehr ſelten, vielleicht kaum alle Jahre einmal ausgeſprochen haben, und würde gewiß ſehr betrübt worden ſein oder auch gelacht haben, wenn er hätte hören müſſen, daß ſo viele neumodige Herren ſich jenes herrlichen Worts vorſchnell bemächtigt haben; dafür aber war er ein ächter religiöſer und poetiſcher Ironiker. So geſtehe ich gern, daß mich das Umlaufſchreiben an ſeine Freunde, in welchem er, der einundſechszigjährige Mann, ſeine Erlebniſſe vor, während und nach der Schlacht bei Jena ſchildert, wahrhaft entzückt hat. Er erklärt zuvörderſt den eindringenden Soldaten mit einer Art von ironiſcher Pedanterie, daß er als ein ſtiller, frommer deutſcher Gelehrter eigentlich mit dem Kriege gar nichts zu thun habe, läßt ſich aber die Entgegnung der franzöſiſchen Soldaten, ihre Waffenarbeit ſei eine ſo ſchwere, daß ſie ſich auf alle Weiſe dafür bezahlt machen müßten, ſo ziemlich gefallen. Man fordert ihm nicht ganz ohne Höflichkeit ſeine Uhren ab, ſeinen Trauring, ſeinen Dolland, ſein Gold, ſein Silber. — Das iſt freilich nicht angenehm, aber was iſt es nun mehr? Das läßt ſich ja Alles wieder erwerben. Sein ſchöner Garten, das herrliche Werk eines einunddreißigjährigen, naturliebenden Fleißes, wird geplündert und verwüſtet; — das iſt ſchon ſchlimmer; aber „der neue Lenz bringt neue Saaten mit" ſagte ja ſein ehemaliger, damals ſchon heimgegangener vieljähriger Freund und Hausgenoſſe Schiller. Warum alſo über die Verwüſtung ſich ſonderlich grämen? Die alte treue Erde ſelbſt können ja die Plünderer doch nicht mitnehmen, und ſie wird ſich ſchon einmal wieder öffnen und neue Blumen und Früchte bieten. — Aber (ſo redet der finſtre Augenblick) das Rad der Zeit rollt ſo furchtbar zerſtörend daher, und das Böſe ſcheint zu ſiegen! — Das ſcheint nur ſo und kann nicht ſein. Lebt ja doch der alte Gott noch und die liebe Gattin und die treuen Freunde; da läßt ſich alles Gute und Schöne hoffen.

Von allen dieſen Tröſtungen ſchreibt Griesbach auch nicht ein einziges Wort, denn das iſt gar nicht mehr nöthig, eben weil ſich, wie bereits oben erwähnt wurde, bei ihm von ſelbſt verſteht, daß man ſtets getroſt ſei, weshalb es auch lediglich die Sache **des Kritikers** iſt, jenen Troſt hinter den Zeilen zu leſen und auszuſprechen. Iſt es aber nicht eine wahrhaft religiöſe Ironie zu nennen, wenn wir den alten kranken Profeſſor ſo ruhig daſtehen ſehen? Ihn jammern ordentlich die Plünderer, wie uns jeder Menſch jammern ſoll, der ſich unwürdig beträgt; zum Zorn gelangt er gar nicht gegen dieſelben.

Daß nun ein ſolcher ruhiger, gotterfüllter Mann die größten Männer, und unter ihnen die größten Dichter zu Freunden bekam, darüber ſollen wir uns durchaus nicht wundern, denn es ſollte ſich billig immer von ſelbſt verſtehen, obwol dies leider nur ſelten der Fall iſt. Griesbach hat, ſo viel ich weiß, nie ein Gedicht verfaßt, vielleicht auch nie einen Reim gemacht, und er würde ſich gewiß ſehr verwundert haben, wenn man ihn jemals hätte einen Dichter nennen wollen. Da man indeſſen auch ohne aufgeſchriebene Gedichte und Reime ein Dichter ſein kann, z. B. wenn man die bekannte Aufgabe des Dichters, „das Unendliche im Endlichen darzuſtellen", durch ſein eigenes ganzes Leben löſet, ſo möchte man ihn doch wol einen trefflichen Dichter nennen dürfen. Ich weiß recht gut, daß die Menge von jener Aufgabe nichts wiſſen will und daß dieſe Worte durch zu häufigen Gebrauch und nicht ſeltenen Mißbrauch in Mißcredit gekommen ſind; indeſſen ſoll man doch ſuchen, ſie durch den rechten ſeltenen Gebrauch wieder zu Ehren zu bringen. Schiller verſtand ſich ganz darauf, er fand in Griesbach und deſſen Gattin innige Freunde, und wir danken Herrn Abeken herzlich für die Mittheilung eines kindlichen Gedichts, das Schiller im Namen ſeines jungen Sohnes zur Geburtstagsfeier der bewährten Freundin verfaßt hatte (S. 52.) — Dergleichen Gedichte vertragen kein beſonderes Lob, ja ſie ſind für den innerlich Erkälteten, der für dergleichen Feſte keinen Sinn hat, gar nicht vorhanden. Für den Beſſern ſind ſie gerade ſo recht und können durchaus nicht anders ſein, was freilich das höchſte Lob andeutet.

Wenn wir uns aber über Schillers und Goethe's Verhältniß zu dem Griesbachſchen Hauſe gar nicht verwundern, ſo erregt es allerdings ein angenehmes Staunen, daß auch Wieland, und zwar gegen das Ende ſeines Lebens, noch ein inniger Freund und Verehrer des theuern Mannes wurde. „Der Verfaſſer dieſer Biographie (heißt es S. 38.) erinnert ſich mit großer Freude und Rührung, wie er einſt (es war im Auguſt 1809 und Wieland damals 76 Jahre alt) auf einer Wanderung begriffen, um Mittag in Griesbachs Garten einkehrte, und die beiden Freunde, die Gattin des einen und die Tochter des andern, am Tiſche fand. Das Geſpräch war ernſt und lebhaft, und zeugte von der heitern, ungezwungenen Ehrerbietung, die die eigentliche Seele der Geſelligkeit iſt. Und als Griesbach gegen das Ende der Mahlzeit das Wort geführt, da war der 12 Jahre ältere Wieland ſo durchdrungen von der Würde, die des Freundes Wort und ganzes Weſen ausſprach, daß er, vom Tiſche aufſtehend, deſſen Hand faßte und wiederholt, mit der Miene der innigſten Ehrfurcht und Liebe küßte.“

— — — Es iſt gewiß meiſtens ein trauriger Anblick, wenn ein Mann dem andern die Hand küßt; aber das Gefühl der hohen Verehrung hat ſeine eignen Rechte, die wir ſtets reſpectiren wollen. Nur der Wunſch drängt ſich auf: möchte Wieland ein ſolches Gefühl 40 oder 50 Jahr früher empfangen haben, welch ein Licht würde von dort aus über ſeine ganze ſchriftſtelleriſche Thätigkeit geleuchtet haben! —

28.

Zur Erziehungslehre.

Bei der Erziehung eines Mädchens iſt kaum Etwas wichtiger als die Zeit, in der ſie zuerſt Liebe für die Poeſie zeigt. Sie wird dabei meiſtens höchſt unbeholfen in der Wahl der Bücher erſcheinen, und es iſt ein Glück, wenn ſie zufälligerweiſe zuerſt auf Goethe und nicht auf Cramer oder Spieß ſtößt. Es iſt dem Mädchen eine neue Welt aufgegangen, die ſie aber ſelbſt am wenigſten verſteht. Da nun dieſe Welt durch nichts Anderes als Liebe bewegt werden kann, ſo will ſie von dieſer Liebe, die ſie dunkel ahnet, irgend Etwas wiſſen, und wendet ſich deshalb, wie durch einen Inſtinct, an die Dichter, die ohne Zweifel das Meiſte davon wiſſen müſſen. So wird die Poeſie das Bedürfniß ihres Herzens, denn ſie eben ſoll ihr ſelbſt Auskunft geben über ihr Herz, und es iſt von großer Wichtigkeit, welcher gedruckte Lehrer ihr zuerſt in die Hände fällt. Mit den kindiſchen und kindlichen Kinderſchriften, mit den naturgeſchichtlichen Bilderbüchern, den moraliſchen Erzählungen u. ſ. w. hat es nun ein Ende, ja ſie wird dieſe meiſt unſchuldigen Bücher jetzt ungerechterweiſe völlig haſſen und verachten. Die idylliſche Kindheit ſoll mit einemmale in romantiſchen Farben glühen, und man kann ihr ſelbſt hölliſche Flammen, Leichenfarbe und Leichenduft, verbrecheriſche Liebe u. ſ. w. in grellen Gemälden hingeben; ſie wird ſich daran erlaben. Seltſam iſt es — wenigſtens habe ich dieſe Erfahrung gemacht — daß oft die zarteſten Mädchen faſt kein Schauſpiel ſo ſehr lieben als „Kabale und Liebe.“ Wie wenig ſie ſelbſt auch — die ſonſt guten, lebensluſtigen Kinderchen — mit Luiſen ernſtlich wünſchen möchten, ein Blümchen zu ſein, das der Liebende zertreten ſoll, oder ein ſanftes Abendlüftchen, ſeine glühende Wange zu kühlen; dieſe Empfindungen ſelbſt werden dennoch immer ein unendliches Intereſſe für ſie haben, und ein Liebhaber wie Ferdinand von Walter, der im zwanzigſten Jahre ſchon Major iſt, und in der glänzendſten Uniform die hitzigſten und ſanfteſten Liebesſachen ſpricht, geht ihnen über Alles. Gleicht auch ein ſolcher Jüngling einem rollenden Feuerrade, an das ein zartes Weſen eigentlich nicht gern möchte gebunden ſein, dennoch wird es ſich durch die Flammenpracht, nicht wenig angezogen fühlen, ſo wie überhaupt jenes Stück und einige ihm ähnliche nicht nach der gewöhnlichen äſthetiſchen Elle gemeſſen ſein will, die es, wenn ich ſo ſagen darf, mit verbrennt. Es übt eine wunderliche Kraft auf junge Herzen aus, die der ruhige Vierziger nur durch Erinnerung ahnet, während vollends die noch ruhigere Vierzigerin alle dergleichen poetiſche Ueberſchwänglichkeiten in den Abgrund der Hölle oder in den Laden des Gewürzkrämers werfen möchte, lediglich um mit ihrem ſechszehnjährigen Töchterchen weniger Mühe zu haben. Das hilft aber nichts, und die gewöhnlichen Mittel, z. B. Verſchließen ſolcher Bücher, ſind ſogar ſchädlich. Es giebt einen Hunger nach Poeſie, der ſich wie der leibliche Hunger durch keinen Befehl vertilgen läßt, die Tochter wird ins Geheim ihre Maaßregeln zu treffen wiſſen, und die angeborene Liſt wird ihr leicht Mittel an die Hand geben, ſich einen Genuß zu verſchaffen, der durch das Verbot und die Heimlichkeit neue Reize gewinnt.

29.

Bücherleſer und Bücherkäufer.

Es giebt Dinge in der Welt, über die man nur mit dem peinlichſten Gefühl und Erröthen ſprechen und leſen kann, doch iſt es nöthig, ſie zuweilen zu berühren, damit es nicht immer ärger damit werde. Zu dieſen fatalen Sachen gehört auch die Zähheit der Deutſchen im Bücherkaufen. Wie übel es damit beſtellt ſei, davon kann man ſich leicht überzeugen. Erzählt nur z. B. in einer hochgebildeten Thee-, Punſch- oder Bratengeſellſchaft etwa zu Weihnachten, daß in der nächſten Oſtermeſſe das lang erwartete Werk des vortrefflichen A. erſcheinen werde, ſo ruft die ganze Geſellſchaft ihre dithyrambiſche Freude darüber aus, und ihr wünſcht dem guten A. und ſeinem trefflichen Verleger Glück. Geirrt! — Von allen dieſen Rufern leſen es vielleicht zwei oder drei, aber kaufen wird es ſich wahrſcheinlich kein einziger. „Man wird es ja wol geliehen bekommen, denkt ein jeder, und ich kann ja auch warten.“ — Ehedem ſetzte ſich jeder gebildete Menſch mehr oder weniger jährlich aus zum Bücherkauf, und verweigerte lieber jeden andern Theil ſeiner Ausgaben als dieſen; jetzt iſt ein ſolcher, der ohnehin gewöhnlich zu den ärmeren gehört, nur als rühmliche Ausnahme zu betrachten. Bei vielen heutigen Deutſchen iſt ſelbſt der bloße Gedanke des Bücherkaufs ein völlig fremdartiger geworden, und ſie ſehen theils roh, theils unbehülflich, theils ſonderbar befremdet aus; auch wol leidend, („wie etwa eine kranke Lerche“ würde Jean Paul hinzuſetzen, „die man mit einem in Oel getränkten Stecknadelknopf kliſtiren will“), ſobald man ihnen einen Bücherkauf anſinnt. Und doch iſt von Büchern die Rede, die ſie wirklich lieben, und nach denen ſie ſich auf ihre Weiſe ſehnen. Sie ſchicken alle Morgen den Bedienten zu irgend einem guten Freunde, der das Buch hat, und wenn ſie zehnmal die Antwort bekommen, er leſe es ſelbſt noch, oder habe es bereits an andere Sehnſüchtige geliehen, ſo nehmen ſie das zwar endlich ein wenig übel, verlieren jedoch die Geduld nicht, und ſchreiben deshalb wol gar Briefe über Briefe. Will man es auf immer mit ihnen verſcherzen, ſo antworte man, daß in der Peter- und Paulſtraße, bei dem Buchhändler So und So die ſauberſten Exemplare für einen oder zwei Thaler zu bekommen ſeien. Davon wollen ſie eben nichts wiſſen, und es iſt ihnen fatal, davon zu hören. Wie weit in dieſer Hinſicht die Schamloſigkeit geht, darüber nur Ein Beiſpiel. Vor etwa funfzehn Jahren machte ein hiſtoriſches Werk bedeutendes Aufſehen, und es wurden in einigen Geſellſchaften pikante Stellen aus demſelben vorgeleſen. So kam es denn, daß in andern Zirkeln an einen gewiſſen vornehmen, reichen und wiſſenſchaftlich gebildeten Mann häufig die Frage gerichtet wurde, ob er das Buch noch nicht geleſen habe. Er mußte Nein antworten, anfangs mit Ruhe, ſpäterhin mit Verdruß, und ſagte endlich unbedenklich: „ich werde an meinen Untergebenen, den Geheimen Secretair Z. ſchreiben, der hat dergleichen.“ Der arme Secretair hatte das Buch von dem Verfaſſer ſelbſt geſchenkt bekommen, wollte ſich nicht gern auf das Verleihen eines ſolchen Prachtexemplars einlaſſen, und ſuchte deshalb Ausflüchte. Man ließ ihn anfangs gewähren, doch empfing er nach und nach drei oder vier leidliche Mahnbriefe, bis endlich ein fünfter höchſt empfindlich und dringend ihn vermochte, ein zweites Exemplar zu kaufen, das er ſodann ſeinem Obern lieh, der es — nie zurückgab. Auch dieſe letzte Unart iſt gar nicht ſelten, und es giebt manche, ſonſt ſehr gewiſſenhafte Männer, welche die geborgten Bücher, ſobald ſie dieſelben durchblättert, nebſt deren Verfaſſer und Beſitzer gleich vergeſſen, und ich habe Leute gekannt, die ſelbſt einräumten, es möchten in ihren Bücherſchränken wol ein halbes Hundert geborgter Bücher ſtehen, wobei ſie ſich jedoch mit dem Umſtand beruhigen, daß ſie vielleicht ſelbſt ein halbes Hundert ausgeliehen und nicht wieder bekommen haben. Faſt eben ſo heillos iſt die Unart, geliehene Bücher durchraucht, beſchmutzt, mit ſogenannten Eſelsohren u. ſ. w. verſehen, zurückzuſenden. Da jedoch dieſe unſittliche Sache auch eine höchſt ekelhafte iſt, die allen Scherz verſcheucht, ſo will ich nur kurz erwähnen, daß es am zweckmäßigſten iſt, dergleichen Bücher dem Verderber zur Strafe zurück zu ſchicken. Dem Beſitzer wird es nicht ſchwer werden, denn eine mit Kaffeeflecken beſchmutzte Iphigenie, ein durchrauchter Romeo kann ihn ſchwerlich mehr erfreuen, und er wird wohl thun, ſich die beiden herrlichen Gedichte, wenn er ſie nicht gleich wieder anſchaffen kann, fürs Erſte nur zu denken und in der Phantaſie zu reproduciren. Sollte jemand meinen, die Strafe ſei doch zu hart, ſo gebe ich es in gewiſſen Fällen zu, muß aber hinzuſetzen, daß doch auch Fälle vorkommen, wo ſie nicht einmal als Strafe empfunden wird, und wo man vielmehr ganz cordial für das geſchenkte Werk dankt; von welchen Gräueln mir wenigſtens zwei bis drei Beiſpiele bekannt ſind.

Luſtiger iſt es, bloß an die Leichtſinnigen, Unwiſſenden u. ſ. w. zu denken. Sie haben ſich alle gewöhnt, gelegentlich auf unſere Literatur ſtolz zu thun, und die Erinnerung an die trübe Vergangenheit (1806), in der wir auch als Nation in unſerer Sprache und unſerm Schriftenthum den höchſten, aber auch faſt einzigen Troſt fanden, iſt noch nicht verwiſcht; ſie mögen es gleichfalls wohl leiden, daß ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts ſämmtliche gebildete europäiſche Völker zum Eifer für deutſche Bildung angeregt worden ſind. Daß ſie aber auch etwas für dieſen Ruhm thun ſollten, und zwar fürs Erſte durch den Kauf trefflicher Werke; daß der Setzer, Drucker, Buchhändler und Verfaſſer leben wollen, ſtört ihre Ruhe nicht, denn ſie denken nie daran. Bloß den Papierfabrikanten ſetzen ſie einigermaßen in Nahrung und zahlen ihm gern die Groſchen für die Velinbogen, auf denen ſie ihre — Bittbriefe um Bücher abfaſſen. Uebrigens iſt es, als meinten ſie, ein Buch ſchreibe und drucke ſich von ſelbſt, mache deshalb auch gar keine Koſten, und wenn man deshalb einmal etwa beim Thee erklärt, das und das Buch ſei recht hübſch, ſo habe man ſich mit allen Pflichten gegen daſſelbe abgefunden.

Beſſer ſteht es im Ganzen mit den Frauen; ihre Unbekanntſchaft mit dergleichen buchhändleriſchen Angelegenheiten iſt oft höchſt unſchuldig und naiv, und man darf ihnen nur die Sache ein wenig auseinanderſetzen, ſo zeigen ſie vielen Eifer. Nur dauerhaft iſt er nicht immer, und man wird wohl thun, zuweilen zu erinnern, die ſchönen Vorſätze nicht unausgeführt zu laſſen, oder noch beſſer: ſogleich dem Bedienten zu klingeln, der aus dem Munde der Dame den gehörigen Auftrag erhalten ſoll. Uebrigens iſt es auch nicht das Geſchäft der Frauen, die Intelligenzblätter nach neuen ausgezeichneten Büchern zu durchlaufen, dem müſſen ſich die Männer unterziehen, und beſonders der Hausfreund, der in keiner wohlorganiſirten Familie fehlen ſollte, aber auch nicht genug geachtet werden kann, da ſo manche ſtehende Familienſeen und

Familienſümpfe ſteter Anregung und friſcher Quellen bedürfen.

„Aber was hilft das Alles?“ — ſo unterbrechen mich vielleicht Manche — „wir ſind nicht reich und haben kein Geld, um Bücher zu kaufen.“ Ganz gewiß ſind wir Deutſchen kein reiches Volk, wir ſind vielmehr ſchon ſehr lange, d. h. ſeit dem dreißigjährigen Kriege, als entſchieden arm zu betrachten; aber wir ſind Gottlob ein honett-armes, und durchaus nicht dürftiges Volk. Auffallend iſt es überhaupt, daß man die Klagen über Armuth, oder die kalte Erklärung „man ſei arm“ nur in gewiſſen Fällen zu hören bekommt, während in hundert andern Beziehungen nie davon die Rede iſt. Für die Oper und die Roſſe, für Badereiſen, Landwohnungen, Ueberfluß an Kleidern, Putz u. ſ. w. haben wir immer noch Geld genug; aber wenn wir hören, daß Goethe's Farbenlehre zehn Thaler koſtet, ſo rufen Viele: „das kann ich nicht daran wenden“ und wenden es an die nächſte — Redoute. Habe ich etwa eine Abneigung gegen die Oper? die Badereiſen? die Landwohnungen u. ſ. w.? Ach nein! ſie ſind mir nur zu lieb, und ich weiß ſie recht durchzugenießen, aber ich möchte nur an das alte Wort erinnern: „das Eine thun, und das Andere nicht laſſen."

Es iſt gewiß, daß wir auf den Beſitz manches guten Buches Verzicht thun müſſen, aber wir ſollten nur nicht zu oft, nicht zu früh und gleichſam a priori reſigniren. Haben wir denn nie verſucht, für ein treffliches Buch Wochen oder gar Monate lang zu ſparen? Und haben wir nie die Freude empfunden, die uns dann endlich ein ſo errungenes Buch gewährte? Ich erinnere mich eines unbegüterten Freundes, der in dem trüben, geldarmen Jahre 1807 den Muth hatte, ſich ſämmtliche Werke Calderons aus Cadix zu verſchreiben; er hatte aber auch ein ganzes Jahr dafür geſammelt. Nie werde ich das innig frohe — faſt möcht' ich ſagen entzückte — Geſicht vergeſſen, mit dem er den, endlich durch die Poſt theuer genug empfangenen Kaſten, und ſodann die einzelnen Theile öffnete. Eine Dame, die nichts davon wußte, ſagte ihm am Abend deſſelben Tages: „Sie ſehen ja ſo heiter aus wie ein glücklicher Bräutigam." — So war ehedem auch noch — es iſt eine Erinnerung aus meinen Kinder- und Knabenjahren — die gute Sitte, daß unbegüterte Freunde und Bekannte, um ein theures Buch bald zu bekommen, ohne alle thörichte falſche Schaam zuſammenlegten, ein Geſchäft, das gewöhnlich durch harmloſe Scherze gewürzt wurde. Langte das Werk dann endlich an, ſo erließ der Empfänger einen Hirten- und Cirkelbrief an ſämmtliche Theilnehmer, und man kam am Abend in einem wohl durchwärmten gaſtlichen Zimmer oder in einem ſchönen kühlen Gartenſaale zuſammen, wo das ſauber geheftete Buch erſt aufgeſchnitten werden mußte, weil der erſte Empfänger, wie er ſelbſt mit ſtolzem Lächeln rühmte, ſeine Begierde nach dem Werke beſiegt hatte, um nicht früher zu genießen als die andern Theilnehmer. Auf dieſe angenehme Weiſe, wobei es Niemandem einfiel, die Begränztheit ſeiner Börſe zu verhehlen, ſind nicht ſelten die Schillerſchen Muſenalmanache bei ihrem erſten Erſcheinen, Herrmann und Dorothea (ein Taſchenbuch, das in der erſten Ausgabe ziemlich theuer war) genoſſen worden, und gewiß mit reinerm Vergnügen als der einſame Leſer zu empfinden pflegt, der, auf dem Sopha hingeſtreckt, ſie endlich nach halbjährigem kalten Warten durchſtöberte. Um endlich noch ein ſchlagend trauriges Beiſpiel von der heutigen Kälte und Kaufſcheu zu geben, will ich nur rathen, die Theilnahme an den Horen (1795 ff.) mit der an „Kunſt und Alterthum" (1816 bis heute) zu vergleichen *). Ich weiß nicht mehr, *wie viel tauſend* Exemplare von dem erſteren Journal in Deutſchland verkauft wurden; das Verzeichniß der Pränumeranten iſt jedoch gedruckt und erregt freudiges Erſtaunen; mit welcher kleinen Anzahl Exemplare von „Kunſt und Alterthum" ſich jedoch die Deutſchen begnügen, darüber walten Gerüchte, die man entſetzlich nennen möchte, die jedoch ſo häufig vorkommen, daß leider etwas Wahres daran ſein muß. — Und was iſt es für ein Journal, deſſen hier gedacht wird? Mögen wir immerhin mit manchem einzelnen Urtheil Goethe's, das er hier niedergelegt hat, uneinig ſein und bleiben, ſelbſt den Kälteſten muß es doch wenigſtens im hohen Grade intereſſant ſein, genau zu erfahren, was jetzt der von ganz Europa für den größten Dichter erkannte Schriftſteller als Greis uns zu geben für gut findet. Wen muß es nicht rühren, daß Goethe, der ſonſt in unendlicher Vornehmheit niemals in eigener Perſon zu dem Publikum ſprach; der vom Jahr 1770 bis etwa 1810 niemals ſich überwinden konnte, auch nur eine Vorrede zu einem ſeiner Werke zu ſchreiben, jetzt bei hohem und höchſtem Menſchenalter, wie etwa ein edler, ſtets ſanfter werdender Vater ſeine Kinder, Enkel und Urenkel zuſammenruft, um ihnen auf eine neue trauliche Weiſe zu erzählen, wie er Leben, Wiſſenſchaft und Kunſt geübt hat und — zu vereinigen ſucht. — Und doch dieſe Kälte der Mehrheit gegen ein ſolches Unternehmen! und doch ja..... Ich will lieber abbrechen und an Napoleons Wort gedenken, daß man, wenn ſchwarze Wäſche zu reinigen iſt, nicht die Nachbaren herbeirufen ſolle. — Schließen aber kann ich den Aufſatz nicht, ohne noch hinzuzufügen: Erſtlich, daß ich überhaupt die ganze Sache nur leicht und obenhin berührt habe. Denn was würde erſt herauskommen, wenn z. B. die erfahrungsreichſten Buchhändler die Zahl der Exemplare angäben, die von den Werken der deutſchen Autoren erſter und zweiter Klaſſe gekauft zu werden pflegen? Zweitens verſteht es ſich von ſelbſt, daß die Zahl in höherm Sinne nichts entſcheidet, und daß, wenn der Tadel Viele trifft, das Lob für die ſchönen — doch auch nicht ganz wenigen — Ausnahmen deſto größer wird. Und ſo wollen wir denn von der Zukunft immer Beſſeres hoffen, ſollte uns auch das Hoffen etwas ſchwer gemacht werden.

---

*) An die Zeit des erſten Auftretens Gellerts, Klopſtocks und Goethe's wollen wir hier lieber gar nicht denken, weil allerdings der Frühlingsaufgang ſich nicht wiederholen kann.

30.

Bewährtes Mittel, in der größten Geſchwindigkeit berühmt zu werden.

Da es jetzt einige Schriftſteller giebt, die gar zu gern in der größten Geſchwindigkeit und gleichſam über Nacht berühmt werden möchten, ſo wählen ſie dazu meiſtens ein altes Mittel, das immer noch hie und da etwas Erfolg hat: Ungenirte Frechheit und lächelnde Unverſchämtheit. Leider aber wird doch endlich der Markt durch Ueberfahrung verderbt, und es zeigt ſich nicht genug Originalität und Erfindungsgeiſt in der Sache. Ich glaube daher, mir ein Verdienſt zu erwerben, wenn ich hier neue Bahnen eröffne, beſonders für die, welche vom Widerſprechen und Schelten leben. Man wähle z. B. einen beſtimmten Grundſatz, der jedem Rechtlichen theuer iſt; etwa den: „Du ſollſt Dein Vaterland lieben" oder „ein Mann ein Wort" und erkläre denſelben für höchſt abgeſchmackt und ſeicht; oder wenn etwa die „Dankbarkeit“ als eine löbliche Sache gerühmt wird, ſo erwiedere man keck: ſie ſei doch eine bloße Schwäche oder höchſtens Hundetugend, und wer ſie höher halte, habe ſeine Anſicht noch aus dem völlig jämmerlichen achtzehnten Jahrhundert her, u. ſ. w.

Geht man in die Geſchichte hinein, ſo kehre man das Unterſte nach oben. Miltiades und Epaminondas ſind lange genug für tugendhafte und tapfere Feldherren gehalten worden; wie wäre es, wenn wir ſie einmal plötzlich für thörichte Phantaſten erklärten? — Tiberius gilt bereits ſeit achtzehnhundert Jahren für einen Mann voll böſer Tücke und zäher Sündhaftigkeit; warum haben wir ihn nicht längſt für einen ſehr gefühlvollen, menſchenliebenden und weiſen Fürſten ausgegeben? — Noch ſchlimmer ſteht es mit dem armen Nero, und es wäre ein artiges Unternehmen, ihn wieder in guten Ruf zu bringen. Könnte man ihn nicht zuvörderſt für ein großes poetiſches Genie erklären, das nicht mit dem gewöhnlichen Maaßſtab zu meſſen ſei? — Daß er Rom in Brand ſteckte, iſt freilich ein bischen überſchwenglich; indeſſen will doch ein Fürſt, und noch dazu ein ſo poetiſcher, auch einmal etwas Grandios-luſtiges ſehen, und wir wiſſen ja, daß ſich der originelle Herr an der Flammenpracht geweidet und dabei von der Zerſtörung Trojas anmuthig geſungen habe. Soll er ſich denn nach ſeinen mühſeligen Kaiſerarbeiten gar nicht erholen dürfen? und bloß weil die moraliſche Engherzigkeit gegen dergleichen in's Große gehende Späße allerhand einzuwenden hat? — Daß er ferner ſeinen alten Lehrer zum Tode verurtheilte, klingt freilich übel, doch der höher gebildete Menſch wird nimmermehr zugeben, daß es auch übel ſei. Ob ſo ein langweiliger Mann wie Seneca lebt oder nicht, daran iſt wenig gelegen; ja, man könnte vielleicht ſogar behaupten, es ſei eine verdienſtliche Handlung geweſen; denn es iſt ohne Zweifel nützlich und tugendhaft, einen langweiligen Mann fortzuſchaffen; — und langweilig war er doch gewiß; ſchon um deswillen, weil er moraliſche Aufſätze ſchrieb, die der Kaiſer wol gar leſen ſollte.

Das Allerbedenklichſte bleibt jedoch immer der Muttermord; indeſſen wer nur rechte Courage hat, könnte auch den wol in Schutz nehmen; oder will er großmüthig ſein und die Schwäche der Leſer ſchonen, ſo nenn' er ihn etwa einen Akt der phantaſtiſchen Willkühr, die diesmal freilich die feinere Linie des Schönen ein wenig überſchritten habe. Glaubt man aber damit nicht auszukommen, ſo weiß ich noch ein beſſeres und zwar ein hereiſches Deſperationsmittel: man leugne die ganze That und behaupte friſch weg, Tacitus, der, bei aller ſeiner Kürze, doch auch bekanntlich ein hypochondriſcher Moralprediger geweſen, habe die ganze Geſchichte erfunden. Den vollblühendſten Kranz der Berühmtheit würde jedoch wol der Schriftſteller bekommen, welcher verſicherte, er wiſſe gewiß, und kein Vernünftiger könne es jetzt mehr bezweifeln, weil er es wiſſe, nicht Nero habe ſeine Mutter, ſondern — die Mutter habe den Nero umgebracht. — Glaubt mir, die Hälfte der Leſer ſolcher Sachen läßt dabei vor Schreck die Kaffeetaſſe fallen, ſagt aber doch hinterher in der Angſt: „das iſt doch ein origineller Scribent, der Talent hat.“ Es iſt wahr: ein ſolcher Deſperationscoup wird nicht lange wirken, und man muß deshalb auf Abwechſelung bedacht ſein; ich würde deshalb rathen, mit ähnlichen Behauptungen, z. B. nicht Kain habe den Abel, ſondern Abel den Kain getödtet, nicht Hannibal habe bei Cannä geſiegt, ſondern die Römer u. ſ. w., keck und ſchnell hervorzurücken.

Als Beurtheiler der deutſchen Literatur — von der die Deutſchen ſo gern erzählen hören — heut zu Tage noch berühmt zu werden, iſt gewiß ein ſchwer Stück Arbeit, denn tauſend ſonſt trefflichfreche und käferartig kecke Ausfälle machen jetzt kein Aufſehen mehr. Setzt ſich z. B. jetzt ein äſthetiſcher junger Herr hin und ſchreibt etwa: Klopſtock ſei nie einer wahren Begeiſterung fähig geweſen, Leſſing ohne alle poetiſche Anlage; von Hagedorn, Gerſtenberg, Ramler u. ſ. w. könne gar nicht mehr die Rede ſein; ſo wartet er vergeblich auf einen Kranz dafür, und man giebt dem talentvollen Jüngling zu verſtehen, mit dergleichen Sprüchen könne er nur zu Hauſe bleiben, denn man habe ſich längſt ſatt daran geleſen. — Was wäre dabei zu thun? Man muß die Doſis verdoppeln. Man könnte z. B. ſagen, es ſei ſchon wunderlich genug, daß man auch nur der Mühe werth gefunden habe, zu behaupten, Leſſing ſei ohne alle Poeſie geweſen, weil ſich das von ſelbſt verſtehe; daß er aber auch kein rechter Kritiker geweſen, das ſei ſchon wichtiger, und das wolle man hiermit feſtgeſetzt haben.

Mit Schiller kann man es halten wie man will, nur ſei Alles, was man vorbringt, maaßlos übertrieben. Ich würde rathen, ihn in einer Zeitung den größten Dichter der Welt und aller Jahrhunderte zu nennen, und in der andern ihn unendlich herunter zu machen. Dann kann es uns an Gegnern und Lobrednern nicht fehlen, und wir könnten am Ende ſagen, es ſei Alles nur Ironie geweſen, um die Philiſter zu ärgern.

Schwieriger iſt die durch Goethe zu erreichende Berühmtheit. Mit pſeudo-frommen Seufzern über ſeinen realiſtiſchen Tic und ſein plaſtiſches Heidenthum iſt nichts mehr zu machen, ſelbſt mit dem Schimpfen auf die Wahlverwandtſchaften, Dichtung und Wahrheit u. ſ. w., und wäre es noch ſo frech, iſt kaum eine achttägige Berühmtheit mehr zu erjagen, ja, ſogar die ſchamloſeſten Pasquille gegen den Dichterkönig ſind in neueren Zeiten zu Maculatur geworden. Bei ſo bewandten, beklemmenden Umſtänden wäre es wol das Beſte, wir wählten einen Mittelweg, ſprächen ihm alle Tiefe und Größe ab, verſicherten aber mit gnädiger Milde, er habe denn doch ein leichtes Talent und könne ſich allenfalls mit irgend einem ziemlich angenehmen, melodiöſen muſikaliſchen Componiſten meſſen. Ich ſtehe dafür, es wird Leute geben, die dann ausrufen: „der Kerl hat's getroffen.“

Endlich iſt noch ein höchſt wichtiger Rath zu gehen. Ein deutſcher Schriftſteller, welcher ſchnell berühmt werden will, muß durchaus (und wüßte er auch von deutſcher Geſchichte, Wiſſenſchaft und Kunſt nichts, und von deutſcher Sprache blutwenig), er muß, ſage ich, Deutſchland im höchſten Grade verachten und ſchmähen. Ein Franzoſe freilich, der gegen Frankreich ſo läſtern wollte, wie wir faſt alle acht Tage in äſthetiſchen Journalen von Deutſchen auf Deutſchland ſchelten hören müſſen, würde vermuthlich in Frankreich als Gegenſtand der Verachtung ein ſchlimmes Schickſal haben, und es wäre wol möglich, daß man ihn gelegentlich über die Ardennen, oder über die Pyrenäen, oder über den Canal ohne alle Umſtände hinüber transportirte, da doch nun einmal mit einem ſo entſchiedenen Malcontenten nichts Gedeihliches anzufangen iſt. In Deutſchland aber gefällt dergleichen vielen Leuten, die überhaupt das Verachten und Verhöhnen, ſei es auch noch ſo albern, für etwas Brillantes halten. Sie ſtreicheln ſich bei der Lectüre ſolcher Scripturen den Bauch, und ſagen etwa: „Bin ich doch nicht gemeint; was geht es mich an?" — Die alte Germania hat ohnehin ein zähes Leben und kann allenfalls einen guten Puff vertragen.

Auch für die Zukunft blühen hier nette Hoffnungen auf. Neulich noch — um ein Beiſpiel zu geben — rief ein zwölfjähriger, ohne Zweifel höchſt talentvoller Jüngling, dem der pedantiſche Conrector eine ſtrenge Uebung im Decliniren und Conjugiren empfohlen hatte, da es immer noch damit hapere, in erhabenem Zorne aus: dergleichen rauhe barbariſche Ungebühr könne nur in Deutſchland vorfallen! — Laſſet nur dieſen zwölfjährigen Jüngling erſt zum funfzehn- oder ſechszehnjährigen — Mann und endlich zum fünfundzwanzigjährigen Greiſe werden; wie köſtlich wird er auf die Deutſchen ſchelten! Wie ſublim grob wird er gegen ſämmtliche Landsleute einherfahren; — nur freilich mit Ausnahme des Verlegers, der als Mäcen und Pfleger des Genies mit großem Recht höflich tractirt ſein will. — Die Berühmtheit kann einem ſo verdienſtvollen Scribenten gar nicht ausbleiben; ja, man wird endlich ganze Lorberbäume für ihn anfahren laſſen müſſen.

Bedenkliche Leute könnten freilich meinen: mit all dergleichen ſo erworbener Berühmtheit ſei es doch eine klägliche Sache; und da muß ich freilich geſtehen, daß ſie im Ganzen nicht Unrecht haben, ſobald man ihnen ihren pedantiſch-moraliſchen Standpunct zugiebt. Dieſe Leute meinen ferner, um wahrhaft berühmt zu werden, müſſe man eine gediegene Geſinnung, mannigfaltige Talente, ächtes Genie, vielſeitige Kenntniſſe, geläuterte Lebenserfahrung, würdigen Styl, und Gott weiß, was noch alles haben, ja, ſie ſetzen wol gar hinzu: wer wahrhaft Berühmtheit verdiene, ſtrebe nie ängſtlich nach derſelben, ſondern laſſe ſie kommen oder nicht kommen, wie es ſich trifft. Dergleichen phantaſtiſche Gedanken ſind aber auch höchſt läſtige Gedanken, und können ordentlich melancholiſch machen, weshalb wir uns auch nicht weiter damit behelligen wollen. Ein behaglich frecher Scribent, der die Frechheit con amore treibt, fragt den Henker nach allen ſolchen Pedanten, und wenn ſie ja einmal ausſprechen ſollten, daß ſie ihn verachten, ſo hat er ja auch noch ſeine guten Freunde, den gränzenlos genialen Poeten Hinz, und den namenlos geiſtreichen Kritiker Kunz zur Seite, die ihn beſchützen, um gelegentlich wieder beſchützt zu werden.

Aber es giebt noch eine Bedenklichkeit, und die entſpringt leider nicht bloß aus jener Pedanterie, ſondern fußt wirklich auf dem ſchlimmen Grunde der Erfahrung, welche die Literargeſchichte giebt. Fragt man nämlich, wie lange wol eine ſolche Berühmtheit dauere, ſo muß ich leider die trübſelige Antwort geben: Etwa von der Michaelismeſſe bis Weihnachten, vielleicht ſogar fünf Monate; das allerhöchſte auf dem bezeichneten Wege Erreichbare aber iſt eine einjährige Unſterblichkeit. — Dieſes Unglück ſchreibt ſich jedoch bloß daher, daß man, wie geſagt, die Frechheit bisher noch viel zu zart und kleinlaut, und lange nicht genug in's Sublime getrieben hat, weshalb ich die oben gegebenen Deſperationscoups wieder in's Gedächtniß zurückrufen möchte. Ueberhaupt kann man bei dem Gedränge ſo vieler Competenten der Berühmtheit, nicht deſperat genug verfahren, und ich will es nicht verhehlen, daß ich neulich einem jungen Scribenten, der mir klagte, er ſei nunmehr ſchon viermal berühmt geweſen, und viermal wieder unberühmt geworden, den nicht ſehr moraliſchen Rath gab, völlig den Gottloſen zu ſpielen. Er könne ja z. B., um die halbe Welt ſogleich in Schrecken zu ſetzen, den erſten Vers im erſten Kapitel der Bücher Moſis:

„Im Anfange ſchuf Gott Himmel und Erde“

angreifen, und etwa ſagen: das ſei nur ein altes Vorurtheil, mit dem es nichts auf ſich habe. Der junge Mann wurde freilich anfangs ein wenig blaß, fand jedoch hinterher die Sache ſo übel nicht, und fürchtete nur, der Setzer werde ungeduldig werden, und dergleichen läſterlich=ſchauerliche Hypergenialität nicht drucken wollen. — Indeſſen nur Courage! Die Sache macht ſich am Ende doch.

31.

Der Menſch und die Stunde *).

Daß der Menſch aus Einem Stücke oder aus Einem Guſſe ſein ſolle, giebt freilich Jeder zu; es iſt nur zu beklagen, daß es ſo Wenigen gelingt, jenes Ziel zu erreichen, und daß Viele ſich gar nicht einmal darum bekümmern. Es giebt — um die Sache doch in Einer Hinſicht näher zu berühren — Jahrszeiten-Menſchen, Monats-Menſchen, Wochen-, Tage-, Nacht-, Stunden-, ja vielleicht ſogar Minuten-Menſchen. Ich kann mir ſehr wohl denken, daß man ſich vom October bis April in eine Dame verliebt, weil ſie in ſämmtlichen Abendgeſellſchaften bei Kerzenlicht, Thee und Witz ſehr angenehm erſcheint; aber bei der erſten Landpartie

---

*) Vergl. Nr. 25.

im Mai iſt ſie ſo unbeholfen und zeigt ſich der Natur ſo entfremdet, daß ſich jener Liebhaber fragt: „Iſt denn das dieſelbe, die ſo angenehm zu erzählen wußte und die Prinzeſſin im Taſſo ſo ſchön las?“ — Bei andern Frauen iſt es wieder umgekehrt, ſie können ſich nur im Freien bewegen, und ſelbſt das Laufen ſteht ihnen wohl; aber in einem Geſellſchaftszimmer erſcheinen ſie wie verrathen und verkauft.

Man kann ferner behaupten, daß die meiſten Menſchen Vormittags weniger liebenswürdig ſind als Abends. Bei manchen thut die Kränklichkeit den Abbruch, andere können ſich nicht ſo ſchnell in das neuerwachte Leben finden, bei andern aber herrſcht um jene Zeit der rein wiſſenſchaftliche Sinn ſo ſehr vor, daß ihnen ſelbſt der ſonſt liebſte Beſuch unerträglich werden kann, weil man ſich doch nicht gleich von der „Analyſis des Unendlichen“ unterhalten kann. Fleißige Geſchäftsmänner verdienen hier die größte Entſchuldigung, ja, ſie würden Rechtfertigung verdienen, ſobald ſie ſich nur gewöhnen wollten, mit edler Offenheit, die dem Menſchen ſo wohl ſteht, zu erklären, ſie hätten jetzt keine Zeit. Statt deſſen nehmen ſie aber gewöhnlich den Beſuch an; brummen ihn jedoch ſobald als möglich wieder weg. Der üble Eindruck, den ſolche Brummer machen, iſt nicht leicht zu verwiſchen.

Viele Menſchen ſind nur zu genießen, wenn ſie genießen, und zwar gute Speiſe und Trank. Man laſſe ſie nur die erſte Hälfte der Tiſchzeit in Ruhe, ſo kann man verſichert ſein, daß ſie in der zweiten ſich ganz plauſible benehmen werden. Sollte Jemand ſie um Etwas zu bitten haben, ſo wird er wohl thun, bis zur zweiten Flaſche zu warten, indem dann die körperlichen Hemmungen der menſchlichen Gutmüthigkeit, Liberalität und Großmuth weggeſpült zu ſein pflegen.

Wallenſtein hat vollkommen Recht, wenn er eines Geſchlechts gedenkt, das ſich nicht anders freuen kann als bei Tiſch. Bei dieſem Worte fühlen ſich Tauſende getroffen; aber ſie laſſen es ſich gefallen, weil ſie überzeugt ſind, es gehe dem Nachbar eben ſo.

Vor dreißig oder fünfundzwanzig Jahren war unter manchen deutſchen Dichtern das Sich-Anreizen und Exaltiren durch geiſtige Getränke, ja, ſogar durch Opium zu einer ſo heilloſen Gewohnheit geworden, daß die üblen Folgen nicht ausbleiben konnten. Jene Ueberreizten lagen Vormittags im Bette, rafften ſich Nachmittags ein wenig zuſammen, ſchrieben Abends und gingen dann in Geſellſchaft, wo eine — wenn ich mich ſo ausdrücken darf — geiſtreiche Erhitztheit und geniale Fieberhaftigkeit ſich Bahn machte. Es gab manche, die den ganzen Tag unausſtehlich waren, ja ſich in der Unausſtehlichkeit gefielen, bis ſie ſich endlich gegen Mitternacht auf den Gipfel ihres Lebens durch Champagner und Arrac hinaufgeſchwemmt hatten. Einige dieſer Jünglinge ſind durch die ſpäteren Leiden, die der Himmel dem armen Deutſchland zuwog, und durch die für ſie daraus folgenden Entbehrungen zu einem naturgemäßen Leben zurückgeführt und auf dieſe Weiſe gerettet worden; andere haben ihr feindliches Verhältniß zur Natur mit einem frühen Tode bezahlt. Ihre Schriften ſind meiſtens untergegangen, weil die Verfaſſer gewöhnlich geiſtvoller ſprachen als ſchrieben *), und ſelbſt ihre Namen ſind vergeſſen. — Doch wir wollen heute nicht in die Literargeſchichte einlenken, ſondern bei dem allgemeinen Leben bleiben, und nur noch hinzuſetzen, daß nicht ſelten

---

*) Ein im Allgemeinen ſeltner Fall, doch damals merkwürdig auffallend, und noch nicht genug erkannt.

ein einziger Augenblick zur Entdeckung eines Charakters hinreiche. Das Jahrhundert ſelbſt hat eine gewiſſe Gattung von Bildung über die erſten Klaſſen der Geſellſchaft dergeſtalt verbreitet, daß ſie nicht bloß wiſſen, was angenehm und unangenehm, löblich und unlöblich, ſondern auch was in ihnen ſelbſt gut und nicht gut oder ſchwach iſt. Vorzüglich weit haben es in dieſem Punkte manche gebildete Frauen gebracht, und es iſt für viele Männer — beſonders bei der großſtädtiſchen Art des Umgangs, wie er ſich gewöhnlich macht — überaus ſchwer, ſie in der Tiefe des Herzens zu erſchauen, da ſie ſorgſam genug jene Schwächen alle verhüllen. Es giebt Männer und Frauen, die ein ganzes Jahr lang wie die Liebenswürdigkeit ſelbſt erſcheinen können, ſo lang ſie die Geſellſchaft beherrſchen; und ſie beherrſchen ſie gewöhnlich mit ſolcher Feinheit und Anmuth, daß die Societät ſich gern beherrſchen läßt, oder es kaum merkt; — dann aber kann zuweilen ein einziges philoſophiſches, äſthetiſches, oder moraliſches Rebellenwort, oder die bloße Verſäumniß der gewohnten Huldigung das ganze Liebenswürdigkeits-Gebäude über den Haufen ſtoßen, eben weil es nur etwas Gebautes, d. h. Gemachtes war. Manche merken auch wohl, was ſie in einer einzigen ſolchen Minute angerichtet haben, ſchnell genug, und wollen auf der Stelle wieder einſenken, aber die zurückbleibende verzerrte Miene iſt nicht ſogleich wieder auszuglätten.

Genug! — der Stoff iſt unerſchöpflich. — Uebrigens würde man mich ganz mißverſtehen, wenn man mir die Abſicht zutraute, die Starrheit und Steinernheit einiger alten Stoiker von neuem zu empfehlen. Das ſei fern, ganz ferne! — Der Menſch iſt und ſoll bleiben: das lebendige, ſich ewig bildende, ſtets regſame Weſen; aber er ſei wie der edle Baum, der zwar alle Jahre mit neuen Blüthen und Blättern prangt, doch in ſeinen Wurzeln feſt ſteht in der treuen Erde, während der reine Aether um ſeinen Wipfel ſpielt.

32.

Kinder, Kinderlieder, Kinderfreuden.

Wenn man bittet und ermahnt, die Kinder doch ja Kinder ſein zu laſſen, und ſie bei Leibe nicht zu Jünglingen und Jungfrauen hinaufdociren, hinaufſchelten oder hinaufſchmeicheln zu wollen, ſo wird das Gefährliche dieſes Unternehmens zwar im Allgemeinen zugegeben; in der Praxis aber vergißt man die Ermahnung wieder, und verſucht aus einem zehnjährigen Knaben einen zwanzigjährigen Jüngling oder gar funfzigjährigen Mann zu machen, ohne zu bedenken, daß nur der ein tüchtiger Jüngling und Mann werden kann, der ein tüchtiges Kind, und ein tüchtiger Knabe geweſen iſt. — Da man ſchon von dem Individuum nichts weiter verlangen kann — (und es iſt wahrlich recht viel) — als aus ſich ſelbſt, unter der gehörigen Leitung der Erfahrenen, das Höchſte und Beſte zu bilden, was es irgend vermag (weshalb] es auch als die größte Beleidigung gelten muß, wenn wir dem Cajus überhaupt nicht zugeben wollen, Cajus zu ſein, ſondern ihm zumuthen, ein Sempronius zu werden, woraus doch nur elendes Stückwerk entſtehen könnte), ſo iſt es noch unſittlicher, wenn wir von dem Kinde verlangen, es ſolle kein Kind ſein.

Wie geſagt, das giebt man Alles obenhin zu, hat aber doch ſchon heimlich die Perücke fertig gemacht, die man dem armen Kleinen nach wenigen Monaten des Unterrichts aufſetzen will. Von dem Stoff und der Form eines ſolchen Unterrichts ſoll hier nicht die Rede ſein, ſondern ich will bloß der *Unbeholfenheit* gedenken — ich nehme mit Fleiß das gelindeſte Wort — mit der man ſich ſelbſt in die Spiel- und Erholungſtunden der Kinder miſcht. Damit die Kinder lernen, *wie* ſie ſich erholen, ſpielen und ſcherzen ſollen, giebt man eine Menge Geſetze und bringt dieſelben in Reime. Solcher ängſtlicher Luſtlieder haben wir viele hundert, vor denen alle Genien der kindlichen Heiterkeit erſchreckt zurückfliehen würden, wenn ſie nicht zum Glück und zu rechter Zeit das Talent des Nicht-aufmerkens hätten. Nehmen wir z. B. nur die folgenden allgemein bekannten Zeilen, die man den Kindern zum Singen in den Mund legt, oder legte, wenn die Unterrichtsſtunden aus ſind:

Vollbracht iſt unſer Tagewerk,
Auf, laßt uns fröhlich ſein!
Die Freude giebt zur Arbeit Stärk'
Und unſerm Leib Gedeihn.

Von unſerm jugendlichen Reihn
Sei Zank und Muthwill fern!
Vernünftig ſoll die Freude ſein
Und angenehm dem Herrn.

Betrachten wir dies Lied in ſeinen einzelnen Zeilen: „Vollbracht iſt unſer Tagewerk" ein gutes Wort für den Mann, der ſich nach einem wohl durcharbeiteten, angeſtrengten Tage am Abend den Schweiß abtrocknet; im Munde des Kindes völlig lächerlich und abſurd. Das Kind hat ſchlechthin keine andere Tugend als die des liebenden Gehorſams, angeknüpft an die Ahnung von den göttlichen Dingen, die ihm in den ächten Religionsvorträgen, ſo wie in dem Verhältniß zu ſeinen Eltern, geweckt ſein muß; aber die Liebe, die ihm begegnet, ſorgt dafür, daß ihm weder zu viel noch zu wenig zugemuthet werde. — Und was wird ihm denn zugemuthet? Man erzählt ihm bibliſche Geſchichten, und giebt es denn irgend etwas Anziehenderes als die Hiſtorie von Abraham und Iſaak, Jakob und Eſau, Joſeph und ſeinen Brüdern, von Tobias, Simſon, Salomo, David u. ſ. w.? Iſt das eine Arbeit? In gewiſſer Hinſicht darf das wahrhaft thätige Zuhören und Wiedergeben allerdings eine Arbeit genannt werden; aber die Freude iſt bei weitem überwiegend, und ohne jene Arbeit, das heißt: ohne die thätige Aufmerkſamkeit wäre auch keine Freude möglich. Man lehrt das Rechnen und Schreiben; iſt das ſchwer? Habt ihr denn ſo ganz vergeſſen, welches Vergnügen es euch machte, zum erſtenmal die Verhältniſſe der Zahlen und Buchſtaben zu ahnen? Und war euch nicht gar wohl zu Muthe, als ſich zum erſtenmal eure Abſchrift der Vorſchrift des Schreiblehrers ſauber und nett präſentirte? War es nicht als hättet ihr ein Kunſtwerk geleiſtet?

Man beginnt ferner das Lateiniſche und Franzöſiſche, und hier höre ich ſchon im Geiſt den mitleidigen Jammer, den ihr für die Kinder hegt, daß man ſie mit dem Auswendiglernen der Sprachformen und Vocabeln quäle. Sobald aber die Sache von dem Lehrer nur einigermaßen vernünftig getrieben wird, ſo iſt nicht die mindeſte Qual dabei, denn außer der Phantaſie — die bei dem Kinde doch nur Fröhlichkeit oder ſüßen Schauder giebt — iſt am Morgen des Lebens, wie am Morgen des einzelnen Tages, keine Seelenkraft ſo friſch und ſo umfaſſend als das Gedächtniß, und wehe dem Armen, bei dem es nicht früh geübt wird!

Kommt der Knabe endlich an das Ueberſetzen, ſo iſt es ihm, als habe er einen Berg glücklich erſtiegen, und jeder einzelne Satz, den er mit Hülfe des treuen Lexicons in deutſcher Sprache zurückgeben kann, erſcheint ihm mit Recht wie erobertes Land. — Ich will nicht weiter fortfahren, und die anderen Objecte des Unterrichts betrachten, ſondern bloß im Allgemeinen erwähnen, daß jedes wohlorganiſirte Kind an ihnen eine wahre Herzens- und Verſtandesfreude finden müſſe, ſo daß wir mit Sicherheit annehmen können, ein Kind, das mißvergnügt in die Schule zu gehen pflegt, ſei ſchon kein rechtes Kind mehr *), ſondern verwöhnt, verweichlicht oder moraliſch invalid. — Wie aber nimmt ſich nun das „Vollbracht iſt unſer Tagewerk" im Geſang der Kinder aus!

---

*) Es müßten ſonſt — dieſe einzige Ausnahme findet ſtatt — gänzlich verkehrte Lehrer ſeiner warten, die es im heilloſeſten aller Geſchäfte, das heißt: „im Freudeverderben", zur Meiſterſchaft gebracht hätten.

„Auf, laßt uns fröhlich ſein!" — Es iſt eine Unart vieler Erwachſenen, daß ſie laut verkünden, ſie wollen heute, etwa von acht bis zehn Uhr, erſtaunlich fröhlich ſein, während ſie doch endlich einmal wiſſen ſollten, daß das bloße Verſprechen, Freude zu empfinden, ſchon die reine Fröhlichkeit ſtört, und daß der Dichter vollkommen Recht hat, wenn er ſagt, daß nur ein Gott die Freude auf ſterbliche Wangen ruft, und wo kein Wunder geſchieht, auch kein Beglückter zu ſehen iſt, oder — in einem andern Liede — daß, wenn nicht vom Himmel der Funken blitzt, der den Heerd in Flammen ſetzt, der Geiſt nicht feuertrunken ſei und das Herz unergötzt bleibe. Aber die Erwachſenen begnügen ſich nicht mit der Ankündigung ihres Entſchluſſes vergnügt zu ſein, ſondern ſie machen auch noch höchſt langwierige und ſchwerfällige Anſtalten dazu, ſo daß das hinterher folgende ſogenannte Feſt ſich gewöhnlich mit dem Seufzer ſchließt: „Gottlob, das war denn doch auch überſtanden." Das Kind aber weiß von all' dergleichen Zurüſtungen nichts, es iſt froh, weil es froh iſt, es kündigt nichts an, und bereitet nichts vor. Warum alſo nicht bloß das Alter, ſondern auch die Unarten des Alters ihm gewaltſam inoculiren?

„Die Freude giebt zur Arbeit Stärk'" u. ſ. w. — Hier iſt die pure, klare — nicht etwa Proſa, ſondern hypochondriſche Philiſterei. Hier werden die geſunden, muntern Kinder noch vor dem Beginn des ſogenannten Vergnügens erinnert, daß es ihnen bloß geſtattet werde, damit ſie hinterher deſto mehr arbeiten können; man macht ſie auf den Nutzen der Freude und der Glückſeligkeit aufmerkſam, damit ſie ja recht früh zu dem kraſſeſten Nützlichkeitsprincip gelangen, und hinfort bei jedem Kräuſel- und Ballſpiel ſich ſagen können: „Dabei gedeiht der Ober- und Unterleib vortrefflich." Auch das Lachen im gehörigen Maaße iſt nicht unerlaubt, denn es reizt den Appetit und ſtärkt überhaupt die Verdauungswerkzeuge, ſo wie ſelbſt ein gelindes Weinen nicht ganz zu verbieten iſt, da es das Auge reinigt, das hinterher nur noch heller ſieht.

„Von unſern jugendlichen Reihn ſei Zank und Muthwill fern." — Zank? Nun freilich; aber der Lehrer hätte billig Sorge tragen ſollen, daß die Schüler längſt wiſſen, das Zanken ſei nicht einmal eine männliche Unart, auch nicht eine weibliche, ſondern nur eine weibiſche, und ſelbſt ein mittelmäßiger Knabe ſolle ſich zu vornehm fühlen für dergleichen Gemeinheiten, wobei jedoch nicht wieder einzuſchärfen ſein möchte, was „ſtreiten“ und „kämpfen“, und wie das wohl überhaupt, ſo lange die Welt die Welt iſt, unvermeidlich ſei. Doch auch der Muthwill ſoll ſich entfernen! — Wer darf denn muthwillig ſein, wenn es die Kinder nicht ſein dürfen? Niemand, und die Welt mag zuſehen, wie ſie ſich ohne fröhlich neckende Genien in dürrer Ernſthaftigkeit behilft. — Nun, wir wollen ein wenig von der Strenge ablaſſen, ſchärfen aber ein, daß der Muthwille leicht zu weit gehen kann. — Freilich kann man ſich auch, nach der Verſicherung erfahrener Männer, im ſchönſten Wein berauſchen, woran aber der Wein, dieſes reine, frommfröhliche Himmelsgeſchenk, nicht Schuld iſt. —

Ueber das Weſen des Muthwillens giebt übrigens unſere Alles ehrlich herausſagende Sprache ſelbſt guten Beſcheid, und ſo, denke ich, wollen wir den Muth und den Willen, den willigen Muth und den muthigen Willen, ſo wie ſelbſt die damit verwandte „Wähligkeit“ (welch ein genau bezeichnendes Wort!) immerhin gelten laſſen.

„Vernünftig ſoll die Freude ſein.“ Die ſtarre Proſe in dieſer Zeile ganz bei Seite geſetzt, wollen wir bloß zu bedenken geben, es verſtehe ſich von ſelbſt, daß wir die Vernunft, mit der wir Gottlob ſämmtlich begabt ſind, in keinem Augenblick unſers Lebens ganz weglegen ſollen, und daß wir deshalb eben ſo gut von vernünftigem Eſſen und Trinken, vernünftigem Schlafen, Waſchen, Tanzen u. ſ. w. reden könnten, als von vernünftiger Freude, und daß dieſe Ausdrücke alle zwar ganz richtig ſeien, nur über alle Gebühr überflüſſig und langweilig, wie etwa als wenn Jemand ſagen wollte: „ich, der Vernünftige, ziehe mir die Stiefel an, oder: ich ziehe ſie mir auf eine vernünftige Weiſe an.“ — Die Freude ſoll nichts ſein als eben — freudig, und der Lehrer wird billig Sorge tragen, daß die Kinder längſt wiſſen, die wahre Freude zeige ſich immer nur in der Form des ächten, unverkünſtelten Anſtands.

„Und angenehm dem Herrn.“ Ganz recht, denn nur der gute und gottinnige Menſch kann ſich wahrhaft freuen, aber jene kalte, trockene Bemerkung nach der vorangegangenen altklugen, mediziniſch-ökonomiſchen, wird keinen Nutzen ſtiften, ſondern eher den Witz der Kinder herausfordern, der hier ſo nahe liegt, daß ich ihn nicht näher zu bezeichnen brauche.

Iſt es aber wol der Mühe werth, ſich ſo lange bei einem Kindergedicht aufzuhalten? — An dieſem einzelnen Gedicht iſt wenig gelegen, und ohne Zweifel hat es der Verfaſſer ſehr gut damit gemeint; aber die Anſichten, die daſſelbe und hundert und wieder hundert andre vortragen, dieſes poetiſch-polizeiliche, unberufene Einmiſchen in die harmloſe Kinderfreude, dieſe ſüßlächelnde Pedanterie u. ſ. w., das Alles verdient gar ſehr, bekämpft zu werden. Ueberhaupt iſt es wol nur ſehr wenigen Erwachſenen gegeben, wahre Lieder für Kinder zu machen, wie etwa Matthias Claudius ſie dichten konnte. Gebt ihr ihnen aber trockene und altkluge, ſo werden ſie die kürzeſte Recenſion liefern, d. h. ſie werden gähnen, und wie ſtolz ihr euch auch gebärden möget, ſo werdet ihr doch einräumen müſſen, daß über ein Kinderlied die Kinder die erſte Stimme haben, obwohl ihnen freilich keine Literaturzeitung zu Gebote ſteht, ihr Urtheil zu vertauſendfältigen. —

Unſere Vorfahren ließen die Kinder ſich ihre Gedichte ſelber machen, und man muß es den Kindern nachſagen, daß ſie ſich gut genug zu helfen wußten. Sie eigneten ſich theils einige alte Volkslieder an, die ſie im Bereich ihrer Stadt oder ihres Dorfes gehört hatten, oder nahmen nur einzelne Strophen, die ihnen beſonders zuſagten, heraus, oder verarbeiteten dieſelben zu Moſaik und verbanden ſie mit ihren eigenen Reimen. Dieſe letzteren von Kindern gedichteten Kinderlieder ſind ohne Zweifel unzählig, und viele hunderte entſtanden mit dem Tage, und endeten mit ihm, manche aber ſind doch auch erhalten, und noch viele Kinder bedienen ſich ihrer oft auf eine überraſchende Weiſe ſingend oder „abzählend.“ Ausgezeichnete Dichter und Literatoren, von Arnim, Brentano, die Brüder Grimm u. a. haben davon geſammelt, was ſich ihnen als bedeutſam bot, und da der Undank überhaupt ein ſchlechtes Vergnügen ſein muß, ſo wollen wir im Gegentheil uns recht herzlich und dankbar darüber freuen. Die guten Kinder jener alten Zeit, die eben, als Kinder, mit der Logik und Philoſophie, mit den klaſſiſchen Griechen und mit den neuern romantiſchen Poeten, mit Hermanns und Apels Metrik begreiflicherweiſe gänzlich unbekannt waren, dichteten munter darauf los, wie etwa jener ungenirte Maler von Ubeda malte, von dem uns Cervantes erzählt, er habe, wenn man ihn fragte, „was er eigentlich mache?“ ruhig geantwortet: „was daraus wird.“ So brachten denn die Kinder allerdings oft ſehr wunderliches Zeug zu

Markte, überſchwengliche Albernheiten und köſtlich blühenden Unſinn. Aber was iſt es denn nun mehr? Laſſet ſie immer ihr „Maikäfer flieg" ruhig ſingen, ſie verlangen gar nicht, daß ihr es für ein von allen Muſen geglättetes Meiſterſtück erklärt, und wenn ſie auch dem phantaſtiſchen:

Hohe, hohe Dorne,
Wer ſitzt in dem Korne? u. ſ. w.

oder nach dem anfänglich auf Zartheit ausgehenden:

„Hohe, hohe Weide,
Wir ſpinnen klare Seide" u. ſ. w.

bei ihren Spielen „abzählen", ſo zittert deshalb nicht gleich für ihr Seelenheil oder für ihren Verſtand, ſondern erinnert euch lieber an Goethe's luſtigen Ausſpruch (in den Venediſchen Epigrammen) man könne nicht immer mit Gewißheit ſagen, ob ein Epigramm „auch gut ſei," weil man nicht wiſſe, was ſich der Verfaſſer, „der Schalk, dabei gedacht." Es iſt beſonders hübſch, daß gerade Goethe hier den guten Kindern zu Hülfe kommt, Er, dem wohl noch Niemand ſtete und höchſte Beſonnenheit abzuſprechen gewagt hat. —

Es iſt bekannt, daß einmal die geſchätzte Bürgermeiſters-Tochter in einer kleinen Stadt, um ihren Freundinnen Schillers „Würde der Frauen" zu empfehlen, die Sache folgendergeſtalt vortrug: „Ehret der Frauen ihr Flechten und Weben! heimliche Roſen! o irdiſches Leben! Flechten der Liebe beglücken das Land," worüber die ganze Geſellſchaft entzückt ſtaunte. Könnten wir es wol über das Herz bringen, dieſe ſonſt ohne Zweifel ſehr ehrſame und anmuthige Jungfer deshalb für verrückt zu erklären, weil ſie Verrücktes vortrug und ſich daran ergötzte? Glaubt mir, es giebt noch unzählige Menſchen in allen Ländern, die von den ſchönſten Gedichten nichts weiter genießen als einzelne Worte und Klänge, mit denen ſie dann ihre eigenen oft verworrenen, aber angenehmen Phantaſien verweben, ſo wie es auch andere giebt, die einen gewiſſen pomphaften Unſinn in klingenden Reimen für völlig erlaubt oder gar löblich halten. Die Poeſie iſt ihnen eine gute Mutter, die ſelbſt ein phantaſtiſch-tolles Kind, das ſonſt nirgends ein Unterkommen finden würde, nicht verſchmäht, ſondern lächelnd in die Arme ſchließt. — — Sollen wir nun milde ſein, ſogar gegen dieſe Erwachſenen; wie viel mehr gegen die Kinder, daß ſie ſich an jener wunderlichen Moſaik ihrer Lieder ergötzen!

Faſſe ich endlich Alles zuſammen, was dieſer kleine Aufſatz will, ſo würde der Spruch etwa alſo lauten: Seid ſtreng gegen eure Kinder; aber liebend, laſſet ſie tüchtig arbeiten; aber überzeugt ſie auch, daß die reine Freude am Arbeiten erſt den Menſchen zum Menſchen mache, ſo wie die Faulheit auf thieriſchen Sinn hindeutet, dem allein im dumpfen trägen Hinſtarren wohl ſein könne. Selbſt heiter zeigt ihnen dann, daß das Leben keine Zwangsanſtalt, kein Zuchthaus und keine Galeerenſtrafe iſt, ſondern daß es, ein edles gotterfülltes Kunſtwerk, in fröhlichem Zuſammenwirken aller Kräfte ſeine Bedeutung und ſeinen Lohn findet. Stört die Freude der Kinder nicht, — es iſt nichts leichter als einem Kinde Freude zu machen, aber auch leider nichts leichter als dieſelbe zu unterbrechen und nach und nach zu zerſtören, denn das Kind hat von den tauſend Waffen, die wir Erwachſenen in Kunſt, Wiſſenſchaft, Erfahrung u. ſ. w. finden, keine einzige. Es hat nichts als ſein kleines unbeſchütztes, nacktes Herz, das wir eben ſo leicht erheben, als zu Boden ſchlagen können. — Und wenn ihr das bedenkt, ſo legt euch auch die unendlich ernſte Frage vor: Was habt ihr wohl einem Kinde als Erſatz zu bieten für eine verderbte Freude, oder gar für eine durch euren Irrthum oder Eigenſinn entblätterte, geſenkte, verdunkelte und vertrauerte Jugend? —

33.

Häuslichkeit und Unhäuslichkeit.

Es gab eine Zeit, in welcher die deutſchen Prediger, populären Schriftſteller und gebildeten Sprecher in den Geſellſchaften das Landleben für das einzige Heil der Menſchen erklärten, weshalb auch jeder redliche Romanencharakter ſich am Schluſſe ein Rittergut oder doch kleines Bauerngut kaufte, welches er im Nothfall mit ſeiner lieben jungen Frau ſelbſt beſtellte, wobei nicht genug gerühmt werden konnte, wie wohl ſich das Paar bei dieſer Lebensart befände, wogegen ſich allerdings nichts einwenden läßt. Das Stadtleben aber wurde als durchaus gefährlich und verdrießlich bald gehaßt, bald verachtet, und am übelſten waren ſämmtliche Dichter auf die Hofleute zu ſprechen, die nebſt den Präſidenten und Vicekanzlern mit ſichern Schritten dem ewigen Verderben entgegen gingen. Verwandt mit dieſer Richtung war die ſtete Erhebung der Häuslichkeit, und die Roman- und Schauſpieldichter konnten gar kein Ende finden, dieſe Tugend zu empfehlen. Nichts wurde mehr gerühmt, als wenn ein Edler im Schlafrock und Pantoffeln gern zu Hauſe blieb; auch ward ihm, nach der Hochzeit wenigſtens, eine friſchgewaſchene Nachtmütze als wohlverdiente Zierde verſtattet. Ein tugendhafter Freund kam Abends in demſelben Coſtüm zum Beſuch, was die trefflichen Einwohner des Dörfchens natürlich nicht im mindeſten befremdete, und ſo ſaßen die Lieben wohlgemuth zuſammen und ſprachen über die Kienraupe und Bonaparte, über Acazienpflanzungen und die Unſterblichkeit der Seele. Faſt alle Abend wurden ferner in den Schauſpielhäuſern vor viel hundert Zuſchauern, — die doch ſämmtlich hatten ihr Haus verlaſſen müſſen, um der dramatiſchen Predigt beizuwohnen — von der ſchönen Häuslichkeit geredet, und Spanier und Deutſche, Engländer und Franzoſen, Kamtſchadalen und Peruaner: Alle vereinigten ſich in Anbetung des ſtillen Abendſterns der Häuslichkeit, ja, ſelbſt ſolche Stände, die bekanntlich nicht immer recht häuslich ſein können, z. B. Geſandte, Krieger u. ſ. w., rühmten nichts ſo ſehr als die Häuslichkeit. Man meinte es gut, vergaß aber gänzlich, daß die Häuslichkeit nur dann zu einer Tugend werden könne, wenn der Mann zuvor ſeine Kräfte dem Staate, oder irgend einer andern umfaſſenden Idee widmet, denn ohne Staat giebt es eigentlich auch kein rechtes Haus, und wer das Leben da draußen auf dem Markte und im Felde ſcheuen wollte, deſſen Häuslichkeit würde nur eine andre Form der Weichlichkeit ſein.

Es iſt aber mit dem deutſchen Publikum eine eigene Sache. Hat es ſich einige Jahre in ſolchen halb wahren, halb löblichen Gefühlen übernommen, und gleichſam trunken gemacht, ſo folgt, wie in der phyſiſchen Welt, Ermattung und Ekel, von wo aus der Schritt in das entgegengeſetzte Extrem nur zu leicht iſt. Eine gewaltigere Zeit hat uns mahnend zugeſprochen, und es will ſeitdem mit der idylliſchen Häuslichkeit leider nicht mehr recht fort. Die zarten und kühnen Liebenden, die ehedem ſehr löblich verſicherten, ſie wollten mit der kleinſten Hütte, und einem Gärtchen daneben, bei Milch und Brodt völlig zufrieden ſein, ſind zwar gewiß nicht aus dem deutſchen Leben verſchwunden, wol aber aus den Romanen und Schauſpielen; von der Häuslichkeit iſt gar die Rede nicht mehr, ſie iſt im eigentlichſten Sinne abſchmäckig geworden, und da die meiſten Herren und Damen jetzt Morgens, Mittags, Nachmittags und Abends bis etwa Mitternacht ausſchreiten und aushüpfen, ſo würde es wie Satyre klingen, wenn wir noch neue Auflagen, etwa von Stark's häuslichen Gemälden und ähnlichen Schriften, veranſtalten wollten. Indeſſen wird die Sache ernſthaft, und wenn es ſo fortgeht, ſo iſt — wie ich ſchon früher einmal ſorglich andeutete — vorauszuſagen, es werde auch mit der Unhäuslichkeit nicht lange mehr beſtehen; denn wenn alle Leute ausgehen, ſo findet zuletzt Niemand mehr den Andern zu Hauſe, was nothwendig unangenehme Scenen veranlaſſen würde. In dieſem Falle wüßte ich keinen andern Rath, als daß ſich die Hälfte in tugendhafter Verzweiflung entſchlöſſe, zu Hauſe zu bleiben, damit nur die Beſucher und die Beſucherinnen könnten empfangen werden. Doch fordert die Gerechtigkeit, daß man ſich wechſelsweiſe Opfer brächte, wie etwa in guten Haushaltungen die erwachſenen fleißigen Töchter die Küchen- und Haushaltungswoche Reih' um gehen laſſen.

Ende des erſten Bändchens.

Fortepiano.

Kleine heitere Schriften

von

Franz Horn.

Zweiter Theil.

Iſerlohn, 1831.
Bei W. Langewieſche.

62.

Inhalt.

Seite
34. Sprechen und ſchreiben 1
35. Der Pſeudo-Elias und die gelehrte Dame . 6
36. Schlafpredigt 11
37. Leib und Seele 21
38. Iſt Berlin eine einzige Stadt? 28
39. Scherze der deutſchen Sprache 34
  A. Kuckuck 34
  B. Dahingeſtelltes 36
  C. Sich haben 37
  D. Ein gemachter Mann 38
  E. Ueberſchwänglich 39
  F. Geſetzt 39
  G. Sich gehen laſſen 41
  H. Bei Leibe nicht 44
  I. Behaupten 44
  K. Ausſehen 45
  L. Muth 45
  M. Verzweifeln 46
40. Ermahnung zur Billigkeit im Urtheil über Deutſchland 49
41. Der deutſche Roman 55
42. Was wollte Philipp II. und was erreichte er? 59
43. Ueberſehenes, doch nicht zu Ueberſehendes . 65
44. Das ſeltſame Amt 69
45. Leiden und Leben 74
46. Geſundheit und Krankheit — Leben und Tod 78

Seite
47. Erſtarrung in Lieblingsworten . . . 81
48. Vergeſſen und Vergeſſen werden . . . 83
49. Gefährliches. 85
50. Geiſtige Lebensluſt. 87
51. Deutſche Sprichwörter 90
52. Ein altgriechiſches Sprichwort betreffend . 92
53. Die Krankheit. (In hiſtoriſcher Beziehung.) . 94
54. Das Zuhören und das Geſpräch . . . 96
55. Forcirte Mittelmäßigkeit 98
56. Der unfruchtbare Seufzer 101
57. Unglückskinder 104
58. Der Spaß 106
59. Ungeſellige Geſelligkeit 109
60. Erinnerung an Nicolaus Peucker . . . 125
61. Kleinere Fragmente. (a bis r) . . . 145
62. Die Correcturen der „ruhenden Wälder“ . 159
63. Päpſtliche Thränen 166
64. Unerfreuliche Redensarten 175
65. Sterben und erben 178
66. Goethe's Nichtantworten 182
67. Abermals vom großen Kurfürſten . . 185
68. Sprachverwirrung 190
69. Freude an der Natur 192
70. Das deutſche Clima betreffend . . . 194
71. Religiöſe Andeutungen. Erſter Abſchnitt. . 199
72. Religiöſe Andeutungen. Zweiter Abſchnitt. . 210
73. Morgen- und Abendgefühl 216
74. Deutſche Geſchichte angehend . . . 220
75. Philiſter und Nichtphiliſter 225
76. Das ärgerliche Lied 230
77. Erholung 234
78. Unterkommen — Treue — Seele . . . 240

34.

Sprechen und ſchreiben.

(Briefe und für den Druck beſtimmte Werke.)

„Er ſchreibt gut, ſpricht aber ſchlecht, oder ſchweigt wol gar gänzlich in geſellſchaftlichen Kreiſen.“ — Wie oft iſt dieſer Vorwurf in Deutſchland zu hören, und wie jämmerlich klingt er! Iſt es doch, als hätte ſich der Autor in ſeinen Büchern rein ausgegeben, und habe nichts weiter zu verſchenken; oder es iſt jene heilloſe Trägheit ſchuld, die von geſelliger Bildung nichts wiſſen will und in der Geſellſchaft nur einen indifferenten Mittelzuſtand zwiſchen Wachen und Schlafen findet u. ſ. w. — Wenn dieſer Vorwurf jetzt etwas ſeltener geworden iſt, ſo verdanken wir es größtentheils den Frauen, die ſeit etwa einem halben Jahrhundert, beſonders aber ſeit etwa dreißig Jahren, mehr Einfluß als ſonſt auf die Geſellſchaften bewieſen haben, und von den

Männern, welche wirklich etwas Geiſtreiches geben können, auch eine menſchlich verſtändliche, gemüthlich geiſtreiche Unterhaltung verlangen. Das hat ohne Zweifel viel Gutes gewirkt, doch wünſchte ich, daß ſie darin noch weiter gingen, ſtrenger würden und im Nothfall ſelbſt aufreizende Satyre nicht ſcheuten, um einen ſolchen Mann zu wecken, der ein Privilegium langweilig zu ſein, in der Menge oder Berühmtheit ſeiner Schriften zu finden glaubt. „Leſet nur“ — ſcheint er zu ſagen — „im Meuſel nach, was ich geleiſtet habe; aber zu converſiren habe ich nicht Luſt. Was ich gebe, muß gedruckt werden, ſonſt gebe ich nichts.“

Indeſſen hat die neuere Zeit auch Beiſpiele vom Gegentheile aufzuzeigen. Wir haben treffliche Redner auf dem Katheder und angenehme witzige Geſellſchafter, die aber zuweilen wie gelähmt erſcheinen, wenn ſie die Feder ergreifen. Nicht als hätten ſie ſich in Geſellſchaften ausgegeben, ſondern weil ſie, faſt krank, des geſelligen Reizes bedürfen, um ſich mitzutheilen, ſo daß ſie auch wohl monatelang eine wahre Abneigung gegen Dinte, Feder und Papier empfinden. Das lebendige, klingende Wort geht ihnen über Alles, und ſie ſprechen ihr Genie dergeſtalt aus, daß die Zuhörer zuweilen durch einen einzigen Abend den trefflichſten Stoff für Romane, Dramen und vermiſchte Schriften, wie von oben herab empfangen, während die armen Sprecher ſelbſt am andern Tage zu nichts weniger Luſt haben als aufzuſchreiben, was ſie geſtern mitgetheilt.

Noch Andere verbrauchen den größten Theil ihrer Kraft für Briefe, denn ſie fühlen ſich in ihrer ganzen Weſenheit nur durch den Gedanken an irgend einen beſtimmten Freund oder Freundin angeregt. Dieſe Eigenheit („Fehler“ möchte ich es nicht gern nennen) iſt eine ächt deutſche, und findet ſich inſonderheit bei — gewiſſen großen, aber häufig mißverſtandenen Schriftſtellern, die zuletzt wol gar reſigniren, in der Mitwelt ein Publikum oder eine Gemeinde zu finden, — z. B. bei Hamann, der durch ſeine trefflichen Briefe weit mehr gewirkt hat, als durch ſeine tiefſinnigen, zuweilen aber auch unenthüllbar dunkeln, während ſeines Lebens gedruckten Schriften. Die jetzige Mittheilung jener Briefe verdient deshalb unſern doppelten Dank, weil durch ſie auch über jene Schriften ſich neues Licht verbreitet. Selbſt F. H. Jacobi, ſo viel Schönes und Lehrreiches auch ſeine gedruckten Schriften enthalten, iſt kein geborener Schriftſteller, wohl aber ein geborener Briefſchreiber, und zwar vom erſten Range *); wenigſtens weiß ich weder im Woldemar noch im Allwill irgend eine Partie zu nennen, die ſich mit dem herrlichen, feurig-beredten Briefe vergleichen ließe, den er an Wieland ſchrieb, um ihn zum Verſtändniſſe zu Goethe's Clavigo zu zwingen. Solche Briefe ſind wahrhafte Bereicherungen unſerer Literatur, und wir dürfen uns ihrer auch mit gutem Gewiſſen erfreuen, denn wenn der Nachlaß eines edlen Todten nur in rechte Hände fällt, ſo wird die beſonnene Sonderung nicht ausbleiben. Oft iſt es bei Lebzeiten eines Schriftſtellers ſchlechthin unmöglich, ſein Vortrefflichſtes bekannt zu machen. Der Tod hat auch in dieſer Hinſicht nicht bloß eine reinigende, ſondern verklärende Kraft, und bei den Fackeln, die um die Leiche brennen, zündet ſich oft auch für das Publikum ein höheres Licht zum Verſtändniß des Abgeſchiedenen an.

Genug! Wir dürfen nicht zu ernſt werden und wollen deshalb mit der erfreulichen Erinnerung ſchließen, daß, wie öde und leer, dürr und ſpröde

---

*) Beſonders wichtig ſind die Briefe von 1774 bis etwa 1804; ſpäterhin finden ſich Spuren von Altersſchwäche.

auch mancher Brief iſt, den wir ſeit einigen Jahrzehenden gedruckt empfangen haben, doch ein reicher Erſatz ſich findet in andern Briefſammlungen, mit denen wir beſchenkt worden ſind. — Wie ſchade, daß das ſiebzehnte Jahrhundert und die erſte Hälfte des achtzehnten in dieſer Hinſicht ſo arm ſind! Denn wie gern würden wir vertraute Briefe von Opitz und Flemming, Dach und Logau; ja ſelbſt von Lohenſtein und Hoffmannswaldau leſen! Doch die ruhen in Nacht.

35.

Der Pſeudo-Elias und die gelehrte Dame.

(Zwei altberliniſche Anekdoten.)

Im Sommer des Jahres 1692 trieb ſich in Berlin ein ſeltſamer Abenteurer herum, der angethan mit einem langen orientaliſchen Kleide, einen gewaltigen Stab in der Hand, ſich als den zweiten Elias verkündete, donnernd auf die Sünden des Volks ſchalt, und doch von den Almoſen lebte, die er von demſelben erpreßte. Am Tage hielt er ſich gewöhnlich auf dem Nicolaikirchhof auf, im Schatten einer großen Linde vor dem Hauſe des Predigers und Magiſters Schade, wo er theils predigte, theils ſchrieb. Er richtete ſeinen Eifer ganz beſonders gegen den Beſitzer jener Linde, einen der ausgezeichnetſten und furchtloſeſten Prediger der Hauptſtadt, ſo wie nicht minder gegen Philipp Jakob Spener, deſſen bloßer Name jede nähere Bezeichnung überflüſſig macht, und ſchalt ſie in ſeiner wunderlichen Sprache für Heuchler und Babels-Bauer, die nicht recht durchbrechen und den Fuchs nicht beißen wollten. Dieſe Männer waren zu ſanft, die Hülfe der Obrigkeit gegen den Schreier anzurufen, und ſchwiegen mit oft erprobter Geduld; daß aber auch die Polizei eine ähnliche bewies, muß billig befremden. Um dieſe Zeit kam ein junger Mann, Nicolaus Lange *), ein gelehrter und frommer, aber friſcher und muthiger Theologe, nach Berlin, und nahm Wohnung im Hauſe ſeines Freundes Schade. Er war ſehr bald über den Abenteurer einig, ging am andern Morgen früh vor das Haus, ergriff ihn mit ſtarkem Arm, und ſetzte ihn im Holzſtalle nieder. Hier hielt er ihm zuvörderſt eine kurze und erbauliche Predigt, des Inhalts, es ſei ganz wider Gottes Willen, ſein Brod in ſolchem Eigenſinn und Müßiggang zu eſſen, und er werde ihm hoffentlich danken, daß er ihm augenblicklich Beſchäftigung gebe, die er auch freundlich mit ihm

---

*) Das ganze Leben dieſes Mannes iſt wahrhaft anziehend und liefert manche gute Data zur Culturgeſchichte; doch hat die größere, obwohl nicht erfreulichere Berühmtheit ſeines Bruders Joachim nur ſelten auf den kraftvoll beſcheidenen Nicolaus blicken laſſen.

theilen wolle. Holzſägen ſei etwas Nützliches, auch Ergötzliches; das wollten ſie ſogleich anfangen, und zwar für's erſte drei Stunden lang. Dem jungen ſtarken Manne war nicht zu widerſprechen und ſo mußte der allgefürchtete Prophet die Säge handhaben. Während deſſen rief er oftmals ſtöhnend aus: „Ei, der Prophet Elias muß Holz ſägen, der Prophet Elias ſoll Holz ſägen! O tempora! o mores!“ Lange aber redete ihm immer ernſtlich zu: „Fort, fort, mein Freund, hier iſt nicht Zeit zu ſtöhnen, nur friſch gearbeitet! Der erſte Elias iſt kein Müßiggänger und Faullenzer geweſen, warum wollte es denn der zweite beſſer haben?“ — Da ſie ſo von acht bis elf Uhr gearbeitet hatten, ſprach Lange: „Nun, mein Freund, wir haben mit einander heute gearbeitet, jetzt iſt uns vergönnt, auch einen Biſſen Brod mit einander zu eſſen.“ Bei Tiſche hielt er ihm noch einige ſtattliche Reden vom „unordentlichen Leben und Betruge des Fleiſches,“ und entließ ihn dann mit der Verſicherung, falls er ihn jemals wieder unter der Linde müßig ſähe, werde er ihn augenblicklich zum Holzſägen in's Haus holen. Der Abenteurer zeigte einen ſo unerhörten Abſcheu vor dieſer, ſo wie vor jeder andern Arbeit, daß er noch an demſelben Tage nicht bloß ſeinen bisherigen Standort auf dem Kirchhofe, ſondern auch die Stadt ſelbſt verließ, um ſein Glück wo anders zu ſuchen.

Auch das achtzehnte und neunzehnte Jahrhundert ſind bekanntlich nicht arm geweſen an ähnlichen verkehrten Menſchen, die ihre phantaſtiſche Richtung oder müßiggängeriſche Schwärmerei als etwas Religiöſes und Bedeutſames gelten laſſen wollten; leider aber hat man ſie nur ſelten zwingen können, die Axt, den Spaten oder die Holzſäge zu ergreifen.

Aber auch im Verhältniß zu der vornehmen Welt zeigte ſich Lange ſtets muthig und conſequent in ſeinen Anſichten. Es glänzte nämlich um jene Zeit in Berlin eine Frau, die durch wirkliche auffallende Kenntniſſe in der Theologie, anziehende Beredtſamkeit und geſellige Talente allgemeine Bewunderung erregte, und da vollends ihr Leben als einfach und fromm erſchien, ſo waren die Stimmen der Verehrung über ſie allgemein. Indeſſen lebte ſie, man weiß nicht warum, von ihrem Ehemanne entfernt; und dieſer einzige Umſtand war für L. genug. Auch er ward bald näher mit ihr bekannt, und da ſie ihn ſchätzen mußte, fragte ſie ihn einſt, was er von den Wegen halte, auf denen er ſie wandeln ſähe. Lange erwiederte eben ſo treuherzig als altväterlich höflich: „Ich würde noch zehnmal mehr von Ihro Wohlgeboren halten, wenn ſich dieſelben bei Ihrem Manne in L. aufhielten und ihm zu rechter Zeit ſeine Küche und Wäſche beſorgten.“ So einfach und ſcheinbar recht proſaiſch ſprach der Mann, der ſich ſein ganzes Leben hindurch als einen wahrhaft frommen, aber auch gründlich unterrichteten Glaubenshelden zeigte, doch eben deshalb von hochtönenden Worten kein Freund war.

36.

Schlafpredigt.

Jean Paul hat bekanntlich einen witzig fröhlichen Aufſatz über die Kunſt einzuſchlafen, mitgetheilt. Einige ſeiner Mittel ſind bewährt; andere aber gleichen den Mitteln gegen die Zahnſchmerzen, denen man bekanntlich nachſagt, ſie ſeien alle recht gut; helfen aber nichts. Worauf hier Alles ankommt, auch nach J. P's. Meinung, iſt: ſich ſelber Langeweile zu machen, — was jedoch leider für die guten und gebildeten Menſchen oft überaus ſchwer hält, indem gerade die ächte philoſophiſche und poetiſche Bildung überall Leben weckt und entlockt; Leben aber iſt nie langweilig, außer für den Unſittlichen und Dummen. Deshalb darf man auch unbedenklich ſagen, daß das Leben jedes Einzelnen gerade ſo intereſſant, und gerade ſo kurzweilig ſei, *als er es mache und verdiene*. Wir können ſelbſt auf einer wüſten Inſel, zwar die höchſten Schmerzen, z. B. der Sehnſucht, empfinden; aber Langeweile nicht, wenn wir nicht ſelbſt etwa einen traurigen Vorrath davon mit herumtragen. Um alſo Langeweile zu empfinden, müſſen wir an Andere denken, denen die Kunſt Langeweile zu geben, beiwohnt; denn meines Erachtens können überhaupt nur Menſchen Langeweile machen, nicht die Natur, weder im Großen noch im Einzelnen. An ſich iſt ſelbſt die Lüneburger Haide nicht langweilig, und wir verbinden dieſes Beiwort nur mit ihr, weil wir vielleicht aus der Erfahrung wiſſen, daß wir — doch immer durch unſere Schuld — daſelbſt verdrießlich wurden über den Aſchermittwoch, den die Natur dort zu feiern ſcheint, oder weil ein Anderer uns mit dieſer Empfindung anſteckte, oder weil wir überhaupt ahnen, es könne uns wohl dergleichen Gefühl überkommen. Daſſelbe gilt von den Einzelnheiten und Reichen der Natur, Thieren, Pflanzen, Steinen, die uns nicht eigentlich Langeweile machen können, wenn wir ſie nicht ſelbſt aus eigenen Mitteln hinzufügen. Es bleiben deshalb, wie geſagt, nur einige Klaſſen von Menſchen übrig, die uns damit zu verſorgen im Stande ſind, und wir müſſen, um einzuſchlafen, an dergleichen Perſonen denken. Hier treten aber wieder beſondere Schwierigkeiten ein. Das Sittengeſetz verbietet, irgend einen Menſchen als bloßes Mittel zu unſern Zwecken zu gebrauchen, und es würde weder dem Dichter Cajus noch dem Philoſophen Titus ſonderlich behagen, wenn er erführe, daß wir ihn im Stillen und ganz auf unſre eigne Hand als ſchlafbringenden Genius nutzten. Wir werden deshalb dieſe Ungebühr im wachenden Zuſtande ſo viel als möglich wieder gut zu machen haben, und zwar durch verdoppelte Zuneigung als Menſch zum Menſchen.

Ferner iſt abermals zu bedenken, daß der gute und gebildete Menſch gerade am ſeltenſten Langeweile hat. Ein ſchwankender Begriff, ein ohnmächtiger Irrthum, eine verkehrte Anſchauung u. ſ. w. ſind zwar im Allgemeinen wohl geeignet, jenes gewünſchte Gefühl hervorzubringen; jener Mann aber iſt leider ſtets geſchäftig, das Schwankende ſicher zu ſtellen, den Irrthum in ſeinen Folgen bedeutend zu finden u. ſ. w., und ſo vereitelt er ſelbſt die beſten ſchlafbringenden Mittel. Man mag ihm die prächtigſt-dümmſten Gedanken mittheilen, wobei ein minder Humaner herrlich einſchliefe, oder gar einſchnarchte; er weiß Alles zu beziehen, und ergötzt ſich königlich. Das wäre nun gar ſchön und ihm wohl zu gönnen, doch die armen wachen, muntern Augen bitten um Schlaf; der kommt aber nun einmal nicht, wenn man ſich ergötzt.

Wird vollends der Gedanke an den Menſchen rege, der jene Irrthümer u. ſ. w. äußert, ſo ſtellt ſich auch gleich die Menſchenliebe, das Mitleid und der Wunſch ihm zu helfen ein, und wir können dann aus unbequemer Tugendhaftigkeit nicht ſchlafen. Hätten wir uns vollends Härte gegen ihn vorzuwerfen, ſo laſſen wieder die verwünſchten Gewiſſensbiſſe die Augen nicht zufallen.

So iſt auch der Umſtand gar ſchlimm, daß ſich die meiſte Langeweile, die uns geboten wird, mit einigem moraliſchen oder phyſiſchen Ekel zu verbinden pflegt, bei dem natürlich kein Schlaf kommen kann. Doch iſt freilich, wie ich wenigſtens im Vorbeigehn berühren will, jedes Denken an den Schlaf nachtheilig, es müßte ſonſt ein höchſt ſchläfriges, träumeriſches ſein, zu deſſen Erwerbung ein ganz eignes Talent gehört, das nur wenigen auserwählten und liebenswürdigen — Schlafmützen eigen iſt.

Doch ich ſpanne den Hahn zu lang, es iſt Zeit abzuſchießen, das heißt: zur Hauptſache zu kommen. Die ganze Unterſuchung theilt ſich in die zwei Fra=

gen: „Wie muß die Langeweile beſchaffen ſein, die auf den Beinamen einer officinellen Anſpruch machen darf?“ und zweitens: „wer kann ſie geben?“ Es muß eine gewiſſe ehrbare, mäßige, harmloſe Langeweile ſein, ſie darf nicht das mindeſte Aufregende haben, ſondern vielmehr ſo etwas Auflöſendes, gelinde Mattigkeit Erzeugendes, Wiegendes, Summendes, Lullendes. In einer gewiſſen Gattung von Philiſtergeſellſchaften wird ſelbſt der Witzigſte aller Witzigen matt, und der unſchätzbare Friedensrichter Schaal ſteht gewiſſermaßen als Sieger vor dem bis dahin unbeſiegten Ritter. Dieſer kann in Gegenwart eines ſolchen Mannes — den ein werther Freund mit Recht einſt den Normalphiliſter nannte — mit ſeinem Humor gar nicht aufkommen. Er fühlt ſich wie gelähmt, und es tröſtet ihn bloß der Gedanke, mit welcher Luſt er einſt dem Prinzen von Schaal erzählen will; aber einzuſchlafen iſt bei dieſem ſtets beweglichen, munter hüpfenden Philiſter nicht möglich; das geht höchſtens bei den dämelnden, lallenden, pipenden Geſellen, die er um ſich verſammelt.

Ich will es nur geſtehen, um die eben berührte zweite Frage noch feſter zu erfaſſen, mir ſind faſt alle lebendige Menſchen, und hätten auch manche von ihnen noch ſo viel Großes in der Langweiligkeit geleiſtet, viel zu intereſſant, um im Gedanken an ſie einſchlafen zu können; doch erlaube ich mir in Nothfällen, an gewiſſe wüſte, matt hinglotzende Geſichter zu denken, und kann den guten Erfolg rühmen. Das ſicherſte aber iſt dennoch immer das Reich der — Todten, d. h. der todten Skribenten, und zwar ſolcher, die wenigſtens ein halbes Jahrhundert ſchon vom Katheder oder der Kanzel, oder wo ſie ſonſt am häufigſten waren, hinweggenommen ſind. Dieſer bloße Gedanke rührt gewiß manche Leſer, wie z. B. mich, und ich bitte deshalb inſtändigſt, ſich ja nichts Grauſames dabei zu imaginiren; denn warum ſollten wir nicht ohne alle Gewiſſensbiſſe an ein altes, herrlich langweiliges Buch, das vor neunzig oder hundert Jahren erſchienen iſt, und deſſen berühmten Verfaſſer denken können, um aus ihm ein nöthiges Kopfkiſſen zu machen?

So kann ich z. B. dem gewiß nicht ohne Grund berühmten und in mancher Hinſicht verdienſtvollen Rektor Magnificus Gottſched nicht genug danken für ſeine Anweiſung zur kritiſchen Dichtkunſt, für ſeine Gedichte und einige ſeiner anderen Werke, denn die Langeweile, die ſie hervorbringen, iſt ganz jene erſehnte ehrbare, mäßige, einlullende u. ſ. w.

Es iſt hier wahrlich nicht auf einen längſt verwaſchenen Scherz abgeſehen, ſondern mein völliger Ernſt mit dieſer Notiz, und ich hoffe auf den Dank aller meiner ſchwer einſchlummernden Leidensgefährten, daß ich ihnen in dieſem Autor einen trefflichen Arzt anempfehle. In hypochondriſchen Stunden habe ich mir allerdings auch wol Vorwürfe gemacht, daß ich ihn ſo brauche, allein ich endete doch jedesmal mit der Betrachtung, der theure Mann werde gewiß jetzt in höheren Sphären ſeine kritiſche Dichtkunſt längſt vergeſſen haben, oder, falls man ihn daran erinnern ſollte, ſich mit ſchöner Milde — die man ja bei einem Seligen vorausſetzen darf — freuen, auf dieſe neue Weiſe armen Leuten zu nützen.

Aber das bloße Denken an langweilige Sachen hilft nicht genug. Es muß zu einem Bilde werden. Wir müſſen uns genau ausmalen, wie z. B. der genannte Mann früh Morgens mit dem ſeligen Bewußtſein aufſteht, in ſeinem „ſterbenden Cato“ eine Tragödie geliefert zu haben, die jede Regel beobachtet hat, ſo daß ſelbſt die Regelgeber erſchrecken müſſen, was ſie angerichtet. Dann kleidet er ſich mit würdevollem Anſtand in bauſchigen Sammt und kniſternde Seide, ziert das koloſſale

Haupt mit einer (durch Goethe unſterblich gewordenen) ſtattlichen Perücke *), und wandelt langſam in den Hörſaal, um den Grafen, Baronen und reichen Banquiers-Söhnen mit unermüdlichem Edelmuth und erhabener Langwierigkeit zu verkünden, was es eigentlich für eine Bewandtniß habe mit den ſchönen Wiſſenſchaften und inſonderheit der Poeſie, wie er bedauert, daß eine allzugroße Beſcheidenheit ihm nicht verſtatte, ſich ſelbſt als den Wiederbringer der goldenen Zeit zu nennen, obwohl er nichts dagegen habe, wenn man ſo gütig ſein wolle, es zu glauben u. ſ. w. Bilder der einzelnen Zuhörer können wechſeln, doch thut man am beſten, ſie mit ſtarrer Ehrerbietigkeit und ſtummer Hingebung, bei etwas geöffnetem Mund, auszumalen. Nur vergeſſe man nicht bei ihnen das vortrefflich langweilige Coſtüm der Jahre 1730, 40 ff., wogegen unſre heutigen beweglich flüchtigen Fracks ein wahrer Jammer ſind, weil ſie ſchon um ihrer Schwänzelei willen den ganzen Schlaf verderben. Ueberhaupt kann der Schlafſuchende nicht vorſichtig genug ſein, denn ein einziges ungehöriges intereſ-

---

*) Vergl. in Goethe's Leben den Beſuch des jungen Dichters bei dem kritiſchen Altvater.

ſantes Bild vermag den ſchon halb und halb in die Wellen des Schlummers Verſenkten wieder aufzuregen. Kommt uns z. B. die Frau Gottſched in die Quere, und denken wir uns, wie ſie in einem finſtern Verſchlag neben dem Auditorium knieend zuhört, um ſich des Gemahls Weisheit gleichfalls zu eigen zu machen, und zwar, wie ſie dies aus Liebe thut, ſo rührt uns das herzlich. Wir malen das Bild wohl gar weiter aus, bis die Morgenſonne uns in die verwachten Augen ſcheint.

Zum Schluß nur noch zwei Worte: Wir haben ſo viele Bücher über das Leben im wachenden Zuſtand; über den Schlaf aber, der doch (um jetzt nur das Oberflächlichſte, Hiſtoriſche von ihm zu ſagen) ein Dritttheil des ganzen Lebens einnimmt, ſo wie über den Traum, an den wir doch nicht ohne geheimen Schauder und nicht ohne poetiſche Fröhlichkeit denken ſollten, iſt Vergleichungsweiſe höchſt wenig zu Tage gefördert. Wer das Tiefſte, Rührendſte, Süßeſte und Furchtbarſte über den Schlaf leſen will, leſe Shakſpeare, der, wie es ſcheint, mit einer beſondern Liebe dieſen Gegenſtand in den mannigfaltigſten Beziehungen ausgeſprochen hat. Man denke nur z. B. an Heinrich IV., Th. 2, an Othello, und vor Allem an Macbeth, wo die bloßen

Worte „Macbeth hat den Schlaf ermordet und ſoll nun nie wieder ſchlafen“, wie die Tuba tönen, von der es heißt: mirum spargens sonum etc. Doch ich will ſchnell abbrechen, denn wer in einer Schlafpredigt von Shakſpeare ſpricht, zerſtört unwiederbringlich den ſchönen Erfolg, den er für ſich und die Leſer davon hofft. Weit zweckmäßiger iſt es, ſich für die bevorſtehenden langen Herbſt- und Winternächte um Troſt, das heißt, um einige Mohnkörner zu bemühn, und der würdigen Zubereiter derſelben zu gedenken, denn nicht bloß der Arzt, welcher das Recept verſchreibt, ſondern auch der Apotheker, der die Arznei miſcht, verdient unſern Dank.

37.

Leib und Seele.

In hundert Predigten wird geſeufzt, oder falls etwa Abraham a S. Clara der Verfaſſer iſt, luſtig bitter gewitzelt, daß der Menſch ſo unermüdlich für ſeinen Körper ſorgt. Ehe wir aber ſeufzen und witzeln, ſollen wir bedenken, daß es in jedem Falle übel gethan ſei, ſich mit ſeinem Körper zu überwerfen, oder ihn mit Gleichgültigkeit zu behandeln, denn er iſt keineswegs ein Pudermantel oder ein Redoutenanzug der Seele, ſondern ihr ewiger Begleiter, um den ſie — gern oder ungern — ſich wol bekümmern muß. Auch iſt es gewiß ſehr bedeutſam, daß der größte aller Menſchenkenner, William Shakſpeare, um ſogleich einen Theil des Elendes ſeines Hamlet zu zeigen, ihn, wenn wir ihn zum erſtenmal ſich ſelbſt allein gegenüber erblikken, ausrufen läßt: „O ſchmölze doch dies allzufeſte

Fleiſch!“ u. ſ. w. Indeſſen ſoll doch in jedem Falle die Seele die unumſchränkte Herrin bleiben, und ſo erregt es allerdings eine beſondere Empfindung, wenn wir ſehen, wie die Menſchen endlos für ihren Körper ſorgen. Der Weiſe wie der Thor, der Kluge wie der Dummkopf, zeigen ſich in der Kunſt des Eſſens und des Trinkens zwar keineswegs gleichmäßig, allein das Verſtändniß derſelben iſt doch allen, wie durch eine Zaubermacht, aufgegangen. Auch der Phantaſie- und Gemüthloſeſte zeigt ſich beim Eſſen faſt inbrünſtig und andächtig, und iſt er nur erſt einmal über den Hunger weg, ſo offenbart er z. B. in der Art, wie er Chocolade oder Suppe genießt, wie er den Löffel beim Genuß derſelben zu handhaben weiß, ein Talent, das, weil es zu den lauten Geheimniſſen gehört, noch bei weitem nicht Anerkennung genug gefunden hat. Mit welcher innigen und zärtlichen Miene wird gewöhnlich ein leckerer und wohlzubereiteter Braten begrüßt! mit welcher ehrwürdigen Klugheit erforſcht man, an welcher Stelle wol der reinſte Wohlgeſchmack ſich bieten werde! und mit welchem beſonnenen Aufgebot der Sinne und des Verſtandes wird endlich der Genuß der wohlzerſchnittenen Speiſe durchgeführt und vollendet! — Niemand wird ungeduldig, und

Niemand läßt ſich die Freude nehmen, die gegebene Nothwendigkeit des Eſſens zur ſelbſtgewollten Freiheit zu erheben! Mit Ironie zu ſpeiſen wagen wol nur Wenige, und wenn ſie auch allenfalls zugeben, daß erſt dann der Genuß vollſtändig ſein werde, ſo ſcheint ihnen doch das Unternehmen zu weit ausſehend, und für den Augenblick gefährlich, weshalb auch die meiſten Menſchen beim Eſſen einen gewiſſen edlen Ernſt zeigen, gleichſam als wollten ſie mit ſchönem Doppelſinn andeuten: „Spaß apart!“ Mir ſind auch ſchon Viele vorgekommen, die ſelbſt den harmloſeſten Scherz über das Eſſen für eine Art von Sünde gehalten haben, weshalb ich mich auch ſchon längſt zu dem beſſern Ernſte (von dem ich hier eine Probe gegeben) gewandt habe. —

Dieſe Gedanken führen zu folgenden: Ueber die Undankbarkeit der Menſchen iſt von jeher, zuweilen auch wol von den Undankbaren ſelbſt, geklagt worden, und es haben ſogar einige aus Deſperation behauptet, der Menſch verſtehe ſich nun einmal nicht recht auf die Dankbarkeit, und ſolle deshalb dieſe Tugend andern Creaturen überlaſſen. Goethe dagegen verlangt, daß man ſich ſelbſt dieſe Tugend anerziehen und angewöhnen ſolle wobei er aus ſeinem eigenen Leben ein zweckdienliches Beiſpiel giebt.

Sei dem aber auch wie ihm wolle; in Einem Puncte ſind faſt alle Menſchen mehr oder weniger dankbar, ich meine für den Arzt des Leibes; wenn auch nicht immer in der baaren Bezahlung, doch im Herzen und der Erinnerung. Was dabei Löbliches iſt, ſoll durchaus auch mit Lobe anerkannt werden; hier aber möge bloß von dem Factum die Rede ſein, daß es in dieſer Hinſicht Niemand beſſer habe als der Arzt. Sei er auch ſonſt, wie er wolle, kann er nur dem Patienten die alte ſelige Eßluſt wieder verſchaffen ſo, begrüßt ihn am andern Tag ein Geſicht voll der zärtlichſten Dankbarkeit, man küßt wohl gar die Stirn, die ein ſo wundervolles Mittel ausgedacht, und ſtreichelt die Hand, die den Puls zu fühlen und das Recipe zu ſchreiben verſtand. Er hat dem Leibe geholfen; was will man mehr? Von der Seele ſoll man kein beſonderes Aufheben machen. Das zeigt ſich häufig genug in der Art, wie wir die Lehrer behandeln. Es mag ein guter Mann geweſen ſein, der das Griechiſche und Lateiniſche in unſern Knabenkopf hineingebracht hat, ja, wir müſſen ihm nachſagen, er hat ſich nicht damit begnügt, ſondern uns ſogar mit Ideen beſtürmt, die, weil ſie wirklich ſein Ernſt waren, nicht übel hätten in uns zünden können, ſo daß wir zum Leben und zur Liebe tauglich werden mochten. Recht wohl! Aber was iſt es denn nun mehr? Der gute alte Conrector hat alle Quartal ſein Schulgeld richtig empfangen, und iſt mir recht, ſo wurde ihm auch etwas Weniges vom Oſterkuchen überſandt, damit der gelehrte Pedant doch auch einmal erfahre, was gut ſchmeckt. Dabei aber muß es ſein Bewenden haben, und es wäre ja eine verwünſchte Prätenſion, wenn ich mich noch fernerhin mit weitläufigem Dankgefühl ſollte in Unkoſten ſetzen.

Aber nicht bloß die Lehrer, ſondern auch alle Geiſtbringer, ſelbſt auch die ergötzlichſten, ſtehn tief unter dem appetitbringenden Arzte. Selbſt der vortrefflichſte Geſellſchafter, der den ſtehenden Societäts- und Converſationsſumpf nicht bloß zu regen, ſondern auch zu reinigen, und den anmuthigſt ſpielenden Wellenſchlag hervorzuzaubern vermag; — willkommen iſt er gewiß, und man mag den Mann ganz wohl leiden; nur mit dem Hausdoctor ſoll er ſich nicht meſſen wollen. Denn hat der nicht vorher ſeine Pflicht gethan, oder gar der Koch die Mittagsſuppe verſalzen, was hilft dann alles Abendconverſationsſalz? u. ſ. w.

Auch die äußerliche Bildung des Körpers wird meiſtens der Bildung des Geiſtes weit vorgezogen, und ſchon ein altdeutſcher Dichter, Chriſtian Gryphius, behauptet, daß weit mehr geſchätzt ſei, wer den Fuß als wer den Kopf zurecht ſetze. Recht hat der Mann vielleicht, aber klagen hätte er nicht ſollen; doch dürfen wir ihm verzeihen, weil er ein Schulrector war, dem vielleicht die Sache nahe genug lag. Indeß hätte er bedenken ſollen, daß, wenn wir die Füße recht zu ſetzen verſtehn, wir auch in der Metrik etwas Erſprießliches gewonnen haben.

Vielleicht ruft hier irgend ein ermüdeter Leſer aus: „Ach, das ſind alte Geſchichten!“ — Ich erwiedre, daß ſie vielleicht noch weit älter ſind als man glaubt, es ſcheint mir aber nicht viel darauf anzukommen, ob eine Wahrheit ſeit Adams Zeit oder ſeit vorgeſtern gäng und gebe ſei. Sie giebt doch immer Stoff zum Nachdenken, nur bitte ich: nicht zum wehmüthigen, ſondern zum erfriſchenden und ermunternden, daß es, wo möglich, einmal — beſſer werde.

Nachſchrift. Ein ſehr bedenklicher Freund, der dieſes Fragment im Manuſcript las, meinte, es könne wol gar mißverſtanden werden. Ich fiel dabei wie aus den Wolken, oder vielmehr in eine trübe Novemberwolke hinein, und konnte nur die beſtimmteſte Verſicherung geben, daß es mir nie in den Sinn kommen könne, auch nur mit einer halben Sylbe irgend einen Arzt zu kränken, und daß vollends in der Verehrung für einen ächten, erfahrenen und liebevollen Arzt Niemand in der Welt mehr Reſpect haben könne als ich. Jener Freund gab freilich zu, „das ſei Alles klar genug, allein gerade weil es ſo ſehr deutlich ſei (ſetzte er dann mit mehr als Hamletiſcher trüber Bitterkeit hinzu), würden es einige Leſer am liebſten mißverſtehen.“— Wer wollte aber auf ſolche traurige Unkentöne hören?

38.

Iſt Berlin eine einzige Stadt?

Ohne Zweifel iſt ſie es nicht bloß durch den Befehl Friedrichs des Erſten (vom Jahre 1709), ſondern durch die Hauptidee, auf der ſie ruht, der leuchtendſte Punkt eines jugendlich blühenden und herrliche Früchte tragenden Staates zu ſein. Berlin weiß, daß, wie ſchön und heiter auch ſeine äußere Geſtaltung iſt, es dennoch nicht wetteifern könne an Pracht und Reichthum mit London und Paris, es weiß aber auch nicht minder, daß ihm eine weit größere Aufgabe geworden: „die Hauptſtadt des reinen Proteſtantismus“ zu ſein, ein Gedanke, der, wie mich dünkt, ſelbſt den Leichtſinnigen auf eine bedeutende Weiſe anregen könnte. Wir wollen immerhin ein wenig lächeln, wenn wir ſehen, daß unſere tüchtigen Väter ſelbſt mit den Buchſtaben des Namens Berolinum ſpielten und die ſinnvollen

Worte: Orbi lumen herausbrachten, die denn auch — damit der Witz ja nicht umkomme — in dem Knopf eines Kirchthurms aufbewahrt wurden. Haben wir aber gelächelt, ſo werden wir auch nicht minder mit heiterm Ernſt bedenken, daß jene durch Buchſtabenwechſel herausgebrachten Worte allerdings das Ziel Berlins ſind, und daß man wahrlich in frühern Zeiten nicht würde gewagt haben, bei der Weihe eines Kirchthurms einen bloßen Scherz zu treiben. Jahrhunderte hatte Berlin geſtanden, zwar in unſcheinbarer Geſtalt, doch als Reſidenz mächtiger Kurfürſten; ſo gern man aber auch von jeher mit Worten und Namen ſpielte, und ſo leicht auch jenes Orbi lumen jedem Spieler in die Hand fallen mußte, ſo hatte doch Niemand gewagt, damit in vollem Ernſte früher hervorzutreten, als unter der Regierung des großen Kurfürſten.

Wohl hat man ihn ſchon oft den Begründer des preußiſchen Staats genannt, doch ſcheint nicht immer bedacht worden zu ſein, wie unendlich viel dieſe Worte bedeuten. Hier galt es nicht, einzelne Provinzen durch das Schwerdt und andere Machtgebote nothdürftig aneinander zu reihen; ſolche Scheinſchöpfungen fallen bei dem erſten Sturm auseinander und ſelbſt kein großer Karl vermag das Unvereinbare zuſammen zu halten; hier galt es, eine eben ſo einfache als große Idee zu erfaſſen, durch welche allein eine wahrhaft lebendige Vereinigung möglich wird. Dieſe Idee iſt leicht auszuſprechen: „Reiner, d. h. auf poſitiver göttlicher Offenbarung ruhender, aber alle äußere Gewalt und Menſchenſatzung abweiſender Proteſtantismus, Wiſſenſchaft und Kriegerehre.“ Solche Gedanken hält der philoſophiſchſte Denker feſt, wie der einfachſte Bauer, der feinſte und gewandteſte Staatsmann, wie der harmloſeſte und treuherzigſte Handarbeiter, der ſich mit gerechtem Stolz als den freien Bürger eines ſo begründeten Staates betrachtet: denn dieſe Gedanken kann die Schule nicht geben, wol aber mag ſie jeder Menſch, der ein vollſtändiger Menſch iſt — (und eine ſolche ſchöne Aufgabe wird doch wol Niemand von ſich ablehnen wollen) — in ſich ſelbſt erzeugen und zu eigner unerſchöpflicher Freude entwickeln. Daß aber Friedrich Wilhelm der Große dieſe Idee während ſeiner ganzen achtundvierzigjährigen Regierung in der That und Wahrheit aus ſich ſelbſt erzeugt und auf derſelben den jungen Staat erbaut habe, iſt keinem Zweifel unterworfen, und wahrlich von außen her kam ihm wenig Hülfe. Er mußte mit gewaltiger Anſtrengung und Mühe kämpfen und ringen ſein Lebelang, und war nicht ſelten auf die Tugenden der Geduld und des Wartens verwieſen, eine Tugend, die dem Helden gewiß am ſchwerſten wird, ihm aber auch ganz beſonders wohl anſteht. Es war ihm nicht zu erlaſſen, damit jene große Idee nicht bloß blitzähnlich den Staat durchzucke, ſondern wahres Leben und Dauerbarkeit gewinne. Wie ſich das bewährt hat, darüber ſpricht die Geſchichte deutlich genug; wo aber ein wahrer Staat iſt, kann es auch an einer Hauptſtadt nicht fehlen, und Berlin hat ſich dieſer Ehre ſtets würdig gezeigt.

Wo kommt denn aber die ſeltſame Ueberſchrift dieſes kleinen Aufſatzes her? Berlin iſt von dem erſten geringen Anfange eines Fiſcherdorfes oder Fleckens oder Städtchens (wie man will) nach und nach, und zu Zeiten ſehr langſam, zu der großen und herrlichen Hauptſtadt geworden, als welche wir ſie jetzt erblicken, und es iſt Allen bekannt, daß ſie eigentlich aus fünf, in ſehr verſchiedenen Perioden gebauten Städten beſteht, die, wie bereits oben erwähnt, im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts durch eine fürſtliche Verordnung unter dem Geſammtnamen „Berlin“ vereinigt wurden. Dieſe Städte waren ſchon viel früher in jeder Hauptſache, die den Staat ſelbſt angeht, völlig einig; aber in mancher andern Beziehung und Richtung ſehr verſchieden; — und ſollten ſie es nicht noch ſein? Es kann wie bloßer Scherz klingen, und doch iſt es mehr als ſolcher, wenn ich die beſcheidne Frage thue: Wehet nicht in der Gegend des Brandenburger und Potsdamer Thores eine andere geiſtige Luft als am Cotbuſer und Schleſiſchen Thore? Und könnte nicht etwa gar ein Humoriſt fragen: Sagt man nicht häufig zu dem, was unweit des Leipziger und Belle-Alliance-Platzes bejaht wird, am Bernauer Thore ein entſchiednes Nein? Iſt nicht die lange Brücke ein auch in geiſtiger Hinſicht ſehr bedeutender Abſchnitt? Und kann es nicht Einem, der etwa ein Vierteljahr bloß unter den Linden gewandelt wäre, nur dort converſirt hätte, und plötzlich in die nicht minder lebendigen Geſpräche der Königsſtraße verſetzt würde, vorkommen, als ſei er mehrere Meilen gereiſ't? Ließe ſich nicht ſogar — den Schein der Pedanterie müßte man nicht achten — von einer Theſis, Antitheſis und Syntheſis des Berolinismus in Berlin reden? Und könnte man nicht wenigſtens obenhin die Bezirke angeben, in denen die beſtimmteſten Richtungen des berliniſchen Geiſtes anzutreffen ſind? — — Wer dieſen

Gedanken ausführen wollte, müßte liebevollen Ernſt mit heiterm Scherz vereinigen, und ja nicht vergeſſen, vorher die Geſchichte Berlins tüchtig zu ſtudiren. In jedem Falle würde ihn Berlin gern leſen, denn unmöglich könnte die liebe Stadt damit unzufrieden ſein, daß man ſie in ſo mannigfaltiger Hinſicht intereſſant findet.

Ich ſelbſt will nur auf das herrliche Wahrzeichen der Stadt, auf die Statue des großen Kurfürſten hindeuten, der vom Roſſe herab ſo kräftig kühn, und doch ſo liebevoll herabſchaut, als wenn er ſagen wollte: „Disputirt immerhin über tauſend Einzelnheiten und ſtreitet darüber ſo lebhaft als ihr wollt; das erhält friſch und munter; in der Hauptſache als gute Preußen ſeid ihr doch alle einig.“ — Damit aber der Fürſt auch alle Gegenden der Stadt überſehn könne, erzählt die Sage, daß er häufig um Mitternacht ſein Roß wende und zuweilen auch ausreite.

Ein geheimnißvoller Volksglaube läßt den großen Friedrich Barbaroſſa ſchon eine Reihe von Jahrhunderten nur ſchlummern und nicht todt ſein; die beſcheidnere Poeſie ſtellt den großen Begründer des neuern Staats nur als wach um Mitternacht dar.

39.

Scherze der deutſchen Sprache *).

A. Kuckuk.

Kein Thier ſpielt in der deutſchen Sprache oder Sprechweiſe eine ſo merkwürdige, obwohl nicht ſelten ungünſtige Rolle als der Kuckuk. Der bloße Name mit einem Ausrufungszeichen hinterher iſt ein Fluch, und wenn der „Teufel“ und der „Henker“ die beiden ſchlimmſten Perſonen ſind, die einen Menſchen „holen“ können, ſo folgt unmittelbar auf dieſe der Kuckuk, der bei ſeinen ſchwachen Kräften doch unmöglich ſo viele unangenehme Leute und Sachen wird fortbringen können als man ihm zumuthet. „Geh zum Kuckuk!“ ſagt man nur,

---

*) Vielleicht hätte ich ſchreiben dürfen: „Scherzende Ernſthaftigkeiten und ernſthafte Scherze der deutſchen Sprache,“ doch wird ein ſo langer und ſeltſamer Titel wol am beſten nur als Anmerkung vorgeſchlagen.

wenn man mit einem Menſchen nichts mehr anzufangen weiß, und „des Kuckuks werden“ ſcheint einen ſonderbar luſtig jämmerlichen Zuſtand anzudeuten, weil dieſe Rede häufig in der Form eines deſperaten Optativs erſcheint: „ich möchte gleich des Kuckuks werden!“ — — Die Ausdrücke: „Was Kuckuk!“ „Ei der Kuckuk!“ ſind vielleicht nicht ohne geheimnißvoll tiefe Nebenbegriffe, und „Kuckuk noch einmal!“ (in Niederſachſen nicht ungewöhnlich) ſcheint mir der Superlativus aller Kuckuksreden zu ſein.

Bei ſolcher Ungunſt, die das arme Thierchen drückt, iſt jedoch auch ſchöner Troſt für daſſelbe vorhanden. Seit Jahrhunderten haben die deutſchen Liebenden ihn „in der ſchönſten Zeit des Jahres“ als einen prophetiſchen Vogel angeſprochen, unſer deutſcher Geſangesmeiſter hat ihn mit in ſeinen Triumphwagen genommen und mit Recht von guten Sängern und Sängerinnen verlangt, daß ſie das coucou mit Grazie in infinitum ſingen ſollen. Wie wird der eitle Vogel ſich jemals ſo großer Ehre würdig machen? Zeigt er ſich etwa um deswillen ſo ſelten öffentlich? und will er nur durch Töne, nicht durch Geſtalt ſiegen? — Aber auch vor dieſer Apotheoſe iſt in Deutſchland ſeine große Wiſſenſchaft nie in Zweifel gezogen worden, denn wenn die Menſchen mit ſchöner ſokratiſcher Ironie ihr Nichtwiſſen eingeſtehen, erklären ſie doch mit Aufrichtigkeit und Entſchiedenheit: „das weiß der Kuckuk!“ — Wo er das Alles her hat, das weiß abermals wieder bloß der Kuckuk, denn wir armen Menſchen müſſen es uns mit unſerm Wiſſen zuweilen recht ſauer werden laſſen.

II. Dahin Geſtelltes.

In Deutſchland hört man ſeit Jahrhunderten vielleicht keinen Ausdruck ſo häufig als den: „wir wollen es dahin geſtellt ſein laſſen.“ Gutmüthig genug zeigt ſich allerdings der Deutſche, der alſo redet, denn er will den andern nicht geniren, der es vermuthlich ſehr gern ſieht, wenn man die Sache bereits als hingeſtellt betrachtet. Aber auch bequem, ja träge beweiſ't ſich, wer häufig jenen Ausdruck braucht, denn er will ſich ſelber gleichfalls nicht mit der Frage bemühn, ob er auch eine Sache dahin geſtellt ſein laſſen darf, da ſie doch wol oft weder geſtellt ſein möchte, noch recht ſtehen kann.

Endlich liegt noch, wie mich dünkt, eine eigene angenehme Myſtik in dem Ausdruck: „dahin geſtellt." Wohin denn? Darauf giebt es keine Antwort, und doch kann es uns vielleicht ergötzen, einen wirklichen Raum zu denken, wo alles ſeit Jahrtauſenden Unausgemachte hingeſtellt worden iſt. — Welch eine luſtig-traurige, ernſthaft-närriſche, durch und durch wunderliche Polterkammer, viele tauſend Quadratmeilen groß, ſtellt ſich hier unſerer Phantaſie dar! — Wann werden wir hier einmal durchgreifende Muſterung halten können!

C. Sich haben.

„Faſſe Dich," ſagt der Deutſche bedeutungsvoll, gleichſam als könne die Sorge, Unruhe und Angſt den Menſchen nur im zerſtreueten, ungeſammelten Zuſtande treffen. „Raffe Dich zuſammen" deutet ſchon auf nahe Gefahr, weshalb zur Raſchheit im Sich-Sammeln ermuntert wird. — „Sich haben" iſt ein nicht minder kühner Ausdruck, und wir verſtehen ihn am beſten, wenn wir uns das „Sich-faſſen" zurückrufen, denn wenn wir uns ganz haben, ſind wir gefaßt.

Wie aber dem tüchtigſten Ernſt der luſtigſte Scherz am nächſten ſteht, ſo hat er auch mit dem „Sich haben“ ein merkwürdiges Spiel getrieben, indem er dadurch den entgegengeſetzten Begriff des „Außer-ſich-ſeins“ bezeichnet, beſonders wenn dieſes ſich auf eine übertriebene heftige oder affectirte Weiſe darſtellt. Redensarten wie „haben Sie ſich doch nicht ſo!“ „ſie hatte ſich erſchrecklich“ oder gar „das Gehabe“ verfehlen im Munde der munter neckenden Menge ihre Wirkung nie, und machen ſich vorzüglich curios, wenn man ſie ſtreng in das Franzöſiſche überſetzt.

D. Ein gemachter Mann.

Ein treffliches Wort, um auszudrücken, dieſer Mann ſei nicht mit Freiheit entſtanden, habe ſich nicht mit Freiheit ausgebildet, ſondern ſei eben — nur gemacht worden.

E. Ueberſchwänglich.

Ein wahrhaft maleriſcher Ausdruck, um Ueberfülle, Ungeordentheit, Verworrenheit, Renomirerei und Oſtentation der Kraft zu bezeichnen. Das Gegentheil würde „Unterkriechlich“ ſein, ein Wort, das ich ſchon früher als zweckmäßig vorſchlug, und ſeitdem auch habe zuweilen gebraucht gefunden. Wir haben leider der unterkriechlichen Menſchen, Schriftſteller, Gedanken u. ſ. w. ſo viele in der Welt, daß wir das Wort nicht verſchmähen dürfen. Die ſchöne Mitte zwiſchen beiden würde als „zur Anmuth zurückgekehrte Kraft“ zu bezeichnen ſein.

F. Geſetzt.

War bei dem gemachten Manne die Ironie unſrer Sprache offenkundig, ſo tritt ſie gegen den „geſetzten“ Mann leiſer auf. Es enthält der Ausdruck ohne Zweifel ein Lob, aber ein bedingtes, das doch ein wenig an den Beiſchmack von Philiſterhaftigkeit erinnert, der ſich bei der alſo gelobten Perſon findet. Ein geſetzter Mann deutet wenigſtens nebenbei auf eine gewiſſe Paſſivität, denn er iſt „geſetzt worden" (bekanntlich braucht man es auch von dem unfreiwilligſten „Sitzen" im Gefängniß). Ueberhaupt iſt das Wort „ſitzen" im gewöhnlichen Leben, ja ſelbſt in der klaſſiſchen lutheriſchen Bibelſprache für die Ironie und die Satyre günſtig, ſo wie für den Lakonismus einer Strafrede, z. B. „wo die Spötter ſitzen." — Dagegen wird das Wort „ſtehen" faſt immer im kraftreichen und edlen Sinne gebraucht, z. B. „er ſteht dafür ein", „er iſt ſtandhaft", „er ſteht ſeinen Mann." Wie unendlich lächerlich würde es klingen „er ſitzt ſeinen Mann." — Ferner „ſich ſtellen" zur ernſten Entſcheidung u. ſ. w. Hierher gehört nicht minder das Wort „Schriftſteller", welches von deutſcher Solidität und Ueberſolidität zeugt. Es ſoll eine Schrift „geſtellt" werden können, deshalb darf ſie nicht zu — dünn ſein, was ſowohl für den Buchbinder als für den Bibliothekar unangenehm iſt.

G. Sich gehen laſſen.

Anders iſt es mit dem „gehen", wo, wie bei aller Bewegung, viele Veränderungen in der Bedeutung erſcheinen können. Sehr bemerkenswerth iſt das: Sich gehen laſſen.

Als Frau von Stael die deutſche Sprache ſtudirte — wie weit es die geiſtreiche Frau darin gebracht hat, laſſe ich dahin geſtellt ſein — erregte, wie man ſagt, die obige Redensart ihre beſondere Aufmerkſamkeit, und ſie gefiel ihr im Ernſt und im Scherz ſo wohl, daß ſie dieſelbe mit genialem Uebermuth durch se laisser aller überſetzen, und auch in Frankreich einführen wollte. Ob dieſer Ausdruck in ihren neuern Schriften vorkomme, weiß ich nicht gewiß, doch bezweifle ich es, weil man ſonſt vermuthlich von einigen — Todesfällen herkömmlich ſprach-correcter franzöſiſcher Kritiker hätte hören müſſen, indem ſie einem ſolchen Schreck ſchwerlich würden gewachſen geweſen ſein. Die Gräfin von Genlis würde vielleicht ein ganzes Buch über den neuen Greuel geſchrieben haben, den ihre romantiſche Feindin angerichtet, und ſo mag es denn wol von Seiten der Frau von Stael bei einem bloß mündlichen Halb=Ernſt und Halb=Scherz geblieben ſein.

Die Bedeutung jener Redensart iſt übrigens leicht zu finden. Um ſich gehn laſſen zu können, muß man überhaupt gehn können, und wenn wir das völlig verſtehn, brauchen wir auch nicht mehr ſorgſam auf die Bewegung unſrer Füße zu ſehn, was ja ein Tänzer ohnehin nie darf. Iſt deshalb die Kraft geſichert, oder gar, wie oben geſagt, zur Anmuth geworden, ſo iſt das ſich gehn laſſen dürfen der ſchönſte Lohn früher edler Anſtrengungen; und der eingebildete geniale Menſch iſt nie liebenswürdiger als wenn er ſich gehn läßt. Wie ſelten aber iſt eine ſolche Erſcheinung, und wie oft dagegen das Sich=Gehnlaſſen bei Leuten, die billig erſt recht anfangen ſollten gehn zu lernen! Was daraus folgt, iſt gewöhnlich — (unſre Sprache ſchont nie, wenn ſie nicht ſchonen will, und malt durch Klang auch das Widrige) — „Tölpelei“ und „Rekelei.“ Wollen wir ein Beiſpiel, ſo bietet ſich uns der unſterbliche Polonius im Hamlet. Nimmt ſich dieſer wunderliche und verwunderliche alte Herr tüchtig zuſammen, ſo geht Alles leidlich — z. B.

in einigen Audienzen beim Könige *), wo er ſich mit einer mäßigen Anzahl von Worten begnügt, — und wie er ſeinem Sohn die Reiſeermahnungen giebt, mit denen er gewiß ſchon oft bei ähnlichen Gelegenheiten geglänzt hat. Wie aber, wenn er ſich einmal nicht zuſammennimmt? wenn er auch einmal es ſich bequem macht, und ſich gehen laſſen will? Wie bricht dann die unbeholfene Tölpelei hervor! beſonders gegen die holde Ophelia, bei der er ſich am wenigſten genirt, z. B. „ja Sprenkel für die Droſſel! —“ „Denkt nur, ihr ſeid ein dummes Ding!“ u. ſ. w. — Dann haſcht er auch nach Wortſpielen, wie „Betragen“, „ohne Ertrag“ u. ſ. w., hat aber das Mißgeſchick, daß das Wort mit ihm ſpielt. Als er vollends in der Freude über die vermeinte Entdeckung von Hamlets Wahnſinn, in der zweiten Audienz beim Könige ſich gehn laſſen will, geräth er in die ergötzlichſten Abgeſchmacktheiten hinein, z. B. „Euer edler Sohn iſt toll; 's iſt wahr! 's iſt ſchade, und ſchade, daß es wahr iſt,“ wobei einem unwillkührlich das plattdeutſche Wort „ſich verheddern“ (urſprünglich vom

---

*) Doch bleibt er auch hier zuweilen in den Wortſchlingen hängen.

Flachs gebraucht) einfällt. Für Leute, wie P., iſt gerade der Zwang nothwendig, und ſie ſollen ſich bei Leibe nicht gehn laſſen.

II. Bei Leibe nicht.

Indem ich eben das Wort „bei Leibe nicht“ niederſchreibe, zeigt die deutſche Sprache ſchon wieder ihre Scherzhaftigkeit, und zwar ſo offen, daß ich nur darauf hinzudeuten brauche, indem ſie nämlich häufig „bei Leibe nicht“ ſagt, wo ſie im Ernſte meint, „bei Seele nicht.“ Ohne Zweifel weiß ſie recht gut, was ſie mit dieſer einfachſten aller Satyren will.

I. Behaupten.

Der Accent ſteht auf dem „Haupt“, wie im Leben, ſo in unſrer Sprache; auch iſt hoffentlich bekannt, daß, um etwas zu behaupten, ein „Haupt“ das nothwendigſte Requiſit iſt. Daſſelbe gilt von

„beherzigen“ und „ſich zu Herzen nehmen,“ zu deſſen Realiſirung ein Herz unerlaßlich iſt. —

K. Ausſehn.

Wir fragen ſelten: „wie iſt das Geſicht des Menſchen?“ ſondern öfter und beſſer: „wie ſieht er aus?“ Das heißt: Welche Seele ſieht aus dem ganzen äußern Weſen heraus? Um dies zu erkennen, bedarf es der Beſonnenheit des Verſtandes, des künſtleriſchen Talents und der Liebe. Ohne dieſe iſt ſelbſt der höchſte Fleiß, die ſcheinbar reichſte Erfahrung u. ſ. w. unnütz, und von hundert Phyſiognomikern möchten wol kaum zehn dieſen Namen verdienen. Nur dem Geiſte kann der Geiſt erſcheinen, hier hilft keine Lorgnette.

L. Muth.

Endlich erlaube ich mir noch, zu wiederholen, worauf ich bereits in früheren Schriften hindeutete, daß kein Wort der deutſchen Sprache ſo lieb zu ſein ſcheint, und ſo häufig zuſammengeſetzt auftritt, um gewiſſe bedeutende Seelenzuſtände und Eigenſchaften, ſo wie ihre Uebergänge und Verſchmelzungen zu bezeichnen, als das Kernwort „Muth." Allein, und in ſeiner derben Einſylbigkeit bedeutet es, dünkt mich, etwas mehr als der hüpfende Amphibrachys courage, und in der Zuſammenſetzung mit Groß-, Klein-, Lang-, Hoch- u. ſ. w. ſpielt es eine der wichtigſten Rollen in den Charakterzeichnungen. Hierher gehört auch „Wehmuth" d. h. ein Muth, welchem weh geworden iſt, weshalb es auch nur in dieſem beſſern Sinn ſollte gebraucht werden, denn die Wehe-Empfindung der Weichlichkeit gehört hier gar nicht her.

M. Verzweifeln.

Nicht minder kraftvoll, ja furchtbar iſt das Wort Verzweifeln, welches mehr zu bedeuten ſcheint als desperare und despérer. Dies zeigt nur einen Mangel an Hoffnung, von dem es dahin geſtellt bleibt, wie lange er dauert, während jenes andeutet, daß man durch **Zweifeln** zuletzt um allen innern Halt gekommen iſt. Auch wiſſen wir ſämmtlich, daß ſich der Teufel nur mit dem Zweifel **reimt**, weshalb es wohlgethan iſt, ihn nicht leicht an das Ende einer Zeile zu ſtellen, eine Warnung, die auch für alle **Lebenszeilen** gelten mag. Der franzöſiſche Diable iſt dagegen mit der reichſten Schleppe von Reimen verſehn, und vielleicht ſchon um deswillen luſtiger und weniger gefährlich als der deutſche Teufel, der dafür mehr Tiefſinn und Witz hat. Nicht bloß bei Goethe — der freilich den höchſten Preis in der Darſtellung deſſelben gewonnen hat — ſondern ſchon ſehr früh in alten deutſchen Dramen, die vergeſſen ſind, und nicht vergeſſen ſein ſollten *).

„Doch wo gerathe ich hin?“ — Mit dieſem ſchönen Ausruf rathen alte Lehrbücher der Beredtſamkeit dem Schriftſteller und Redner, ſich ſelbſt zu unterbrechen, wenn er ſich vor dem Tadel ſchützen will, er ſei ein wenig von der Landſtraße, die ſein Stoff ihn führen ſollte, abgewichen, und ſo will ich recht gern in dieſer Noth zu der obigen Exclamation meine Zuflucht nehmen.

---

*) Die wenigſten derſelben, oder faſt gar keine ſind gedruckt, da die frühern deutſchen Theaterunternehmer mit ihren Stücken ſehr geheimnißvoll umgingen. Nur in den Händen der Puppenkomödienſpieler befinden ſich noch manche; doch freilich oft verändert und verwäſſert.

40.

Ermahnung zur Billigkeit im Urtheil über Deutſchland.

Unter den Requiſiten des Dichters und Hiſtorikers iſt die Heiterkeit ohne Zweifel eines der hauptſächlichſten. Nicht bloß ein trübes Auge ſieht falſch, ſondern auch ein ſcharfes, ſobald die Seele, die durch daſſelbe ſchaut, für den Moment nicht wohlgeſtimmt oder gar übellaunig iſt. Dies Mißgeſchick iſt ſelbſt einem unſrer größten Dichter zuweilen begegnet, z. B. neuerdings in der Vorrede zur Inſel Felſenburg, in welcher die armen Deutſchen ſehr übel wegkommen. Sie ſind verbauert ſchon ſeit der Huſſiten-Periode. Zur Zeit und nach der Zeit des Reformationskrieges wurden unzählige widerliche Bücher geſchrieben, und ſchon ſeit vielen Jahrhunderten, beſonders aber ſeit dem dreißigjährigen Kriege, haben die Deutſchen einen ſehr verdorbenen

Geſchmack am Ekelhaften und Gemeinen u. ſ. w. Alle dieſe Urtheile laſſen ſich nicht bloß hören, ſondern auch vertheidigen, und es ſollte mir nicht darauf ankommen, hundert und wieder hundert Belege dafür zu finden, oder vielmehr ich habe ſie längſt gefunden und in meinen literarhiſtoriſchen Schriften gar manches hierher Gehörige angeführt. Ganz unumwunden, denn der Himmel bewahre uns vor einem Patriotismus, der die Wahrheit, auch die für uns ſchmerzlichſte, verhüllen wollte. Indeſſen ſieht es doch nicht ganz ſo ſchlimm, als es jene Vorrede gemacht hat, — und wie zahlreich auch die einzelnen Belege ſein mögen, und wie ſchlimm ſie lauten: allgemeine Folgerungen können nicht zugegeben werden. Wie gräßlich auch die Huſſitenkriege wüthen mochten; daß ein ſolcher bei uns entſtehen konnte, zeigt von einer bedeutenden Geiſtestiefe, die andern Nationen um jene Zeit fehlte; ſie ward irre geleitet, und nun folgten freilich jene unſeligen Kämpfe, bei denen ganz das ſchwere Wort gilt, daß, wenn die Kugel los iſt aus dem Laufe, wir ſie nicht mehr regieren können; die Erinnyen ergreifen und führen ſie, um den Frevel zu rächen, tückiſch den ärgſten Weg. Daſſelbe gilt von den Reformationskriegen, ſo wie von dem ſchlimmſten aller Kämpfe, dem dreißigjährigen (oder vielmehr fünf und dreißigjährigen), deſſen entſetzliches Walten und noch entſetzlichere Folgen (das gänzliche Hinſinken aller heitern Bildung) vielleicht von keinem Geſchichtſchreiber ſo unumwunden ausgeſprochen iſt, als von mir in der Geſchichte des großen Kurfürſten, ſo wie in den angeführten literarhiſtoriſchen Schriften. Ich erwähne dieſes Umſtandes und muß deſſelben erwähnen, um den bei der deutſchen Vergeßlichkeit leicht möglichen Einwurf, als wolle ich nur aus Vaterlandsliebe nicht recht mit der Sprache heraus, auf immer abzuweiſen.

Wie aber, wenn wir die Sache alſo betrachteten: Das Größeſte und Herrlichſte: der reine gotterfüllte Geiſt zeigte ſich in keinem Lande der Erde ſo mächtig als gerade in Deutſchland, und zwar in jenen angeführten Momenten; wenn aber das Göttliche von Menſchen vertheidigt und von Menſchen bekämpft wird, die dann irdiſche Waffen zur Hand nehmen, ſo miſchen ſich nach und nach wilde und gefährliche Leidenſchaften ein, wie es ſich von der menſchlichen Natur erwarten läßt. Niemand aber übt die Tugend wie die — Sünde ſo gründlich als der Deutſche; und ſo mußte er auch die letzte theuerer bezahlen, als irgend ein anderes Volk. Doch eben um ſeiner Gründlichkeit willen verlor er auch nach dem Weſtphäliſchen Frieden nur die größere politiſche Bedeutſamkeit und die heitere Bildung. — Sehr ſchwere Verluſte; doch nicht unerſetzlich; aber er verlor nicht die Wiſſenſchaft und Religion, ſondern vertiefte ſich nur immer mehr in ihnen, und in Beziehung auf die Poeſie ward er nach und nach, einſeitig zwar, doch dafür im hohen Grade ausgezeichnet im Lyriſchen und Epigrammatiſchen *).

Es giebt Schooßkinder des Glücks, und als ſolche wollen wir in Hinſicht des Glanzes ihrer früheren Literatur die Engländer und Franzoſen betrachten. Wir Deutſchen gehören nicht zu dieſer Zahl, ſondern gleichen eher jenen Kindern, die vom liebend ernſten Vater am ſtrengſten behandelt werden, weil das Beſte aus ihnen werden ſoll. Wenn wir ſündigen, werden wir nicht bloß augenblicklich beſtraft, ſondern müſſen die Folgen leiden bis in's dritte oder vierte Glied. Iſt es aber billig, daß

---

*) Man vergeſſe nicht, daß Opitz und Flemming, Gryphius, Logau u. ſ. w. ſelbſt während jenes Krieges Unſterbliches dichteten.

wir auch jeƷt noch den einzelnen Jammer jener Folgen, nachdem wir Urſach und Wirkung überſchauen können, ſo hart bezeichnen als jener Dichter ſie mit nackten Worten bezeichnet hat? Können wir verlangen, daß die Deutſchen auf den Trümmern ihrer verbrannten Häuſer augenblicklich großartig beruhigende Tragödien, romantiſche Luſtſpiele und allſeitige Bildung verkündende Romane ſchreiben ſollten? — und mögen wir nicht allenfalls uns tröſten, daß ſie, wie geſagt, in der Lyrik und Epigrammatik die Erſten wurden? — ein Urtheil, dem Niemand widerſprechen wird, der (wie z. B. unſer trefflicher Forſcher Tieck) deutſche Literaturgeſchichte genau kennt und ihrer Lichtmomente ſich erfreut. Endlich aber möchte ich auch fragen: Kann man wohl die größeſte That ſeit den erſten chriſtlichen Zeiten: „die Reformation“ zu theuer bezahlen? und iſt nicht dieſe in ihren Wirkungen wahrhaftig ewige That ein Glanzpunkt in unſrer Geſchichte, gegen den aller andere Glanz fremder Nationen zurücktreten muß? Nur wer über die Bedeutung dieſer unerſchöpflich großen Begebenheit ganz einig iſt, wird die Geſchichte der Deutſchen während der letzten Jahrhunderte gerecht und billig beurtheilen, ja er wird in ihr nicht bloß Troſt für die Vergangenheit, ſondern die ſchönſte und ſicherſte Hoffnung für die Zukunft erblicken. Bleiben wir aber auch bloß bei der Vergangenheit ſtehen, ſo dürfen wir zu behaupten wagen, daß das Herrlichſte in der Literatur ſich unmittelbar an die Reformation knüpft, und daß wir ohne dieſelbe keinen Shakſpeare, keinen Leſſing und keinen Goethe in ihrer ganzen Herrlichkeit haben könnten. Laſſet nur dieſen letzten ſonnenklar hervortretenden Gedanken recht einheimiſch unter uns werden, und es wird gar manches zu harte Urtheil über Deutſchland verſchwinden, ſollte es auch an Stoff zu anderweitigen gerechten Strafpredigten an Hunderte, Tauſende und Hunderttauſende von Deutſchen nie fehlen.

41.

Der deutſche Roman *).

Manche unſrer neuern Romanendichter nähern ſich durch ihre materielle Fülle und die ſogenannten hiſtoriſchen Ausſchweifungen nach allen Seiten hin, den frühern deutſchen Romanen aus dem ſiebzehnten Jahrhundert und der erſten Hälfte des achtzehnten. Dieſe erſcheinen oft wie große Polterkammern, oder, wenn das Glück gut iſt, wie antiquirte Raritätencabinette, in denen man wol auf ein Stündchen verweilen mag, doch freilich nicht gern länger. Unſere Vorfahren hatten es in ihren Romanen beſonders mit der Politik zu thun, die ſie größtentheils aus Amelot de la Houſſaie geſchöpft, (obwohl er gegen Niemanden gröber war, als ge-

---

*) Geſchrieben 1824.

gen die Deutſchen); ſie erzählten ferner gern von Indien, beſonders von dem weniger bekannten jenſeits des Ganges, von japaniſchen Sitten und Gebräuchen, und ſeit dem Entſatz von Wien (1683) erſchien nicht leicht ein Roman (im gewöhnlichen Leben ſagte man: „eine Romaine"), in dem nicht Chriſtenſklaven auftreten, deren trauriges Leben beſchrieben wird. Da ferner das arme Vaterland ſehr häufig an Peſtkrankheiten litt (es verlor z. B. Wien und die Umgegend im Jahr 1679 innerhalb fünf Monate über 80,000 Menſchen an dieſer furchtbaren Krankheit), ſo nahmen die Romanſchreiber häufig Gelegenheit, davon zu erzählen, und die Gutmüthigſten theilten ſämmtliche Recepte dagegen mit, die ſie irgend hatten auftreiben können.

Die neueren Romanſchreiber ſind freilich viel vornehmer geworden, aber jenen materiellen Reichthum, der in tieferer Hinſicht wahre Armuth iſt, theilen manche mit ihren Vorgängern. Wenn nur das Materielle intereſſant ſcheint, z. B. der Bauernkrieg, der dreißigjährige u. ſ. w., oder wenn die Situationen ſo angethan ſind, daß auch die ſtumpfſten Nerven davon angegriffen werden, ſo ſind ſie meiſtens ſchon zufrieden, vergeſſen aber dabei, daß jede mit Gründlichkeit erzählte Kriminalgeſchichte, die doch auf den Charakter eines poetiſchen Kunſtwerks keinen Anſpruch macht, bei weitem beſſer ſei, als ihr Roman.

Meines Erachtens iſt für den deutſchen Roman nur in der Tiefe der Charakteriſtik, in dem Witz der Situationen, ſei dieſer nun tragiſch oder komiſch, ſo wie in der einfachſten Handlung und in der genauen innigen Darſtellung der Liebe — das rechte Heil zu finden. Dies allein iſt wahrhaft deutſch, und wenn wir uns etwa auf Prunk und Pracht nicht ſonderlich verſtehen, ſo iſt das leicht zu verſchmerzen, ſo lange wir jenes haben und feſthalten. Wollt ihr ein Beiſpiel, ſo nenne ich Jean Pauls Siebenkäs. Was findet ihr hier? Einen Marktflecken und die Umgegend im Strahl des Frühherbſtes und im Regenſchauer des Novembers, einen ſchriftſtellernden Advocaten, der den Muth hat, in der Saarawüſte ſeines Lebens ein herrlicher Satyriker zu ſein, einen Silhouetten ſchneidenden, tiefſinnigen und muthwilligen Humoriſten, eine fegende und bohnende, marternde, ſchöne Frau, einen in jeder Wurzel und Ader pedantiſchen und doch in der Vollſtändigkeit ſeiner Geſinnung höchſt anziehenden Schulrath u. ſ. w. nebſt der Göttin Penia, welche durch ſämmtliche Theile hindurch geht, und wie hart ſie ſcheinen möge, doch auch durch ihre ernſte Nähe viel Gutes und Schönes hervorruft. — Und das iſt Alles; aber es war ein Dichter, ein ächter deutſcher Dichter, welcher daraus ein Ganzes bildete, das noch lange leben wird, wenn ſchon längſt fünf und neunzig Hundertel der deutſchen Romane des neunzehnten Jahrhunderts ihren ſchnellern oder langſamern Weg zum finſtern Hauſe der Vergeſſenheit durchwandelt haben werden.

42.

Was wollte Philipp II., und was erreichte er?

Man darf ſagen, daß alle größere geiſtige Richtungen, die, falls die Macht gegeben iſt, ſich auch in großen Thaten nach außen hin äußern, wie wir ſie ſeit den letzten drei Jahrhunderten geſehen haben, ſich in ihren Anfangspunkten an die unerſchöpflich bedeutungsvolle, von Deutſchland ausgegangene Reformation knüpfen, es ſei nun, daß man derſelben anhing oder ſie weiter zu führen verſuchte, oder — daß man ſie bekämpfen wollte. Dieſen Satz zu entwickeln, bedürfte es ohne Zweifel eines ausführlichen Buches, das freilich ein recht nützliches werden könnte; hier begnüge ich mich indeß, nur darauf hinzudeuten, was wohl dabei herauskomme, wenn man ſich ihr mit völliger Feindſeligkeit gegenüber ſtellt, wobei gewiß jedem Leſer ſogleich der ſpaniſche Philipp II. einfällt. Ein gewiſſes Maaß von Geiſt und Kenntniſſen, Conſequenz, Beharrlichkeit, äußerlicher Würde iſt ihm zu nichts Gedeihlichem geworden, weil ſeinem Herzen die Liebe und ſeinem Geiſte die Fähigkeit fehlte, die belebende Idee des Jahrhunderts klar aufzufaſſen und ſich mit ihr zu befreunden. Da er ſich aber herausnahm, die großartige Sphinx, deren beglückendes Räthſel er nicht löſen konnte, feindlich anzufallen, ſo wandte ſie ſich mit ganzer Macht gegen ihn, und zwar langſam, damit die Blicke Europa's auf dem blutigen Opfer verweilen konnten, das ſie ſich auswählte.

Wer war jemals unglücklicher als er? Betrachtet ihn, von welcher Seite ihr wollt. — Als Menſch? Er hatte ſich längſt gewöhnt, ſeine menſchlichen Gefühle unter die Herrſchaft der Satzung zu ſtellen, und wenn ihn ja einmal eine ächte Herzensempfindung überraſchte, ſo konnte ſie ihn nur betrüben. — Als Ehemann? Wer Liebe will, gebe ſie; Philipp konnte das nicht, und ward auf dieſe Weiſe von ſteten Zweifeln zerriſſen. — Als Vater? Wer einen ſchönen fruchtbaren Acker gänzlich verwahrloſt, oder gar ſelbſt mit Dornen und Diſteln bepflanzt, der wundre ſich nicht, wenn ſie wuchernd gedeihen. Dann tritt der Jammer in der grellſten Geſtalt ein, und Philipp trug zuletzt nichts weiter davon als „blutige Hände.“ — Als König? Alle ſeine Plane mißlangen, denn ſie waren gegen das Höchſte im Menſchen gerichtet. Die Schätze Amerika's dienten zu nichts, als ſeine Feinde zu bereichern. Seine Flotten, wie ſie das Meer noch nie geſehen, zertrümmerte eine höhere Hand, und der Fürſt, in deſſen Staaten die Sonne nie unterging, verarmte zuletzt mit ſeinen Unterthanen dergeſtalt, daß er ein Gegenſtand der ſchmerzlichſten Theilnahme hätte genannt werden können, — wenn er ſelbſt ſich nicht früher ein ſolches Gefühl ſtets unterſagt hätte. Dem Haſſe mochte er begegnen können; wie aber, wenn er ſich ſagen mußte, daß mitunter wol gar die eiſigſte Kälte an deſſen Stelle trat? Auch die eifrigſten Anhänger der frühern kirchlichen Lehre konnten ihm nicht beiſtimmen, da er zur Bekämpfung der neuern ein Inquiſitionsgericht aufſtellte, das jedem noch nicht gänzlich befangenen Blicke unendlich gefährlicher erſcheinen mußte, als irgend eine auch nur denkbare neue Lehre, wenn ſie ſich nur nicht unmittelbar in die Politik miſchte, was die deutſche Reformation bekanntlich ſtets vermied. Und ſollte nicht er ſelbſt, der ſo ſtreng auf ſeine königliche Würde hielt, zuweilen gefühlt haben, wie ſehr ſeine Souverainetät durch jenes Gericht verletzt wurde? Denn ähnliche frevelhafte Worte, wie ſie Schiller ſeinem Großinquiſitor in den Mund legt:

„Stånd' ich nicht heute ſo vor Ihnen —
Beim lebendigen Gott!
Sie wären morgen ſo vor mir geſtanden."

mögen nicht ſelten ſein Ohr berührt haben.

Die einzige Einwendung, die hier etwa gemacht werden könnte, wäre, daß ihm doch wenigſtens die Erwerbung Portugals gelungen ſei; aber welch ein trauriger Erſatz für den Abfall der Niederlande! und wie ungenügend die ganze Unternehmung! Doch auch dieſer Umſtand hätte noch einigermaßen verhüllt oder verſchmerzt werden können, wäre nur irgend ein reeller Gewinn von dieſer Erwerbung abzuſehn geweſen, und hätte ſich nur irgend Dauer des Beſitzes hoffen laſſen! Aber das innerlich und äußerlich, durch Charakter und Neigung entſchieden Getrennte kann nicht wahrhaft vereinigt werden, und Philipp, dem es in den Stunden der kühleren Betrachtung, wenn die ſelbſtſüchtigen Leidenſchaften ihn einmal verließen, an einem deutlichen Urtheile nicht fehlte, erkannte gewiß ſelbſt ſehr genau, daß, wenn er auch Portugal mit ſeinen Truppen beſetzen ließ, es darum doch nicht eigentlich ſein war.

Aber ſelbſt im Tode zeigte ſich noch das böſe Schickſal ſeines Lebens, denn dieſer Tod iſt ein wahrhaft entſetzlicher zu nennen. Es ſchien, als mißgönne die Natur dem eiſernen Fürſten die Ruhe im Eskurial, nach der er ſich oft geſehnt hatte, und als ſolle er, der ſo vielen Jammer bereitet hatte, dieſe Qualen ſelbſt jetzt auf dem Krankenlager empfinden. Man möchte ſagen, ſein Tod war ein langer, langſamer, ſchauerlich gedehnter Tod, und ſelbſt die Diener, die noch vor dem ſterbenden Machthaber zitterten, wagten es dennoch bald, ihn zu verlaſſen, weil ſie den in jeder Hinſicht verletzenden Anblick nicht mehr zu ertragen vermochten. Nur die Liebe würde bei ihm und um ihn ausgehalten haben, weil ſie Alles erträgt; wie wenig Liebe aber hatte er ſich erworben, zu dem der Großinquiſitor gräßlich belehrend ſprechen darf, wie es in der deutſchen Tragödie lautet: „Menſchen ſind für Sie nur Zahlen.“

Ich ſetze kein Wort weiter hinzu, denn die Geſchichte ſelbſt, von der ich hier nur die leiſeſten Umriſſe gegeben habe, ſpricht deutlich genug. Sie hat der ſcharfen Pfeile viele in ihrem Köcher, aber ſie zeigt auch, wo der Balſam für die Wunden zu finden iſt.

43.

Ueberſehenes, doch nicht zu Ueberſehendes.

In der Geſchichte Friedrichs I., Königs in Preußen, iſt bisher faſt immer die kluge und edle Weiſe unbeachtet geblieben, mit welcher er dem eiſernen Karl XII. zu begegnen wußte. Wie leicht war dieſer nach ſeinem faſt wunderähnlichen Siege bei Narwa zu beleidigen; wie leicht aber auch durch etwanige Schüchternheit zum Uebermuth zu reizen! — Friedrich ſah deutlich ein, daß er, als Bundesgenoß des Kaiſers, beim ſpaniſchen Erbfolgekriege, keinen neuen Krieg über ſein Reich bringen dürfe, und daß die Schonung deſſelben jetzt ſeine heiligſte Pflicht ſei. Wie trefflich er den Schwedenkönig zu behandeln wußte, zeigt deutlich die kurze und bündige Neutralitätsacte, die er im Jahr 1704 mit ihm abſchloß. Sie war für beide Theile ehrenvoll, denn Karl ehrte das preußiſche Volk, deſſen edles Heer, oder doch der bei weitem größte Theil deſſelben fern von der Heimath in Italien und Deutſchland gegen Ludwig XIV. focht. Wie bewährte ſich hier die Klugheit des deutſchen Fürſten, denn als bald darauf Karl mit ſeinen unüberwundenen und unüberwindlich ſcheinenden Schaaren ganz Sachſen überſchwemmte und mit methodiſcher Strenge ausſog, herrſchte in Brandenburg und Pommern der tiefſte Friede, und kein Schwede berührte die Gränzen dieſer Länder.

Nicht minder bedeutend, ja faſt noch bedeutender iſt der Plan, den Friedrich nach der Schlacht bei Pultava und bei Karls höchſtem Unglück zu deſſen Gunſten faßte. Die Könige von Polen und Dänemark beſuchten Friedrichen ſelbſt (Jul. 1709), um ihn zur Verbindung mit ihnen gegen den beinah ſchon zerſchmettert ſcheinenden Karl unter den vortheilhafteſten Bedingungen einzuladen. Vergeblich. — Friedrich bezog ſich auf jene Acte und die Heiligkeit des gegebenen Wortes, an welchem jede Beredtſamkeit von der andren Seite ſcheiterte.

Noch mehr: Er hielt es jetzt für ſeine erſte Pflicht, auf die beiſpiellos wachſende Macht Peters von Rußland aufmerkſam zu machen, denn gegen dieſe thue es Noth wachſam zu ſein. Es gelang ihm ſogar, den Stanislaus Leſcinsky zur Thronentſagung für Auguſt von Sachſen zu bewegen, um dann, in Verbindung mit dieſem, für Karl einen dem geſammten Europa vortheilhaften Frieden von Petern zu erringen. Dieſer Plan aber ſcheiterte an Karls Starrheit, der Frieden und Freundſchaft mit Auguſt ſchlechthin ablehnte, von ſeinen Planen keinen einzigen aufgeben, und, weil er durchaus gar nichts an Petern verlieren wollte, zuletzt faſt Alles verlor. — Aber auch ſo Großes gewollt zu haben (bei ſehr begreiflicher perſönlicher Abneigung gegen den felſenartig abgeſchloſſenen Karl), macht dem Preußiſchen Könige wahre Ehre.

Iſt aber dieſe ganze Angelegenheit documentirt? Ich weiß es nicht, ja ich geſtehe, daß ich ſie nur bei Voltaire blos obenhin und halb und halb angedeutet gefunden habe. Dieſe Autorität iſt allerdings ſchwach, und der Leichtſinn, mit welchem er manche Partien der Geſchichte behandelt, iſt weltkundig. Erwägen wir aber auf der andern Seite, daß ihm bei der Abfaſſung ſeines Werks alle nöthige Archive offen ſtanden, und daß er jene Notiz, ſelbſt bei flüchtiger Anſicht weniger Schriften in franzöſiſcher Sprache — (alſo mit der größein Bequemlichkeit) — haben konnte, ſo gewinnt die Sache doch an Glaubwürdigkeit, ſo wie er denn auch gar kein Intereſſe hatte, den erſten Preußiſchen König beſonders zu rühmen, der ohnehin in ſeiner Geſchichte Karls nur ſehr ſelten vorkommt.

Das tiefe Stillſchweigen deutſcher Hiſtoriker aus jener Zeit über die ganze Angelegenheit entſcheidet nichts. An Darſtellung eines hiſtoriſchen Charakters iſt bei ihnen nicht zu denken, denn theils vermochten ſie es nicht, theils wagten ſie es nicht. Die arme Germania gleicht in ſolchen Schriften der Niobe (in dem verloren gegangenen Trauerſpiele des Aeſchylus), die vor Jammer nicht mehr reden konnte, weshalb der Chor es übernahm, für ſie die Klagen auszuſprechen und auszuſingen. Für dieſen Chor aber giebt die — Regensburger Reichsverſammlung, die freilich genug ſprach und ſchrieb, keinen hinlänglichen Erſatz.

In jedem Falle ſcheint mir die ganze Sache wichtig genug, um ſie in Anregung zu bringen, und um nähere Belehrung, falls ſie ſich überhaupt geben läßt, zu bitten, die gewiß den meiſten Leſern willkommen ſein würde. Einem guten Preußen iſt nichts unwichtig, was die Geſchichte Preußens angeht.

41.

Das ſeltſame Amt.

Der Böhmiſche Graf, Franz Anton von Spork, gewann im Jahre 1695 zu Carlsbad in einem Spiel mit Friedrich Auguſt, Kurfürſten von Sachſen, die Summe von vierzehnhundert Ducaten. Da er ohnehin ſehr begütert war, ſo machte er ſich ein Gewiſſen, dieſe beträchtliche Summe zu gewöhnlichen Zwecken zu verwenden, ſondern ließ dafür auf einem ſeiner Güter, Malleſchau im Czaßlauer Kreiſe, auf einem, die ſchönſte und weiteſte Ausſicht bietenden, bis dahin aber ganz unbepflanzten Berge, ſeinem Lieblingsheiligen, Johannes dem Täufer, eine Kapelle bauen, und ſtellte dabei drei Eremiten an, über deren Amtspflichten nichts weiter zu vernehmen iſt, als daß ſie eben eremitiſch leben, und wo möglich — denn es ward nur gewünſcht — in weißen Kleidern einher gehen ſollten;

doch fügte man ſpäterhin die billige Hoffnung hinzu, daß ſie für den Grafen beten würden. Für dieſe Geſchäfte empfingen ſie jährlich an Beſoldung 300 Rthlr., nicht aber an Geld, das ſie vermuthlich zu berühren nicht würdigen ſollten, ſondern an Victualien, die jedoch der Graf mit großer Liberalität für ſie berechnete, und wenn wir auch leider in dem Lebensmittelverzeichniß den Wein vermiſſen, ſo beruhigt uns doch die beträchtliche Quantität Bier, daß es den werthen Einſiedlern in ihren mühevollen Geſchäften nicht an gehöriger Leibesſtärkung gebrach. Der Graf betrieb den Bau der Kapelle und des Eremitoriums mit ſolchem Eifer, daß er bereits im Jahr 1697 die Einweihung mit fürſtlicher Pracht vollziehen konnte. Er ließ dabei über zwanzigtauſend Menſchen, welche aus der Umgegend herbei geſtrömt waren, ſpeiſen und mit Medaillen und frommen Büchern beſchenken. Bei einem ſolchen Gedränge konnte es freilich nicht ganz ohne Verletzung abgehen, und wirklich fielen auch dabei dreißig Perſonen in Ohnmacht, worüber jedoch der erſte Erzähler dieſer Hiſtorie, der pſeudonyme „Gottwalt Cäſar von Stillenau, der Wahrheit-liebenden Geſellſchaft Mitglied,“ nur behaglich lächelt, indem er verſichert, jene Perſonen alleſammt ſeien „durch die Kraft des Weins bald wieder erquicket und ohne allen Nachtheil der Geſundheit zurecht gebracht worden.“ — Ob ſich die drei bereits angeſtellten Eremiten bei dieſem Feſte, das ihre Einſamkeit unterbrach, mit dem gehörigen Menagement benommen haben, wird nicht erzählt; doch hoffen wir das Beſte.

Auch in den nächſtfolgenden Jahren wurde dieſer Feſttag (der 24. Jun.) mit gleicher Pracht gefeiert; am glänzendſten aber 1700. Der Graf war in dieſem Jubeljahr ſelbſt nach Rom gereiſt, und hatte dort vierundzwanzigtauſend Roſenkränze nebſt einer noch größern Anzahl von Medaillen, welche ſämmtlich der Papſt geweiht hatte, für ſchwere Koſten aufgekauft, und vertheilte ſie jetzt an ſeine Unterthanen, die jedoch auch außer jenen geiſtlichen Geſchenken mit leiblicher — Nahrung reichlich bedacht wurden. So ging denn Alles glücklich, doch nur bis in dieſes vierte Jahr. Der Graf ſah ſich veranlaßt, Malleſchau zu verkaufen; wie groß aber ſein Eifer für die Erhaltung jener Anſtalt war, zeigt ſich deutlich, indem er nicht nur dem Käufer die Erhaltung derſelben zur heiligen Pflicht machte, ſondern auch deshalb 20,000 Thaler an der Kaufſumme großmüthig erließ. Allein trotz aller dieſer

Sorgfalt war es ihm nicht möglich, den Käufer zu ähnlichem Eifer zu entzünden. Das Feſt unterblieb gänzlich; die Lieferungen an die armen Eremiten wurden immer ſpärlicher, ſo daß dieſe zuletzt einen wahren Abſcheu vor ihrem ſo ſchöne Ausſicht bietenden Berge, ſo wie vor der ſonſt recht angenehmen Einſamkeit bekamen, und ſich endlich mißmüthig auf und davon machten. Der Graf betrübte ſich darüber von ganzem Herzen, und obwohl ſchon ſonſt in die läſtigſten Prozeſſe verwickelt, fing er über dieſen Gegenſtand einen neuen an, der aber, ſich mehrere Jahre hinſchleppend, ihm nichts brachte als Kummer und Herzeleid. Ja, er erlebte ſogar im Jahr 1710 den großen Verdruß, daß, als das Gut abermals verkauft ward, ſeiner Stiftung auch nicht mit einem Worte in dem neuen Contract gedacht wurde. Jetzt ging der Prozeß mit vermehrter Hitze fort; doch ohne glückliche Ausſicht, bis ſich endlich 1717 zwei Prieſter von dem ſogenannten „kalten Berge" bei Wien, in Prag einfanden, um ihren Orden auch in Böhmen einzuführen. Konnte irgend jemand die verwickelte Sache ſchlichten, ſo waren es dieſe klugen Väter, und um die Käufer des Gutes zu ſtrafen, ſchenkte der Graf dieſen Geiſtlichen alle ſeine Rechte an die geſammte

Fundation, worauf jene nach Wien zurückgingen, um mit ihren Oberen ſich zu berathen. — Was weiter ſich ereignet, kann ich leider nicht ſagen, denn als im Jahr 1720 das „Leben des Grafen" (in deſſen eigener Buchdruckerei) erſchien, war der Ausgang noch nicht entſchieden, und es wäre wohl der Mühe werth, wenn ein Näherunterrichteter die Sache zum Schluß brächte.

Vielleicht erwarten einige Leſer, daß ich nun nach Aeſopiſcher Weiſe hinzuſetzen werde: „Dieſe Erzählung lehrt" u. ſ. w. Mir ſcheint es jedoch unnöthig, da dieſes U. ſ. w. ſich jeder ſelbſt gar leicht gehörig wird ausfüllen können.

45.

Leiben und Leben.

Wir dürfen mit Recht von den Dichtern verlangen, daß ihre aufgeſtellten menſchlichen Charaktere leiben und leben, und daß wir dieſes Leiben und Leben auch zu ſehen bekommen. Dagegen haben manche der erhabenſten und in ihrer Sphäre vortrefflichſten Dichter nicht ſelten gefehlt. Niemand weiß genau zu ſagen, wie z. B. Poſa ausſieht, denn er hat keine lebendige, vollſtändige Phyſiognomie, ſondern iſt nur der Träger eines edlen Urtheils und tief philoſophiſchen Begriffs. Bei Shakſpeare iſt das Leben der Seele und des Leibes in den aufgeſtellten Perſonen immer ein dynamiſch vereintes, und ob wir ſie gleich, wie natürlich, immer nur in beſtimmten Situationen erblicken, ſo können wir ſie uns doch in allen Lagen des Lebens denken. Ich mag mir recht wohl vorſtellen, wie Hamlet in einem philoſophiſchen Collegium in Wittenberg ſich einen guten Platz beſorgen läßt, denn als ein bekanntlich etwas fetter Jüngling will er nicht ſtehen, welches auch der Profeſſor aus Reſpect vor dem Däniſchen Prinzen nimmermehr würde zugegeben haben. Ich kann mir ferner vorſtellen, daß er des Morgens früh unfreundlich erwacht, ungern Fechtübungen anſtellt (obwohl er zuletzt etwas darin leiſtet), wie er ſehr wenige, aber leckere Schüſſeln genießt und ſie mit Metaphyſik würzt u. ſ. w.; aber ich kann mir nicht denken, daß dieſer Poſa, der bloße Aushauch einer edlen, tief denkenden Seele, jemals Speiſe zu ſich nimmt. — Setzt ihm die köſtlichſten Faſanen und den ehrbarſten Rinderbraten vor, er wird ihn verſchmähen und verſchmähen müſſen, denn der bloße Begriffsrepräſentant hat weder Hände noch Magen, und kann weder eſſen noch trinken.

Haben wir uns nun mit dieſem kleinen leichten Wort an die edlen Geiſter gewandt, die, weil ſie über den Geiſt den Körper faſt ganz vergeſſen, ſich nach und nach wol gar mit der ganzen ſinnlichen Natur überwerfen können, ſo möchten wir jetzt weder kleine noch große Worte, ſondern lieber Flammen nehmen, um die Pſeudo-Poeten zu ſtrafen, in deren Werken über dem Leiden das Leben verloren gegangen iſt. Wir haben jetzt eine Unzahl von Dramen- und Novellendichtern, in deren Werken nicht nur der Geiſt faſt ganz fehlt, ſondern auch ausdrücklich als eine unpoetiſche Einſeitigkeit bekämpft wird. Hier erſcheinen dann wahrhaft triumphirend die Anti-Hamlets und die Anti-Poſa's, die nichts mit Andacht und Inbrunſt treiben als — das Eſſen, bei welchem Geſchäft ſie auch gewöhnlich von den Dichtern abgezeichnet werden. Dieſe machen es ſich ſo ungebührlich bequem, daß ſie nicht einmal geiſtige Caricaturen zu geben vermögen, ſondern am liebſten nur körperliche Zerrbilder, bei denen ſie lediglich mit einem ungeheuern Flederwiſch in den ſeit Jahrhunderten offenſtehenden Romanenfarbentopf tauchen dürfen, und das Gemälde malt ſich dann von ſelbſt.

Unglücklicherweiſe aber müſſen nach altem Herkommen die jungen Helden und Heldinnen des Romans ſchön und geiſtreich ſein, und das iſt ſchon ſchwerer zu malen. Da man jedoch durchaus nichts Schweres haben will, ſo hat man auf Hülfe gedacht, und dieſelbe ohne alle Mühe gefunden. Die Mädchen gleichen den Engeln, und es fehlen ihnen nur die Flügel; doch trinken ſie zum Glück auch

Champagner, und zeigen dabei eine Reihe köſtlicher Perlenzähne. Die Zeichnung ihrer Schönheit iſt ſomit vollendet. Sie ſagen „Väterchen" und „Onkelchen", folglich ſind ſie naiv, ſchenken einem Bauerkinde ſechs oder ſechszehn Groſchen, folglich ſind ſie edel, ſagen einem kühlgeſinnten oder gar froſtigen Geheimenrath Unarten, folglich haben ſie Geiſt. — In der Zeichnung der Jünglinge geht es nicht minder bequem zu. Jugend und Heldenmuth wohnt auf ihren Geſichtern, aber auch ein leiſer Anhauch von Wehmuth, ſie ſind alſo ſchön und intereſſant. Sie verſtehen italieniſch, engliſch und — denn das koſtet den Poeten nichts — ſo viel Sprachen als man irgend verlangt, folglich ſind ſie gebildet. Der Poet, der dergleichen Charakteriſtiken im Halbſchlummer machen kann, iſt natürlich noch viel gebildeter, und freut ſich deſſen mit ſtolzer Beſcheidenheit, und derjenige Theil des Publikums, von dem geſchrieben ſteht: „iſt ihnen nirgends wohl, als wo's recht flach iſt", flicht ihnen gern Lorbeerkränze.

46.

Geſundheit und Krankheit — Leben und Tod.

Der wahre äſthetiſche Kritiker iſt zuvörderſt ſelbſt Dichter, ſodann in gewiſſer Hinſicht auch Arzt, der ſich deshalb auf die philoſophiſche Semiotik und Pathologie wohl verſtehen muß. Die erſte Frage an ein Buch iſt immer, ob es überhaupt lebe oder todt ſei. Mit dem Ausſpruche: „es iſt todt“ ſoll man ſich ja die gehörige Zeit nehmen, denn es giebt nichts Unbilligeres, als über einen bloßen Scheintod einen — öffentlichen Todtenſchein auszuſtellen. Auf der andern Seite aber laſſe man ſich auch durch kein Scheinleben verführen, an ein wahres Leben der Leiche zu glauben, ſollte dieſe auch geſchmückt und geſchminkt daliegen oder als pomphafte Mumie erſcheinen.

Das Leben eines Buches iſt jedoch bekanntlich, wie das Leben eines Menſchen, von gar verſchiedener Art. Man iſt geſund, oder krank; aber es gibt keine objective, ſondern nur eine individuelle Geſundheit, und auch der geſundeſte Nireus wird nie ein geſunder Achill, viel weniger noch ein geſunder Therſites ein geſunder Diomedes werden. Daſſelbe gilt von der Krankheit, die ſich z. B. ſehr wohl mit intereſſanter tiefer Myſtik (wie zuweilen bei Novalis), mit Witz und Härte (wie bei Swift), mit ſittlicher Grazie (wie bei dem — oft genannten und ſelten gekannten Gellert), aber auch oft genug mit weichlicher Klagluſt oder menſchenfeindlicher Starrheit u. ſ. w. vereinigen kann. — Es giebt auch Krankheiten vor Ueberkraft, ſo wie vor Ueberſchwäche, ja ſogar Unpäßlichkeiten, die (wie nun einmal die Zeit angethan iſt) faſt Jeder überſtehen muß, oder auch ſeltnere und vornehmere, z. B. ein metaphyſiſches und ein hyperpoetiſches Blatterngift, das bei manchen ſehr tüchtigen Naturen einmal zum Durchbruch zu kommen pflegt u. ſ. w.

Man ſieht: es würde nicht ſchwer ſein, ein

Büchelchen zu ſchreiben über die verſchiedenen Arten der Geſundheit und Krankheit der Autoren und der Bücher; doch bleibe das dem günſtigen Leſer ſelbſt überlaſſen, falls er es zu ſchreiben Luſt hat.

47.

Erſtarrung in Lieblingsworten.

Unter den gefährlichen Eigenheiten mancher ſonſt wohlgeſinnten und wohlausgeſtatteten Schriftſteller iſt eine der gefährlichſten: das Feſthalten gewiſſer Lieblingsausdrücke, an deren Klang ſie ſich zuletzt ſo gewöhnen, daß ſie ſchlechthin nicht ohne dieſelben fertig werden können, wie etwa ein Nervenſchwacher nur ungern ohne Balſambüchschen ausgeht. — Wir lachen mit Recht über Sancho Panſa, der nicht ohne das Geleit und Geläut von Sprichwörtern aller Art, die ſich zuweilen überſtürzen und gegen ſein Wiſſen und Willen unter einander bekämpfen, auskommen kann; aber wie viel Ergötzliches läßt ſich dabei denken! und wie viel Ergötzliches denkt der vortreffliche „Statthalter in Hoffnung“ ſelbſt dabei! Wir dagegen haben Redner genug, die, wie geſagt, nicht bloß in einzelnen Redeformen und Sätzen erſtarrt ſind, ſondern ſogar in einzelnen Lieblingswörtern, z. B. „gemüthlich,“ „anmuthig“ u. ſ. w., die durch ewige Wiederholungen zuletzt um allen Gehalt kommen müſſen, ſelbſt zum Nachtheil derer, die jene Lieblingswörter zu rechter Zeit und an rechter Stelle gebrauchen. — Wollt ihr mehr Belege? Ihr findet ſie ſo häufig, daß ich euch wahrlich nicht ſuchen zu helfen brauche.

48.

Vergeſſen und Vergeſſenwerden.

Wenn alle Mittel, Beſcheidenheit und Demuth zu erwecken, fehlſchlagen, ſo wird doch Eines noch helfen. Der Gedanke nämlich: wie viel Tage, Wochen oder Monate ſollten wol nöthig ſein, um den zu hoffenden Schmerz über deinen einſtmaligen Verluſt zu lindern und endlich nebſt deinem Andenken ganz zu verwiſchen? — Prinz Hamlet erklärt Anfangs zwei Monate für einen zu kleinen Zeitraum, weil man in demſelben kaum die Schuhe verbraucht habe, in denen man der Leiche folge, indeſſen zeigt er auch hier, daß er ſich mehr auf die Wittenberger Metaphyſik als auf das praktiſche Leben verſtehe, indem er ſonſt würde gewußt haben, daß dergleichen Schmerz und dergleichen Schuhe meiſtens ſchon in der nächſten Woche nicht mehr gebraucht zu werden pflegen. Späterhin drückt er ſich noch bei weitem bitterer aus, vergißt aber dabei, daß es ziemlich einerlei iſt, wenn man einmal ganz vergeſſen werden ſoll, ob dieſes in zwei Stunden, Monaten, oder Jahren geſchieht.

Indeſſen iſt die Beſcheidenheit, die aus dieſem trüben iſolirten Gedanken hervorgehen könnte, gewiß nicht die rechte, eben ſo wenig die Gottesfurcht eine ächte genannt werden könnte, die ſich nur in der Furcht vor den Höllenſtrafen zeigte. Das Beſte iſt immer: ſich zu erinnern, daß Ewigkeit nur in göttlicher Liebe wohnen könne, und daß, was wir einmal im tiefſten Herzen liebend getragen haben, nie aus demſelben heraus könne, auch wenn es irdiſch nicht mehr ſchlägt, und daß dies bei Andern in Beziehung auf uns derſelbe Fall ſein werde. Liebe Du nur, ſo wirſt Du geliebt, und zwar ewig, denn in der Liebe iſt nur ein „Iſt“, und das „war“ und „wird ſein“ ſind in dem „Iſt.“

Selbſt in Hinſicht unſrer Schriften dürfen wir Gutes und Gerechtes hoffen. Untergehen wird, was nicht aus Liebe hervorgegangen iſt; was aber aus ihr geboren iſt, muß dauernd ſein wie ſie.

49.

Gefährliches.

Vor gewiſſen Dingen kann mir ordentlich bange werden, z. B. wenn jemand, der dreißig Jahre lang weder recht zum Leben noch recht zur Kunſt gekommen iſt, ausruft: „Wartet nur noch ein paar Jahre, dann ſoll Alles recht angehn!“ O Guter, wenn Du Dich nicht augenblicklich entſchließen kannſt, als Menſch und Künſtler mit Freiheit zu wirken; möge auch das Leben in dieſem Augenblicke geſtaltet ſein wie es wolle, ſo wird keine Zeit darin eine Aenderung hervor bringen. Jene Jahre werden vorübergehen, und, weil Du ſie nicht rein durchlebt haſt, ſo wirſt Du Dich an ihrem Schluſſe um Vieles älter befinden, und keineswegs mit jener Kraft verſehen ſein, auf die Du jetzt hoffeſt.

Wir ſollen nicht ſagen: „Morgen will ich leben,“ denn nichts iſt unſer als die Gegenwart. Das wußten bekanntlich ſchon die Alten und haben es oft ſehr geiſtreich ausgeſprochen. Daß uns aber die Zeit ſein ſolle wie Ewigkeit, und die Ewigkeit wie Zeit, das wiſſen wir nur durch göttliche Offenbarung.

Ferner kann mir recht bange werden, wenn Einer zu milde iſt, d. h. wenn er gern tugendhafter ſein möchte als — tugendhaft, und dadurch die höchſte Anmuth des Menſchen, die Milde, zur Caricatur macht. Er kann es dabei ſehr gut meinen (und ich nehme an, daß er es ſo meine); aber es gedeihe nicht, und der Uebergang von Uebermilde zur Härte iſt dann ſehr nahe. Mit lydiſchen Flöten- und welſchen Guitarrentönen kommen wir nicht immer durch die Welt; es ſind mitunter auch Hörnertöne und Trompetenſtöße nöthig.

50.

Geiſtige Lebensluft.

Der Grundirrthum der meiſten Menſchen in Beziehung auf die Religion beſteht darin, daß ſie dieſelbe zwar als etwas höchſt Vortreffliches und Nothwendiges, doch Einzelnes betrachten. Sie vergeſſen ganz oder wiſſen überhaupt nicht, daß die Religion das den ganzen Menſchen in allen ſeinen Wurzeln und Adern durchdringende Prinzip und die eigentliche Lebensluft ſein muß, in der er allein athmen ſoll. Sie gehen in die Kirche und ſind daſelbſt wirklich andächtig, und wenn ſie zurückgehen, hören ſie gern, wenn man anerkennt, daß ſie vermuthlich andächtig geweſen ſind. Sie verlangen zwar nicht eigentlich Lob dafür, aber ſie wollen doch gleichſam die Sache zu Buche bringen, daß ſie — verzeihet das trübe aber ganz paſſende Wort — eine **Privatſtunde in den göttlichen Dingen** mit guter Aufmerkſamkeit genommen haben. Wirklich leuchtet auch der Erfolg noch über den ganzen Sonntag Vormittag und vorzüglich über das beſſere Sonntagseſſen hinüber, bei dem es gewöhnlich ohne allen Zank und Hader ſtill und angenehm zugeht. Nachmittags verliert ſich dieſe Stimmung, und Abends im Theater oder in der äſthetiſchen Theegeſellſchaft, wo ein neuer Almanach geleſen wird, weiß man kaum mehr, wovon am Morgen die Rede war, ſo wie man auch Montag früh ſich nicht mehr erinnert, was am vorigen Abend geſpielt oder geleſen ward. Keinem fällt ein, wie glücklich er ſein würde, wenn er jene Stimmung der Sonntagsfrühe ſich bewahren könnte, und wie ſein Genuß an Theater, Spatzierengehen, Lektüre u. ſ. w. ſich erſt recht erhöhen würde.

Ohne Zweifel ſtehen viele Menſchen höher als die oben bezeichneten, aber auch unter dieſen finden ſich manche, bei denen doch immer jener Vergleich mit der „Privatſtunde" ſeine Richtigkeit hat, nur daß ſie dieſelbe mit etwas mehr Geiſt und Anſtrengung nehmen. Indeß iſt auch damit nur wenig gewonnen. Hören wir auch mit noch ſo großem Eifer bei einem trefflichen Lehrer ein Privatiſſimum über die ſchönſte Sprache, die griechiſche, dennoch wird dieſelbe nie unſer völliges Eigenthum werden, weil wir nicht in ihr denken, reden, lieben und beten. — — Und was will ich denn nun mit dieſem Fragment? Nichts als den einfachſten Satz aufſtellen, daß die Religion für den geiſtigen Menſchen gerade ſo unentbehrlich ſei, als das Athemholen für das phyſiſche Leben. Ohne Licht und Luft können wir nicht exiſtiren; ohne Religion können wir freilich noch fortathmen, aber das eigentliche Leben iſt ohne jene wahre Lebensluft nicht möglich.

51.

Deutſche Sprichwörter.

Zu den Werken, die vorhanden ſein ſollten und nicht ſind, wäre beſonders ein großes pragmatiſch-hiſtoriſches über europäiſche und beſonders deutſche Sprichwörter höchſt wünſchenswerth. Man braucht dergleichen nur auszuſprechen, um jeden Leſer auf ſeiner Seite zu haben. Was Agricola im ſechszehnten, und Zinkgraf im Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts für dieſen Zweck gethan, iſt jedem Literaturfreunde bekannt; was aber iſt für dieſen Zweck geſchehen ſeit etwa zweihundert Jahren? Manches Einzelne, aber ein umfaſſendes, ausführliches Werk, ſollte es ſich auch nur auf Deutſchland beſchränken, fehlt, ſo viel ich weiß, gänzlich. — Sind wir etwa zu vornehm geworden, um des Volkes Weisheit und Unweisheit eine genauere Aufmerkſamkeit zu widmen? Davor bewahre uns der

Himmel. Oder ſind wir etwa in das dürre Stoppelfeld unſerer gewöhnlichen Bücherredensarten ſo verliebt, daß wir von dem mannigfaltigen und oft wunderlich blühenden Sprachwald der deutſchen Nation nichts mehr wiſſen wollen? Ich hoffe nicht, daß es ſo übel ſteht, ſondern glaube, daß es nur die großen Schwierigkeiten ſind, welche bis dahin abgehalten haben; doch ſollten eben dieſe Schwierigkeiten die Luſt vermehren.

52.

Ein altgriechiſches Sprichwort betreffend.

Treffliche Con- und Subrectoren pflegen wol allzulebhafte und redſelige Quartaner beſchämend zu fragen: „Warum gab die Natur dem Menſchen zwei Ohren und nur Einen Mund?“ worauf der arme Junge mit niedergeſchlagenen Augen, ſich ſelbſt den Stab brechend, antwortet: „Um uns zu erinnern, daß wir mehr hören als reden ſollen.“ Der Lehrer erzählt dann zum Ueberfluß, daß dieſer Gedanke, der faſt zur ſprichwörtlichen Redensart geworden, etwa 2000 Jahre alt ſei, und lächelt dabei ſiegend. Schreiber dieſes hat einmal als unbefangener Knabe von etwa zehn Jahren einen ſonſt geliebten Lehrer in Mißmuth und Verlegenheit geſetzt durch die Gegenbemerkung: „Wenn nun aber alle Menſchen jenem Befehle der Natur folgen;

wie kriegt man denn ſo viel zu hören?" — Guter alter Magiſter, es thut mir herzlich leid, daß ich dich damals, wenn auch nur auf einen Augenblick, genirte; aber ich geſtehe, daß ich auch noch heut zu Tage meinen kindlichen Einwurf nicht ganz Unrecht finde.

53.

Die Krankheit.

(In hiſtoriſcher Beziehung.)

In der Geſchichte der alten und neuern Welt, wie ſie ſich in den Biographien der einzelnen Helden, Gelehrten, Dichter u. ſ. w. offenbart, erſcheint immer nur Leben, Geſinnung, Wort, That und Tod; ſelten oder nie Krankheit. — Bleiben wir nur in den letzten Jahrhunderten in Beziehung auf Deutſchland ſtehen, und fragen: „Was hatte die Krankheit mit Luther und Buggenhagen, mit Jonas und Matheſius, mit Opitz und Flemming, Gryphius und Logau zu ſchaffen? Wenig oder gar nichts. Man wurde nur einmal krank, und ſtarb dann. Der gefeiertſte Dichter Deutſchlands, Opitz, ein wohlbegüterter und von Fürſten und Freunden wohlbehüteter Mann, wurde, wie bekannt, in Danzig bloß durch den ſchrecklichen Anblick eines peſtkranken Bettlers fieberhaft ergriffen, und ſogleich bereitete er ſich zum Tode. Es fiel ihm gar nicht ein, zu einem Arzte zu ſchicken, obwohl eine Stadt wie Danzig gewiß tüchtige Aerzte hatte. Nur ein Geiſtlicher ward gerufen, mit dem er ſich über den Zuſtand ſeiner Seele berieth. Noch wunderbarer ſteht es mit Flemming, der in der ganzen Jugendkraft ſeines herrlichen Lebens von einem ihm bisher unbekannten körperlichen Leiden befallen wurde. Auch er war weit entfernt, an die Möglichkeit einer Geneſung durch ärztliche Hülfe — und noch dazu in dem großen reichen Hamburg — zu glauben, ſondern mit ſeltner Sicherheit und Fröhlichkeit wandte er nur ſeine letzte Kraft an, ſich ſelbſt in einem ewigen Sonett den nie verwelkenden Lorbeer vorauszuſagen. — Sich ſelbſt! d. h. der höchſten Macht, die ihn ſo reich ausgerüſtet hatte! — Wie anders in den neueſten Zeiten! Gellert hatte nach zurückgelegter Knabenzeit auch nicht einen geſunden Tag, Herder erhielt ſich in den letzten Jahren nur ſchmerzlich im Leben, das für ihn allen Genuß verloren hatte, und Schiller rang anderthalb Decennien ſeines kurzen Lebens nur mit höchſter Mühe und Sorgfalt dem Tode ab.

54.

Das Zuhören und das Geſpräch.

Bei dem ruhigen Charakter der Deutſchen ſollte man erwarten, daß das wichtige Talent zuzuhören bei ihnen werde häufig ſein; es iſt aber leider nicht der Fall, indem ſie meiſtens, noch während der Andere ſpricht, ſchon daran denken, was ſie antworten wollen. Wie iſt aber eine gute Antwort möglich, wenn man nicht recht zugehört hat? Iſt auch hier die monologiſche Natur der meiſten deutſchen Denker — denn bei Nichtdenkern verſteht es ſich von ſelbſt, daß ſie weder hören noch reden können — die traurige Veranlaſſung, daß wir ſo ſelten ein Geſpräch vernehmen? Gehen wir aber noch tiefer, ſo finden wir den häufigen Mangel an Menſchenliebe als die Urquelle auch dieſes Uebels, denn recht hört man nur die an, die man liebt, oder, mit fieberhafter Anſtrengung, die man haßt. Bei den Franzoſen finden ſich manche erträgliche Surrogate der Menſchenliebe: Höflichkeit, Artigkeit, Lebensluſt und Neugier, die bei uns (mit Ausnahme der Neugier) ſeltener gefunden werden. Aber die Strafe bleibt nicht aus. — Wie unbeholfen und träge iſt meiſtens unſer Dialog! Und wie ſelten verſtehn wir einen Charakter im Dialog zu zeichnen, was uns in den Monologen weit beſſer gelingt.

Kein gebildeter Menſch wird läugnen, daß die tiefſinnigſten Philoſophen Deutſche waren; wie aber, wenn dieſe trefflichen Männer die dialogiſche Form verſuchten?! Steht nicht hier Friedrich Jacobi faſt allein als rühmliche Ausnahme? — Denkt nur, um ein ſchlagend trauriges Beiſpiel anzuführen, an den geiſt- und kenntnißreichen Herder, wie oft verſuchte er die dialogiſche Form! und iſt es nicht wahrhaft ſchmerzlich, zu ſehen, daß es ihm mit jedem Lebensjahre nur immer mehr mißglückte?

55.

Forcirte Mittelmäßigkeit.

Mit einer gewiſſen Bonhommie, mäßigem Scherz, erträglichem Styl, kann man es in Deutſchland weit bringen, und viele hundert Romane und Erzählungen ſchreiben, — die ſich — leſen laſſen. Es iſt kleine, blanke Silbermünze, die man im Leben oft und gern braucht. — Wie aber, wenn einmal ein ſolcher Schriftſteller bei ſich ſelbſt denkt: „Du willſt nun auch zur Abwechſelung einen trefflichen, gediegenen Roman geben.“ Da bietet ſich ihm denn gewöhnlich Form und Inhalt des Wilhelm Meiſter; Graf und Gräfin, Baron und Baronin, reiche Kaufmannsſöhne u. ſ. w., erſcheinen in hergebracht vornehmen und etwas verwickelten Verhältniſſen, ein überaus aufgeklärter, tugendhafter Geiſtlicher geht durch, iſt überall geſchäftig, ermahnt und tröſtet, trägt aber auch Briefe und intriguirt nach Gelegenheit. Die poetiſche Hauptſache bleiben jedoch immer die Maler und Muſici, bei denen der Verfaſſer ſämmtliche hergebrachte Sonderbarkeiten und Bizarrerien nach Herzensluſt anbringen kann, nur Schade, daß ſie ſich dieſelben am Ende abgewöhnen, weil der Dichter glaubt, in einem klaſſiſchen Romane müſſe das ſo ſein, in ſo weit es nur irgend möglich iſt. Leider erfährt aber der Dichter etwa nach einem halben Jahre, man habe einen ſolchen Roman viel langweiliger gefunden, als früher bloß luſtige; er wird verdrießlich, ihn gereut die größere Mühe, er ſteigt wieder in den alten Kahn, um ſich und ſeine Leſer nach gewohnter Weiſe zu ſchaukeln.

Die Sache ſcheint luſtig, hat jedoch ihre ſehr trübe Seite. Wahrhaft ernſt kann ein Dichter nur ſein, wenn er die gehörige Tiefe und innere ſichere Deutlichkeit hat. Will er aber dennoch einmal klaſſiſch ernſthaft ſein, ſo geht es, wie es gehen kann. So iſt z. B. die wahre Leichtigkeit eines vornehmen Charakters nicht zu ſchildern, ohne ſie innerlich ſelbſt zu empfinden, und ſie wird im gewöhnlichen Fall bald zu leicht, bald zu ſeicht, bald zu gewöhnlich und engbrüſtig erſcheinen. Die Sittenlehre wird bald zu lax und oben hinaus, bald ängſtlich und mönchiſch werden, die Kunſtgeſpräche gehen die ausgefahrne Heerſtraße, und wollen die Leere durch gewöhnlichen Kaffeehaus-Witz ausfüllen, die Liebesſcenen ſind zu wortreich und zu ideenarm u. ſ. w.

Claudite jam rivos —

56.

Der unfruchtbare Seufzer.

„Ach es iſt nichts natürlicher als die Sonne anzubeten.“ Dieſer Seufzer, bald ſo, bald anders ausgedrückt, kommt gewiß in hundert Comödien und Romanen der Deutſchen vor, und ſtammt aus einer Zeit, wo unſere Bühnen wenigſtens alle vierzehn Tage einmal den Brama-Dienſt der Bewohner der Ufer des Ganges, und die Peruaniſche Vergötterung der Sonne den entzückten Elb-, Spree- und Donau-Ufer-Bewohnern nahe brachten. So gab es auch in Frankreich einmal eine Zeit, wo durch Voltaire's ſeltſamen Enthuſiasmus für China, das Parterre ſich veranlaßt fühlte, auch ein wenig chineſiſch zu thun. Dafür waren wir doch beſſer daran, denn wer würde nicht die lammartig ſanften Peruaner und die ſinnig-ahnungsvollen Indier den ſeit Jahrtauſenden aller Perfectibilität Hohn ſprechenden Chineſen vorziehen? —

Daß aber ein ſolcher Seufzer, wie der, mit dem dies Fragment begann, jemals unter den denkenden Deutſchen möglich geworden iſt, muß nicht bloß befremden, ſondern betrüben. Ich will hier nicht weitläufig anführen, daß bereits Leibnitz, Kant und Fichte mit der ſiegreichſten Klarheit gezeigt haben, wie niedrig und unfruchtbar der Standpunkt iſt, auf welchem allein man ſo ſeufzen kann, denn es iſt zu hoffen, daß die meiſten Leſer wenigſtens mit den Ergebniſſen des philoſophiſchen Denkens der großen deutſchen Philoſophen in Beziehung auf die göttlichen Dinge vertraut ſein werden, weshalb ich mir alle Citate erlaſſen kann. Ich ſelbſt möchte hier nur hervorheben, was ſo oft vergeſſen wird, daß alles Irdiſchſichtbare, ſo herrlich es auch ſei, das göttliche Weſen uns nicht ſo deutlich ahnen laſſen könne, als irgend ein großer Gedanke, oder irgend eine reine Tugend in der Seele des Menſchen. Wer z. B. die einzige Zeile des Pylades:

„Da fing mein Leben an, als ich Dich liebte!“

oder „die Geduld“ der Prinzeſſin im Taſſo, für durchaus wahr zu erkennen im Stande iſt, der vermag auch die Idee der Freundſchaft und der edlen Duldkraft überhaupt zu erfaſſen, und im Beſitze dieſes Vermögens wird er ſich nach und nach auch zur Idee des göttlichen Weſens aufſchwingen, aus welchem allein dieſe reinen Flammen entſpringen können.

Man könnte darüber ein Buch ſchreiben, und vielleicht ein recht nützliches, doch mag auch ein einzelnes Fragment anregen.

57.

Unglückskinder.

Unſre Vorfahren waren überzeugt, daß Gott die am meiſten liebe, die er am meiſten leiden laſſe, und in alten Kirchenliedern iſt oft von der Ruthe die Rede, welche er häufig und gern ſchwinge; in einem derſelben erinnere ich mich ſogar geleſen zu haben:

„Gott vom Himmel rufet froh:
Meine Kinder ſtäup' ich ſo.“

Gewiß iſt, daß es Menſchen giebt, denen, wie Jean Paul ſagt, von frühſter Kindheit an, das Butterbrodt öfter aus der Hand fällt, und leider jedesmal auf die Butterſeite, Menſchen (möchte ich fortfahren), die jedesmal heiſer werden, wenn ſie ſollen eine Rede halten, und denen, wenn ſie bei Hofe erſcheinen ſollen, gewiß jedesmal der Galanteriedegen zwiſchen die Beine kommt. Andern geht auch nicht der kleinſte Fehler frei durch, man läßt ihnen nicht das Geringſte hingeben, wobei mir z. B. ein recht wackerer Gelehrter einfällt, der einmal vor geraumer Zeit ſein ganzes irdiſches Glück, das ihm ſchon ſehr nahe war, verſcherzte, weil er in einer ſonſt wohlgeſchriebenen lateiniſchen Diſſertation anderthalb unklaſſiſche Zeilen ſich hatte entwiſchen laſſen, die, wenn auch nicht gerade Küchenlatein, doch einen etwas komiſchen Germanismus enthielten. In hunderttauſend andern Fällen hätte man die Sache überſehen oder ſchweigend beſeitigt; hier wurden ſie zu einem Bonmot benutzt, das bald von Munde zu Munde ging und zu zwanzig andern wohlfeilen Späßen Gelegenheit gab. Das Amt erhielt ein Anderer, der in jeder Hinſicht tief unter dem Belachten ſtand. Das Geſchick des Letztern blieb ſich immer gleich, und obwohl jetzt dreißig oder zwei und dreißig Jahre ſeitdem verfloſſen ſind, ſo ſind dennoch jene Späße nicht verhallt, ſondern gleichſam wie ein Erbſtück vom Vater auf den Sohn übergegangen.

58.

Der Spaß.

Ich weiß kein Volk, weder ein altes noch ein neues, das unſer gutes Wort „Spaß“ in ſeiner ganzen Bedeutung überſetzen könnte. Es iſt nicht Witz, nicht Ironie, nicht Perſiflage, nicht Humor nicht Laune, ja ſogar auch nicht Scherz, und höchſtens könnte man ſagen, es ſei eine beſtimmte Form der Deutſchen, zu ſcherzen; nur daß auch dieſe Erklärung undeutlich ſein würde, indem doch jedem Scherze der Ernſt gegenüber ſtehen muß, was bei dem Spaß *nicht* der Fall iſt, oder doch nicht zu ſein braucht. Dieſer, ſo lange er waltet, kennt gar keinen Ernſt, oder vielmehr: er hat ihn *beſeitigt*, er iſt ein ganz unſchuldiger Genius; aber Genius iſt wieder viel zu vornehm; alſo lieber: ein unſchuldiger kleiner Kobold; aber bei einem Kobold denken wir uns, trotz des guten Beiworts, immer noch ein wenig Tölpiſches oder gar Hämiſches nebſt Feueraugen, von welchem allen der Spaß nichts hat. Alſo lieber: ein gutes kleines Erdmännchen, oder bloß im Allgemeinen: ein guter kleiner Kerl, den Niemand fragt, von wannen er kommt, noch wohin er will. Die letzte Frage würde ohnehin ganz unſtatthaft ſein, denn er will eigentlich nirgends hin, ſondern iſt mit dem Momente, den er erfüllt, völlig befriedigt. Er kehrt nicht, wie der Humor, mit genialer Freiheit die Welt um, ſondern findet ſie bereits umgekehrt vor, und will ſchlechthin nicht wiſſen, daß ſie umgekehrt ſei, weshalb denn auch ſeine Sprünge kein anderes Geſetz haben, als die Welt der Träume und des phantaſtiſchen Kindesalters. Daraus folgt ſchon, daß jede Spaßmacherei unerträglich ſein muß, weil die reine Welt des Traums keine Abſicht duldet, ſo wie ferner, daß ein ächtes Kind das beſte Urtheil über einen Spaß hat, den es gewöhnlich mit dem ſchönen ſtattlichen Worte „königlicher Spaß“ am beſten zu loben glaubt.

Ob es möglich ſei, eine vollſtändige Erklärung des Begriffes „Spaß“ in wenigen Worten zu geben, bezweifle ich; eine Beſchreibung würde aber viel Zeit und Raum einnehmen. Hier nur noch Ein Wort: Vor einem Kinde, das viel Witz hat, könnte ich erſchrecken; aber ein Kind, das weder Spaß hat noch verſteht, würde der Gegenſtand des gerechteſten Mitleids ſein.

59.

Ungeſellige Geſelligkeit *).

Wenn Jemand etwa im Jahre 1801 das Schickſal des Epimenides gehabt hätte und eingeſchlafen wäre, um 1821 wieder zu erwachen, wie viel Neues würde er hier ſehen und hören! Unter dem, was man ihm zu hören gäbe, iſt bekanntlich viel Großes; und unter dem, was er ſehen würde, manches höchſt Ueberraſchende; das Befremdendſte aber vielleicht: — die ungeſellige Geſelligkeit; die wir heut zu Tage nicht ſelten gewahr werden. „Nicht ſelten," wiederhole ich, das heißt: (um auch denen, die mißverſtehen wollen, die Möglichkeit eines anſtändigen Mißverſtehen könnens abzuſchneiden) — „oft," aber nicht „immer."

Es ruht auf manchen Geſellſchaften der neue-

---

*) Geſchrieben 1821.

ſten Zeit ein Fluch, gegen deſſen Schrecken alle Fatalitäten der neueſten Schickſalstragödien kurzweilige Späße ſind, und den wir vielleicht am beſten beſchwören, wenn wir jene Societäten ein wenig näher betrachten, und mit kurzen Worten zu bezeichnen ſuchen. Von den eigentlich gemeinen Geſellſchaften will ich gar nichts ſagen, denn vor ihnen kann ſich der Sittlichvornehme leicht in Acht nehmen, nichts von jenen, wo man ſich zuſammenſetzt mit der von allen Seiten gegebenen und benutzten Erlaubniß, ſo ungenirt, d. h. ſo langweilig und ſeicht zu ſein, als einem jeden beliebt; denn an dergleichen Greuel auch nur zu denken, iſt ſchon zu peinlich. Auch nichts von den Kreiſen, in denen weniger die Denk= als Eßwerkzeuge vonnöthen ſind; auch nichts von den leider recht zahlreichen, wo man bald nach der zweiten Taſſe Thee ſich einander gleichſam hieroglyphiſch ſagt: „Zu ſprechen iſt mit Euch allen doch nichts, darum ſetzt Euch nur ſchnell an den Spieltiſch, wo Eure innere Leere weniger gefährlich wird. Späterhin beim Abendbraten und etwa nach dem neunten Glaſe Wein, werdet Ihr vielleicht ſchon eher menſchlich genießbar werden.“

Hier werde alſo nur auf manche von den Ge=

ſellſchaften hingedeutet, in denen Karten und Eſſen nicht die Hauptrolle ſpielen, und in denen wirklich geſprochen wird. Da ſind zuvörderſt zu nennen: die Schreier, ein überaus zahlreiches Heer von furchtbaren Menſchen, die man eintheilen könnte in die phyſiſchen und moraliſchen Schreier, woraus denn die Syntheſis der geiſtig-körperlich-lauten hervorgeht. Es iſt etwas Köſtliches um eine wohltönende Stimme, in deren bloßen Klange wir ſchon die Seele erkennen, und mit wenigen Ausnahmen werdet ihr bei den Gebildeten einen mäßigen, zuweilen leiſen, aber deutlichen Ton wahrnehmen. Der Lebenden zu geſchweigen, will ich hier nur eines edlen Todten gedenken, und zwar Friedrich Heinrichs Jacobi, in deſſen Stimme, ſo wie in ſeinem ganzen Weſen, ruhige Entſchiedenheit, zur Gelindigkeit gewordene Kraft und anmuthige Heiterkeit ſich ausſprach. Dergleichen ſieht man jetzt ſelten; wohl aber das Gegentheil. Hat ſo ein „haarbuſchiger Geſelle“ etwa vorgeſtern beim Nachtiſch einen Halb- oder Viertel-Gedanken erhaſcht, ſo hören wir ihn heute in Ohrzerreißenden Tönen denſelben vortragen. Wehe dem Gebildeten, der etwa mit gelinder Stimme gründliche Einwürfe dagegen macht; der Geſell ſchreit ihn nieder, unterbricht ihn in der Mitte eines Satzes und wiederholt ſeinen eigenen auf zwanzigerlei Weiſe, von denen jede einzelne ſchon hinreichend wäre, ihn als einen pausbackigen hohlen Lärmer zu bezeichnen. Was iſt nun dabei zu machen? — Erwiedert ihm nichts, ſondern hebt ihn in Gedanken ſchnell als eine für die Poſſe brauchbare Maske auf die luſtige Jahrmarktsbühne. Ich habe dieſes Experiment nicht ſelten mit Genuß durchgeführt, allein es giebt jetzt leider jener Masken zu viele, und meine unſichtbare Privatbühne wird doch faſt zu voll, ſo daß ich jetzt nur noch für die ſeltenſten Exemplare jener Kreiſcher, Schreier und Brüller Raum habe. Das Allertraurigſte dabei iſt, daß manche von dieſen überlauten Leuten ihre Unart für — recht deutſch halten, da ſie doch höchſtens alt-thraziſch genannt werden kann.

Ferner iſt Klage zu führen über die häufige Geſchiedenheit der Frauen von den Männern. Es giebt unter den letzteren manche ſonſt geiſtreiche, die das Mißgeſchick leiden, mit Frauen kaum reden zu können, und, wenn ſie ja müſſen, mit ſeltſamer Aengſtlichkeit nach Stoff irre umher taſten, und in wenigen Minuten das neuliche Hagelwetter mit der jüngſten deutſchen Literatur, Napoleons Tod mit dem neuen Theater abwechſeln laſſen. Um ſolches Unglück zu vermeiden, pflegen ſie ſich auch durch eine überaus raſche, tiefe, kreiſende Verbeugung mit dem ganzen Damenzimmer ein für allemal abzufinden, rennen dann in das Nebenzimmer, wo ſie gewöhnlich irgend einen ſanften rauchenden Mann mit beiden Händen feſthalten, der ihnen ſtehen muß, bis zur Abendtafel gerufen wird. Wenn nun die verlaſſenen Frauen, die ſich denn doch wahrhaftig ſehnen nach geiſt- und gemüthvoller Unterhaltung, und die, wenigſtens zum Theil, bloß deshalb in Geſellſchaft gehen, um einen höhern Pulsſchlag in ihr Leben zu bringen, deſſen ſehr nützliche und ehrenwerthe Geſchäfte doch mitunter etwas Mechaniſches und deshalb Lähmendes haben, wenn, ſage ich, dieſe Frauen während deſſen von Putz und Band reden, oder einige von ihnen zu bunten, grellen Klätſchereien ihre Zuflucht nehmen, werden wir uns wol ſehr wundern dürfen? Und wäre es nicht billiger, wenn wir einen Theil der Schuld auf uns nähmen? Wahrlich, wenn ſie ſich mit einigen Spöttereien über einen bedeutenden Theil der Männer-Geſellſchaft im Nebenzimmer die Zeit vertreiben, ſo haben ſie nicht ſehr unrecht.

Und was ſprechen nun die Männer? — d. h.

um es noch einmal zum Ueberfluſſe zu ſagen, „ziemlich viele", „nicht alle" (denn der herrlichen Ausnahmen giebt es Gottlob überall) — was ſprechen jene viele? Ueber Politik mit Heftigkeit und Leidenſchaft, oder bitter giftig, je nachdem das letzte Zeitungsblatt, oft die einzige Quelle ihres Wiſſens, ſie heute geſtimmt hat. — Soll ich mit Einem Worte ſagen, wie ich es meine, ſo verhehle ich die Ueberzeugung nicht, daß von hundert politiſchen Geſprächen, welche in Deutſchland geführt werden, neunzig nur dazu dienen, Sprecher und Hörer zu verſtimmen. Wohl hat die Zeit gar manches Verſtimmende, aber um ſo eifriger ſollten wir uns deshalb umſehen nach einer feſten wiſſenſchaftlichen Säule, die nie wankt, und andächtig horchen auf die Orakel der Geſchichte. Es ſoll ſich Niemand ſchämen, bei Thucydides und Tacitus in die Schule zu gehen, von ihnen geht ein jeder beſchenkt nach Hauſe, und auch, was er längſt durch ſich ſelbſt gewußt, wird doppelt klar und feſt in dem Läuterungsfeuer dieſer herrlichen Alten, die unter andern guten Eigenſchaften auch die beſitzen, keinen Ultra, er ſei es auf welcher Seite er wolle, zu dulden.

Oder ihr ſpreche über die Literatur, und hier bedürfte ich eines überweiten Raumes, wenn ich alle die unerquicklichen und unerſprießlichen Arten anführen wollte, in denen ihr ſolche Rede führt; nur Weniges will ich andeuten. Einige von euch haben ſich gänzlich mit der Gegenwart verfeindet, und ſchelten, um ſich die Zeit zu vertreiben, auf alles Neuere, oft ohne es geleſen zu haben. Andere, ernſter und tiefer, haſſen mit Recht die mannigfaltigen Verzerrungen und Verkehrtheiten der neuen Literatur, kommen aber dadurch, einſeitig, unglücklich und ungerecht, zu dem Gedanken, es ſei wol überhaupt mit der ganzen deutſchen Poeſie ſo ziemlich am Ende. Andere, flacher, wiſſen nur Beſcheid um die neueſten Tragödien und Komödien, denn ſie leſen kaum mehr, ſondern gehen nur noch in's Theater, woher es denn auch wol kommen mag, daß z. B. über die Ahnfrau mehr geſprochen und geſchrieben worden iſt, als — über Herders Cid. Andere haben ſich feſt hinein gerannt in zwei oder drei äſthetiſche Gedanken, und in zwei oder drei Lieblinge, oft auch nur in Einen; aus dieſer Enge können ſie nun nicht heraus, alles Andere iſt ihnen eine Thorheit, und ſie vermögen es nicht zu erkennen. Ich erinnere mich eines ſonſt wohlgeſinnten und verſtändigen Mannes, der aus leidenſchaftlicher Liebe für die Flöte ſämmtliche andere muſikaliſche Inſtrumente gern vernichtet hätte. Wenn wir über einen ſolchen lachen, ſollten wir es weniger dürfen über einen Mann, der etwa außer Klopſtock, oder außer Schiller, Niemanden anerkennen will? Wie wenig kennt er jene vortrefflichen Männer, wenn er ſie durch dergleichen thörichte Abgötterei zu ehren glaubt! Denken wir uns nun zwei ſolche, auf entgegenſtehende Punkte feſt gerannte und gebannte Männer in Einem Zimmer gegen einander kämpfend, ſo werden wir — Gott danken, daß wir ſie uns jetzt nur denken, aber nicht hören. Sicher aber iſt Niemand, daß das Geſchick ihn nicht zwinge, ſolchen Verhandlungen auch gelegentlich mit beizuwohnen, und man thut wohl, ſich darauf gefaßt zu machen.

Daß viele von euch Goethen ſehr rühmen, iſt bekannt genug, und ich würde mich noch mehr darüber freuen, als ich thue, wenn ihr nur mehr von ihm — lernen wolltet, von ihm, der uns Alle ſehr viel Vortreffliches lehren könnte, und auch Manche wirklich gelehrt hat. Aber wie ihr es treibt, iſt es oft ein wahres Wunder, daß ihr ihn liebt, ja es iſt mir zuweilen, wenn ich Einige von euch ihn rühmen höre, als ſprächet ihr von einem ganz Andern, als dem Dichter des Taſſo und Egmont.

Dieſer wahre Goethe iſt ein ſcharfſinnig klarer, überſchauender Mann, der ſchon als Knabe nach allſeitiger Bildung ſtrebte. Zu ſeinen vielen vortrefflichen Eigenſchaften gehört auch die, daß er jedes Talent, ſelbſt das kleine, gern anerkennt, und Jeden gelten läßt, was er wirklich gilt; ihr aber habt gewöhnlich nur zwei Worte, mit denen ſich eure Kritik befaßt: „Göttlich“ und „abſcheulich,“ „erhaben“ oder „gemein.“ Er iſt ruhig; ihr ſeid erhitzt. Er iſt deutlich genau, ausführlich und das Poſitive gebend; ihr ſprudelt höchſtens ein paar Fragmente heraus, aus denen nichts weiter hervorgeht, als daß ihr mit dem und dem unzufrieden und überhaupt ſehr verdrießlich ſeid, in welcher Verdrießlichkeit allein, um es nur gerade heraus zu ſagen, der Tod aller Poeſie liegt. Was ihr nun eigentlich Poſitives wollt, erfährt man nicht, und kann es nicht erfahren, weil ihr es ſelbſt nicht wißt. Er iſt bei allem überaus gerechten Stolze doch immer ſehr beſcheiden geweſen, und hat jeden Tadel, den er auszuſprechen genöthigt war, mit guten Gründen begleitet; ihr macht es euch bequemer, ſcheltet und lobt, und verſetzt eure Abneigung höchſtens mit einigen Schlegelſchen Bonmots, wobei aber der **Name** der Schlegel nicht genannt wird, deren große Verdienſte um die Kritik jetzt ſchon beinahe vergeſſen ſind; bei ihm geht die Kritik, wie ſie ſoll, aus einer klaren Idee und einer innigen Liebe hervor; bei einigen von euch . . . . fragt euch nur ſelbſt einmal in einer guten Stunde, wie es mit der Klarheit eurer Idee und der Dauerhaftigkeit eurer Liebe ausſieht.

Andere ſprechen nur vom Theater, und zwar nicht ſelten auf eine Weiſe, daß man glauben ſollte, es ſei von dem höchſten Intereſſe der ganzen Menſchheit die Rede. Ihr könnt im Streite über die Schönheit der Demoiſelle X. ordentlich ſelber — häßlich werden, ein Opfer, das ihr der Geſellſchaft wegen nicht bringen ſolltet, und im Streit über eine neue Oper ſteht ihr euch oft feindſeliger gegenüber als Herrmann und Flavius. Die trennte doch die Weſer; euch nur die Theemaſchine, deren Ströme ſolche wilde Flammen nicht auslöſchen können. Wirklich iſt die Theaterwuth in neueren Zeiten ſo hoch geſtiegen, daß es gar Manche giebt, die ſelbſt das köſtlichſte Geſpräch — und führte es Goethe und Jean Paul, Hamann und Herder zuſammen, — nicht ſonderlich intereſſiren würde, wenn ſie etwa eben auf die Ausgabe des neuen Repertoirs warten, oder ſie die Sorge nagt, daß zu dem auf morgen angekündigten Ballet keine Billets mehr zu bekommen ſein dürften. — Und was enthalten nun die gewöhnlichen Theatergeſpräche? Faſt nichts, was zu hören der Mühe werth wäre. Beſinnt euch nur recht, ſo werdet ihr finden, daß ihr das Alles ſchon vor zwanzig oder dreißig Jahren, oder im vorigen Monat, in voriger Woche, und vorgeſtern gehört habt, was man euch heute wieder zu genießen anmuthet. — Ehrt und liebt die Schauſpielkunſt, ehrt und liebt die guten Schauſpieler und Schauſpielerinnen, ehrt und liebt die guten Schauſpiele und Opern: — das ſollte ſich immer von ſelbſt verſtehen, — aber ſchwatzt nicht ewig davon, und wenn ihr zuweilen davon redet, ſo ſei es mit Geiſt und Anſtand, und, wenn es ſein kann, mit fröhlicher Laune.

Schlimm iſt es, daß ſo Wenige von euch erzählen können, und doch erzählen wollen, wobei denn gewöhnlich das alte Wort an den Tag kommt, es habe irgendwo „eine alte Eule geſeſſen.“ Noch ſchlimmer aber iſt die unendliche Trägheit, der ſich Manche in der Geſellſchaft hingeben, indem ſie gar nicht einmal erzählen wollen. Solche Leute können in Paris und London, in Rom und Neapel geweſen ſein, es hilft ihnen nichts und euch nichts, die ihr gern etwas

Hübſches von dort her hören möchtet. Fragt ſie etwa eine wißbegierige Dame — denn die Männer ſind meiſtens viel zu vornehm, um noch nach irgend Etwas zu fragen — nach der Gegend von Neapel, ſo antworten ſie: „Himmliſch;“ nach dem Theater: „Immens,“ nach Paris: „eine kleine Welt.“ Die Dame verlangte ein kleines Gemälde; ihr aber gebt durch ſolche wohlfeile Worte nicht einmal kleine Pinſelſtriche, ſondern nur eine verdrießliche — Pinſelausſpritzung.

Die Zahl der Geſelligkeits-geiſt-loſen iſt ſo groß, daß ich, gänzlich reſignirend, ſie alle aufzuzählen, nur folgende noch anführen will: Die nach Witz Haſchenden, der ewig vor ihnen flieht, ſie gleichen dem Knaben, der auf ungeſchickte Weiſe Schmetterlinge verfolgt, weil er aber den Hut unbeholfen nach ihnen wirft, keinen fängt, und zuletzt ſchon zufrieden iſt, wenn nur viel Staub in die Höhe geht. — Die Zänker, die in einer friedlichen Geſellſchaft große Pein leiden, und deshalb wie ein ſtörender Sirocco ſie anwehen. — Die flachen, wehmüthig ſchwächlichen Enthuſiaſten, die ſich an einem Nichts erhitzen können, einen „guten Abend“ mit dem Ton des fünften Acts einer Tragödie ausſprechen, und mit halbem Weinen erzählen, daß ihr Bedienter geſtern Abend einen halben Rauſch gehabt; ſo wie ſelbiger überhaupt in ethiſcher und äſthetiſcher Rückſicht ſehr zurück ſei; dafür aber könne man nicht ohne Gemüthserhebung und tiefer Rührung leſen, daß der nicht ſehr begüterte Bäckergeſell acht leichte Groſchen für die Abgebrannten gegeben habe, mit dem Motto: „die Tugend ſiegt.“ — Die Charakterloſen, zu denen inſonderheit Die gehören, welche ſich alle Woche einen andern Charakter anſchaffen, mit dem ſie Montags ziemlich ſtolziren, der aber Sonnabends ſehr verwaſchen und abgetragen iſt. Ueber die Art, wie ſie in Geſellſchaft erſcheinen, entſcheidet gewöhnlich das letzte Buch, welches ſie geleſen. Es giebt einige Damen, welche im Mai wie Gurli reden, und im November wie die Prinzeſſin im Taſſo, wobei indeſſen noch immer weit mehr Angenehmes waltet, als bei den Männern, welche mit Papageno und dem Marquis Poſa wechſeln. — Die Sentenzenſprecher, die ihr trockenes Gehirn anfeuchten mit Seneca und Jean Paul, wogegen nichts zu ſagen wäre, wenn ſie nur nicht leider oft genug das dort Hergeholte für ihr Eigenthum ausgeben möchten. Schöpfen ſie aus ſich allein, ſo wagen ſie zu behaupten, daß ein gutes Herz nicht übel ſei, wogegen ſich freilich nichts Erhebliches beibringen läßt. Frau von Stael erzählt, daß ihr Vater Necker ſolche Leute ganz beſonders gehaßt und einmal verſichert habe, ihm ſei weit intereſſanter zu hören, es habe ſich Jemand ſeinen Wagen grün anſtreichen laſſen, als eine mittelmäßige Sentenz. — Die Ueberzarten, in deren Geſellſchaft Einem zu Muthe wird, als ſchwimme man in lauem ſüßem Waſſer. Sie rudern wie Fliegen im Honig, und gehen in ihm unter; oft iſt es ſogar — verzeiht das Wort — nur weicher Schlamm, in dem ſie waten. Von dieſen Letzteren ſei nicht weiter die Rede; was aber die bloß zu Süßen betrifft, ſo geſtehe ich, daß ich oft den Wunſch gehegt, es möchte plötzlich Falſtaff mit allen ſeinen Geſellen, oder der köſtliche Narr in: „Wie es euch gefällt,“ oder der nicht minder köſtliche in: „Was ihr wollt,“ in das Zimmer herein brechen, um die Geſellſchaft ein wenig zu ſalzen.

Genug von den Mängeln; wenigſtens für jetzt genug; aber ich will nicht ſchließen ohne Troſt, obwol ich überhaupt nicht zweifle, daß die günſtigen Leſer ihn ohnehin in ſich tragen werden. Alle jene gerügten Mängel einzelner Societäten ſetzen ja eben die vortreffliche Geſellſchaft in Deutſchland voraus. Ueber jene kann geſtritten werden, über dieſe nicht, denn die gute Geſellſchaft exiſtirt wie Staat und Kirche, ſollten auch einzelne ſichtbare Staaten und Kirchen den Wünſchen nicht ganz entſprechen. Die Deutſchen brauchen bloß recht zu wollen, um die vortrefflichſten Geſellſchaften zu haben, denn ſie beſitzen jedes Talent dazu: das Talent der Liebe (das höchſte von allen), der Wiſſenſchaft, und des Humors, welcher letztere, beiläufig ſei es geſagt, weit geſelliger iſt, als der Witz, der faſt immer etwas Blitzähnliches hat, und deshalb eine gemiſchte Geſellſchaft nicht recht zur Behaglichkeit kommen läßt. Manche Deutſche haben auch jene herrlichen Anlagen trefflich cultivirt, und man darf behaupten, daß eine deutſche gute Geſellſchaft dem Ideal einer guten Geſellſchaft am nächſten kommt. Der Verfaſſer dieſes Aufſatzes iſt ſelbſt ſo glücklich, einige ſolcher Geſellſchaften zu kennen, an denen Theil zu nehmen ihm ein wahres Feſt iſt, und er hofft, daß die meiſten Leſer deſſelben Glücks genießen werden. So wollen wir denn die Sache ja nicht mit Bitterkeit betrachten, ſondern, bei uns ſelbſt anfangend, die Mängel auszurotten, mit inniger Liebe und fröhlichem Muthe ſtreben, daß in unſern Kreiſen geändert werde, was der Aenderung bedarf, wobei wir uns aber zuvörderſt vor allen Dictatormienen hüten mögen, die nichts Erfreuliches bringen, weder für den, der ſie hat, noch für den, der ſie anſchaut. Mit heiterer Beſcheidenheit wird ſich die Sache am beſten machen laſſen.

60.

Erinnerung an Nicolaus Peucker.

Dieſen alt-berliniſchen Poeten, den vor hundert und achtzig, ſiebzig, ſechszig Jahren vielleicht jedes Kind in Berlin und Cölln an der Spree kannte, kennt jetzt wohl außer den Wenigen, die aus der brandenburgiſchen Geſchichte ein genaueres Studium machen, Niemand mehr; denn ſelbſt die deutſchen Literarhiſtoriker, wenn ſie nicht beſondere Neigung für provinzielle Merkwürdigkeiten und Curioſitäten haben, wiſſen nichts von ihm. Und doch iſt es ſo nöthig als leicht, auf ihn zu kommen! Man braucht nur die Frage aufzuwerfen: „Hatte denn die Mark und inſonderheit Berlin während der Regierung des großen Kurfürſten — bis etwa 1680 — gar keinen großen Dichter aufzuweiſen? *)

---

*) Der wackere Simon Dach, geb. in Memel, waltete als Mann in Königsberg, und ſcheint Oſtpreußen nie

Die Antwort lautet leider: Nein. Auch keinen vom zweiten Rang? Abermals Nein. Gar keinen? Ohne Zweifel manche im Stillen gebliebene, aber — ſo viel ich weiß — iſt Einer nur gedruckt und heißt Nicolaus **Peucker**, der Vertreter der Berliner Poeſie der damaligen Zeit. Man denke ihn ſich ja nicht, wie wir uns wohl frühere Dichter, überſchwenglich genug, zu denken oder zu phantaſiren pflegen: in freier Ungebundenheit einherſchreitend, oder gar auf

---

verlaſſen zu haben; J. v. Beſſer, bekanntlich ein geborner Kurländer, ſing zwar in ſpätern Jahren ein Heldengedicht auf Friedrich Wilhelm an, kam aber nicht damit zu Stande, was wir nicht bedauern wollen, da das vorhandene Fragment prunkend-ſtarr und ohne Leben iſt. Der treffliche Staatsmann R. von Canitz widmete ſein angenehmes poetiſches Talent der Satyre, dem Liede, dem Briefe u. ſ. w. Es zeigte ſich erſt um das Jahr 1680 u. f. und ward dem größern Publikum bei des Dichters Leben (d. h. bis 1699) nicht bekannt. Noch etwas ſpäter waltete der arme, gutmüthige, leichte, aber auch höchſt wäſſerige Poet Neukirch in Berlin und richtete ſeine endloſen Lobverſe nur an Friedrich den Erſten.

Endlich iſt auch noch zu erwähnen, daß ſich nach dem Frieden von St. Germain in den letzten neun Jahren von Friedrich Wilhelms Regierung, von 1679 bis 1688, ein in jeder Hinſicht regeres Leben in Berlin zeigte, das ſich unter ſeinem Nachfolger noch vermehrte.

einem poetiſchen Triumphwagen fahrend; — er hatte nicht bloß ein bürgerliches Amt, ſondern mehrere, die von allem Phantaſtiſchen weit ablagen, er war Kammergerichtsadvocat, Stadtrichter und Rathskämmerer in Cölln an der Spree, und klagt häufig über die große Menge von Geſchäften, die ihm oft nicht erlauben wollten, Verſe zu machen, weshalb er auch manchen guten Freunden die Bitte um Scherz= und Hochzeitlieder abſchlagen müſſe. —

Daß der Dichter von einem göttlichen Anhauch beſeelt ſein müſſe, mithin die Poeſie etwas gar Großes und Herrliches ſei, daß es eine Begeiſterung gebe, die weder von dem befreundeten Garkoch dieſſeit, noch von dem mächtigen Syndikus jenſeit der „langen Brücke“ hervorgerufen werden könne, wenn ſie Verſe beſtellen, und daß ſich der Poet auf ſeine eigene Hand, bei gehöriger Beihülfe der Muſen, entſchließen könne, wohl gar ein langathmiges Drama, oder epiſches Gedicht, oder einen Roman zu bilden, davon hatte Peucker gewiß keine Vorſtellung, denn alle ſeine Gedichte ſind Gelegenheitsgedichte. Wer die deutſchen Poeten des ſiebzehnten Jahrhunderts kennt, weiß längſt, daß in ihren Sammlungen gewöhnlich zwei Drittheile Gelegenheitsgedichte ſind, worüber wir nicht zu ſehr ſchelten, ſondern uns lieber des bekannten Goethiſchen Wortes über dieſe Gattung der Poeſie erinnern wollen. Eines Poeten aber, der niemals ohne äußere Veranlaſſung gedichtet habe, entſinne ich mich nicht, und in dieſer Hinſicht möchte Peucker wol ganz allein ſtehen. Wenn ihn der Nachbar rechts, und die Nachbarin links um ein Hochzeitlied baten, ſo machte er eins, ſobald ihm ſein Richteramt dazu die Zeit ließ. Auch auf Wiegenlieder ließ er ſich ein, doch gewöhnlich nur für fürſtliche Wiegen, gleich als könnten die Bürgerkinder entweder ungewiegt oder mit dem gewöhnlichen „Schlaf, Kindchen, ſchlaf" zur Ruhe gebracht werden. Faſt alle dieſe Gedichte — es ſind ihrer hundert — ſind ſcherzhaften Inhalts; es ſcheint, als habe er ſich mit dem Trüben und Traurigen nur im höchſten Nothfall und ſelbſt mit dem Ernſthaften in ſeinen Reimen nur ſehr ungern befaßt. So findet man bei ihm, ganz im Gegenſatze ſeiner vielen deutſchen Collegen, kaum irgend ein Leichengedicht, keine Beileids-Verſicherungen, aber auch keine Glückwünſche zu Tauftagen, Magiſter-Promotionen u. ſ. w. Nur Hochzeiten gefallen ihm, und zwar lediglich der luſtige Theil derſelben: die Brautſuppen, die Mahlzeiten, die hergebrachten Späße, der Tanz u. ſ. w., welche Feſtlichkeiten damals noch durch mehrere Tage hingingen *). Auf die ernſte Bedeutung eines ſolchen Feſtes läßt er ſich niemals ein, und es giebt vielleicht in allen ſeinen Gedichten nicht eine Zeile, die man „rührend“ nennen könnte, man nehme das Wort im guten oder üblen Sinn. Er weiß, daß er überall ein gern geſehener Gaſt iſt, ein Mann, der lebt und leben läßt, Spaß verſteht und machen kann, und dabei ein „Mann bei der Stadt“, d. h. in Amt und Würden. Complimente macht er gar nicht (abermals im Gegenſatze ſeiner Mitbrüder), er raiſonnirt, erzählt, ſpaßt ganz wie ihm der Kopf ſteht, er iſt oft derb bis zur Zuchtloſigkeit, doch dürfen wir ihn im Vergleich mit einigen ſeiner talentvolleren deutſchen Collegen, (die ſich leider noch weit öfter im Schlamm widriger Zweideutigkeiten gefielen) etwa zur Hälfte anſtändig nennen. Selbſt von der Schönheit und den etwanigen liebenswürdigen Eigenſchaften der Braut und des Bräutigams iſt nie die Rede — das intereſſirt den

---

*) Befremdend und traurig iſt, daß wir hier keine Volksluſtbarkeiten poetiſch dargeſtellt finden, kein Vogel- und kein Scheibenſchießen, keinen Stralower Fiſchzug u. ſ. w. — Man hatte leider faſt verlernt fröhlich zu ſein; doch zum Glück lernte es ſich bald wieder.

reimenden Philiſter, bei aller Gutmüthigkeit, nicht genug — auch iſt bemerkenswerth, daß er niemals von dem Reichthum oder der Wohlhabenheit des Paars ſpricht (was er ſonſt gewiß gern gethan hätte), vermuthlich weil er nicht davon ſprechen konnte, denn jener fürchterliche Krieg hatte Alle arm gemacht. Nirgends zeigt ſich auf dieſen Hochzeiten Glanz und Pracht, Alles iſt einfach und ſchmucklos, ſo daß Peuckers Scherze doppelt willkommen ſein mochten. Er reimt ſehr leicht und fließend; leider aber auch in ſo hohem Grade leichtſinnig, daß er die Plattheit der Gedanken vor der Leichtigkeit der Reime kaum erkennt. Am beſten oder doch leidlichſten iſt er bei Beſchreibungen, und von dieſer Seite ſcheint er ſogar hiſtoriſch nicht unwichtig. Da er nämlich Braut und Bräutigam und deren Eltern als Individuen nie beſchreibt, ſo ſchildert er deſto öfter die wirthſchaftlichen Beſchäftigungen der Haushaltungen in jeder Zeit des Jahres, und hier ſehen wir, daß ſie auch in Berlin faſt alle ländlicher Art waren. Es ſcheint, daß ſämmtliche Bürgerklaſſen, ſollten ſich die Vornehmſten auch nur auf den Gartenbau beſchränkt haben, ſich mit Aeckern, Feldern und Weinbau praktiſch beſchäftigten. In dieſe weitläufigen Beſchreibungen, die nicht ohne Wahrheit ſind, miſcht er dann einige Lieder ein, die bald ein Hirt, bald ein Schäfer ſingen muß, weshalb er die Anfangszeile eines allgemein bekannten Volksliedes darüber ſetzt, nach deſſen Melodie er es geſungen haben will. Auch dieſer Punkt ſcheint mir nicht unwichtig, denn abgerechnet, daß wir uns über das nie verlorne und nie einzubüßende Geſangtalent der Deutſchen freuen, deutet es abermals auf unſern großen Reichthum an Volksliedern hin, und zwar an ſolchen, die Jedermann kannte und ſang. Schreiber dieſes hat aus dem deutſchen Volksliede ſchon ſeit einer Reihe von Jahren ein heitres Studium gemacht, dennoch muß er geſtehen, daß ihm die vielleicht nicht unebenen, theils ſcherzhaften, theils herzrührenden Lieder: „Ach Du Herzchen ſchöne, in wie langer Zeit" u. ſ. w., „O Lesbia, du Hirtenluſt", „Falſcher Schäfer, iſt es Recht"? „Es fing ein Schäfer an zu klagen", „Der edle Schäfer Coridon", „Doris ging in ihren Garten" u. ſ. w., nur in Dämmerung und Nebel vorſchweben, während ihn andere gleich in der erſten Zeile als Bekannte begrüßten.

In allen dieſen Beſchreibungen ſehen wir eine ziemlich dürftige äußere Natur, wie wir ihrer in der Stadt gewohnt ſind; aber ihre Armuth erſchreckt uns nicht, denn der Fleiß ſteht ihr gegenüber, und wenn er ſie auch nicht zwingen kann, reich zu werden, ſo ringt er ihr doch das Mögliche und Hinreichende ab. Der Dichter iſt kein Thomſon oder Kleiſt, ſeine Beſchreibung der vier Jahreszeiten iſt eine ſo praktiſch-ökonomiſche, daß uns ſelbſt die Anſchauung der gewöhnlichſten Landarbeit nicht erlaſſen wird; aber die Arbeitsluſt, die wir hier ſchauen, flößt doch eine nicht geringe Theilnahme ein. Der Dichter geht ſo in's Detail, daß er uns die Wollſchur, nebſt dem Schäfer, dem Meiſterknecht, dem Hammelknecht, dem Lämmerknecht, die Winterſaat und Sommerſaat, zum Glück aber auch die Maienluſt und Erndte ſchildert. Selbſt die einzelnen Hervorbringungen und Gaben der Natur: die Eiche, Birke, Linde, die Johannisbeeren, Kirſchen und Nüſſe, ſo wie die eßbaren Vögel, die Krammetsvögel, Tauben u. ſ. w. geben, den Stoff zu ausführlichen und langen Gedichten, die dann wieder auf die zu beſingende Hochzeit nach einfältig unſchuldiger Weiſe Bezug nehmen. Die Gegenſtände, die der Dichter beſchreibt, mußten alſo ſämmtlichen Gäſten ſo nahe liegen, daß ein entſchiedenes allgemeines Intereſſe dafür vorauszuſetzen war, was wir ohnehin dem geſelligen, viel erfahrenen Peucker völlig zutrauen dürfen. Auch die ſogenannten Bauern-Heiligen: „Heu-Hans", „Korn-Jäkel", „Haber-Barthel", Moſt-Michel", „Gänſe-Märten", „Ochſen-Drews" (Andreas), die jetzt wol manchen Flecken- und Dorfbewohnern unbekannt geworden ſind, kommen nicht bloß in dieſen Gedichten wie allbekannte gute Freunde vor, ſondern treten in eigener Perſon als Choragen und Spruchſprecher auf, und geben den Inhalt des Liedes, das oft nur durch die Ueberſchrift, die von Notaren, Advocaten u. ſ. w. ſpricht, an die Stadt erinnert.

Erſcheint uns nun in dieſen Poeſien das Peuckerſche Berlin (von 1645 bis etwa 1675) völlig als eine Landſtadt, und die Verhältniſſe der Bürger meiſt ländlich und dörflich, ſo ſehen wir doch auf der andern Seite einen tüchtigen Bürgerſtolz und eine liebevoll ſtaunende Verehrung für ihren großen Fürſten. Zwar ſind es nur ſehr ſchwache Kräfte, mit denen Peucker verſucht, Friedrich Wilhelm zu beſingen, allein ſeine Liebe und Freude ſind wenigſtens ächt, und ſo iſt gleich das Lied, mit dem die ganze Sammlung beginnt, die Bewillkommnung Friedrich Wilhelms, als er im Jahre 1650 nach viertehalbjähriger Abweſenheit, mit ſeiner trefflichen unvergeßlichen Gemahlin Louiſe von Oranien in Berlin eintraf, nicht ohne Lebendigkeit und Friſchheit, kindiſch und kindlich. Der ehrliche Mann will ja nichts weiter ſein, als ein „Pauker", der dem Zuge vorangeht, und ſo wollen wir ihm ſein kindiſches „Bom bom bi di bi di bom bom", mit dem jede Strophe ſchließt, ſo wie ſelbſt ſein: „Dir, Dir, Dir, Dir", welches den Lerchenton nachahmen ſoll, der das junge Ehepaar gleichfalls begrüßt, als Aufſchrei eines fröhlichen Gemüths gern verzeihen. Anziehend iſt es in jedem Falle, daß ſelbſt dem großen Fürſten ein Lied dieſer Art nicht unwillkommen geweſen zu ſein ſcheint, und daß er die deutſche Geſinnung darin nicht verkannte *). — Es klingt ohne Zweifel kindiſch genug, wenn Peucker ſingt:

Mein Paukenſchlag, das bom bi bi di bom
Spricht: Friedrich Wilhelm komm
In's Luſthaus Deiner Märker

---

*) Deutſch-Märkiſch iſt bei Peucker Alles, und vom Franzöſiſchen keine Spur. Er ſchreibt noch Loyſe ſtatt Louiſe, Uranien ſtatt Oranien, und iſt mit der Ausſprache der Vocale O und U ſo entſetzlich ungenirt, daß er ſogar einmal in einem Hochzeitgedichte „Berg" und „Sorg", „Knochen" und „Suchen" (!!) reimt.

Das Fürstliche Berlin!
Verſchließ Bellonen Kerker,
Und heiß ſie weiter ziehn,
Die Kriegriſchen Giganten,
Hin zu den Garamanten,
Bom bom di bi di bom!

und der Schlußvers:

Mein Paukenſchlag, das bum di bi di bum,
Spricht endlich in der Summ:
Komm Churfürſt mit Loſen
Weil Storch und Schwalbe kommt
Vom Frühling eingewieſen.
Vielleicht was Weſel nimmt *)
Das bringt der Storch: darum
Kling bum di bi di bum
Das bum di bum bum bum di bi di bum,

indeſſen iſt doch eine gewiſſe ehrliche Luſtigkeit immer beſſer, als Geziertheit. — Die im gewöhnlichen Leben oft gehörte Bitte: „den guten Willen für die That zu nehmen“, hat freilich einen guten Sinn

---

*) Prinz Wilhelm Heinrich, geb. am 11. Mai 1648, ſtarb bereits am 20. October 1649 zu Weſel. An den folgenden Prinzen Karl Emil, (geb. 1655, geſt. 1674), der als Knabe und Jüngling der Liebling ſeines großen Vaters wurde, hat Peucker ein Wiegenlied gerichtet, das wegen der Beſchreibung des damaligen Berliner Luſtgartens anziehend iſt.

und wird auch nicht ſelten erhört; in der Poeſie aber kann ſie leider nicht ſtatt finden, ſonſt hätten wir lauter gute poetiſche Thaten, denn Niemand will doch ſchlecht dichten. Jene Zeit aber, in der man eben anfing, nach dreißig Unglücksjahren ein wenig freier aufzuathmen, war dem gutgemeinten, einfältig harmloſen Scherz günſtig, und der Kurfürſt bezeigte Peuckern, der ſeit dieſem Gedicht ſich unter dem Namen „Pauker" gefiel, ein beſonderes Wohlwollen. Davon finden ſich manche Proben auch aus den ſpätern Jahren des Fürſten, wie des Dichters. So hatte z. B. der luſtige Mann einmal in einem Hochzeitgedichte die Schranken des Wohlſtandes dergeſtalt übertreten, daß einige Gegner, die ſich entweder getroffen fühlten oder im Allgemeinen den Leichtſinn des Dichters rügen wollten, eine Klage gegen ihn einreichten, worauf der Präſident des Kammergerichts, Herr Lucius von Rahden, ihn zu zehn Thaler Strafe verurtheilte. Peucker wandte ſich jedoch in einer gereimten Supplik, in welcher er ſein Mißgeſchick erzählt, an den Kurfürſten, der ihm ſogleich in einem Reſcript vom 1. Nov. 1673 die Strafe erließ. Ein andermal hatte Peucker einer großen Jagd in Grunewald zugeſehen und den Fürſten in Verſen um ein wildes

Schwein gebeten, worauf dieſer ihm freundlich erwiederte, er möge nur die Gewährung in Reime bringen, die er, der Kurfürſt, dann unterſchreiben wolle, auch könne er ſich nur bald mit einem Wiegenliede einſtellen, da ſeine (zweite) Gemahlin Dorothea ihn demnächſt wieder zum glücklichen Vater machen werde.

Peucker, mit Recht erfreut über dieſe fröhliche Antwort, kann nicht aufhören zu jubeln, wie ſchön es ſei, für ſo leichte Reime durch ein wildes Schwein bezahlt zu werden; doch iſt zu beklagen, daß er ſeine Freude nur in ſchlechten Verſen ausdrückt, die ich nicht wagen darf, ganz mitzutheilen. Zeilen wie:

— — — — — — — Wär' ich einer von den Reichen
So vermöcht' ich auch ſo viel, daß ich mir ein hauend Schwein,
Eine Sau, und ſollt' es auch endlich nur ein Friſchlein ſein,
Schafft in meine Küch und Haus, aber was iſt hier zu ſagen?
Giebt nicht Friedrich Wilhelm mir auch einmal von ſeinem Jagen
Etwas ab, ſo krieg' ich nichts von Wild-Brate in den Mund *)

---

*) „Die Brate" hört man auch jetzt noch zuweilen; indeß ſeltner in der Mark, als in Niederſachſen.

u. ſ. w. können ſelbſt einen Geduldigen ungeduldig machen. Nur nicht den Kurfürſten, der nun einmal den Bittſteller leiden mochte, und es nicht ungern ſah, wenn ihn dieſer mit „Großgewaltiger Jäger“ oder „großer Nimrod“ poetiſch anſprach. Peucker aber ſcheint Tadel zu verdienen, daß er überhaupt nicht ſelten von ſeiner Armuth redet, an die ich kaum glauben kann, da ſeine ſtattlichen Aemter geeignet waren, ihren Mann zu ernähren.

Steht es nun aber ſo, und iſt an dem Poeten ſo viel, ſo ſehr viel auszuſetzen, warum unterhältſt du uns von dieſem Peucker und erneuerſt ſein Andenken? — Ich habe darauf zwei Antworten: Erſtens ſcheint es intereſſant, den Mann kennen zu lernen, der gewiſſermaßen als Atlas gelten muß, die geſammte Berliniſche Poeſie vom Jahre 1640 bis 1675 zu tragen (in ſo weit ſie ſich im Drucke zeigt), und alles Einzige iſt doch der Rede werth. Giebt man aber auch das nicht zu, nun dann iſt er doch — ich wage das ſeltſame Wort — intereſſant wegen ſeiner Unintereſſantheit. Das iſt hier keine gewöhnliche antithetiſche Wendung, ſondern es führt uns zweitens zu einer wichtigen und erfreulichen Betrachtung. Unter den Fürſten des ſiebzehnten Jahrhunderts im Germaniſchen und Romaniſchen Europa leuchten am meiſten hervor: Leopold I., Ludwig XIV. und unſer Kurfürſt. Für die Hoheit Leopolds als römiſch-deutſchen Kaiſers ſprach die Zeit ſelbſt in ihrer ganzen Macht, wenn ſie ſich in der Geſtalt des grauen Alterthums zeigt, den Glauben gleichſam befehlend, ein Cäſar ſei immer erhaben und groß. Da ferner Beharrlichkeit im Wollen und Standhaftigkeit im Unglück Eigenſchaften ſind, denen der Deutſche eine ganz beſondere Hochachtung widmet, und Leopold dieſe beiden Qualitäten, wenn auch mitunter in trauriger Geſtalt, wirklich zeigte, ſo verziehen ihm die Deutſchen ſeine anderweitigen großen Mängel und vergaßen ſie zuletzt ſo ſehr, daß es in den letzten funfzehn bis zwanzig Jahren ſeiner Regierung bei ihnen und auch bei manchen ausländiſchen Schriftſtellern Sitte ward, den Kaiſer in Proſa und Verſen „den Großen“ zu nennen; aber die Zeit, die, wie geſagt, ſich in andrer Beziehung ſo günſtig für ihn zeigte, bewies ſich jetzt in ihrer Macht die Wahrheit zu enthüllen, und löſchte mit ſtrenger Hand den Beinamen aus, ſo daß, wer jetzt noch von einem Leopold dem Großen ſprechen wollte, die Frage zu befürchten hätte: „Wen meinſt Du?“

Noch bei weitem günſtiger waren die Verhältniſſe, unter denen Ludwig XIV. waltete; denn Alles, was ſein großes reiches Land an Glanz und Schimmer aufweiſen konnte, umſtand ihn, und lieh ihm was es hatte: ein zahlloſes Heer, hinreißende Diplomaten, ſtets rege, mehr auf des Königs Ruhm als auf das — Sittengeſetz bedachte Miniſter, Financiers, die, nur die Gegenwart im Auge, die nothwendigen Bedürfniſſe der Zukunft vergeſſen ließen u. ſ. w., dieſe trugen ihn und ſeinen Ruhm weit hin. Vor Allem aber beinahe Alles, was das Jahrhundert an Pracht und Glanz der Rede, an Poeſie und Witz hervorgebracht hatte, war ihm gewidmet, und alle Schriftſteller, die man in und außerhalb Frankreich für die größten der Zeit hielt, wandten ihr ganzes Talent ohne Aufhören an die Verherrlichung ſeines Namens, der, von den blendendſten Strahlen umgeben, durch alle Welttheile flog. Ihn den Großen zu nennen, war zu der alltäglichſten Gewohnheit geworden, und es fiel wol keinem Franzoſen und ſelbſt nur wenigen Ausländern ein, daß ſich dies jemals ändern könnte. Und doch! wie hat es ſich geändert! Wenige Jahre nach Ludwigs Tode überſah man ſchon die unzählbaren Wunden, die ſein Ehrgeiz Frankreich geſchlagen hatte, Wunden, für die der Glanz aller einzelnen Siege keinen Erſatz bieten konnte; und als noch einige Jahre oder Jahrzehende verfloſſen waren, ertönte jener Beiname immer ſeltener und ſeltener, bis er endlich ganz verſchwand.

Und nun unſer Kurfürſt! Ihn umſtand nur ein auserleſenes, aber kein zahlreiches Heer, kaum ein Zehntel etwa von Ludwigs Heeren, ſeine Feldherren, ſeine Staatsmänner waren größtentheils ſeine eigenen Schüler, und ſeine Financiers vermochten das Unmögliche — ihn reich zu machen — nicht, ſo wie er es auch nie verlangte. Aber ihn umgab auch kein einziges großes Dichter- oder Rednertalent, das ſeinen Ruhm hätte auf eine würdige Weiſe verbreiten können. Er hatte keinen Corneille, keinen Racine, keinen Moliere u. ſ. w., er hatte Jahrzehende in allen ſeinen deutſchen Staaten keinen großen Geſchichtſchreiber, keinen Redner, keinen Sänger, der ſeinen Ruhm verkündigte, er hatte Niemanden — es giebt kaum ein lächerlicheres, aber auch lächerlich-rührenderes Wort: er hatte Niemanden als ſeinen Peucker. — Und doch! — Wer im In- und Auslande, wer hat dieſem Fürſten jemals den Beinamen des Großen verweigert?

Nachſchrift.

Kaum wag' ich nach dieſer weltgeſchichtlichen Betrachtung auf unſern wenig bedeutenden Peucker zurückzukommen; doch ſind noch einige kleine Bemerkungen zur Vervollſtändigung ſeines Bildes nöthig. Sein höheres Mannesalter wurde durch Kränklichkeit getrübt, oft konnte er nur ſeine Gedichte in's Hochzeithaus ſenden, mußte aber ſelbſt zurückbleiben, da, wie er klagt, die Gicht ihn

Weder bei dem Tage
Noch des Nachtes läſſet ruhen.

Die alten traulichen Freunde ſtarben, und die jüngere Welt ſtand ihm wenig an. Seine Gegner vermehrten ſich, was er ſelbſt am beſten gewußt hat, da er ſich auf ſeinem eigenen Notariatsſiegel unter dem Bildniß eines Paukers darſtellen ließ, welchen zwar viele Weſpen und Fliegen umſchwirren, die ihn aber nicht irre machen, da er mit gewaltiger Heftigkeit darunter ſchlägt. Turbabor sed non perturbabor heißt die Unterſchrift. Leider ſcheint ihm auch das Dichten zuletzt zu einem unluſtigen Handwerk geworden zu ſein, und es war noch ein Glück, daß er in beſſern Tagen ſeiner Tochter die nöthige Anweiſung zur Reimkunſt gegeben hatte, ſo daß ſie ihm jetzt zuweilen mit den nöthigen Poeſien aushelfen konnte. In dieſer Zeit iſt er auch ſehr unzufrieden mit den Berlinern, daß ſie ſeine Verſe nicht — bezahlen, ja in dem Jubelliede über das empfangene Schwein heißt es — nachdem er ſeinen vieljährigen poetiſchen Fleiß gerühmt — höchſt kläglich:

Aber meine Poeſie hat noch keinen ſo bezwungen,
Daß man von der Fiſcherei, oder auch von einer Jagd,
Wenn's gleich das geringſte wär, hätt' in meine Küch
gebracht:
Nur ein Tönnchen Lübker Bier beth man einſtens meiner
Jungen.
Das iſt alles! Aber ſebt, bin ich nicht ein glücklich Mann?
Der mit ſeinen Verſen kann ganze wilde Schweine faſſen,
u. ſ. w.

Wenn aber überhaupt kein Menſch in verdrießlicher Stimmung gedeihen mag, ſo kann es der Dichter, oder auch nur der Reimer, am wenigſten, und es iſt kein günſtiges Zeichen, daß erſt 27 Jahre nach ſeinem Tode (d. h. 1702) ein Berliner Buchhändler, Namens Pfeffer, eine Auswahl der Peuckerſchen Gedichte veranſtaltete, die bisher nur als fliegende Blätter umher irrten. Er gab ihr den Titel: „Nicolai Peuckers, des berühmten Cöllniſchen Poeten u. ſ. w. Paucke von 100 ſinnreichen Scherzgedichten“ u. ſ. w. Voran ſehen wir auf einem Blatt oben Peuckers Bildniß, gleichſam das officielle Staatsgeſicht, das nicht bloß ernſt, ſondern ſehr trübe und finſter ausſieht, und unten den Nachſtich ſeines Notariatsſiegels, auf dem er ſich ſehr ſeltſam leidenſchaftlich gebehrdet. — Unter den Lobgedichten auf den Verfaſſer, die der Verleger nach alter Weiſe voranſchickt, iſt auch eines von dem trefflichen, mit Recht geehrten Sprachforſcher Johann Bödiker, Rektor des Cöllniſchen Gymnaſiums. Daß dieſer Mann ihn als Dichter viel zu ſehr rühmt, kann Niemanden irre machen; deſto mehr Gewicht aber hat das Lob, welches er ihm ſo viele Jahre nach ſeinem Tode, als Menſchen und Bürger bringt. Dieſe Stimme gilt viel, und gern erinnere ich an ſie zu Peuckers Ehre.

61.

Kleinere Fragmente.

a.

Aeußere Vornehmheit iſt nichts weiter als das glückliche Talent, ſich ohne alles Geräuſch jeden Ueberläſtigen drei oder dreihundert Schritte fern zu halten.

b.

Nichts iſt komiſcher als ein Grobian, der unendlich zart behandelt ſein will, aber auch nichts iſt häufiger. Einem ſolchen kann nur innere und äußere Vornehmheit ſiegend begegnen.

c.

Die ſchlimmſten Barbaren ſind die — friſirten und gepuderten, die ſich für gebildet halten, weil ſie es endlich ſo weit gebracht haben, die Pucelle oder den Zadig leſen zu können.

d.

Ein beſonderes doch unerläßliches Erforderniß für einen Kritiker iſt der Muth, der ſich vor keiner Autorität ſcheuet und nichts, durchaus nichts fürchtet, als nur die Verletzung der erkannten Wahrheit. Das giebt man, wie viele gute Grundſätze, gern zu, ſündigt aber ſehr häufig dagegen, ſchon um deswillen, weil man ſich die Sache nicht genau genug denkt. Es iſt in der Welt nichts leichter und erfreulicher, als Ehrerbietung und Liebe für anerkannt große Dichter auszuſprechen; Niemand hat etwas dagegen, und es wird bloß mit Recht gewünſcht, es möge ein ſolches Urtheil auch geiſtreich ausgeſprochen werden.

Anders ſteht es ſchon, wenn wir die Pflicht üben, eine alte verjährte Autorität, die ſich nur auf falſchen Schimmer gründete, angreifen zu müſſen.

Hier bedürfen wir des Muths, denn der wahrhaft Gebildete vermeidet gern ſelbſt den Schein des Paradoxen (nach welchem der Freche ſogar haſcht), aber er beſiegt dieſe Rückſicht, und nennt das Flache flach, das Platte platt, wäre es auch ſeit einem Jahrhunderte für ehrwürdig, gründlich und tief gehalten worden.

Am allerſchwerſten aber iſt die Pflicht, das Langverkannte, Geſchmähete, Verhöhnte, Bewitzelte, ſeit Jahren oder Jahrzehenden Verlachte laut anzuerkennen und zu rühmen, ſobald wir den Werth deſſelben deutlich durchſchaut haben. In unſrer ruhigen Studierſtube werden wir freilich meinen, das wollten wir gewiß immer getroſt und munter thun; kommen wir nun aber in Geſellſchaft von etwa einem Dutzend ſchimmernder Witzbolde, oder dickhäutiger Grobiane, die ſämmtlich lachend behaupten, der wackere X, den zwei Drittel der Geſellſchaft gar nicht geleſen, oder gar nicht kennt, ſei doch ein alberner, bornirter, oder auch geradezu verrückter Menſch, ſo entſinkt Vielen der Muth, und nur ſehr Wenige vermögen ein beſtimmtes, vernehmliches Nein dazwiſchen zu ſprechen, denn es regt ſich die Furchtſamkeit oder doch der Bequemlichkeitstrieb. — Wohl dem, deſſen Gewiſſen ſich hier ganz frei fühlt: der kann wahrlich tête levée gehen!

---

e.

Vieles ertrag ich geduldig; nur nicht die Komödienoncles, wie ſie die Poeten leider ſo gern aufſtellen. Nicht minder verhaßt ſind mir die Komödienneffen *), deren abgeſchmackte Rohheit für Genialität erklärt wird; doch den Gräuel aller Gräuel finde ich in den jungen, reichen Komödienwittwen, die bei dem erſten Gemahl auf ein paar Jahre übel angekommen ſind, dafür aber jetzt den armen Seligen in ſtolzer Sicherheit verhöhnen und mit Klugheit, Witz und Vorſicht einen neuen, unendlich liebenswürdigen Jüngling ſich ausſuchen, wobei gewöhnlich das Kammermädchen hilft. Die Art, wie die Vorſichtigkeit geübt wird, hat gewöhnlich, ohne daß die Autoren das Mindeſte davon ahnen, etwas ſo gränzenlos Widerliches, daß man dabei

---

*) Die etwaige Frage: Wie? Alle Komödienoncles? alle Komödienneffen? u. ſ. w. iſt ſehr überflüſſig, doch will ich ſie gern mit „Nein, aber die meiſten" ausdrücklich beantworten.

unwillkührlich an gewiſſe — mediziniſche Rathgeber erinnert wird, an die ſelbſt nur zu denken Uebelkeit erregen kann.

f.

Wer ſich ſelbſt am liebſten reden hört, ſollte wenigſtens in keine Geſellſchaft gehen, ſondern die Uebungen, wie Demoſthenes, am brauſenden Meeresufer anſtellen: und doch ſind dieſe Selbſtgefälligen nicht einmal conſequent, denn ſie gefallen ſich nur, wenn Andere Beifall klatſchen. Der ächte Witzige wird ſich ſelbſt allein gegenüber vielleicht am witzigſten ſein, doch läßt er auch wie billig Freunde und Freundinnen gern Theil nehmen.

g.

Nichts in der Welt kann die Exploſionen des Witzes ſo ſehr ſtören als ein einziges, in alltäglicher Ernſthaftigkeit erſtarrtes und gefrorenes Geſicht; auch iſt bekannt, daß die Witzigen ſich ſelbſt dann die Pönitenz anzuthun pflegen, dieſes Eine Geſicht unverwandt anzuſehen, und, ſo lange man dieſes nicht zum Fenſter hinaus oder die Treppe hinunter wirft — (was jedoch weder das Sittengeſetz noch die Polizei erlaubt) — gleichen ſie einer Salzſäule, von der ſich das Salz nicht löſen läßt, während es ſonſt zum köſtlichſten Gebrauch ſich nutzen ließe.

h.

Unter allen Manieren gebildeter Völker höflich zu ſein, iſt die frühere deutſche meiſt die entſetzlichſte, und ſollte einmal ein Tyrann einem Unglücklichen zur Strafe aufgeben, ſämmtliche deutſche Dedicationen an vornehme Gönner genau und mit Andacht durchzuleſen, ſo könnte er ſich vielleicht das Todesurtheil erſparen *). — Leſſing, Klopſtock, Goethe, Jean Paul u. a., und ſodann das neunzehnte Jahrhundert haben jedoch in dieſer Hinſicht Einiges verbeſſert.

i.

In den Geſchichtbüchern über den dreißigjährigen Krieg geht der tapfere und gewiß nicht talent-

---

*) Manche Deutſche werden ſogar vor lauter Höflichkeit grob, z. B. wenn ſie ſagen: „Ich meines geringen Orts.“

loſe Graf **Gallas**, der aber, wie bekannt, das Unglück hatte, mehrere Schlachten zu verlieren, faſt unbemerkt wie ein Licht aus, und geraume Zeit habe ich nicht entdecken können, an welcher Krankheit er geſtorben iſt. Endlich erfahre ich darüber Folgendes: Er litt während des Jahres 1647 in Linz ununterbrochen an den heftigſten Zahnſchmerzen, und alle Bemühungen, dieſe Pein zu lindern, und die unglückliche Urſache derſelben herauszureißen, waren vergeblich. Als er aber einſt vom Schlafe erwachte, ward er gewahr, daß der Zahn von ſelbſt ausgefallen war, und im Munde lag. Der Barbier, wie es ſcheint, ein trübſeliger Myſtiker (ganz gegen allen modernen Barbiercharakter), betrachtet den Zahn genau, und glaubt auf demſelben eine Todtenbahre, mit einem Tuch und weißen Kreuz bedeckt, deutlich abgebildet zu ſehen. Gallas, der vorher nichts bemerkt hat, ſieht es jetzt auch, und erklärt mit Entſchiedenheit, dies Zeichen deute auf ſeinen baldigen Tod. Geſchäfte rufen ihn nach Wien, wo er kurze Zeit darauf ſtarb. — Alſo erzählt J. Ch. Männling in dem verworrenen Buch: „Auserleſenſter Curioſitäten merkwürdiger Traumtempel“ u. ſ. w. 1714, und führt dabei: Engelgrav. Lucis Evangel. T. 2. Fol. 1., D. Jacobi Heimſuchung der

Stadt Gottes Leißnig, S. 3. n, und **Ernſts** „Confecttafel“ (!) I., 573, als Gewähr leiſtend an, ſo daß man die Nachricht wol wird gelten laſſen können. — Anmerkungen zu dieſer traurigen Geſchichte machen ſich von ſelbſt, weshalb ich keine machen will.

k.

Für den tüchtigen Menſchen iſt der traurigſte Zuſtand gezwungener Müßiggang, denn was etwa Süßes in demſelben liegen kann, erhält er doch nur erſt durch die Freiheit, mit der wir ihn auf eine Zeitlang wählen. Das wahre ſüße Nichtsthun knüpft ſich an das ſüße Alles-denken oder an das ſüße Alles-empfinden, bei dem Vermögen dem einzelnen Gefühl nicht zu viel Gewalt einzuräumen.

l.

Es iſt vielleicht nichts gefährlicher, als ein ſehr — frommes Buch zu ſchreiben. Wenigſtens erfordert es die größte Anſtrengung, um auch nicht eine einzige Secunde lang, ohne es zu wollen, mit ſich ſelbſt zu heucheln. Die Leſer aber haben es dabei gut.

m.

Der einzige Troſt der Philiſter, wenn ſie von einem Genie hören, iſt: daß der Mann doch eben ſo gut wie ſie — eſſen und trinken müſſe, Stiefeln braucht, und Oberröcke, und daß ſie gewöhnlich das Alles beſſer haben wie er. Sind ſie noch ſchlechter, ſo freuen ſie ſich, daß er doch wenigſtens — ſterben müſſe, wie ſie, worin ſie aber gar ſehr irren, denn er ſtirbt nicht wie ſie.

n.

Es giebt kaum ein mißbrauchteres Wort als „man“. — Man ſagt, man meint, kann nicht ſelten überſetzt werden in „man ſagt nicht“ und „man meint nicht.“ — Wer iſt dieſer, dieſe, und dieſes „man“? Ein Mann ſchwerlich, eine Frau auch wol nicht, meiſtens nur eine verworrene Maſſe, die weder etwas Rechtes zu denken noch zu ſagen verſteht.

o.

Je älter man wird, — je geheimnißvoller und bedeutſamer wird das Leben. Wir geben es auf, es ganz auszulernen, und genießen es deshalb mehr. Nur die Kindheit iſt vielleicht noch reicher an Geheimniſſen, doch iſt ſie mehr von ihnen beſeſſen, als daß ſie dieſelben beſitzen könnte. Vor einem muſenloſen Alter ſchaudern wir wol alle mit Recht zurück, und ein Alter ohne Ironie lebt nur ein mechaniſches Leben. Die Abneigung vor der Sentimentalität, ſelbſt der ſchönſten, iſt bei den Alten häufig zu finden, beſonders wenn ihre Jugend in Gefühlen geſchwelgt hat, und ihre zu große Liebe für die Poſſe iſt ihnen eher zu gönnen als die für die Satyre, weil dieſe ſich im gewöhnlichen Leben leicht in unkünſtleriſchen Spott und Hohn verliert. Wie geſagt: die Ironie iſt ihr einziges rechtes Lebenselement, bei der Klarheit des Verſtandes und Tiefe des Gefühls nicht nur beſtehen können, ſondern beſtehen müſſen, weil ohne dieſe gar keine wahre Ironie möglich ſein würde.

(Ueber Ironie, was ſie ſei, und wie ſie genetiſch erklärt werden könne, habe ich mich in den „Umriſſen zur Geſchichte und Kritik der ſchönen

Literatur Deutſchlands während der Jahre 1790 bis 1818" (zweite, vermehrte Auflage), ſo wie in der „Poeſie und Beredſamkeit der Deutſchen", Band IV., Seite 333 ff., deutlich ausgeſprochen, und ich glaube nicht, hier wiederholen zu müſſen, was in jenen Büchern ſteht, die in vielen Händen ſind.)

P.

In dem furchtbaren Winterfeldzuge der Schweden in Norwegen unter Karl XII. erreichte einſt die Kälte einer Nacht im freien Felde eine ſolche Stärke, daß ſelbſt die abgehärtetſten Krieger einen mehr als gewöhnlichen Ernſt zeigten. Nur die Fröhlichkeit eines ſiebzehnjährigen Jünglings ſchien unverwüſtlich, indem er beim Schein der Wachtfeuer ſich ſingend eine Bettdecke und inſonderheit ein wohlgeſtaltetes Kopfkiſſen aus dem hartgefrorenen Schnee herausſchnitt und zimmerte. Da lachte die ganze Schaar; nur ein alter Wachtmeiſter ſah ernſthaft drein, ſo daß auch der Jüngling fragte: „Seid ihr böſe, Vater?" — Und der Alte erwiederte: „Nun,

nun, als Spaß mag's hingehen, ſonſt aber iſt es doch eine Weichlichkeit. Schäme Dich."

q.

Es giebt eine deutſche Mittelſtadt, in der mir zu Muthe wird, als ginge ich in einem widerſtandloſen lauen Waſſer, das zwar einige erträglich wohlduftende Stellen hat, doch auch mehrere, von denen man das Gegentheil ſagt. In andern Städten kann man ſich über den Mangel an Widerſtand keinesweges beklagen, ja es ſcheint in denſelben faſt nur rauher Nordwind zu wehen und das Talent, nein zu ſagen, vorzuherrſchen. Möge das letztere nur ja nie zur Gewohnheit werden, damit man nicht endlich auch der ruhigen Bildung überhaupt ein trauriges Nein entgegen rufe.

r. *)

Die gewöhnlichen Leſer laſſen ihre Phantaſie an der Hand der gewöhnlichen belletriſtiſchen Schrift-

---

*) Wurde bereits 1822 geſchrieben.

ſteller faſt alle Tage auf die Weide gehn, ſo daß man ſich an die Fütterung mit Klee erinnern dürfte.

Sagt nicht, ihr guten Leſer, dies Wort ſei zu bitter. Es iſt es nicht und auch das bitterſte würde doch ſchwerlich helfen, denn wer einmal des Götterbettes müde geworden iſt, das die edlen Genien Deutſchlands bereiten, und nach Wegwurf haſcht, der wird des Wegwurfs nicht leicht müde, und an Vorrath kann es ihm nie fehlen, da ſämmtliche Oſter- und Michaelismeſſen ganze Heuwagen voll ſolcher Nahrung herbei führen.

Aber war es denn ehedem beſſer? Ohne Zweifel. Denn nehmen wir ſelbſt die dürreſte Zeit unſerer Literatur vor Augen: die erſten vier Jahrzehnde des achtzehnten Jahrhunderts; was begegnet uns hier als Modelektüre? Der Dichter Günther, über den hoffentlich Niemand mehr leichtſinnig reden wird, wenn er ſich erinnert: „er war ein Dichter, wenn es je einen gab.“ Ferner: „Die Inſel Felſenburg,“ die bei aller Breite in der Darſtellung doch faſt überall eine Geſinnung und zuweilen auch Novellenpoeſie zeigt. Außerdem eine Menge „Robinſone“, „Der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier,“ u. ſ. w. Das ſind freilich geſchmackloſe Sachen, aber ſie geben denn doch nicht ſelten bedeutenden

Stoff zum Denken, und die Verfaſſer ſchütten Alles aus, was ſie je in Wiſſenſchaften und Künſten gelernt haben, ſie theilen ganze Predigten mit, überſetzen ſchöne Kapitel aus griechiſchen und römiſchen Autoren, berichten viel von wilden Völkern oder von den Schätzen Peru's; mit Einem Wort, ſie ſind tadelnswerth; doch bei weitem nicht ſo flach und ſeicht als jetzt nicht ganz wenige in unſerer Literatur herumlaufen.

62.

Die Correcturen der „ruhenden Wälder.“

Das gute alte Lied: „Nun ruhen alle Wälder,“ war bereits ein ganzes Jahrhundert, und länger noch, zur Erbauung ſämmtlicher proteſtantiſcher Gemeinden in Deutſchland, in allen Kirchen geſungen worden, als ſich mit einemmale die Meinung erhob, es ſei doch überaus lächerlich zu ſagen „nun ruhen alle Wälder.“ Da nun die Menſchen bekanntlich ſehr gern lachen, ſo lachten ſie denn auch tüchtig, und diesmal ſogar mit feſter Ueberzeugung, der Spaß ſei lachenswerth. Zwar hätte eine einzige nähere Betrachtung den alten Paul Gerhard und ſeinen Ausdruck rechtfertigen können, denn wer irgend einmal mit heiterm Auge die Natur aufgefaßt hat, wird gewiß erkannt haben, daß, wie die ganze ſichtbare Natur, ſo beſonders der Wald das deutlichſte Abbild der vier Tageszeiten giebt; da aber die meiſten Großſtädter ſich um die Natur nicht ſonderlich kümmern, ſo wußten ſie auch von den Wäldern nicht viel mehr, als daß ſie eben aus lebloſen Bäumen beſtehen, die freilich weder wachen noch ruhen können, während es einem Landmann ganz alltäglich iſt, zu denken und auch allenfalls zu ſagen, daß der Wald, wenn auf ſeine Wipfel die Morgenſonne ſcheint, wach werde, daß gegen Mittag ſich eine ſchwüle Stille über ihn verbreitet, daß gegen Abend dort geheime Zauber walten im Rauſchen und Flüſtern des Laubes, und daß er Nachts ruhet. Im Jahr 1660 — um dieſe Zeit etwa wurde das Lied gedichtet — waren die Deutſchen vertrauter mit der Natur und verſtanden den guten Paul Gerhard recht wohl. Da man jedoch die neueren Kritiker nicht gut auf das Charakteriſtiſche des Waldes — gleichſam die lyriſch-elegiſche Poeſie der Natur — aufmerkſam machen konnte, weil ſie es nicht kannten oder kennen wollten, ſo ſuchte man jetzt für den armen Berliner und Lübbener Paſtor eine neue Stütze, und fand auch ohne alle Mühe die allerglänzendſte, und zwar im Virgil. Dieſer nüchternſte, eleganteſte, correcteſte Normaldichter hatte nämlich in ſeiner Aeneide die Wälder gleichfalls ſchlafen laſſen *); gegen Virgil aber, den man ſelbſt unter Ludwig XIV. als das höchſte Ideal der Beſonnenheit und des guten Geſchmacks betrachtete, wagte ſich ſo leicht Keiner an; und ſo kam denn auch das Gerhardſche Lied wieder zu einigen Ehren. Eine gewiſſe Scheu blieb jedoch immer, und man hätte es wegen ſeiner Berüchtigtheit gern dem Volke weggenommen. Das ging aber nicht ſo leicht, denn ſo zähe auch die meiſten Deutſchen ſind, ehe ſie lieben, ſo eifrig ſind ſie, wenn ſie einmal lieben: es ſei nun ein Lied, oder ein Buch, oder einen Menſchen u. ſ. w. Jene ruhenden Wälder ſtanden ein für allemal feſt in der Phantaſie des Volkes, dieſes Gedicht hatte ſich längſt von den Drucklettern gleichſam abgelöſt und war auf den Lippen und im Herzen des Volkes geblieben, aber eben deshalb wünſchte das Volk, es auch in ſeinem Geſangbuche gedruckt zu ſehen. Was

---

*) Nox erat et placidum carpebant fessa soporem
Corpora per terras, *silvaeque* et saeva quierant
Aequora — —

ja ſogar:

Quum *tacet omnis ager* u. ſ. w.
Aeneid. IV. 521. ff.

war dabei zu machen? Man mußte den Mittelweg einſchlagen und es corrigiren. Daß die Wälder und Felder ganz und gar ſchlafen ſollten, konnte wegen des gegebenen Aergerniſſes nicht ferner verſtattet werden; aber was lebt in Wäldern: das konnte allerdings ruhen, und dieſe Ruhe wurde ihm gegönnt, ſo daß es nunmehr heißt:

Nun ruhet in den Wäldern,
In Städten und auf Feldern
Sanft ſchlummernd was da lebt.

Iſt dies nun eine Verbeſſerung? Iſt dies „Nun ruhet ſanft ſchlummernd“ nicht unnütz breit? Iſt dies: „was lebt in Wäldern,“ nicht auf pedantiſche Unterſcheidung gerichtet, da wo gar keine Unterſcheidung wallten ſollte? Und ſind wir nicht längſt gewöhnt, uns ſogar die Blumen ſchlafend zu denken? Iſt nicht ferner die ſanfte Melodie des Verſes gehemmt? — Sei es eine Kleinigkeit; der harmloſen Gegenrede iſt es doch werth *).

---

*) „Kleinigkeit“ und „harmlos“ — ich wiederhole dieſe Worte, und füge zugleich, damit es ganz unmöglich werde, dieſen kleinen Aufſatz in das Mißverſtändniß zu ziehen, die ſonſt unbedeutende Notiz hinzu, daß er bereits im Herbſt 1829 geſchrieben wurde.

Vor einigen Jahrzehnden ſtand es jedoch weit ſchlimmer, denn man hatte ſelbſt dem guten Gerhard nicht mehr hingehen laſſen wollen, daß die ganze Welt ſchlafe, denn da man längſt zu der ſchweren Kenntniß gelangt war, daß unſere Antipoden keinesweges im Bette liegen, wenn wir die Ruhe genießen, ſo wollte man dieſes Wiſſen auch geltend machen. Welch ein Unglück wäre es, wenn ein andächtig ſingender Bürgersmann dieſen Umſtand vergeſſen, und zu einem Irrthum in der Erdkunde verführt werden ſollte. So wurde denn die ganze Welt in die halbe verwandelt, es konnte

---

Fern ſei indeß jede Ueberſchätzung des beſcheidenen Gerhard; er iſt ausgezeichnet durch rührende Erbaulichkeit und Tiefe der Geſinnung; doch zieht ihn zuweilen eine gewiſſe dunkle Schwermuth herab, der Reim macht ihm einige Mühe, und der Wortausdruck iſt nicht immer ſo wie er ſelbſt ihn mag gewünſcht haben, weshalb in dieſer Hinſicht für die Erbauung der Neueren durch ſeine Lieder eine gewiſſe gelinde Nachhülfe wünſchenswerth iſt. Ganz vortrefflich iſt er nur dann, wenn er aus der tiefſten Tiefe ſeiner ſtets edel kämpfenden Seele die Empfindung ausſtrömen läßt, z. B. in den allbekannten Zeilen:

Wenn mir am allerbängſten
Wird um das Herze ſein u. ſ. w.

nunmehr mit gutem Gewiſſen geſungen werden, und wenn etwa ein junger Menſch fragte, „weshalb nur die halbe Welt?“ ſo knüpfte ſein würdiger Lehrer daran die ſchönſten naturhiſtoriſchen und geographiſchen Bemerkungen.

Ueberhaupt liebte man ſehr, an die religiöſe Erbauung wiſſenſchaftliche Notizen zu knüpfen, wobei es denn freilich nicht ganz ohne Seltſamkeiten abging. So lebte einmal vor funfzig oder ſechszig Jahren ein ſehr tugendhafter und — verdrießlicher Dorfſchulmann, der ſich nicht genug erboßen konnte, als er einmal vernahm, daß einige ſprachunkundige Eltern ihren Kindern den entſetzlich regelwidrigen Reim beigebracht hatten:

Ach lieber Gott, ich bitte dich:
Mach doch ein frommes Kind aus — mich.

Hatte er darum mit Mühe und Schweiß Jahrelang die Lehre von den Präpoſitionen vorgetragen? und mußte er nun erleben, daß um des Reimes willen dem Aus ſo ſchmähliches Unrecht widerfuhr? Selbſt in dem unwahrſcheinlichen Falle, daß irgend ein Bauerkind durch den Inhalt jener Zeilen wirklich etwas frömmer geworden wäre; dieſe Frömmigkeit wäre doch zu theuer erkauft geweſen! Was aber dagegen thun? Bloße wiſſenſchaftliche **Polemik** in ungebundener Rede genügt in ſolchen Fällen nicht, und Verſe laſſen ſich am beſten durch Verſe bekämpfen. So legte denn der wehmüthige Mann ſelbſt Hand an's Werk und ließ hinfort den faulern Kindern die Wahl zwiſchen zwei verſchiedenen Leſearten:

„Ach lieber Gott, ich bitte dich:
Mach doch zum frommen Kinde mich,“

und:

„Ach lieber Gott, ich bitt' von dir:
Mach doch ein frommes Kind aus mir,“

die fleißigern aber, die größere Anſtrengung nicht ſcheuend, ſollten hinfort dies Gebet in beiden verſchiedenen Formen hinter einander herſagen. Zwar iſt die Redeweiſe: „ich bitt' von dir“ als Latinismus in keinem Fall zu billigen; indeſſen war doch den Präpoſitionen, die dem Mann am meiſten am Herzen lagen, Gerechtigkeit widerfahren, und die Kinder hatten hinfort nicht bloß ihre Andacht, ſondern gleich die Kenntniß von dem Zu, Aus, und Von an ſich gebracht, welches der ſonſt nur ſelten ſcherzhafte Mann: „zwei Fliegen mit Einer Klappe ſchlagen“ nannte.

63.

Päpſtliche Thränen.

Wenige Päpſte haben wol ſo oft und ſo bedeutſam geweint, als Clemens XI. Albani (geboren am 22. Juli 1649 zu Urbino, geſtorben am 19. März 1721). Als er, trotz ſeines zur Erlangung des Papſtthums noch unreifen Alters (November 1700) erfuhr, daß die Wahl ihn dennoch treffen werde, weigerte er ſich mit großer Lebhaftigkeit: Er ſei durchaus untauglich, und bitte Gott inbrünſtig, ihn lieber ſchnell ſterben zu laſſen.“ Die Umſtehenden weinten, er aber am meiſten; die Gemüthsbewegung war ſo heftig, daß er am andern Tage einen Anfall von Fieber bekam, der ſich gleichfalls mit Weinen beſchloß. Am dritten Tage kamen die Cardinäle wieder und baten noch inſtändiger; er aber beharrte auf dem Nein, und weinte dazu nicht wenig und mit großem Anſtande.

Dieſe Thränen endigten mit einer ſcheinbaren Gemüthsverhärtung, indem er ſich in ſeine Zelle verſchloß und Niemand einzulaſſen befahl. Indeß wagten einige vertrautere Cardinäle, den Befehl zu vergeſſen und in die Zelle zu dringen. Neues Anflehen, neues Weinen. Trotz dem erfolgte endlich die feierliche Ernennung, über die Clemens in eine Art von Verzweiflung zu fallen ſchien, der zufolge er die allerheftigſten und bitterſten Satyren gegen ſich ſelbſt ausſprach. „Alle Tugenden, die man bei ihm zu treffen meine, ſeien Scheintugenden; er beklage, daß er die Welt betrogen habe, denn von dem, was ſie Annehmliches bei ihm finde, beſitze er gar nichts. Noch ſei es Zeit, zu einer beſſern Wahl zu ſchreiten, und er bitte die Cardinäle, es zu thun, denkend des großen Gerichtstages, an welchem ſie ſchwere Rechenſchaft ablegen müßten.“ Neues Eindringen, neues Weinen, bis er endlich ausrief: „Ich nehme es an, denn ich würde eine Todſünde begehen, wenn ich mich länger noch weigern wollte.“ Noch ganz thränennaß beſtieg er den päpſtlichen Stuhl, und das Weinen erreichte jetzt den höchſten Grad, wozu vielleicht die Bequemlichkeit des Sitzens auf dem weichen Sammetpolſter Einiges beitragen mochte.

Es würde unbillig ſein, alle dieſe Thränen für eine Wirkung der Heuchelei zu erklären; manche derſelben aber waren doch auch wol — für den Druck und für die Zeitungen berechnet, und gleichſam oſtenſibel. Clemens war nichts weniger als weichmüthig, ſondern ein Papſt faſt im Styl Gregors des Siebenten, wobei er nur vergaß, daß dieſer Styl zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts keine Wirkung mehr thue. Seine erſte Handlung in dieſem Geiſte war, ſich der Erhebung des Herzogthums Preußen zu einem Königreiche laut und heftig zu widerſetzen, wobei er den alten tauſendmal widerlegten Grundſatz von neuem geltend zu machen ſuchte: „das Recht, Könige zu krönen, komme nur dem römiſchen Papſte zu.“ Das proteſtantiſche Deutſchland betrachtete ſolche Aeußerungen wie eine Lächerlichkeit, und ſelbſt eifrige Katholiken meinten, es ſei nicht wohlgethan, mit dergleichen veralteten Anmaßungen vorzurücken. Dem Papſte blieb alſo weiter nichts übrig, als abermals — zu weinen, und diesmal im ganzen Ernſt.

Da er im ſpaniſchen Erbfolgekriege mit großem Eifer Frankreichs Partei genommen hatte, ſo fand ſich bald wieder Gelegenheit, Thränen zu vergießen;

doch zeigte er auch, daß er dieſe nur bis aufs Letzte verſparte, und vorher Kraft und Liſt aufbieten könne. Der Aufenthalt der kaiſerlichen Heere in Italien ward ihm höchſt, läſtig, und es gelang ihm, den Grafen von Leiningen durch ſein beſtändiges Bitten zu bewegen, das Gebiet von Ferrara zu verlaſſen; ſeinem eignen General Paolucci aber befahl er, den Franzoſen die Päſſe über den Po zu öffnen, wodurch die Oeſtreicher für den Augenblick in eine gefährliche Lage verſetzt wurden. Der kaiſerliche Geſandte am römiſchen Hofe, Graf von Lamberg, beklagte ſich bitter über dieſen Bruch der Neutralität; doch der Papſt erklärte ihm mit ungemeiner, faſt naiver Gelaſſenheit: es ſei dies Alles gegen ſeinen Willen geſchehen. „Weil Ihre Heiligkeit es verſichern, muß ich es glauben, ſtehe aber nicht dafür, daß mein Kaiſer es auch glauben werde!“

Bald darauf gab es wieder eine ſehr feierliche Gelegenheit zu weinen, und zwar öffentlich bei einer wohlſtyliſirten Leichenrede, die er 1705 dem Kaiſer Leopold I. zu Ehren halten mußte. Er hatte dieſen Fürſten ſtets gehaßt; jetzt aber, da derſelbe im Grabe lag, hätte er ihn gern wieder erweckt; denn deſſen Sohn und Nachfolger, Joſeph I., ein von der Natur reich begabter junger Mann, hatte ſich von jeher als einen entſchiedenen, kraftvollen Gegner päpſtlicher Anmaßungen, ſo wie überhaupt als trefflichen Feind alles deſſen, was man „Pfaffengeiſt“ nennt, gezeigt *). Gegen die Unternehmungen dieſes Fürſten konnte der Papſt ſeinen Unwillen ſo wenig verbergen, daß der kaiſerliche Geſandte, der ſich mit Recht beleidigt fühlte, den römiſchen Hof ohne Abſchied verließ. Clemens hätte das freilich vorherſehn können, allein diesmal hatte der Zorn über ſeine Klugheit geſiegt, und ſo blieb für jetzt abermals nichts weiter übrig, als in öffentlicher Verſammlung über die öffentlichen Verhältniſſe zu weinen, was auch im reichen Maaße geſchah **). Aber auch Thaten und Worte fehlten nicht, und zwar in dem ſeltſamſten, halb feierlichen, halb witzelnden Styl. Wie auch das Glück der Waffen in Deutſchland und Italien ſich für Oeſtreich erklärt haben mochte, er beharrte dennoch dabei, keinen andern König von Spanien und Neapel anerkennen zu wollen, als Philipp von Anjou; er verglich cyniſch genug Karl III. mit einem ehebrecheriſchen Kinde, welches er mit dem rechtmäßigen Philipp nicht unter ſeinem einem Herzen tragen könne. Dieſem anſtandwidrigen bleiernen Witz folgte die thränenſchwere Aeußerung: er müſſe mit Schmerzen ſehen, wie „der Adler ſeine Klauen und ſeinen Schnabel in Menſchenblut färbe.“

---

*) Seine einzelnen Uebertreibungen und allzu großen Raſchheiten, ſo wie überhaupt ſein Mangel an religiöſer Tiefe, gehören nicht hieher, ſollen jedoch wenigſtens in einer Anmerkung angedeutet ſein, damit auch diejenigen Leſer, denen Joſeph I. etwa noch unbekannt ſein ſollte, nicht irre geführt werden.

**) Welche große Plane Joſeph I. hatte, beweiſet unter Anderm die auf ſeine Veranlaſſung über einem Thore von Comachio in Italien prangende Inſchrift: „Josepho Imperatori antiqua Italiae jura repetenti.“ Einen ſolchen Fürſten mit dem Bann zu bedrohen, war nur für den Droher gefährlich.

Da aber in ſo kriegeriſchen Zeiten weder Worte noch Zähren viel halfen, ſo beſchloß Clemens auch einmal, den kriegeriſchen Geiſt und das Schwerdt ſelbſt walten zu laſſen. Er ließ ſich, völlig wie eine weltliche Macht, mit Frankreich in ein Schutz- und Trutzbündniß ein, und es ſollte ſein Heer, mit Einſchluß einiger weniger franzöſiſchen Bundestruppen, aus fünf und neunzig tauſend Mann, und ſeine Flotte aus achtzig Kriegsſchiffen beſtehen. So hatte er befohlen, und es ſchien, als glaube er im Eifer, es ſei Alles auch gleich da, ſobald er es befohlen. Jetzt war jedoch auch die Geduld der Oeſtreicher zu Ende, und ihr kleines, aber treffliches Heer, das ſelbſt die ſonſt ſieggewohnten Franzoſen beſiegt hatte, ſchien den Zug gegen den Kirchenſtaat faſt wie einen Feſtzug anzuſehen. Die päpſtlichen Truppen zogen ſich aus begreiflichen Gründen von einem Ort zum andern zurück, und ſo ſtand der kaiſerliche Feldherr Daun plötzlich nur noch wenige Meilen von Rom, und der Papſt ſtaunte ſehr, daß ſeine befohlnen, aber nicht exiſtirenden 95,000 Mann mit den 9000 Oeſtreichern, die ihre Exiſtenz ſo ſehr geltend machten, nicht hatten fertig werden können. Das unächte „Pauliniſche Schwerdt" entfiel ihm, er weinte und wollte nach Avignon fliehen, ließ ſich aber noch zur rechten Zeit zu einem Frieden bewegen, der freilich manches ihn Betrübende enthielt (z. B. Abſchaffung des Heeres bis auf die gewöhnliche kleine Anzahl, Anerkennung Karl's des Dritten als König von Spanien, freien Durchzug für die Kaiſerlichen u. ſ. w.), — dennoch aber Dank verdiente, da die Sieger leicht hätten härtere Bedingungen machen können. Er unterſchrieb mit Thränen.

Dieſe verwandelten ſich während ſeines ganzen übrigen Lebens nur noch zweimal in Freudenthränen; zuerſt 1710, als der gelehrte, überall berühmte, genialiſche Herzog Anton Ulrich von Braunſchweig in einer unglücklichen Periode von Schwermuth und Unzufriedenheit zur katholiſchen Religion überging; und als ſpäterhin ſein Liebling Philipp von Anjou doch den Thron von Spanien beſtieg. Aber was halfs? Die Wirkungen der berühmten Conſtitution Unigenitus waren für ihn im höchſten Grade nachtheilig; ſie erbitterten den größten Theil der franzöſiſchen Geiſtlichkeit und zeigten den alten Aberglauben von päpſtlicher Unfehlbarkeit in ſeiner ganzen Blöße. Ohne Zweifel hätte er gern mit ſeinen Thränen dieſe Bulle wieder verlöſcht; aber es war zu ſpät. Er fühlte ſich jetzt oft krank, und mochte wol gar manche Stunden haben, in denen er ſein Leben und ſein Wirken als einen Irrthum betrachtete. Er hatte es, wie mir ſcheint, und auch bereits oben vermuthet worden, auf einen neuen Gregor den Siebenten angelegt *), und meinte ge-

---

*) So verbot er z. B. den ſiciliſchen Geiſtlichen, zu predigen, Beichte zu hören u. ſ. w., lediglich, weil er mit des Herzogs von Savoyen Regierung in Sicilien unzufrieden war; aber die Einwohner kehrten ſich nicht daran und verjagten die Geiſtlichen, welche dem päpſtlichen Befehl Folge leiſten wollten. So that er auch die Republik

nug gethan zu haben, wenn er, unterſtützt von mannigfaltigen Talenten, Gelehrſamkeit und äußerer Würde, wie Jener handelnd, und ſanftere und zierlichere Formen wählte. Vergebliches Bemühen! Die Zeit war ſchon viel zu weit vorgerückt, als daß ein ſo unglücklicher Plan hätte gelingen können; und ſo blieb ihm freilich nicht viel mehr übrig als Thränen. Ob aber um ſeinetwillen, als er am 19. März 1721 ſtarb, viel geweint worden iſt, darüber ſchweigt die Geſchichte.

Genua in den Bann, erlebte aber den wohl vorherzuſehenden Kummer, daß man in Genua die Bulle zerriß, und der ganzen Procedur, nicht einmal ſehr ernſthaft, ſondern gleichſam nur im Vorübergehen, wehrte.

64.

Unerfreuliche Redensarten.

Höchſt unangenehm iſt bei den früheren Deutſchen eine ganz eigene Hinneigung zu Nuditäten der übelſten Gattung, und auch der liberalſte Leſer wird für das Schmutzige und Ekelhafte in manchem Meiſterſänger keine Entſchuldigung finden. Manche ſonſt wackere und witzige deutſche Volksbücher gewähren deshalb nur einen ſehr verkümmerten Genuß, denn wenn uns Seite 5 körperlich übel hat werden müſſen, ſo ſind wir nicht leicht im Stande, über den Witz S. 6 zu lachen. Noch ärger, ja recht beſonnen im Häßlichen wählend finden wir manche Schriftſteller während und nach dem dreißigjährigen Kriege, ſo wie ſich denn auch eine gewiſſe Plattheit und Rohheit im Ausdruck einfand, mit der man ordentlich ſtolzirte. Worte und Redensarten, wie: Stranguliren, Maſſacriren, das

Schiff iſt mit Mann und Maus untergegangen, die Beſatzung ſollte über die Klinge ſpringen, das ganze Regiment wurde in die Pfanne gehauen, er nagt am Hungertuche u. ſ. w., können in ſeltnern Fällen ihren Platz nehmen, finden ſich aber ſo häufig, daß man glauben möchte, die Redner und Schreiber fänden dergleichen Phraſen wohltönend, oder als Blumen duftend *). Selbſt die Nachricht von dem Tode eines Menſchen wird mitunter auf eine gemein-luſtige Weiſe in grob-witzigen Umſchreibungen, die ich nicht näher bezeichnen mag, mitgetheilt, denn es klingt doch — ſo hofft man — heroiſch, ſelbſt über das Sterben noch vergnüglich, oder auch nur grob reden zu können.

In dieſer Hinſicht verdienen die Bauern manches deutſchen Gaues ein beſonderes Lob, die, ſo ſehr ſie auch zum Scherz geneigt, und ſo reich ſie

---

*) Auch in der gewöhnlichen Schreibart, der ruhig ernſten, iſt oft der Ton nicht gehalten, was zuweilen bis ins Lächerlichſte geht. So finde ich z. B. in einem Aufſatze über den Zuſtand der abgeſchiedenen Seelen (deutſche Acta eruditorum 1713), nachdem der Rec. eine Weile auf gewöhnlicher metaphyſiſcher Heerſtraße fortgeſchlendert, den köſtlichen muntern Ausdruck: die Seelen könnten ja, „wenn alle Stricke reißen ſollten“ u. ſ. w.

an manchen ſtechenden Witzworten in Beziehung auf das gewöhnliche Leben ſind, doch von dem Tode nur einfach religiös oder mit ſinnvollem Euphemismus reden, z. B. „er iſt heimgegangen,“ „ihm iſt wohl,“ „er iſt beſſer daran als wir alle“ u. ſ. w. Wer in Deutſchland gereiſ't iſt, und mehr geſehen hat als Salons, wird mir beiſtimmen.

65.

Sterben und erben.

Daß ein Menſch von dem andern etwas Materielles — man nennt es bekanntlich ordinärerweiſe im ordinären Leben „Geld und Geldeswerth“ — erben kann, ſoll und muß, iſt, wie man mir wol glauben wird, auch zu meiner Kenntniß gekommen; aber eben deshalb habe ich mich ſchon tauſendmal gewundert, daß man ſo nüchtern und kalt davon zu reden pflegt. Wird die Sache bloß wiſſenſchaftlich behandelt, z. B. von dem Geſetzlehrer, ſo ſoll allerdings die bloße Herzenswärme zurücktreten, und lediglich der helle Verſtand reden, ich meine nämlich jenen Verſtand, der eben deshalb hell iſt, weil er die Rechte des Herzens als urſprünglich wahr betrachtet. Ich verlange ferner auch keine beſondere Gemüthserregung, wenn etwa Jemand erzählt, daß der Subconrector So und So, nachdem er ſich lange genug mit der ſpartaniſchen Suppe beholfen, von ſeinem neunzigjährigen Großoheim ein zweiſtöckiges Haus nebſt Garten, und vielleicht ſogar ein paar hundert Harz-Gulden geerbt hat. Wir ſollen den Onkel nicht allzuſehr beweinen, und dem armen Schulmann ſein Erbtheil nicht bloß gönnen, ſondern uns darüber freuen. — Wie aber, wenn dieſer Unterregent etwa am neun und achtzigſten Geburtstage des Onkels geſagt oder auch nur gedacht hätte: „Nun nach gerade könnte der Alte wohl abkommen," dann wünſchen wir — falls jener ſich nicht bald zur Reue, Buße und Beſſerung ſteigert — der Greis hätte nicht den reflectirenden Klein-Neffen, ſondern irgend ein gutes Waiſenhaus mit ſeiner Habe bedacht.

Steht es nun alſo mit unſerm Urtheil, was werden wir dann empfinden müſſen über den gewöhnlichen Lauf des Lebens, in welchem von all dieſer zarten Scheu kaum jemals die Rede iſt. Faſt ſämmtliche junge Wittwen in tauſend Europäiſchen Luſtſpielen erzählen mit oder ohne Witz, aber ſehr vergnüglich, ihr Seliger habe, nachdem er lange genug gebrummt und gegrämelt, endlich doch den geſcheidten Einfall gehabt zu ſterben, und ihnen ein großes Vermögen zu hinterlaſſen, wobei es nur auf den Poeten ankommt, ob er ſie mit funfzigtauſend Thalern Courant zu befriedigen hofft. Nun ſollte man freilich glauben, eine Wittwe, welche alſo reden kann, ſei ein freches und gemeines Weibsbild, und ein ſolches habe auch der Dichter nur ſo ſchildern wollen, allein mit nichten. Die Perſon iſt liebenswürdig genug und geht munter und friſch auf die zweite Freite aus. In ähnlichem Styl gebährden ſich auch die Neffen, die Couſins u. ſ. w., und der größere Theil des Publikums hat ſich an dieſe Ungebühr ſchon ſo ſehr gewöhnt, daß er dabei nur lacht. Wir können uns leider darüber nicht wundern, denn, wie geſagt, im gewöhnlichen Leben curſiren die Ausdrücke: „der oder der, die oder die erbt einmal, und hoffentlich bald, von dem alten Onkel oder der alten Tante,“ u. ſ. w., und man iſt dabei ſo ruhig, als ſei etwa die Rede von einer Loge zum Fra Diavolo, die einer dem andern aus Gefälligkeit überläßt. Selbſt von Kindern in Beziehung auf ihre Eltern redet man von zu hoffenden Erbſchaften, ja es finden ſich ſogar Söhne und Töchter, die ohne alle Gemüthserregung ausſprechen: „wenn einmal mein Alter oder meine Alte ſtirbt, ſo erbe ich ſo und ſo viel.“ Trifft ſiedann irgend ein verweiſender Blick, ſo antworten ſie mit

Ueberlegenheit: „Nun, nun, ich wünſche ja deshalb nicht, daß ſie bald ſterben,“ oder noch frecher: „ſie ſterben ja dadurch nicht eine Minute früher, aber man ſoll doch auch an die Zukunft denken.“ So iſt ſelbſt der Reſpect vor dem größeſten und furchtbarſten oder — ſüßeſten Geheimniß, dem Tode, verſchwunden, ſo bald nur nicht von dem eigenen die Rede iſt. Dann aber ſind dieſe Frechen auch am furchtſamſten, und wenn ſie ſich einmal erkältet haben, ſeufzen ſie bei dem übelſchmeckenden Camillenthee über die ihnen drohende Gefahr.

Wir wollen uns bei dieſen fatalen Leuten nicht länger aufhalten, ſondern bloß noch kurz und kräftig ausſprechen, daß, wer an den nahen oder fernen Tod eines Dritten Hoffnungen, und gar materielle Hoffnungen für ſich anknüpft, eine Sünde begeht, deren Größe durch keine Witzelei verringert werden kann.

66.

Goethe's Nichtantworten.

(Geſchrieben 1823 *).

Die vollendete Einheit des Wiſſens und Begeiſtertſeins, der Liebe und der Ironie bildet den Dichter im höchſten Sinne des Worts; wobei wir jedoch unmaßgeblich meinen, daß Jahrhunderte vergehen, ohne einen ſolchen zu erzeugen. Alt-England hatte einen und wir einen im ſechszehnten Jahrhunderte, der noch dazu gar nicht einmal einräumen wollte, daß er ein Dichter ſei, lediglich bemüht, Europa's Geiſtesfreiheit zu retten. Einen andern haben wir Gottlob noch, der als blühender Jünglingsgreis den reichſten Kranz des Genie's in herrlicher Würde und Anmuth trägt.

---

*) Eine Jahrszahl, die ich zu beachten bitte.

Gegen ihn haben ſich — dergleichen ſollte immer nur beiläufig erwähnt werden — bekanntlich unlängſt einige „Leute da unten" verſchworen und zu etwanigen Bonmots und ernſthaften Reden zuſammengelegt. Es iſt ſchade, daß Beides nicht beſſer gerathen iſt, ſonſt könnte man doch ſagen: Ihr Männer, lieben Brüder, es iſt zwar nicht eben dankbar, daß ihr Waffen (Gedanken- und Redewaffen), die, unter uns geſagt, größtentheils von ihm geborgt worden ſind, gegen ihn braucht, da ihr indeß erträgliche Gladiatoren ſeid, mag es hingehen, beſonders wenn ihr nicht vergeßt, daß eure Streiche gegen ihn doch eben ſo wenig fruchten als die, mit denen Horatio und Marcellus in einem unglücklichen Augenblicke den Geiſt des alten Heldenkönigs bedrohen. Jetzt aber kann man dies Alles nicht ſagen, weil es viel zu gut wäre für die meiſten erlebten Fälle, ſondern wir ſollen bloß Goethe loben, daß er nicht der Mühe werth findet, nur den kleinen Finger auszuſtrecken, um dem ganzen Unweſen ſchnell ein Ende zu machen. Weshalb ſollte er noch apart vernichten wollen, was in ſich ſelbſt ſchon vernichtet iſt?

Daß hier nicht die Rede ſei von einzelnen geiſtreichen Männern, die mit Anſtand und Freiſinnigkeit Einzelnes in Goethe's Werken angegriffen haben, verſteht ſich zwar ganz von ſelbſt, doch mög' es hinzugeſetzt werden für die wenigen Leſer, die etwa mißverſtehen wollen, und denen es nunmehr hiedurch unmöglich gemacht wird.

67.

Abermals vom großen Kurfürſten.

Daß Fabius durch Zaudern Rom gerettet habe, iſt allbekannt, und, ſo oft es erzählt wurde, auch gerühmt; einmal aber iſt auch Deutſchland durch Zaudern gerettet, und zwar war diesmal unſer großer Kurfürſt der weiſe Zauderer. Da dies, ſo viel ich weiß, noch nie und nirgend im Druck ausgeſprochen worden iſt, ſo muß ich billig ein wenig in das Detail gehen, doch nur mit kurzen Worten, da die Aeußerlichkeiten jener Zeit, von der ich reden will, ziemlich allgemein bekannt ſind, und es hier nur auf die Verknüpfung ihrer Reihenfolge ankommt.

Nach einem überaus unglücklichen Kriege ſchließt Oeſtreich und das deutſche Reich 1678 einen noch unglücklichern Frieden zu Nimwegen, der dem Könige Ludwig XIV. die Möglichkeit zu ſeinen berüchtigten Reunionen verleiht. Der Kurfürſt Friedrich

Wilhelm von Brandenburg wird ein Jahr lang faſt allein gelaſſen, ſieht ſich im Kampfe mit zwei Kronen zugleich (Frankreich und Schweden) und muß endlich, obwohl bei ununterbrochenen Siegen, Frieden ſchließen (zu St. Germain 1679). Nun beginnen die Reunionen, ganz Europa ſtaunt, Deutſchland tobt und ſeufzt, Alles erſchallt von Klagen über Frankreichs beiſpielloſe Eigenmächtigkeit, aber ſelbſt noch in den Klagen zeigt ſich ſchon die Uneinigkeit der deutſchen Reichsſtände. Der Kurfürſt, der am beſten wiſſen konnte, wie weit es mit dieſer Uneinigkeit ging, kann, wie ſchmerzlich es ihm auch iſt, in dieſem Augenblicke weiter keinen Rath geben als abwartend zu unterhandeln. Er ſelbſt übernimmt die Vermittlungsrolle, die auch Niemandem mehr zukommt als ihm, da er der einzige deutſche Fürſt iſt, deſſen Macht und Klugheit ſelbſt dem Könige Ludwig imponirte. Dieſer bewirbt ſich jetzt ganz beſonders um ſeine Freundſchaft und wird auch dadurch in ſeinen Anmaßungen ein wenig gehemmt. Doch nimmt er Straßburg ohne eigentliche Kriegserklärung 1681, und erklärt es für eine franzöſiſche Stadt. Oeſtreich, mit Recht empört, dringt jetzt auf allgemeinen Krieg der Deutſchen gegen Frankreich, mehrere Fürſten, beſonders die minder mächtigen, ſtimmen bei, doch der Kurfürſt widerſetzt ſich, damit das ungeheure Elend nicht noch größer werde. Das zerriſſene, zerſtückelte Deutſchland *konnte jetzt* keinen Krieg führen, denn es ſah ſich auch durch die empörten Ungarn und die beutegierigen Türken bedroht. Dieſe dringen bald darauf mit unglaublicher Raſchheit durch Ungarn nach Oeſtreich und ſtehen plötzlich mit ungeheurer Macht vor Wien, das, ſeinem Untergange nahe, als die Noth am größten iſt, durch Polen, Sachſen und Baiern geretttet wird. Nun denke man ſich aber, wenn etwa im Auguſt 1683 Oeſtreich und das Reich *auch noch* mit Ludwig im Kampfe geweſen wären, und frage ſich ſelbſt über die offenbaren Folgen. Und wie war dieſer Friedenszuſtand erhalten? Lediglich durch die frühere Abmahnung des Kurfürſten vom Kriege mit Frankreich und durch die damalige Verſagung ſeiner Hülfe.

Dem möglichen Vorwurfe, als ob ich in das politiſche Benehmen des Kurfürſten während der Jahre 1680 bis etwa 83, in Beziehung auf Frankreich, zu viel Bedeutung lege, kann ich am beſten begegnen durch die unleugbare Thatſache, daß zu den großen Talenten dieſes Fürſten auch das für jede Zeit, beſonders aber für die damalige ſo nöthige: „der Ahnung der Zukunft", ſo wie das „des Wartens auf die paſſende Zeit" gehört. Wie klar unſer Fürſt die Zukunft ahnete, davon zeugt ſeine ganze Geſchichte, worüber auch die Memoiren des preußiſchen Geſandten von Dohm Belege geben; — wie ſchwer aber jenes Zaudern ſeinem Herzen werden mußte, ihm, dem Gerechten, den jedes Unſittliche und Ungeſetzliche empörte, darüber dürfen wir nur das eigene Herz fragen; doch die reinſte Staatsklugheit gebot das Zaudern unbedingt, und er folgte der ſchmerzlichen Pflicht. Kaum aber näherte ſich jene beſſere Zeit, die er mit Sicherheit erwartet hatte, als ſogleich wieder der alte Löwe, der nur zu ſchlummern ſchien, in ſeiner ganzen edlen Kraft auftrat. Aller Kränkungen von Seiten des Kaiſers Leopold vergeſſend, ſandte er ihm ein auserleſenes brandenburgiſches Hülfsheer gegen den Erbfeind des chriſtlichen Europa, und ohne Furcht vor Ludwigs Zorn, öffnete er den fliehenden franzöſiſchen Proteſtanten liebevoll einen ſichern Zufluchtsort, während er zugleich den Anmaßungen Frankreichs in Beziehung auf die Reunionen ein entſcheidendes Ziel ſetzte. Warum litt Ludwig dieſe großen Schritte? Warum zog er nicht augenblicklich das Schwerdt, da ſich ihm auch noch 1684, 85 ſo bequeme Gelegenheit bot? Die Antwort iſt nicht ſchwer und lautet ganz einfach: Er wußte wohl, was es heiße, an Friedrich Wilhelm, wenn deſſen Geduld *erſchöpft* war, einen Gegner zu haben, und ſo zog er vor — auf deſſen Tod zu warten. Ihm konnte es nicht verborgen geblieben ſein, daß unſer Fürſt bereits im Jahre 1678 an ſchmerzlichen Gichtanfällen litt, worüber dieſer ſelbſt, in einem noch erhaltenen Briefe an Derflinger, kurze aber deſto rührendere Nachricht giebt. Noch zehn Jahre lang widerſtand ſeine kraftreiche Natur, doch als er endlich 1688 das Heldenauge geſchloſſen hatte, da zeigten bald die auflodernden Städte, Flecken und Dörfer der Pfalz, daß Ludwig die Ueberzeugung gewonnen habe, jetzt ſei wieder *ſeine* Zeit gekommen.

68.

Sprachverwirrung.

Vielleicht war es die ſchwerſte Strafe, die Gott jemals über die Menſchen verhängte, als er bei dem Babyloniſchen Thurmbau ihre Sprachen verwirrte, daß ſie einander nicht mehr verſtehen konnten.

Es ſcheint, als habe uns dies Irrſal von neuem getroffen, und die heiligſten Intereſſen der Menſchheit in Religion und Philoſophie, Staatskunſt und Poeſie, werden jetzt in manchen von unſern Geſellſchaften auf eine Weiſe verhandelt, in denen oft nur das Eine deutlich iſt, daß die Sprecher ſich ſelbſt nicht deutlich ſind, und daß die Zuhörer ſich durch ganze oder halbe Taubheit ſchützen. Wäre hier nicht von den heiligſten Intereſſen die Rede, ſo dürfte man freilich lachen, denn die Taubheit einer gewiſſen Gattung iſt mit Recht und nicht ſelten in den Luſtſpielen als Lachmittel angewandt, und die Mißverſtändniſſe ſind der reichſte Stoff der Komödie. Hier aber gehen ſie in das Mark und das Blut hinein, und das Lachen würde übel tönen.

Ein Hauptgrund jenes faſt allgemeinen Mißverſtehens beſteht wohl darin, daß das Zeitalter mehr ein zerſtörendes als ein bauendes iſt, und mehr bei Mephiſtopheles in die Schule gegangen, als bei Chriſtus und Johannes. Der Zerſtörungsſüchtige aber kann nichts geben, weil er überhaupt nichts geben will, ſondern nur das Gegebene angreifen. Gelingt ihm das, ſo iſt er für den Moment im Vortheil, weil der Angegriffene, für jetzt auf bloße Vertheidigung reducirt, und kaum an die Möglichkeit eines ſolchen Angriffs glaubend, eben ſo arm dazuſtehen ſcheint, als der Angreifer. — Ach ihr Armen! es wäre euch beſſer, recht unglücklich zu ſein wegen eurer Armuth; dann könntet ihr doch vielleicht noch reich werden, ſtatt daß ihr jetzt nur darauf ausgeht, euer ſtetes Neinſagen als ächte Lebensweisheit geltend zu machen.

69.

Freude an der Natur.

Der ächte Freund der Natur wird gewöhnlich bei ihrem Anblick feierlich oder ſtill, damit ihm die beſtimmte Bedeutung irgend einer gebotenen Gegend deſto leichter klar werde. Dem wahrhaft naturkennenden und naturliebenden Blicke und Herzen iſt keine Gegend ganz unintereſſant.

Daß der Menſch, als Freiheit, die Natur als Nothwendigkeit (Hemmung, Schranke) auch lieben könne, iſt der höchſte Beweis ſeiner höhern Würde und der Gewißheit des Sieges.

Merkwürdig iſt, daß die Natur keinen Scherz zu vertragen ſcheint, während doch ſogar das Epos und die Tragödie den Scherz im Hintergrunde hat. Die Natur als ſolche iſt nur ernſthaft; doch darf ſie auch den Blick eines Ariſtophanes nicht ſcheuen.

Die gewöhnlichen Freunde und Freundinnen der

Natur meinen, es ſei eine ſchon genügende Luſt, wenn ſie nur hübſch munter im thauigen Graſe herumſpringen, den Kahn beſteigen, auf Berge klettern, nach friſcher Milch verlangen u. ſ. w. Das möchte hingehen, und ihnen ganz wohl zu gönnen ſein; wenn ſie nur nicht mit ſolcherlei Mittelmäßigkeiten ſich rühmten, und den ernſten ſtillen Freund der Natur hochmüthig bedauerten, als frage er wol nicht ſonderlich nach ihr.

Und doch fragt gerade Er nicht bloß nach ihr, ſondern er fragt ſie, und empfängt, je ſtiller ſein Gemüth wird, deſto reinere und tiefere Antwort.

70.

Das deutſche Clima betreffend.

Es iſt mir immer als eine falſche Vornehmheit vorgekommen, die Geſpräche über das Wetter ganz verbieten zu wollen, denn ſie verdienen nur dann Tadel, wenn ſie ohne Gefühl, Laune oder Witz ſich breit machen. Ein ſolcher Fall iſt unter gebildeten Menſchen doch wol nur ſehr ſelten, und mir iſt kaum jemals eine Perſon vorgekommen, der die Witterung völlig gleichgültig geweſen wäre. Mir — ich geſtehe es — iſt ſie ſo intereſſant, daß ich mich zuweilen zu erforſchen bemühe, ob eine That oder Schrift bei ſchönem oder üblem Wetter vollführt ſei; und ich habe oft nicht unrichtig vermuthet *).

---

*) Schon vor einer Reihe von Jahren äußerte ich, die meiſten Verbrechen ſeien wahrſcheinlich bei übelm Wetter verübt.

Das deutſche Clima hat von jeher im Auslande in üblem Credit geſtanden, beſonders aber iſt es ſeit Voltaire's bittern Späßen ſehr verrufen, bis endlich die Franzoſen, bei ihrem langen Aufenthalt in Deutſchland, zu einem einigermaßen beſſern Urtheil gelangten. Das Schlimmſte aber iſt, daß die meiſten Deutſchen, beſonders die von der ſehr ehrenwerthen handfeſten Klaſſe, eine ganz eigene ungünſtige Meinung von dem deutſchen Wetter haben, ſo daß faſt jeder Monat mit einem fatalen „Aber“ bezeichnet wird. „Das ganze Jahr taugt nicht recht viel“, iſt das Ergebniß ihrer Reden. So unumwunden und im Allgemeinen werden ſie es freilich nie ausſprechen; aber fragt ſie nur in jedem einzelnen Monat nach der Beſchaffenheit deſſelben, und das Reſultat wird ſich ſchon finden. Z. B. Januar: Nun, das verſteht ſich, da muß es kalt ſein, daß es Pickelſteine friert, je ärger, je beſſer, und die Pelze hinauf bis an die Zähne, ein bischen Fluchen thut wohl. Februar: Der Froſt bleibt arg, doch kann es zuweilen thauen. Je ärger der Schmutz, deſto ſchöner; beim Glatteis fallen ſich die Leute Arm und Beine entzwei, das iſt denn ſo etwas für empfindſame Seelen. März: Das iſt ein ſchlimmer Monat; alle Leute werden krank, und huſten ſchrecklich, draußen hagelt's und ſchneit's, und in den einzelnen warmen Stunden erkälten ſich die Leute am meiſten. So iſt's recht! die Aerzte wollen auch leben, und leben auch meiſtens im ſchönſten Wohlſtande. April: Nun, das weiß ein jeder, daß es da ſtürmiſch, windig und veränderlich iſt. Das Wetter muß doch ausraſen, und wenn der Sturmwind ſämmtliche Dächer abdeckte, was iſt es mehr? Mai: In dieſem Monate haben jene ehrlichen handfeſten Leute ihre wahre Wonne, denn wenn ihnen zarte Jünglinge und Mädchen begegnen, die etwa ſo unverſtändig geweſen ſind, ſich auf den Mai zu freuen, ſo belehren ſie das unerfahrene Volk zuvörderſt, daß Pankratius, Servatius und Mamertus ihr altes Recht, abſcheuliches Wetter zu machen, keinesweges aufzugeben geſonnen ſind, ſondern daß ſie im Gegentheil zweimal kommen, nach dem alten und neuen Kalender. Ueberhaupt muß der Mai kühl, ſehr kühl ſein, das iſt das alte Herkommen; ob dabei die Liebenden angenehm ſpatzieren gehen können, daran iſt wenig gelegen. Mit tüchtigen Pelzen bewaffnet, geht es doch zuweilen, und unter dem Regenſchirm gedeihen oft die trefflichſten Liebeserklärungen. Junius: Endlich hoffen die Zarten im Hafen des guten Wetters angelangt zu ſein; aber vergeblich, denn ſie werden belehrt, der Juni müſſe kühl und naß ſein, wenn Scheune und Faß gefüllt werden ſolle. Da nun das jeder gute Menſch gern ſieht und herzlich wünſcht, ſo beſcheiden ſich die armen Seelen abermals und hüllen ſich wie billig in ihre Tugend, wenn es den ganzen Tag regnet. Ein paar halbverfrorene Lerchen und in Elegien klagende heiſere Nachtigallen haben ſich doch wohl gerettet und ſingen in die nebligfeuchten Frühmorgen- und Abendſtunden hinein.

Ich will nicht weiter fortfahren, die ſchlimme Kritik anzugeben, mit der man die übrigen Monate belegt, ſondern bloß hinzuſetzen, daß man dennoch im Allgemeinen das deutſche Clima lobt; bei dieſem Urtheil aber vergißt, daß man im Einzelnen beinahe eben ſo hart geurtheilt hat als Voltaire, der traurig genug das Reſultat zog, man habe in Deutſchland acht Monate Winter und vier Monate ſchlechtes Wetter.

Kämpfen wir nicht gegen Witzeleien, ſondern erheben wir uns lieber zu dem guten Gedanken, daß die Deutſchen, trotz der Ungunſt ihres Clima's, dennoch ſtets fortfahren, an einen deutſchen Frühling, Sommer und Herbſt im ſchönſten Sinne des

Worts zu glauben, und daß ſie in tiefer und freundlicher Natur-Erkenntniß vermocht haben, Naturgedichte zu ſchaffen, die in leuchtender Herrlichkeit ähnliche Erzeugniſſe anderer äußerlich mehr begünſtigter Völker weit überſtrahlen. Mit dem warmen, blüthevollen und duftenden Mai in unſrer Bruſt beſiegen wir leicht den Mai da draußen, der freilich oft nur ein Titular-Mai iſt. Aber wir beſiegen ihn nicht bloß, ſondern wir beſingen ihn auch, und zwar auf eine ſo innige und milde Weiſe, daß wir hoffen dürfen, er werde endlich einmal, erröthend über das unverdiente Lob, ſich beſſern und nicht immer auf naſſen Sturmwindsflügeln angerauſcht kommen.

71.

Religiöſe Andeutungen *).

(Mit Hinſicht auf einige Richtungen der Zeit.)

Erſter Abſchnitt.

Wenn man den Geiſt, der die trefflichen Männer Philipp Jacob Spener und Auguſt Hermann Franke beſeelte, Pietismus nennen will, ſo iſt dagegen nichts Erhebliches einzuwenden; nur ſollen wir dann das Wort in ſeiner reinſten Bedeutung nehmen. Spener erſcheint auch in rein wiſſenſchaftlicher Beziehung vielſeitig und ehrwürdig, ſelbſt nicht ohne künſtleriſche Ahnung, z. B. in ſeinem Wohlgefallen an der dichteriſchen Sprache in einigen rührenden Scenen im A. Gryphius u. ſ. w. — Bei Franke war dies weniger der Fall, und er

---

*) Geſchrieben im März 1840.

ſcheint beſonders in ſeinen letzten Lebensjahren den rein wiſſenſchaftlichen Standpunkt nicht ſelten verkannt und den künſtleriſchen gänzlich abgelehnt zu haben. Ihm, dem großen praktiſchen Glaubenshelden, iſt jedoch gar wohl zu verzeihen, ja in der gerechten Anerkennung und Bewunderung des großen Werks, an deſſen Ausführung er ſein Leben ſetzte, weiſen wir jede andere Anforderung ab.

Aber ſchon bei Lebzeiten dieſes Mannes ſank der Pietismus, je nachdem die Charaktere waren, die ihn erfaßten, herab: bald zur Süßlichkeit, bald zur Herbigkeit, bald zur Geſetzes-Furchtſamkeit, bald zum Geſetzes-Hochmuth, bald zur geiſtigen Gedrücktheit, Einſeitigkeit, Engheit, Träumerei, Müßiggängerei, Ideenarmuth; — Ideenloſigkeit. Selbſt auf den gutmeinenden Bogatzky, obwohl ſich noch einige Blitze von regſamerm Geiſt in ihm finden, paſſen die meiſten dieſer Züge, und da ich nicht wenig von ihm geleſen habe, darf ich ſagen, daß ich, um ihn ganz zu kennen, mich recht wohl mit drei oder vier ſeiner Blätter hätte begnügen können. Dennoch ſtehen die meiſten Pietiſten ſeiner Zeit (ſo etwa von 1720 bis 70) noch unter ihm, denn ſie fangen ſchon an, ſich mit der Kopfhängerei und Ideendürftigkeit zu brüſten, und den Anblick einer Welt, in der lauter ſolche Pietiſten lebten, würden wir kaum ertragen. — Da wäre kein klares Bewußtſein der geiſtigen Fähigkeiten im Menſchen, keine erhebende Wiſſenſchaftlichkeit, keine Poeſie in ihrer mannigfaltigen Bedeutung und Farbenpracht, keine Kenntniß und Befreundung mit der Natur mehr, kein Blumenduft, keine Waldnacht, kein Sternenhimmel, keine geſellige Bildung u. ſ. w. *).

Was aber ſollen wir zu der Mehrheit der neue-

---

*) Möge hier wenigſtens in einer Anmerkung erinnert werden, daß alle die Männer, denen die deutſche Literatur ihren herrlichſten Umſchwung verdankt, ſchon als Knaben, und ſpäterhin als Jünglinge unermüdet nach der edelſten wiſſenſchaftlichen Vielſeitigkeit ſtrebten. So wiſſen wir z. B., daß Herder, der, arm und kränklich, ſich während der Univerſitätsjahre ſeinen Unterhalt allein durch Privatunterricht verdienen mußte, dennoch ſogleich beim Beginn der akademiſchen Laufbahn, als Theologe, folgende Vorleſungen beſuchte: „Bei Lilienthal hörte er Dogmatik, bei Arnold Kirchengeſchichte, bei Kypke Philologie, bei Kant Logik, Metaphyſik, Moral, Mathematik und phyſiſche Geographie; bei Teske Phyſik. (S. Herders Leben von Ring.) Wenn aber von einem Jüngling wie Herder geſagt wird: „er hörte", ſo bezeichnet das kein bloßes Leiden, ſondern ein entſchiedenes Handeln, oder: jene Aufmerkſamkeit, die eben ſo rein empfängt als giebt und ordnet.

ſten Pietiſten ſagen? — Ich wiederhole nochmals das Wort „Mehrheit", denn ich meine nicht alle. Von dieſer Mehrheit gilt zuvörderſt alles, was ich ſo eben angeführt habe; aber es ſteht noch ſchlimmer mit ihnen. Der großartige und reichblühende Frühling, der ſeit etwa ſiebzig Jahren in Wiſſenſchaft und Kunſt über Deutſchland neu aufgegangen, iſt ſpurlos an ihnen vorüber gewandelt; zu ihnen hat weder Leſſing noch Goethe, weder Kant noch Fichte, weder Schiller noch Jacobi, weder Hamann noch Jean Paul geſprochen; denn dieſe Herrlichen waren in ihrer edlen Freiſinnigkeit zu imponirend und ſchienen manchem gefährlich. Nur dem Geiſte kann der Geiſt erſcheinen und zu ihm reden; ſie aber waren längſt erſtarrt in veralteten Formen, denen der Geiſt entflohen, und die tödtende Kraft des Buchſtabens zeigte ſich in ihrer ganzen Macht. — Mit manchen unter dieſen neueſten Pietiſten iſt gar keine wiſſenſchaftliche Unterredung mehr möglich, denn ſie haben gegen jede Idee, die man aufſtellt, nur die trockne Antwort, es ſtehe in ihren dogmatiſchen Heften, Paragraph 19 oder 99, ganz anders!

Alle tiefere Lebendigkeit, alles Selbſtdenken, alle Anmuth, ja, ſogar nicht ſelten, alle Liebe iſt dahin, die eigentliche Bonzenhaftigkeit, wie ſie uns bei einigen Wittenbergiſchen Theologen des ſiebzehnten Jahrhunderts erſchienen iſt, dringt wieder ein, und manche Engherzigkeit und ſtarrer Egoismus, der ſich für gläubig hält, macht ſich breit, und es iſt uns, wenn wir in den Schriften, die von ſolchem Ungeiſt geboren, leſen, als athmeten wir die Luft in der berühmten Höhle von Bengalen, in der bekanntlich einſt viele engländiſche Krieger erſtickten. Wir aber wollen nicht allein nicht ſelbſt erſticken, ſondern auch Andere vor der Gefahr warnen.

Zum Glück trägt all dergleichen Hyperpietismus den Tod in ſich, weil er ſchon jetzt innerlich durchaus krank iſt; aber der Kranke iſt ſehr ruhelos, und ſo ſehen wir auch zuweilen die wildeſte Gehäſſigkeit, gleichſam als Zuckung, und es giebt ſogenannte fromme Gebete, die lediglich als Flüche zu verſtehen ſind. In England giebt es ſchon jetzt eine ſogenannte chriſtliche Geſellſchaft, — ich hoffe, ſie iſt nur ſehr klein — die nur den für ihren Bruder erkennt, der jeder Zeile ihres chriſtlichen Syſtems beiſtimmt. Die Furchtbarkeit dieſer Geſinnung muß ſelbſt einem ſchon halb Erſtarrten einleuchten, denn wie gern würden jene bei dieſer Anſicht die altſpaniſche Inquiſition, wenn auch nicht eben mit Scheiterhaufen, doch mit den gehörigen öffentlichen Kirchenbußen wieder einführen, wenn ſie könnten! — Aber auch wie unendlich lächerlich iſt es, daß ſolche und ihnen ähnliche Leute von einem Syſtem zu ſprechen wagen! Syſtem iſt lebendiger, ſich ewig und nach allen Seiten hin neu erzeugender Organismus in dynamiſcher Einheit; was jene aber Syſtem nennen, iſt nichts Anders als ein Haufen neben einander geſtellter bleierner und bemalter Figuren, die man nie kräftig anfaſſen darf, und deren Berührung deshalb auch verboten iſt. Ein ſolches Verbot kann jedoch im neunzehnten Jahrhundert nur Mitleiden erwecken; leider aber kann dieſes Mitleiden nicht immer iſolirt bleiben, und es miſcht ſich wahrer Unwille und Schmerz mit ein. So bin ich z. B. wie von einer mathematiſchen Wahrheit überzeugt, daß die ganze hier nur angedeutete Richtung in fünf bis zehn Jahren höchſtens als ein vollendeter Irrthum, und ihr Erzeugniß als ein todter Leichnam werde anerkannt werden; doch bleibt der Schmerz, denn in dem kurzen Leben ſind fünf bis zehn Jahre ſehr viel, und bis dahin kann noch manche Jugend entlaubt werden, und manches Herz veröden und erſtarren. Auf der andern entgegengeſetzten Seite aber können noch manche thörichte Schmähungen und Witzeleien gegen den wahren und reinen Pietismus, den es doch gottlob auch gegeben hat und noch giebt, gleichfalls viel Uebles veranlaſſen.

Ich weiß, daß dies Alles mißverſtanden werden kann; wer aber, wie ich, ſo lange er deutlich denken und empfinden kann, das reine Chriſtenthum als die höchſte Weisheit, Freude und Beruhigung ſchon hienieden betrachtet und erſchaut hat, wer dieſe Anerkennung nicht ſelten auch öffentlich verkündet hat, und deshalb von einer zahlreichen Recenſentenſchaar für allzufromm (welch ein Wort!) erklärt worden iſt, der erfreut ſich zuletzt einer unantaſtbaren Gelaſſenheit in allen dieſen Beziehungen und kehrt ſich an nichts mehr als an die ewigen Geſetze der Liebe und Wahrheit. Niemand glaube deshalb, daß ich irgend ein beſtimmtes Individuum bei dieſer Polemik vor Augen habe; wäre es ſo, ich würde es nennen; aber es iſt nicht ſo, und ich habe lediglich jene bezeichnete Richtung vor Augen. Dieſe Richtung, um mich auch dem Beſchränkteſten ganz deutlich zu machen, iſt nie da, wo noch Liebe iſt; denn Alles, was aus Liebe hervorgeht, iſt ächt und dauernd. — Ich habe es hier lediglich zu thun mit jener unphiloſophiſchen und unkünſtleriſchen, Natur und Geiſtesfreiheit mordenden, liebloſen, dogmatiſchen Buchſtabenherrſchaft, wie ſie ſich jetzt zuweilen uns aufdrängen möchte. Sie allein iſt es, die ohne alle Philoſophie, die ſie haßt, weil ſie ſie nicht kennt, die Vernunft verdächtig zu machen ſucht, während ſie nicht im Stande iſt, auch nur entfernt zu ahnen, was wohl höhere Vernunft ſei. — Freilich ſind Verſtand und Vernunft in ihrer jetzigen zeitlichen Begränzung nicht vermögend, Gott zu erfaſſen, aber ſie ſind und bleiben doch ewig das unſchätzbarſte Geſchenk Gottes, ohne deſſen richtigen Gebrauch kein Glaube möglich iſt. Wer deshalb dadurch zum Glauben zu kommen hoffen möchte, daß er ſich des Verſtandes und der Vernunft in Beziehung auf die göttlichen Dinge ganz entäußerte, der würde eben ſo unweiſe und unſittlich handeln, als wenn Jemand ſagen wollte: „Da ich mit meinen Augen nicht Alles ſehen kann, ſo will ich ſie mir . . . . . ausſtechen!“ — Solcher Verblendeten aber giebt es jetzt Manche!

Meine eigene Anſicht iſt die allereinfachſte und lautet alſo: Ich möchte auch nicht einen Tag leben ohne den innigſten Glauben an Gott und den Erlöſer und deſſen Lehre, aber ich möchte auch nicht einen Tag leben, ohne den freien Gebrauch des Verſtandes und der Vernunft.

Manche unter den heutigen Frommen ſind ſchon um deswillen nicht recht fromm, weil ſie ſich, wie ſchon geſagt, meiſtens ſtarr, kalt, unwiſſenſchaftlich, unkünſtleriſch, unpoetiſch und unmuſikaliſch zeigen. Aus dieſem Unkünſtleriſchen und Unwiſſenſchaftlichen geht dann endlich auch das Anti-poetiſche und Anti-ſcientifiſche hervor; es entſteht ein feindſeliges Verhältniß zwiſchen ihnen und allem frei und herrlich blühenden Leben, in welchem ſich die höchſte Bildung der Menſchheit ausgeſprochen hat. Es können Jahre vergehen, in denen dieſe Unglücklichen aus einer gewiſſen innern Scham nicht wagen, ihre feindliche Geſinnung gegen jenes Große und Herrliche auszuſprechen, dann aber kommt endlich eine Stunde, wo ſie ſich auch von jener zartern Scheu losmachen, und dann laſſen ſie über Homer und Sophokles, Shakſpear, Goethe, Schiller u. ſ. w. Urtheile vernehmen, an die man nicht ohne — Entſetzen zu denken vermag, und die ſelbſt Joachim Lange und Melchior Göze, wenn ſie heute lebten, nicht billigen würden. Es giebt Einige, die bei ſolcher Gelegenheit zeigen, daß ſie ſich ordentlich nach einer gewiſſen trübſeligen Barbarei oder barbariſchen Trübſeligkeit ſehnen, vor der alle Muſen und Grazien erſchreckt zurückfliehen.

„Trübſelig“ — das Wort iſt noch zu milde, es waltet zuweilen eine gewiſſe trübe Trübheit (grau in grau), die ſich bloß noch aufrecht hält, weil ſie ſich für Tugend erklärt. — Man kann freilich nicht immer heiter ſein; aber ſelbſt die bloße Neigung dazu iſt ſchon etwas Gutes, ſo wie zum harmloſen Scherz, Lächeln und Lachen, durch Poeſie geadelt. Dieſe Neigung ſoll nie fehlen, denn ſie geht hervor aus innerer Klarheit, und dieſe ſollen und können wir uns mit Gottes Hülfe immer erhalten. Deshalb iſt denn auch Verdrießlichkeit, üble Laune, allzeitfertige Achſelzuckerei u. ſ. w. nicht bloß unerfreulich, ſondern als entſchieden ſündhaft zu betrachten. Laſſet uns hier nicht aufhören von unſerm theuren Luther zu lernen, von ihm, dem eben ſo kraftreichen als wiſſenſchaftlich gebildeten, muthig fröhlichen, thätig hoffenden, treuherzig witzigen, dichteriſch muſikaliſchen Luther, von ihm, dem Sänger des unſterblichen Heldenliedes „Eine feſte Burg iſt unſer Gott“, und von ihm, dem Verfaſſer des ſinnvoll heitern Canons: „Wer nicht liebt Wein, Weib, Geſang“ u. ſ. w. Hätte wohl Jemand den Muth, die zweite Zeile dieſes Canons in ihrer witzig tragiſchen Einfachheit zu verändern?

„Du ſagſt uns — ſo ſpricht hier vielleicht ein

Leſer — mit allem dem durchaus nichts Neues.“ Darauf erwiedre ich: Möchten doch alle Leſer ſo urtheilen, dann würden ſie auch gern dieſe überaus wichtigen alten und ſtets neuen Betrachtungen mit mir wiederholen, und was ich nur leiſe andeutete, bei ſich ſelbſt weiter ausführen. Warum ich aber nur ſo leiſe andeutete? Weil Manches von dem, was die Wirklichkeit uns bietet, meinem Herzen zu wehe thut. Dies ganze Buch iſt, in ſo weit ich mich erinnern kann, nur in heitern Stunden geſchrieben; nicht aber dieſes Fragment; und wahrlich, es iſt genug, ſich in unſern Tagen immer nur klar zu erhalten; das aber verleihe der Himmel uns Allen

72.

Religiöſe Andeutungen.

Zweiter Abſchnitt.

Entgegengeſetzte Irrthümer und falſche Tendenzen pflegen ſich wechſelſeitig zu erzeugen und mit einem gewiſſen Scheinleben auszuſtatten. Wo Hyper-Pietismus ſich laut macht, wird auch bald wieder Religionsſpötterei und Witzelei um ſich greifen. Im erſten Anfang dieſes Jahrhunderts und ſpäterhin in unſern Unglückszeiten wagte die letztere nicht aufzuducken, denn auch die erſtere fehlte. Jetzt iſt es traurig anders, und beide falſche Richtungen bekämpfen ſich gegenſeitig, und es ſieht aus, als hätten beide Leben, das doch beiden fehlt.

Aechte Religioſität iſt innig, ſinnig, einfach, gediegen und ſpricht ſehr ſelten im Allgemeinen von der Religion, denn nur in den Stunden der reinſten Begeiſterung fühlen wir uns deſſen würdig, dann aber iſt unſre Rede ein tiefer, klarer Strom. Es iſt profan, viel vom Heiligen zu ſprechen, ſo wie es unkeuſch iſt, von Keuſchheit zu ſchwatzen. Der wahrhaft Beſcheidene liebt das Lob der Beſcheidenheit nicht, und doch iſt die Beſcheidenheit nur ein einzelner Strahl der religiöſen Geſinnung.

Selbſt die herrlichſten Ausdrücke, die tief gefühlt und zur rechten Zeit ausgeſprochen, den edelſten Gemüthszuſtand des Sprechenden bekunden, z. B. „Wie Gott will", „mit Gottes Hülfe" u. ſ. w., verlieren zuletzt durch zu häufigen und eben deshalb leichtſinnigen Gebrauch ihre tiefere Bedeutung. Leider hört man ſogar das Wort: „es muß wohl Gottes Wille geweſen ſein", oft auch dann, wenn die Menſchen mit *eignem* thöricht verworrenem Willen Thörichtes begangen haben, und dann an den Folgen leiden. —

Wer ſich ſelbſt für religiös erklärt, iſt es ſchon um deswillen nicht. Solcher Selbſtgefälligkeit ſollte ſtets die religiöſe Demuth wehren, die uns am beſten zeigt, wie weit wir noch vom Ziele entfernt ſind. Deshalb das theuer werthe Wort: „Richtet nicht.“

Daß es Gebete giebt, die wirklich Flüchen ähnlich ſind, lehrt uns jenes phariſäiſche: „ich danke Dir, Gott, daß ich nicht bin, wie u. ſ. w.“ Alſo ſelbſt in das Rührendſte und Herrlichſte, was eines Menſchen Bruſt entſtrömen kann: in ein Dankgebet vermag dieſer gräßliche Phariſäismus zu dringen. — Ach! und wie oft hören wir Aehnliches!

Der Hyperpietismus führt bald zum wehmüthigen, bald zum kalten Stolze, bald zur Trägheit, die jede wiſſenſchaftliche Anſtrengung ſcheut, endlich auch wol — (wenn ich mich der üblen, aber auch Uebles bezeichnen ſollenden Ausdrücke bedienen darf) — zur Verknorpelung und Verknöcherung des Geiſtes. Bei regeren, jugendlichen Gemüthern leitet er nicht ſelten, nach langſamerer oder ſchnellerer Beſeitigung jener Regſamkeit, zu einer gewiſſen Unluſt am Leben, ja zum Ekel an dem ganzen, in ſeiner höhern Bedeutung doch ſo wichtigen „Treiben dieſer Welt." — Poeſie iſt dabei nie, und auch der Hamletſche Witz, der doch noch ein wenig ſpannen könnte, fehlt. Dann folgt eine gewiſſe kaltvornehme, gleichſam trockne Sehnſucht nach dem Tode, den in ſeiner großen Bedeutung Niemand weniger ahnet als der Hyperpietismus. — Jene Sehnſucht kann zuletzt in Liebäugelei mit dem Tode ausarten: eine Sünde, die ſich gewiß am meiſten rächet und ſtets rächen wird. Nicht bloß das rührende Wort des Marquis Poſa: „O Gott, das Leben iſt doch ſchön!" noch weniger die trübe Bemerkung, daß der Tod eben „nicht äſthetiſch" ſei, ſondern der Gedanke ſoll uns, tief ergreifend, vor jener unreifen, ſterilen Sehnſucht ſchützen, daß ſelbſt die edelſten und ſinnvollſten Chriſten nur mit heiligem Schauder und tiefer Demuth des Todes gedacht haben, und auch alſo geſtorben ſind.

Jene Unluſt am Leben iſt nicht bloß nicht religiös, ſondern kann ſogar wider unſern Willen zur entſchiedenen Anti-religioſität führen. Haben wir denn das Leben, das uns doch von Gott ſelbſt als größte Aufgabe zugetheilt worden iſt, ſobald ausgelernt? Und iſt nicht gerade jene Richtung am meiſten Schuld, daß wir es ſo trüb-oberflächlich anſehen und eben deshalb ſo freudenarm finden?

„An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen“, iſt ein eben ſo einfaches als ſinnvolles Wort; aber es wird leider gar häufig vergeſſen. Welche Früchte können bei jener Richtung und bei jener Anſicht von „dieſer Welt“ erzeugt werden? Das Leben iſt nicht mehr die blühende Braut, es hat ſeine Farbe verloren, die Wange iſt eingeſunken und bleich geworden, und die Augen ſind erloſchen. Wir arbeiten freilich noch und oft recht fleißig; aber wie etwa in einer Pönitenzpfarre, die unſre Kräfte ermattet, ohne uns zu belohnen.

Um endlich noch Eines hervorzuheben: — welche Anſicht können wir, bei dieſer Totalrichtung, von dem Staat und der Staatskunſt haben?! Möge die Geſchichte, die Philoſophie, ja der Weltgeiſt ſelbſt noch ſo vernehmlich uns auf die erhabene Idee des Staats leiten; bei jener Richtung finden wir nichts in ihm als eine nothwendige Umzäunung zuſammengelaufener Menſchen, nichts als eine Zwangsanſtalt für den verderbten Willen u. ſ. w. —

Welch eine Anſicht können wir auf dieſem Standpunkte von der Vaterlandsliebe hegen? Wird nicht auch ſie in trüber Geſtalt erſcheinen? und wie verträgt ſich freie Liebe mit dieſer dumpfen Sinnesart! — Müſſen wir nicht bald in ſolchem Zuſtande des Lebens und Wirkens überdrüßig werden? Sind wir aber deſſelben überdrüßig, ſo ſind wir auch wahrlich des Todes nicht würdig; und wie könnten wir uns ſeiner erfreuen, wenn wir das Leben nicht fröhlich begriffen haben?

Wir wollen nicht fortfahren, uns durch das Ausmalen ſolcher Gemälde traurig zu machen, ſondern mit dem alten Wunſche: „Gott beſſere es“ hoffend ſchließen.

73.

Morgen- und Abendgefühl.

In einem mir ſehr lieben Gedichte heißt es: „O des ſtillen Morgens in der Kindesbruſt!“ — Man ſoll dieſes Wort nicht bloß obenhin ausſprechen oder ausſingen, denn bei genauer Betrachtung finden wir, daß in dieſer Zeile das innere Weſen der Kindheit angedeutet worden iſt. Das Kind hat nichts und will nichts anders haben als das Heute, und es genießt ſelbſt einen Sonnenuntergang ohne Reflexion wie Sonnenaufgang. — Das „Geſtern“ wird ihm zu „Heute“ wie das „Morgen“ und der ſchwüle Mittag, der bedenkliche Abend, und die tief-ernſte Nacht berühren es kaum, oder, wenn ja, ſo macht das Kind ſie zur bunten Blumeneinfaſſung ſeines in ſtetem Frühroth leuchtenden Gärtchens. Auch der Jüngling weiß wenig oder nichts vom Abend und von der Nacht; aber zu viel vom Mittage, und in der äußern und innern Gluth drängt ihn die Luſt zu zerſtören, bei welchem Geſchäfte er ſich doch nur ſcheinbar wohl befinden kann. Im Manne jedoch wird endlich ein Gefühl rege, das ich nicht anders bezeichnen mag, als mit dem einen, ſchwer wiegenden Worte „Abendgefühl.“ — Dieſe Empfindung kann ſo tief eindringen, daß man mit Falſtaff — aber freilich in einem ganz andern Tone — ſagen mag: „Ich wollte, es wäre Schlafenszeit, und Alles vorbei.“ Dann fragt man auch wol: „Was ſoll nun werden? Die Welt iſt alt und müde geworden, und nachdem der Gipfel der dramatiſchen Lebenshandlung bereits vorüber iſt, will das Stück nicht mehr recht vorwärts und kann den Ausgang nicht finden.“ Man fragt ferner: „worauf hofft ihr noch ſonderlich? Meint ihr, es werden noch Zeiten kommen, die größer ſind als die der Perſerkriege? der Conſtituirung des Chriſtenthums? der Hohenſtaufen? der Reformation? u. ſ. w. oder (um in das Einzelne zu gehen) meint ihr, es werden noch größere Dichter kommen, als Homer und Shakſpeare? größere, kühnere und mildere Religioſen als Luther und Melanchthon? größere Philoſophen als .... Doch wozu Namen? — und Du ſelbſt, der Du ſo klagen kannſt, magſt Du die

Wunden zählen, die Du seit Deinen Kinderjahren empfangen? liebend und aus Liebe empfangen von der Eigenſucht, der Hoffarth und der Rohheit? Wunden, die doch immer fortbluten, obwohl ſie geſchloſſen ſcheinen, und Du dabei lächelſt.“ — — Genug! Wir wollen der Abendglocke nicht weiter Worte leihen, ſondern uns an das ſchönſte erinnern: „Seid fröhlich und getroſt.“ Wir wollen dieſe Tröſtung jetzt bloß von der Einen Seite auffaſſen, die uns deutlich zeigt, es müſſe doch möglich ſein, unter allen Umſtänden, und ſelbſt weit entfernt von der Jugend nach dem Kalender, ſtets innere Jugend und Fröhlichkeit zu bewahren, und zwar auch bei jenem unerläßlichen tiefſinnigen Abendgefühl. Iſt es aber möglich, ſo muß es auch wahr werden, und in der Ueberzeugung, daß es wahr ſein müſſe, würden wir ja erröthen, wenn wir hier zurückblieben. Dabei helfe uns auch die Geſchichte, denn wir alle rufen im Schmerze wie Taſſo: „Stellt ſich kein Beiſpiel der Geſchichte dar?“ und wir würden ſehr traurig werden, wenn wir Nein antworten müßten. Hier aber läßt ſich häufig ein fröhliches Ja vernehmen. — Nicht die Roſen des Anakreon, auch nicht die des Horaz können uns genügen, denn ein trübes „Daß Du nichts Unſterbliches hoffeſt" (Immortalia ne speres etc.), vor dem alle Blumenpracht erbleicht, folgt unmittelbar darauf. Aber Homer erſcheint als ein ewiger Jüngling, und Sophokles dichtete in ſeinem achtzigſten Lebensjahre die ſinnreichſte, prophetiſche Tragödie von dem zur Verklärung aufflammenden Oedipus. — — Und lebt nicht noch unter uns der herrliche Dichter, in deſſen greiſen Locken die unverwelklichſten Lorbern und Roſen blühen? Unverwelklich, weil ſie mit jener Jugend, die vorher als Kalenderjugend bezeichnet wurde, nichts gemein haben. — Welch eine weite reiche Welt, geeignet für die erfreulichſten Betrachtungen, bietet ſich hier!

Darum noch einmal und immer wieder, und immer mit tieferer Innigkeit bis zum letzten Hauch: „Seid fröhlich und getroſt," bis endlich im ſeligen Anſchauen des hienieden Geahneten keine Ermahnung dieſer Art mehr nöthig iſt.

74.

Deutſche Geſchichte angehend.

Die Unwiſſenheit ſo vieler Deutſchen in deutſcher Geſchichte iſt freilich arg genug und oft zum Erſchrecken arg, allein zu erklären iſt ſie wohl, und es finden ſich dann manche Entſchuldigungen. Denken wir uns z. B. einen in ſeiner Sphäre achtungswerthen Bürgersmann, der nie gelehrten Unterricht gehabt; — auch er hatte wohl Luſt zu wiſſen, wie es einſt in Deutſchland ausgeſehen, ſo nimmt er dann ein Buch zur Hand, um ſich zu belehren, und findet eine Menge lateiniſcher und gar griechiſcher Citate; er legt es ſeufzend weg, und ergreift ein zweites. Hier erblickt er kein Latein und Griechiſch, und freut ſich; aber zu früh! denn er lieſet eine ſteife, ſtarre Studierſtubenſprache, die eine ähnliche Wirkung auf ihn macht, wie die bleierne Keule in der Hand des Schlafgottes. Er nimmt ein drittes, das erzählt ihm etwas vom Kaiſer und Reich, aber ohne ihm deutlich zu ſagen, was es eigentlich für eine Bewandtniß damit habe; denn da wir ſeit etwa achtzig Jahren auch wenigſtens achtzig Späße über die geſammte alte deutſche Reichsverfaſſung, von der wir ſelten mehr als den Schatten kennen, aufgerafft haben, ſo fehlt uns ſogar die Luſt, davon zu erzählen; — der Mann lieſet ferner von den vielen Zügen der Kaiſer nach Italien, von dem großen Kampfe der weltlichen und geiſtlichen Macht, von der Inveſtitur u. ſ. w.; aber alle dieſe Verhältniſſe, ſo anziehend und groß ſie auch ſind, werden ihm nicht menſchlich nahe gebracht, und er weiß ſie nirgend anzuknüpfen, was auch eigentlich die Aufgabe des ſchriftſtellenden Hiſtorikers geweſen wäre. Müſſen wir nun nicht den Mann einigermaßen entſchuldigen, wenn er endlich nach dieſen und ähnlichen vergeblichen Bemühungen der Sache überdrüßig wird, und ſtatt deſſen lieber in das Theater geht, um den gewiß gar nicht üblen „Geiſt auf der Baſtei“ zu ſehen? Iſt er nun beſcheiden, ſo begnügt er ſich hinfort, ſo oft von älterer deutſcher Geſchichte die Rede iſt, zu ſagen, er verſtehe ſie nicht, und ſie ſei auch für einen unſtudierten Mann unverſtändlich; iſt er aber hochmüthig und frivol, ſo erklärt er ſie in Bauſch und Bogen für höchſt fatal und langweilig.

Aber nicht bloß dieſer Bürgersmann iſt unwiſſend, ſondern auch in dem Wiſſen der gelehrten Hiſtoriker giebt es üble Lücken, ja es ſind leider der letzteren ſo viele, daß ſie kaum jemals werden ganz gefüllt werden können. Es giebt eine Menge Fragen, die trotz ihrer beziehungsreichen Wichtigkeit, nur ſelten aufgeworfen werden. — Z. B. wie ſtand es mit der allgemeinen menſchlichen und individuellen Bildung des Volks während des 14., 15., 16. Jahrhunderts? Wie mit der des Adels? Welche Tagesordnung hatte ihr Leben? wie zeigten ſich die Verhältniſſe der Liebe, der Freundſchaft, des geſelligen Lebens, der Familien? Welche Vergnügungen waren die herrſchenden? Welchen Erſatz hatte man für die Turniere und das Ringelrennen? Welche Ergötzlichkeiten bereiteten ſich die Edelfrauen und Bürgerinnen untereinander? Wie ſtand es mit der herrlichſten Zeit des ſtudierenden Jünglings auf der Univerſität? Wie auf Schulen? Wie mit den Zünften und Innungen der Handwerker? Wie mit deren

Wanderſchaften? u. ſ. w. Ich weiß recht wohl, daß man auf alle dieſe Fragen ſo hinüber und herüber im Allgemeinen ein wenig zu antworten weiß, mit der gehörigen Zuthat vom vornehmen Lächeln, als ſei all dergleichen doch nicht ſehr der Mühe werth; ich meine indeſſen, daß man ohne genaue Kenntniß der Geſammt-Bildung eines Volkes und des Stufenganges ſeiner Bildung auch die Könige und Fürſten, die Schlachten und Friedensſchlüſſe nicht verſteht, und daß wir uns doch wol werden entſchließen müſſen, allen jenen bezeichneten Fragen näher zu treten. Iſt es nicht entſetzlich, geſtehen zu müſſen, daß faſt alles Gründliche, was wir jetzt über die unendlich wichtige, hocherfreuliche altdeutſche Malerei wiſſen, erſt ſeit etwa 30 oder 40 Jahren von uns erworben worden*), und iſt es nicht faſt unglaublich, daß wir, die wir kaum Papier genug finden, um uns von dem Zuſtande ſämmtlicher heutigen Bühnen Deutſchlands zu unterrichten, noch nicht einmal eine einzige, auch nur einigermaßen ausführliche Geſchichte des deutſchen Theaters beſitzen? Und müſſen wir nicht vielleicht gar die Hoffnung aufgeben, jemals eine ſolche zu empfangen, da während des ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts die Quellen ſo ſparſam fließen?

---

*) Selbſt unter denen, die gute hiſtoriſche Kenntniſſe von altdeutſcher Malerei hatten, gab es doch mehrere, bei denen dieſe Kenntniſſe todt geblieben waren, denn wie ſprach man meiſtens von Hemeling, Dürer u. ſ. w.!!

75.

Philiſter und Nichtphiliſter.

Es iſt in dieſem Buche das Wort „Philiſter“ nicht ſelten gebraucht worden, und ich darf hoffen, daß es nicht werde mißverſtanden werden, da der Zuſammenhang, in welchem es ſteht, es auch erläutert. Indeſſen haben doch manche Leſer einen großen Widerwillen gegen daſſelbe und vergeſſen, daß es ſeit mehr als dreißig Jahren durch Schiller und Goethe in die klaſſiſche Literatur der Deutſchen wieder eingeführt iſt. Das Ignoriren hilft daher zu nichts, und man wird ſich wol gewöhnen müſſen, es als einen nothwendigen unerläßlichen Ausdruck gelten zu laſſen.

Ueber das ganze Weſen und über die verſchiedenen Arten der Philiſter ließe ſich ein ſtarkes Buch ſchreiben, und zwar ein ſehr nützliches und ergötzliches; hier nur zwei Worte: Es mag auffallend klingen, iſt aber nicht ungegründet, wenn man die Menſchen alle in zwei große Gattungen, in Philiſter und Nichtphiliſter oder geradezu in Studenten und Philiſter theilt. Studere heißt nämlich auf deutſch „Streben, ſich bemühen, lebendig und eifrig weiter wollen,“ und das kann und ſoll jeder in ſeiner Art ohne Ausnahme, der Miniſter wie der Bauer, der Reiche wie der Arme u. ſ. w.

Zu den beſondern Kennzeichen des Philiſters gehört deshalb: Er iſt mit ſich und mit dem, was er geiſtig gewonnen hat, völlig zufrieden, es iſt gleichſam hölzernes und metalliſches Hausgeräth, zuweilen hübſch aufgeputzt und in Ordnung geſtellt. Von einem lebendigen Wiſſen, und vollends von dem Leben in Ideen und nach Ideen will er nichts hören, und lächelt ſatyriſch, wenn er davon hört, er iſt völlig gut genug, und wenn ihn ein Glas Wein mehr als gewöhnlich muthig macht, ſo behauptet er wol gar, er ſei eigentlich viel zu gut für dieſe Welt. Ueberhaupt iſt er ſich ſelbſt ſehr zugethan und mag ſich ausnehmend gern leiden. Aus Allem, was auf die geiſtige Theilnahme des Menſchen Anſpruch macht, nimmt er ſich etwas Einzelnes heraus und hält dann dies Einzelne, deſſen Zuſammenhang er nicht ahnet, für eine vollſtändige Welt. Daher giebt es auch in allen Fächern Philiſter, z. B. mathematiſche, phyſikaliſche, aſtronomiſche, philologiſche; denn ſei auch die Wiſſenſchaft des Philiſters an ſich noch ſo reſpectabel, er zieht ſie herab, und entwiſſenſchaftet ſie.

Beſonders merkwürdig aber wird der Philiſter in den Künſten, als Liebhaber und ſogenannter Kenner. Hier iſt er gewöhnlich am einſeitigſten, aber auch am wildeſten und gröbſten, und Niemand glaube deshalb, als ſei der Philiſter meiſtens phlegmatiſch. Er erklärt Horazens Ode

Justum ac tenacem propositi virum etc.

oder die Arie „Ohne Lieb' und ohne Wein“, oder „Blühe, liebes Veilchen“, oder „In dieſen heilgen Hallen“ u. ſ. w. (denn hierüber entſcheidet oft ein bloßer materieller Zufall) für das höchſte und herrlichſte Gedicht in der ganzen Welt. Er ſchwört, ſo ſinge doch jetzt kein Menſch mehr als vor vierzig Jahren der primo amoroso „Wenn man will zu Mädchen gehen“ geſungen habe, und einen Maler, wie den, der ſeine Braut abconterfeite, auch in jener guten Zeit, gebe es heut zu Tage nimmermehr; er könne noch jetzt den ſanften hellrothen Fleiſchton im Bilde nicht genug bewundern. Dabei bedient er ſich gewöhnlich des Ausdrucks: „es geht doch nichts über den und den und das und das!" oder „gegen den oder gegen das iſt doch alles Andere gar nichts!" welches letzte Wort völlig unſinnig iſt, denn nur das Nichts iſt und bleibt Nichts, jedes Etwas iſt und bleibt Etwas, wir mögen es auch vergleichen, womit wir immer wollen.

Ueberhaupt kann der Philiſter nie Etwas lieben, ohne eine gewiſſe abgeſchmackte Feindſeligkeit gegen Anderes, und er bringt ſeiner Liebe gewöhnlich irgend einen ungerechten zähen Haß als Opfergabe dar, d. h. er hofft durch die Bewahrung jener Abneigung dem Geliebten zu ſchmeicheln. Er glaubt, es dabei ſehr ehrlich zu meinen, irrt ſich aber oft, denn ſeine Liebe und ſeine Abneigung iſt meiſtens nur Erhitztheit und Wuth, oder nach und nach eingeredet und angewöhnt, und zuletzt verſteinert; — mit Einem Wort: immer bleibt das Feſtgeranntſein oder Zappeln im Einzelnen das Hauptmerkmal des Philiſters.

Was nun aber die Nicht-Philiſter betrifft, ſo ſind die Trefflichen unter ihnen, als „in Ideen lebend, bei geſichertem Centrum, und immer erweiterter Peripherie, harmoniſch gebildet," eben ſo leicht als erfreulich zu bezeichnen, denn dann hören ſie auf, bloße Nicht-Philiſter zu ſein, und werden zu einem beſtimmten poſitiven Etwas, zu ſtrebenden und erreichenden Virtuoſen.

Leider aber giebt es auch Viele, welche meinen, durch die bloße ſtets wiederholte, nicht immer ſonderlich geiſtreiche, oft ſogar bloß nachgeſprochene Polemik gegen die Philiſter ſeien ſie ſchon der Gefahr entgangen, ſelbſt dergleichen zu werden, während ſie doch bedenken ſollten, daß eben das gewöhnliche Stolziren auf Nichtphiliſtrismus ſchon Philiſterthum iſt, und zwar meiſtens von der ſchlimmſten unehrbarſten Sorte. Ueberhaupt ſoll man ſich in Acht nehmen, im Kampfe für das Schöne ja nicht etwa ſelbſt häßlich zu werden, und auch bei manchen nicht intereſſanten und witzigen Kämpfen ſollen wir uns doch an Leſſings Wort erinnern, daß nicht Alle frei ſind, die ihrer Ketten ſpotten.

76.

Das ärgerliche Lied.

Hüten wir uns ja vor jeder ungerechten und unbilligen Abneigung im Einzelnen, denn ſie *bleibt* nicht einzeln, ſondern greift um ſich, und ſtört die Harmonie oft auf eine traurige, oder auch lächerliche Weiſe. Selbſt bedeutenden, reichen Geiſtern kann das begegnen, und gerade ihr Beiſpiel mag uns am beſten warnen. So hegte z. B. Herder einen unbilligen Haß gegen Schillers gigantiſches, häufig mißverſtandenes Werk: „Die Räuber,“ und dieſe Abneigung ging in leidenſchaftlichen Abſcheu über, als er vernehmen mußte, daß das wohlbekannte „Ein freies Leben führen wir“ zuweilen auch wol von Studierenden in Jena geſungen wurde. Gegen dieſes Lied iſt da, *wo es ſteht*, nichts Erhebliches einzuwenden, denn daß ſich Räuber als Räuber gebehrden, reden und ſingen, iſt ohne Zweifel ganz der Natur gemäß; daß aber ſtudirende Jünglinge, deren Motto ſein ſollte: „Opfere den Grazien“, jenen Geſang häufig ertönen ließen, mochte befremden, oder gar betrüben, ſobald man vergaß, daß es doch wol meiſtens nur mit Ironie geſchah. Herdern aber betrübte es nicht bloß, ſondern es ſetzte ihn auch dergeſtalt außer Faſſung, daß er zu den ungemeſſenſten Ausdrücken griff, um ſeinen ganzen Zorn gegen jenes Lied zu verkünden. Er nannte es nicht bloß in Privatgeſprächen, ſondern in öffentlichen Schulreden ein „ruchloſes, kanibaliſches (!!) Lied,“ erreichte aber nichts weiter damit, als daß man ſolche Phraſen entweder für hypochondriſch oder gar für lächerlich erklärte. Endlich griff er noch zu einem andern Mittel und äußerte, wenn man etwa die Melodie nicht fahren laſſen wolle, ſo möge man hinfort ſingen:

Der Muſe Leben führen wir,
Ein Leben voller Wonne,
Beſcheidenheit iſt unſre Zier,
Die Wahrheit unſre Sonne.

Es verſteht ſich, daß dieſer Vorſchlag nicht durchging, aber es ſcheint auch, daß, wäre er durchgegangen, man ein Recht gehabt haben würde, den Urtext, ſo ſchlimm er auch iſt, zurückzuwünſchen.

Wenn wackere Jünglinge — und das waren doch gewiß die meiſten jener Sänger — ſingend erzählten, daß ſie heute beim Pfaffen einkehren, und morgen beim feiſten Pächter, ſo wiſſen wir recht gut, daß das ihr Ernſt nicht war, denn wir ſahen ſie ſehr fleißig alle Tage mit der Mappe zu Griesbach oder Reichhart, Hufeland oder Schelling wandeln, und ſelbſt die Brüderſchaft, die mit dem „Schwarzen" getrunken werden ſollte, konnte Niemanden erſchrecken, weil das Lied ſelbſt von ihm ausſagt, daß er „in der Hölle brate," und ein ſo exemplariſch geſtrafter Geiſt nichts Entſetzliches mehr hat. Ueberhaupt geht im Geſang Manches hin, was im Sprechen nicht hingehen würde, und ſelbſt die tugendhafteſten Mädchen ſtanden ehedem nicht an, mit zarter Stimme „Jüngling, wenn ich Dich von fern erblicke" u. ſ. w., ertönen zu laſſen, während ſie ſich wohl gehütet haben würden, in ungebundener Rede ihre Geheimniſſe auszuſprechen.

Anders aber verhält es ſich mit dem kleinen Lehrgedicht, das Herder zum Singen anbot, denn es fordert in ſeiner Nüchternheit die Reflexion heraus, und es war in der That äſthetiſcher Sinn und Beſcheidenheit, daß man es ausſchlug, ſich ſelbſt für zierlich-beſcheiden zu erklären und als beſcheiden anzuſingen. Dergleichen Apoſtrophen gehen wirklich in das Mark, während das wunderlich karikirte „als flögen wir davon“ ohne Schaden nach allen vier Winden hinflattert.

Endlich: Wozu dergleichen Heftigkeit gegen ein grelles Lied, das, wie geſagt, ſeine Bedeutung nur im Drama hat, und außerhalb deſſelben dem Singenden ſelbſt nur als überſchwängliche Poſſe und Fratze erſcheint? Hätte Herder nicht voraus ſehen müſſen, daß es durch ſeine Polemik nur neues Leben gewinnen würde? Und iſt es nicht gleich gefallen, ſeitdem man aufgehört hat, dagegen zu kämpfen? Seit einem Vierteljahrhundert hört man es ſelten oder nie mehr.

Die Moral der Geſchichte iſt leicht zu finden: Hüte Dich vor polemiſchen Kraftäußerungen gegen Dinge, die durch ſich ſelbſt fallen; noch mehr aber hüte Dich, einfachen Irrthum durch doppelten, den Du an deſſen Stelle ſetzen möchteſt, vernichten zu wollen.

77.

Erholung.

Wenn wir den moraliſch-äſthetiſchen Standpunkt der meiſten Menſchen, ſelbſt mancher, die zu der Klaſſe der gelehrten und ſcheinbar gebildeten gehören, genau betrachten, ſo werden wir erkennen müſſen, daß ſie ſich in der errungenen Bildung nicht recht wohl befinden, und, ſobald ſie ſich erholen wollen, augenblicklich wieder zur — lieben Rohheit zurückkehren, bei der ſie allein Vergnügen empfinden. Das ſcheint hart, aber es iſt nur zu wahr. Solche Menſchen reden ſich ſelbſt früh morgens beim Erwachen etwa alſo zu: „Jetzt geht es an das Arbeiten und Du mußt Dich zuſammen nehmen." Sehr wohl; und das thun ſie denn auch. Es kommt manches Leidliche dabei heraus, und wenn ſie zum Präſidenten und Miniſter gerufen werden, ſo zeigen ſie zuweilen guten Verſtand und eingelernte Feinheit. Nun aber haben ſie auch den zuſammen geſchnürten Seelenzuſtand ſatt, und wenn ſie zwiſchen ihre vier Wände zurückkommen, ſind ſie zur Erholung, beim Eſſen ſehr — langweilig gegen die liebe Frau oder brummen in abgeriſſenen Sätzen und Tönen. Die Frau weiß das auch längſt und denkt, es müſſe ſo ſein; ein bischen Bleiſchwere gehöre nun einmal zum Ehemann. Wirklich iſt auch ein Ehemann, der mit ſeiner Frau täglich ein trauliches Geſpräch unter vier Augen führt, zu den Seltenheiten zu rechnen und man muthet nicht leicht Jemandem ſolchen milden Heroismus zu. Es iſt doch in jedem Fall bequemer, ein verdrießliches Geſicht zu machen, als ein klares, und bequem ſoll es nun einmal nach der Arbeit zugehen. Das fehlte noch, daß wir uns auch zu Hauſe geniren ſollten! Selbſt in dem beſten Falle, daß wir als ein Glück anerkennen, dieſe Frau zu haben, ſo iſt doch jetzt das Glück erreicht, und wir brauchen uns nicht weiter zu bemühen, kurzweilig und gebildet zu erſcheinen!

Nachmittags geht das Arbeiten oft wieder an, was ſchrecklich genug iſt; denn wir müſſen abermals unſre Bildung zuſammennehmen. Iſt aber auch dieſe Anſtrengung zu Ende, ſo ſoll uns nichts mehr hindern, uns auf die allerbequemſte Weiſe zu erholen. — Gehen wir in Geſellſchaften? Ganz gut. Einen mäßigen Gevatterſchnack, etwas Seufzen über theure Zeit und Kriegsgeſchrei aus fernen Gegenden, eine hausbackene Anekdote, eine ſchreckliche Diebs- und Mordgeſchichte, ein Kartenſpielchen, und endlich einen tüchtigen Kalbsbraten nebſt der gehörigen Fülle von Wein laſſen wir uns wohl gefallen; — aber ein gemüthvolles, geiſtreiches und gar witzig hüpfendes Geſpräch, davor bewahre uns der Him[redacted] die Berufsarbeit ſelbſt (die doch bezahlt wird), und es kann uns ein ſolcher Menſch, welcher dergleichen ſinnreiche Sachen auf das Tapet bringt, ordentlich fatal und greulich werden. Wir bitten den Störenfried gewiß nicht wieder, denn wir trauen ſelbſt ſeinem moraliſchen Charakter nicht mehr, er iſt uns unheimlich und führt gewiß Böſes im Schilde. Hätte er den Tag über ſo viel zu thun wie wir, er ſollte ſchon anders pfeifen, oder vielmehr ganz aufhören zu ſingen oder zu pfeifen, denn auch die leichteſte Melodie koſtet doch Mühe, und die haben wir den Tag über genug gehabt.

Indeſſen ſind dieſe Leute, die ihre ſogenannte Bildung nur wie ein drückendes Gallakleid tragen, das ſie, ſobald ſie zu Hauſe kommen, ſogleich mit dem Schlafrock vertauſchen, bei weitem nicht die Schlimmſten, und wir dürfen ſie nicht ſelten zu den Gutmüthigen rechnen. Ueberhaupt möge ſich Niemand mit einer gewiſſen gelinden Langweiligkeit, die uns nun einmal im Leben ſo oft begegnet, gänzlich verfeinden, denn ſie kann mitunter von körperlich heilſamer Wirkung ſein. Es giebt ſinnreiche, tiefdenkende, ſchwachnervige Perſonen, die geiſtig und leiblich viel zu leiden haben, weil ſie ſtets die Tiefe der Tiefe ergründen möchten. Wenn dieſe ſich einmal entſchließen, auf vierzehn Tage oder drei Wochen eine mäßige Langweiligkeitskur unter mittelmäßigen, unintereſſanten Menſchen zu gebrauchen, wo ſie durch nichts afficirt werden, ſo kommen ſie gewöhnlich mit rötheren Wangen, beſſerm Appetit und neuem Witz zurück.

Bei weitem, ja unendlich ſchlimmer als mit jenen, die die Bildung nur als unbequeme Schnürbruſt tragen und ſogenannte Natürlichkeit am liebſten haben, ſteht es mit den Menſchen, die gar keine harmloſe Erholung kennen, und da ſie im bürgerlichen Leben den Tag über in ihren Geſchäften zu einer gewiſſen nothdürftigen Tugend gedrungen werden, ſo bald ſie in's Freie kommen, das moraliſche Joch abſchütteln und ſich nach etwas Pikantem umſehen. Das aber iſt für dieſe Menſchengattung nur die Sünde. Ich könnte hier in das Detail gehen, um den Satz zu erweiſen; aber es ſei genug, Folgendes zu bemerken: Die witzigſte Anekdote reizt dieſe Leute nicht, wenn nicht der Witz das Sittliche und Heilige ſelbſt antaſtet; aber ſie erfreuen ſich ſelbſt des Schlammes, wenn ein paar Blumen darauf geſtreut ſind, — der ſcharfſinnigſte Menſch iſt ihnen läſtig, ſobald er ſeinen Scharfſinn zum Bauen anwendet, aber ſie mögen ihn gern leiden, wenn er nur zerſchneidet und zerſtört. Die reine Idee der Tugend ſelbſt widert ſie an, und ſie ſehnen ſich ununterbrochen nach einem pikanten Aber, ſie lieben ſelbſt das Gräuliche in Büchern und Zeitungen, denn es regt ihre durch Sünden ermattete Phantaſie von Neuem an, ſie kennen keine Ironie, wohl aber Myſtifikation und Perſiflage, und ſie können es zuletzt zur völligen Gottes- und Chriſtusläugnerei bringen. — — Genug davon.

Und wie ſteht es denn nun mit der Erholung der wahrhaft gebildeten und guten Menſchen? Sie iſt gegründet in dem ſteten und ſtets ſich lohnenden Streben nach der Harmonie aller Kräfte, und da ſie ſich geſammelt im Innern und gleichſam in Sicherheit wiſſen — in ſo weit der Menſch von Sicherheit reden darf — ſo mögen ſie ſich auch zerſtreuen. Ihre Tugend, ihr Witz, ihre Feinheit u. ſ. w. iſt bei ihnen längſt nicht bloß ein angeſchafftes Etwas, ſondern zum Element des Lebens geworden, und ſie können und wollen ſich deſſelben nie entäußern. So iſt leicht zu begreifen, wie ſie ſich in Liebe und Freundſchaft, Natur und Kunſt erholen; idylliſch oder romantiſch, wie ſie wollen, aber gewiß ſtets rein genialiſch, ſtill oder laut, doch immer harmlos.

78.

Unterkommen — Treue — Seele.

Bei der Mangelhaftigkeit der geſchriebenen und gedruckten Nachrichten von dem bürgerlichen und geſelligen Leben der Vorzeit, müſſen wir jedes gute Mittel ergreifen, das uns zu neuem Aufſchluß über manche zwar bekannte, doch nicht genug erwogene charakteriſtiſche Züge der Deutſchen verhelfen kann. Ich habe deshalb ſchon oben auf einige deutſche ſprichwörtliche Redensarten aufmerkſam gemacht, und will hier noch zum Schluſſe auf zwei ſehr gewichtige hindeuten, die von der Oekonomie und Gemüthlichkeit unſerer Landsleute Zeugniß geben.

Wir finden ſehr häufig in Zeitungen und Intelligenzblättern die Nachricht, daß Jemand ein „Unterkommen" ſucht; und nicht bloß die — im gewöhnlichen Sinne — dienende Klaſſe bedient ſich dieſes Ausdrucks, ſondern ſelbſt einigermaßen höher geſtellte Leute ſtehen nicht an, ihn zu gebrauchen. Wir wollen nicht läugnen, daß dieſe Redensart ein wenig kläglich, arm und dürftig klingt, und wir können dabei an eine dämmrige Haide denken, wo ſich bei Regen und Schneegeſtöber nicht gut wandeln läßt, weshalb man auch ſich ſorglich nach einem Wirthshauſe umſieht, um daſelbſt unterzukommen; ſei es auch noch ſo eng und klein. Es iſt etwas Wahres an dieſem Gleichniß; ziehen wir aber das Uebertriebene von demſelben ab, ſo bleibt nichts, als jenes ökonomiſche climatiſche Princip, vor dem wir uns nicht zu ſchämen haben. Wir leben nun einmal nicht unter dem warmen hellen Himmel Neapels oder Griechenlands, und wenn wir auch keinesweges unſer winterliches Klima mit den vielen langen Nächten ſcheuen, ſo iſt uns doch ein gutes Obdach das nothwendigſte Erforderniß. Zwar denken wir dabei mit Luſt an die körperliche Behaglichkeit, die uns in dem mild erwärmten Zimmer erwartet, doch mit noch größerer an das geiſtige Wohlbefinden, das wir in der Mitte unſerer Lieben und bei dem Gedanken an den wohlerworbenen eignen Heerd empfinden. Ueberhaupt ſcheint kein Volk ſo bemüht, die Bedeutung des Wortes „Heerd“ einzuſehen, als die Deutſchen; und vielleicht gerade um deswillen ſind ſie meiſtens gegen Fremde, wie überhaupt gegen Reiſende — nur mit Ausnahme der fantaſtiſchen — ſo zuvorkommend und gaſtfrei. Es iſt, als bedauerten ſie die armen Leute, die jetzt des eigenen Heerdes entbehren, weshalb ſie den ihrigen anbieten. So war es wenigſtens ehedem, und ich laſſe dahin geſtellt ſein, wie es heute ſein mag. Vielleicht iſt daher auch der Umſtand zu erklären — denn Uebertreibungen ſtellen ſich ja überall ein — daß die früheren Deutſchen, beſonders während des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, wenn nicht Pflicht gebot, nur ſelten reiſten, und z. B. eine Bade-Ausflucht (ſo nennen wir ſie jetzt; damals ganz anders) — nur unternahmen, wenn der Arzt oder ein ganzes ärztliches Collegium die unabweisliche Nothwendigkeit derſelben demonſtrirte. Es gab aber auch völlig geſunde Hausväter, die eine nöthige Reiſe von etwa dreißig Meilen — die man jetzt in 24 Stunden, ehedem in etwa fünf bis ſechs Tagen machte — für eine ganze Weltbegebenheit anſahen; von

Wochen vorher ſich mit jedem einzelnen Familiengliede, Freunde und Nachbar, Abſchied nehmend letzten, dann ihr Teſtament niederlegten, und endlich mit ehrlichen Thränen in den Wagen ſtiegen. Kamen ſie dann von Wölfen unzerriſſen und von Räubern unzerſchoſſen, in die Heimath zurück, ſo ließ abermals jedes anſäſſige Familienglied und jeder Freund und Nachbar ein gemäſtetes Kalb ſchlachten, um es gemeinſchaftlich mit dem geretteten und gleichſam wiedergeſchenkten ehrwürdigen Manne zu verzehren, der dann auch noch mehrere Jahre lang von den wunderbaren Abenteuern, die er auf der weiten Reiſe beſtanden hatte, mit traulicher Ausführlichkeit erzählte.

Können wir deshalb unſer häufig gebrauchtes Wort „Unterkommen" wohl entſchuldigen, ſo bedürfen wir bei einem noch häufiger gebrauchten Schwure nicht bloß keiner Entſchuldigung, ſondern können auf Lob Anſpruch machen; ich meine die alte Betheurung: „Meiner Treu" und „meiner Seele." Iſt es doch, als hätten hier die Deutſchen unmittelbar hinzeigen wollen, was ihnen das Geſchätzteſte ſei, und als könnten ſie gar nicht an dem zweifeln, was alſo betheuert war. Möge es de bei immer bleiben, und Treue und Seele nicht bloß in Schwüren vorkommen. Wer nicht Treue hat und nicht Seele, der rechne ſich nicht zu uns; wer ſie aber hat, den wollen wir auch nicht fragen, ob er gerade ein Deutſcher ſei.

Ende.

Fortepiano.

Kleine heitere Schriften

von

Franz Horn.

Dritter Theil.

Iſerlohn, 1832.
Bei W. Langewieſche.

Heitere

Spaziergänge.

Von

Dr. Franz Horn.

Iſerlohn, 1832.
Bei W. Langewieſche.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Inhalt.

Seite
1. Was leſen jetzt die Deutſchen? . . . 3
2. Was fangen wir an? 5
3. Literariſche Metamorphoſen 10
4. Guter Rath für eheluſtige junge Männer . 12
5. Das ruchloſe Wort 20
6. Beelzebub 23
7. Convulſiviſche Scribenten 25
8. Witz — Hamlet — natürliche Tochter u. ſ. w. 27
9. Milton, Goethe und Schiller . . . 31
10. Kleines Wort über Ramler 35
11. Der ſeltſamſte Predigt-Text 39
12. Die poetiſche Pan-Rube 42
13. Der alte und der junge Adler . . . 45
14. Johann Sobiesky's Tod 47
15. Shakſpear's Grabſchrift 53
16. Die Liebe in Pauſch und Bogen . . . 59
17. Kleine Wünſche für Biographen . . . 61
18. Grobheit aus Weichheit 64
19. Zwei Worte von Leibnitz und über ihn . 66
20. Die ſogenannten Wahrheitſager . . . 74
21. Fleiß und Faulheit 77
22. Dichterleben 80
23. Guter Rath, die gegenwärtige Zeit betreffend 85
24. Leibeigene Seelen 94
25. Umgangsformen 96
26. Deutſche literariſche Berühmtheit . . . 101
27. Die Anti-Quixoten und noch Schlimmere . 112
28. Zur Charakteriſtik des Herzogs Albrecht von Preußen 114
29. Ein wenig gekanntes Wort Ludwigs XIV. . 119

Seite
30. Zeitkürze und Zeitlänge 121
31. Ein Wort von und über K. Joſeph I. . 123
32. Müſſen wirklich alle Menſchen ſterben? und warum? 126
33. Zwei Worte über den Umgang mit Leſern und Kritikern 130
34. Etwas mehr als mittelmäßig . . . 137
35. Eine väterliche Ermahnung . . . 141
36. Deutſche Rittergeſchichten 144
37. Uraltes und immer neues Mittel gegen die Cholera. Nebſt einer Nachſchrift . . 153
38. Langeweile und deren poetiſche Darſtellung . 166
39. Erinnerung an den ſchwerſten Kampf der deutſchen Dichter 172
40. Der epigrammatiſche Genius . . . 181
41. Ernſtes für Eltern und Erzieher. (v. J. 1822) 186
42. Wer darf tadeln? 193
43. Deutſche Polemik alter und neuer Zeit . 195
44. Der Tod aus Furcht vor dem Tode . . 203
45. Für manche junge Dichter. (Das Nachtarbeiten betreffend) 206
46. Religion 213
47. Bedeutſamkeit des Gedruckten . . . 215
48. Erinnerungen und Andeutungen aus meinem Leben 218
  A. Hagedorns Hündchen . . . —
  B. Schönes Wetter 223
  C. Die Secunde und das Leben . 225
  D. Rede und Geſang . . . 231
  E. Menſchenkenntniß und Menſchenliebe 239
  F. Das Urtheil 243
  G. Freudenſtörung 246
  H. Caricaturen des Mephiſtopheles . 247
  I. Das Vergeſſen 249

Heitere Spaziergänge

von

Franz Horn.

1.

Was leſen jetzt die Deutſchen?

Dieſe Frage findet ſich häufig in Solger's Briefen von 1808 bis 1819, und nicht ohne Bitterkeit ausgeſprochen. Hätte er ſie an mich gerichtet, ſo würde ich um die Antworten nicht verlegen geweſen ſein, denn einige Lieblinge hatte das damalige Publikum wirklich, wenn auch nicht immer die beſten. Jetzt aber ſcheinen auch die zu mangeln. — Raupach konnte noch vor etwa fünf Jahren in ſeinem beſten Luſtſpiel „die Schleichhändler" eine phantaſtiſche Liebhaberin der Scottiſchen Romane auftreten laſſen, und das Publikum verſtand ſeine Satyre ſehr wohl. Schon jetzt aber iſt jene Dame die einzige veraltete Parthie in dem ergötzlichen Schauſpiel geworden. Wir können uns davon ſehr leicht überzeugen, wenn wir das Stück auf der Bühne ſehen. Das Publikum lacht herzlich und mit Recht faſt ununterbrochen; ſobald aber das literariſche Fräulein in das Detail ihrer Leſerei geht, lachen nur die auserwählten Kundigen, und es giebt ſehr wackere und gebildete Leute, die dann verlegen den Nachbar fragen: Wovon iſt denn die Rede? — Bei ſo bewandten übeln Umſtänden wär' es eine Art von deſperater Tugend, wenn das Publikum, ſelbſt nur um ſeiner Luſtſpieldichter und deren Satyre willen, bald wieder einen oder mehrere Lieblinge wählte, ſollten es auch nicht immer vornehme Schotten, ſondern unſcheinbare ceyloniſche, 'madagaſcariſche oder baltiſche Poeten und Romanſchreiber ſein.

2.

Was fangen wir an?

Seit Jahren ſchon finde ich häufig ein Buch angezeigt, deſſen Titelblatt die intereſſante Frage thut: „was kochen wir heute?“ — Ich darf mir kein Urtheil über den Inhalt des mir gänzlich unbekannten, doch hoffentlich ſehr anmuthigen Werks anmaßen; muß jedoch die beſtimmte Begränzung des Gegenſtandes loben. Ungleich bedenklicher ſcheint mir ein andres gleichfalls ungeſehenes Buch, welches den weit ausſehenden Titel führt: „was fangen wir heute Abend,“ oder wol gar: „was fangen wir heute an?“ Die Aufgabe iſt ſchwierig genug, doch hat der Verfaſſer, wenn ich recht benachrichtigt worden bin, ſich bloß beſchränkt auf einige geſellſchaftliche Spiele. Da bei uns Deutſchen leider das Talent zum Geſelligen, ſo wie zum Spielen, ſelten hinreichend entwickelt worden iſt, ſo müſſen wir wol zu gedruckten Anweiſungen unſere Zuflucht nehmen, und es müßte einen herzangreifenden Anblick geben, wenn einmal in einer großen Geſellſchaft, etwa gegen halb neun Uhr Abends, einige dreißig Damen und Herren dergleichen Nothhelfer aus den Taſchen oder Strickbeuteln hervorzögen, um Brod in der Wüſte der Langenweile aufzufinden. Ehrlich wäre es; aber auch tragiſch genug und man vermeidet das lieber, indem man vor Beginn der Geſellſchaft ſich mit einigen pikanten Anekdoten, die noch nicht in Peplier's Grammaire ſtehen, und mit einigen neuen Geſellſchaftsſpielen, die weder der alte witzig derbe Fiſchart, noch der neue weniger witzige, doch zarte Kinderfreund billigen würden, verſehen hat, mit denen man ſchon auskommen kann.

Ich mag nicht weiter ſcherzen, ſondern will bloß, mit Beziehung auf einige frühere Aufſätze über geſellige Verhältniſſe, die Frage thun: „Woher mag es kommen, daß es in ſo vielen deutſchen Theegeſellſchaften ſteif, trocken und geziert, oder (was noch ſchlimmer iſt) überderb, ſchreiend laut und ſo widrig-ungenirt zugeht, daß man ſich ſelbſt nach der größten Genirtheit ſehnen möchte?“ Nur ſeichter Leichtſinn könnte die Antwort geben: „Die Herren und Damen haben meiſtens nicht viel Geiſt und Witz.“ Denn es iſt nicht ſelten gerade das Gegentheil der Fall. Frage Dich nur ſelbſt, Du Klagender: würdeſt Du nicht gern mit den meiſten dieſer Perſonen einzeln Stunden und Tage lang Dich unterhalten, und bis Potsdam, Brandenburg und Genthin fahren, ohne im mindeſten Langeweile zu fürchten? Ja würdeſt Du nicht eine wahre Freude an ihrer Unterhaltung haben? Nur in den Thee-Geſellſchaften will es, wie geſagt, mit Vielen nicht recht fort. Das geſellige Talent, ſobald es ſich in der Unterhaltung auf mehr als eine oder zwei Perſonen erſtrecken ſoll, iſt oft nicht entwickelt, und eine genaue Aufzählung der Hemmniſſe jener Anlage würde einen Folianten füllen.

Hier werde nur ein ſehr einfacher guter Rath gegeben. Zuvörderſt übe Dich im Hören. Das können nur Wenige; denn leider ſchenken die Meiſten dem Redenden nur eine halbe oder Viertel-Aufmerkſamkeit, und denken bereits, während Jener ſpricht, an irgend eine ſchlagende Antwort, durch die gewöhnlich das Geſpräch, das kaum warm wurde, raſch abgeſchnitten wird. — „Höre!“ ſage ich, aber bei Leibe nicht mit jener verwünſchten Spöttermiene, die den Deutſchen ſo übel ſteht, auch ja nicht mit jenem widrigen Protector-Air, das bei manchen ſogenannten Vornehmen ſchon ſtehend geworden iſt, ſondern höre mit beſcheidener Lebhaftigkeit und Liebe zu, denn ohne Liebe — möge es immer wiederholt werden — giebt es nun einmal nichts Gutes und Schönes in der Welt. Dann aber übe Dich auch im Reden, ſprich nicht dumpf wie aus einem Keller, oder leiſe wie ein Heimchen, aber ſchreie auch ums Himmelswillen nicht ſo gräßlich, als in einigen deutſchen Geſellſchaften geſprochen wird, ſo daß auch — frage nur nach — die Hälfte der Perſonen mit Kopfſchmerzen nach Hauſe geht *).

Was ſollſt Du ſprechen? Möglichſt Angenehmes, Hübſches, Sinnreiches; denn Deine Schmerzen gehören in die Unterhaltung mit Dir ſelbſt und Deinen näheren Freunden. Wie ſollſt ſollſt Du ſprechen? Kurz, aber nicht lakoniſch-räthſelhaft; behaglich, aber nicht zu bequem; ideenvoll, aber nicht ſchulmeiſterlich lehrhaft. Vor allem aber laß auch Andere hübſch zu Worte kommen, und wenn ſie ſelbſt keine Luſt haben, das Wort zu neh-

---

*) Vergl. Fortepiano Th. I. S. 128 ff., Th. II. S. 96 ff., 109 ff.

men (denn die Trägheit waltet oft) ſo bringe ſie nur auf das, was ihnen am Herzen liegt, und Du wirſt erſtaunen, wie viel Intereſſantes ſie zu Tage fördern. Selbſt die Unbedeutenden werden dann anziehend, denn bekanntlich kann man ja ſelbſt aus Kieſelſteinen treffliche Funken ſchlagen. Schlage ſie nur heraus dieſe Funken; der Lohn iſt Dein u. ſ. w.

3.

Literariſche Metamorphoſen.

Manche Schriftſteller ſpielen auf die ſeltſamſte Weiſe in den bunteſten aber unerfreulichen Farben; chamäleontiſch genug, aber nicht ſo intereſſant. Einige z. B. machen in der Vorrede tiefe Verbeugungen vor dem Leſer und Kritiker, und zeigen ſich über alle Maßen höflich und niedlich, oder ſie bramarbaſiren mit vielen untermiſchten Gedankenſtrichen und Ausrufungszeichen, und verſichern mit erhabener Grobheit, ſie fragten den Teufel nach allen Recenſionen. Dieſer letztbezeichnete Ton kommt jetzt nicht ſelten vor, und der unſterbliche Piſtol (in Shakſpears Heinrichen) freut ſich noch im Grabe über die beträchtliche Zahl ſeiner Nachfolger. Zwar trifft es ſich wol bei Einigen, daß ſie etwas friſcher ſind wie er; aber Falſtaff erkennt ſie doch ſchon als „zahme Locker," und ſelbſt einem bloßen Fluellen gegenüber will es mit ihnen nicht recht fort.

11

Doch abgeſehen von ſolchen Piſtols, giebt es auch ganz leidliche und reputirliche ſchriftſtelleriſche Perſonen, die, wenn ſie über wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Gegenſtände im Allgemeinen reden, manches Erträgliche ruhig vorbringen; ſo bald ſie aber Recenſionen ſchreiben wollen, einen ganz neuen und höchſt fatalen Menſchen anziehen. Sie werfen die ehrbare Schlafmütze, in der ſie ſich ſo wohl befanden, weit hinweg, und ſetzen den Helm des Horribilicribrifax auf. Ihre Lammsnatur bemüht ſich um Ziegenbocksſtößigkeit, und gute bornirte Schaafe ſtacheln ſich zu reißenden Wolfscharakteren auf. Sobald ſie aber mit der Recenſion fertig ſind, nehmen ſie die Schlafmütze wieder auf und ſchreiben den allerhöflichſten Brief, vielleicht an irgend einen Stadtſchreiber in Krähwinkel, um ſich ſeiner Protection zu empfehlen. Wenn ſie endlich am Abend die Pfeife ausklopfen und zu Bette gehen, denken ſie noch mit Wohlgefallen an die formidable Vormittagsrecenſion zurück und ſagen leiſe zu ſich ſelber: „So was wird Aufſehen machen, und ich habe doch gezeigt, daß ich auch darunter fahren kann, daß es kracht.“

4.

Guter Rath für eheluſtige junge Männer.

Unter den fatalen und irrigen Redensarten, die von Mund zu Munde gehen, iſt eine der fatalſten und irrigſten die auf ein junges hübſches mannbares Mädchen angewandte: Sie iſt ein „Naturkind,“ ein „unbeſchriebenes Blatt,“ auf das Sie, vortrefflicher junger heirathsluſtiger Mann, Ihre ganze höhere Bildung mit Bequemlichkeit ſchreiben können. Vertraut der fröhlich Leichtgläubige dieſer Phraſe, ſo iſt er meiſtens verloren, denn das bloße Naturkind wird ſchwerlich beſſer ſein als ihre Stammmutter Eva, die bekanntlich ſogar ein gegebenes Paradies verſcherzte. Was aber das „unbeſchriebene Blatt“ betrifft, ſo iſt es damit eine windige Sache, und man findet dergleichen nirgends als bei den Papierhändlern und den ſorgſamen Schriftſtellern, die ſich Vorrath kaufen. In allegoriſcher Beziehung aber möchte ich die Redensart nicht einmal von einem einjährigen Kinde gebrauchen. Die „Menſchenblätter“ (man darf das Wort bilden) ſind immer beſchrieben, entweder mit Schönem oder Häßlichem, mit Sittlichem oder Unſittlichem, Intereſſantem oder Langweiligem. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, lieber Jüngling, daß Du vor der Hochzeit die „Schreibtafel“ gar nicht zu ſehen bekommſt; aber mit einer Woche nach der andern wirſt Du manch gekritzeltes Blatt gewahr werden, das Dich höchlich überraſcht. Du haſt Dich z. B. in Deinem Bräutigamsſtande nicht wenig ergötzt, daß Deine liebe hübſche Braut ſo ganz frei von aller ſchwerfälligen Gelehrſamkeit iſt, auch war es nicht unrecht, wenn Du behaupteteſt, daß ein Mädchen, etwa einem allzugelehrten Primaner gleichend, mit Julie Capulet im Liebreiz nicht wetteifern könne, denn, wie ſchätzbar auch ein gelehrter Primaner iſt; ein Mädchen ſoll doch andere Blumen- und Fruchtpfade einſchlagen. Beim Deſſert und Champagner — denn in der Bräutigamszeit wird auch das Koſtbarſte nicht geſpart — geriethſt du faſt in ein olympiſches unauslöſchliches Gelächter hinein über die vortrefflichen Mutterwitze Deiner Geliebten, und eine Menge von Sprachfehlern, die

die liebe unſchuldige Seele dabei machte, dünkte Dich höchſt ergötzlich und pikant. Lieſeſt Du aber vier Wochen nach der Hochzeit in ihrer Seelenſchreibtafel weiter nach, ſo ſteht darin etwa Folgendes: Es iſt mir überaus angenehm, daß gelehrte Damen den Männern ſehr mißfallen, denn ich habe es jetzt bequem und brauche mich um dergleichen Beſchwerlichkeiten nicht mehr zu bekümmern. Nun iſt es zwar ſchlimm, daß ſelbſt die Mädchen, wie ich überall gehört habe, ſich dennoch um edle, einfache, harmoniſche Bildung bemühen ſollen, was noch viel ſchwerer zu erreichen ſein mag als Gelehrſamkeit; allein auch darauf laß ich mich nun und nimmermehr ein. Mein Mann mag ſeinen gelehrten und anderweitigen Bildungskram für ſich allein behalten, ich werde mir ſchon meine eigenen Geſellſchaften zuſammenbitten. Führt er mich dennoch ja einmal in ſeine erſchrecklich gebildeten Kreiſe, ſo ſchweige ich entweder oder laſſe meinen Mutterwitz ſpielen, den er ja ſelbſt an mir gerühmt hat. O wie will ich jene poetiſche Damen und literariſchen Perſonagen ärgern!

Dem armen jungen Manne fällt bei dieſer Lectüre die Schreibtafel aus der Hand, er taucht einen Schwamm in Güte und Liebe ein, um die ganze Seite auszuwiſchen; aber ach! die Schrift ſitzt viel zu feſt, und will er endlich das Federmeſſer der Strenge gebrauchen, um das Ungehörige auszuradiren, ſo widerſetzt ſich die Beſitzerin jener Schreibtafel, und zwar ohne alle Anmuth, oder falls er dennoch das Meſſer anſetzt, ritzt und ſchrammt er wol gar in das Papier hinein, wie es beim Radiren leicht zu geſchehen pflegt.

Endlich tröſtet er ſich: Nun es bleibt ja der Mutterwitz; doch damit ſteht es leider ſo, ſo. Die Ahnfrau der meiſten modernen Naturkinder iſt ohne Zweifel die vielberühmte indianiſche Gurli, und da ſie bei ihrem erſten Erſcheinen (ſo etwa 1789) einige Originalität mitbrachte, ſo will ich es dem deutſchen Publikum nicht ſehr verdenken, daß es ſich an ihr ergötzte; indeſſen iſt doch zu bezweifeln, daß ſelbſt ein achtzehnjähriger Jüngling große Luſt bezeigen würde, beſagte Gurli zu heirathen. Jener Mutterwitz iſt nämlich kein ganz ächter, ſchon um deswillen, weil er Ruhm verlangt, was der ächte nie thut, da er ſich gewiſſermaßen bei jeder wohlorganiſirten Natur von ſelbſt verſteht. Jener aber reducirt ſich auf eine beſtimmte Summe von ſpaßigen Einfällen, zu deren Genuß eine gewiſſe Stimmung gehört. Ja, wenn dieſe Einfälle, wie doch nicht ausbleiben kann, ein paarmal oder gar noch öfter wiederholt werden, ſo können und müſſen ſie ein unangenehmes Gefühl erregen. Es iſt, als hätte man mit einer forcirten Gurli zu thun, die überall neuer Witzanleihen bedürfte, deren die alte nicht nöthig hatte, da ſie nur auf anderthalb Stunden uns beſchäftigen will, u. ſ. w.

Noch giebt es eine andere, von hochmüthig-leichtſinnigen Herren ausgeſonnene Phraſe, welche lautet: „Ich will meine Frau ſchon auf meine eigene Hand erziehen.“ Mein guter Jüngling, Du kannſt ihr vielleicht die Hiſtorie aller Zeiten und Völker beibringen, oder gar eine Charakteriſtik Kant's, Fichte's und Schellings, aber die Geſammtrichtung ihres Gemüths, die denn doch im zwanzigſten Lebensjahre (ich will annehmen, daß die liebe Seele ſo alt ſey) ſich ſchon ein wenig conſtituirt hat, wirſt Du ihr ſchwerlich nehmen. Hat ſie ſich in ihrer früheſten Jugend nicht ſchon zu liebendem Gehorſam, zur Wahrheit und Treue, d. h. in einem religiöſen Elemente zu leben gewöhnt, ſo wirſt Du ihr jene Tugenden (die Eins ſind) nicht einpredigen, ſo wie überhaupt weder logiſch richtiges, noch pathetiſches, rührendes Predigen bei einer Frau viel zu helfen pflegt. Sie hält ſich meiſtens für praktiſch klüger als ſämmtliche Männer, denen ſie ſo ironiſch verzeiht, daß ſie ſo gern in den Aether hinein predigen. Das Einzige, was Dir bei einer üblen Wahl wahrhaft helfen kann, iſt völlige Umwandlung der Frau, worauf Du doch nicht immer hoffen darfſt, und es iſt unnütz und thöricht, wenn Du ihr, bei Ermangelung jener Cardinaltugenden, einige Glanz= und Schimmertugenden als Surrogat beizubringen ſtrebſt.

Hat aber das liebe Kind jene Gemüthsrichtung, und biſt Du dann ſo glücklich, ihre volle Neigung zu gewinnen, dann ſei unendlich froh und ängſtige Dich um gar nichts weiter, denn das weitere Fortarbeiten an einer ſolchen Seele iſt keine Arbeit, ſondern eine reiche Luſt. Macht die Treffliche etwa zu viele Sprachfehler, ſo brauchſt Du es ihr nur mit liebendem Ernſt zu ſagen, und nach acht Wochen macht ſie keine mehr; wünſcheſt Du, ſie ſoll die Geſchichte ihres Vaterlandes kennen, ſo ſo ſollſt Du einmal ſehen, mit welcher anmuthigen Naivetät ſie zu nächſtem Neujahr über die Hohenſtaufen und Hohenzollern wird reden können und zwar, was die Hauptſache iſt, nur mit Dir allein oder mit einem guten Hausfreunde, und bei Leibe nicht um zu glänzen. Das bischen Franzöſiſch, das ſie nöthig hat, wird raſch von ihrem Munde ſtrömen, und raſcher als von dem Deinigen; ja, ſollteſt Du ſogar ein wenig Spaniſch verlangen (ich rathe aber nicht dazu), ſo wird die Gute ſelbſt in der Küche bei dem Veſta-Feuer des Heerds, doch noch ein paar Minuten abringen, um in die vielleicht heimlich gekaufte Grammatik hinein zu ſehen. Es iſt aber, wie geſagt, nicht hübſch von Dir, ſie ſo quälen.

Sollteſt Du nun, lieber Jüngling, meinen, was ich Dir eben geſagt, wüßteſt Du längſt, ſo kann ich Dir freilich nicht mit Gewißheit widerſprechen, ſondern begnüge mich bloß, Dich aufmerkſam zu machen, daß unter hundert modernen Ehen kaum eine leidliche und unter tauſenden kaum eine vortreffliche zu finden ſei, was Du, beleſener Freund, ſchon längſt wiſſen wirſt. Daraus möchte denn doch wohl folgen, daß mein guter Rath nur ſehr ſelten müſſe befolgt ſeyn.

Vielleicht erwiederſt Du mir: „Ich habe geſucht und nicht gefunden,“ und ich antworte Dir dann mit einer neuen Frage: „Haſt Du auch mit Gott geſucht?“ denn darauf hielten unſre Vorfahren — ich meine beſonders die aus dem 16ten und 17ten Jahrhundert — ſehr viel. Vielleicht lachſt Du über die ganze Frage, und machſt herkömmlichen Witz über dieſelbe; in dieſem Fall wäre dann unſer Geſpräch zu Ende und ich hätte mit Dir nicht ferner zu reden. Antworteſt Du aber: „ich habe mit Gott geſucht und nicht gefunden,“ dann erwiedre ich: „hoffe doch noch immer zu finden; ſchwindet Dir aber zuletzt die Hoffnung gänzlich, wohlan! ſo habe den Muth, unglücklich zu ſein, denn allerdings kann der Mann wie das Mädchen nur durch die Ehe zu einer vollſtändigen heitern Bildung gelangen. Es iſt aber beſſer, rein unglücklich zu ſein ohne Ehe, als unrein unglücklich in einer Ehe, die nur der Irrthum geſchloſſen hat.“

5.

Das ruchloſe Wort.

(Eine Anekdote aus dem 17ten Jahrhundert.)

Jedermann kennt die entſetzlichen Verwüſtungen, welche die Rheingegenden in den Kriegen gegen die Franzoſen, 1674 ff. und 1689 ff. erlitten, und es iſt in der That kaum möglich, ſie in ihrer ganzen Gräßlichkeit zu beſchreiben. Keine noch ſo oft angeführte „raison de guerre“ kann hier entſchuldigen und dennoch ſcheinen viele, ſelbſt bis zur Schwäche gutmüthige Deutſche jener Zeit die Greuel bald vergeſſen, oder doch entſchuldigt zu haben. Nur einem einzigen Manne verzieh man nicht, dem Mordbrenner Melac, der freilich die Grauſamkeit bis zur höchſten Scheuslichkeit getrieben hatte. Aber auch bei ihm bedurften die Uebergutmüthigen eines Mittels, ihn nicht zu vergeſſen, und man führte deshalb die Sitte ein, die Hunde nach ſeinem Namen zu nennen, ein tadelnswerthes Mittel, denn was hatten die unſchuldigen Thiere verbrochen, daß man ſie ſo — ſchalt?

Dieſen allgemeinen Abſcheu der Deutſchen gegen Melac brachten nicht bloß ſeine böſen Thaten zuwege — dieſe wurden auch von ſeinen Landsleuten ſehr misbilligt — ſondern ein abgeſchmackt ruchloſes Wort war es vielleicht noch mehr, das ihm jenen unſterblichen Haß zuzog. Er hatte nämlich einſt an der Tafel des Prinzen Ludwig von Baden, wo er mit dem General Marſigli von dem Kriege in Italien redete, ſich laut vernehmen laſſen: wenn nur ein tüchtiger General dort comandire, „qu'il la défendra contre Jesus Christ et tous les diables.“ Jetzt betrachtete man ihn als ein unrettbares Kind der Hölle und ſchauderte — viel zu ernſthaft — zurück vor einer erbärmlichen Zungenſünde, die man billig nur achſelzuckend hätte verachten ſollen. Seine Thaten allein können entſcheiden; jenes abſurde Wort iſt nichts als der Verſuch, auch durch geſpreizten frevelhaften Unſinn zu imponiren. — Wir ſollten, dünkt mich, der Zungenfrechheit als ſolcher nie die Ehre anthun, ſie bedeutend zu finden, denn nur dadurch, daß wir ſie lediglich für jämmerlich erklären, können wir ſie am beſten zum Schweigen bringen. — Dieſe Lehre ſcheint mir nicht unwichtig und nur um ihretwillen habe ich dieſe Anekdote erzählt.

6.

Beelzebub.

Die ganze Welt kennt den Namen Beelzebub und wenigſtens die halbe Welt weiß, daß dieſes Wort zu deutſch „Fliegengott“ heißt. Aber nicht Alle wiſſen, daß er ein Abgott der Philiſter von Ekron war, die ihn höchlich verehrten, entweder weil er die unzählbaren Fliegen in ihrem Tempel veranlaßte oder vertrieb. Es hat aber, ſo viel ich weiß, noch Keiner ausgeſprochen, daß dieſer Beelzebub eigentlich bis auf den heutigen Tag der Gott der Philiſter *geblieben* iſt, was ſie freilich nicht werden zugeben wollen, da ſie, wie das alte Rom, den Namen ihrer eigentlichen Stadtgottheit gern verſchweigen. Für den wahren Philiſter beſteht das ganze Leben nur aus trockenen Einzelnheiten, und in dem ungeheuren Sandhaufen wühlend, zu dem er ſein Leben gemacht hat, muß er ſtets fürchten, daß ein einziger **Windſtoß** ihm ſeine ganze Freude verderbe. Schwingt er ſich höher auf, ſo werden ihm die Sandkörner zu etwas Lebendigem, etwa zu Mücken oder Fliegen. Wer ſoll nun der Schutzgeiſt dieſer ewig gehenden und wiederkehrenden Welt ſeyn? Der Fliegengott. — Da aber der wogenden Inſekten doch auch zu viel werden kann, und die Mücken gar zu **Mucken** (Sorgen) werden, ſo bedarf er abermals eines **Gottes**, der die Fliegen zu tödten vermag, und den findet er wieder im Beelzebub. — Es wäre viel über die Sache zu reden, aber ſie redet ſelbſt genug.

7.

Convulſiviſche Scribenten.

Wir haben in neueren Zeiten einige Schriftſteller bekommen, die ſich ordentlich deſperat anſtellen, und wie zähneknirſchend Gott und Unſterblichkeit leugnen, Tugend, Liebe, Vaterland u. ſ. w. ſchmähen und höchſtens dem Teufel etwas Weihrauch ſtreuen. Gelegentlich thun ſie auch wohl recht luſtig dabei, und verſichern, dergleichen ſei eben die wahre Genialität und Lebensweisheit. Sie hoffen, es nehme ſich das Alles im Drucke recht hübſch und vornehm aus, und es gelingt ihnen wohl gar, mit dergleichen convulſiviſch lachender Raſerei den Schwachen zu imponiren.

Aber auch außer dieſen Schwachen giebt es noch manche ſehr gute, nur ein wenig zur Sorglichkeit geneigte Menſchen, die ſich dergleichen Witzbolderei zu ſehr zu Herzen nehmen. Traurig iſt ſie freilich genug, nur hütet euch ja, ihr Guten, in dieſer Stimmung mit oder zu dergleichen Leuten zu reden, ſondern laßt ſie lieber ein wenig ſchnurren; ſie werden ohnehin bald müde, und fallen dann, wie Kräuſel ermattet, in irgend einem Winkel um. Sie möchten gar zu gern, daß man ſie anrühre, um von neuem ſchnurren zu können; das aber darf ihnen nicht gewährt werden.

So ruchlos und entſetzlich ſich übrigens einige jener Geſellen auch auf dem Druckpapier anſtellen, ſo ſind ſie doch innerlich nicht ſonderlich feſt; und wenn ſie einmal eine tüchtige Migräne bekommen, ſo wird ihnen bei dem verordneten Camillenthee ſehr bang ums Herz. Sie greifen dann wol zum Porſt'ſchen Geſangbuch und ſchlagen ein altes ehrliches Bußlied auf. Vielleicht hilft es.

8.

Witz — Hamlet — natürliche Tochter u. ſ. w.

Die Mehrheit der Deutſchen iſt ſo haushälteriſch mit dem Witz, daß ſie vor wirklichem Reichthum und Freigebigkeit mit demſelben etwas erſchrickt und ſcheu zurücktritt. Wer alle Quartal einen leidlichen Witz hat, das iſt ihr Mann. Einen ſolchen Spaß lernen ſie auswendig, und wenn ſie ihn etwa vier und zwanzig Mal wieder erzählt haben, verſtehen ſie ihn erſt recht und freuen ſich herzlich, ihn weiter verbreiten zu können. Um ihn ganz zu genießen, bedürfen ſie auch noch einer Vorrede, und wenn ſie den Inhalt eines Sinngedichts genau vortragen wollen, oder den Spaß, den einmal ein ſchalkhafter Nachbar zu Tage förderte, ſo fangen ſie etwa ſo an: Es war am zweiten Pfingſttage, Nachmittags gegen vier, doch kann es auch halb fünf geweſen ſein, wir ſaßen eben bei der zweiten Flaſche und waren ganz munter, — denn was kann man in dieſen ſchlimmen Zeiten eben Beſſeres thun, als munter ſeyn? — meine Frau hatte gerade das neue Indienne-Kleid an, das ich ihr zum Geburtstag verehrt hatte, und ſah jünger darin aus, wie leider ſonſt in dem braunen Habit, als plötzlich die Thür aufging u. ſ. w. — — Iſt es aber mit der Mehrheit der Deutſchen ſo beſtellt, ſo folgt eben daraus, daß es einzelne Witz- und Humorreiche nicht allzugut bei ihnen haben, und es würde z. B. ein großes Glück für Jean Paul geweſen ſeyn, wenn er weniger Witz gehabt hätte, denn um wahrhaft zu gefallen, hätte er mit der Witzesfülle, die z. B. bloß in der „Reiſe des Rectors Fälbel“ (im „Quintus Fixlein“), im „Attila Schmelzle“ u. a. waltet, ein paar hundert Bücher anfüllen oder übermahlen müſſen. So aber: Auf jeder Seite nicht bloß ein paar herrliche Bonmots, ſondern bei denſelben immer ein tiefer Hintergrund, der liebenswürdigſte Charakter- und Situationswitz u. ſ. w. — Das iſt zu arg und kann nicht geduldet werden. Zur Strafe ſind auch jene Werke faſt vergeſſen worden, und es iſt — wenn ich anders den lyriſchen Sprung wagen darf — als habe der Prinz Hamlet den wetterwendiſchen

Theil des heutigen Publikums im Auge, indem er zu Gertruden ſpricht:

> Hier iſt eur Gatte! gleich der brand'gen Aehre
> Verderblich ſeinem Bruder. Habt ihr Augen?
> Die Weide dieſes ſchönen Berg's verlaßt ihr
> Und mäſtet euch im Sumpf? Ha, habt ihr Augen?
> u. ſ. w.

Wir wollen den hier allegoriſch gewordenen heftigen Dänenprinzen nicht weiter anhören, denn er wird mit jedem Worte anzüglicher. Seine Frage aber: „Habt ihr Augen?“ brauchen wir nicht zu ſcheuen, denn Augen haben wir wirklich ganz vortrefflich, und hübſche Decorationen, Bengaliſches Feuer u. ſ. w. ſehen wir recht gern. Schade nur, daß dieſem Sehtalent nicht genug Befriedigung gewähret wird!! So iſt z. B. Goethe's natürliche Tochter, wenn ich die ſchönen Kleider des Königs, Herzogs, der natürlichen Tochter u. ſ. w. abrechne, ganz ohne alle Sehſachen; wie leicht aber könnte man dergleichen unſchuldige Dinge einſchieben? Gleich anfangs jagt der König mit dem Herzog, warum ſehen wir nicht die Jagd ſelbſt? Welche Gelegenheit zu den ſchönſten Thierſtücken! Eugenie ſtürzt auf die gefährlichſte Weiſe; warum misgönnt man uns den Anblick dieſes Sturzes? Warum giebt der Herzog ſeiner geliebten Tochter zu Ehren nicht eine Gartenillumination nebſt Maskentanz? Alles das hat der Dichter freilich verſäumt, warum aber kommt man ihm nicht zu Hülfe? Thäte man das, ſo würde das arme Drama, das ſeit 1803 (dem Jahre ſeiner Erſcheinung) von der deutſchen Bühne verbannt iſt, vielleicht ein Lieblingsſtück geworden ſein. Wer nicht Luſt hätte, brauchte ja nach den freilich ſehr ſchönen Reden, welche die Leute in dem genannten Schauſpiel führen, nicht hinzuhören und könnte ſich bloß an das Reelle halten. Aufgeführt aber muß ein Stück werden, ſonſt lieſt man es nicht. Wer weiß, wie bald wir überhaupt aufhören werden, Roman und Novellen, mögen ſie auch noch ſo ſchön ſein, zu leſen, und ich weiß dann weiter keinen Rath, als daß ſich irgend ein mitleidiger Schauſpieler entſchließt, den „Runenberg“, den „Schmelzle“ und ähnliche Erzählungen auf der Bühne ſelbſt vorzutragen. Das Publikum würde freilich zuerſt erſchrecken, hat es aber einmal den Eintrittspreis bezahlt, ſo muß es, wie Franziska in Minna von Barnhelm ſagt, „Katz aushalten“ und wohl oder übel die herrlichen Geſchichten mit anhören.

9.

Milton, Goethe und Schiller.

Wohlmeinende deutſche Literarhiſtoriker ſchlagen ordentlich jammernd in die Hände, wenn ſie uns erzählen, daß Milton für die erſte Auflage ſeines „verlorenen Paradieſes“ nur 6 Pfund Sterling Honorar empfangen habe. Auch ich hoffe ein wohlmeinender Mann zu ſein, doch habe ich mir immer zum Geſetz gemacht, ehe ich weichherzig werde, zu bedenken, ob es auch an der Zeit ſei, dergleichen Gefühl zu beherbergen. Wenn ich deshalb auch nur obenhin erwäge, in welcher unglückſelig bewegten Zeit Milton ſein Werk dem Publikum übergab, ſo wundere ich mich ſchon, daß es auch nur irgend jemand zum Drucke übernahm, denn in einer ſolchen Zeit leſen nur ſehr Wenige, und am wenigſten ſcholaſtiſch-myſtiſche Gedichte; wenn ich aber vollends bedenke, daß damals ſechs

Pfund ſo viel bedeuteten, als jetzt etwa ſechszig, ſo muß ich ſogar die Kühnheit des Buchhändlers loben, der ſo viel daran wagte. In Deutſchland haben wir noch ganz andere Beiſpiele von der Geringhaltigkeit der Honorare für ausgezeichnete Werke. Darüber ſchweigen aber unſere jetzigen Literarhiſtoriker faſt ſämmtlich, oder zeigen ſich gar als hartgeſottene Herren, denn daß ein Deutſcher nicht viel kriegt, wie könnte ſie das ſonderlich rühren? Andere wiſſen auch wohl gar nichts davon, denn was braucht ein Deutſcher zu wiſſen, wie es in Deutſchland hergeht? Ihm liegen ſelbſt chineſiſche und japaniſche Verhältniſſe viel mehr am Herzen.

Und wenn es nur damit ausgemacht wäre, daß wir bloß von Geringhaltigkeit der Honorare reden müßten! Daran wäre im Ganzen ſo viel nicht gelegen; das allein iſt wahrhaft ſchlimm, ja ſchrecklich zu nennen, daß ſelbſt die bedeutendſten Werke von noch unberühmten Verfaſſern — (als wenn man nicht, um berühmt zu ſein, doch einmal hätte anfangen müſſen, berühmt zu werden) — keinen Verleger finden konnten. Jetzt weiß jedermann, daß in den zehn Kreiſen unſerer lieben, alten, etwas zähen Germania ſich auch nicht ein einziger Vermittler fand, den „Götz von

Berlichingen" und „die Räuber" ins Publikum zu bringen *), und beide Werke wären vielleicht verloren gegangen, wenn nicht die Dichter ſelbſt in das Mittel getreten wären. Beide mußten Schulden machen, um das geliebte Publikum mit etwas Großem zu beſchenken, und wenn das auch dem wohlhabenden Goethe nicht ſehr ſchwer wurde, dem es ohnehin an einer gewiſſen ironiſchen Ergötzlichkeit nie fehlen konnte, ſo wollen wir doch unſern armen Schiller noch ganz beſonders loben, daß er ſeine kleine Sparbüchſe ausſchüttete, und, da ſie nicht hinreichte, von Chriſten und Juden borgte, um den Deutſchen — gleichſam mit einem Vive l'Allemagne quand même! — eine Freude zu machen. Wie geſagt: das weiß, da jetzt ſämmtliche biographiſche Quellen fließen, jeder Literaturfreund, aber ich vermiſſe die gedruckte Verwunderung darüber, die ſich ja ſelbſt durch ein paar Ausrufungszeichen

---

*) Die wenigen Buchhändler, denen Goethe 1772 und Schiller 1780 ihre Erſtlinge vergeblich anbieten mochten, ſind weit leichter zu entſchuldigen, als die berühmten Kritiker, welche nicht in's Mittel traten, falls ſie um ſo geniale Werke, wie die genannten, wußten. Es verdient z. B. Herder Tadel, daß er ſich gegen Berlichingen kalt und ſpäterhin gegen Werther noch ſprödder zeigte.

andeuten ließe. *Soll* man ſich etwa gar nicht verwundern, ſondern bloß denken, in Deutſchland verſtehe ſich all dergleichen Trauriges von ſelbſt? — Zu einem ſolchen jammervollen Glauben mag ich mich nicht verſtehen, und ich will deshalb die fehlenden Ausrufungszeichen durch dieſen kleinen Aufſatz zu erſetzen ſuchen. Von London, Paris, Mailand u. ſ. w. werden ohnehin wahrſcheinlich jener Ausrufungszeichen genug zu uns gelangen, und ſo iſt es doch immer beſſer, wenn ein Deutſcher dem Fremden zuvorkommt.

Damit jedoch mein Aufſatz nicht bloß aus Ausrufungszeichen beſtehe, möchte ich noch den Wunſch äußern, daß einmal Jemand eine kleine Abhandlung lieferte „über den Einfluß, den deutſche Buchhändler auf die deutſche Literatur gehabt und noch haben.“ Dazu möchte jedoch nur einer unſerer *geiſtreichen, erfahrenen und wohlgeſinnten Buchhändler* befähigt ſein, und es würde mich ſehr erfreuen, wenn einer dieſer würdigen Männer meinen Wunſch zu Herzen nehmen wollte.

10.

Kleines Wort über Ramler.

Ich kenne keinen deutſchen Dichter, von deſſen äußerm und innerm Leben ſo wenig oder gar nichts Auffallendes zu erzählen iſt, als von Ramler. Geboren zu Colberg, ſtudirend in Halle, Profeſſor in Berlin, ſpäterhin Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, an der Direction des Theaters theilnehmend, im Thiergarten ſpazieren gehend, den Montagsklub beſuchend: das iſt Alles. Als Dichter war er etwa im fünf und dreißigſten Lebensjahre völlig fertig, und ſpäterhin blieb zwar die Liebe zur Poeſie, aber nicht das Talent. So wurde die erſte bald eigenſinnig, grillig und ſchulmeiſterlich und zum reinen Genuſſe konnte er ſchon wegen ſteter Corrigirluſt nicht mehr gelangen, und wir haben von Glück zu ſagen, daß er nicht auch unſern ganzen ſchönen Thiergarten ausgefeilt hat und umdrucken laſſen. Man darf durchaus nicht ſagen, daß er jemals träge war; er beſchäftigte ſich im Gegentheil den ganzen Tag mit der Poeſie, doch nur mit geſchriebener und gedruckter, und gerade deshalb ward ſie ihm zum Handwerk, zum freien und honetten zwar, doch immer zum Handwerk. Er ſchritt nicht vorwärts und nicht tiefer, ſondern ging, wie etwa in einem geſchloſſenen Saale, in dem einmal gezogenen Kreiſe auf und ab. Es iſt wirklich befremdend, daß ihm in ſeinem drei und ſiebzigjährigen Leben ſo gar nichts begegnet iſt, und es haben deshalb auch ſeine Biographen viel Kreuz und Leiden gehabt, um nur ein paar Blätter über ſein Leben voll zu ſchreiben. Selbſt der Umſtand, der in keines Dichters Leben ausbleiben darf: irgend eine tüchtige Liebe, oder doch romantiſche Verliebtheit fehlt hier gänzlich; und er ſcheint vor lauter Leſereien und Correcturen keine Zeit dazu gehabt zu haben. Auch das Reiſen war ihm nicht genehm, und wir ſehen ihn vom Jahre 1748 bis 1798, ſo viel mir bekannt, ohne alle Unterbrechung in Berlin. Was würde der wackere Mann ſagen, wenn er heut zu Tage wieder aufwachte, und in allen Geſellſchaften ſchon bald nach Neujahr hören und immer hören müßte: „Nun, mein theuerſtes

Fräulein“ oder „mein theuerſter Herr Hofrath, wo werden Sie denn den Sommer zubringen?“ denn daß man den Sommer nicht zu Berlin zubringen werde, ſcheint ſich meiſtens von ſelbſt zu verſtehen. Es iſt allerdings ſehr betrübt, daß jene Fragen faſt immer richtig angebracht ſind, und daß die Reiſeluſt mitunter in eine ſtete Reiſefertigkeit oder Reiſewuth übergegangen iſt; doch wollen wir auch Ramlern in ſeiner übertriebenen Seßhaftigkeit durchaus nicht nachahmen.

Vielleicht glauben und fürchten nun einige Leſer, es werde jetzt auch noch ein bitterer Tadel Ramlers als Dichter folgen, denn an dergleichen hat man leider ſich in den letzten Jahrzehnten gewöhnen müſſen. Ich aber will im Gegentheil hier laut beklagen, daß leider ſelbſt ausgezeichnete Kritiker mit anſtandwidriger Leichtfertigkeit von ihm geſprochen haben. — Vergeſſen wir, was ſeine ſpäteren Jahre Kraftloſes hervorbrachten, ſo kann der Tadel, der mit Recht einige ſeiner früheren Werke trifft, nur gegen die Ueberkraft, die Ueberſchwenglichkeit und das Ueberpathos derſelben gerichtet ſein. Es iſt auffallend, daß ein Mann, der überall im Leben eine ſo mäßige Geſinnung zeigt, in ſeinen Gedichten nicht ſelten das Maaß überſchreitet und gleichſam beſſer als gut und erhabener als erhaben dichten zu wollen ſcheint. So etwas kann lange blenden, bis endlich der Leſer gewahr wird, daß Erhitztheit und ſtarre Pracht ſehr nahe ſtehen und keine reine Freude machen. Müſſen wir aber auch dieſen Tadel ausſprechen, ſo wollen wir doch nie vergeſſen, daß Manches dagegen nur wie Erhitztheit ausſieht, doch reine Flamme iſt, und daß der Dichter auch einige Oden aufzuzeigen hat, die der höchſten Anforderung des geſammten Gemüths genügen. Ich meine hier vorzugsweiſe: die Sehnſucht nach dem „Frieden“ (1760), ein Gedicht, das gerade ſo lange leben wird, als es ſinnvolle und tieffühlende Menſchen giebt.

11.

Der ſeltſamſte Predigt-Text.

Leſer, deren Erinnerung bis in die letzten Jahrzehnte des achtzehnten Jahrhunderts reicht, werden ſich auf manche merkwürdige Predigten beſinnen können. Ich ſelbſt erinnere mich nur noch an eine, die mich als Knaben ſehr glücklich und ſtolz machte. Sie handelte nämlich von dem Nutzen des Spazierengehens, in welcher edlen Kunſt ich mich ſtets als Virtuoſe betrachtet habe, und ſchon damals dem ehrwürdigen Paſtor mit manchen neuen erſprießlichen Bemerkungen hätte unter die Arme greifen können. — So iſt auch nicht minder bekannt, daß man damals von der Kanzel herab den andächtigen Zuhörern viel Schätzbares mittheilte über die Zucht der Obſtbäume und deren Veredlung, über geſchmackvolle Gartenanlagen, über Acazienpflanzungen, Birnenmoſt u. ſ. w. Darüber iſt nun viel geſpottet worden, und wir ſpotten wohl Alle gern harmlos mit; nur vergeſſe man nicht, daß auch das ſtreng orthodoxe ſiebzehnte Jahrhundert Wunderlichkeiten genug lieferte. So predigte z. B. der Magiſter J. L. Schwäger, Paſtor zu Altorf, eine lange Zeit blos über Luthers Katechismus, und als er damit fertig war, las er auch den Titel des Büchleins, das ſich bekanntlich in Jedermanns Händen befand und noch befindet, vor, und predigte ausführlich über denſelben. Jetzt glaubte man, er habe wirklich das Ende gefunden, aber mit nichten. Die nächſte Predigt behandelte die letzte Zeile des Katechismus-Titelblatts, nämlich die Worte: „gedruckt bei Balthaſar Scherff, Univerſitätsbuchdrucker.“ Niemand vermuthe hier einen Scherz; die Nachricht findet ſich in einer ſehr ernſthaften, ja grämlich-eifrigen literarhiſtoriſchen Schrift: Vitae Theologorum Altorphicorum von Dr. Guſtav Georg Zeltner, Nürnberg 1722. und auch die deutſchen Acta eruditorum (Theil 76. S. 660) theilen die Nachricht zwar als eine Merkwürdigkeit, doch ohne davon beſonderes Aufheben zu machen, ganz trocken mit.

Denken wir der Sache etwas genauer nach, ſo gewinnt die Phantaſie einen weiten Spielraum, indem wir uns fragen: wovon ſprachen wohl jene Schwägerſchen Predigten am meiſten? Ueber die Buchdruckerkunſt im Allgemeinen? oder ſpecieller über die Buchdrucker? oder blos über die Univerſitätsbuchdrucker? Wurde etwa Balthaſar Scherff als Ideal eines ſolchen geprieſen? und hielt man ſeine Lettern, Papier, Correctur als Muſter vor? Wie? oder galt es hier — ich will nicht hoffen — eine Satyre gegen den Seligen? denn daß man ſollte noch bei ſeinen Lebzeiten über ihn gepredigt haben, mag ich nicht glauben. Mir — ich geſtehe es — iſt der Mann gänzlich unbekannt, und ich darf wol kaum hoffen, daß meine Begierde, etwas Näheres über ihn zu erfahren, jemals werde geſtillt werden.

Oder war es nur der Vorname („Balthaſar"), der den Prediger anzog? und bahnte er ſich durch ihn den Weg zu den heiligen drei Königen? oder ſprach er über eine gute Wahl der Taufnamen? und wünſchte er etwa, daß man hinfort die Kinder Lolo, Lullu, Lilli, Hebe u. ſ. w. taufen möchte? Ich zweifle faſt.

Wie es damit auch beſtellt geweſen ſeyn mag: Friede ſei mit der Aſche des Magiſters Leonhard Schwäger und Friede mit der Aſche des Univerſitätsbuchdruckers Balthaſar Scherff! Sie haben es gewiß Beide gut gemeint und zürnen nicht, daß ſie noch jetzt unſere Phantaſie auf eine grüne Weide führen. Hanc veniam damus petimusque.

12.

Die poetiſche Pan-Ruhe.

Wer die Alten einigermaßen kennt und z. B. Theokrit geleſen hat, weiß, daß ſie glaubten, Pan, das Symbol der Natur, und mit ihm alle Götter ruheten um die Mittagsſtunde. — Wer viel im Freien lebt, beſonders aber wer viel gereiſt iſt, ahnet in der träumeriſchen Stille und trunkenen Müdigkeit, — (völlig verſchieden von der abendlichen) — welche die Natur um jene Zeit zu zeigen pflegt, gar wohl, was die Alten mit jenem Mythus meinten, und findet, beruhigter als ſie, in jener Stunde den heiteren Gegenſatz der mitternächtigen Geiſterſtunde.

Eine ſolche Pan'sſtille finden wir auch in dem Leben der Dichter, ſelbſt in dem der größeren, und wir können ſie bei manchen mit ziemlicher Sicherheit nachweiſen. Bei Goethe ſcheint ſie in die Jahre

1791 bis 94, bei Schiller in die 1789 bis 94 gefallen zu ſein, Zeiten, in denen ſie nur wenig Poetiſches gaben und ſüß zu ruhen ſchienen, um dann neu geſtärkt, ſehr viel und zwar ſehr Treffliches zu ſpenden. — Jean Paul ſcheint nur eine ſehr kurze Panzeit gehabt zu haben, vielleicht nur kurze Panzeiten, wenigſtens ſtellt er ſich vom Jahre 1792 bis zum Tode in nie unterbrochener Thätigkeit auch öffentlich dar*).

Daß Shakſpear jene ſüße, nicht götterloſe, ſondern göttervolle Panzeit in ihrer geheimſten und tiefſten Bedeutung gekannt habe, weiß Jeder, der z. B. den Sturm, das Wintermärchen, die beiden Veroneſer u. a. kennt; ob er ſie aber jemals ſelbſt gehabt, können wir nicht in ſo weit zeigen, als wir es bei Goethe und Schiller vermochten.

Lieber Dichter — ich meine Dich, der den großen Namen verdient — naht ſich Dir einmal jene Götterſtille, lehne Dich nicht gewaltſam auf gegen die ſüße Traumſtunde, und verſcheuche den Gott nicht, der Dir vielleicht in Deinem Schlummer viel Schönes zufluͤſtern wird. Die Homeriſchen Götter entführten zuweilen die verwundeten Helden der ſtaubigen Schlacht, um ſie bald mit neuer Kraft und friſcher Jünglingsheiterkeit zurück zu ſenden.

---

*) Die früheren Leidensjahre gehören nicht hieher. Vergl. Fortepiano Th. I. S. [illegible] ff.

13.

Der alte und der junge Adler.

Ohne Zweifel wünſchen wir Alle den Dichtern, beſonders den guten, ein langes Leben; wir ſollten aber dabei nicht vergeſſen, ihnen auch Kraft zu wünſchen, die ihnen gewiß ſehr nöthig iſt, um die große Aufgabe zu löſen, alt und jung zu gleicher Zeit zu ſein. Es tönt wahrlich wie Grabgeläut, wenn Young in ſeinen Nachtgedanken ſagt:

— — — My world is dead,
A new world rises, and new manners reign.

(meine Welt iſt todt, eine neue Welt ſteht auf und neue Sitten — Formen und Manieren — herrſchen). Es iſt ſehr begreiflich und verzeihlich, daß ſelbſt ein Young ſo klagt, aber das Publikum mag von dergleichen Seufzern nichts hören, ſondern zuckt die Achſeln und geht nach Hauſe, um irgend einem der neueſten Poeten, und wäre er auch ein wenig ſpatzenhaft, zuzuhorchen. Dann heißt es wie geſchrieben ſteht:

Wer ſich der Einſamkeit ergiebt,
Ach! der iſt bald allein;
Ein jeder lebt, ein jeder liebt
Und läßt ihn ſeiner Pein.

Der Dichter aber ſoll größer ſein als ſeine Pein, und wenn es ihn auch in ſchwachen Stunden zu ſehr verdrießen ſollte, daß junge Spatzen mitunter viel Glück machen, ſo möge er doch ja nicht vergeſſen, daß es auch junge Adler giebt, die er nicht beneiden, ſondern lieben ſoll. Er ſei der alte Adler und lehre die glückliche Jugend, wie ſie es anzufangen habe, um auch im Alter jung zu bleiben, mit friſchem Auge und ungeſchwächter Flügelkraft. Daß eine ſolche Aufgabe zu löſen ſei, wird Niemand leugnen, der die Geſchichte unſerer Literatur kennt, die einige gar herrliche Beiſpiele bietet, und es fällt uns wohl Allen dabei zuerſt der deutſche Dichter ein, den ich nicht zu nennen brauche, eben weil er Allen gleich einfällt. Der leuchtet noch aus ganz andern Augen, als etwa Anakreon geleuchtet haben mag, und kann noch eine ganz andere höhere Jugend aufzeigen, als die ſich durch den Geburtsſchein erweiſen läßt.

14.

Johann Sobiesky's Tod.

Wer kennt nicht den ritterlichen Helden, der 1683 an der Spitze ſeiner tapfern Polen Wien entſetzte? Die deutſchen Schriftſteller aller Zeiten haben mit Eifer und gerechter Dankbarkeit ſeine kriegeriſchen Thaten geprieſen; doch haben auch manche dabei vergeſſen, daß ohne die nicht minder tapfern Sachſen und Baiern ein ſolcher Entſatz nicht würde möglich geweſen ſein. Dem reichen Ruhmeskranze des genialen Polenkönigs ſoll dadurch auch nicht ein Blättchen entzogen werden, und er ſelbſt liebte das gerechte Urtheil, wie wir deutlich ſehen aus dem großen Lobe, welches er dem Grafen Stahrenberg, dem vortrefflichen unerſchrockenen Vertheidiger Wiens, ſpendete. Ferner haben die meiſten deutſchen Schriftſteller vergeſſen, uns ein treues Abbild von dem überaus phantaſiereichen, vielſeitig anziehenden heroiſchen Könige zu geben, weil ſie ſich nicht genug bekümmerten um ſein eigentliches Innere und nächſtdem um ſeine herrſchſüchtige und intriguenvolle Gattin, die er eine lange Reihe von Jahren hindurch mit einer wahrhaft romantiſchen Zärtlichkeit liebte, während ſie dieſer leidenſchaftlichen Neigung gleichſam nur zuſah und dieſelbe zu egoiſtiſch ſchlauen Planen benutzte.

Darüber vielleicht ein andermal, hier nur ſo viel, daß ſich in den letzten Jahren von Johanns Leben eine trübe Abneigung gegen einige Umgebungen, Mismuth über wachſende Kränklichkeit und Hoffnungsloſigkeit bei der Ahnung der Zukunft ſeiner bemächtigten. Auf wen konnte er ſeinen Ruhm, auf wen das herrliche Reich vererben? Dieſe Schwermuth wuchs zuletzt ſo ſehr, daß er von der Zukunft gar nichts mehr hören mochte, und nur noch bei einer neu ergriffenen Lieblingsbeſchäftigung (der Kunſtgärtnerei auf einigen ſeiner Landſitze) Spuren von alter Heiterkeit ſehen ließ. Wie es aber in des königlichen Helden tieferem Innern ſtand, zeigte er kurz vor und in ſeinem Tode, über welchen, ſo weit mir bekannt, die meiſten deutſchen Schriftſteller nur obenhin und ohne alle nähere Bezeichnung reden. Und doch iſt dieſe Auslaſſung leicht zu ergänzen, denn man braucht nur Zaluski epistolae historico-familiares (3 Theile, Braunsberg 1709) nachzuſchlagen, ein Buch, das freilich nur mit Vorſicht benutzt werden darf, ſonſt aber eine Fülle von anziehenden Nachrichten enthält. Der Verfaſſer, Biſchof von Wermeland und Großkanzler des Königreichs, war bei dem Tode des Königs zugegen, und es ſcheint der Mühe werth, in's Kurze zuſammen zu ziehen, was er darüber mittheilt.

Johann war in ſeinen letzten Lebensjahren häufig kränklich geweſen; wir erfahren jedoch nicht genau, wo ſich der Sitz ſeiner Krankheit befand. Er ſchenkte ſein Vertrauen einem jüdiſchen Arzte, der bald auch zu ſehr ſtarken Mitteln ſeine Zuflucht nahm. Dieſe halfen, oder ſchienen doch nicht ſelten zu helfen, aber immer nur auf kurze Zeit, worauf dann noch ſtärkere Medicamente folgten. Endlich verlor der König das Vertrauen zu dem Arzte, und einige Tage vor ſeinem Tode klagte er gegen den Biſchof, er habe „zu viel Queckſilber genommen;“ — ob auf Verordnung des Arztes, oder nach eigenem Gutdünken, möchte ſchwer zu beſtimmen ſeyn. Sein ſchmerzlicher Seufzer: Et nullus erit qui mortem meam vindicare volet! (und es wird

Niemand ſeyn, der meinen Tod wird rächen wollen!) intereſſirt uns mehr, als alle Medicamente eines vielleicht irrenden Arztes.

Die Königin, meiſt nur an ſich ſelbſt denkend, hatte ihren Gemahl ſchon in früherer Zeit häufig veranlaſſen wollen, ein Teſtament zu machen, aber wie ſehr er auch ſonſt ſich ſtets nach ihren Wünſchen gerichtet, ſo hatte er ſich doch dazu nie bereden laſſen, ſo wie überhaupt Alles, was ihn an ſeinen Tod und die nach demſelben zu vermuthenden öffentlichen und Familienangelegenheiten erinnern konnte, ihn mit Widerwillen und Ungeduld erfüllte. Jetzt aber drängte die Zeit, und der Biſchof bekam von der Königin den Auftrag, den tödtlich Kranken zur Abfaſſung eines ihr günſtigen Teſtaments zu bewegen. Die großen Schwierigkeiten fühlend, fing Zaluski nun ganz von weitem an zu erzählen: er ſelbſt habe vor Kurzem ſeinen letzten Willen aufgeſetzt; aber der König hörte ihn nur mit Unmuth an, und rief höhnend aus: „O medici, medici! mediam pertundite venam!“ („O ihr Aerzte! ſchlagt ihm die Hauptader!“) wie könnt ihr, als ein ſonſt kluger Mann, eure Zeit ſo verderben, ein Teſtament aufzuſetzen?“ — Zaluski wollte die Vernünftigkeit eines ſolchen Geſchäfts auseinander ſetzen, aber der König unterbrach ihn mit dem eben ſo verworrenen als ſchrecklichen Wort: „Meinethalben mag die Erde verbrennen und der Ochs Gras freſſen; wenn ich todt bin, frage ich nichts darnach.“ — In einer ſolchen Stimmung konnte man nicht weiter in ihn dringen und er ſtarb ohne Teſtament am 17. Junius 1696, auf ſeinem Landſitze zu Willanow, am Schlage, ſo ſchnell, daß er ſelbſt das Sacrament nicht genießen konnte, weil weder der Pfarrer des Orts, noch auch die Schlüſſel der Kirche irgendwo zu finden waren. Bei der Eröffnung der Leiche zeigten ſich Spuren, daß der König vielleicht nicht geirrt hatte, als er die zu ſtarke Queckſilbercur für die Urſache ſeines Leidens erklärte. Die ungeheure Verwirrung, die nach Johanns Tode in der nachgelaſſenen Familie, ſo wie im Staate ſelbſt entſtand, iſt hier nicht der Ort zu ſchildern; auch geben die gewöhnlichen hiſtoriſchen Handbücher hierüber genugſam Auskunft. Traurig merkwürdig aber iſt es, daß der König ſie voraus ſah und dennoch nichts that, um ſie durch ein Teſtament wenigſtens zu mindern.

Hat ſich aber die ganze tragiſche Geſchichte wirklich ſo zugetragen, als ſie Zaluski erzählt? Ich weiß es nicht und frage deshalb bei genaueren

Kennern der polniſchen Geſchichte an, da es wol Jedem erfreulich ſein würde, wenn ſich beweiſen ließe, der treffliche Held habe einen beſſern Tod gehabt.

Die deutſchen Acta eruditorum, deren genauen Auszug aus dem Zaluskiſchen Werke (das mir nicht gleich zur Hand iſt) ich bei dieſem Aufſatze benutzt habe, nennen jenen furchtbaren Ausruf „Meinethalben mag die Erde verbrennen“ u. ſ. w. ein Alt-Reußiſches Sprichwort (ſ. jene acta Th. I. Leipzig 1712. S. 103.). Ich kann und mag das nicht glauben, denn wie leicht ſich auch in die Menge von Sprichwörtern ein verworrenes übelſinniges miſchen mag; ein Ausruf wie jener, der aller Liebe und allem wahren Lebensgehalt Hohn ſpricht, und das Leben des Einzelnen von aller Beziehung auf das Ganze, ſo wie von aller Bedeutung für die Zukunft trennen möchte, kann, hoffe ich, nie ſprichwörtlich werden.

15.

Shakſpear's Grabſchrift.

Wer auch nur die gewöhnlichen dürftigen Lebensbeſchreibungen Shakſpear's geleſen, kennt die Inſchrift ſeines Grabſteins in der Kirche zu Stratford:

„Good friend for Jesus' sake forbear
To dig the dust inclosed here,
Blest be the man that spares these stones,
And curst be he that moves my bones.“

(Guter Freund, um Jeſu willen, laß den hier verſchloſſenen Staub in Ruhe; geſegnet ſei, wer des Steines ſchont, verflucht, wer mein Gebein anrührt.“)

Es iſt auffallend, daß die Biographen alle, ſo weit ich ſie kenne, z. B. Nicolaus Rowe, dieſe Grabſchrift ohne alle Bemerkung mittheilen, gleichſam als ſei nichts Beſonderes daran. Ich finde ſie in hohem Grade auffallend, und frage zuvörderſt: „wer hat ſie verfaßt?“ Höchſt wahrſcheinlich Shakſpear ſelbſt, da er ſich in der letzten Zeit ſeiner ländlichen Zurückgezogenheit mit dem Gedanken an ſeinen Tod gründlich beſchäftigt haben mag. Wir finden nicht, daß er ſich kränklich fühlte; wohl aber ſcheint er, trotz ſeiner vortrefflichen Leibes-Conſtitution und der noch blühenden Mannesjahre, eine entſchiedene Ahnung von ſeinem baldigen Hinſcheiden gehabt zu haben. Davon zeugt ſein von ihm dictirter letzter Wille, der in mancher Hinſicht als ein Muſter von Genauigkeit zu betrachten iſt, und des Zuſatzes, „er ſei bei vollkommener Geſundheit und Gedächtnißkraft abgefaßt worden,“ nicht bedurfte. Dieſes Teſtament iſt vom 25. März 1616 datirt, und der Dichter hatte deshalb vollkommen Zeit, auch eine kurze Grabſchrift auf ſich ſelbſt zu machen, da ſein Tod, wie bekannt, erſt am 23. April deſſelben Jahrs erfolgte.

Ich nehme alſo gleichfalls an, die Inſchrift ſei von ihm ſelbſt; doch dringt ſich dann die Frage auf: Was bewog ihn, den kleinen Raum ſeines Grabſteins mit ſo ſeltſamen Worten zu füllen? Wie kommt er, bei ſeinem ſtets ſinnvoll klaren Gemüth, und in jener Zeit, ſchon der Verklärung ſo nahe, zu ſo heftigen Ausrufungen? und zu ſner Bitte, deren Erfüllung ſich ſo ganz von ſelbſt zu verſtehen ſcheint? Wie konnte er, einſt der Liebling Eliſabeths und ſpäter Jakobs, ja des geſammten Engliſchen Volks, auch nur vermuthen, daß irgend eine freche Hand ſich an ſeinem vermoderten Gebeine vergreifen werde? Freilich darf man ſo fragen, aber die Antwort ſteht nicht fern. Der Dichter, dem nichts fremd war, was Staat und Kirche betrifft, ſah voraus, daß der finſtere Puritanismus in ſeiner ganzen grellen Engherzigkeit immer weiter um ſich greifen und zuletzt ſeinen Haß gegen alle erhebende Wiſſenſchaft und allgemeine Bildung verbreitende Poeſie offen und laut kund geben werde. Wie wenn dieſer Dämon auch äußere bürgerliche Macht gewönne, und endlich zum widerlichſten Fanatismus geſteigert, ſelbſt die Gräber ſeiner edelſten Gegner nicht ſchonte? Mochten dann immerhin die beſſeren Puritaner ſolche Frevel mißbilligen, die Kugel war einmal aus dem Lauf und ging ihren Weg. Daß es wirklich ſo gekommen iſt, weiß Jeder, der die Geſchichte Englands nach Shakſpear's Tode (und wäre es auch nur aus Walter Scott) kennt; aber es gehörte freilich ein weithin ſchauender Seherblick dazu, um bereits 1616 die Gräuel zu ahnen, die erſt in ſpäteren Jahrzehnten hervorbrachen. Wer möchte indeß Shakſpear'n einen ſolchen Blick abſprechen? Er zeigt ihn oft in ſeinen Dramen, z. B. in allen der Engliſchen Geſchichte entommenen, die uns bekanntlich mit dem innerſten Leben des Staats vertraut machen, und wir finden ihn bald als den rückwärts, bald als den vorwärts gekehrten Propheten, d. h. im Verein von Philoſophie, Hiſtorie und Dichtkunſt. Muß es uns alſo auch betrüben, daß der geliebte Dichter in den letzten Tagen ſeines Lebens ſich einmal mit der trüben Sorge für ſeinen Staub beſchäftigte, ſo wollen wir ihn doch deshalb loben, denn eine ſolche Grabſchrift ſcheint allerdings zum Schutz deſſelben nothwendig geweſen zu ſein. Weit unwichtigere Gräber ſind in der Cromwell'ſchen Zeit verletzt worden, aber Shakſpear's Gebein iſt unangetaſtet geblieben, obwohl die Pſeudo-Frommen ihn, den mächtigſten, und, bei aller tragiſchen Kraft, doch heiterſten Dichter, am meiſten haßten. Rings und dicht um den Grabſtein her — ſo erzählen uns Reiſende und unter andern auch Waſhington-Irwing — iſt viel Erde weggenommen, meiſt wol nur von der Hand der Bewunderer, die gern etwas Sichtbares vom Grabe des Dichters mit nach Hauſe bringen wollten; aber der Grabſtein ſelbſt iſt nie aufgehoben worden. Ihn ſchützte die dräuende Inſchrift, und wenn wir uns wundern, daß ſie ſelbſt die wüthendſten Fanatiker zurückſchrecken konnte, ſo wollen wir uns erinnern, daß wir auch in Deutſchland ähnliche Inſchriften mit ähnlicher Wirkung aufzeigen können. So finden wir, um doch ein, wenn auch nicht glänzendes Beiſpiel zu geben, in der Domkirche zu Stendal unmittelbar hinter der Kanzel drei Leichenſteine, deren abgetretene Inſchrift die darüber befeſtigte hölzerne Tafel ſchon über zweihundert Jahre folgendermaßen aufbewahrt:

Wer da will im Segen ſein,
Laß in Frieden meine Stein;
Müßten ſie auch noch eins ſo lang
Liegen hier in dieſem Gang.
Darum, Leſer, folge mir,
Rührſt du ſie, du ſchadeſt dir,
Alſo nimm die Warnung an:
Schwerer Fluch hangt wahrlich dran.“

Die Habſucht hat hier ohne Zweifel Schätze vermuthet, und die Sage erzählt, daß wirklich einigemal Räuber ſich angeſchickt hätten, das Grab zu öffnen; ſie ſeien aber jedesmal, wenn ſie eben das finſtere Geſchäft hätten beginnen wollen, durch innern

Schauder und geſpenſtiſchen Anhauch davon zurückgeſchreckt worden. Ja ſogar in neueren Zeiten, unter der kurzen weſtphäliſchen Regierung, ſoll ein ähnlicher Verſuch auf ähnliche Weiſe vereitelt worden ſein. Wir gehen über das Geſpenſterweſen, das die Sage hinzuſetzt, leicht hinweg, laſſen aber den innern Schauder gern gelten. — „Das Grab iſt ein gar beſonderer Ort“ und eine ſolche Inſchrift noch dazu hat ein ganz eigenes Leben, dem kein Jahr und kein Jahrhundert die Kraft rauben kann. Haben wir Deutſche doch ſogar ein altes Sprichwort: „man ſoll auf keinem Grabe ſchlafen;“ wie viel weniger ſollen wir deshalb auf dem Grabe und in das Grab hinein mit ruchlos ſtörender Hand arbeiten!

16.

Die Liebe in Pauſch und Bogen.

Es ſoll Buchhändler geben, für die Goethe's Schriften nichts weiter ſind, als Bücher, die unter g gehören, und es kann wol ſein, daß ſich ſolcher Leute zehn, zwanzig, oder dreißig in ſämmtlichen deutſch redenden Ländern finden. Das möchte jedoch mit einem kleinen Seufzer abgethan ſein; was aber ſollen wir von den zehn-, zwanzig- oder hunderttauſenden ſagen, für die Goethe nichts weiter iſt, als ein recht artiger angenehmer Schriftſteller, der viel Aufſehen gemacht hat? Sie räumen ein, daß, wenn ihn der Himmel einmal abrufen ſollte, ſein Verluſt als bedauerlich gelten könnte, geben indeß den Troſt, daß ſich in unſern Zeiten gar Viele auf die Goethe'ſchen Künſte und Wiſſenſchaften gelegt hätten, und Manche ihm die Wage halten würden. Auch Euripides und

Kotzebue, Sophokles und Jfland ſeien doch am Ende — geſtorben und die Lücke immer gut ausgefüllt. — Und auch ſolche Sprecher ſind doch noch halbweg leidlich. Die Meiſten ſehen die poetiſchen Werke wie etwa Leinwand an, von der man jährlich etwas gebraucht, und wie ſie ehedem ſich gern entſchloſſen, für ihre innere Haushaltung einige Ellen Schiller zu kaufen, ſo begnügten ſie ſich hinterher ohne ſonderliche Betrübniß mit einigen Ellen Müllner, Klingemann u. ſ. w. Es war freilich die gute alte Waare nicht; man muß das aber ſo genau nicht nehmen. Sie zerriß auch bald, doch fand ſich immer neue Leinwand und neue Firma.

17.

Kleine Wünſche für Biographen.

Martial erzählt ſeinen Leſern, daß er unter dem Wildpret den Haſen und unter dem Geflügel den Krammetsvogel am liebſten ſpeiſe. Der Mann muß ohne Zweifel ſich groß und glücklich gefühlt haben, weil er überzeugt war, es werde ſeine Leſer eine ſolche Notiz intereſſiren, und weil er eben — Martial war, ſo wollen wir es ihm nicht bloß verzeihen, ſondern ihn loben, daß er uns von ſeinem Geſchmack auch in dieſer Hinſicht den Beweis giebt. Ueberhaupt möchte wol das bloße Wort „Geſchmack“ (ſo wie gustus, Goût u. ſ. w.) wegen ſeiner vielſeitigen natürlichen und metaphoriſchen Bedeutung einer nähern Unterſuchung werth ſein, die jedoch jeder Leſer ſelbſt anſtellen kann, ſobald er Luſt dazu hat. Aber eben um dieſer Bedeutſamkeit willen iſt die Sache nicht ganz unwichtig und ich würde in der Welt nichts dagegen haben, wenn man uns mit Sicherheit erzählen könnte, was Shakſpear und Leſſing, Schiller und Jean Paul am liebſten geſpeiſet und getrunken haben.

Der Deutſche verſteht ſich auch auf ſo etwas recht gut, und wenn er dergleichen Verſtändniß nur mit der gehörigen leichten Ironie zu durchdringen weiß, ſo iſt nichts Erhebliches dagegen einzuwenden.

Noch anziehender ſind die Fragen: welche Farbe liebte der noch lebende oder bereits ſelige vortreffliche Mann am meiſten für ſeine Kleider? für ſein Arbeits- und Geſellſchaftszimmer? Bis zu welchem Grade des Reaumürſchen Thermometers ließ er die Zimmerwärme treiben? Sorgte er auch gehörig für künſtliche Wohlgerüche? Genoß er hübſch die ſtille Freude der Abenddämmerung, oder ließ er — ich will Beſſeres von ihm hoffen — gleich beim erſten Einbrechen des Zwielichts die Wachs- oder gar Talglichter anzünden, oder erklärte er ſich für den Lampenſchein? Genoß er aber die Dämmerung, ſo frage ich ferner: „Wie?“ ſtill meditirend oder im traulichen Geſpräch? Oder ließ er ſich etwas vorſingen? u. ſ. w. Der gute Biograph verſteht ſolche

Fragen ſehr wohl, der ordinaire lächelt dabei, und weiß nicht, wie er daran iſt. Er erzählt uns wiederholentlich mit feierlicher Betheuerung, der Selige ſei ein überaus nutzbarer und fürtrefflicher Mann geweſen, der ſich die Huld ſeiner Vorgeſetzten und die Liebe ſeiner Collegen in nicht geringem Grade erworben habe, wobei als Beleg einige Belobungsſchreiben von Geheimenräthen, Generalſuperintendenten u. ſ. w. mit abgedruckt werden können. Das iſt nun Alles recht löblich, aber wahrhaft intereſſant wird es nur dann, wenn wir die genaueſte und angenehmſte Zeichnung des hochgeachteten Mannes, und wenigſtens die Skizzen der Hochachtenden dazu bekommen. Wie die Sache aber gewöhnlich mitgetheilt wird, erregt ſie nur Gähnen, und die Redensarten der gewöhnlichen Biographen gleichen überhaupt alten abgelegten Oberröcken, deren Fäden man zählen kann, weshalb man ſie lieber ſo bald als möglich wegſchaffen ſollte. Der Vergleich, ich weiß es, iſt gar widrig, aber er paßt leider, doch geben zum Glücke die beſſeren Biographen Troſt, an denen es doch auch nicht fehlt.

18

Grobheit aus Weichheit.

Um dieſe Ueberſchrift zu erklären, muß ich einen Umweg machen und an Falſtaff erinnern, der ſeinen Witz meiſtens nur als Waffe gebrauchen muß, ohne die er, bei ſeiner körperlichen Unbeholfenheit und Feigheit, ohne Rettung verloren wäre. Aber auch unendlich ſittlichere Menſchen wie Falſtaff und die auch muthig genug ſind, fürchten ſich dennoch vor der eigenen Weichheit des Gefühls, und vertreiben die Menſchen, die ſich aufdrängen (und freilich ſchon um deswillen meiſtens roh ſind), durch ſchneidende Grobheit, ſo daß ſie ſelbſt am andern Morgen erſtaunen können über das Harte, das ſie geſtern geſagt haben. — Noch Andere giebt es, die, ganz abgeſehen von allen Beziehungen auf die äußere Welt, mit ſich ſelbſt roh und grob umgehen, gleichfalls aus Furcht vor der Weichheit, die ſie in der Tiefe ihres Herzens erkannt haben. Ohne Zweifel iſt auch zur Abwehrung der Thränen nichts zweckmäßiger, als ein raſch und laut hingeworfener derber Spaß. Das iſt nun wol zuweilen recht gut; ob aber immer viel dabei gewonnen ſei, bezweifle ich, denn jene Thränen, die heute vielleicht erleichtern würden, dringen doch einmal zu anderer Zeit gewaltſam durch, und geben dann, bitter fließend, keine Beruhigung.

19.

Zwei Worte von Leibnitz und über ihn.

Unter den vielen bedeutenden Worten, die unſer unvergeßlicher Leibnitz über ſich ſelbſt geſagt hat, und die um ſo wichtiger ſind, je anſpruchloſer er ſie hinwarf, ſcheinen mir beſonders zwei hervorzuragen. Der eine lautet: Je n'ai pas l'esprit désapprobateur. Irre ich nicht, ſo hat man in neueren Zeiten dieſes Ausſpruchs ein wenig geſpottet, denn da man ſo leicht ein paar Scherze darüber hinhauchen kann, wie hätte man ſich die bequeme Gelegenheit dazu verkümmern ſollen? Und es klingt doch immer ſtattlich, wenn es heißt: „Der kühne Magiſter Y. hat Leibnitzen verhöhnt!“ — Mich dünkt, jenes Geſtändniß des Philoſophen ſei ſehr anziehend und — rührend. Dieſe Rührung aber iſt nicht von gewöhnlicher wohlfeiler Sorte, ſondern wahrhaft bedeutſam und rein. Leibnitz, als ein durchaus klarer Denker, mußte — er konnte ſchlechthin nicht anders — ſich ſelbſt als den größten Denker und geiſtreichſten Schriftſteller ſeiner geſammten Zeit anerkennen. Eine ſolche Anſicht giebt jedoch ein wahrhaft ſchauerliches Gefühl der Einſamkeit, das nur Eitelkeit verſcheuchen könnte. Eitelkeit iſt aber immer nur bei der Ungründlichkeit und Halbheit, und da Leibnitz weder ungründlich noch halb war, ſo konnte er auch nicht wohl eitel ſein. Was war alſo zu thun, wenn er nicht in jener geiſtigen Einſamkeit, die nun einmal dem lebendig fühlenden Menſchen unerträglich iſt, untergehen wollte? Er muß lieben und dieſe Liebe ging bei ſeiner Ueberfülle von Geiſt in jenen esprit d'ésapprobateur über. Leicht wurde ihm das gewiß nicht, aber er ſetzte es dennoch durch, und zwang ſich: anzunehmen, daß jeder Schriftſteller ein Denker ſei, und etwas Tüchtiges wenigſtens gewollt habe. Da er nun gar häufig auf engherzige Pedanterie, Verworrenheit, Dürre u. ſ. w. traf, ſo hatte er das ſchwere Geſchäft, ſolche Schriften, die er, der unerſättlich Leſende, alle las, in Gedanken gleichſam umzuarbeiten und ihnen ſelbſt und ſich klar zu machen. Dieſes ſchwere Geſchäft wird aber bei Reichbegabten nach und nach zu einem leichten, und ſo konnte er ſich zuletzt dergeſtalt daran gewöhnen, daß er kaum mehr recht wußte, wie die Sache zugegangen ſei. Hatte er dann einen armen Schriftſteller in Gedanken reich gemacht, und kamen nun andere, die, nur gerecht, den Armen als arm auffaßten, ſo ſagte der Ueberreiche und Uebergütige, um nur ſchnell von der ganzen Sache loszukommen und ſich nicht ſelber rühmen zu müſſen: Je n'ai pas l'esprit désapprobateur.

Möge Niemand glauben, daß ich Leibnitz damit nun gleich für einen liebevollen und tiefſinnigen Dichter erklären will, denn es könnte freilich ſcheinen, als wenn nur ein ſolcher bei ſeiner Lectüre einer ſolchen Procedur fähig ſei, allein die Liebe kann in dieſer Hinſicht die Poeſie erſetzen und iſt ſelbſt Poeſie. Dieſe Liebe findet ſich bei unſerm ſcharfſinnigen und ſinnreichen Leibnitz in nicht geringem Grade. Wir können und ſollen herzlich bedauern, daß er von den großen Poeten der Vergangenheit wenig wahre Notiz nahm — eine bloß hiſtoriſche kann nicht genügen — aber wir wollen ihm nachrühmen daß er um jenes esprit willen, wenn auch nicht ein Dichter war; doch — „a peice of him“ (ein Stück von ihm)*).

Das zweite Leibnitziſche Geſtändniß knüpft ſich befreundet an das erſte. Ihm ſeien nämlich, bekennt er, alle ſogenannte ſchwere Bücher und Sachen leicht vorgekommen, woraus natürlich folgt, daß ihm die ſogenannten leichten — ſchwer geworden. (S. Otium Hanoveranum etc. herausgegeben von J. F. Feller, Leipzig 1717. S. 160 ff.) Er hat mit einer ſolchen Eröffnung durchaus kein eitles Lob erzielen wollen, ſondern ſcheint ſich eher dabei vor Tadel gefürchtet zu haben, weshalb er ſich auch ein wenig zu entſchuldigen ſucht, indem er den allgemeinen, ziemlich unbedeutenden Satz voranſtellt, man treffe nun einmal unter den menſchlichen Gemüthern einen „ganz außerordentlichen“ Unterſchied an. Erklärt hat er ſeinen Ausſpruch nicht, und er that wohl daran, denn der denkende Leſer bedarf hier keiner weitläufigen Erläuterung.

Endlich möcht' ich noch Folgendes erinnern: Es iſt über Leibnitz manches Schätzbare in Deutſchland und Frankreich geſchrieben; ich bin weit entfernt, das zu verkennen, und habe mich im Gegentheil oft gefreut, daß, wie mancher Wackere ſonſt auch verkannt wurde, Leibnitz doch wirklich in vieler Hinſicht näher betrachtet und mit Gerechtigkeit gelobt worden iſt. Dennoch fehlt uns die Beſchreibung ſeines Lebens, denn was bisher als ſolches galt, mag zwar im Einzelnen Beifall verdienen, aber ein Ganzes iſt es nicht und auch jenen Einzelnheiten fehlt oft die Genauigkeit. Wir hören zwar manche höchſt intereſſante Data aus ſeinem eigenen Munde, aber er konnte nur ſelten gemüthlich und nie mimiſch beſchreiben und darſtellen. Wenn wir z. B. vernehmen, daß er bereits im funfzehnten Lebensjahre täglich in dem nahe gelegenen Wäldchen ſpazieren ging, nicht um Verſe zu machen, ſondern um über die wichtigſten philoſophiſchen und mathematiſchen Sätze nachzudenken, ſo iſt uns das zwar ſehr wichtig, aber wir möchten ihn auch gern ſpazieren gehen ſehen, und wir bedauern, daß er nicht einen Freund hatte wie Goethe, der es uns würde ſo erzählt haben, daß wir ſelbſt dabei geweſen zu ſein glauben müßten. Doch wir wollen nicht ſo unbeſcheidene Prätenſionen machen, denn das Talent Goethe's (der uns z. B. ſogar mit Anmuth zeigen kann, wie er als Kind Töpfe zerworfen hat) wird wol als einzig betrachten werden müſſen. Aber daß ihm auch ein Freund mittler Gattung mit mäßiger Erzählergabe fehlte, das dürfen wir bedauern, und ſo iſt es gekommen, daß wir ihn nicht bloß nicht auf jenen Knabenſpaziergängen, ſondern auch nicht als Jüngling und Mann erblicken, z. B. an den Höfen von Berlin und Hanover. Daß er beſonders an dem erſtgenannten ſehr geſchätzt ward, daß die wißbegierige Königin Sophie Charlotte, die bekanntlich ſelbſt nach dem pourquoi du pourquoi fragte, ihn ſtets mit großer Auszeichnung behandelte u. ſ. w., das wiſſen wir Alle ſehr wohl, aber ich frage wieder: *ſehen* wir ihn dabei in allen ſeinen Verhältniſſen als Unterthan? als Freund? als Lehrer? in Schmerzen und Freuden? mit Einem Worte: als Menſchen vom Scheitel bis zur Ferſe? in allen ſeinen Wurzeln und Adern? oder, wenn das zu viel verlangt iſt, kennen wir ihn auch nur ſo, wie wir etwa Gellert und Rabener, Gleim und Jacobi u. a., die doch auch nicht ihr Leben beſchrieben haben, kennen? Ach nein! denn was wir von ihm wiſſen: er war ein trefflicher Mann, ein ſcharfer Denker, er äußerte dies undjenes, er lebte bald da bald dort u. ſ. w., das Alles giebt kein

---

*) So ſpricht bekanntlich Horatio in Hamlet.

Bild. Es iſt nichts als ein biographiſcher Strohkranz, dem auch ein paar hineingeflochtene rhetoriſche Blumen nicht zum Leben verhelfen können.

Um eine in allen Punkten geſicherte, verbriefte und mit allen Urkunden verſehene Biographie Leibnitzens zu ſchreiben, iſt es jetzt wol zu ſpät; aber eine dem Ideal genäherte wäre auch jetzt noch möglich; wo iſt aber der Odyſſeus, der dieſen Bogen ſpannen möchte und könnte? Ein ſolcher keine Anſtrengung ſcheuender Mann wäre wirklich dazu nöthig, denn er müßte zuvörderſt Leibnitzens ſämmtliche philoſophiſche, ethiſche, hiſtoriſche, kritiſche Werke, ſo wie deſſen Epiſteln nebſt den Antworten leſen, worauf dann auch die Lectüre wenigſtens des Hauptſächlichſten, was jemals für und wider ihn geſchrieben worden, folgen müßte. Dies Alles müßte jener geduldige Heros ſo in Saft und Blut verwandelt haben, daß ſich ſeine ganze Anſchauung des Mannes in einen Brennpunkt verſammelte. Hätte er dieſen gefunden, dann erſt dürfte er ſchreiben. Um aber des Gegenſtandes würdig ſchreiben zu können, bedürfte er ſodann zweitens des biographiſchen Genies, über deſſen Weſenheit bis jetzt noch wenig in gedruckten Schriften zu vernehmen geweſen iſt.

Man ſieht: die Sache hat ihre Schwierigkeiten; doch würde ein ſchöner Kranz am Ziele lohnen, auf den Fontanelle's gutmüthig achtbare, zierlich geputzte, doch wiſſenſchaftlich und künſtleriſch arme Lobſchrift keinen Anſpruch machen darf.

20.

Die ſogenannten Wahrheitſager.

„Nun ich muß doch die Wahrheit ſagen!“ iſt die gewöhnliche dummſtolze Entſchuldigung roher Menſchen, wenn ſie ſich gegen den Feinern eine gehaltloſe Grobheit erlaubt haben. Ihre Wahrheit beſteht nur in einem platten Nein zu dem Beſſern, Bedeutenden, erhöht Gebildeten und Eingreifenden, und ſie ſelbſt haben überhaupt gar kein Ja in der Bruſt. Höchſtens erhaſchten ſie ein paar ſubjective Meinungen, die ſie dann als Ueberzeugungen geltend machen möchten, zu welchem Geſchäfte ſie indeſſen nichts weiter mitbringen, als gemeine Polemik gegen alles objectiv Wahre. Loben können ſie nie, denn um auch nur erträglich anzuerkennen, bedarf es eines poſitiven Geiſtes, daher die entſetzliche Erſcheinung, daß ſich ſogar manche Menſchen rühmen, grob zu ſein; ſie könnten nicht anders, ſie müßten doch wahr reden. Der den Mond anbellende Mops hat gewiß nicht anders geſprochen und es ſehr übel genommen, wenn man ihm die Wahrheit ſagte, daß er nur ein Mops ſei. Was man aber fabelhaften Möpſen allenfalls verzeiht, ſoll bei Menſchen ſtreng gerügt werden. Man würde dieſe Leute leicht vernichten können durch die bloße Frage, was denn nun eigentlich Vernunft, Verſtand, Urtheil, Wahrheit u. ſ. w. ſei; aber ſie laſſen ſich auf keine wiſſenſchaftliche oder künſtleriſche Antwort ein, ſondern poltern nur abermals ihren alten Refrain heraus. Es dauert lange, ehe man ſich an den Umgang mit ſolchen Leuten gewöhnen mag, den doch zuweilen die Pflicht erfordern kann. Am beſten thut man, außer den Geſchäftsſachen, nie ein ernſthaftes oder gar tiefes Wort mit ihnen zu ſprechen, ſondern ſich gegen ſie ununterbrochen auf der Höhe des Scherzes und der Ironie zu halten, wodurch man ſie zuweilen wenigſtens zu einer augenblicklichen Erkenntniß ihrer Nichtigkeit hinaufſtacheln kann.

Den höchſten Grad der Widerwärtigkeit aber erreichen jene Leute, wenn ſie ihr Thun und Treiben als deutſch bezeichnen, und ihr Lieblingsausdruck: „ich kann mir nicht helfen, ich bin nun einmal ein ehrlicher Deutſcher,“ klingt wie die ekelhafteſte, doch zum Glück ungegründetſte Satyre gegen das wahre Deutſchland. Wie ausgebreitet aber dieſes unangenehme Geſchlecht ſein müſſe, läßt ſich ſchon aus der durch ſie erfundenen und gangbar gewordenen Redensart: „verſtehſt Du kein Deutſch?“ abnehmen, in welcher „Deutſch“ offenbar ſo viel als „roh“ und „grob“ bedeuten ſoll. — Doch wir wollen nicht zu ernſthaft werden, ſondern uns erinnern, daß Theoſites ſchmähend, keifend, brummend und knurrend doch auch am Ende die Wahrheit zu ſagen meinte, während er eigentlich nur die innere Langeweile durch Gebell verſcheuchen wollte. Ulyß hat ihm indeß bekanntlich das Bad übel geſegnet, und, obwol ein ſehr vornehmer König, hielt er es doch keinesweges unter ſeiner Würde, durch einen tüchtigen Scepterſchlag den unangenehmen Mann zur Ruhe zu bringen.

21.

Fleiß und Faulheit.

„Der Menſch iſt von Natur faul“ ſagt der ehrwürdige Kant, (der ſelbſt ſein langes Leben ununterbrochen fleißig war) aber bei dieſer Faulheit — ſo möchte man den Kantiſchen Satz fortführen — iſt der Menſch von Natur auch im hohen Grade unpoetiſch, ſpieleriſch. Daher der geſchäftige Müßiggang. Müßiggehen und müßigſitzen ſind nur in der Erſcheinung verſchieden; beides iſt gleich thieriſch, wenn nicht eine ſeltene poetiſche Schalkheit hinzukommt. Dies einſehend, begreift man auch leicht, weshalb es erlaubt iſt, ſich gelegentlich des Fleißes zu rühmen, denn man rühmt ſich damit nur, ein — Menſch zu ſein, d. h. ein Weſen, welches durch Gott verliehene geiſtige Kraft den bloß thieriſchen Trieb, faul zu ſein, überwunden hat. Wer ſich nun ſo fühlt, darf auch, wenn er Luſt hat, es ausſprechen. Es iſt keine Myſtik bei dem Fleiße, wie bei dem Talent und deſſen Uebung, und wenn der wahrhaft gute Menſch zart erröthet bei dem Lobe, „talentvoll zu ſein,“ ſo nimmt er das Lob ſeines Fleißes, falls es gerecht iſt, ruhig heiter hin.

Für Erzieher iſt es beſonders wichtig, die erſte Zeit genau zu erforſchen, wann ein Kind anfängt fleißig zu werden. So lange Zwang dabei waltet, das Aufgegebene jedoch mit Anſtrengung ziemlich durchgeführt wird, iſt es im Zuſtande des unſträflichen Knechts; ſobald aber die Luſt am Arbeiten erſcheint, tritt das Kind gewiſſermaßen in die Geſellſchaft der Freien. Genauere Beobachter werden dann ſogar die Miene des Siegers bei ihm entdecken, und es tritt die Verpflichtung ein, es vor Stolz zu bewahren; doch ſoll ihm auch die Freude, nunmehr ein eigentlicher Menſch geworden zu ſein, nicht verkümmert werden. Es ſoll und darf dieſe Freude genießen.

Was von dem ſüßen Müßiggange, dem anmuthigen Nichtsthun u. ſ. w. zu halten ſei, gehört nicht in dieſes Fragment. Den wahrhaft ſchönen Sinn, den dieſe Ausdrücke haben, verſteht nur der allſeitig Gebildete und tugendhaft Arbeitſame. Jeder Andre wird darüber bloß unnütze oder für Schwachgefährliche Worte machen, die ohnehin nur entlehnt ſind.

22.

Dichterleben.

Horaz lobt ſich bekanntlich die goldene Mittelmäßigkeit des äußern Lebens, und ſämmtliche Leſer, ſelbſt die ſich nur einer ſilbernen Mediocrität erfreuen mögen, loben ihn deshalb. Indeſſen hat er wol ganz beſonders die Dichter im Auge, und hier ließe ſich an ſeinen einfachen Gedanken noch Manches anknüpfen. Meines Erachtens iſt für die Ausbildung eines dichteriſchen Talents etwa folgender Gang am günſtigſten: Ahnungsvolle und traumreiche Kindheit, durch Elternliebe, Geſchwiſterliebe und naiven Freundesumgang geadelt. Sehr fleißige, aus Liebe ſtreng gehorchende, doch genialiſch kämpfende Knabenzeit, vielſeitig ſtrebende Jünglingsjahre auf den freiſinnigſten Univerſitäten, Begeiſterung für die Wiſſenſchaft, die beinah bis zur Trunkenheit gehen mag, eine Menge Bekanntſchaften und innige Freundſchaften vielleicht nur Eine, ein paar Hypergenialitäten, ſobald ſie nur reine Ehre begleitet, mögen verziehen werden; dann: poetiſch unglückliche Liebe, und viele ſchlafloſe Nächte, aus denen ſich endlich eine glückliche Liebe entwickelt; ein edles bürgerliches Amt, rein erſtrebt aus Tugend, d. h. aus Liebe für den Staat und aus genauer Kenntniß der Pflichten gegen denſelben; eine wohlgeſinnte freundliche Frau und eigener Heerd: das iſt die aurea mediocritas vollſtändig.

Ich weiß ſehr wohl, daß ſich dies Alles nicht immer zuſammen erreichen läßt, ich rede aber auch jetzt nur von dem Wünſchenswerthen. Doch nicht bloß wünſchenswerth, ſondern nothwendig und unerläßlich ſind: Liebe, Freundſchaft und in den meiſten Fällen auch: eigener Heerd. Ohne Liebe giebt es keinen Frühling, folglich auch keine Poeſie, ohne Freundſchaft erlahmt die Wiſſenſchaft, und ohne eigenen Heerd pflegt der Mann, wenigſtens nach dem vierzigſten Jahre, in eine gewiſſe Phantaſterei zu verſinken, die höchſtens dem Knaben anſteht oder in eine gewiſſe Ueber-Demuth, die ſich für kein Alter ziemt.

Sind wir nun mit ſolchen Gedanken erfüllt, wie muß uns zu Muthe werden, wenn wir in unſern deutſchen Dichterſaal eintreten, und zwar in die Abtheilung, welche das ſiebzehnte, achtzehnte und neunzehnte Jahrhundert bildet! — Was ſehen wir hier? Wie oft ſchon umflorte Kinderjahre! Das Rabengeflatter der Nahrungsſorgen um eine Knabenbruſt! Liebloſe, mißverſtehende Umgebungen, ſchauerlicher Zwang oder widrige Rohheit in denſelben, Armuth in der Freundſchaft (wo ſich z. B. ſämmtliche Hamlets mit einem Horatio begnügen müſſen, wenn anders auch nur ein ſolcher ſich auftreiben läßt), Muthloſigkeit in der Liebe, Wehmuth bis zur Zerfloſſenheit oder Verzweiflung, die ſich als Lyrik oder Dithyrambik geltend machen will, ſpäterhin das „Kleinbeigeben“*), um ein Aemtchen zu erſchnappen, Alltäglichkeit der Liebe und Ehe, Verſäumung der Kinderzucht bei überhäuften Berufsgeſchäften, Hypochondrie und Aerger über ein Publikum, das weder recht lieben, noch recht hoffen kann, und endlich ein — Talbot'ſcher Tod. Beiſpiele will ich nicht geben, ſie ſind leider nicht ſchwer zu finden.

---

*) Das Wort iſt zwar nur provinziell, doch ſo deutlich bezeichnend, daß ich es mit keinem andern vertauſchen mag.

Aber in den freundlichen Gegenſatz wollen wir ſchauen, und einige Männer nennen, deren noch immer nachleuchtendes Leben wol ein poetiſches zu nennen iſt. Laſſe Dir nur einmal, lieber Leſer, recht ausführlich erzählen, wie glücklich Hagedorn, Gärtner, Ebert, Rabener und Andere lebten, und Du wirſt inne werden, daß ſie, wenn auch von außen ziemlich begünſtigt, doch die beſte Begünſtigung in ſich ſelbſt fanden. Erinnere Dich dann an Gleim, der in immer reger Liebe und Freundſchaft das alte ehrliche Kinderſpiel „Schenken und Logiren" (d. h. hier: Logis geben) ſein ganzes Leben hindurch ſehr ernſthaft doch fröhlich durchſpielte; denke an die meiſten Mitglieder des Göttinger Dichtervereins, an die glückliche Wichtigkeit der edlen Freundſchaft zwiſchen Goethe und Schiller u. ſ. w. und frage Dich dann: „wie ſteht es heute?" Du wirſt, obwol Du einige gute Ausnahmen kennen magſt, doch nicht wenig ſchaudern vor der Entweihung des Worts Freundſchaft, das nicht ſelten für ſehr ordinaire literariſche Gevatterſchaften, oder für gegenſeitiges Weihrauchſpenden, ja ſelbſt für die heilloſeſten Verbindungen der Rohheit und Gemeinheit gebraucht wird, Du wirſt auch ſonſt noch gar manche Sünde und viel Unglück ſehen, bei dem die Poeſie nicht recht aufkommen kann. — Den Schmerz darüber kannſt Du Dir nicht erlaſſen; nur vertiefe Dich nicht zu ſehr in ihn, und noch viel weniger weide Dich müßig an ihm, ſondern bleibe kräftig in aufrechter Stellung, und thue unermüdet das Deinige, damit es beſſer werde.

23.

Guter Rath,

die gegenwärtige Zeit betreffend.

(Geſchrieben im Januar 1831.)

Unſere Zeit wird überall eine vielbewegte genannt, und wahrlich, ſie iſt es in der umfaſſendſten Bedeutung des Worts. Die größeſten Weltbegebenheiten, aus den bedeutendſten Prinzipien hervorgehend, dann aber nicht ſelten durch äußere Gewalt und Zufälligkeiten geleitet und überſtrömend, kommen täglich zu unſerer Kunde, und unter denen, welche wirklich Geiſt und Herz haben, giebt es keinen mehr, der den mannigfaltigen Drohungen und Verheißungen den Zeit ſeine Theilnahme verweigern könnte. Jedes Zeitungsblatt bietet einem künftigen Livius wichtigen Stoff zur rein hiſtoriſchen Bearbeitung; noch mehr aber einem künftigen Tacitus zu weltüberſchauender Betrachtung. Wir ſollen miterkennen und mitfühlen, denn der Menſch lebt nicht als bloßes Einzelweſen für ſich und für ſein Zimmer, auch nicht bloß für ſeine Frau und Kinder, ſondern er gehört dem Staate an, den er lieben ſoll; ja er iſt auch Weltbürger, und nichts, was der menſchlichen Geſellſchaft in tieferer Hinſicht wichtig iſt, darf ihm fremd ſein.

Aber auch die größeſte Zeit, in der ſich die Begebenheiten ſo ſehr drängen, beſteht ohne Zweifel aus Stunden, Tagen, Wochen, Monaten, die wenigſtens klar durchlebt ſein wollen, und das ſcheint jetzt Manchem ſchwer zu werden. Der einzelne Menſch, wie ſehr er auch dem Staate im Allgemeinen angehört, hat doch nicht minder einzelne Pflichten, und dieſe dünken ihn jetzt in den Stunden der größern Aufregung weniger intereſſant oder vielleicht ganz unbedeutend. In unbewachten Momenten erſcheint ihm wol gar Alles finſter, die Zukunft wie ein dräuendes Geſpenſt, und wir wiſſen Alle, daß noch vor Kurzem ein großer deutſcher Geſchichtforſcher alle Luſt zum Leben verlor, weil er die „alte Barbarei" von Neuem hervorbrechen ſah, oder vielmehr eine ganz beſondere, die er mit der durch den Umſchwung der Zeit in der Mitte des dritten Jahrhunderts (!) hervorgehenden verglich und bezeichnete. — Das Wort klingt ſehr myſtiſch und er hielt vielleicht das deutlichere zurück; doch wir wollen uns ſelbſt verbieten, eine ſolche Furcht zu faſſen und uns lieber erinnern, daß jener Verſtorbene doch auch hinzuſetzte, es werde nur dann ſo kommen, wenn nicht die göttliche Vorſehung auf eine „wunderbare Weiſe“ einſchreite. Ein ſolches Wunder aber geſchieht gewiſſermaßen immer, und ich möchte es deshalb kein Wunder nennen, denn Gottes Gnade iſt „größer, als wir wiſſen und verſtehen.“ Das lautet freilich ſehr altväterlich, allein gerade dieſes guten Altväterlichen bedürfen wir immer und heut zu Tage ganz beſonders. Es mag deshalb zweckmäßig ſein, in einer Zeit, wo bloße Menſchenklugheit nicht immer die erfreulichſten Reſultate zeigt, oder wol gar die Drohungen der Zukunft am deutlichſten ſehen läßt, an das zu erinnern, was höher ſteht, als bloße Klugheit; denn wol hat der Dichter recht mit ſeinem Wort:

Und was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Ich weiß, wie leicht ſo etwas geſagt iſt, und wie ſchwer gethan, denn es iſt hier nicht nur nicht die Rede von einem müßigen, träumeriſchen Vertrauen auf die göttliche Führung, ſondern von einem klaren, regelmäßigen Anſchauen und einer ununterbrochenen folgerechten Thätigkeit. Eine ſolche iſt auch bei dem einzelnen unſcheinbaren Menſchen ſehr wichtig, doch durchzuführen wahrlich jetzt ſehr ſchwer, und wir wollen uns nicht über die Schwierigkeiten täuſchen, ſondern ihnen mit Muth begegnen.

Gehen wir deshalb ein wenig in das Detail. Biſt Du, lieber Leſer, etwa ein Prediger, ſo kannſt Du jetzt vielleicht in trüben und ſchwachen Augenblicken — und wer hat die nicht? — denken und ſprechen: Was hilft jetzt das Wort? Wer hat jetzt Zeit und Aufmerkſamkeit genug, das göttliche Wort nicht bloß mit leidender, ſondern thätiger reproducirender Aufmerkſamkeit zu vernehmen? — Biſt Du ein Schulmann, ſo thuſt Du vielleicht zuvörderſt dieſelben Fragen und nächſtdem die Dir gleichfalls nahe genug liegenden: Wer hat jetzt hinreichenden Sinn für die Lehren der Grammatik; der allgemeinen wie der beſondern? Wer ahnet jetzt, daß die Lehren derſelben, ſo trocken ſie auch ſcheinen, doch als die ächteſten Reſultate der Logik zu betrachten ſind? Wer mag jetzt, wo Europa in Flammen ſteht, und zwar in neuen geiſtigen Flammen, ſich intereſſiren für die Darſtellung der Kriege der Römer mit den Volskern und den Aequern, die ich doch im Livius nicht überſchlagen kann? Wer hat jetzt Ruhe und Anſtrengung genug, um ſich mit der Ironie und dem Tiefſinn des Platon zu befreunden? Ja wer iſt auch nur heiter genug, um die bequeme Lebensphiloſophie des Horaz rein und freundlich aufzufaſſen? —

Biſt Du ein Juriſt, wirſt Du Dich nicht vielleicht zuweilen bitter fragen: Was iſt es nun mehr, wenn ich dem Cajus ſeinen Morgen dürres Land verſchaffe, den Sempronius unrechtmäßiger Weiſe in Anſpruch nimmt? Jetzt iſt von Königreichen und Provinzen die Rede. — Biſt Du ein Arzt, ſo fragſt Du vielleicht: Was habe ich nun davon, daß ich die Verdauungswerkzeuge des Bürgers Y. ſtärke? wer weiß, wie lange er ohnehin noch zu eſſen hat! — und daß ich der Frau Z. die Niederkunft erleichtere? es giebt vielleicht der Menſchen ſchon viel zu viel, wie einige Zeitungen lehren! — Biſt Du endlich vollends ein Schriftſteller, ſo ſteht es mit Dir gar übel. Es gab einmal eine recht hübſche Zeit, in der Du Dir durch ein gutes Buch vielen Ruhm und einiges Vermögen erwerben konnteſt; aber ſie iſt längſt vorbei. Was man ſo gewöhnlich Ruhm nennt, dauert heut zu Tage ein paar Monate, und was das Honorar betrifft, ſo kannſt Du darüber auch von den beſten Verlegern vernehmen, es ſtehe jetzt damit nicht ſonderlich. Gehörſt Du aber auch zu den durchaus wackern Männern, die Ruhm und Erwerb nur als eine Nebenſache betrachten, ſo iſt Dir auch dadurch wenig geholfen. Du haſt vielleicht während des letzten Jahrzehnts in redlicher Anſtrengung mit Geiſt und Fleiß an einem wiſſenſchaftlichen Werke gearbeitet, es nähert ſich der Vollendung und Du möchteſt es nun gern dem Publikum übergeben: es wird Dir aber der befragte Buchhändler erwiedern, das ſei jetzt nicht an der Zeit und er könne ſich auf dergleichen große Unternehmungen nicht einlaſſen. — Biſt Du ein Dichter, und was die Hauptſache iſt, ein guter, ſo hoffe nicht, daß Dein Werk zünden werde, denn man hat jetzt, wie geſagt, nicht Zeit und und nicht harmloſe Ruhe genug, um ſich einem poetiſchen Eindrucke rein hinzugeben. Man lieſt Zeitungen, und daran thut man ohne Zweifel auch ſehr recht; aber daß man nur Zeitungen und wieder Zeitungen lieſt, möchte ſchwerlich zu billigen ſein. Iſt man fertig mit dem Leſen, ſo ſpricht man über die Zeitungen, und daran thut man wieder ſehr recht, denn wie wäre es möglich, die große Theilnahme an der Gegenwart zu verſchweigen? Daß man aber immer davon ſpricht und leider meiſtens ohne zu einer beruhigenden Anſicht zu gelangen, daß man kreuz und quer, hinüber und herüber, und gleichſam ohne rationalen Anfang-, Mittel- und Endpunkt nur Worte macht, muß allerdings betrüben, und zeigt nur zu deutlich, daß eine unbefangen deutliche und tiefe hiſtoriſch-politiſche Anſicht in Deutſchland noch ziemlich ſelten iſt.

Was wäre denn nun dabei zu thun? Meine Antwort iſt wieder recht altväterlich und lautet: Geduldig ſein, warten, hoffen und in dieſer Stimmung ja nicht müßig gehen, ſondern redlich fortarbeiten, wie in den Tagen einer allgemeinen europäiſchen Ruhe. Das iſt, ich wiederhole es, ſehr ſchwer, aber nicht unmöglich, und da in ſolchen Fällen ein würdiges Beiſpiel viel Gutes wirken kann, ſo wollen wir uns dabei an manche würdige Männer während der Zeit des ſiebenjährigen Kriegs erinnern. Gellert und Rabener, Leſſing und Weiße, Klopſtock und Gleim und ſo manche andere Geſchäftsmänner und Schriftſteller wurden nicht verdrießlich, d. h. ſie hörten nie auf, genau zu wiſſen, was ſie wollten und nicht wollten, was ſie konnten und ſollten; ſie fuhren fort, mit ſtillem Ernſt und muthiger Heiterkeit ſo viel ſie vermochten, Gutes zu wirken, zu arbeiten und zu ſchreiben. Auch mit Heiterkeit? Gewiß! Erinnert Euch nur an Rabener, der ſelbſt bei dem Schein der Flammen, die ſein wohleingerichtetes Haus und ſeine ſämmtlichen Manuſcripte vernichteten, noch ſcherzen konnte, und zwar noch beſſer als in den Tagen der bequemſten Ruhe! War das etwa unnatürliche Exaltation? Keinesweges. Eine ſolche pflegt ſehr ſchnell vorüber zu gehn; bei ihm aber dauerte jene heitere Stimmung ununterbrochen fort. Leſet nur einmal wieder den Brief, den er einige Tage nach dem Bombardement von Dresden an einen Freund in Warſchau ſchrieb, und Ihr werdet Euch über den wackern Mann innig freuen, der bei ſo großem Verluſt doch ſich ſelbſt und die Genien des Muthes und der Fröhlichkeit gerettet hatte. Man könnte vielleicht glauben, jener Brief ſei geſchrieben worden, damit er gedruckt und der Verfaſſer bewundert werde; allein es iſt gerade das Gegentheil der Fall. Er kam erſt nach Jahren in den Druck und zwar wider Rabeners Willen, der ſeine Misbilligung über die Bekanntmachung ſehr ernſtlich erklärte, und weit entfernt, ein gerechtes Lob zu erwarten, eher fürchtete, es könne wol hie und da eine allzuzarte Seele durch ſeine muthige Scherzhaftigkeit verletzt werden.

Wollt Ihr ein näher liegendes Beiſpiel, ſo ſchauet hin auf Goethe, und betrachtet ihn, wie er ſich benahm vor, während und nach der Schlacht bei Jena, und ſpäterhin während des Frühlings, Sommers und eines Theils des Herbſtes 1813, wo wir ihn zwiſchen mehreren großen Heeren eingeklemmt ſehen. Was that er in dieſen für ihn ſehr bedenklichen und unſichern Zeiten? Nichts Glänzendes; wohl aber etwas, das beſſer iſt, als alles nur Glänzende: — er arbeitete ruhig fort.

Wollt Ihr endlich das edelſte und erhabenſte Beiſpiel von der Uebung ruhiger Kraft in ungünſtiger Zeit, ſo erinnert Euch, daß im Jahre 1809 die Univerſität in Berlin errichtet wurde. — Welch ein vielſeitig bedeutſamer Entſchluß, und wie groß die Folgen ſeiner Ausführung! Es bedarf darüber keines prunkenden Worts, aber auch der ſtille Gedanke daran iſt höchſt lehrreich und anregend.

24.

Leibeigene Seelen.

Wir lernen bereits in der A B C Schule, daß der Menſch aus Seele und Leib beſtehe; in der A B C Schule des Lebens aber erfahren wir bald zu unſerm großen Leidweſen, daß es in Hinſicht mancher Menſchen heißen ſollte: „aus ungeheuer vielem Leib und ein ganz klein wenig Seele.“ Der Leib dieſer Leute hat durch den ſteten Umgang mit der ſogenannten Seele bald herausgebracht, daß es mit derſelben nicht viel auf ſich hat, und legt ihr ein weiches Polſter unter, was dann die liebe Seele für einen Thron hält, auf den ſie bekanntlich Anſpruch macht. Bei ſolchen Anſtalten und ſo gehegt und gepflegt wird die Seele immer bequemer, dicker und fetter, und verlangt höchſtens von Zeit zu Zeit mit einer artigen Anekdote, oder einem leiblichen Witz, der bei Leibe nicht weit hergeholt ſein muß, abgeſpeiſt zu werden. Es giebt ſogar Menſchen, bei denen der Geiſt, ſeiner ſelbſt überdrüſſig, völlig zu Fleiſch geworden iſt, ohne im mindeſten nach einer neuen Geburt zu verlangen. Es iſt der wahrhaftige, in der gräulichſten Sklaverei ſich glücklich fühlende Leibeigene, und würde, falls der Leib einmal in einer muthwilligen Stunde ihm ſeine Freiheit wieder ſchenken wollte, demüthig bitten, ihn, den kleinen armen Schelm, doch ja nicht zu verſtoßen. Er ſagt gewiß nie: O ſchmülze doch dies allzufeſte Fleiſch!" denn ach! was würde dann aus ihm werden?

25.

Umgangs-Formen.

Es iſt gewiß ſchon oftmals geklagt worden, daß die Deutſchen, in manchen engen Formen gehend, auch durch die conventionellen des Umgangs, zu mancher *Unwahrheit* verführt werden; leider aber haben die Klagen nicht viel geholfen, und es iſt ſo ziemlich beim Alten geblieben. Im mündlichen Geſpräch mit unſittlichen oder abgeſchmackten Leuten, zu dem wir zuweilen veranlaßt werden, können und ſollen wir allerdings eine gewiſſe Gattung von deutſcher Höflichkeit umgehen; wir ſollen es, weil wir es können, und was dann von gewöhnlichen Redensarten noch etwa übrig bleibt, iſt entweder nichts ſagend, oder kann doch wenigſtens durch unſere gute Geſinnung geadelt werden. Mögen wir deshalb immer ſagen: „ich freue mich ſehr, Herr Geheimerath, Sie wohl zu ſehen," auch wenn wir ihn verachten, denn wir sollen uns ſeines Wohlbefindens dennoch freuen, weil ihm daſſelbe die Möglichkeit ſich zu beſſern und zu bilden leichter macht als Uebelbefinden. Ob wir dieſes Gefühl immer haben, möcht' ich freilich nicht behaupten, aber wir sollen es haben; und alſo, wenn es uns fehlt, zu erwerben ſuchen. Schlimmer ſteht es ſchon in Briefen, die ohnehin vor dem raſch hingeſprochenen Wort ſo viel voraus haben. Ich erſchrak durchaus nicht vor den „beſten Wünſchen" für das Wohl des Herrn und der Frau, die man ausſprechen muß, denn wir ſollen die beſten Wünſche auch für das Wohl des größten Sünders und des langweiligſten Geſellen hegen, und auch der gehorſamſte und ergebenſte Diener am Schluſſe fließt mir ſehr leicht aus der Feder, denn ſo beſchränkt iſt Niemand, um jene Benennungen für etwas Anderes zu halten als Stereotyp-Form, die man nun einmal mitmachen muß. Auch die Hochwolgeborenheit, Excellenz u. ſ. w. ſtrömen in jedem Falle raſch hin, denn wir denken uns abermals wenig dabei. Schlimmer ſteht es mit dem „Verehrter" oder gar „Verehrteſter," und wir ſollten damit nicht bloß ſparſam umgehen, ſondern ſie nur dann gebrauchen, wenn wir wirklich ſo fühlen.

Indeſſen kann auch hier noch die traurige Entſchuldigung vorgebracht werden, daß man auch dabei ſich wenig mehr denke, denn wenn dieſe Redensart wirklich in ihrem ganzen Umfange gelten ſollte, ſo gäbe es vielleicht in ganz Deutſchland keinen Hofrath, Bürgermeiſter, Profeſſor u. ſ. w., der nicht als ein verehrtes Haupt umherginge, und wir würden in einer Welt leben, deren Bewohner ſich alle untereinander höchlich venerirten; was, wie erfahrne Leute verſichern, doch nicht ſo ganz der Fall ſein ſoll. Sagen wir lieber gerade heraus, daß auch wir in dieſer Beziehung nicht ſelten gefehlt haben; das iſt beſſer, als wenn wir uns dabei in den Modemantel der Ironie entſchuldigend einwickeln wollen, denn in jedem Falle wäre doch eine Ironie der Anrede: „Verehrteſter Herr Baccalaureus“ eine ſehr unſtatthafte und traurige Ironie, die den Baccalaureus gar nicht treffen könnte, ſondern lediglich uns und unſere falſche Anſicht von der Ironie.

Iſt nun aber auch jene ausgeſprochene „Verehrung“ in der bloßen Anrede, durch den faſt allgemeinen Mißbrauch ein wenig zu entſchuldigen, ſo ſollen wenigſtens die traulichen Worte „liebſter“, „beſter“, „theuerſter“ u. ſ. w. heilig gehalten werden, denn kein Herkommen kann ihren Misbrauch entſchuldigen, weil kein Herkommen ſie gebietet.

Endlich iſt noch das Schlimmſte zu bemerken, daß nämlich alle dieſe Andeutungen bei dem leichtſinnigen und gewöhnlichen Menſchen ohne alle Wirkung vorübergehen und nur eine gewiſſe Gattung guter Menſchen, die in trüberen Augenblicken zuweilen in moraliſche Hypochondrie verſinken, beunruhigen könnten. Deshalb will ich herzlich ermahnend hinzuſetzen: ſeid nur immer durchaus wahr *in euch ſelbſt*; dann wird euch der Ueberſchwang eurer Liebe, der ſich in geſprochenen und geſchriebenen Worten zuweilen offenbaren mag, wohl zu vergeben ſein, da ihr doch gewiß innig *wünſcht*, jene Leute, die ihr viel zu hoch genommen habt, möchten jener Liebe würdig werden. — Kann es aber ihnen nicht ſchaden? Den Befangenen und Eiteln allerdings, doch wollen wir hoffen, daß dieſe ſich am Ende ſelbſt fragen werden: „ſind wir wol deſſen werth, was der Mann uns ſagt, oder gar ſchreibt?" und in ſtillen Stunden ſich beſſern. Der gewöhnliche Haufen aber, gleichſam die ungeheure Grundſuppe und Bodenſatz der Menſchen, iſt ſo roh vergeßlich, daß er ſchon um deswillen alle eure überguten Reden ſpurlos an ſich vorbei tönen läßt. So lange ihm ſelbſt die Ahnung von einer „Wiedergeburt“ fehlt, iſt ihm überhaupt ſchwer beizukommen. Das ſei euch Troſt oder mindere wenigſtens jene moraliſche Wehmuth.

26.

Deutſche literariſche Berühmtheit.

Wohlgeſinnte, für Literatur empfängliche und beſcheidene Menſchen, beſonders Frauen, richten zuweilen die Frage an mich, ob der Dichter, oder Kritiker, oder Hiſtoriker, oder Prediger A, B oder C auch wol ſonderlich berühmt ſey? — gleichſam als müſſe ich, der alte Literarhiſtoriker, das wiſſen. Ich weiß es aber nicht, und ehe wir uns nicht über die ganze Bedeutung des Worts „berühmt“ allgemein verſtändigt haben, weiß es eigentlich Niemand. Ich frage ferner: Wie vielen Leuten muß man bekannt ſein, um das Beiwort „berühmt“ oder auch „berüchtigt“ zu verdienen? Darauf giebt es keine nach Zahlen beſtimmte Antwort, denn ſobald wir uns auf irgend eine Zahl einlaſſen, ſiegt Jeder über uns, der — den Horaz geleſen. Dieſer vortreffliche Poet mußte nämlich zu ſeiner Betrübniß ſehen, daß die Römer ſeiner Zeit immer nur ihre alten Dichter lobten und von den neueren wenig wiſſen wollten; beſonders dünkte ſie Ennius und Lucilius ſo groß, daß ihnen die ſpäteren dagegen nur als Knaben vorkamen. Wie ſeltſam! wie antideutſch! Bei uns iſt es ſchon eine Seltenheit, wenn Jemand nur noch einen Dichter des achtzehnten Jahrhunderts (Goethe und Schiller natürlich ausgenommen) in die Hand nimmt. Indeſſen hatte doch Horaz auch Recht, ſich über jene Seltſamkeit zu betrüben, und er fragt deshalb ſehr luſtig, wie viel Jahre denn eigentlich nöthig ſeien, um einen Dichter beliebt und ehrwürdig klaſſiſch zu machen? Ob etwa hundert Jahre genügen? „Ja.“ Ob aber neun und neunzig? „Auch ja.“ Natürlich war nun durch dieſes Zugeſtändniß der Gegner beſiegt, denn wenn er ein Jahr erlaſſen konnte, ſo konnte er auch alle erlaſſen, und man kam auf den innern Werth des Dichters, als auf das einzige Criterium zurück, von dem man nie hätte abgehen ſollen.

In demſelben Falle ſind wir, ſobald die Zahl der Leſenden oder Kennenden die Berühmtheit entſcheiden ſoll. Aber auch ohne uns daran zu binden, ergeben ſich gar manche andere merkwürdige Sachen. Es kann Jemand vom Brandenburger Thore bis zur Schloßfreiheit ziemlich berühmt ſein, und man grüßt ihn von allen Seiten als einen in Zeitungen wohlgelittenen Mann; biegt er aber über die lange Brücke in die Königſtraße ein, ſo findet er ſchon eine kühlere Geſinnung, und vom Alexanderplatze bis zum Bernauerthore kennt ihn kein Menſch. Iſt er aber wirklich auch ſo glücklich, in ganz Berlin gekannt zu ſein, wer ſteht ihm für Charlottenburg, oder gar für das — durch vier Meilen entfernte Potsdam? Solche überſchwenglich exaltirte Gedanken ſoll ſich deshalb Jeder verbieten. — Und nun vollends, wenn wir auf ganz Deutſchland ſehen, wo iſt der Dichter, der ſagen kann, er ſei überall berühmt? So wie faſt jeder lebhafte Menſch einen Lieblingsdichter hat, ſo auch jede lebendige Provinz, Stadt, Flecken, zuweilen ſogar auch Dorf. Hierüber fehlen uns nur leider die gehörigen Nachrichten, und es wäre wol zu wünſchen, daß einmal ein gut meinender, begüterter Mann, den keine ſchwere Berufsgeſchäfte drückten, durch ganz Deutſchland reiſte und überall bei der Nobleſſe und der Bürgerſchaft, bei dem Oberbürgermeiſter und Hauptpaſtor, bei dem Bäcker und Brauer mit geziemender Beſcheidenheit anfragte: „Welchen deutſchen Poeten liebt ihr Theuern am meiſten? und wen tragt ihr im tiefſten Grunde eurer ohne Zweifel edlen Herzen?“ — Ich bin ſonſt durchaus nicht neugierig, doch auf die Ergebniſſe einer ſolchen Reiſe wäre ich einigermaßen geſpannt.

Indeſſen habe ich es nicht bei Wünſchen bewenden laſſen, ſondern ſelbſt auf manchen kleineren und größeren Reiſen herumgefragt, wobei denn ſeltſame Dinge an den Tag kamen. Ich kenne Städte, in denen man Goethe und Jean Paul öffentlich bewundert; im Stillen aber nur Cramer, Spieß u. ſ. w. las. Ich kenne andere, in denen man Goethen haßte, weil Bogatzky ihn ſchwerlich würde geliebt haben, wenn er ihn gekannt hätte; andere Oerter bewunderten nur Schillern und von Jean Paul war noch keine Kunde zu ihnen gekommen. In einem wohlgelegenen Flecken hielt man Tieck für einen pſeudonymen Autor und ſchätzte Novalis als einen Mann, der in der Bergwerkskunde löbliche Schriften geſtellt habe, nach denen ich jedoch vergeblich fragte. Ein gutmüthiger alter Prediger ſetzte mich einmal in Schrecken durch die Frage, wie es möglich ſei, daß Fichte und Nicolai gegen einander gefochten hätten, da ſie doch eigentlich Eines Sinnes geweſen; und ein Bürgermeiſter verſicherte, ihn habe Friedrich Schlegels Uebergang zum Mahomedanismus nicht ſehr gewundert, da ſich bereits Spuren von einer Hinneigung dazu in der berüchtigten Lucinde gefunden u. ſ. w. u. ſ. w.

Steht es nun ſo bedenklich mit der Berühmtheit, ſo können mich junge talentvolle Autoren ordentlich dauern, wenn ſie ohne gehörige Kenntniß von Deutſchland auf ſolchen Lohn rechnen. Nehmen wir ein Beiſpiel. Der fünf und zwanzigjährige Dichter (Orgon oder Damon würde Gellert ſagen) hat wirklich ſchon einige gefühlvolle Gedichte; einen leiblichen Roman und mehrere eindringliche Recenſionen geſchrieben. Sein alter grämlicher Oheim ſelbſt hat geſagt, es ſei die Möglichkeit, ſeine kleine niedliche Couſine hat ſüße Thränen bei einer ſeiner Elegien geweint, und eine ehrwürdige Tante hat ſich vernehmen laſſen, hie und da ſei der Neveu freilich auf gottloſe Gedanken gerathen, erſtaunlich erhaben aber ſei er gewiß, und ſie, ihres Orts, könne nur nicht recht mit. Auch die übrigen Vettern und Baſen, Hausfreunde und Hausfreundinnen haben ſich überaus günſtig geäußert, und es vergeht keine Familienfete, wo man nicht am Ende in ſchöner Exaltation den jungen trefflichen Poeten hoch leben läßt. — Nun hält ſich der Jüngling für berühmt und beſteigt gelegentlich die Schnellpoſt, um neue Triumphe zu werben. Seine Reiſegefährten ſind civile Leute, und er bringt deshalb das Geſpräch auf ſich ſelbſt; es begegnet ihm aber das Schreckliche, daß Niemand auch nur ſeinen Namen kennt. Ein Student, der zwanzig Meilen weiter in den Wagen ſteigt, hat zwar Fach von deutſcher Literatur gemacht, verwechſelt aber leider den gegenwärtigen Damon mit deſſen ſeligem Großonkel, der vor ſiebzig Jahren blühete und durch einige gute fulminirende Bußtagspredigten Ruhm davon getragen hat. Ein geachteter Stadtſchreiber, der ſchon lange über die verwünſchten literariſchen Geſpräche im Poſtwagen verdrießlich geworden, bricht endlich völlig ungeduldig los, und indem er ungeheure Dampfwolken von ſich bläſt, erklärt er unumwunden, der Henker möge all das poetiſche Zeug leſen, was heut zu Tage geſchrieben werde. Das Ziel der Reiſe, die Hauptſtadt, ſoll endlich den Jüngling mit ſeinem Geſchick verſöhnen, und er zweifelt nicht, daß bei ſeiner Einfahrt wenn auch nicht der Thorſchreiber doch der Unterofficier bei der Nennung ſeines Namens die Miene ſtiller Ehrerbietung zeigen werde; allein beide würdige Männer ſind theils viel zu ſehr beſchäftigt, um ſich auf dergleichen Mienen einlaſſen zu können, theils fehlt ihnen auch die Urſache zu dergleichen, denn ſie haben von Orgon oder Damon nie etwas gehört, als etwa in Quarta, wo ſie Gellertſche Fabeln mit Ruhm declamirten.

Jener poetiſche Jüngling hat wahrſcheinlich nicht einmal die Freude, am andern Tage im Intelligenzblatt ſich völlig richtig abgedruckt zu finden, und er muß vielleicht mit Kummer ſehen, daß ſich ein unberufenes d, oder dt, oder t an ſeinen Namen hängt. Wahrhaftig, es iſt gar wohl der Mühe werth, auf einen Augenblick bei dieſem Ungemach zu verweilen, denn es kann zuweilen in's Große gehen. Jeder Menſch hat ſeinen Namen lieb, und es iſt uns widerlich, wenn Andere mit demſelben ſpielen, weshalb wir auch Goethe's Unwillen über Herder's Neckereien vollkommen begreifen. Ja, uns iſt ſchon eine nachläſſige Behandlung deſſelben fatal, beſonders wenn ſie durch den Druck gleichſam ſanctionirt in tauſend Exemplaren, oder, ſollten etwa neunhundert neunzig Makulatur werden, doch in zehn — auf ewige Zeiten fortlebt. Ein berühmter leipziger Gelehrter des ſiebzehnten Jahrhunderts, Carpzovius, nahm nie einen Brief an, auf deſſen Umſchlage ſein ſchwerer Name auch nur mit Einem Buchſtaben falſch geſchrieben war, ſelbſt dann nicht, wenn er mit ziemlicher Gewißheit vorher ſagen konnte, daß der Brief ihm etwas Angenehmes mittheilen werde. Deshalb ſoll man die Leute glücklich preiſen, deren Name kaum falſch geſchrieben werden kann, z. B. Richter, Schiller und ähnliche.

Nun laſſet den Jüngling endlich ſchon ein wenig angegriffen zu Gelehrten, Kritikern und in größere Geſellſchaften gehen: — es wird ihm wenig Ruhm geſpendet werden. Die meiſten haben ihn nicht geleſen, oder nehmen ſich Zeit und verlangen erſt wenigſtens vier und zwanzig Recenſionen, ehe ſie ſich dazu anſchicken, es müßte ſonſt ſein, daß in irgend einer koſtbaren Zeitung geſtanden hätte, in dem Buche werde prächtiger Scandal vollführt. So etwas reizt und lockt noch ziemlich. Andern haben die Schriften des Jünglings nicht ſonderlich behagt, und ſie halten es für eine Gewiſſensſache, etwas grob gegen ihn zu ſein; Andere haben ein mäßiges Vergnügen an ihm gehabt, mit ſiebartigem Gedächtniß jedoch Alles wieder vergeſſen; Andere endlich mögen ſeine Sachen leiden und erinnern ſich auch noch, können es aber nicht über's Herz bringen, ein Lob auszuſprechen. Nur Wenige ſprechen zu ihm vertraulich, liebevoll, ermunternd, belehrend. — Ueberhaupt iſt es gar ſeltſam, daß manche wahrhaft berühmte Autoren nicht gern ſehen, wenn um ſie herum einige neue Leute auch berühmt werden. Es iſt, als nähmen ſie an, Deutſchland habe immer nur eine beſtimmte Quantität Ruhm, gleichſam eine Anzahl Goldſtücke, auszutheilen, weshalb ſie fürchten, man werde ihnen nehmen müſſen, wenn man Anderen giebt. So kommt der arme junge Menſch faſt überall zu kurz, und es iſt zwar nicht ſehr ſittlich und nicht artig, doch auch nicht unerhört (oder vielmehr ungehört), wenn er ſich bald mit einem „hole euch der Kukkuk" echauffirt wieder auf den Rückweg macht, um zu dem anerkennenden Oheim, der protegirenden Tante und der ſüß lächelnden Couſine zurück zu kommen.

Leiden aber bloß die jungen Leute? Ach nein! die vielleicht am wenigſten, denn die Hoffnung ſteht ihnen überall zur Seite. — Weit Uebleres haben die alten Berühmten zu ertragen. Hier tritt nämlich faſt überall das poröſe Gedächtniß der meiſten Deutſchen in das Spiel, nebſt den ungeheuerſten maaßloſen Anforderungen an die berühmten Autoren, wenn ſie berühmt bleiben wollen.

Von der Löwin — ſchon Leſſing erinnerte

daran — verlange man nur Ein Junges, aber von einem deutſchen Dichter unzählige*) und ſelbſt ein anerkanntes Meiſterwerk, vor dreißig Jahren geſchrieben, iſt heute kaum mehr vorhanden. Jede verſäumte Meſſe wird ein paar Quaderſteine aus des Dichters Ruhmestempel losbröckeln, bis endlich nach einem Jahrzehnt oder höchſtens nach zweien der ganze Bau in Trümmer zerfällt. Dann kommen die gutmüthigeren Literarhiſtoriker und erzählen ihren ſtaunenden Schülern, was hier einſt für ein ſtattlicher Tempel geſtanden, und weshalb man ihn errichtet habe. Es iſt ſchon viel, wenn die jungen Leute nunmehr mit einigem Reſpect an den Trümmern vorüber gehen, und nicht etwa gar noch ein Spottlied dazu ſingen, das auch der Seichteſte machen kann.

Doch wir wollen uns wahrhaftig nicht traurig machen, ſondern wohl erwägen, daß wir uns nur auf einen höhern Standpunkt zu ſtellen brauchen, um all dies Ungemach zu verſcherzen und zu beſchwerzen. Jenen Standpunkt habe ich ſchon in früheren Aufſätzen angedeutet; hier wollte ich nur ſchlicht referiren, daß es in Deutſchland wirklich nicht ſelten alſo zugeht.

---

*) Dabei findet ſich jedoch nicht ſelten die Inconſequenz, daß man auch dem trefflichſten Schriftſteller, ſelbſt ſo lange er noch Treffliches ſchreibt und ſich durchaus nicht ausgeſchrieben hat, den Vorwurf macht, er ſchreibe zu viel! Auch der Reichſte ſoll ſich ſehr ökonomiſch zeigen! —

Es iſt ohnehin nicht wohlgethan, ſich über dergleichen Seltſamkeiten, die ſchon zu Alltäglichkeiten geworden ſind, ſonderlich zu grämen, und es war mir deshalb gar wohl erlaubt, wenigſtens einen Theil dieſer verwickelten Sache in ein ſcherzendes Bild zu verwandeln; doch ſtelle ich nicht in Abrede, daß dieſer Scherz auch eine recht ernſte Rückſeite hat.

27.

Die Anti-Quixoten und noch Schlimmere.

Der ſinnreiche Edle Don Quixote ſah bekanntlich einmal Windmühlen für Rieſen an, und da er ſie wirklich für dergleichen überſtarke, ungeſchlachte Leute hielt, und dennoch furchtlos den Kampf mit ihnen begann, ſo iſt ihm derſelbe faſt eben ſo hoch anzurechnen, als wären es in der That die gefährlichſten Giganten geweſen. Indeſſen lachen wir doch Alle darüber und ich gewiß recht herzlich mit, weil der Ritter bei ſeiner trefflichen Geſinnung verſäumt hat, ſein Anſchauungsvermögen genugſam auszubilden. Ein ſolches Lachen aber iſt ohne Zweifel ein ſehr angenehmes, und zu demſelben gelangen wir ſelten, da in der wirklichen Welt eine Menge von Anti-Donquixoten vorhanden ſind, welche die wahrhaftigen und noch dazu wohlgeſinnten Rieſen für Windmühlen halten und als ſolche nicht beſonders hoch ſchätzen. Steigern dieſe Menſchen ihre Perverſität, ſo werden ſie auch zu Anti-Pygmalionen und verwandeln die lebendige Geſtalt in Stein, oder gar — es iſt gräßlich zu ſagen — zu tückiſchen Antichriſten, die den Wein in Waſſer verkehren möchten.

28.

Zur Charakteriſtik des Herzogs Albrecht von Preußen.

In unſerer Zeit hat, wie bekannt, faſt Niemand Zeit, dem Andern die Zeit zu bieten (d. h. einen guten Morgen oder gute Nacht zu ſagen), und doch iſt wieder keine Zeit ſo ſehr mit der Zeit geplagt oder auf die Zeit verſeſſen (d. h. auf die Gegenwart und zwar die purſte und deshalb meiſt misverſtandene allergegenwärtigſte Gegenwart) wie die unſrige. Und vollends Dank zu ſagen! Dazu hat man ſich auch in andern Zeiten ſelten Zeit genommen, denn danken ſoll, ſo höre und leſe ich häufig, ein unbequemes Geſchäft ſein. Das finde ich nun gar nicht, und ich möchte z. B. hiedurch dem wackern Johannes Voigt für ſeinen Aufſatz: „Herzog Albrecht von Preußen und das gelehrte Weſen ſeiner Zeit“ in dem inhaltſchweren „hiſtoriſchen Taſchenbuch für 1831 von Friedrich von Raumer“

recht innig danken. Ich darf wohl ſagen, daß ich die Männer, welche hier an den trefflichen Herzog ſchreiben, ſo ziemlich kenne, auch habe ich, wie billig, längſt gewußt, daß der treffliche Herzog ihnen günſtig war; was er aber ihnen antwortete und wie er gegen ſie handelte: darüber fehlte eine genaue Auskunft. Wir wiſſen Alle auf's Haar anzugeben, welche Perſonen und Geſchenke — ſehr ſonderlich waren ſie eben nicht — der reiche Ludwig XIV. den Gelehrten und Dichtern gab, die ihm beſonders wohl gefielen, weil ſie ihn lobten, denn darüber finden wir überall die genaueſte Rechnung abgelegt. Wie könnten wir auch ruhig ſchlafen, wenn wir ſo etwas nicht wüßten? Was aber der edle, wenig begüterte Albrecht für wackere deutſche Männer that, die ihn meiſtens nie öffentlich lobten und nur mit großer Mäßigung loben durften, das habe ich erſt durch den angeführten Aufſatz genau erfahren. Früherhin vernahm ich nur, es habe ſich der Fürſt gar löblich gegen Luther, Melanchton u. ſ. w. benommen und ſei überhaupt den Gelehrten günſtig geweſen; jetzt aber kenne ich ihn vom Scheitel bis zur Ferſe in allen ſeinen Wurzeln und Adern, und er ſteht vor mir als einer der reinſten und bedeutendſten Charaktere, welche die deutsche Geschichte mit Liebe und Verehrung lernen soll. Diese würdige Lernbegierde, diese [illegible] Bescheidenheit, diese großartige Freigebigkeit bei begränztem Vermögen, dieses freundliche Eingehen in die Wünsche der Bittenden, diese liebenswürdigen Erkundigungen, wie er wol am besten sich dankbar beweisen könne gegen die, welche nicht baten, diese Geduld bei seltsamen unausführbaren Bitten u. s. w. dies Alles stellt ihn uns so hoch, daß ich dagegen nur mit einigem Lächeln an den mit Weihrauch ganz umhüllten Mäcenas denken kann, der ja ohnehin bei kränklich zarter Bildung in seinen poetischen Schützlingen nur die Beschwichtiger seiner Todesfurcht lieben mochte*).

Wir haben Alle oft genug und bis zum Ueberdrusse in Ankündigungen gelesen, das Buch „So und so“ befriedige ein großes Bedürfniß des schmachtenden Publikums und fülle eine traurige Lücke in unserer Literatur auf die anmuthigste Weise aus. Als dergleichen Redensarten noch neu waren, fragte ſich der redliche deutſche Leſer im Stillen: „Hab' ich wirklich jenes ſchmerzliche Bedürfniß gefühlt? — und hat mich die Anſchauung jener Lücke, oder (um das unangenehme Wort nicht zu oft zu gebrauchen) jenes aufklaffenden literariſchen Spalts wirklich ſehr betrübt? Ich kann es eben nicht ſagen; da ich mich aber hätte betrüben ſollen, ſo will ich, ſo ſauer es mir auch ankommt, das Buch gleich kaufen, um nur ſchnell genug allen Parteien genug zu thun.“ — So war es einſt, jetzt wirkt das Gerede von Bedürfniß, Lücken u. ſ. w. nicht viel mehr, weil es ſich oft genug gezeigt hat, daß weder von einem Bedürfniß, noch von einer Lücke die Rede ſein konnte. — — Hier, bei dem bezeichneten Aufſatz, iſt das ſchöne Gegentheil der Fall: der Autor befriedigt wirklich ein wahres Bedürfniß und hilft auf die gründlichſte und angenehmſte Weiſe einem Mangel ab, den wir ſchmerzlich empfanden. Hat aber der Verfaſſer über ſein Verdienſt geſchwiegen, ſo wollen wir nicht davon ſchweigen, ſondern anerkennen und für die erfreuliche Belehrung danken.

---

*) Es ist sehr merkwürdig, daß auch Shakspear den Mäcenas mit einiger Ironie behandelt hat. (S. Antonius und Cleopatra.)

Aber was iſt es nun mehr mit einem ſolchen Dank? — gerade dieſer Umſtand, daß einige Leſer vielleicht ſo fragen können, zeigt eben, wie matt und ſatt ein Theil des Publikums geworden iſt, und wie ſehr wir zu ſtreben haben, daß auch in dieſer Hinſicht eine beſſere Zeit hervorgehe. Nur der Tod iſt kalt; das Leben iſt lebendig und warm.

29.

Ein wenig gekanntes Wort Ludwigs XIV.

Wenn menſchliche Uebermacht und Schlauheit allein entſcheidend ſiegen könnte, ſo hätte Ludwigs XIV. Miniſterium noch weit häufiger über Oeſtreich und Deutſchland überhaupt ſiegen müſſen, denn in der genannten Hinſicht war er allerdings meiſtens überlegen. So aber ſind ſeine Siege faſt immer nur als halbe zu betrachten, denn wenn die Noth für Deutſchland am größten war, ſo trat immer ein günſtiger Umſtand hülfebringend für den Kaiſer Leopold I. ein. Es iſt merkwürdig, daß der König von Frankreich, ſo ſehr er ſich auch mit geiſtiger Ueberlegenheit ſchmeichelte, ſo oft er auch ſiegte, und ſo ſehr ſeine Eitelkeit bei den ſüßen Weihrauchwolken, in denen er lebte, wachſen mußte, dennoch ſtets in Leopold einen zwar hart geprüften, doch am Ende immer auf eine ganz unerwartete Weiſe vom Geſchick begünſtigten Fürſten ſah. Wir haben ein merkwürdiges Wort von ihm, das, wie leichthin es auch geſprochen zu ſein ſcheint, dennoch ſeine Anſicht deutlich zeigt. Als ihm nämlich einmal einige ſeiner Generale verſicherten, es ſei Alles ſo wohl veranſtaltet, daß es den Kaiſerlichen ganz unmöglich fallen werde, in Italien einzubrechen, erwiederte er: Je ne crains qu'une chose, l'Empereur a toujours un miracle dans la poche. Wir brauchen uns nur über das Wort „Wunder“ zu verſtändigen, ſo werden wir auch dem Könige Recht geben müſſen, denn in der That darf man es wunderbar nennen, daß immer, wenn es damals für Oeſtreich und Deutſchland am allerſchlimmſten ſtand, eine kaum erwartete Hülfe ſchon unterweges war und immer noch zu guter Letzt den Ausſchlag gab. — Man hat ſich oft über die vielen Siege Ludwigs gewundert; ich möchte mich eher wundern, daß es nur ſo wenige waren; ja wenn ich den unſäglich traurigen Zuſtand Deutſchlands in den Jahren 1674 und 75, 1679 bis 84 und ähnliche üble Verhältniſſe erwäge, ſo erreicht die Verwunderung den höchſten Grad, daß Frankreich nicht weit mehr erreichte, als es wirklich erreichte, und man möchte dann allerdings mit Ludwig ſagen: l'Empereur a toujours un miracle dans la poche.

30.

Zeitkürze und Zeitlänge.

In der Jugend geht die Zeit ſehr ſchnell aber auch ſehr langſam hin. Das Letztere geben wir zwar in der Jugend nur beim Schluſſe eines Zeitabſchnittes zu, z. B. eines Monats oder gar Jahres und auch nur nach langer Ueberlegung; im raſchen Leben ſelbſt würden wir es nie einräumen. In den Jahren 1795 bis etwa 1798 erſchien mir jeder Tag wie eine Stunde; aber am Sylveſtertage dünkte mich das zurückgelegte Jahr wenigſtens ein Quinquennium, ja die Jahre 1799 bis etwa 1803 wie ein Jahrhundert, da ich in denſelben die Momente erlebte, die über das ganze innere Leben entſcheiden, und über das „Woher?“ und „Wohin?“ Auskunft geben. Seitdem geht die Zeit nur ſchnell hin, mit jedem Jahre ſchneller, und das Leben gleicht einer langen Allee, in der keine Abwege mehr zu beſorgen ſind. Ich fürchte, die Schnelligkeit werde zuletzt ſo groß werden, daß der

Datum-Zeiger, vielleicht ſogar der Stundenzeiger an der Lebensuhr ganz zerbrechen werde, und nur Minuten und Secunden erſcheinen. Möge nur auch die Stunde des Todes zu einer raſchen Secunde werden, oder noch beſſer: ſich in jenen geheimnißvollen Schleier hüllen, der den Augenblick der Geburt umgab.

31.

Ein Wort von und über K. Joſeph I.

Es giebt unſcheinbare, wenig bekannte Anekdoten, die aber bekannt zu ſein verdienten, weil ſie ein Licht über welthiſtoriſch wichtige Charaktere und mithin über die Zeit derſelben werfen.

Jedermann kennt die Unähnlichkeit zwiſchen dem Kaiſer Joſeph I. und ſeinem Vater Leopold I. Während der acht und vierzigjährigen Regierung des Letztern war jedes philoſophiſche Urtheil, was außerhalb der Kirchendogmatik hervortrat, ſtreng verpönt geweſen, aber der jugendliche Joſeph ſtrebte nach nichts ſo ſehr, als nach höchſter Urtheilsfreiheit. Die Frage: ob nicht ſein leichter Sinn mitunter in Leichtſinn überging, iſt vielleicht nicht ganz zu verneinen, doch dürfen wir nicht in Abrede ſtellen, daß er die meiſten Habsburgſchen Fürſten (bis auf den gemüthreichen Joſeph II.) an Strebens-Weite übertrifft. Und nun denke man ſich dieſes jugendliche, überkühne Talent als deutſchen Kaiſer im Jahre 1705 bis 1711!! Welch' eine Stellung zu den Geiſtlichen, beſonders zu den Jeſuiten! und zu manchen in alten Formen erſtarrten Vaſallen ſeines Hofes! Möge er immerhin durch allzuraſche Schritte und vielleicht übermüthige Reizungen ſelbſt das Misverhältniß geſteigert haben; in den meiſten Fällen werden wir ihm doch beiſtimmen und das Gefährliche ſeiner Stellung beklagen.

Von den Tugenden ſeines Vaters hatte er beſonders die Wohlthätigkeit ererbt; doch zeigte er eine größere Umſicht in der Ausübung derſelben.

Eines Tages, als er eben in der Mitte ſeines glänzenden Hofes zur Jagd fahren wollte, drängte ſich eine arme Officiersfrau zu ihm heran, umfaßte ſeine Knie und klagte ihm laut weinend ihre Noth. — Wir Neueren ſind freilich an ſolche Scenen durch eine Menge von Dramen gewöhnt, aber in der damaligen Zeit, da die Kaiſer völlig umſtellt waren, wo in den Vorzimmern derſelben nur Grafen ſich aufhalten durften und in ihrer Nähe nur ſehr ſelten ein klagender Herzenslaut aufkommen durfte, war ein ſolcher Auftritt ganz unerhört, weshalb auch die umſtehenden Cavaliers die arme Frau „wegſtoßen" wollten. Aber Joſeph verhinderte dieſe Härte, und ſprach: „Laſſet ſie, ſie iſt ein armes betrübtes Weib, ich will hören, was ſie will. Wer weiß, wenn Du in ſolchen Nöthen wäreſt und keine andre Gelegenheit mit mir zu reden hätteſt, ob Du mich nicht gar beim Kopfe nähmeſt.“ (S. „Joſephs des ſieghaften Röm. Kayſers Leben und Thaten“ u. ſ. w. Köln 1712.) In welcher Lage mußte Joſeph zu ſein glauben, wenn er ſelbſt im halben Scherz Worte wie die: „beim Kopf nehmen“ ausſprechen mochte! Wie dem auch ſei; ſein Muth blieb immer derſelbe, und ſeine Plane waren ſtets groß zu nennen; der größeſte von allen aber war: die Rechte auf das alte Italien wieder geltend zu machen. Ein Stein, den man auf ein Thor zu Comachio ſetzte mit der Ueberſchrift: „Josepho Imperatori antiquae Italiae jura repetenti“ ſprach unumwunden aus, daß er mehr wollte, als ſelbſt Rudolph von Habsburg gewollt und wollen zu dürfen geglaubt hatte.

32.

Müſſen wirklich alle Menſchen ſterben? und warum?

Und wenn es auch der halben Welt als eine Thorheit auffiele, ich muß es dennoch ſagen: ſehr viele Menſchen, ganz im Irdiſchen ertrunken, denken nie an den Tod und noch mehrere vermögen, ſelbſt wenn ſie ſich anſtrengen, den Gedanken nicht wahrhaft zu ergreifen, und laſſen ihn deshalb ſchnell wieder fahren, gleichſam als hätten ſie in eine verzehrende Flamme oder in lebenerkältendes Eis gefaßt. Endlich giebt es auch noch einige, die wenigſtens nicht vollſtändig glauben, daß ſie ſterben werden. Wenn auch tauſende zu ihrer Rechten und zehntauſende zu ihrer Linken ſtarben; ſie ſelbſt ſind doch bis jetzt verſchont geblieben, warum nicht auch in Zukunft? Das iſt nun freilich unendlich lächerlich, aber auch unendlich ernſthaft. Auf welchem Standpunkte ſteht die bei weitem größere Mehrheit der Menſchen? Entweder auf dem falſch (d. h.) platt realiſtiſchen oder falſch, d. h. ſchattenähnlich ideellen Standpunkte, oder auf einer verſuchten Vereinigung beider. Auf dem erſten Standpunkte iſt der Menſch eine Maſchine, mithin freilich höchſt wahrſcheinlich, daß ſich eine ſolche zuletzt abnutzen, d. h. ſterben müſſe. Aber auch nur wahrſcheinlich, nicht gewiß. Denn wenn es auch dem Menſchen unmöglich iſt, eine Maſchine zu bauen, die als perpetuum mobile gelten mag, ſo kann es doch vielleicht der liebe Gott, an den ja auch ſolche halb und halb beſeelte Maſchinen gern glauben. Sind nun auch bereits Milliarden zerbrochen, ſo folgt doch daraus nicht, daß die Milliarden und erſte, etwa die des Cajus, auch zerbrechen müſſe. Vielleicht iſt gerade dem lieben Gotte dieſe Maſchine am beſten gelungen. — Wie auf dem oben angedeuteten falſch ideellen und dem Identitäts- oder Indifferenzſtandpunkte der Tod erſcheine, kann Niemandem, der ſich irgend einmal mit der Geſchichte der Philoſophie beſchäftigte, unbekannt ſein; den guten Laien aber und guten Laiinnen würde eine ausführliche Auseinanderſetzung hier vielleicht nur läſtig ſein. Das will ich nicht riſquiren, ſondern nur kurz bemerken, daß auch auf dem Standpunkte des Laien der Tod nur im höchſten Grade wahrſcheinlich iſt, denn ſelbſt dieſer metaphyſiſche Laie wird einräumen müſſen, daß bei dieſem Erfahrungsſatze keine vollſtändige Induction möglich iſt.

Wo wäre nun aber wol der wahre Beweis, daß alle Menſchen ſterben müſſen, zu finden? Lediglich in der Religion, und zwar, wenn uns dieſes Element durchdrungen hat und wir in ihm leben, in dem kurzen, einfachen, aber den eigentlichen Mittelpunkt treffenden Spruch: „der Tod iſt der Sünden Sold.“ Hier allein iſt die entſcheidende Gewißheit zu finden, nur die Sünde hat dem Tode die Kraft gegeben, uns aus dem Leben herauszureißen, denn es iſt bereits durch dieſelbe angegriſſen. Wer ohne Sünde wäre, könnte nie ſterben, denn wie möchte der Tod ſich an ihn wagen? — Geben wir deshalb nur wahrhaft zu, daß Chriſtus ohne Sünde war, ſo ahneten wir ſchon das Centrum unſerer Religion. Deshalb iſt aber auch der Sünder ſchon von Natur ſterblich, und nur die Gnade iſt es, die ihm Ewigkeit gewährt, weil ſie ſelbſt ewig iſt.

Es iſt möglich, daß ſich hundert und wieder hundert Leſer in dieſes Fragment gar nicht finden können, und deshalb das alte Lied von Myſtik, Schwärmerei u. ſ. w. anſtimmen werden. Da daſſelbe jedoch hier völlig ins Leere gehen, mithin unerſprießlich und unerquicklich ſein würde, ſo wäre es nur verſchoſſenes Pulver, oder, wie ich mich gern kurz ausdrücke, es hätte nichts auf ſich. Nähere Betrachtung, beſonders in ſchlafloſen Nächten, würde jene Leſer ſchon weiter führen, ſo daß ſie nach Jahr und Tag völlig einig mit mir würden.

Ohnehin giebt es gewiß noch weit mehrere Leſer, die bei dieſem Fragmente ſagen werden: „das wußten wir längſt; wozu das Aufheben?“ Dieſe ſind mir höchſt willkommen, und ich wiederhole gern: Es ſollte billig darüber kein Streit mehr walten können.

33.

Zwei Worte über den Umgang mit — Leſern und Kritikern.

Knigge hat ein berühmtes Buch über den Umgang mit Menſchen geſchrieben, in welchem er dieſelben wie Kraut und Rüben, oder, wenn man lieber will, wie Arzneien betrachtet und rangirt. Genutzt können ſie freilich alle werden, aber, wie bekannt, auf ſehr verſchiedene Weiſe, und es iſt zweckmäßig, wenn auch die pſychologiſchen Apotheker an dieſe wandelnden menſchlichen Medizinflaſchen gleichſam einen Gebrauchzettel heften, wie viel Tropfen zu nehmen ſeien, ob in Waſſer oder Wein, ob vor Tiſch oder vor Schlafengehen. Selbſt die jetzt aus der Mode gekommene Bemerkung „dreimal wohl umgeſchüttelt,“ könnte in der angegebenen pſychologiſchen Hinſicht ihr Gutes haben. Wenn aber der Autor jenes berühmten Buchs eine beträchtliche Reihe von unangenehmen Leuten namhaft gemacht, mit denen man zuweilen umgehen muß, wenn er ſogar der Geizigen, Neidiſchen und ähnlichen fatalen Geſindels nicht vergeſſen hat, ſo müſſen wir doppelt nachdrücklich rügen, daß er zwei in mancher Hinſicht ſehr ſchätzbare Gattungen von Menſchen überging, mit denen zwanzigtauſend Deutſche (ſo viel Schriftſteller zählen wir jetzt) converſiren müſſen. Ich meine — die Leſer und die Kritiker. Wie ſoll man mit denen umgehen? Die Antwort auf dieſe Frage wird ſich wol am ſicherſten ergeben, wenn wir zuſchauen, wie man gewöhnlich mit ihnen verkehrt. Manche heutige Schriftſteller machen gar keinen Unterſchied mehr zwiſchen Leſern und Kritikern, und denken ſich jeden Leſer gleich von vorn herein mit der Recenſentenmiene angethan und mit der Recenſentenfeder bewaffnet. Dieſe fixe Idee macht die Autoren verlegen und ſie wählen nun nach ihrer Individualität irgend ein Mittel, durch das ſie ſich in Vortheil zu ſetzen hoffen. Einige thun ausnehmend vornehm und miniſteriel. Das Publikum, ſo meinen ſie, bedarf ihrer, und es iſt ſchon viel, wenn ſie ihm gnädige Audienz bewilligen. Zuweilen läßt man es auch im Vorſaal warten, und es muß noch danken, wenn es endlich einmal hereintreten und den Orakelſprüchen zuhören darf. Ein paar

Jahre kann dergleichen gut gehen, dann aber werden die Leſer verdrießlich und denken: „So viel Umſtände mache ich nicht länger; bei dem und dem habe ich es doch bequemer, und ich will hinfort bei ihm einkehren.“

Ein treffliches Mittel der Autoren, ſich intereſſant zu machen, iſt die Einhüllung in etwas Geheimnißvolles. Dieſes wurde beſonders in früherer Zeit geübt und und ich erinnere mich noch aus meinem Knabenalter, daß ein Schriftſteller großes Aufſehen machte, weil er durch den Druck ſehr ernſthaft verkündigt hatte, er ſei gewiſſermaßen der Abgeordnete von tauſend Damen, die ihm den Auftrag gegeben, die gekränkten Rechte des ſchönen Geſchlechts zu vertheidigen, weshalb er auch bei Allem, was er ſchreibe, gleich von vorn herein tauſend Pränumeranten habe. Dieſer Schriftſteller war freilich gar nicht ſonderlich, denn er hatte ſogar mit der deutſchen Grammatik ſich gänzlich überworfen; allein da er ſo arg fluchte und ſchwur, er ſei wirklich eine wichtige Perſon, und man ſolle ja égard für ihn haben, ſo gingen ſeine literariſchen Angelegenheiten ein oder zwei Jahre doch ſo ziemlich, endeten aber dann auch deſto kläglicher.

Leiſer und klüger trat dagegen ein an ſich unbedeutender Romanſchriftſteller auf, der den deutſchen Leſern ſich ſelbſt noch viel intereſſanter zu machen wußte als ſeine Erzählungen, denn er brachte es dahin, daß Niemand aus ſeiner Perſon klug werden konnte. Er veranlaßte Einige zu der Vermuthung, er ſei ein franzöſiſcher Marquis; Andere, es ſtehe ein ſpaniſcher Graf; Andere, der natürliche Sohn eines Prinzen da; er ſelbſt aber ſagte zu allen dieſen Conjecturen weder ja noch nein und wurde dadurch nur noch anziehender. Vielleicht war er gar ein Verfolgter, und hätte er nur dieſe Anſicht überall verbreiten können, ſo wäre ſein Spiel gewonnen geweſen. Mitleidig ſind die Deutſchen, und wenn Du ihnen den Glauben beibringen kannſt, Du ſeieſt mit großer Mühe aus den Händen der ſpaniſchen Inquiſition oder aus algieriſcher Gefangenſchaft entſprungen, ſo kannſt Du ſo ſchlecht ſchreiben als du willſt, man wird Dich und Deine Sachen doch lieben.

Betrachten wir aber nun einige Arten, wie man ohne alle dergleichen in's Große getriebene Myſtification des Publikums mit demſelben umgeht. Jeder Schriftſteller will Leſer erwerben und ſie ſich zu Freunden machen, darin hat er ohne

Zweifel Recht, aber er ſtellt ſich dabei mitunter gar wunderlich an.

Einige Schriftſteller behandeln ihre Leſer, ohne es eben zu wollen, als überaus beſchränkte Leute, oder wie kranke Hospitalfrauen, denen man eine Sache gar nicht deutlich genug machen kann. Hat der Autor etwa kühn behauptet, daß einige Menſchen kein ſonderlich gutes Herz haben, ſo wird ihm plötzlich bange, man könne ihn misverſtehn, und er ſetzt ſogleich hinzu, er rede nur von einigen, und er zweifle durchaus nicht an entſchieden edlen Seelen, ja der Leſer ſei vermuthlich ſelbſt eine ſolche, ſo wie er, der Autor, ſeines Orts desgleichen. Erzählt er von einem Oberconſiſtorial- oder Oberſteuerrath, ſo weiß er dem Leſer zu inſinuiren, das ſei beträchtlich mehr, als bloßer Conſiſtorial- und Steuerrath, auch wagt er nicht, von einem Miniſter zu reden, ohne die Excellenz gleich beizufügen.

Dieſe Ueberhöflichkeit und Ueberdemuth iſt jedoch faſt überall längſt mit Tode abgegangen; leider aber können wir dafür nicht von der Geburt der wahren Höflichkeit und Bildung Nachricht geben. Es hat ſich nämlich ſtatt derſelben eine gewiſſe ungeniale Grobheit, Vagabundenton und Zigeunermanier häufig blicken laſſen, und leere hohle Jüngelchen, mit kleinen kritiſchen Kinderärzten bewaffnet, machen viel unharmoniſches Geräuſch, ſo daß es ſogar Leſer giebt, die ſich nach der überhöflichen Vergangenheit zurückſehnen. Wahr iſt's: Nur der höchſten Genialität kann eine gewiſſe Barſchheit, ja ſogar Grobheit verziehen werden; der Ungebildete ſoll entweder gar nicht reden, oder doch unendlich höflich; ja es wird nicht übel ſein, wenn er zuweilen um Verzeihung bittet, daß er zu exiſtiren wage, ohne die eigentliche Exiſtenz zu begreifen.

Ganz beſonders widerlich ſind die Recenſenten, die wie Holzdiebe von der Schänderei edler Bäume leben, und dabei das Publikum glauben machen wollen, ſie könnten ſelbſt etwas Tüchtiges hervorbringen. Fragt dann der Leſer: „was haſt Du denn zu Tage gefördert, und zwar aus Deiner eigenen Bruſt?" was bekommt er dann zu ſehen? Elende Sudeleien, für die unſere alten edelderben Maler die käferartig kecken Leute auf die Finger geſchlagen haben würden, traurige Zeichen des äſthetiſchen Eunuchismus, der ſich aber eben deshalb in der Kritik deſto bocksartiger gebehrdet, oder er hört ein läſtiges Sperlingsgezwitſcher und unartiges Kälbergeblök. — Wir wollen uns dabei nicht länger aufhalten, doch mag es immer gut ſein, ſchwächere Leſer, denen wol gar der Lärm einiger recenſirender Tagesſchreiber imponiren könnte, aufmerkſam zu machen, mit welchem Troß er zu thun habe, und daß er am beſten thue, vor ſolchen Tabagien gelaſſen vorüber zu gehen.

Faſt könnte es mich gereuen, auch nur dieſe wenigen Worte über jenen lauten Schwarm geſprochen zu haben, doch wollen wir bedenken, daß ja ſelbſt Shakſpear einem Parolles und Piſtol ganze Blätter gewidmet hat. Indeſſen waren dieſe alten Geſellen freilich viel witziger als ſo manche neue; deshalb verdienen dieſe auch nicht, mit Namen genannt zu werden.

34.

Etwas mehr als mittelmäßig.

Ich kann ſchlechte, ſehr ſchlechte, außerordentlich ſchlechte Bücher leſen, ohne mich im mindeſten zur ernſten Polemik dagegen aufgefordert zu fühlen, denn ich weiß ſie mit einer — ich darf wohl ſagen: gutmüthigen Ironie zu genießen; ja indem ich mir klar mache, was die Verfaſſer eigentlich gewollt und nicht erreicht haben, überfällt mich eine gewiſſe luſtige Wehmuth (verzeiht das Wort), der ich zuweilen den Zutritt verſtatte. Selbſt mittelmäßige ſtilleinlullende Bücher weiß ich auf dieſe Weiſe zu genießen, indem ich ſie unter dem Brennſpiegel der Ironie gleichſam trocknen laſſe, ſie, die an ſich feuchten und wäſſerigen. Was aber zwiſchen dem Mittelmäßigen und Guten liegt, kann ein eignes Mitgefühl erregen, das Halbwahre, das Dreiviertelwahre. So habe ich z. B. ſo eben mit einem unangenehmen Gefühle „die Erbin von Brügge“

von Th. Colley Grattan aus der Hand gelegt, einen Roman, an dem, wenn man Luſt hat, ſich Vieles loben läßt: gute Vorſtudien, treffliche Kenntniß einzelner Geſchichten, genaue Beſchreibung des Aeußerlichen, auch eine leidliche Hand voll Innerliches, hübſche Situationen, Scenerie, wohlgeweiſter Styl, Langathmigkeit ohne engbrüſtige Haſt u. ſ. w. Ueberall iſt das edle Streben ſichtbar, Charaktere zu bilden, und es gelingt auch bei einigen, die der Verfaſſer in den Hintergrund ſtellt, d. h. bei allen tadelnswürdigen und unter dem Streiflicht des Komiſchen ſtehenden Perſonen. Nur wenn er uns beſondern Reſpect und Liebe abfordert, z. B. bei Thereſen und Lambert Boonen (Baſſenvelt), oder wenn er darauf ausgeht, fantaſtiſche Intereſſantheit darzuſtellen, z. B. bei Beatrice, gelingt es ihm nicht. Man ſieht die Anſtrengung, mit der er den Bogen ſpannt, und der Pfeil fällt matt zur Erde nieder. Der Poet giebt Siebenachtel-Charaktere und ruft, ohne es zu wollen, den polemiſchen Scherz auf, der dann das fehlende letzte Achtel füllt. Er will überall höchſt geſichert erſcheinen, iſt es aber nicht und verliert dadurch alle Harmloſigkeit, weshalb er auch bei allem Haß gegen die Pedanterie doch zuweilen wahrhaft pedantiſch wird. Wahr iſt nur, was im Nothfall die höchſte Feuerprobe des Lächerlichen ertragen kann; aber dieſes Buch und ähnliche mögen nicht einmal den Streiflichtern der Ironie begegnen. Selbſt ein Gozzi'ſcher Truffaldin, wenn wir uns denken, er liefe in das Buch hinein, würde hinreichen, es aus ſeinen Angeln zu heben; ein Shakſpearſcher Narr aber würde das ganze Verhältniß zwiſchen Beatrice und Baſſenvelt (Boonen) durch ein paar tüchtige und gleichſam welthiſtoriſche Witze vernichten können. Daran iſt beſonders die große Gunſt Schuld, in der jene Perſonen bei dem Verfaſſer ſelbſt ſtehen, eine Gunſt, die bis zur höchſten Parteilichkeit geht. Der ächte Dichter ſchaut in ſeliger Ruhe, wie von einem leuchtenden Gipfel, herab auf ſeine Perſonen, die ſich im Thale bewegen, und, in ſo weit der arme Menſch die Gottheit nachahmen kann, läſſet er ſeine Sonne aufgehen über Gute und Böſe und regnen über Gerechte und Ungerechte. Grattan aber — (ich wiederhole, der Schwachen wegen, daß ich ſein Erzählertalent ſehr zu ſchätzen weiß) — ſchwingt mit übertriebener Luſt die Geißel über ſeine ſchlimmen Leute, und iſt nicht wenig verliebt in die romantiſchen. So etwas kann man dem alten Cervantes nicht nachſagen; Der hat aber dafür voraus, daß ſich die Leſer gern in ſeine edlen romantiſchen Perſonen verlieben, und das iſt doch immer die Hauptſache.

Glaube ja Niemand, als hätte ich es gerade auf Gratton gemünzt, im Gegentheil ſetze ich hinzu: er hat doch manchen Erſatz für ſeine Fehler. Aber ach! wie Viele ſündigen wie er, und ſtärker wie er, und haben gar nichts zu unſerer Beſchwichtigung zu bieten.

35.

Eine väterliche Ermahnung.

In manchen Gegenden Deutſchlands habe ich oft von gutmüthigen armen und bis zur Schüchternheit beſcheidenen Menſchen, wenn etwa einer ihrer Söhne einen aufſtrebenden Geiſt zeigte, an letztere die halb wehmüthige, halb bittere Ermahnung richten hören: „Danke Gott, daß Du das Leben haſt!“ — Das ſollen wir allerdings immer, denn das Leben iſt das Geſchenk aller Geſchenke; doch nur durch die Idee, in der wir leben, kann es Würde erhalten. Wie jenes Wort gewöhnlich ausgeſprochen wird, heißt es ungefähr ſo viel: Wolle nichts als das Alltäglichſte, denn Du biſt doch einmal eine ohnmächtige Perſon, arm und dürftig in allen Verhältniſſen, wie es Dein Vater und Großvater war, und möchteſt Du gern weiter, ſo ſpinnſt Du nur Herzeleid Dir, wirſt ausgelacht, und fällſt am

Ende, wenn die Erhitztheit in Mattigkeit übergegangen iſt, in die Hand des — Arztes, wobei wenig Freude iſt. „Sieh Du wohl zu, mir mocht's nicht glücken; wollt' ich hindurch, ich mußt' mich bücken," iſt eine gar feine Regel, und man bleibt dabei wenigſtens am Leben. Beſagtes Leben hat nun freilich eine Menge Plackereien bei ſich, iſt auch ſelbſt eine Plackerei; beträgt man ſich aber nur immer außerordentlich höflich, ſo laſſen uns doch am Ende die Leute zufrieden, und man kann, ohne gegen die bürgerlichen Geſetze anzuſtoßen, des Abends ganz ſtill, (denn Reden iſt oft unbequem und gefährlich) ein gutes Glas Bier zu ſich nehmen. Zuletzt ſtirbt es ſich doch auch um ſo bequemer, je weniger man an geiſtigen und irdiſchen Gütern hinter ſich läßt, und vielleicht hat keine civiliſirte Nation ſo viele Grabſchriften aufzuweiſen, in denen es heißt: „er ſtarb alt und lebensſatt," als die unſrige. Zwar ſagt ſchon Gellert, ihm wende ſich bei dieſen Worten jedesmal das ganze Herz um; allein ſo ein guter Mann er war, ein Poet war er doch leider auch, und wenn von der wirklichen Welt die Rede iſt, ſollten die Poeten doch ja ſtill ſeyn — u. ſ. w.

So dürfen wir leider jene Ermahnung nicht ſelten überſetzen, und welch ein Gefühl muß ſich unſerer bemächtigen, wenn wir bedenken, daß beſonders während des achtzehnten Jahrhunderts viel tauſend Enkel Hermann's und Luther's ſo erzogen wurden!

36.

Deutſche Rittergeſchichten.

Es iſt allbekannt, daß während einer Reihe von Jahren (etwa von 1788 bis 1804 oder 5) der größte Theil unſerer Romanenliteratur aus Rittergeſchichten beſtand; auch weiß Jeder, wie ſchlecht die meiſten waren, und daß zuletzt nur noch mechaniſche Fertigkeit vonnöthen war, um ſie hervor zu bringen. Die Recenſenten hatten es dabei noch bequemer, denn auch dem mittelmäßigſten boten ſich ſogleich ein paar Dutzend oder auch hundert Späße an, mit denen er jene Hiſtorien bekämpfen konnte, ſo daß es endlich das Anſehen bekam, als ſchrieben ſich nicht bloß die Rittergeſchichten, ſondern auch die Recenſionen und Bemerkungen darüber von ſelbſt, gleichſam nur durch eine mechaniſch fortgehende Feder, denn von Geiſt war nichts zu ſpüren.

Aber auch in den Recenſionen jener Zeit, welche einigen Ernſt, Geiſt und Witz verriethen, iſt doch auf eine Sünde jener Schriften nur ſehr ſelten, und auf eine andere, ſo viel ich weiß, nie aufmerkſam gemacht worden, und es ſcheint mir der Mühe werth, auf Beides hinzudeuten.

Zuvörderſt nämlich die Art, wie in jenen Büchern die geſammte „Geiſtlichkeit“ geſchildert wird. Geſchildert? Das Wort iſt viel zu vornehm, und wir wollen nur lieber ganz kurz ſagen, daß von tauſend dort aufgeſtellten Geiſtlichen etwa neunhundert und neunzig als greuliche Höllenhunde und heilloſe (doch nicht dumme) Teufel erſcheinen, denen die grauſamen Verfaſſer alle Sünden zuſchreiben, die nur irgend ein moraliſches Handlexicon namhaft machen kann. Man war auch an dieſe Sudeleien ſchon ſo ganz und gar gewöhnt, daß man die Aufſtellung eines rein gebildeten und wohlgeſinnten Geiſtlichen in jenen Romanen für völlig unmöglich hielt; und ward ja einmal ſo ein Verſuch gemacht, ſo vermuthete man, der Verfaſſer wolle ſeine Leſer zum Beſten haben, und ſei eben deshalb der ſatyriſchſte Schalk.

Was aber nie gerügt worden, iſt: die gränzenloſe Partheilichkeit der Verfaſſer für die Ritter; und für welche Ritter? nicht etwa für jene ſinnvoll glänzenden, phantaſtiſch liebenden, lyriſch ſiegenden und ſingenden Ritter, z. B. aus der Hohenſtaufenzeit; — wer würde dieſe Trefflichen nicht lieben und manche ihrer Wunderlichkeiten entſchuldigen? Aber nein, von dieſen war kaum die Rede, man kannte ſie nicht, oder, falls man einige Notiz von ihnen hatte, ſo waren gerade dieſe den Romandichtern viel zu fein und unbequem. Man ſchuf ſich nur rohe Flucher, luſtige Säufer, ſpaßhafte Dreinſchlager, die ſämmtliche Künſte und Wiſſenſchaften über alle Maaßen verachteten und verſpotteten, wobei manche Verfaſſer für ſich bei Seite ſeufzten: O wäre jene Zeit noch! ſo brauchte ich doch nicht mit ſo teufliſch ſchweren und langweiligen Scribenten, wie Thucydides und Tacitus, mich zu plagen, oder im Comptoir die franzöſiſche Correſpondenz zu beſorgen, oder — die Haare des verdrießlichen Hofraths und des noch verdrießlicheren Banquiers in Locken zu ſchlagen! —

Aber auch mit ſolchen Ritterbildern war man noch nicht zufrieden, ſondern ſchuf oder wählte ſich irgend einen der heilloſeſten Raubritter zum Helden, der nichts that als Sengen und Brennen, Plündern und Trinken. — Nun hätte man freilich glauben ſollen, die Verfaſſer, als hoffentlich tugendhafte Leute, würden dergleichen nur zum abſchreckenden Exempel aufſtellen; allein mit nichten.

Man billigte zwar nicht ausdrücklich alle Mordthaten, die der Held beging, aber man ließ ihn doch daneben wehmüthig-edle Monologe halten und im Ganzen war der Verfaſſer offenbar auf ſeiner Seite. Es war doch gar zu luſtig, wenn ein ſolcher Ritter die Klöſter in Brand ſteckte, die Mönche vor ſich her trieb, und über deren fette Bäuche — denn einen magern Mönch hat es bekanntlich in keinem Jahrhundert in Deutſchland gegeben — die populärſten Witze machte, die Nonnen noch ſchlimmer ängſtigte, und nebſtbei den Wein ſämmtlicher eroberter Keller austrank. Der Autor trank gewöhnlich klares Waſſer dabei und trübte überhaupt keines, aber ihn tröſtete der Gedanke, daß ſolche Scenen ſeinem Publicum gefallen werden — das dann, wie Zeus, gnädig nickt und eine zweite Auflage möglich macht.

Kam nun ein ſolcher Raubritter mit den deutſchen Reichsfürſten in Colliſion, ſo war der Verfaſſer abermals auf der breiteſten Heerſtraße und konnte nicht irren. Seine Fürſten zeigten ſich zwar gutmüthig, doch leider weichlich, ließen ſich von ihren Kanzlern dominiren, und ſeidene Hofleute wirthſchafteten ſchrecklich. Ueberhaupt waren die deutſchen Romanſchriftſteller auf die Höfe und Höflinge, die ſie theils aus dem Adreßkalender, theils durch die Schilderungen des großen Welt- und Menſchenkenners C. G. Cramer genau kannten, ſehr übel zu ſprechen, und es that ihnen wohl, ſolch einen deutſchen Hof aus dem funfzehnten und ſechszehnten Jahrhundert als durchaus ſündhaft, intriguen- und cabalenvoll zu beſchreiben, wobei der Autor noch obendrein ſeine ſatyriſchen Gedanken ganz apart hatte. Rückte nun ein ſolcher Fürſt oder Biſchof gegen den Ritter zu Felde, ſo wurde er überall, wo er ſich nur ſehen ließ, ungeheuer geſchlagen, und Ritter, Autor und Leſer triumphirten über alle Maaßen.

Auch der Kaiſer, der endlich — denn ſo ſtand es in Götz von Berlichingen, und den mußte man doch im Schweiß des Angeſichts nachahmen — ſeinen Feldhauptmann ſchickte, um den Ritter zu bekämpfen, verlor neben dieſem allen Glanz, der Ritter erklärte ihn wol gar für ein tyranniſches Gemüth, und der Autor hatte wenig dagegen einzuwenden, beſonders wenn ſein Liebling in die Acht erklärt wurde. Ueberhaupt billigte man das Streben der Ritter, den Kaiſer ſo ohnmächtig zu machen als möglich, vollkommen, und vergaß gänzlich, ſich ſelbſt zu fragen, was daraus hätte werden müſſen, wenn den Rittern ein ſolcher Plan nach und nach gelungen wäre? —

Der Gipfel aber alles Irrthums und Mißverſtehens der neuern deutſchen Geſchichte findet ſich in der gewöhnlichen Auffaſſung des Verhältniſſes jener oben bezeichneten Ritter zu den Städten, inſonderheit zu den freien Reichsſtädten. Man traut den eigenen Augen nicht, wenn man hier leſen muß, daß die Autoren den übermüthigſten, ja zuweilen den ausgemachteſten Raubrittern gegen die meiſt wohlgeordneten und mäßig geſinnten Städte (z. B. gegen das in edler Bürgerfreiheit und hochachtbarem Gewerbfleiße reich aufblühende Nürnberg) in ihrem Herzen und mit der Feder ganz ungenirt beiſtanden. War denn ſo ganz aller hiſtoriſche Sinn, alle deutliche Anſicht von Staatsverhältniſſen verſchwunden? Zum Theil allerdings; zum Theil aber war es auch bloße Gedankenloſigkeit und jenes heilloſe, nie genug zu tadelnde bequeme Hinſchlendern auf der ausgetretenen literariſchen Landſtraße, oder (ohne Bild) das kindiſche Nachlallen deſſen, was irgend ein berühmt gewordener und doch irrender Vorgänger vorgelallt hatte. Fragt man deshalb: „Waren denn jene Scribenten alle und die Leſer, die ſich ihrer freuten, ſo ultra=ariſtokratiſch geſinnt?" ſo iſt zu antworten: Ach nein, ſie waren bloß verworren und wußten ſelbſt nicht, was ſie wollten, denn auf der andern Seite wurden auch die allerroheſten Anfeindungen gegen den Adel, z. B. in Großmanns Luſtſpiel: „Nicht mehr als ſechs Schüſſeln" gleichfalls goutirt, ja es ward jenes Stück, das etwa 1776 geſchrieben worden, noch in den neunziger Jahren des verfloſſenen Jahrhunderts in manchen Städten mit wahrem Beifallsjauchzen aufgeführt.

Wahrlich, wenn man dergleichen unbeſtreitbare Facta zuſammenſtellt, ſo fühlt man ſich zu Ausrufungen angeregt, die die Cenſur nicht immer paſſiren laſſen darf, oder zu einer Menge von myſtiſchen Ausrufungszeichen, die wenigſtens den Setzer geniren.

Endlich könnte man noch fragen: Hat nicht Götz von Berlichingen, ſo vortrefflich er auch iſt, dennoch ein wenig Schuld an jenen Verirrungen? Ich antworte: ganz ſo viel Schuld, wie etwa eine herrliche Damascener=Klinge in der Hand von Kindern, oder — wenn man das Bild ſteigern will — wie das Schwerdt in der Hand des raſenden Ajax, der mit demſelben Schafe und Lämmer tödtete. Ob übrigens nicht der Jüngling Goethe ſeinen

Helden als ſolchen überſchätzte, oder doch wenigſtens Veranlaſſung gab, ihn zu überſchätzen, möchte ich nicht unbedingt verneinen. Indeſſen räumt wol Jeder ein, daß er ſich gewiß auch ſchon damals die Frage wird geſtellt haben: was würde aus Deutſchland geworden ſein, wenn Götz, Sickingen und ähnlich geſinnte Ritter ihre Anſichten durchgeführt und herrſchend gemacht hätten? Welche Stellung würde dann der Kaiſer, ſo wie der Bürger und Bauer im deutſchen Reiche eingenommen haben? Gewiß! Goethe konnte auch damals ſchon über die ſich ergebende traurige Antwort nicht im Dunkel ſein.

37.

Uraltes und immer neues Mittel gegen die Cholera.

(Geſchrieben im März 1831.)

Bei der möglichen Annäherung der genannten böſen Krankheit wollen wir zuvörderſt unſrer väterlichen Regierung innig vertrauen, daß ſie Alles thue, die Gefahr abzuwenden, dann aber auch eingedenk ſein, daß *in uns* ſelbſt ein vortreffliches Mittel gegen dieſelbe wohne, welches wir nur recht hervorzuheben und auszubilden ſuchen ſollen. Laſſet uns, liebe Leſer, ein wenig dabei verweilen und ein traulich Wort über jenes mit Gottes Hülfe überall aufzufindende Mittel reden.

In den letzten zwei Drittheilen des ſiebzehnten Jahrhunderts ſtoßen wir faſt alle zehn Jahre auf eine ſogenannte Peſt in irgend einem Kreiſe Deutſchlands, eine Seuche, die unter den jammervollen Umſtänden, welche der dreißigjährige Krieg veranlaßte und noch lange nachließ, doppelte Verheerungen anrichtete. Wir müſſen unſern Vorfahren nachſagen, daß ſie in einer ſo gräulichen Zeit, wie die damalige wirklich war, nicht verzweifelten, ſondern in dem ganz einfachen und ruhig tiefen Gedanken, „es ſei nun einmal Gottes Wille ſo,“ ſtille aushielten, was auszuhalten war. Mit der Heiterkeit wollte es nun freilich nicht recht fort, ja als endlich gar der Aufruhr in Ungarn neue Leiden erzeugte, und dazu eine gräßliche Peſt nach Wien kam (1679), da verließ ſelbſt manchem Geduldigen der Muth, und wir wollen deshalb um ſo mehr die Einzelnen loben, die ſich dennoch friſch und hoffend erhielten, z. B. den wackern allbekannten Pater Abraham a S. Clara, der, während Tauſende flohen (was Er als allgemeiner Liebling und Hofprediger des Kaiſers recht wohl gedurft hätte) fünf fürchterliche Peſtmonate (Julius bis November) in Wien aushielt, von einem Sterbebette zum andern wandelte, ermahnte, tröſtete, half, ja ſogar ſcherzte und lachte. Er hatte von allen irdiſchen Mitteln, um ſich gegen die Peſt zu vertheidigen, nichts als die allergewöhnlichſten; dafür aber auch eine Fülle von nicht irdiſchen Mitteln: zuvörderſt ein unendliches, wie das Athemholen der körperlichen Natur, ſo der Seele zur Nothwendigkeit gewordenes Vertrauen auf die göttliche Führung, und ſodann jene unverwüſtliche Heiterkeit und Scherzhaftigkeit, die wir als das Product einer ächten Tapferkeit anſehen dürfen. Ihm verdanken wir auch eine Beſchreibung jener fünf Peſtmonate, die er ſo tüchtig durchgemacht hatte, und wir hören ihn deshalb auch gern hinterher die Dankpredigt halten, als die entſetzliche Krankheit gewichen war. Wir erfahren hier unter andern auch, obwohl es der Verfaſſer nur ſehr leiſe andeutet, wie ungenügend die ärztliche Hülfe war, die den armen Kranken geleiſtet wurde, da die meiſten Doctoren noch nicht recht einig werden konnten, wie man das immer fortſchreitende Ungeheuer der Seuche bezähmen ſollte *).

In dieſer Hinſicht ſtand es dreißig Jahre ſpäter ſchon viel beſſer; dennoch tödtete die Peſt 1709 und 10 faſt ein Drittel der Bewohner des jungen Königreichs Preußen und drang bis zur Ukermark und deren Hauptſtadt Prenzlow. Jetzt wurden in Berlin und den übrigen Theilen der Monarchie die

---

*) Sie raffte, wie ich bereits a. a. O. erzählt habe, bloß in Wien 79,000 Menſchen hinweg.

Vorſichtsmaaßregeln verdoppelt und der Leibarzt des Königs Friedrich I. ließ es nicht an gewiſſenhaften ärztlichen Ermahnungen fehlen, doch endigte ſowohl er als Andere, die theils aus freien Stücken, theils durch die Regierung veranlaßt, in jener ernſten Angelegenheit zu dem Publikum ſprachen, jedesmal mit der Ermahnung, daß Vertrauen und guter Muth die beſten Verwahrungsmittel vor und die beſte Hülfe in der Krankheit ſelbſt ſeien.

Wie groß nun auch die Fortſchritte ſind, welche die Arzneiwiſſenſchaft ſeitdem in 120 Jahren gemacht hat, und wie viel reicher wir uns deshalb auch an irdiſchen Schutzmitteln befinden, wie weit entfernt endlich auch noch jene Krankheit von uns ſei, und wie ſehr wir auch hoffen dürfen, daß ſie ſtets fern von uns bleibe; doch werden auch wir gewiß wohl thun, jenen guten alten Refrain: „Muth und Heiterkeit“ ſtets zur Erſcheinung zu bringen.

Nun läugnet wol in der ganzen Welt kein Menſch, auch der grämlichſte nicht, daß es um die muthige Heiterkeit eine ganz hübſche Sache ſei; jetzt aber iſt davon nicht mehr die Rede, ob wir uns um dieſe Tugend — denn das iſt ſie ohne Zweifel — bemühen wollen, ſondern wir müſſen es. Es kann doch kommen, daß die Luft da draußen ungeſund werde, wohlan! ſo ſchaffe Dir denn eine neue geiſtige Luft, und wenn Du dieſe einathmeſt, biſt Du beſſer geſchützt vor dem ſchädlichen Einfluſſe jener. — Ihr trockenen Gemüther badet euch ein wenig in geiſtigem Morgenroth und Himmelsthau; ihr Ueberernſthaften, die ihr deshalb den wahrhaften Ernſt nicht kennt, lernt dieſen kennen, damit euch in ihm der Scherz aufgehe; ihr Verworrenen, die ihr weiter zu kommen hofft, wenn ihr euch immer nur in den engſten Gedankenkreiſen trübſelig bewegt, hört doch endlich einmal auf, „des Kärners Gaule“ zu gleichen, und wandelt der aufſteigenden Sonne entgegen, die keine „böſe Luft“ auszulöſchen vermag; — ihr Liebeloſen, faßt es doch endlich einmal, daß man ohne Liebe weder recht leben noch recht ſterben kann; — ihr verſchloſſenen Gemüther und ſtummen Lippen, öffnet euch, damit der Nachbar etwas Freundliches erwiedern und euch helfen könne; ihr Sorglichen, die ihr aus dem hellen Sonnenlicht, das euch der Himmel ſo gern ſchenkt, gleichſam in ein dunkles dumpfes Kellergewölbe flüchtet und vor lauter Anſtalten zum ſichern Leben nicht zum rein freien Leben kommt, vergeßt nicht, daß man doch erſt leden müſſe, ehe man daran denken kann, reich und bequem zu leben, erkennt doch, daß ihr bisher eigentlich gar nicht lebtet, ſondern nur allerlei zuſammenſchlepptet, um in Zukunft zu leben u. ſ. w. Jetzt gilt es, ſich mit allen unſchuldigen Reizen, die nur immer aufzutreiben ſind, zu umgeben, und in das Leben einen höhern und ſchönern Pulsſchlag zu bringen. Machet euch Freude und Andern: es iſt jetzt eure entſchiedenſte Pflicht, der ſich nichts abdingen läßt. — Laſſet uns aber auch nicht zu mäklig dabei ſein, denn die innere Deutlichkeit und Heiterkeit iſt leider für Manche etwas Neues, ſie ſind nicht gewöhnt, die Flügel zu bewegen. — Selten kommt auch nur einer dieſer Flügel zum Vorſchein — und ſie können ſich vielleicht Anfangs ſehr unbeholfen anſtellen, wenn ſie nunmehr plötzlich den Aufſchwung verſuchen ſollen. Ihr, die ihr es könnt, helft dem guten Nachbar und macht es ihm allenfalls gar vor. Vielleicht lacht er dann, oder lacht euch auch wol gar ein wenig aus. Der Glückliche darf ſich immerhin einmal von dem Unglücklichen auslachen laſſen; was iſt es mehr? — Laſſet uns deshalb geſellig ſein und wohl bedenken, was es mit der Geſelligkeit auf ſich habe. Wir wollen nicht zuſammenkommen, bloß um mit einander zu eſſen und zu trinken, ſonſt müßten wir uns ſogar vor der böſen Lady Macbeth ſchämen, die einmal ſehr richtig bemerkt: „ſatt eſſen kann ſich Jedermann zu Hauſe,“ ſondern wir wollen uns etwas Gutes und Fröhliches erzählen, und wenn ein Andrer uns dergleichen vorträgt, ſo wollen wir hübſch freundlich zuhören — das Talent zu hören (es iſt keine neue Klage) wird leider gar zu oft vernachläſſigt — und herzlich danken für die munteren Geſchichten und Bemerkungen, die wir gehört haben. Sind wir nur erſt ſo weit gekommen, dann wird uns auch die Wiſſenſchaft und Kunſt in ganzer Herrlichkeit und Freudigkeit erſcheinen, und wir werden z. B. der Poeſie und Muſik, wie ein Bräutigam, der ſich lange trennen mußte von der geliebten Braut, von neuem und mit erhöhter Liebe in die Arme fliegen.

Damit wir aber das Alles können, und recht können, bedürfen wir des reinen Elements der Liebe, ohne die ja ohnehin, wie wir Alle wiſſen, das Leben des Athemholens nicht werth iſt. Beſagtes Leben iſt wirklich ſo kurz, daß man ſich ſcheuen muß, darüber lang zu reden, damit es nicht noch kürzer werde; indeſſen mag es gut ſein, zuweilen raſch an die Raſchheit zu erinnern. Dann werden wir nicht die wenigen Stunden, die wir überhaupt zu leben haben — ob wir ſie „Jahre“ nennen, daran iſt wenig gelegen — uns durch Zanken, Hadern, Brummen und Knurren verderben. — Ich will euch wahrlich nicht weitläufig aufhalten mit der Moral, daß ſtarrende Grämelei und eckige Verdrießlichkeit überhaupt unſittlich ſei, ſondern bloß bemerken, daß man doch alles Unfrohe und Unfreie auch ſehr — langweilig nennen dürfe; langweilig aber darf jetzt partout nichts ſein, weil das Langweilige auch der — Geſundheit nachtheilig iſt, und der Cholera Bahn erleichtert. Damit deshalb mein Aufſatz möglichſt kurzweilig bleibe, will ich ihn ſchnell über das Knie abbrechen. Wollt ihr endlich etwa noch ſagen, daß ihr das Alles längſt gewußt habt, ſo ſoll es mir hoch erfreulich ſein, und wenn ferner Manche von euch munter fortfahren ſollten, daß ſie das Alles viel beſſer verſtänden und einen weit koſtbareren Aufſatz darüber ſchreiben könnten, als gegenwärtiger unſcheinbarer iſt, ſo will ich nicht nur nicht das Mindeſte dagegen haben, ſondern mich zuvörderſt freuen, daß ihr eine ſo angenehme Empfindung mit fortnehmt, und ſodann — wohl wiſſend, wie viel ich noch in Hinſicht jener Tugenden zu lernen habe — mit neuer Hoffnung bei euch in die Schule gehen. So wollen wir Alle gemeinſchaftlich die Cholera bekämpfen; und wer weiß, wenn ſie fort iſt, führt uns nicht der Sieg über ſie auch noch zu anderen ſtattlichen Siegen.

Nachſchrift.

Dieſer kleine Aufſatz — welcher in der erſten Handſchrift noch das ein wenig übermüthig ſchelmende Poſtſcript hatte: „Schön wäre es, wenn bei dem Abdruck dieſes Aufſatzes alles Reden über die Cholera, das rein wiſſenſchaftliche ausgenommen, ſchon überflüſſig geworden ſein ſollte, und wir ſogleich zur innigen Dankpredigt gelangen könnten; Erwerbung der Heiterkeit würde uns jedoch in keinem Falle gereuen, denn wir können ſie bekanntlich auch ſonſt überall vortrefflich gebrauchen“ — fand, da er als Manuſcript in einem kleinen Kreiſe von Freunden und Freundinnen herumging, eine nicht geringe Theilnahme, die ſich auch bei dem ſpätern Abdruck (im Geſellſchafter — Julius 1831 — wo jedoch das Poſtſcript wegfiel) wiederholte.

Nicht ohne Rührung leſe ich ihn jetzt bei der letzten Reviſion dieſes Buches (im October und

November) wieder durch. Was man damals kaum und gleichſam abwehrend ahnete, ja was Manche ſich zu denken verboten, zeigte ſich nur zu bald in entſchiedenſter Wirklichkeit vor unſern Augen erfüllt. Es fehlte nicht an den trefflichſten leiblichen Heilmitteln, aber an den geiſtigen zeigte ſich bei manchen Menſchen ein wahrhaft ſchmerzlicher Mangel. Einige ſchienen zum erſtenmale in ihrem Leben an des Sterbenmüſſen zu glauben, gebehrdeten ſich aber bei dem bloßen Gedanken wie unartige Kinder, die nicht gern aus der wohlerleuchteten warmen Spielſtube in das dunkle kalte Bett gebracht werden wollen; Andere verſicherten in unendlich breiten Reden, ſie fürchteten ſich gar nicht, täuſchten ſich aber nicht einmal ſelber; Andere verſchloſſen ſich in ihr Zimmer und ſaßen tagelang ihrer eigenen untröſtlichen Perſönlichkeit ſtumm und ſtarr gegenüber; Andere gingen deſto häufiger in Geſellſchaften: es gab aber dort nur ſelten Beruhigung. Man lief wild durch einander und ſchwatzte von nichts ausgehend durch nichts zu nichts hin. Billig hätte man nur zuſammenkommen ſollen, um ſich zu erheben und zu beruhigen, und allerdings hat das aus tiefem Herzen und hellem Geiſt geſprochene Wort etwas unſchätzbar Sänftigendes; die neuer Hoffnung bei euch in die Schule gehen. So wollen wir Alle gemeinſchaftlich die Cholera bekämpfen; und wer weiß, wenn ſie fort iſt, führt uns nicht der Sieg über ſie auch noch zu anderen ſtattlichen Siegen.

Nachſchrift.

Dieſer kleine Aufſatz — welcher in der erſten Handſchrift noch das ein wenig übermüthig ſcheinende Poſtſcript hatte: „Schön wäre es, wenn bei dem Abdruck dieſes Aufſatzes alles Reden über die Cholera, das rein wiſſenſchaftliche ausgenommen, ſchon überflüſſig geworden ſein ſollte, und wir ſogleich zur innigen Dankpredigt gelangen könnten; Erwerbung der Heiterkeit würde uns jedoch in keinem Falle gereuen, denn wir können ſie bekanntlich auch ſonſt überall vortrefflich gebrauchen" — fand, da er als Manuſcript in einem kleinen Kreiſe von Freunden und Freundinnen herumging, eine nicht geringe Theilnahme, die ſich auch bei dem ſpätern Abdruck (im Geſellſchafter — Julius 1831 — wo jedoch das Poſtſcript wegfiel) wiederholte.

Nicht ohne Rührung leſe ich ihn jetzt bei der letzten Reviſion dieſes Buches (im October und

November) wieder durch. Was man damals kaum und gleichſam abwehrend ahnete, ja was Manche ſich zu denken verboten, zeigte ſich nur zu bald in entſchiedenſter Wirklichkeit vor unſern Augen erfüllt. Es fehlte nicht an den trefflichſten leiblichen Heilmitteln, aber an den geiſtigen zeigte ſich bei manchen Menſchen ein wahrhaft ſchmerzlicher Mangel. Einige ſchienen zum erſtenmale in ihrem Leben an des Sterbenmüſſen zu glauben, gebehrdeten ſich aber bei dem bloßen Gedanken wie unartige Kinder, die nicht gern aus der wohlerleuchteten warmen Spielſtube in das dunkle kalte Bett gebracht werden wollen; Andere verſicherten in unendlich breiten Reden, ſie fürchteten ſich gar nicht, täuſchten ſich aber nicht einmal ſelber; Andere verſchloſſen ſich in ihr Zimmer und ſaßen tagelang ihrer eigenen untröſtlichen Perſönlichkeit ſtumm und ſtarr gegenüber; Andere gingen deſto häufiger in Geſellſchaften: es gab aber dort nur ſelten Beruhigung. Man lief wild durch einander und ſchwatzte von nichts ausgehend durch nichts zu nichts hin. Billig hätte man nur zuſammenkommen ſollen, um ſich zu erheben und zu beruhigen, und allerdings hat das aus tiefem Herzen und hellem Geiſt geſprochene Wort etwas unſchätzbar Sänftigendes; die

Geſpräche aber, die jetzt zuweilen geführt wurden, verwundeten und ſchwächten nur noch mehr. In dem einen Worte „ſchwächten“ liegt ſehr viel Trauriges, denn jede Verwirrung iſt eine Schwächung, und nur der innerlich Klare kann ſtark ſein.

Laſſet uns aber ja nicht vergeſſen, daß all dies Traurige, eben weil es ſo auffiel, doch nicht das Gewöhnliche, ſondern in gewiſſer Hinſicht nur Ausnahme war. Nicht ſelten erblickten wir ruhige Ergebung, thätige Kraft, hoffende Geduld, ja edle, reine Scherzhaftigkeit, und inſonderheit jenen unſchätzbaren Glauben, daß uns auf den Wegen unſeres Berufs zwar wol etwas Menſchliches, nie aber etwas Böſes begegnen könne.

Am meiſten aber zu beklagen iſt der abermalige Nachtheil, den das wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Treiben, und inſonderheit unſre Literatur durch dieſe Krankheit leidet. Wir armen Deutſchen! müſſen wir denn in unſern edlen Beſtrebungen ſtets durch Aeußerlichkeiten geſtört werden!? Welche Erinnerungen bieten ſich uns hier! Im Jahre 1801 hieß es; „Deutſchland iſt nach dem Frieden verwundet, matt und müde; es kann ſich nicht ſogleich recht freuen!“ Indeſſen iſt ihm zum Ruhme nachzuſagen, daß es ſich dennoch herzlich freute über das Köſtliche, was Schiller und Goethe und einige andre Herren ihm damals gaben. Aber ſchon 1804 wurden neue Beſorgniſſe rege und bald darauf wirkten Ulm, Auſterlitz u. ſ. w. wenig tröſtlich auf unſere Literatur ein, hemmten das poetiſche Intereſſe u. ſ. w. Ich mag dieſes u. ſ. w. nicht weitläufig commentiren, die Erinnerungen ſind noch ſo friſch, daß Jeder ſich die Noten zum Text machen kann. Wie es aber jetzt mit der Theilnahme der Deutſchen an der Literatur und namentlich mit dem Buchhandel ſtehe, jetzt, wo nun auch noch die unſelige Krankheit einen großen Theil von Europa überflügelt hat, darüber möchte ich gern einen Schleier werfen; es giebt aber keinen, der alles Ungünſtige verhüllen könnte; und was wäre es auch um das Verhüllen, wenn die Sache bleibt? Ich will gern jede Entſchuldigung gelten laſſen, die hier etwa von dem vielſeitig drängenden und bedrängten Moment (der die Kraft zur Abwehr jener Krankheitsfurie aufruft) hergenommen werden könnte; doch würde dieſe Entſchuldigung abermals einer Entſchuldigung bedürfen, da ſie doch eigentlich nichts weiter heißen würde, als: „ich will Dich entſchuldigen, daß Du ein herrliches Mittel verſchmäheſt, das Dir hätte helſen können.“ Sehnt man ſich doch gerade in der höchſten Noth am meiſten nach Erquickung, und wenn auch jener Durſt des Leidenden nicht mit der reinen Sehnſucht nach Poeſie verglichen werden kann, ſo iſt er doch wenigſtens Etwas, und unglücklich und ſchuldvoll iſt die Zeit, in der auch er ſeltener wird. Unglücklich können wir ſein, aber ſchuldvoll dürfen wir nicht werden. Engländer und Franzoſen können noch Manches ſein, auch ohne den höhern Pulsſchlag der Poeſie, denn die Elemente der Erde, des Waſſers und Feuers gehören ihnen gleichſam durch Erbſchaft an (wie ſchon Jean Paul bemerkt), aber das Element der Luſt iſt das unſrige, und nur wenn wir daſſelbe beſitzen, kann es uns möglich werden, und es iſt uns möglich geworden, auch die anderen zu erreichen. Ein Deutſcher ohne Liebe für die Kunſt, die Poeſie und Literatur iſt ein Anblick zum Erbarmen, denn wenn er das Kleinod aufgiebt, das ihn bis jetzt noch am meiſten auszeichnete, wie unſäglich arm ſteht er dann da! Troja mußte fallen, ſobald ihm das Palladium entwendet worden war, und weder Aeneas, noch Paris, noch Deiphobus, noch Sarpedon, noch Glaucus, ja ſelbſt der gotterfüllte herrliche Hektor konnten retten. Aber das

Palladium konnte geraubt werden, ohne daß wir alle Schuld den Troern geben dürfen; unſer Palladium können nur wir ſelbſt uns rauben und unſer Unglück wäre auch unſere Schuld. Das ſei fern.

Faſt alles Groſſe und Schöne der philoſophiſchen und poetiſchen Literatur iſt ſeit etwa ſechzig Jahren von uns Deutſchen ausgegangen, oder hat ſich doch an uns entzündet und auch jetzt fehlt es nicht an einem Sarpedon oder Glaucus, ja ſelbſt nicht an einem Hektor, aber die Empfänglichkeit für jenes Groſſe und die Groſſen wurde nach und nach geringer, es ſtellte ſich hie und da eine widrige Sattheit ein, und jetzt verkünden viele Zeichen hier und da ein unglückſeliges Einſchlafen. Laßt uns, ihr Wachen — und eurer ſind doch auch gar Manche — die Schläfer wecken mit Ernſt und Liebe, denn nur der Liebende darf wecken oder wol gar ſchelten. Jeder Hochmuth ſei fern, denn er hat immer Unrecht, aber die Liebe hat Recht, denn alles Recht entſpringt aus ihr.

38.

Langeweile und deren poetiſche Darſtellung.

Es iſt bedenklich und gefährlich, die Perſonen in Schauſpielen und Romanen viel von Langerweile reden zu laſſen. Wenn z. B. kurz nachdem der Vorhang in die Höhe gezogen iſt, ein alter, doch für noch ziemlich löwenhaft geltender Graf ſeine Tochter fragt „was wol die Glocke ſei?“ und als er vernimmt, es habe erſt ſieben geſchlagen, ſeufzend bemerkt, daß ſich doch die Stunden ſehr „dehnen“, ſo macht das nicht die beſte Wirkung. Der Zuſchauer, der ſich mit friſcher Kraft hingeſetzt hat, wird wol ein wenig verdrießlich dabei und ſpricht: „Wenn Ew. Hochgeboren Ihr eigenes Leben derzeit ſo ennuyant finden, was ſoll denn erſt ich ſagen, dem es als etwas höchſt Anziehendes geboten wird? Indeſſen iſt dieſer Fehler der Darſtellung eines wehmüthig-langweiligen Moments bei weitem nicht der ſchlimmſte, und die

Feder kann ſehr leicht eine halbe Seite, die mit jener unerquicklichen Klage über die Gedehntheit der Zeit gefüllt iſt, wieder tilgen. Man lächelt ein wenig über das Unzweckmäßige und genießt dann das Weitere. Wie aber, wenn ein ganzer dicker Roman oder eine Reihe von Novellen auf eine viel wichtigere innere Langeweile gegründet werden? und wenn man noch dazu uns für dieſe Langeweile, als ſei ſie das Zeichen der genialen höhern Naturen, Reſpect abfordern will? Das geſchah aber ſeit dem mißverſtandenen Werther, und geſchieht auch jetzt noch oft genug, und wie ſelten wir auch den Dichter für ſeine Perſonen zur Rechenſchaft fordern dürfen; für dieſe darf man es, denn er ſteckt gewöhnlich dahinter. Er iſt jener Sünde theilhaftig, die Welt und das Leben der Menſchen langweilig zu finden; und da er mit dem Jammer über dergleichen, im wirklichen Leben nicht gut kommen darf, ſo ſchafft er ſich eine Romanenperſon, die ſtatt ſeiner mit grandioſer ehrwürdiger Langeweile renommiren muß. Es nimmt freilich auch im Roman ein jämmerliches Ende damit, allein es wird doch ein ſolches Bild in dem Buche ſelbſt von den Nebenperſonen für höchſt erhaben und geiſtvoll erklärt, und das iſt ohne Zweifel ein großer Troſt für den noch geiſtreichern Autor.

Ich mag nicht weiter ſcherzen über eine an ſich höchſt traurige Sache, ſondern will lieber ein paar ernſte Worte hinzuſetzen: Die Mängel in den äußeren Verhältniſſen der Welt, Unzulänglichkeit und Unreinheit der menſchlichen Beſtrebungen, die Irrthümer der Kraft wie der Schwäche zu erkennen und zu empfinden, iſt ein Schritt, den jede nicht völlig gemeine Natur thut und thun muß; aber auf dieſer Stufe klagend oder gar bitter ſtehen zu bleiben, iſt das größte Unglück, das einem Menſchen begegnen kann. Jenes Gefühl wird dann zum leitenden Grundſatz, und wenn hierin eine gewiſſe ſentimentale Kraft dabei waltet, ſo geht der Menſch auf eine Weiſe unter, die ſchmerzlicher ſcheint, als die, ſo einſt den heiligen Laurentius betraf; weil, was dieſer Stunden lang litt, jener Jahre lang leiden muß. Sehen wir vollends auf die innere Anſchauung, auf den ruhigen Glauben und die ſichere Richtung des Heiligen, die ihn ſogar noch in ſeinen Qualen heiter ſcherzen ließ, ſo findet natürlich zwiſchen ihm und jenem gar kein Vergleich ſtatt. Verharren alſo auf jenem Standpunkte, iſt eben ſo unweiſe, als unſittlich. Wir müſſen hindurch, um in das Land der Ruhe und Klarheit zu kommen, wohin uns denn auch Beſcheidenheit, durch Religion geadelt, Philoſophie, Naturwiſſenſchaft und Kunſtkenntniß ſicher leiten werden. Nur auf dieſem Standpunkte, oder wenigſtens nur wenn wir dieſen Standpunkt ahnen, ſollen wir zu dichten wagen; was wir früherhin Literariſches bieten, kann höchſtens hiſtoriſch anziehen, aber nie auf poetiſchen Werth Anſpruch machen. Indeſſen giebt es gar manche Stolze, die das nicht zugeben, und bei ſich ſelbſt etwa alſo denken: „Selbſt meine lange Weile und was ich in derſelben für Klagen über dieſelbe geſchrieben habe, iſt völlig gut genug für das Publikum; damit es aber für dieſe Productionen die gehörige Achtung habe, will ich gleich von vorn herein eine gewiſſe vornehme Lebensverdroſſenheit, ſelbſt eine gewiſſe Gattung von Lebensekel, ſo ſehr er mich auch ſelbſt anwidert, für höchſt gebildet und intereſſant erklären, dann werden die Leſer ſchüchtern und räumen in der Angſt Alles ein.“ —— Ach ja, viele thun es; aber nur um ſchnell los zu kommen.

Meines Erachtens iſt jener Lebensekel das unſittlichſte Gefühl, dem ſich der Menſch nie ohne die ungeheuerſte Strafe überlaſſen kann, und wenn ein ſolches geſchildert wird, ſoll der Dichter dieſe Stimme der Nemeſis ja nicht auslaſſen. Wer das Leben haßt, haßt auch die Menſchen und wird dadurch zu einer giftigen Halbleiche, die aber, eben um nicht zur ganzen Leiche zu werden, mit letzter Zuckung noch um ſich ſchlägt, um etwas Kurzweil zu haben. Der Tiefſinnigſte aller Dichter muß doch auch wol dieſer Anſicht geweſen ſein, denn wenn man z. B. fragt: warum iſt dieſer Baſtard in „viel Lärm um nichts“ ein ſo unſittlicher Menſch? ſo können wir ſchnell antworten: weil er durchaus keine Heiterkeit in ſich hat, und dieſe kann er nicht haben, weil er das Leben und die Menſchen höchſt fatal findet. Amüſement aber will er haben, und deshalb u. ſ. w. Dieſer Luſtſpielſünder hat gewiſſermaßen einen tragiſchen Baſtardbruder an Edmund (im „König Lear“), der auch im Anfange größtentheils aus Langerweile ſündigt — der gehofften Kurzweil wegen — bis er endlich in die vollendete Scheußlichkeit und Gräulichkeit hinein geräth, wo dann kein Heil mehr zu finden iſt. — So ganz unumwunden läßt der geliebte, ſonſt ſo heitere Dichter die Strafe erfolgen, denn er kann nicht anders, weil er lediglich der ſtets gerecht ſtrafenden und gerecht lohnenden Natur folgt, und es fällt ihm gar nicht ein, jene innerliche Langeweile für etwas Erhabenes erklären zu wollen. Er ſtellt ſie vielmehr als den Jammer alles Jammers vor. Dagegen haben es die fröhlichen Leute bei ihm ſehr gut, und zwar abermals, weil es die Natur ſo haben will. Wahrlich, es iſt überaus wichtig, daß Shakſpear die Heiterkeit ſo ganz und gar *gelten* läßt, denn wer hat je — es iſt ein altes Wort, doch mag es wiederholt werden — die tiefe Nacht des Menſchenlebens, das von beiden Seiten ein Schlaf umgiebt, ſo ganz erkannt wie er, und wie herrlich hat er jene *milde* Traurigkeit über die Ungenüge deſſelben, bei aller Liebe und Tugend, durch die es geadelt wird, geſchildert! — Ich darf nur Antonio im „Kaufmann von Venedig" nennen, dieſen edeln jungen Mann, auf den, wie auf eine große, ſchöne, *kräftige* Blume, ein zu ſchwerer Nachtthautropfen gefallen iſt, aber ein reiner Tropfe, in dem ſich doch alle Tagesgeſtirne hell abſpiegeln. Kennt ihn der Leſer ganz, ſo kann ich nicht misverſtanden werden.

39.

Erinnerung an den ſchwerſten Kampf der deutſchen Dichter.

Unter allen ungünſtigen Umſtänden, die ſich dem Wiederaufleben der ſchönen Literatur der Deutſchen in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts widerſetzten, iſt gewiß der traurigſte in der nicht ſeltenen Verzweiflung an ſich ſelbſt und dem eigenen Genius zu ſuchen. Man hatte ſo oft die ärgſten Urtheile über das äſthetiſche Deutſchland von England und Frankreich her vernommen, daß man zuletzt ſelber, wie verdutzt, daran glaubte und die deutſche Poeſie gewiſſermaßen aufgab. Man denke nicht, daß eine ſolche Geſinnung bloß bei den Fürſten und Großen, die bekanntlich meiſtens franzöſiſch gebildet waren, zu finden geweſen ſei; ſelbſt mehrere der ausgezeichnetſten deutſchen Gelehrten theilten dieſe Anſicht. So erklärte z. B. Chriſt in der Vorrede zu „Variorum carminum silva“ (1733) und in ſeinen Excurſen (1746): die Deutſchen hätten zur Poeſie wenig Talent, der alte Otfried ſei noch immer der beſte Verſificator u. ſ. w.

Nun ſollte man freilich glauben, man habe einem ſolchen deſperirenden Manne die Profeſſur der Poeſie auf einer deutſchen Univerſität abnehmen müſſen; allein das fiel Niemandem ein, man ließ ihn gewähren, denn er verwaltete ja doch ſein Amt, indem er lateiniſche Verſe zu machen empfahl. Ueberhaupt war Chriſt als Philolog und Antiquar ſehr achtbar, und es iſt genug, zur Beſtätigung dieſes Urtheils nur an Winckelmann zu erinnern, der ihn als den Lehrer nennt, dem allein er etwas Tüchtiges für ſeine Studien verdanke. (S. Goethe's Werke neueſte Ausgabe, B. 37, S. 86, wo leider nur von Chriſts Verdienſten, nicht aber von ſeinen großen höchſt nachtheiligen Mängeln die Rede iſt.)

Noch mehr ſchadete in dieſer Hinſicht der noch gelehrtere und berühmtere Erneſti, weil er mitten im Vorfrühling der deutſchen Poeſie an die Möglichkeit eines ſolchen nicht glaubte, und gewiſſermaßen die ganze Aufgabe des Gelehrten nur in Griechiſch- und Lateinlernen fand. Dadurch kam man nun in eine ſeltſame Klemme, die wir uns doch ein wenig näher und gleichſam monodramatiſch betrachten wollen. — Ein wackerer aufſtrebender Jüngling geht etwa 1750*) in Leipzig bei Chriſt und Erneſti in die Vorleſung und hört, daß man Griechen und Römer ſehr verehren müſſe, die Deutſchen aber ſelbſt nichts Sonderliches zu Stande gebracht haben und auch vermuthlich nicht zu Stande bringen werden. Der junge Mann führt zwar ſelbſt einen hübſchen knospenden Vorfrühling in ſeiner Bruſt, aber der ſoll ja eben nichts gelten! — Da zürnt er gewaltig und ruft: „Nun dann! ſteht es ſo, ſo mag ich auch nicht zugaffen, wie Homer und Sophokles, Cicero und Horaz gedichtet und geredet haben. Ich greife zum Schwerte, oder baue das Feld.“ — Aber es iſt eben kein ſonderlicher Krieg vorhanden, und der Bauern giebt es gerade genug. — Da nimmt er die deutſchen Dichter in die Hand, ob dort vielleicht viel Troſt zu finden iſt. Was trifft er? Viel Spreu, wenig Gepäck, viel raſſelnde Wagen, wenig Wagenführer, viel Volk, wenige Menſchen. „Der Gottſched meint es gut und feuert immer lobend an; beſonders wenn man ihn zuvor gelobt hat, iſt aber doch auch gar zu ſchwach und in der Schwäche ſtolz; freilich gutmüthig und ermuntert Viele, doch leider auch die Hinze und Kunze, die eben ſollten verſcheucht werden. Gellert iſt eine reinſittliche, auch mit angenehmer Schalkheit begabte Natur, doch krank; Rabener ſtark, doch proſaiſch; Leſſing reich, doch jetzt zu ſpieleriſch-flatterhaft*) u. ſ. w. Im Staate gelten dieſe Männer ohnehin wenig oder nichts, und mancher franzöſiſche Sprachmeiſter hat bei Sr. Excellenz mehr Einfluß." — Da fällt dem Jüngling plötzlich der junge Klopſtock in die Hand, — „Mein Gott! wie lebendig iſt jeder Buchſtabe in ſeinen Gedichten! wie ſprühen die Funken, wie rauſchen die Flammen! was will er denn?" Er erinnert uns, daß wir Herrmann, Luther, Leibnitz und andere Große gehabt haben. — Nun freilich, das waren Deutſche, und es iſt wol nicht ganz zu läugnen, daß ſie einige Verdienſte hatten. Aber Luthern ausgenommen, hat man ſie faſt vergeſſen. „Wir Deutſchen haben die größten Helden gehabt." Nun freilich, das mag ſein und unſere

---

*) Man wolle dieſe Jahrszahl nicht überſehen. — Solche Anmerkungen ſind leider zuweilen nöthig.

---

*) Er galt damals dafür, weil er „Kleinigkeiten" geſchrieben hatte!!

Soldaten haben ſich immer gut geſchlagen, doch weiß ich aus der Geſchichte des Weſtphäliſchen, Nymweger, Ryswiker, Raſtadter Friedens, daß uns Frankreich und Schweden ein Land und eine Stadt nach der andern abgezwackt haben, worüber ich mich unmöglich freuen kann, und jene Helden gewiß am wenigſten. — „In Deutſchland ſei die wahre Gelehrſamkeit zu Hauſe.“ Das gebe ich gern zu; aber Franzoſen und Engländer können nie ohne Lachen darüber reden, weil ſie überall Geſchmack vermiſſen, und einige noch unpoetiſchere holländiſche Philologen übertäuben uns faſt durch ihre zähen, groben Redensarten. — „Die deutſche Sprache iſt die reichſte, bildſamſte, vielſeitigſte, rhythmiſchſte.“— Habe ich wirklich recht geleſen? die meiſten Fürſten und Großen ſprechen ja nur franzöſiſch und faſt überall hält man — wer es irgend haben kann — franzöſiſche Hauslehrer und Bonnen. Die Profeſſoren ſprechen lateiniſch, und wehe ihnen, wenn ſie den kleinſten Germanismus einſchleichen ließen! aber wenn ſie deutſch reden, ſo mögen ſie es ſo breit, ſo miſchmaſchig thun als ſie wollen, wer fragt darnach? Auch entſinne ich mich, wie viel hundert Späße ſchon über die deutſche Sprache gemacht worden ſind, und die ſoll ich nun alle vergeſſen? —

Und wenn ich ſie auch vergäße, was hülfe es? Die Mächtigen, die mit lauter witzigem Frankreich umgeben ſind, werden die Späße doch behalten. „Deutſchland ſei geeignet, den Kern aller ächten Bildung zu hegen.“ Mir hat man immer geſagt, Voltaire ſei das größte Genie auf der ganzen Welt, und der hält von dem deutſchen Geiſt nicht ſehr viel, ja Swift hat ſich, kurz vor ſeinem Tode, noch — todt lachen wollen, als man ihm den deutſchen Muſikus Händel als ein Genie vorſtellen wollte. Der ſcheint auch dem Pater Bouhours*) beigeſtimmt zu haben. — Verwünſchte Erinnerungen, die einem überall begegnen, wenn man an Deutſchland denkt! — Klopſtock freilich würde, wenn er von ſo etwas hörte, kühnlich behaupten, unſer Händel habe mehr ächtes Genie im kleinen Finger, als der zwar witzig doch innerlich zerriſſene und jammervoll unmuſikaliſche Swift in ſeinem ganzen Leibe; allein ſo großartig grob kann ich nicht ſein, das ginge mir nimmermehr frei durch!

Endlich will Klopſtock auch noch haben, die Deutſchen ſollen durchaus „ſtolz“ ſein. Ja wirklich ſtolz! ich habe recht geleſen, denn im Anfange glaubte ich, es könne nicht möglich ſein. Stolz! das will mir gar nicht ein, und ich bin wahrhaftig nicht dazu erzogen. Mein Hofmeiſter bückte ſich ſogar vor mir, dem Knaben, ziemlich tief, was doch billig ich hätte thun ſollen; aber es verging gewiß kein Tag, wo er mich nicht zur Beſcheidenheit und Demuth gegen vornehmere Perſonen ermahnte. Und ſah ich nicht überall, wie höflich, wie „fürchterlich“ höflich (möcht' ich ſagen) die Leute waren, ſobald ſie nicht mit Geringeren zu thun hatten? Der Rector unſrer Stadtſchule war doch gewiß ein braver Gelehrter, unverdroſſen in ſeinem mühſeligen Geſchäft, und ich verdanke ihm mein bischen Griechiſch und Latein; aber mein Himmel! wie ſtellte ſich der Mann dar, wenn er bei uns zu Mittage ſpeiſen ſollte! welcher gebogene Rücken! welche zerbrochene Haltung! wie imponirten ihn die Oberrechnungsräthe, Geheimencommiſſionsräthe! u. ſ. w., und wie war er beſorgt, Jedem die ihm nach dem Adreßkalender gebührende Ehre zu bezeigen! wie weitſchweifig oder wie zerhackt und armſelig war ſein Ausdruck! da er ſonſt die Kürze des Tacitus und die Fülle des Cicero ſo wacker zu ſchätzen und zu erklären wußte! Wie überdemüthig zeigte er ſich gegen die Scholarchen, er, der noch geſtern mit wahrer Rührung von Cremutius Cordus geſprochen, weil dieſer, ohne Furcht vor Tiberius, in einem hiſtoriſchen Werk erklärt hatte, Brutus und Caſſius ſeien die „letzten Römer“ geweſen. — Wie? wenn nun dieſer Rector plötzlich den Klopſtock zu leſen bekommt, in ſich geht und den raſchen Entſchluß faßt, ſich von nun an in Worten und Werken höchſt ſtolz zu bezeigen? wie übel wird es ihn kleiden! und wie oft wird er aus ſeiner gezwungenen Rolle fallen! Iſt es ihm aber ein wirklicher Ernſt damit, und gelingt es ihm, wahrhaftig ſtolz zu ſein, welch' ein Unglück für ihn! — Mit gelinden Verweiſen werden ſeine Obern anfangen, dann folgen bittere Zurechtweiſungen, endlich das Entlaſſungsdecret, und er mag dann zwiſchen ſeinen vier kahlen Wänden, bei ſchwarzem Brod und Waſſer ſo viel ſtolziren, als er will u. ſ. w.

---

*) Bekannt durch ſeine gänzlich verſtockte, luſtig tolle Verzweiflung des deutſchen Witzes.

— Ich habe den Jüngling vom Jahre 1740 oder 50 noch ziemlich milde reden laſſen und kann deshalb unbedenklich Jedem, der hier etwa Uebertreibung vermuthet, erwiedern: „Du magſt die Geſchichte der römiſchen Kaiſer von Auguſtus an, ſo wie die ſämmtlichen Schlachten und Friedensſchlüſſe wol kennen; aber die Geſchichte der deutſchen Bürgerlichkeit, Gelehrſamkeit, der Wiſſenſchaft und Kunſt, ſo wie überhaupt die innere Hiſtorie kennſt Du nicht genugſam.“ — Stand es aber wirklich ſo übel und bedenken wir das recht, ſo wird uns die Geſchichte der wiedererwachenden Poeſie der Deutſchen ſeit etwa neunzig Jahren, in einem ganz neuen rührend erfreulichen Lichte erſcheinen. Der römiſche Senat verdient Lob, daß er den Feldherren, die, ſo oft von Hannibal geſchlagen, dennoch Rom nicht aufgaben, öffentlichen Dank brachte, daß ſie am Vaterland nicht verzweifelten. Wir wollen Aehnliches thun, und unverwelklichen Lorbeers die Männer würdig erachten, die, als Millionen Deutſche längſt aufgehört hatten, deutſch zu ſein, und kaum mehr von einem künſtleriſchen Deutſchland die Rede war, dennoch fortfuhren, an den unverwüſtlich herrlichen germaniſchen Kern zu glauben. Nur in dieſem Glauben und in dem dadurch neu gewonnenen edlen Stolze vermochten ſie zu leiſten, was ſie geleiſtet haben, und es würde höchſt ſündhaft von uns ſein, ſolche Verdienſte gering anſchlagen oder gar vergeſſen zu wollen.

40.

Der epigrammatiſche Genius.

Kein Volk iſt ſo reich an Epigrammen als das deutſche, und man braucht nur den einzigen Logau zu nennen, um jeden Widerſpruch abzuwehren. Daher kommt es auch, daß ſich kein Volk ſo ſehr um die Theorie des Epigramms bemüht hat, als das unſrige. Freilich iſt kein entſchiedenes Endreſultat hervorgegangen; indeſſen ſchadet das ſo viel nicht, und man hat daher, ſo viel ich weiß, ſeit Kretſchmanns Vorrede zu ſeinen Epigrammen (1804) nicht weiter nach einer Theorie umher geſpäht. Es würde „Eulen nach Athen tragen" heißen, wenn ich noch eine neue Definition des Epigramms verſuchen wollte, und doch kann ich es nicht laſſen, weil ich die allerkürzeſte zu geben habe, die nicht den mindeſten Anſpruch auf Gelahrtheit macht. Logau ſelbſt hat mir die Veranlaſſung dazu gegeben durch ſein allbekanntes vortreffliches Epigramm auf den Mai: „Dieſer Monat iſt ein Kuß" u. ſ. w.

Grade ſo fange ich meine Definition an, und ſage: das Epigramm iſt ein Kuß, den die Muſe dem Dichter giebt, und zwar ein flüchtiger, denn er hat keine Zeit, ſich länger mit ihr ausführlich zu unterhalten. Keine Zeit? So iſt es wirklich, oder, wenn man lieber will, ſo war es einſt. Heut zu Tage ſind bekanntlich manche Dichter „privatiſirende Gelehrte“ und die haben oft nur zu viel Zeit; ſo aber war es in der ganzen Periode des 17ten und der erſten zwei Drittel des 18. Jahrhunderts nicht, und ein bloß privatiſirender Poet gehörte zu den ſeltenſten Ausnahmen. Man fragte nicht bloß: „wer biſt Du?“ ſondern: „was biſt Du? biſt Du angeſtellt bei der Kanzlei oder bei der Acciſe? biſt Du Stadtrichter oder Stadtſchreiber? oder wo finde ich Dich im Adreßkalender?“ Wir wollen über die Spießbürgerlichkeit, die dabei nur zu oft waltete, gebührend lächeln, dann aber im Allgemeinen es ſehr löblich finden, daß auch die größten Talente, die größten Dichter dem Staate praktiſch dienen wollten. Schade nur, daß dieſe bürgerlichen Verhältniſſe mitunter gar zu viel verlangten, und nicht genug bedacht wurde, daß der Tag wirklich nur aus 24 Stunden beſteht, von denen noch dazu wenigſtens 2 für den kleinen Dienſt des materiellen Lebens, und 6 bis 7 für den größern, d. h. für den Schlaf, abgegeben werden müſſen. Auch will denn doch der Menſch mit Recht zuweilen ſpazieren gehen, mit Frau und Kindern ſcherzen oder ein traulich Wort reden, gute Freunde beſuchen, Zeitungen leſen u. ſ. w. und während dem Allen kann er zwar überaus dichteriſch ſein; aber doch das dichteriſch Geſchaffene nicht ausbilden und nicht aufſchreiben. Glaubt nicht, daß ich hier übertreibe, ſondern fragt nur ſelbſt bei der reinen Menſchen- und Bürgergeſchichte jener Zeit nach, und ihr werdet erſtaunen, welche Unzahl von Geſchäften auf einem Staatsdiener jener Zeit lag. Nehmt nur einmal als Beiſpiel die Verhältniſſe eines Schulmanns. Dreißig öffentliche Unterrichts-Stunden wöchentlich war das gewöhnliche Penſum, denen ſich meiſtens 10 bis 12 Privatſtunden anſchloſſen. Zur Vorbereitung waren ihm wenigſtens 15 Stunden nothwendig, wovon ſich nichts abziehen läßt, wenn man erwägt, daß man Homer, Sophokles und Plato, Virgil und Tacitus nicht aus dem Stegreif vortragen kann. Die Correctur der Exercitien, die Cenſuren, die Lehrerverſammlungen, die Ausſtellung der Zeugniſſe und eine Menge von wechſelnden, nicht immer genau zu bezeichnenden

Geſchäften nahm ſo ziemlich alle Zeit von der erſten Morgenröthe bis zum erſten Nachtwächterrufe in Anſpruch. Daſſelbe gilt von dem Amt des Staatsmanns, Predigers und des Rechtsgelehrten. — Wie aber, wenn der Himmel in ſolche Männer ein poetiſches Talent gelegt hatte? War es kein vollſtändiges, ſo ließ es ſich freilich unterdrücken, und wir kamen dadurch nur um einige wenigſtens angenehme Erzeugniſſe, die ein auch nur kurzer Frühling hätte hervorbringen können. War es aber ein vollſtändiges, ſo machte es ſich, trotz aller Ungunſt der Zeit und des Nichtzeithabens, Bahn, wie z. B. bei Logau, der trotz alles Jammers des dreißigjährigen Krieges und der ununterbrochenen Staatsgeſchäfte, dennoch unſterbliche Werke lieferte. Aber was für Werke? Epiſche Gedichte? Romane? Dramen? Ach nein. Zu einer ſo langathmigen Begeiſterung hatte er nicht Zeit. Ein Kuß der Muſe kann nur ein Epigramm geben.

Die Sache hat ordentlich etwas Rührendes, und es iſt ein Glück, daß ein ächtes Epigramm doch auch ein wahrhaftiges Gedicht iſt, welches in ſeiner Kürze die Ausführlichkeit nicht vermiſſen läßt, ſondern ſie nur verhüllt. Denn wer würde z. B. nicht mit leichter Mühe aus jenem allbekannten Epigramm auf den Mai, der mit einem Kuß verglichen wird, den der Himmel der Erde giebt, daß ſie jetzo ſeine Braut, künftig eine Mutter werde, ein meilenlanges Gedicht verfertigen können? — Aber auch die leichteſte Mühe würde hier eine thörichte ſein, denn es iſt bereits alles Nöthige geſagt worden, und wir brauchen keinen Commentar, da jeder Leſer ihn ſelbſt machen kann. Ja, wenn ich vollends an einige erfreulich tiefſinnige Epigramme des Angelus (Scheffler) denke, z. B. an das ewige:

> „Menſch, ſo Du Gott nur liebſt, kann er Dich nicht verdammen,
> Er ſtürze ſich denn ſelbſt mit Dir in Todesflammen;“

ſo freue ich mich, daß er auch nicht ein einziges Wort weiter hinzugeſetzt hat, denn der wahre Leſer wird mit jedem Tage inniger fühlen, daß der Dichter hier das Höchſte und Tiefſte mit den kürzeſten und keuſcheſten Worten ausgeſprochen hat, und daß jeder, auch der glänzendſte Wortreichthum hier nur ſchaden würde.

41.

Ernſtes für Eltern und Erzieher *).

Die großen Mängel der vergangenen Zeiten ſind oft betrachtet und gerügt worden; heute möge einmal einer, wenn auch negativen, doch im Negativen großen Tugend gedacht werden. So viele ältere deutſche Biographien, biographiſche Skizzen und Leichenpredigten — von den verſchiedenartigſten Perſonen handelnd — ich auch geleſen habe, ſo entſinne ich mich doch keines einzigen Falles von Wahnſinn oder Selbſtmord. Ich zweifle keineswegs, daß dergleichen auch ſonſt in Deutſchland vorgekommen iſt, aber ich weiß in der Geſchichte der deutſchen Cultur bis etwa zum Jahre 1770 kaum ein Beiſpiel anzugeben, daß ein namhafter Mann, z. B. ein Lehrer, Schriftſteller, Geſchäftsmann von Wichtigkeit u. dgl., wahnſinnig geworden wäre, oder ſich ſelbſt den Tod gegeben

---

*) Schon vom Jahre 1822.

hätte, während die neuere Geſchichte uns ſo viel Finſteres dieſer Art mitzutheilen hat. Die Sache ſcheint faſt zu traurig, um in ein Buch zu gehören, das ſich ſchon auf dem Titel „heiter" nennt, und hoffentlich auch meiſtens heiter iſt. Um aber überhaupt heiter ſein zu können, dürfen wir uns vor keiner trüben Wahrheit ſcheuen; auch würde uns das Ignoriren derſelben eben ſo wenig helfen, als es dem Strauße hilft, wenn er ſeinen Kopf in einen hohlen Baum ſteckt, um die Jäger nicht zu ſehen, die ihn doch ſehen.

Zuvörderſt ſei es fern, unendlich fern von uns Allen, über irgend einen Wahnſinnigen oder Selbſtmörder den Stab brechen zu wollen, denn das göttliche „Richtet nicht" gilt überall und beſonders hier. Ferner wollen wir jede würdige ärztliche Erklärung und Entſchuldigung bei Einzelnen, ja ſogar in vielen Fällen gern gelten laſſen, dann aber, frei von jeder Weichlichkeit, den Grund von manchem jener traurigen Ereigniſſe in der häufigen geiſtigen und körperlichen Weichlichkeit der neueſten Zeiten finden. — Woher aber dieſe? — Wie einſeitig und mangelhaft auch die Erziehungsweiſe unſerer Vorfahren war; Eines gab ſie doch faſt immer, ich meine einen moraliſchen Imperativus, ohne welchen es keine Sicherheit und Nothwendigkeit im Handeln giebt und Alles zuletzt in Laune und Willkühr ſich auflöſt. Mögen wir ſolche Willkühr immerhin „genialiſch“ nennen; mit vornehmen Klängen iſt nichts geholfen, hier aber iſt dieſer Name eine vollſtändige Unwahrheit, indem ja eben nur bei reiner Harmonie der Kräfte und dem dadurch gewonnenen Verein der Freiheit und Nothwendigkeit Genialität ſtattfinden kann. Jeder ehemalige Unterricht und jedes alte moraliſche Lehrbuch fing mit der Betrachtung an, daß die Natur des Menſchen verderbt und deshalb ſein ganzes Leben ein ununterbrochener Kampf gegen die Sünde ſein müſſe, den er nicht allein, ſondern mit Gottes Beiſtand ſiegreich durchkämpfen könne. Dieſe kurzen Sätze wurden faſt täglich und in jeder Predigt wiederholt, ſo daß wir annehmen dürfen, ſie ſeien Allen wenigſtens hiſtoriſch bekannt geweſen. Auch war ein Zweifel daran gewiß nur ſehr ſelten, ja ſelbſt bei den weniger religiöſen Gemüthern blieb wenigſtens der Glaube an die Nothwendigkeit eines moraliſchen Imperativ's. — In neueren Zeiten iſt das Alles anders geworden, der Menſch iſt gleich von Natur und von vorn herein ein ſehr vortreffliches lieblich edles Weſen, ſeine kleinen Unarten haben durchaus nichts zu bedeuten und machen ihn wol gar erſt recht intereſſant. Der Wille der Kinder und Knaben iſt ſtets höchſt reſpectabel, er mag auch noch ſo verkehrt ſein, und wenn ſie ihn durch Schreien und Stampfen zu erkennen geben, müſſen ihn die Erwachſenen augenblicklich befriedigen, damit die „ehrwürdigen“ zarten Weſen ſich nicht ärgern. — So erwachſend und mit jedem Tage mehr verwöhnt, tritt nun der Jüngling in die Welt, zu vielen andern gleichfalls Verwöhnten, er fühlt ſich verletzt und in der Verletztheit ſchwach, er ſendet einen Klagebrief nach dem andern an die gerührten Seinigen ab, über die entſetzliche Rechthaberei der Andern ſchreiend, ohne zu bedenken, daß ihn gerade dieſe eigene Krankheit, die gleiche bei Andern eher ertragen lehren ſollte. Vater und Mutter, Oheim und Tante, Couſin und Couſine haben ihn zwanzig Jahre lang faſt angebetet, und nun tritt er zu Leuten, die, weit entfernt, ihn zu adoriren, die Anbetung für ſich ſelber haben wollen. An eigentliche Liebe iſt gar nicht zu denken, und ſo thut ſich nach und nach in der Geſellſchaft von Egoiſten eine Art von Hölle auf, denn wohin kann der verwöhnte Egoiſt anders geführt werden, als in den Vorhof der Hölle? Dann folgt ſtarre Verdrießlichkeit, die nach und nach Gewohnheit wird und zuletzt zu völligem Lebensekel werden kann. Einen ſolchen Zuſtand dürfen wir ſchon Wahnſinn nennen, wenn auch der damit Behaftete noch die Kraft behält, ihn in den meiſten Fällen im bürgerlichen Leben zurückzupreſſen. Dafür weiß er ſich jedoch gegen die verſchüchterte Mutter, Frau, Geſchwiſter u. ſ. w. zu entſchädigen, die täglich den dumpfen, geiſtloſen Jammer der gekränkten Eitelkeit mit anhören müſſen. Er ſelbſt wird zwar nie zugeben, daß er eitel ſei; er iſt nur edelſtolz oder genialiſch; aber eben in dieſem Rechtbehaltenwollen bei dem abſurdeſten und verworrenſten Unrecht liegt jener halbe Wahnſinn, der bei exaltirten Naturen zum ganzen werden und bei noch heftigern zum Selbſtmord führen kann *).

---

*) Von dem Wahnſinn und Selbſtmord höherer Naturen (und aus höheren Prinzipien) zu reden, bleibe einem anderen Fragment vorbehalten. Wir Deutſche haben Selbſtmörder gehabt, die an Größe der Idee bei der Wahl dieſes Ausgangs ſelbſt dem Cato und Kaiſer Otho nichts nachgaben, obwohl freilich ihr äußeres Leben durchaus nicht ſo glänzend war. Wo dennoch auch bei ihnen der Irrthum lag, ſoll dann betrachtet werden; doch weiß der einfach Religiöſe ihn ohnehin zu finden.

Ehedem (ſo ſagt manches alte pſychologiſch-medizíniſche Handbuch) entſprang der ohnehin ſeltnere Wahnſinn bei Männern faſt immer aus gekränktem Stolz, bei Frauen aus unglücklicher Liebe; jetzt — ſo möchte ich hinzuſetzen — erſcheinen beide gräßliche Fälle meiſt als Folgen der klügelnden Willkühr, Wählerei und Eitelkeit, für die es nie Befriedigung geben kann. Viele haben alle Herrſchaft über ihre Gedanken verloren, ſie kommen ihnen, ohne daß ſie es wollen, und wirken zuweilen wie Peſthauch. Was wir ehedem mit derbem Scherz Raptus nannten, iſt jetzt ein ſehr ernſter und häufiger Fall, ein paſſiver Zuſtand, der ſich für handelnd hält, weil er ſich wild und heftig gebehrdet.

Die meiſten Menſchen leben jetzt nur mit halber Seele, denn ſie ſind aufs Aeußerliche geſtellt, ihr Leben iſt ein Schein- und Schimmerleben ohne alle innere Wahrheit, ſie können nicht mehr recht lieben, recht glauben, recht zürnen, recht haſſen,

---

oder doch zu ahnen. Indeſſen wird gerade ein Solcher jenes göttliche „Richtet nicht" immer vor Augen haben, und hier beſonders ſoll ſeine ganze Seele mit jenem Spruch erfüllt ſein.

recht weinen, recht lachen. Alles iſt halb, und das Halbe kann der ernſten, ja faſt furchtbaren Zeit nicht widerſtehen.

Wo aber wollen wir in dieſem Fragment die Heiterkeit hernehmen? Ich will nur Eines nennen und zwar — zur Ueberraſchung mancher Leſer aus jener unendlich ernſthaften, ja furchtbaren Zeit Hoffnung und Troſt ſchöpfen. Sie hat uns jede, auch die trefflichſt bemalte hölzerne Stütze zerbrochen, und ſelbſt dem Leichtſinnigſten iſt es aufgegangen; ſo wie er es bisher getrieben, gehe es nicht mehr. Wohlan! ſo wollen wir uns denn bemühen, die ewige Säule zu umfaſſen, und wenn wir das ganz wollen, mit Demuth und Kraft wollen, ſo finden wir ſie gewiß. Ruhen wir aber an ihr, was kann uns Böſes begegnen?

42.

Wer darf tadeln?

Nur der Deutſche, der ſich einer reinen Erkenntniß und Liebe für Deutſchland bewußt iſt, darf ſeinen Zorn und Tadel über ſo manches mit Recht Misfällige im deutſchen Thun und Treiben — in welcher edlen Form er will — mittheilen. Er ſoll es jedoch nur den Deutſchen gegenüber thun, aber in Gegenwart von Fremden verhülle er mit ſorgfältiger Pietät die Schwächen der alten Mutter, und vertheidige ſie wie Hektor die Burg ſeiner Väter, obwohl in dieſer Burg manches ihm ſelbſt Misfällige vorfiel. Ueberhaupt iſt faſt Alles, was vom Auslande her über Deutſchland geſprochen wird, ohne Gehalt, ja es geht meiſtens völlig in das Leere hinein, da den Fremden gewöhnlich die eigentliche Handhabe fehlt, mit der man allein Deutſchland erfaſſen kann. Einige Engländer, Schotten und Franzoſen haben in neueren Zeiten dieſe Handhabe wirklich erfunden, und ich möchte dieſen trefflichen Männern (ſo wie auch vielen von uns) nur das eine wohlbekannte, gar nicht mephiſtopheliſch gemeinte, ſondern recht treuherzige Wort zurufen:

Da ſeid ihr auf der rechten Spur,
Nur müßt ihr euch nicht zerſtreuen laſſen.

Wir ſollten doch auch endlich einmal aufhören, den tollen und verkehrten Urtheilen einiger fremden Journale, Reiſebeſchreibungen u. ſ. w. über Deutſchland die Ehre anzuthun, ſie wieder abdrucken zu laſſen, denn nicht durch bloße Ausrufungen verſchwinden läſtige Fliegen, und noch weniger durch Ausrufungszeichen. Beſſer wäre es, zuweilen zu erinnern, daß ſelbſt zu einigen äſthetiſchen Fehlern mancher deutſchen Autoren gewiſſe Fremde, beſonders ſolche, die nicht einmal einen rechten Anfang von Nationalliteratur haben, noch nicht Tugend genug beſitzen. Ich ſpreche hier nur vom literariſchen und gebildeten deutſchen Volk; der Pöbel gehört in die Litanei, wie freilich überall.

43.

Deutſche Polemik alter und neuer Zeit *).

Deutſchland hat ohne Zweifel die größten künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Polemiker, denn es beſaß oder beſitzt noch: Luther, Leſſing, Schiller, Goethe, Fichte, Schlegel, Tieck u. a. Dagegen iſt *faſt* alles Polemiſche, das ſich ſeit etwa funfzehn bis zwanzig Jahren bei uns gezeigt hat, ohne Gewinn für Wiſſenſchaft und Kunſt, ja nicht ſelten roh und ideenlos. Mancher elende literariſche Sünder, der ſich gern einen Namen gemacht hätte, nahm irgend einen großen oder bedeutenden Schriftſteller zur Zielſcheibe ſeiner Frechheit. Er wollte nur ein wenig Lärm machen und war ſchon ſo ziemlich zufrieden, wenn ihm irgend ein guter Recenſent einen Therſites nannte. Das gab dann wieder zu einer ſchimpfenden Klage von ſeiner Seite Anlaß, Hinz miſchte ſich in Kunzens Affairen und Hans verſuchte ſich auf den Indifferenzpunkt zu ſtellen. Kamen dann Abends die Theegeſellſchaften zuſammen, ſo brachte Peter ein paar dergleichen mit „Mäuſedreck und Coriander“ angefüllte Blätter herbei, und wenn er die Geſellſchaft orientirt hatte, ſo hieß es gewöhnlich: „Es giebt doch jämmerliches Schreiberpack in Deutſchland; aber man amüſirt ſich doch dabei.“ Die Luthers-Enkel und Enkelinnen gähnten und kicherten, ekelten und ergötzten ſich zu gleicher Zeit, ja ſie mochten gewiſſe bösartige Hanswürſte ziemlich wohl leiden. Was iſt dabei zu thun? Am beſten iſt es, ſo wenig als möglich ſich um dergleichen zu bekümmern, und fällt uns ja einmal ſo etwas in die Hände, ſchnell die Hoffnung zu ergreifen, daß der Ekel über ſolche ſchmutzige Seichtigkeit ſo wie über die Sprünge der betrunkenen Unſittlichkeit und aufgeſtachelten Bocksnatur ſelbſt bei der Mehrheit des Publikums nicht lange ausbleiben könne, wodurch dann dieſem Unweſen ein Ende gemacht werden wird. Ihr aber, ihr Beſſeren, Alt und Jung, wartet jenen Ekel der Menge nicht ab, ſondern zeigt, wie ihr auch zuweilen bisher thatet, daß ihr ächte geiſtige Brüder jener Leſſing, Fichte, Tieck u. ſ. w. ſeid, und vor allen Dingen hütet euch ja, euch mit ſchmutzigen Geſellen weitläufig einzulaſſen. Man darf wol ein paar tüchtige Worte über ſie reden; aber nur im höchſten Nothfall zu ihnen. Laßt euch ja nie von der Leidenſchaft überwältigen, und vergeßt nie, daß jene Frechheit, Pöbelei u. ſ. w., die vermuthlich auch gegen euch vorgebracht wird, durchaus kein Leben habe, ſondern in ſich todt ſei. Eure Polemik treffe immer nur die ganze Richtung, und ſei ſie wiſſenſchaftlich oder künſtleriſch, die höchſte Kürze iſt immer am meiſten zu empfehlen, ja man möchte für ſolche Fälle eine Dichtungsart erfinden, die noch kürzer ſei als eine Xenie. Greift ihr aber einmal einen einzelnen Sünder, gleichſam decimirend heraus, ſo iſt es möglich, daß ihr ihn in ſeiner Erbärmlichkeit auch dem blöderen Blicke darſtellen könnt; aber hofft nicht zu ſehr darauf, daß ihr damit viel ausrichten werdet. Das große Publikum amüſirt ſich weit mehr, wenn ein edler Schriftſteller unwürdig behandelt, als wenn ein literariſcher Wicht als ſolcher bezeichnet wird. Vergeßt ferner nicht, daß gegen eine gewiſſe Gattung von Unverſtand und Schamloſigkeit, wie wir ſie bei einigen dickſtirnigen und gleichſam hartgeſottenen Scribenten finden, auch das ſtärkſte und klügſte Wort nicht das Mindeſte hilft. Darum iſt es immer das Beſte: ſchlagt eure edlen Gegner mit edlen

---

*) Geſchrieben 1830.

Werken der Wiſſenſchaft und Poeſie, und nehmt von den unedlen ſo wenig Notiz als möglich. — Wollt ihr aber durchaus polemiſiren, ſo polemiſirt nur über Ideen! Denkt dabei an den Mann, den ihr mit Recht ſo liebt, an Leſſing. Selbſt in einer Zeit, in der man ſo gern kämpfte, als Jüngling, fertigte er doch jeden Angriff, in welchem kein Gedanke vorwaltete und wo nichts zu ſehen war, als das freche Gelüſt, ihm eine böſe Stunde zu machen, mit bloßem Stillſchweigen oder verachtendem Achſelzucken ab. Lange's elende Ueberſetzung des Horaz war *werth*, in ihrer Schlechtigkeit gezeigt zu werden, da der ſeltſamer Weiſe viel geltende Name des Uebertragers, ſo wie deſſen berühmte lobende Freunde dem Studium der noch unreifen Jugend großen Schaden thun konnten, und wir müſſen Leſſingen deshalb loben, daß er mit Kraft, Gründlichkeit und Spott den Unwerth jenes Buches zeigte. Was aber antwortete er auf die nun folgenden Schmähſchriften der Langeſchen Partei, und auf die witzelnden Schimpfepigramme der Gottſchedianer, die ſich über ihn *und* ſeinen Gegner luſtig machen wollten? Nichts. Was auf das pasquilliſche Heldengedicht, das gleich auf dem Titel mit ſchlechtem Witz ſeinen umgekehrten

Namen trägt „Gniſſel"? Abermals nichts; und mit Recht, denn was läßt ſich gegen Albernheiten thun? Man darf allerdings ſagen, daß es Affereien ſind, aber man thut doch wenigſtens beſſer, dem Leſer das Urtheil ſelbſt zu überlaſſen, denn auch das Nennen mancher Gegner iſt ſchon gegen die ſittliche Vornehmheit. Sagt nicht: Leſſing habe das wol thun können, denn ſein Ruhm ſei unerſchütterlich geweſen. Dem iſt nicht alſo, denn keines Menſchen Ruhm iſt unantaſtbar und für eine gewiſſe Zeit läßt ſich ſelbſt der größte verdunkeln; auch fallen die eben bezeichneten Angelegenheiten bekanntlich in Leſſings frühere Jugend, als er erſt begann, ſich ſeinen Ruf zu erwerben (1752 ff.).

Folgen wir ihm dann weiter, ſo finden wir ihn im Kampfe mit Klotz, nicht aber lediglich mit dem Geheimerath Klotz in Halle, ſondern mit ihm, dem Repräſentanten einer unſittlichen, verkehrten Richtung, mit ihm, der durch lockende Perſönlichkeit, mancherlei Kenntniſſe und blendende Talente gar viele junge Männer für jene falſche Richtung gewonnen hatte. Die „geſchnittenen Steine", über die hier verhandelt wird, ſind für den Freund des Alterthums ohne Zweifel von nicht geringer Wichtigkeit, und Leſſings Kenntniſſe ſollen auch hiebei in großen Ehren gehalten werden; aber bei weitem wichtiger iſt doch der Kampf, den er in jene Streitigkeit verwebte, der ſiegreiche Kampf gegen Abſprecherei, Heuchelei, Zweizüngelei, Kabalenmacherei, falſche Höflichkeit u. ſ. w. — Eine noch erhöhtere Polemik finden wir in der Dramaturgie, die man als eine äſthetiſche Emancipations-Acte der Deutſchen betrachten darf. Eine gründliche und heitere Beurtheilung einiger der angeſtaunteſten Tragödien des Corneille und Voltaire wäre ſchon ſehr dankenswerth geweſen; aber er begnügte ſich damit keineswegs, es galt die Rechtfertigung der reinen griechiſchen Anſicht vom Trauerſpiel und der griechiſchen Tragödie überhaupt, es galt den Umſturz des herrſchenden tragiſchen Prinzips der Franzoſen und nachahmenden Deutſchen, ſo wie die Vindicirung jenes Throns für Shakſpear, der bis dahin durch die Berufung auf den misverſtandenen Ariſtoteles ſich kaum blicken laſſen durfte. Und damit vergleiche man nun manche der neueren ſchriftſtelleriſchen Kämpfe, ſelbſt der berühmteren! Welche Selbſtſucht, welche blinde Wuth! welche Ideenarmuth! welcher geſpreizte Perſönlichkeits-Hochmuth! welche Un-Vornehmheit! welche Waſchweiberberedſamkeit! welche gezwickte und gezwackte Witzelei!

welche Belauerei! Und um was dieſes zänkiſche Gekreiſch? Meiſtens um eine Fliege oder Bremſe zu tödten, die ſich aber nicht tödten laſſen will und im nächſten Blatt wieder ſummt: „ich lebe doch noch!“ worauf nach acht Tagen eine abermalige Grablegung erfolgt. Einen Bock melken und ein Sieb unterhalten, giebt wahrlich noch einen luſtigen Anblick im Vergleich mit ſo vielen Schriftſtellerzänkereien, wie wir ſie erleben mußten. — Gute Ausnahmen haben freilich nie gefehlt und fehlen auch jetzt nicht; denn in Deutſchland kann der gute Sinn und das Streben nach Gründlichkeit nie ganz ausgerottet werden; aber Ausnahmen ſind doch immer nur Ausnahmen und gewähren keinen hinreichenden Troſt für ſo manches ſcandalöſe Spectakelſtück, das ſelbſt nahmhafte Schriftſteller in neueren Zeiten aufgeführt haben. Tröſte ſich ja Niemand damit, dergleichen deute doch auf „Kraft“ hin, ſonſt müßte ſelbſt das Schreien eines Betrunkenen als Kraftäußerung gelten. Das Blocksbergsgewühl in der Walpurgisnacht iſt ohne Zweifel ſehr unſittlich, doch gewiß intereſſant; aber das Geklatſch, Gekreiſch, Gequäk und Gebrüll in einigen literariſchen Schenken iſt bloß ekelhaft, und ſelbſt Nym und Bardolph würden ſich nicht entſchließen, hinein zu treten.

— — Ich freue mich recht über die abermalige Erinnerung an dieſe Fallſtaffs-Geſellen *), denn wenn wir an ihre Schenke denken, vergeſſen wir leicht, daß in einigen unſerer literariſchen Buden nicht viel Ergötzliches zu hören iſt.

---

*) Vergl. Nr. 33. am Schluß.

44.

Der Tod aus Furcht vor dem Tode.

Als F. Schlegels Alarcos erſchienen war, wäre es nicht unverdienſtlich geweſen, wenn ein Unpartheiiſcher, verſucht hätte, die Originalität dieſes ſeltſamen Schauſpiels anerkennend, den Mechanismus des Pathos, die kalte Pracht der gemalten Flammen neben einzelnen wahrhaftigen Strahlen, das Wilde und doch ſo Befangene in der Empfindung, das Imponirende und Selbſtgefällige des damals neuen Aſſonanzen-Geräuſchs, das aber bald ermüdet u. ſ. w., beſcheiden und kräftig aus einander zu ſetzen; allein das war für die meiſten Gegner viel zu ſchwer und ſie wählten daher das Bequemere: in das Blaue oder vielmehr in das Graue hinein zu ſchelten. Um aber doch auch zu beweiſen, wie ſchlecht das Stück ſei, führten ſie lärmend oder kichernd die Verszeile an:

> Aus Furcht zu ſterben, iſt er gar geſtorben u. ſ. w.

als enthalte ſie den ungeheuerſten Unſinn. Nun iſt zwar ſelbſt die Mehrheit der Deutſchen gebildet genug, um bei einem auch nur minutenlangen

Nachdenken einzuſehen, daß jene Zeile recht vernünftig ſei; allein es war doch gar zu angenehm, über einen berühmten Mann herfahren zu können, und ſo witzelte und kicherte man eine Woche und einen Monat nach dem andern ruhig fort, denn nur ſelten hatte Jemand Muth oder Luſt, die viel zu berühmt gewordene Zeile in Schutz zu nehmen und dabei zu erinnern, es ſei eben tragiſch richtig gedacht, jenen wüthenden Tyrannen im Alarcos, der ſo ſchnell fertig iſt mit Todesurtheilen, gerade an verworren wüthender Todesangſt ſterben zu laſſen. Mit dergleichen Bemerkungen bringt man die Leute indeſſen nicht zum Schweigen, es mußte ſtärker kommen, und was iſt für die Menge das Stärkſte? Eine äſthetiſche Autorität. Es kam nämlich an den Tag, daß jener Gedanke auch in einem griechiſchen Tragiker (ich weiß nicht gleich in welchem) vorkomme, ſo daß F. Schlegel faſt nur als abſichtlicher oder zufälliger Ueberſetzer deſſelben zu betrachten ſei. Und ſiehe, da wurde Alles ſtill, ganz ſtill, denn gegen ſo trefflich anerkannte und gleichſam hochgeborne Herren, wie die griechiſchen Tragiker, anzubellen, ſchien zu gewagt; ſo etwas blieb ſpäteren Zeiten vorbehalten. Ob man ſich nun geſchämt habe, weiß ich nicht, zweifle auch, da man ſich gern jedes unangenehme Gefühl erläßt, wenigſtens iſt nie deshalb um Vergebung gebeten worden, was denn doch billig die Fortſetzung eines rechten Schamgefühls ſein ſoll. Es wurde nun, wie geſagt, ſtill.

Indeſſen ſcheint doch die ganze Sache wichtig genug, um ſie mit wenigen Worten der Nachwelt aufzubewahren. So mag es auch von einigem moraliſchen Nutzen ſein, ſich zu erinnern, daß jene Zeile eine offenbare Wahrheit enthält, indem leider gewiß gar viele Menſchen lediglich an der Furcht zu ſterben, ſterben, nachdem ſie vorher ſchon oft geiſtig halb geſtorben ſind. Darauf deutet auch Shakſpears Julius Cäſar mit den großen ſchlagenden Worten hin:

„Der Feige ſtirbt ſchon vielmal, eh' er ſtirbt,
Die Tapfern koſten Einmal nur den Tod.
Von allen Wundern, die ich je gehört,
Scheint mir das größte, daß ſich Menſchen fürchten,
Da ſie doch ſehn, der Tod, das Schickſal Aller,
Kommt, wann er kommen ſoll."

Worte, die man nicht bloß auswendig lernen, ſondern innerlich anerkennen und ihrem guten Sinne nach praktiſch durchführen ſollte.

45.

Für manche junge Dichter *).

(Das Nachtarbeiten betreffend.)

Unter Vielem, was ich Euch an's Herz legen möchte, komme heute nur Folgendes zur Sprache. Arbeitet nicht des Nachts. Dieſe Regel gilt, obwol ſie Ausnahmen hat, denn es giebt heilige Pflichten des rein menſchlichen und bürgerlichen Berufs, dem alles Andere nachſtehen muß; auch kann ein Grad der Begeiſterung walten, dem wir in der beſtimmten Zeit nicht gut widerſtehen können, ſo daß wir ſelbſt augenblicklich die Feder zum Ausbilden

---

*) „Für junge Dichter“ freilich beſonders, weil bei dieſen die gerügte Uebertreibung ſich am meiſten findet; indeſſen giebt es doch auch gar manche wackere Jünglinge, die im Eifer um die Wiſſenſchaft im Allgemeinen, oder im an ſich löblichen Streben nach bürgerlicher Thätigkeit ſelbſt die gerechteſter Anforderungen der Natur überhören oder abweiſen. Daß dieſer kleine wohlgemeinte Aufſatz (mutatis mutandis) auch dieſe Jünglinge angehe, darf ich wohl nicht erſt verſichern.

des poetiſchen Kunſtwerks in die Hand nehmen müſſen. Allein dieſer allerhöchſte Grad iſt ſehr ſelten und nähert ſich zuweilen ſchon einem gewiſſen Krankheitszuſtande, der, ſo bedeutſam er auch ſein mag, dennoch der reinen und vollſtändigen Geſundheit nachſteht. Das Nachtarbeiten — ach ich habe es nur zu wohl gekannt! — hat unendliche Reize; aber das Reizende iſt nicht immer ſchön. Alles um uns her ruht im Schlaf, wir öffnen das Fenſter und eine laue Sommerluft weht beſänftigend die heiße Jünglingsbruſt an. Die Nacht hat allen Gegenſtänden ihre grellere Farbe genommen, aber unſre Phantaſie iſt reich genug, Alles mit glänzenderen Farben auszuſtatten. Zuweilen ertönt wohl eine Orgel auf der Straße, und die alltäglichſten Melodien gewinnen in der Dunkelheit eine zauberiſche Kraft. Aus fernen Häuſern ſchimmert vielleicht noch ein einzelnes Licht, und es dünkt uns, als ſähen wir ein ſchönes Mädchen, das, den reichen Lockenkopf auf den nackten Arm geſtützt, eifrig in einem Buche lieſt, welches höhere Phantaſien begünſtigt, die der laute und doch einengende Tag verſcheucht hatte. Vielleicht iſt es gar ein Werk von Dir, mit dem ſie ſich beſchäftigt, oder, falls Du das nicht hoffen darfſt, auf! dichte ſchnell ein noch beſſerns, daß Du in wenigen Monaten der Leiter ihrer Phantaſie werden mögeſt. Raſch ſchließeſt Du das Fenſter, läſſeſt die Vorhänge nieder und tritteſt zurück in Dein Zimmer. Wie behaglich dünkt Dich hier Alles, wie ſauber und nett! Wie leuchten Dich die beiden Wachslichter auf dem runden Tiſch an, welch' ein ſüßer Duft von dem Trank, den die Levante ſchenkt! Jetzt ſchnell, daß wir die Begeiſterung in ihrem gewaltigen Fluge erhaſchen! Nun fliegt die Feder, wie jugendliche Tänzer von Muſik gehoben und von den ſchönſten Augen angeſtrahlt. — Es ſchlägt Mitternacht, und wir hören die Glocke gern, denn die Geiſterſtunde wirkt magiſch auf den Geiſt ein. Es ſchlägt eins, aber wir hören es nicht mehr, denn wir vernehmen nur noch die Reden, welche die Perſonen in unſerem Roman wechſeln. Es ſchlägt zwei, noch immer keine Aufmerkſamkeit auf den Glockenklang, endlich drei, da weht uns die friſche Morgenluft unerfreulich an. Kopf und Augen brennen und die Füße ſind kalt geworden, denn die Natur rächt alle Unnatur auf eine Weiſe, die wir immerhin proſaiſch nennen mögen; ſie kehrt ſich nicht daran. — — Aber die Jugend iſt ſo unendlich reich an Kraft, daß ſie jenes Mißbehagen bald verſcheuchen kann, etwa durch einen

Spaziergang, oder gar nur durch ein einziges Glas Wein. Mit ſtolzem innerm Lächeln betrachten wir dann die Menſchen um uns her und ſagen etwa: „Ihr habt geſchlafen, um zu eurer rohen Arbeit zurückzukehren; wir ſchliefen nicht, ſondern arbeiteten und arbeiten noch jetzt und ſind doch friſch.“

So vergehen Wochen, Monate, Jahre, und wir haben während deſſen Jahrzehnte gelebt. Da erfaßt uns plötzlich — vielleicht an einem herrlichen Sommermorgen, den wir nun nicht mehr ganz genießen können, — der ſchneidende Gedanke: „Du lebſt in einem feindlichen Verhältniſſe zur Natur, und ſie will ſchlechthin nicht, daß man ſo lebe, wie Du lebſt.“ Es wird Dir ſchwerlich an einigen hundert witzigen Einfällen fehlen, mit denen Du das Misgefühl und allenfalls auch die ganze Natur und ihre Geſetze bekämpfeſt; aber zum erſtenmale wollen Dir Deine Bonmots nicht zuſagen, und die Natur ſchreitet ihren gemeſſenen Gang fort, ohne ſich an Deine Scherze zu kehren. Dann vergeht wieder einige Zeit und Du biſt ſchon nicht mehr recht glücklich, bis Du endlich — und vermuthlich abermals plötzlich — gewahr wirſt, daß Du leideſt und krank biſt. Krank? Das Wort verſtehen Gott Lob! nur Wenige, denn nicht Die kennen es, die ein paarmal ein tüchtiges Fieber oder überhaupt ein paar ordinaire, in allen Lehrbüchern abgehandelte und gleichſam zutrauliche Krankheiten überſtanden haben, auch nicht Die, welche zuweilen heftige körperliche Schmerzen leiden — dergleichen Mißgeſchick überträgt ſelbſt ein mäßig tapferes Gemüth leicht — krank iſt eigentlich nur Der, der immer krank iſt, d. h. der in Freude und Schmerz, in Arbeit und Genuß ſtets Hemmungen fühlt, von denen der Geſunde kaum eine entfernte Ahnung zu faſſen vermag. Ein ſolcher Kranker bedarf zu jeder Stunde eines großen Theils ſeiner Kraft, um nur mit Anſtand krank zu ſein, und wenn eine gewiſſe innere Vornehmheit ihm zu Hülfe kommt; ſo kann er es zuletzt dahin bringen, daß er bei weitem geſunder ſcheint, als tauſend Geſunde, die ihre Geſundheit nicht erkennen, nicht verdienen und nicht zu genießen wiſſen. Ein ſolcher Kranker lebt gleichſam in einer ununterbrochenen Schlacht, und darf die Rüſtung nicht abthun; es gelingt ihm zwar, ſich mit Würde in ihr zu bewegen, doch nicht ohne Schmerz, den indeß nur der tiefere Blick bemerkt, oder auch nur ahnet.

Dennoch fühlt jener Kranke gar wohl, wie unendlich glücklicher er ſein würde, wenn er die Summe von Kraft, die er zur Bekämpfung und Ertragung des Leidens anwenden muß, für die reine Arbeit und den reinen Genuß aufwenden könnte. Dann findet er vielleicht eine der erſten Urſachen ſeiner Hemmungen in jenen Nächten ohne Schlaf. — — Aber laſſen ſich denn ſolche Nächte wieder nachholen? Ach nein! denn der Schlaf der Jugend hat etwas ſo Tiefes, Herrliches, Balſamiſches, daß auch der ruhigſte Schlummer der männlichen Jahre nicht mit ihm wetteifern kann, weshalb man auch wohl thut, in ſpäteren Jahren, in der Erinnerung an den frühern Schlaf einzuſchlummern. Haben wir aber in der Jugend den Schlaf nicht genoſſen — vielleicht ohne unſre Schuld, durch ein großes dauerndes Unglück — oder gar mit übermüthiger Willkühr verjagt, dann ſteht es in ſpäterer Zeit gar übel. Die Nacht iſt eine wunderbare geheimnißvolle Gottheit, die ſich nur im Schleier zeigt und auch nur durch den Schleier der Träume genießen laſſen will. Nur ſehr ſelten erlaubt ſie dem Jünglinge, von Mondſchein, Muſik und Liebe begünſtigt, das Wachen, ſonſt liebt ſie nur die ſchlafenden und träumenden Menſchen. Aber im Vergleich mit dem Gott des Schlafes iſt ſie noch immer milde. Dieſer Genius iſt nicht ohne hartem Eigenſinn, und wie er in günſtigem Verhältniß uns beglücken mag, ſo kann er auch, beleidigt, ſich abwenden, ja ſogar nachtragen. Dann helfen keine Bitten, denn dieſe Bitten haben viel zu viel Feuer; der Schlaf will nur mit einer gewiſſen gelinden Schläfrigkeit angefleht ſein und in dem alſo Leidenden iſt nun einmal nichts Schläfriges.

Lieber Leſer — ich rede Dich ſonſt nicht ſo leicht expreß an, doch mag es diesmal geſchehen — wir wollen uns nicht rühren durch weiteres Ausmalen; aber darf ich ſagen: ich wünſchte, Du dächteſt in einer guten Stunde recht ernſthaft über die Sache nach, die ich hier nur ſchonend leiſe berührt habe. Vergiß nicht, wenn Dir etwa phataſtiſch-übermüthige Gedanken kommen ſollten, daß ſelbſt Shakſpear's großer Brutus beim Anblick des ſchlummernden Lucius mit tiefer, wenn auch lächelnder Wehmuth ſagt: „Ich wollt' es wär' mein Fehler, ſo zu ſchlafen," und daß er ſich gerechte Vorwürfe macht, den lieben Knaben geweckt zu haben.

46.

Religion.

Manchem iſt ſie Wiſſenſchaft, vielleicht die Wiſſenſchaft aller Wiſſenſchaft; Andern iſt ſie Unwiſſenſchaft, ja Anti-Wiſſenſchaft und Schutz vor aller philoſophiſchen Erkenntniß.

Der erſte Irrthum kann leicht gehoben werden, auch läßt ſich bei dem Wort „Wiſſenſchaft aller Wiſſenſchaften“ ſogar das Vortrefflichſte denken. Der zweite Irrthum iſt kaum ein humaner zu nennen und kann (ſo traurig es auch klingt) als ein — beſtialiſcher gelten. Sobald er zum Bewußtſein gelangt und ſich ſelbſt beſpiegelt, ſteigert ſich dabei die Frechheit bis zum Unerhörten, da das *reine Thier* auf religiöſe Anſchauung keine Anſprüche machen würde. Jener bekannte frömmelnde Jüngling, der vor langen Jahren einmal das ſeufzende Wort ſagte: „Nicht wahr, lieber Herr Hofmeiſter, wenn ich nur recht fromm bin, ſo brauche ich nichts zu lernen?“ war nicht bloß lächerlich bequem und träge, ſondern wahrhaft frech und ſündhaft. — Religion iſt Tiefe des Gemüths, durchaus Geſinnung, Element alles wahrhaftigen Lebens; wie möchten wir denn in einer ſolchen Lebensluft jemals das Streben verlieren können für irgend eine edle Wiſſenſchaft und Kunſt? — Frömmelnde Träumerei und enge Wörter-Andacht iſt der ſchlimmſte Müßiggang, denn er zeichnet ſich vor dem gewöhnlichen — der doch ſeiner ſelbſt bald überdrüßig zu werden pflegt — durch eine gewiſſe zähe Selbſtzufriedenheit aus, die zuletzt in völlige Erſtorbenheit übergehen kann. Und in dieſer Verfrorenheit ruft der Menſch dann doch wol noch: „Sehe, wie ich blühe!“

47.

Bedeutſamkeit des Gedruckten.

Die Erfindung der Buchdruckerkunſt iſt ohne Zweifel eine heilige, und der bloße Gedanke: „was Du jetzt ſchreibſt, wird durch dieſelbe vertauſendfacht, und geht dann oder kann wenigſtens gehen durch alle fünf Welttheile,“ ſollte ſelbſt den Leichtſinnigſten rühren oder erſchrecken können. Aber es rührt ihn nicht und erſchreckt ihn nicht. Der Gedanke, auch wenn er kommt, hat ſchon ſeine Stacheln und ſeinen Reiz verloren. Was iſt es denn nun mehr um ein gedrucktes Buch? oder gar um einen kleinen Aufſatz? Man ſieht dergleichen an, ſagt „Hm, hm“ oder „ei, ei,“ oder „ei der tauſend“ und legt ihn weg um morgen von neuem ein anderes „Ei, ei“ zu lallen. Freilich kann es ſo kommen, auch iſt es denkbar, daß von 100 Büchern 90 und von 1000 zerſtreuten Aufſätzen 990 zu Grunde gehen; es iſt aber nicht minder möglich, daß ein einziges gerettetes Exemplar, ein einziger Bogen, ein einziges Blatt noch nach Jahren, Jahrzehnten und Jahrhunderten nah und fern die wunderbarſten Wirkungen hervorbringt. Was Dir jetzt in einer müßigen Stunde der Genius oder der Kobold eingiebt, und was Du etwa nur ſo hinzutändeln meinſt, kann, durch ewige Lettern feſtgehalten, auch die Geſtalt und Gewalt eines Kobolds oder Genius gewinnen. Vergiß nicht, daß eine gedruckte Schrift doch mit aller Gewalt kaum wieder aus der Welt zu bringen iſt, ferner, daß es Bücher, Aufſätze, Blätter, oder gar Zeilen giebt, die mit jedem Jahre jünger, friſcher und lebendiger werden, und was Du jetzt auf Deinem Sopha für unſchuldig oder nur für pikant-angenehm hältſt, ohne genau darüber nachzudenken, kann Dir vielleicht nach zehn Jahren um Mitternacht plötzlich als ſehr ſchuldvoll, wüſt und verwüſtend erſcheinen. Unſere Vorfahren pflegten deshalb jungen Autoren einzuſchärfen, ſie ſollten ſich beim Schreiben ſämmtliche deutſche Kreiſe vor ihnen ſitzend und aufhorchend denken und dann unerſchrocken und muthig, aber beſcheiden und vorſichtig reden. Ich gehe noch weiter und bitte: Denkt euch ſämmtliche fünf Welttheile (bis zum jüngſten Tage) als eure Zuhörer, und überlaßt dann dem Himmel, ob ihr fünf Milliarden oder fünfhundert, oder funfzehn Leſer bekommen werdet. Dieſe funfzehn danken es euch gewiß, und ihr ſelbſt noch mehr, denn ihr werdet dann (falls ihr ihn noch nicht hättet) den rechten Muth und die rechte Beſcheidenheit, den rechten Ernſt und den rechten Humor bekommen. „Den rechten Humor“ wiederhole ich, denn der Himmel bewahre uns vor allem ſchüchternen oder gar finſtern Ernſt.

48.

Erinnerungen und Andeutungen aus meinem Leben *).

A.

Hagedorn's Hühnchen.

Wenn der erſte Strahl der Poeſie oder auch nur der zu poetiſchen Träumen hingerichteten Phantaſie in mich eingedrungen iſt, kann ich nicht genau angeben und vielleicht vermag das auch Niemand, da hier, wie ſich von ſelbſt verſteht, von keiner durch Buchſtaben, ſondern durch das Leben ſelbſt veranlaßten dichteriſchen Empfindung und Anſchauung die Rede ſein kann. Wohl aber weiß ich, daß ich ſchon im dritten oder vierten Lebensjahre des poetiſchen Leidens (der poetiſchen Empfänglichkeit), der Ahnung eines verhüllten Lebens in dem ſchein-

---

*) Bruchſtücke aus einem größern Werke, das ich nach einigen Jahren dem befreundeten Theile des Publikums übergeben zu können hoffe.

bar Todten, ſo wie der „Wonne der Thränen“ fähig war. Des erſten gedruckten Gedichts, welches mich mit dem geheimen Schauder der Poeſie anwehte, erinnere ich mich ſehr deutlich, und noch heute wirkt jene Uebermacht, die es auf mich in jenen Lebensjahren ausübte, auf eine ſeltene Weiſe fort. Es iſt die Hagedornſche Fabel vom „Hühnchen und Diamant“, das ich den Leſern, die nur vergeßlich ſind, ohne ſich der Vergeßlichkeit zu rühmen, hier gern wieder mittheile:

Ein verhungert Hühnchen fand
Einen feinen Diamant,
Und verſcharrt' ihn in den Sand.
„Möchte doch, mich zu erfreun,
Sprach es, dieſer ſchöne Stein
Nur ein Waizenkörnchen ſeyn.“

Ich konnte dies Lied nie laut herſagen, ohne von Rührung überwältigt zu werden, weshalb ich das auch bald unterließ, und obwol ich ſonſt im Buchſtabenmalen und Abſchreiben von Gedichten eine ganz eigene myſtiſche Freude fühlte, ſo konnte ich mich doch nicht entſchließen, dieſes Gedicht abzuſchreiben, weil ich mich vor demſelben fürchtete. Sonſt machte ich mit den Liedern wenig Umſtände, ſobald ſie bloße Urtheile und Sentenzen enthielten, und auch die Empfindungen zogen mich nur an; wenn ich den Empfindenden zu ſehen glaubte. Wie angenehm mochte das Hühnchen geweſen ſein, wie graziös-lebendig und fröhlich! aber jetzt hungerte es, und ſeine Schönheit war geſchwunden. Da ſuchte es nun überall herum, immer noch harmlos und genügſam, ſelbſt mit der gemeinſten Nahrung; aber auch dieſe fand es nicht, und der Hunger wurde immer bänglicher und peinlicher, als plötzlich dem ſchon kranken Auge der magiſche Schein des ſchönen Diamanten entgegen funkelte. Wie freut es ſich an dem Glanz; aber es kann ſich nicht lange freuen, denn irdiſches Bedürfen zwingt es, von dem Glanz auch Nahrung zu verlangen, und die hat der Stein nicht. Da verſcharrt das arme Hühnchen mit letzter Kraft das leuchtende Kleinod, und ſtirbt. Das iſt freilich eine wehmüthige Geſchichte, aber mit nichten weinerlich, denn es iſt doch immer ſchön, daß das arme Thierchen noch vor ſeinem Ende einen ſolchen Glanz genoſſen hat. Ich habe als Kind oft von dieſem Hühnchen geträumt und ihm zu Hülfe zu kommen geſucht; doch war es jedesmal zu ſpät, und der ſchlimme Sand wollte auch den Diamant nicht wieder geben.

Aber auch in den Jahren der Erwachſenheit hat mir das Lied zuweilen Sorge gemacht, und in der That iſt es vieldeutig genug. Sind etwa — ich erſchrecke über meine eigene Frage — die deutſchen .... Dichter ſolche verhungerte Hühnchen? und gar im realſten Sinn? Es giebt deren allerdings; indeſſen ſind doch die meiſten, die mir vorgekommen, nicht allzuſehr mit den Sorgen für das Waizenkörnchen belaſtet — ein wenig Bemühung deshalb kann nicht ſchaden — ſondern was ſie drückte, war etwas viel Höheres, z. B. daß man oft den Sand mehr ſchätzte, als den Stein. Die Sache ließe ſich überlegen. Waren denn ferner gar keine Käufer in der Nähe, welche wußten, daß man für einen Diamant viel tauſend Waizenkörner einhandeln kann? Oder wäre etwa gar das verhungerte Hühnchen nichts Geringeres, als ein Abbild unſeres lieben alten Deutſchlands ſelber? Und hungert die beſagte Germania etwa bloß nach Waizen, Roggen, Gerſte und Spelt? Es ſind treffliche Gottesgaben und ſie hätte ſehr recht, wenn ſie darnach verlangte; aber nur? bloß? lediglich? allein nach dieſen? So ſchlimm ſteht es nicht, und ſelbſt eine Geſellſchaft der eingefleiſchteſten Philiſter mag bei der dritten Flaſche recht gern in den Bonbons Räthſel und Charaden finden. Man liebt alſo doch offenbar bei uns die Poeſie!! Die Poeten müſſen ſich nur hübſch artig und anſtellig zeigen, und das verhungerte Hühnchen hatte doch Unrecht — zu verhungern. — Wie? oder bezeichnete jenes Waizenkörnchen — auf die *edelſte* Getreideart hinweiſend — doch noch etwas Anderes? Weder Diamant noch *alltägliche* Nahrung? Sollte es etwa gar ein noch zu hoffendes ſchöneres, großartiger gebildetes und für ſeine großen Denker und Dichter zärtlicheres Deutſchland bedeuten? Ein regeres Leben? — Darnach könnte ſich freilich ſelbſt ein gutes Hühnchen und Täubchen ſehnen, aber darüber vor Gram untergehen wird es ſchwerlich, und der Dichter hätte, wenn er ſo etwas gewollt, eher einen Falken oder Adler aufführen müſſen. — Uebrigens iſt dem alten, doch immer jungen und leider ſchon als fünf und vierzigjähriger Jüngling geſchiedenen Hagedorn manches Bedeutende zuzutrauen, denn ſchon im Jahre 1746 nannte ihn Klopſtock den freien gottvollen Poeten, was viel ſagen will. Sonſt hat er freilich mit ſeinem rührenden Gedichte nur wenig anzufangen gewußt, denn er ſetzt ihm die Zeilen unter:

Unglückſel'ger Ueberfluß
Ohne nöthigen Genuß,
Der ihn ſchätzbar machen muß.

Die berührten mich als Kind gar nicht, und auch als Erwachſener fand ich ſie ein wenig matt und nicht ſonderlich hieher gehörig *).

II.

Schönes Wetter.

Es ſcheint mir ſehr wichtig, zu unterſuchen, was ein Kind Aeußeres bedarf, um ausgezeichnet vergnügt zu ſein. Ich ſelbſt bedurfte außer dem, was die vierte Bitte enthält, nie etwas Anderes — als ſchönes Wetter, weshalb ich auch, beiläufig geſagt, nie ein Wettergeſpräch (es hätte ſonſt ganz ungebührlich lang ſein müſſen) für unintereſſant erklären konnte. Das bloße Wort „Mai" hatte für mich einen Zauberklang **) und die Zuſammenſetzun-

---

*) Sollte mir etwa ein Kritiker trocken und verwundert erwiedern: H. habe ja nur eine einfache Fabel machen wollen, und es ſei ja Alles ganz offen und äſopiſch klar, ſo will ich ihm bloß die Möglichkeit zu Gemüthe führen, daß er mich doch wol nicht ganz verſtanden habe.

**) Um ſo ſchmerzlicher war mir ein trüber kaltregnigter, gleichſam mislungener Mai, und ſchon als Knabe verwandelte ich dann das Logauiſche Epigramm — das ich ſehr früh kennen lernte — „Dieſer Monat iſt ein „Kuß" in ein ärgerliches: Dieſer Monat iſt ein „Guß".

„Maiblumen“, „Mairegen“, „Maibutter“ u. ſ. w. dufteten, kühlten und ſchmeckten nicht minder ſchön als die Sachen ſelbſt, die ſie bezeichnen. Beſſer vielleicht. Indeſſen fand ich doch auch ſpäterhin bald Mittel, auch das ſchimmſte Wetter zu genieſſen, aber es mußte dann recht ſchlimm ſein. So konnte ich z. B. mit dem böſen November eine Art von Mitleid empfinden, weil alle Welt ihn tadelte und er doch nicht „dafür könne“, daß er ſo garſtig ſei. Ich fragte ihn oft: „haſt Du denn gar nichts Schönes?“ und wenn man wirklich kindlich alſo fragt, findet ſich immer eine gute Antwort.

Glaube ja nicht, lieber Leſer, als erzählte ich Dir dieſe Kleinigkeiten als etwas Köſtliches und Nachahmungswürdiges; im Gegentheil bitte ich Dich: Frage nicht ſo viel nach ſchönem Wetter, als ich that, thue und vermuthlich bis ans Ende immer thun werde. — Ein ſtetes Maigefühl aber wollen wir Alle ſtets zu erſtreben ſuchen.

C.

Die Secunde und das Leben.

Schon als Kind und Knabe konnte ich über die Art und Weiſe, wie die meiſten Menſchen ſo hinlebten, ſehr zürnen oder Mitleid fühlen, und wenn ich aufmerkſam gemacht wurde, daß mir das nicht zieme, ſo begnügte ich mich, es für völlig unbegreiflich zu erklären. Jeder Eindruck ging bei mir in die Tiefe, beſonders aber der, den die Dichter machten. Ich erinnere mich noch ſehr wohl, als ich zum erſtenmale die Hölty'ſchen Zeilen hörte:

— — — — jeder Secundenſchlag
Reißt uns dem Sterbebette näher,
Näher dem eiſernen Todesſchlafe.

welch' ein ungeheurer Schauder mich ergriff. Ein kleiner Freund ſagte dabei: „hübſch gegeben“, und es war ein Glück, daß er es ſagte, denn ich durfte mich über dies kühle Lob ärgern, ſonſt hätte mich der Ausſpruch des Dichters zu tief erſchüttert. Ich konnte ſeitdem den Perpendikelſchlag der großen Wanduhr nicht hören, ohne an Hölty's Wort zu denken. Das Gefühl dabei war nicht weichlich; doch hatte es für das Kind einen viel zu großen tragiſchen Schauder. Indeſſen raffte ich mich bald auf, und ob mich gleich der Gedanke an die unſägliche Kürze des Lebens nie ganz verließ, ſo beſchwichtigte ich ihn doch immer durch den Vorſatz, nach Möglichkeit jede Secunde mit etwas Gutem, Tüchtigem, Heiterm auszufüllen, woraus endlich die Ahnung des — Humors hervorging. Noch heute bin ich überzeugt, daß Niemand wahren Humor haben oder auch nur verſtehen könne, deſſen Seelengrund nicht ernſt, tief und tragiſch iſt.

Da mir das Leben überhaupt und vollends das Leben jedes Einzelnen überaus wichtig war, ſo erkundigte ich mich überall eifrig und genau nach der Art, wie man lebe, wurde aber nie befriedigt. Einige konnten gar nicht antworten, denn ach! wenn vom Leben geſprochen wird, wiſſen ſie am wenigſten, wovon die Rede iſt; thut aber vollends ein Kind dieſe Frage, ſo begreifen ſie nicht, wie es etwas wiſſen wolle, was ſie auch als Erwachſene nie ſonderlich betrachtet haben, und werden verdrießlich. Andere gaben wirklich Antworten, doch waren ſie theils zu materiell, theils zu allgemein. Es war die Rede von vormittägigen Arbeiten, dem zu Tiſche Gehen, ein wenig Mittagsruhe, Spazierengehen, Komödie, Geſellſchaften u. ſ. w. Das Alles war ganz gut, ſchien mir jedoch nicht das eigentlich löſende Wort des Räthſels zu ſein. Es war ein ſonderbarer Zwieſpalt in mir, denn während noch jenes Hölty'ſche Schreckenswort von der Secunde in mir vorwaltete, konnte ich dennoch nicht begreifen, wie ſich die Menſchen in die Länge der Zeit fänden, da ſie ſo wenig thaten oder zu thun ſchienen. Der Tag hat doch nun einmal volle vier und zwanzig Stunden, die durchaus ihr Recht haben wollen. Länger als ſechs oder ſieben Stunden ſchläft man doch nicht, und mit Eſſen und Trinken kann auch höchſtens Eine hingebracht werden. Antwortete man mir nun auf meine Frage „wie ſie gefüllt worden ſeien?" „mit Arbeit" oder „immer fröhlich", ſo war ich trotz der Kürze dieſer Replik wohl zufrieden, denn ich war Gott Lob! nicht proſaiſch genug, nach einem beſtimmten Zwecke der Fröhlichkeit zu fragen, und was die Arbeit betrifft, ſo erkannte ich die Unbedingtheit des Gebotes gern an. Sehr anziehend war mir auch die Antwort: „man habe viel zu denken gehabt"; fragte ich aber weiter, was man denn eigentlich gedacht habe, ſo erfuhr ich Manches, was, wie mich dünkte, gar nicht der Mühe werth ſei, ſo weitläufig gedacht zu werden. Alles das, meinte ich, ſei ja bereits ins Reine gebracht, und man habe nicht nöthig, immer wieder von vorn anzufangen. Auch von Nichtsthuerei und geſchäftigem Müßiggang erfuhr ich, und daß manche reiche Leute, die keine Geſchäfte hätten, ſehr an Langeweile litten. Das hatte ich freilich früher geahnet; jetzt aber, da ich die Beſtätigung hörte, erſchien mir jener Zuſtand als wahrhaft fürchterlich. Ein ſehr reicher, durch Geſchäftloſigkeit und Langeweile aufgeſchwemmter Mann, der zuweilen mit einem nichtsſagenden Geſichte zum Fenſter hinausſah und ungebührlich laut gähnte, erregte mein innigſtes Mitleiden, aber auch ein unheimliches Gefühl, als brauche er nicht einmal in die Hölle zu kommen, weil er ſchon darin ſei. Dafür aber konnte ich — doch mußte es freilich ſchönes Wetter ſein — ſelbſt die Arbeiter auf der Chauſſee von Braunſchweig nach Wolfenbüttel ſehr glücklich preiſen, weil ſie doch immer die hübſche Gegend genießen könnten. Nicht ohne Schrecken hörte ich einſt von einer Menſchenklaſſe, die man ſogar beneidete, weil ſie nie nöthig hätten, zu arbeiten, indem ſie von ihren Renten lebten, denn mir kamen ſie im höchſten Grade unglücklich, ja ſündhaft vor; auch meinte ich, ſie würden ſchwerlich ſehr geliebt. Sie *müßten* ferner Langeweile haben, und um dieſe, als den allerunerträglichſten Zuſtand, zu verſcheuchen, würden ſie vermuthlich auf ſchlimme Gedanken und Mittel verfallen. Ich wurde mit dieſem Gedanken, wenn ich ihn ausſprach, faſt immer ausgelacht; da man aber eben nichts Reelles dagegen aufbrachte, ſo blieb er noch eine Reihe von Jahren. Ich weiß, wie lebhaft er mich beſchäftigte und ſelbſt bei Gelegenheiten, wo er wol nicht leicht Jemandem kommt. Als ich einſt auf dem Komödienzettel in dem Perſonenverzeichniß des Luſtſpiels „die Eiferſüchtigen, oder keiner hat Recht“ las: „Herr Raſt, ein Mann, der von ſeinen Renten lebt“, erklärte ich unbedenklich, dieſer Mann habe gewiß nie Recht, eben weil er bloß von ſeinen Renten lebe, und deshalb nichts zu thun habe. Ich vermuthete, er bringe den ganzen Tag bloß aus Verzweifelung mit Eiferſüchteleien hin, und, da ich gehört, die Dichter hätten die Pflicht, im fünften Acte auch die ſchlimmſten Leute zu beſſern, ſo hoffte ich, er werde dann wenigſtens die Hälfte ſeiner Renten verlieren, dafür aber ein gutes Amt bekommen, z. B. das eines Nachtwächters, ein Geſchäft, für das ich ein beſonderes Intereſſe hatte, worauf ich vielleicht ein andermal zurückkommen werde. Mein Abſcheu vor allem Müßiggang wuchs ſo ſehr, daß, als ich einſt von einem funfzigjährigen

Manne hörte, der im Schlafrock und Pantoffeln Vormittags in der groſsen, ſchönen Küche auf und ab zu gehen pflegte, und zuweilen in die Töpfe guckte, die ſehr gefährliche unmoraliſche Aeuſserung wagte, der liebe Gott werde gewiſs einem tüchtigen leidenſchaftlichen Mörder weit eher vergeben, als ſolch einem miſerablen Lump, worüber ich, wie billig, einen ſehr ſtrengen Verweis erhielt.

Möge hier Niemand bei dieſem Widerwillen gegen alle Nichtsthuerei eine bloſs moraliſche Pedanterie ahnen. Die konnte es nicht ſein, weil ſie ſich in keiner einzigen andern Beziehung zeigte. Alle Uebertreibungen eines an ſich richtigen Gefühls gingen nur aus dem Unvermögen hervor, die furchtbare Raſchheit der Secunde mit der Länglichkeit und Zähheit einzelner Stunden und Tage zu Einem Geſichtspunct zu verſammeln, was mir erſt als Jüngling völlig gelang. Nur wer das vermag, hat ein Recht, über den Knaben, der die Zeit noch nicht als Ewigkeit, und die Ewigkeit noch nicht als Zeit erfaſste, zu lachen; wer es nicht vermag, würde wol noch tief unter jenem Knaben ſtehen, weshalb ich ihm rathen möchte, die Stacheln gegen ſich ſelbſt zu ſchärfen, und erſt recht honett unglücklich zu werden, um dadurch nach und nach auf honette Glückſeligkeit Anſpruch zu bekommen.

Ferner will ich noch, um bei Leibe keine zarte Seele zu betrüben, gern hinzuſetzen: Erſtlich, daß ich ſeit der Zeit die Freuden des ächten ſüßen Nichtsthuns ganz und gar erkennen gelernt habe; zweitens, daß ich den Stand der von ihren Renten lebenden Menſchen viel heiterer anſehe, und glücklicherweiſe einige ſehr ſchätzbare Rentiers und einige ſehr liebenswürdige Rentieren kenne. — Drittens: Noch immer habe ich die Sitte, bei der Lectüre eines *neuen* Komödienzettels mir das Stück dazu zu machen, aber ich gehe keinesweges dabei ſo fürchterlich zu Werke, wie ehemals bei den Schröderſchen Eiferſüchtigen. Jetzt richte ich Alles ſehr luſtig zu, und ohne Ruhm zu melden, meiſtens kurzweiliger als das iſt, was ich dann Abends nach ſechs Uhr zu hören bekomme.

D.

Rede und Geſang.

Kann ich, wie oben geſchehen, ſo ungefähr angeben, wann der erſte Strahl der Poeſie in mir zündete, ſo vermag ich dies bei der Muſik nicht, denn ich erinnere mich keiner Zeit — eine dunkle Erinnerung reicht bis in den Anfang des dritten Lebensjahres — in der ich nicht ihre Wonne gefühlt hätte. Sie ſchien mir keine Kunſt, ſondern die höchſte und eigentliche Natur; ich meinte, man ſpreche nur aus Bequemlichkeit und weil doch meiſtens von unbedeutenden Dingen die Rede ſei; alles Schöne und Erhabene müſſe geſungen werden, wobei ich mich ſpäterhin auf den Kirchengeſang und auf das ſtete Singen in den Pſalmen Davids berief. Luthern liebte ich zuerſt wegen ſeiner großartigen genialpraktiſchen Liebe für die Muſik, und vielleicht habe ich als Knabe Niemanden ſo ſehr gehaßt als Zwingli, weil er ſich mit ſo ſchlechtem Witz — (wenn anders die bekannte Anekdote wahr iſt) — gegen den Kirchengeſang erklärte. Dann erſt ging mir der Gedanke an die reine Kunſt und Muſik der Sprache ſelbſt auf, allein nun trafen mich auch deſto größere Leiden, denn mit welchem Leichtſinn und Ungeſchick behandeln die meiſten Menſchen ihre Sprache! Sie wollen nichts weiter damit, als ihr gewöhnlich nur materielles Bedürfniß zu erkennen geben. Selbſt ihr phyſiſches Organ zu bilden, fällt ihnen kaum ein. Wir hören meiſtens dumpf und dunkel, oder krächzend und ſtöhnend, blökend oder bellend, ſchnatternd oder zirpend, ſtotterig oder ſtockig u. ſ. w. reden. Und nun vollends die eigentliche Kunſt der Rede, die doch nichts weiter zu berückſichtigen hat, als das edeleinfältige Geſetz der Natur, wie wird ſie vernachläſſigt? man darf kaum ſagen „vernachläſſigt“ denn es fällt nur Wenigen ein, ſich darum zu bekümmern. — In wie weit ſich dieſe Sünde auch bei den gebildeteren Ausländern findet, weiß ich nicht genau zu beſtimmen; daß ſie ſich aber bei den Deutſchen am meiſten rächt, leuchtet ein, da unſre Sprache (unſäglich ſchwer, weil ſie genialiſch iſt) nur dem Tiefſinn und der Kindlichkeit, dem edeln Denker und der harmloſen Naivetät *leicht* zu handhaben ſein kann. — Und doch will ſie Jeder aufs Gerathewohl ſo hinſprechen! — Jene Sünde iſt aber auch eine unverzeihliche, denn unter allen Völkern, (die Italiener vielleicht ausgenommen) hat keines ſo viel Anlage zum Geſang, als das unſrige. Ich habe manche Kinderfrau Wiegenlieder, und manche Chorſchüler in kleinen deutſchen Städten Choräle ſingen hören, mit ſo rein ſtarken oder ſanft milden und ſichern Tönen, daß ich nur ſchnell reiche Lords und feurige Vicomte's herbeigewünſcht hätte, um ſie für die weitere Ausbildung von Stimmen zu intereſſiren, die ſie in ihrem Vaterlande nicht leicht gefunden haben würden, und die bei uns ziemlich gewöhnlich ſind. Schade nur, daß manche dieſer guten Sänger und Sängerinnen die Sprache ſo vernachläſſigen, und ich habe als Kind nie begriffen, wie ſich ſolche am Clavier mit melodiſchen Tönen begabte Perſonen in ihrem Geſpräche mit widrig ſchrillender, ſplitterig zerhackter Rederei begnügen konnten. Manche, und zwar die herrlichſten Lieder ſollten immer nur geſungen geleſen werden, denn ſie ſind ohne Zweifel ſingend geſchaffen worden, z. B. das über alles Lob*wort*, aber nicht über allen Geſang erhabene Goethiſche „Fülleſt wieder Buſch und Thal neu mit Nebelglanz" u. ſ. w. Ich habe als Knabe, noch ehe ich des Dichters Ausruf: „O wie häßlich ſieht in Lettern ſchwarz auf weiß das Lied mich an!" kannte, oftmals geſagt, es ſei zu bedauern, daß dergleichen jemals mit der Druckerſchwärze etwas zu thun habe. Das war freilich ſehr „überſchwenglich" geſprochen, aber ein guter Sinn liegt doch darin.

Andere Gedichte *ſcheinen* ſogar beim bloßen Leſer nur von geringem Gehalt, und zeigen ihre ganze Macht erſt durch den Geſang, den ſie aber nicht erſt von außen bekommen, ſondern eigentlich mitbringen. So kann ich mir z. B. denken, daß ſelbſt ein ganz leidlicher Menſch die beiden Gedichte von der Schäferin: „An dem ſchönſten Frühlingsmorgen“ und „Bei dem Glanz der Abendröthe“ nur „recht artig“ findet; vermag er aber ſie zu ſingen, oder hört er ſie mit rein thätiger Aufmerkſamkeit muſikaliſch vortragen, ſo wird er in ihnen ein vollſtändiges, höchſt anmuthiges Gemälde von angenehm leichtfertigem Uebermuth und ſinnvoll ſüßer Beſtrafung, einen kleinen dramatiſch-idylliſchen Roman mit dem ſchönſten Wechſel der Decorationen zu genießen bekommen.

Aber ich gehe noch weiter, denn warum ſollten wir bloß ausſchließlich von metriſchen Gedichten reden? Die ächte Proſa z. B. für den Roman, Biographie, Geſchichte u. ſ. w. ſteht eben ſo wohl unter den Geſetzen der Muſik und des Geſanges, als die ſogenannte gebundene Rede, und die meiſten Kapitel im Wilhelm Meiſter — um doch ein Beiſpiel anzuführen — deuten auf einen gewiſſen poetiſch-rhetoriſchen Generalbaß hin, deſſen Exiſtenz (obwohl bisher nie erwähnt) doch nicht zu bezweifeln iſt.

Es iſt etwas unendlich Zartes mit der Stimme des Wohllauts, die in einer Menſchenbruſt „wohnen kann. Sie gleicht einem edelreinen, auf eine geheimnißvoll höhere Abkunft deutenden Schwan, doch läßt ſie ſich nicht, wie dieſer (nach der Fabel), nur ſterbend vernehmen, obwol freilich im Tode um den melodiſchen Menſchen die ſüßeſten Melodien rauſchen mögen, wenn nicht etwa ein roher Krankheitsdämon auch dann noch mit Fäuſten nach ihm ſchlägt. — Iſt aber die Geſangesſtimme ſo zart, ſo ſollten wir ſie wahrlich nicht bloß vor Erkältung durch äußere Luft ſchützen, ſondern vor allen ſolchen Leidenſchaften, die in ſich ſelbſt und in ihrer Erſcheinung keiner Harmonie fähig ſind. Es iſt ein entſetzlicher Gedanke, daß ein edler Sänger oder eine zarte Sängerin in einer einzigen Nacht, ja vielleicht in einer einzigen Minute ihre Stimme auf immer verlieren könne, und welch ein Erwachen dann mit der kranken Bruſt, aus der die Nachtigall oder der Schwan entflohen ſind!! Dann giebt es nur den Einen Troſt, daß die innere Muſik, die ſich Niemand erlaſſen darf, vor keinem Novemberſchauer entweicht, ſondern nur durch unſre eigne Schuld. Und die ſei ewig fern von uns! —

Schon als Knabe konnte mich indeſſen jener Gedanke, wie leicht eine ſchöne Stimme verloren gehe, gewaltig ergreifen, und um ſo mehr, da ich bei etwaigen Klagen deshalb, ſelten nur Theilnahme fand. Die Menſchen in der Regel ſind ſo ſehr mit ihren momentanen Zuſtänden beſchäftigt, daß ſie nicht wohl begreifen, wie man beſonderes Intereſſe einem Leiden ſchenken möge, das in ihren Kreiſen nicht vorkommt. Wird der Vetter Michel und die Baſe Trine, die doch ſonſt ihr Eß- und Trinklied leidlich ſingen, auch einmal heiſer: das iſt kein Unglück; ja blieben ſie heiſer, was wäre es mehr? Man würde es kaum merken.

In ſpäteren Jahren milderte ich mir jenen trüben Gedanken durch den oben angegebenen von der innern Muſik und ſetzte gewöhnlich hinzu, es ſei doch gar ſchön, daß, wenn Jemand als ein tugendhafter Menſch zu Bette gehe, er doch die gewiſſe Ausſicht habe, auch als eine wohlanſtändige und moraliſche Perſon wieder aufzuwachen. Dieſem großen Ernſt liegt jedoch der Muthwille und der Humor ſehr nahe, und wir brauchen uns nur einmal das Gegentheil zu denken, um vor unſern Augen eine Welt des Lächerlichen eröffnet zu ſehen. — Wie? wenn einmal der allerſolideſte Philiſter mit den moderateſten Gedanken einſchliefe, und als beißend ſatyriſcher Dichter wieder aufwachte? oder wenn eine zarte Dame im Blüthenalter der Em-

Empfindung, ganz erfüllt von Mondſcheingefühlen einſchlummerte und die aufgehende Sonne mit furchtbaren, auserleſenen Dragonerflüchen begrüßte? u. ſw. Es ließe ſich daraus ein vortreffliches phantaſtiſches Luſtſpiel bilden, aber es würde dazu eine Fröhlichkeit gehören, die von der jetzigen Zeit eben nicht begünſtigt wird. — Wider ihren Willen, ja zu ihrem größten Leidweſen haben indeſſen ſchon manche ſehr ernſthafte Dramen- und Romanendichter hier gewiſſermaßen vorgearbeitet. Manche Romanperſon, die Seite 15 als ein ſehr gefährliches, grauſames und fürchterliches Weſen verkündet wurde, zeigt ſich ſchon Seite 50 höchſtens als ein mittelmäßig ſtößiger Widder, und Seite 500 als ein nur etwas ſchmutziges Schaaf, dem ein Paar Hörner aufgebunden ſind, und mancher dramatiſche Böſewicht theilt mit dem König im geſtiefelten Kater das Schickſal, daß man ſich im Parterre in's Ohr flüſtert, er bleibe ſeinem Charakter doch auch keinen Augenblick getreu.

Die Sache iſt ergötzlich genug, um gelegentlich einmal zu ihr zurückzukehren.

K.

Menſchenkenntniß und Menſchenliebe.

Es mag befremden, aber ich muß unumwunden ſagen, ich habe mich in meinem ganzen Leben nur ſehr ſelten in einem Menſchen geirrt, d. h. ich habe beim erſten, zweiten oder höchſtens dritten Geſpräch immer genau gewußt, wie es mit ihm ſtehe, oder ob er überhaupt ſtehe. Damit dies aber nicht zu ſtolz klinge, ſo will ich zuvörderſt erklären, daß ich jedem Denkenden und Fühlenden daſſelbe Talent zuſchreibe, und es bloß auf ihn ankommt, es auszubilden. Aber freilich wie ſelten wird das ſinnliche Anſchauungsvermögen und nächſtdem das geiſtige geübt! Die wenigſten Menſchen können auch nur ein gemaltes Bild recht anſehn; wie möchten ſie ſich aus dem Geſicht, den Geberden und der ganzen Haltung eines Menſchen ein Ergebniß zu ziehen wiſſen! Schon der Umſtand iſt ſchlimm, daß ihnen jedes neue Geſicht meiſtens imponirt, weshalb ſie daſſelbe auch furchtſam ſtaunend anzuſehen pflegen, wie etwa — (ich kann die alte derbe ſprichwörtliche Redensart nicht unterdrücken) — die Kuh das neue Thor. An die Geſichter der Tanten und Oheime haben ſie ſich nach und nach glücklich gewöhnt, denn ſie verſpeiſen wöchentlich zweimal mit ihnen ihren Braten und ihre Langeweile, und wenn ſie auch keineswegees immer „ſo fröhlich zuſammen ſitzen“, und einander „ſo lieb haben“, ſo fühlen ſie doch die Behaglichkeit der Ungenirtheit. Sie werfen kein Senkblei mehr aus, und es fällt auch nie ins Unermeßliche, ſondern ſie können ohne alle Mühe in die kleinen, kurzen Seelen hinunter gucken und jeden Kieſelſtein zählen. Wie aber, wenn nun plötzlich ein armeniſches, ſpaniſches, ſchottiſches u. ſ. w. Geſicht hereinträte? Entweder ſchaudern ſie zurück und wollen nichts damit zu thun haben, oder ſie finden es in unendlicher Gutmüthigkeit im höchſten Grade intereſſant, und können dann aus Demuth den Beſitzer jenes ausgezeichneten Geſichts nicht kennen lernen.

Andere ſind viel zu leichtſinnig und oberflächlich, um die Menſchen zu erkennen, Andere geben ſich nicht einmal die Mühe, ſie wollen bloß Converſationsbekannte und dazu ſind in der Regel auch die gewöhnlichſten Weltleute und Geſchäftsmänner (ſo lange ſie nicht durch Ausſchweifungen oder zu vieles Arbeiten abgeſtumpft ſind) gut genug. In jedem Falle bleibt jedoch die Kunſt, im Menſchen zu erforſchen, eine wahrhaftige Kunſt, die ſich eben ſo wenig lehren läßt als die Poeſie, obwol man Manches angeben kann, was dazu gehört, und was nicht. Zur Menſchenkenntniß iſt vor allen Dingen nöthig die Menſchenliebe; das Geringhalten der Menſchennatur überhaupt, ſo wie Mistrauen im Allgemeinen haben immer Unrecht.

Wie aber alle Tugenden unter den einengenden Bedingungen des Lebens nie eine vollſtändige Glückſeligkeit bewirken, ſondern im Gegentheil die zarteſten (wenn auch immer bildenden) Schmerzen erzeugen können, ſo iſt gerade die Menſchenliebe die Tugend, welche, wenn ſie die Menſchenkenntniß befördert hat, uns dennoch den ruhigen Genuß derſelben nur ſelten verſtattet. Es nähert ſich uns ein Menſch mit Neigung und Vertrauen, er hat ſich alle erſinnliche Mühe gegeben, unſre Bekanntſchaft zu machen, er wünſcht mit beſondrer Lebhaftigkeit, wir ſollen ihm weiter helfen; das rührt uns und wir fühlen einen innern Drang, ihm zu helfen; aber wie wir ihn näher betrachten, finden wir doch Eitelkeit, und das „Zuvörderſt ſich ſelbſt wollen" als herrſchendes Princip in ihm. Dennoch hoffen wir noch immer, wir haben uns getäuſcht, und in ſtillen Abendſtunden ſpricht dann die Menſchenliebe: „Stehe es auch mit ihm ſehr mangelheißt; er iſt doch hülfsbedürftig, und Du wollteſt ihn um Deiner Bequemlichkeit willen verſtoßen, oder auch nur rauh und unfreundlich behandeln? Alle Menſchen ſind ja Brüder und Schweſtern und man muß Geduld und Nachſicht haben. Und dann denke Dir nur, welch eine Freude für Dich, wenn Du ihm wirklich helfen könnteſt! — Doch ſelbſt wenn nicht; helfen wollen iſt doch auch ſchon helfen." Dann kommt vielleicht noch eine gewiſſe halb tugendhafte, halb ſchwächliche Klugheit hinzu, und ſagt: „Bedenke ferner: Du haſt Dich ja doch ſchon drei= bis viermal mit ihm ziemlich eingelaſſen, und, vom Wein, Muſik und Poeſie des Abends beflügelt, warſt Du recht freundlich gegen ihn; willſt Du nun mit einemmale grämlich thun?" u. ſ. w. Dann wird der Umgang fortgeſetzt, bei dem nie etwas Gedeihliches herauskommen kann. Wir haben einen Läſtigen mehr in unſern ſtillen Kreis dringen laſſen, und wenn er ſich endlich bei fortſchreitender Mishelligkeit doch entfernen ſollte, wird es ſchwerlich ohne unangenehmes Gepolter abgehen. Ach! und wäre es nur damit abgethan; aber dem iſt nicht alſo, denn jene feineren und tieferen Schmerzen bleiben immer da, abgerechnet, daß der beſſere Menſch Reſpect ſelbſt vor den Trümmern einer untergegangenen Freundſchaft bewahrt, er auch gewöhnlich die traurige ſinnvolle Unart hat, zu oft an den verwelkten und doch noch immer ſtark duftenden Kränzen der Vergangenheit zu riechen. Wir können alle dieſe Leiden beſeitigen, ſo bald wir uns nur um die deckende Moosrinde oder Schildkrötenhaut bemühen wollen, in denen ſo viele Menſchen einher ſtolziren; da indeſſen eine ſolche Bemühung eben ſo unmoraliſch als unäſthetiſch ſein dürfte, ſo werden wir veranlaßt, uns bei den angegebenen Umſtänden ſo gut einzurichten und zu behelfen als möglich. Wer die edelſten Freuden genießen will, darf auch die tiefſten Schmerzen nicht umgehn, und wer ſiegen will, ſcheut die Wunden nicht. Giebt es ja doch auch verklärte Wundenmaale!

F.

Das Urtheil.

Ich hatte als Kind und Knabe einen beſondern Reſpect für das Urtheil der Erwachſenen, denn ich glaubte, es ſei das Ergebniß eines beſonnenen und möglichſt tiefen Nachdenkens; aber ach! wie oft wurde ich hier getäuſcht. Im Beſitz eines überaus ſtarken, treu behaltenden Gedächtniſſes mußte ich mit Schrecken erfahren, daß die meiſten Menſchen gar kein conſequentes Urtheil haben, und häufig ohne Sicherheit am 1. Januar loben, was ſie am 1. Februar gleichfalls ohne Entſchiedenheit bitter ſchmähen. So erinnere ich mich eines Mannes, der im Jahre 1790 innerhalb vier Wochen den Grafen Mirabeau, (der mir ſelbſt natürlich völlig unbekannt war) zweimal ſehr gerühmt und zweimal ſehr getadelt hatte; ohne auch nur im mindeſten um ſeinen Wankelmuth zu wiſſen. Mich betrübte dergleichen Gehaltloſigkeit ſo ſehr, daß ich nicht ſelten meine Zuflucht zu dem Glauben nahm, ich hätte wol nur falſch gehört; doch kamen der Fälle zu viele vor und ich reichte mit der Hoffnung, misverſtanden zu haben, nicht weit.

Mein eigenes Urtheil blieb ſich faſt immer gleich, und wenn ich es ja einmal ändern mußte, erklärte ich mir ſelbſt und Andern, die es hören wollten, mit Genauigkeit, weshalb ich mich hätte entſchließen müſſen, es zu verwandeln. — Was?! Das Urtheil eines Kindes und Knaben war feſt und dauerhaft? Ich wundere mich nicht über dieſe Verwunderung, doch kann ich ſie vielleicht heben. Das Urtheil des Kindes und Knaben entſteht nicht durch Reflexion, ſondern iſt lediglich das Product der Anſchauung, unmittelbar aus der Totalität des Gemüths: Liebe oder Abneigung; Liebe aber, auch die des Kindes, iſt gar nichts, wenn ſie nicht dauernd iſt. So liebte ich z. B. Gellerts Fabeln gar ſehr, weil ſie mir wie lebendige, gutmüthig ſcherzende und verſtändige Freunde erſchienen, und es freute mich, daß werthe Männer und Frauen dieſe Liebe billigten. Auch ein achtzehnjähriger Primaner, den ich für einen ausgezeichneten jungen Mann hielt, ſtimmte bis dahin immer ein und ließ einige Verehrung für jene Werke blicken. Leider aber hatten ihn ein paar abgeſchmackte Recenſionen, Gott weiß aus welchem alten Journal, andern Sinnes gemacht, und er äußerte nunmehr, es ſei doch, beim Lichte beſehen, an Gellert wenig oder nichts. Mir wurde dabei ſelbſt körperlich übel: ein Geſchick, dem ich leider auch als Erwachſener zuweilen ausgeſetzt bin. Jener Jüngling war nicht ſchlimmer als viele hunderttauſend Menſchen, für die am beſten das Wort „Sandhauſen-Naturen“ paßt. Aber freilich das Wiſſen, daß es eine ungeheuere Menge ſolcher zerriſſener und zerſpliſſener Naturen giebt, kann den Stachel des Schmerzes über ſie nicht abſtumpfen.

G.

Freudenſtörung.

War alſo auch mein Urtheil geſchärft, ſo war es deſto weniger meine Freude, und ich muß ſehr klagen, wie leicht ſie, wenigſtens für den Moment, geſchmälert werden konnte, und noch heut zu Tage kann ich z. B. Gellert nicht leicht leſen, ohne an die vielen Ungerechtigkeiten zu denken, die ſich eine ſpätere Zeit gegen ihn erlaubt hat.

Daſſelbe gilt natürlich auch und noch mehr in Beziehung auf lebende Menſchen, die ich liebe. Wird über ſie viel hin und her geſprochen und kreuz und quer Tadel vernommen, ſo werde ich mich ihrer mit großer Wärme annehmen und — wir ſind ja Alle am beredteſten, wenn wir unſer Geliebtes vertheidigen — nicht ſelten den Sieg davon tragen; aber meine Freude iſt doch geſtört! Es hat noch in meinen Jünglingsjahren Perioden gegeben, in denen ich die Mehrheit der Menſchen lediglich für privilegirte Freudenſtörer anſah. Ich haßte ſie deshalb durchaus nicht, ſondern bedauerte ſie herzlich, denn da es ihnen an Liebe fehle, hätten ſie auch — dünkte mich — eigentlich kein wahres Leben und keine wahre Freude und müßten deshalb wol auf Freudeſtörung ausgehen, um doch wenigſtens etwas zu thun zu haben und ſcheinbar fort zu exiſtiren. Man ſoll — ſage ich jetzt als Mann — die Sache nicht ſo auf die Spitze ſtellen, und die Zartheit des Gefühls nie und in keinem Falle zur Weichheit werden laſſen, doch wird man wohl thun, von den Gegenſtänden ſeiner Liebe immer nur zu den Auserwählteſten zu reden, und auch dann nur mit dem innigſten, aber beſcheidenſten Ausdruck, der ſich bekanntlich mit der Tiefe des Sinnes am beſten verträgt. — — Indeſſen bleibt es doch immer eine zarte Sache mit der Freude, und auch die ſchönſten Sentenzen beſchwören ſie nicht ſogleich zurück, wenn ſie einmal geſtört worden iſt.

II.

Caricaturen des Mephiſtopheles.

„Kommſt Du nur immer anzuklagen?" ſpricht (bei Goethe) der „Herr" zu Mephiſtopheles, und hat ohne Zweifel mit dem Tadel, der in dieſer Frage liegt, vollkommen Recht. Indeſſen kann jenes Weſen, ſobald wir ihm ſeine Exiſtenz zugegeben, durchaus nichts anders als anklagen, und dem klugen Teufel iſt es in ſo weit zu verzeihen, denn da er ſelbſt erklärt, daß ein „Diſcurs wie dieſer da“ (den er mit der Hexe hat) „gerade der iſt, den er am liebſten führt,“ ſo kann er im Verhältniß zu der göttlichen Klarheit nichts weiter thun, als „anklagen“ und verdammen. Geſchieht das dann mit Geiſt, ſo hört man gern zu, bedauert aber um ſo mehr, daß in menſchlichen Verhältniſſen gerade die nicht ſehr klugen Teufel gerade am meiſten von Anklagen Profeſſion machen. Nur wer das ewige Ja in ſeiner Seele hat, darf nach tauſend Seiten hin nein ſagen; wer aber jenes Ja nicht hat, deſſen Fertigkeit und Luſt am Neinſagen iſt durchaus gehaltlos. Ich habe als Knabe und Jüngling kaum ahnen können, wovon eigentlich jene ewig Negirenden, alles Poſitiven Entbehrenden geiſtig zehren und leben, bis mir endlich ihr trauriger Mechanismus fortzudauern deutlich wurde.

I.

Das Vergeſſen.

Wie man, was einmal in das Innere der Seele aufgenommen worden, jemals vergeſſen könne, habe ich nie begreifen wollen, und es ſchien mir ſtets der unſterblichen Seele höchſt unwürdig, einem durchſickernden Danaidengefäße zu gleichen, und doch ſah ich eine Unzahl ſolcher Gefäße. Die Menſchen, die doch ſonſt in der Regel ziemlich eitel ſind, tragen kein Bedenken, ſich eines ſchwachen Gedächtniſſes anzuklagen. Es mag hingehen, ſobald nur von Vocabeln- und Zahlengedächtniß die Rede iſt, obwohl wir billig auch das ſo viel möglich zu ſtärken ſuchen ſollten. Haben wir aber bei jenem Geſtändniſſe das Gemüthsgedächtniß im Sinne, ſo iſt die Schwäche deſſelben eine wahre Sünde, und wer ſich ihrer anklagt, ſagt, ohne es zu wollen: „ich bin eine poröſe, ſiebartige Natur.“

Im Gegenſatze aber iſt ein Alles behaltendes, durchaus Nichts vergeſſendes Gedächtniß ein großartiges Unglück, und es iſt wohl zu begreifen, wie Themiſtokles einſt einem ſogenannten Gedächtnißkünſtler, der ihm ſeine Wiſſenſchaft für einen mäßigen Preis anbot, einen viel größern verhieß, wenn er ihm die Kunſt zu vergeſſen lehren könnte. Gewiß nur Weniges wollte er vergeſſen, aber auch dies Wenige kann Leiden genug geben.

G. A. Bürger ſprach noch auf dem Sterbebette mit tiefer Rührung die bekannten Matthiſſonſchen Worte aus;

„Pſyche trinkt und nicht vergebens;
Plötzlich in der Fluthen Grab
Sinkt das Nachtſtück ihres Lebens
Wie ein Traumgebild hinab.“

Untergehend in der „See von Plagen“ wußte der herrliche Dichter und tief verwundete unglückliche Menſch keinen beſſern Troſt, als einen Tropfen aus Lethe's Wellen. Aber das Chriſtenthum kennt keinen Lethe, doch wenn wir ihm ganz vertrauen, ahnen wir wohl, daß es unendlich mehr hat und uns geben wird, als den Vergeſſenheitstrank, und wenn auch alle unſre edlen Wunden ſich hienieden niemals ſchließen, ſondern immer fortbluten ſollten: in dem reinern Aether einer noch verhüllten höhern Welt werden ſie alle heilen.

Mai und September.

Eine Sammlung

von

Novellen, Skizzen, Biographien, Geſprächen, Fragmenten, Kritiken und Gedichten

von

Franz Horn.

Erſter Band.

Iſerlohn,
bei W. Langewieſche.
1833.

Bibl. Regia
Berolinensis.

Inhalt.

Seite

Einleitendes. 1

Erſter Abend.

Wie eine Geſellſchaft zum Reden zu bringen ſei. 4

Zweiter Abend.

Verhältniß des erſten Abends zum zweiten. . 58
Der Tröſter, Novelle. 73
Aeußerungen über dieſelbe 179

Dritter Abend.

Der deutſche Michel. 191
Der Vetter Michel. 194
Hansmann. 208

Seite

Der alte Genius, oder Küchenmeister Schmalhans. 216

Welt. 223

Lob und Tadel der Deutschen. 225

Der Kern der Deutschen. 240

Die heiligen drei Könige, ein altdeutsches Bild. 252

Einleitendes.

Leſer, welche zu gern und zu raſch rangiren und klaſſificiren, werden vielleicht, wenn ſie gegenwärtiges Buch obenhin angeſehen und die Blätter an dem Daumen haben herabfallen laſſen, friſchweg ausrufen: „Alſo eine Art von Phantaſus oder von Serapionsbrüdern!“ Iſt Jemand ſogar mit Werken aus dem achtzehnten Jahrhundert vertraut, was heut zu Tage ſeltener iſt, als man zu glauben pflegt, ſo ſetzt er wol gar hinzu: „oder von Goethe's Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderter.“ Ja hat er vollends vielſeitige Beleſenheit, ſo denkt er auch wol an Boccaccio's Decameron. — Iſt er nur überhaupt wohlgeſinnt, ſo habe ich gegen alle dieſe Erinnerungen nichts einzuwenden, möchte jedoch ſeine Gedanken noch ein wenig ſteigern.

Die Form meines Buches ſcheint mir faſt ſo alt zu ſein, als die — Welt ſelbſt, oder doch wenigſtens ſo alt, als es überhaupt Geſellſchaften gegeben hat. Dieſe verſammeln ſich freilich leider oft genug bloß um mit einander zu athmen, zu ſpielen — ohne Idee des wahren Spiels — zu plaudern ohne Ernſt und Scherz, endlich zu eſſen und zu trinken; allein ſtreng genommen dürfen wir ſolche zuſammengelaufene Perſonen nicht als Geſellſchaft anſehen; denn, wie bereits Lady Macbeth ſehr richtig bemerkt: „Satt eſſen kann ſich Jedermann zu Hauſe." Die wirkliche Geſellſchaft kommt zuſammen, um ſich mit einander zu unterhalten, gemüthlich, ernſthaft und ſcherzhaft, lebendig gebend und empfangend, ob Gutes, oder Mittelmäßiges, oder Schlimmes, iſt eine zweite Frage. Gäbe es keine ſolche Geſellſchaft, ſo würden wir vielleicht nur ſehr wenige oder gar keine Erzählungen und Mährchen haben; denn der Menſch geht gewöhnlich mit ſich ſelbſt nur auf eine lyriſche, dithyrambiſche, elegiſche, dramatiſche oder epigrammatiſche Weiſe um, ſelten nur in epiſcher Art; wir würden ferner auch die meiſten Gattungen von Scherz, Humor, Ernſt, Pathos, ja eine unzählbare Menge von Bemerkungen, die ſich unmittelbar durch die Geſellſchaft und aus ihr erzeugen, entbehren. Die Bücher entſtehen freilich meiſtens in der Einſamkeit, aber ſie werden doch unmittelbar an die Geſellſchaft gerichtet. Der Autor hat immer den Leſer im Auge und ſoll es auch;

nur nicht auf ſo unbeholfene Weiſe, als es gewöhnlich geſchieht. Die Verſammlung von Leſern und Leſerinnen, denen er vorträgt, iſt ihm ſtets gegenwärtig, und um deswillen könnte man ſagen, daß gewiſſermaßen alle, oder doch beinahe alle erzählenden Schriftſteller nach Maßgabe ihrer Kräfte auf Boccaccio's, Goethe's, Tieck's u. ſ. w. Pfaden wandeln und lange vor der Geburt dieſer genialen Novellendichter wandelten, — weil ſie überhaupt nicht wohl anders konnten. — Und ſo will denn auch ich meine Geſellſchaft ruhig auftreten laſſen. Ich hätte das freilich können in einer Vorrede ſagen; allein ich habe ſchon früher geklagt, daß man unbegreiflicher Weiſe Vorreden — mir oft das Intereſſanteſte an einem Buche — zu überſchlagen pflegt, weshalb ich mich dieſer ohne Zweifel großen Gefahr nicht habe ausſetzen wollen.

Ueber den Titel meines Buches: „Mai und September“ brauche ich wol kaum etwas zu ſagen, da ſich der Blüten- und Fruchtmonat ſelbſt erklären muß. Ueber den realen und ideellen Mai ſprach ich ſchon früher; der September iſt vielleicht als der geſicherte deutſche Sommer zu betrachten.

Berlin, im November 1832.

Franz Horn.

Erſter Abend.

Wie eine Geſellſchaft zum Reden zu bringen ſei.

1.

Wenn uns Jemand ſo ſähe, ſagte Wilhelm, indem er behaglich umherblickte, ſo würde er nicht laſſen können, das gute Wort auszuſprechen: „Die Geſellſchaft war verſammelt und ſehr heiter; denn das Auge der ſchönen Wirthin leuchtete freundlich auf Alle herab.“

Er würde es ſagen dürfen, erwiederte Eduard, nur ſchwerlich drucken laſſen; denn dieſer Anfang iſt überaus verbraucht, und da muß man ſich denn ſchon geniren und eine neue Redeweiſe erfinden.

Wer wollte ſo ängſtlich ſein? ſtrafte ihn die Wirthin. Wenn man ſich vor allen guten Redensarten, die ſchon einmal gedruckt ſind, fürchten wollte, ſo dürfte man auch nicht mehr einen guten Morgen wünſchen, denn, wenn ich nicht irre, iſt derſelbe auch ſchon häufig vorgekommen; und ſo laſſe ich mir denn auch unſeres Freundes Lieblingsanfang in Büchern recht wohl gefallen, denn zuweilen folgt doch eine hübſche Novelle.

2.

Folgt nicht auch heute eine? fragte Clementine und ſah Wilhelmen an.

Beſte Freundin und gütigſte Leſerin, antwortete dieſer, ich ſchäme mich bis in's innerſte Geblüt des Herzens, aber ich bringe diesmal keine mit. Gott weiß, wie es mir gegangen iſt in den letzten vierzehn Tagen. Bloße Converſationsbekannte haben mich beſucht und zwar Vormittags, wo man im Reden oft viel zu vernünftig iſt, und höchſtens im Schreiben auch einigermaßen angenehm. Freundinnen klagten mir Vieles, und ich tröſtete leidlich, Recenſionen habe ich gemacht über fatale Bücher und bin dabei etwas grimmig geworden, was ſchwerlich der Mühe werth war. Dabei gediehen aber die Novellen nicht, obwohl der Menſch; denn er ſoll ſich auch des Vormittags ohne Unmuth unterbrechen laſſen durch Freunde ſelbſt vom zweiten und dritten Range; er ſoll nicht bloß gern tröſten, ſondern die höchſte Ehre darin finden, daß man ihm zutraue es zu vermögen, und er ſoll leidenſchaftlich werden und zürnen können, und doch im tiefſten Innern mild und gelaſſen bleiben.

Recht gut, erwiederte die Wirthin, bis auf das „zu vernünftig," was wol nie möglich iſt.

— Doch was fangen wir nun an? Ich frage nicht, weil mir bange wäre, denn wir Alle kennen ja, Gott Lob! die Langeweile bloß aus dem Wörterbuch, wo dabei ſteht, wie ſie auf engliſch oder franzöſiſch heißt; wir hatten uns aber nun einmal auf eine Novelle von Ihnen gefreut, und eine getäuſchte Hoffnung giebt immer ein Misgefühl.

3.

Ich weiß ein Mittel dagegen, ſagte Clementine; aber ehe ich es ſage, muß ich ordentlich erſt eine kleine Einleitung machen. Die meiſten Geſellſchaften in der Welt ſind deshalb unerfreulich, weil die Leute, die da zuſammenkommen, nur zufällig ſich zuſammenſetzen, ohne einander ſonderlich gut zu ſein, und weil ſie meiſtens von Dingen ſprechen, die den Sprecher ſelbſt kaum intereſſiren, weshalb der Angeſprochene vollends leidet. Das Alles kann uns nimmermehr begegnen; denn wir ſind einander gut und reden, wie es uns um's Herz iſt. Dennoch könnten wir uns wol zuweilen — wie ſoll ich mich ausdrücken? — ein wenig mehr zuſammennehmen und ſtraffer anziehen; und ſo, denke ich, möge heute einmal die Aufgabe ſein, es ſolle ein Jeder irgend etwas ſagen, was ihm gerade jetzt beſonders am Herzen liegt, es möge auch noch ſo geringfügig ſcheinen, als es wolle. Das iſt doch leicht und gut.

Vortrefflich, erwiederte Wilhelm, indem er ihr die Hand küßte, und ſo wollen wir, da bei ſolchem Vorſchlage kein Widerſpruch zu fürchten iſt, auch ſogleich anfangen; denn das iſt eben das Beſte, daß Niemand ſich vorbereiten konnte. Nach wem Sie Ihren Zeigefinger richten, der muß anfangen.

4.

Es war Eduard, ein junger lebhafter Mann, zuerſt aufgefordert worden. — Ich habe heute, ſagte er, einen ſeltſamen und verworrenen Tag gehabt, an welchem ich wol mehr geflucht habe, als ich je verantworten kann. Heute früh beſuchte mich ein ehemaliger Univerſitätsbekannter, den ich ſeit mehreren Jahren nicht geſehen, weil er während deſſen einen Theil von Europa durchſtrichen. Ich hätte mich gern der alten Zeit fröhlich erinnert, an deren köſtlichen Stunden er zuweilen einigen Theil genommen hatte; allein es waren keine ruhigen und ſtillen und deshalb auch keine erfreulichen Erinnerungen in ſeiner Gegenwart möglich. Das Reiſen hatte ihn übel verändert; er war — wenn ich mich ſo ausdrücken darf — ſtruppig, borſtig, ſcharfkantig, verwildert, und befand ſich leider gar wohl, faſt ſtierartig wohl dabei. Dieſes Wohlſein in genirender Ungenirtheit hielt er für die Krone des Lebens und hatte deshalb ſehr unartig Luſt, mir meine ganze Individualität nicht zuzugeben und mich für ausnehmend weich und zart zu erklären, was bei ihm den höchſten Tadel in ſich faſt. Da es mir nun nicht gut möglich iſt, bei dem erſten Wiederſehen eines alten Bekannten ſogleich mit dem ſchwerſten Geſchütz vorzurücken, ſo vertheidigte ich mich anfangs nur höflich, bis er endlich auch mein Studium der Philoſophie angriff und, da er einige italieniſche Bücher auf meinem Tiſche ſah, dieſe ganze Sprache eine ſüßliche Kokette und verweichlichende Sirene nannte. Da er eben aus Italien kam, ſo mußte ihn dieſe Seltenheit der Anſicht auszeichnen, und das wollte er eben. — Möchte das als Bizarrerie, die ſich ſelbſt ſtraft, hingehen; durch die Anfeindung der Philoſophie aber hatte er nicht bloß mich, ſondern die höhere Idee angegriffen, und ſo durfte ich denn etwas ſtärker ausfallen; ja ich will nicht verhehlen, daß ich zuletzt einigermaßen gröblich erſchien. Dadurch gefiel ich ihm jedoch nicht wenig, und er verſprach leider bald wiederzukommen.

5.

Der Vormittag war verderbt; denn mögt ihr auch Herkules's Stärke und Plato's Weisheit in eurer Bruſt vereinigen, ein widerliches Geſpräch dröhnt doch nach.

Ich ging zu Tiſch; denn leider müſſen wir ſogenannte Garçons ja an eine öffentliche Wirthstafel gehen, um dort, ſo oft wir den Garçon rufen, am bloßen Klang des Worts uns zu ärgern. Hin ſetzte ſich zu mir ein junger kecker, halbweg witziger Menſch, der aber leider vom Witze ſait macht und gleichſam auf ihn reiſet, wie auf eine Profeſſion. Ihm iſt jedes Geſpräch gewiſſermaßen einerlei, und er ſcheint das ganze Leben wie eine unendliche Reihe von Wörtern zu betrachten, über welche alle ſich etwas Geiſtreiches und Witziges ſagen läßt. Ach, es iſt etwas Köſtliches um den Witz und den Geiſtreichthum, aber etwas Entſetzliches, wenn ein Menſch noch viel geiſtreicher ſein will als geiſtreich. Einen ſolchen verdrießt es, wenn er ſagen hört, oder gar ſelbſt ſagen muß: „Guten Tag,“ oder: „Der Rinderbraten war heute erträglich zubereitet,“ oder: „Meines Stiefvaters Bruder iſt aus dem Budjadinger Lande glücklich zurückgekehrt,“ oder ähnliches einfach Unſchuldiges; ja er kann es eigentlich gar nicht ſagen, ſondern ſpritzt auf den guten Tag, auf den Braten und auf des Stiefvaters Bruder eine Menge von wohlriechendem Waſſer, oder, in Ermangelung deſſen, geſchwefelten Wein und Branntwein des Geiſtes, ſo daß zuletzt der gute Tag und der gute Vatersbruder ganz darin ertrinken.

6.

Dieſer ſogenannte Jüngling begleitete mich nach Tiſch vor das Thor und ſprach zwei Stunden ununterbrochen von häuslicher Glückſeligkeit und Napoleon, von Ulfilas und von der Sonnenjungfrau, von den Alpen und vom Buchhandel, vom weſtphäliſchen Frieden und von Polizeianſtalten.

O Himmel! es war eine ſchlimme Lage, obwohl er einiges nicht Ueble ſagte. Ich lud ihn endlich ein ſich zu ſetzen; er that es und ſchlief bald vor Ermüdung ein. Ich ſchrie ihm in die Ohren, ich könne unmöglich auf ſein Erwachen warten; er erwiederte, ich möge thun nach meinem Wohlgefallen, und da ohnehin in der ſchönen Au weder von bengaliſchen Tigern noch calabriſchen und andern Räubern etwas zu beſorgen war, ſo durfte ich mit gutem Gewiſſen fliehen. Doch ob ich gleich hinterher noch ein wenig in unſerm lieben Göthe las, ſo wollte ſelbſt der heute nicht helfen, und ich eilte hieher, um Troſt in der Nähe theurer Menſchen zu finden.

7.

Solcher Leute, wie der zuletzt Geſchilderte, ſagte Wilhelm, der mit Theilnahme zugehört hatte, gehen allerdings einige herum, und ſie kommen mir vor wie Fläſchchen mit ziemlich wohlriechendem und ſtarkem Waſſer gefüllt; da ſie aber immer offen ſtehen, ſo verduften ſie und geben zuletzt eine höchſt unangenehme Empfindung.

Und zwar eine ſolche, erwiederte die Wirthin, nach der ſelbſt die Freude an der Poeſie nicht ſogleich zurückkehren will; ſo daß ich mich auch nicht wundere, daß ſelbſt Göthe unſerm Freunde heute nicht hat zuſagen wollen. In ſolchen Fällen hilft am beſten die Muſik, als die kindlichſte Kunſt, die auch das meiſte Mitleid mit dem Menſchen zu haben ſcheint, und ſo wäre es doppelt wünſchenswerth, wenn unſere Mathilde den Freund und uns Alle durch ihren reinen und ſeelenvollen Geſang erfreuen wollte.

Die gute Mathilde, längſt gewohnt, das Talent des Geſanges keinesweges als ein erworbenes, ſondern rein gegebenes zu betrachten (weshalb auch die Ziererei mit demſelben vielleicht die widrigſte iſt), ſang das Lied von dem Grafen und dem Zwergenfeſt und hatte die Freude, als ſie geendet, von Eduard zu hören: Sie geben mir eine Blume, deren Duft nicht leicht verwehen kann, oder noch einfacher: Man hört Sie noch lange, wenn Sie aufgehört haben.

8.

Der Zeigefinger der Wirthin hob ſich jetzt gegen Rudolf, einen jungen Mann, den man im Ganzen wohl leiden mochte, nur nicht in jedem Augenblicke; denn er konnte mitunter auch ziemlich unliebenswürdig ſein, ja es ſchien ihm zuweilen gar Vergnügen zu machen, die ganze Welt auf den Kopf zu ſtellen und ſich mit. Dennoch ſiegte immer bald das gute Princip in ihm, und es ließ ſich hoffen, daß die krauſen Bizarrerien, an denen er bis jetzt noch zu große Freude fand, mit der Zeit ihre Macht über ihn verlieren würden.

Er ſchien es gern zu ſehen, ſo bald zur Rede aufgefordert zu werden und begann: Ach, theure Freunde und Freundinnen, wohl habe ich Viel auf dem Herzen; aber vor Allem muß ich Klage führen gegen einen neckiſchen Poltergeiſt, kleinen grauen Witzbold und täppiſchen Kobold, der mir nachſchleicht und oft das beſte Lebensbrod mir vom Munde wegnimmt. In ſeiner Gewalt komme ich mir zuweilen ordentlich fürchterlich vor, und ich glaube z. B., ich kann ſchlechtes Wetter machen, weil ich in meinem Leben noch nie gutes auf einer Reiſe gehabt habe. Briefe und Freunde kann ich zurückhalten; denn ich brauche bloß mit Lebhaftigkeit ſie zu wünſchen und zu erwarten, ſo kommen ſie gewiß nicht. Poſt und Briefträger ſind unſchuldig; der Kobold allein iſt es nicht.

9.

Will ich nach langer Abweſenheit eine Freundin wiederſehen und mit Luſt und Liebe umarmen, ſo iſt ſie gewiß zehn Minuten vor meiner Ankunft über Land gefahren, und wenn ſie zurückkommt, matt und müde, und wir ſind ein wenig verſtimmt. Als ich einſt eine überaus vortreffliche und ſanfte Frau zum erſtenmale ſehen ſollte, hatte ſie ſo eben mit ſtarker Gemüthsbewegung ihr liederliches Kammermädchen verabſchiedet, und es war nun von nichts die Rede, als von ſchlechten Dienſtboten. Ich ſtimmte übertreibend bei, tadelte, um doch auch etwas zu erzählen, meinen mittelmäßigen Bedienten viel zu ſehr und misfiel, wie billig, nicht wenig.

Meiner zukünftigen Braut — wenn anders mir je eine zu Theil wird — kann ich allerlei Schlimmes im Voraus verſprechen. Am Hochzeitmorgen hat ſie ſicher einen ſtarken Katarrh und ich einen nur für den Arzt intereſſanten Huſten. Auf dem Wege zur Kirche hagelt es, — in der Kirche iſt die ſchlimmſte Zugluft, und der ohnehin heiſere Prediger ſpricht gewiß meinen Namen falſch aus.

O Himmel, was könnte ich Alles noch erzählen! Gehe ich in das Theater, um den König Lear zu ſehen, ſo bemerke ich gewiß nicht die neuangeklebten Zettel, auf welchen man leſen kann, daß wegen Krankheit des Herrn N. N. der Stratforder Adler die Flügel heute nicht bewegen könne, und daß ſtatt deſſen irgend ein kleiner poetiſcher Sperling dem Publikum etwas vorzwitſchern und zupfeifen werde. N. N. iſt unſchuldig, aber ich habe das Leiden davon. — Und hätte ich nur nicht in das Theater gehen wollen, er wäre geſund geblieben; denn wahrlich, auch krank machen kann ich die liebſten Leute, es braucht mir nur an ihrem Wohlbefinden Viel gelegen zu ſein.

10.

Soll ich Jemanden tröſten, wobei ich es ohne Zweifel herzlich gut meine, ſo kommt gewiß ein Fremder dazwiſchen und erzählt die neueſten Börſennachrichten aus London und Stockholm, oder es bellen Hunde, die bekanntlich jede Muſik, auch die der Rede, haſſen, oder es fällt mir plötzlich etwas in's Lachen, und ſelbſt ein aufgehobenes Schwert kann über die Lachmuskeln nicht immer gebieten. Hinterher bezweifelt man dann meine Tugend.

Will ich dichten oder einen erfolgreichen Brief ſchreiben, ſo raucht der Ofen, oder das neugemalte Zimmer riecht nach Oelfarbe. Habe ich einen wichtigen Gang zu thun, z. B. zu einem Miniſter oder zu einer Prinzeſſin, ſo erlebe ich gewiß nicht die mindeſte Freude an mir. Ich ſtolpere auf den Treppen, und der Kammerdiener lächelt mit Ueberlegenheit über den unbeholfenen Mann. Ich ſpreche in Perioden, die länger ſind als der Johannistag, aber nicht ſo angenehm, und wenn der Miniſter ein Todfeind iſt vom blumigen Styl, ſo komme ich ihm gewiß mit metaphoriſchen Roſen und Narziſſen, Nelken und Lilien entgegen. Der Prinzeſſin aber, die, ſelbſt eine Flora, dergleichen nicht verſchmäben würde, falle ich als ſtarr-philoſophiſcher Eiszapfen ohne Blüten höchſt beſchwerlich. Komme ich endlich nach Hauſe zurück und bringt mir etwa mein Tiſchler den neuen Schreibtiſch, ſo unterhalte ich dagegen den Mann auf's Beſte, und es kann ſelbiger meine Lebensart, meinen Anſtand und mein Converſationstalent nicht genug rühmen bei — ſeinen Geſellen, was mir aber wenig helfen kann, da der Miniſter noch immer nicht die Blumen verwinden kann, die ihn doch nur ſanft umwinden ſollten.

11.

Rudolf ſchien nicht übel Luſt zu haben, die Geſchichte ſeiner Leiden noch länger auszuſpinnen, aber die Wirthin nahm das Wort und ſagte: Ich weiß nicht, bin ich Schuld oder Sie, daß ich bei dieſer Erzählung doch nur halb lächeln kann und dann gleich ernſthaft werde. Selbſt bei einem kleinen Extrablatt in Jean Paul's Fixlein, das auf einen ähnlichen freudenſtörenden Kobold hindeutet, wurde ich zuletzt faſt traurig. Ich fühle wol warum, aber ich möchte es auch ausgeſprochen haben. Können Sie es mir ſagen, lieber Wilhelm?

Zuvörderſt, erwiederte dieſer, möchte es vielleicht in dem Umſtande liegen, daß Ihr Geſchlecht überhaupt nicht die Gattung des Witzes liebt, die nicht ſogleich die Beruhigung in ſich trägt und ausſpricht. Dabei können wol gar manche von ihnen den Männern Unrecht thun, da dieſe meiſtens das löſende Wort zurückbehalten.

Sodann ſcheint die Aufzählung des Einzelnen im Leben, wenn es ſich als Einzelnes ſo vor uns hinſtellt, immer etwas Peinliches zu haben: und Sie ſind glücklich, daß ſie das im Leben nie, oder doch nur mäßig fühlen, während wir zur Beſeitigung jenes Mitgefühls nicht ſelten einer wahren Anſtrengung bedürfen.

12.

Wir haben, fuhr Wilhelm fort, wol Alle vom Spleen gehört, aber ich bin überzeugt, daß nur ſehr wenige Frauen ſich eine Vorſtellung davon machen können.

Es klingt überaus lächerlich, daß dieſer oder jener allzu reiche Engländer oder Deutſcher ſich im Novemberübel in die Themſe oder Elbe geſtürzt hat, lediglich weil es ihm unerträglich wurde, ſich täglich an- und auszuziehen, ſich barbiren zu laſſen, zu waſchen u. ſ. w. Der Kreislauf des Lebens, der Alles wiederbringt: die Röcke, die Bürſten, die Braten, den Wein, das Reitpferd und den Reitknecht u. ſ. w., das Alles mag uns auf einem gewiſſen Standpunkte überaus läſtig werden, ja es kann uns tödlich verdrießlich und endlich todtmüde machen.

Sie nicht, erwiederte die Wirthin; denn Sie ſind gut und heiter, und wiſſen ſich durch Sanftheit und Scherz zu retten.

Loben Sie mich nicht, ſagte der junge Mann; denn ich bin nur heiter, weil Liebe, Freundſchaft und Poeſie mein Leben erhellen und erwärmen; und erſt nach langen früheren Schmerzen habe ich mich endlich einigermaßen gewöhnt, jedes Einzelne mit möglichſter Gelaſſenheit auf das Ganze zu beziehen. Da ahnete ich erſt die unendliche Kraft der Religion, die nicht bloß beſchwichtigt, ſondern beruhigt, indem ſie auch in den anſcheinend verworrenſten, kleinlichſten Aeußerlichkeiten und mühvoll monotoniſchen Geſchäften des Lebens uns die höhere Bedeutung hoffen läßt, ſo daß wir uns zuletzt gewiſſe Klagen über die Unſcheinbarkeit, Härte und Eintönigkeit des Lebens nicht bloß auszuſprechen, ſondern ſogar zu denken verbieten möchten.

13.

Außer, ſetzte er nach einer kleinen Pauſe aus ſorgſamer Menſchenliebe hinzu, da er in Rudolfs Geſicht eine Art von erlittener Kränkung ſich abſpiegeln ſah — außer wenn ſie ſo launig fröhlich vorgebracht werden, wie ſo eben von unſerm Freunde. Da wollen wir ſie nicht bloß hören, ſondern uns daran ergötzen; denn um Gotteswillen laſſen Sie uns nicht tugendhaft ſein wollen auf Koſten der Heiterkeit und des Humors, weil es uns ſonſt höchſtens halb gelingen würde.

Rudolf reichte Wilhelmen die Hand und ſagte: Die Hähne im Korbe krähen ſonſt nicht ſonderlich; was Sie aber ſprachen, räume ich halb und halb ein, und darum ſind Sie auch etwas Beſſeres.

Es war durch das letzte Wort, ſo wol es auch gemeint ſein mochte, doch ein kleiner Miston in die Geſellſchaft gekommen; denn es iſt nie geziemend, in einem größern Kreiſe auf ein etwaniges näheres Verhältniß zwiſchen zweien in dieſem Kreiſe anzuſpielen. Indeſſen war dieſer Misklang nur augenblicklich; denn man kannte ja Rudolfs Gutmüthigkeit, und die allein kann entſcheiden und gut machen, wenn etwa einmal ein unüberlegtes Wort gefallen iſt.

14.

Es war jetzt die Reihe zu reden an einem helläugigen vierzehnjährigen Mädchen, der man aber kaum zwölf Jahre würde zugetraut haben, da ſie zum Glück noch ganz als Kind lebte und fühlte. — Ach Gott! ſagte ſie, Ich habe noch ſehr wenig auf dem Herzen, es müßte denn ſein, daß ich nicht mit Aufmerkſamkeit hinhören kann, wenn von ſchrecklichen Böſewichtern und entſetzlich großen Unglücksfällen die Rede iſt. Es kommt mir dann immer vor, als wäre das alles nicht wahr.

Doch, ſetzte ſie nach einer kleinen Pauſe hinzu, da fällt mir wirklich etwas bei, was mir auf dem Herzen liegt. Sie kennen doch meinen lieben Vetter, der ſo tapfer geweſen iſt im letzten Kriege. Das iſt ein gar lieber Menſch; aber ich habe doch meinen ewigen Streit mit ihm. Er kann gar nicht mehr ſitzen und ruhen, und will immer fort, weil man doch zu Pferde ſich am beſten befinden ſoll. Und er geht auch wirklich bald fort; das hat er leider richtig durchgeſetzt. Wenn man ihn fragt: Wo werden Sie in einem halben Jahre ſein? ſo antwortet er: In Rom; oder: Wo werden Sie in einem Jahre ſein? — ſo heißt es: In Griechenland. Ach, das klingt mir recht übermüthig und traurig.

Es müßte, ſetzte ſie mit lächelnd kindiſcher Weinerlichkeit hinzu, es müßte eigentlich gar nicht mehr erlaubt ſein zu reiſen; denn es iſt doch nirgend beſſer, als hier in Berlin und im Thiergarten. Iſt nun einer vollends in Potsdam, oder gar in Freienwalde und Eberswalde geweſen, ſo meine ich, könnte er ſich recht gut auf immer begnügen. Hübſcher und freundlicher kann es doch nirgends ſein, und ich ſehe nicht ein, warum man ſich erſt ſo auf die unbequeme Poſt ſetzen muß, um zu ſuchen, was man hier viel angenehmer hat und in ausgeſuchter Geſellſchaft haben kann.

15.

Die Geſellſchaft lächelte mit einigem Behagen, und die Wirthin ſagte: Du, mein liebes Kind, haſt nicht ganz unrecht. Wir reden darüber nach Jahr und Tag mehr, und bis dahin freue Dich auf die Briefe des Vetters, die gewiß ſehr intreſſant ſein werde, und ſchreibe ihm auch recht fleißig. Ich weiß, daß Du das gut kannſt; denn Du zierſt Dich Gottlob gar nicht, wovor Dich auch der Himmel ſtets bewahren möge.

Hier nahm Chriſtoph das Wort, ein ernſter Mann, dem man wol gar den Vorwurf machte, er ſei zuweilen ein wenig ſchwermüthig. — Auch ich will den Vetter nicht tadeln, daß er in die Welt hineinſtrebt; denn es ſcheint allerdings, man müſſe es einmal gewollt und gethan haben, um es bald nie wieder zu wollen und ruhig zu werden. Nur eines ſeiner Worte greife ich mit Entſchiedenheit an, nämlich das: „Heute übers Jahr bin ich in Neapel oder in Griechenland;“ denn das darf er nicht ſagen. Wir können nur über unſre innere Welt gebieten; jede Beſtimmung der Zukunft nach außen hin ſtört die Gegenwart und hemmt den freien Gang der Bildung.

Möge, erwiederte Wilhelm, auch hier dem Jünglinge verſtattet bleiben, ein Jüngling, und dem Manne, ein Mann zu ſein. Der erſte darf vielleicht jene Betrachtung noch nicht ſo ernſt anſtellen, und es ſteht ihm wol an, mit den Flügeln auch ein wenig zu rauſchen. In dieſem Rauſchen iſt nicht ſelten edle Muſik.

16.

Die Reihe war jetzt an Clementinen. Sie haben, ſagte ſie, ſo eben den Vetter in Schutz genommen, und er bedurfte deſſen kaum; aber das muß ich klagen, daß ich mich mit einem großen Theile der heutigen Jugend, der männlichen wie der weiblichen, nicht ganz ſo gut vertragen kann als ehedem, und es iſt mir zuweilen, als hätte ich dabei wenigſtens nicht immer Unrecht.

Gar manche unſerer heutigen Jünglinge ſcheinen mir unbehanlich, ungeſellig, unbeſcheiden und überhaupt jener harmoniſchen Bildung zu entbehren, ohne die kein wahrhaft erfreulicher Umgang möglich iſt. Sie glauben nicht, welch ein ganz eigener Genuß es für uns iſt, „wenn kluge Männer reden,“ und wir, wenn auch nicht immer ganz verſtehen, doch ahnen können, „wie ſie es meinen.“ Jetzt aber wird uns dieſe Freude nicht ſelten verkümmert, indem häufig vorlaute Knaben die beſſeren Jünglinge und Männer unterbrechen, um mit einem halbwahren, ſcharfkantigen und abſtruſen Satze, den ſie vielleicht vorgeſtern aufgefangen, Lärm zu machen.

Und dann“ — fuhr ſie nach einigem Stillſchweigen fort — „auch in unſerm Geſchlecht begegnet mir häufiger als ſonſt bei den Heranwachſenden eine gewiſſe Zerſtreutheit und Zerfahrenheit, die mir unmöglich als „deutſch“ erſcheinen kann. Man ſpricht oft nur von Dingen, die Jeder ſelbſt weiß, und ohne etwas bei dem Wiſſen zu empfinden, z. B. daß der geſtrige Ball etwas langweilig ausfiel und doch ſehr ſpät endete, daß im vorgeſtrigen Concert einige Heiſerkeit zu bedauern war, und daß in dem vorvorgeſtrigen Schauſpiel leider gar Manches von häuslicher Glückſeligkeit vorkam, was ſehr ermüdend geweſen ſei. Das Letztere muß ich leider glauben, da man überhaupt nicht mehr Viel auf die häusliche Glückſeligkeit zu halten ſcheint, ohne doch eine andere zu kennen und an die Stelle der geſchmäheten geſetzt zu haben. Bei ſolchen Geſprächen macht ſich denn ein Bischen Halbwitz leicht, aber er erfreut ſelbſt die Witzſprecherin nicht.

17.

Mit dem, was wir ehedem weibliche Bildung nannten, ſagte ſie ferner, ſteht es meiſtens nicht ſonderlich. Das freundliche Zuhauſebleiben und, was die Hauptſache iſt: *gern* zu Hauſe bleiben — das Finden der *Welt* im ſchönen ſtillen *Zimmer* — wovon vielleicht, wie ich einmal hörte, das gute Wort „*Frauenzimmer*" herkommt — damit iſt es faſt vorbei; denn da draußen geht es luſtiger zu, und Vergnügungsſucht iſt immer doch eine Art von Freiheit.

O Himmel! rief Wilhelm raſch dazwiſchen, laſſen Sie uns das auch im Scherz nicht ſagen.

Ehedem, fuhr Clementine ſich nach und nach erhitzend fort, warf man der Mehrheit unſers Geſchlechts vor, daß ſie zu viel leſe; jetzt kann davon nicht mehr die Rede ſein; denn die meiſten jüngeren Mädchen leſen faſt gar nichts, und es kümmert ſie wenig, ob es einen Herder oder Jean Paul in der Welt giebt oder nicht. Sie gehen ja in das Theater, wo ſie doch gelegentlich mit erfahren, daß Schiller die Jungfrau gedichtet habe und überhaupt ſehr erhaben ſei, Kotzebue dagegen ſehr rührend. Ob ſie ſprechen können, oder gar reden, ſich unterhalten, oder vorleſen — (ach, das herrliche Talent wird täglich ſeltener!) — danach fragen ſie gar nicht, ſondern lächeln mit angenehmer Gänſehaftigkeit über All dergleichen. Können ſie doch einige modige Arien ſingen und, wenn's hoch kommt, mit guter Fingerfertigkeit eine Sonate von Clementi ſpielen! Was hat es dann für Noth! Damit kommt man ja auch durch die ganze Welt, die jetzt ohnehin nicht Zeit hat, viel Umſtände zu machen; und ein Liebhaber, der jene anmuthig ſeichten Damen überaus hoch ſchätzt und entzückt adorirt, fehlt gewiß am Ende nicht.

Es verſteht ſich von ſelbſt, ſo ſchloß ſie endlich ihre aufregende Rede, daß ich keinesweges alle unſere heutigen Knaben, Jünglinge und Mädchen meine, ſondern manche guten Ausnahmen kenne, auf die auch nicht ein einziges meiner Worte paßt; dennoch bedarf ich — ich will es nicht verhehlen — einigen Troſt, und ich bitte Sie, lieber Wilhelm, ihn mir zu geben.

18.

Finden Sie ihn, erwiederte Wilhelm feurig und erfreut durch die Ehre, Troſt geben zu ſollen, finden Sie ihn, indem Sie ſich überzeugen wollen, daß nimmermehr als Regel gelten könne, was nur traurige Ausnahme iſt. Vielleicht hat ein ungünſtiger Zufall gewollt, daß gerade dieſe trüben Ausnahmen Ihnen in den letzten Jahren zu häufig erſchienen ſind, und ſo konnte leicht Ihr Gemüth zu ſehr verletzt und Ihr Blick getäuſcht werden. Laſſen Sie uns bekämpfen mit Ruhe und Mäßigkeit, was uns mit Recht als dunkel und verwirrt erſcheint; aber laſſen Sie uns auch nicht vergeſſen, daß uns eben dieſe dunklen Stellen doppelt dunkel und ſtörend vorkommen mögen, weil es ſonſt um uns her im Ganzen ziemlich hell und erfreulich iſt, ſo wie man einen trüben Tag dann am trübſten findet, wenn wir eines ſonſt guten Sommers genießen. Im November iſt von ſo etwas nur ſelten die Rede; denn man merkt nicht mehr darauf, und es iſt in der Ordnung, daß es regnet und ſchneit und ſtürmt und hagelt.

Wir kennen Sie bereits als den allzeitfertigen Alleszumbeſtenkehrer, ſagte Erneſtine mit etwas zweideutigem Lächeln; ich bin auch eine Optimiſtin, aber freilich auf eine andere Manier. Nehmen wir überhaupt die Sache nicht zu ernſt; denn, wie im Schauſpiel, ſo im Leben, ſoll es nicht bloß edle Heldinnen und Prinzeſſinnen geben, ſondern es müſſen auch Kaspars und Kasparinnen, Hänſe und Hänſinnen an den Tanz, wobei dann ein Jeder ſich ſo gut geberdet, als er kann.

Die etwas leichtſinnige Rede ſchien Clementinen Misbehagen zu geben, und ſie erwiederte: Auch ich will wahrlich nicht den Lebenscothurn auf Koſten des Lebensſoccus leben, ſondern mich gar ſehr an dieſem Soccus erfreuen, wenn er nur immer recht ſauber gehalten wird. Auch rächt es ſich doch wol gar ſehr, wenn man mit ihm in Neſſeln und Dornbüſchen tanzen wollte.

Da nun alſo, fuhr ſie fort, mein Leiden Sie, liebe Erneſtine, nicht drückt, ſo ſagen Sie uns, was Ihnen auf dem Herzen liegt.

19.

Manches, erwiederte ſie, das aber nicht zuſammenhängt! Neulich war ich ſehr unzufrieden mit mir, und doch weiß ich nicht, wie ich dieſe Unzufriedenheit abſtellen ſoll. Sie wiſſen, daß unter allen Künſten mich die Zeichen- und Malerkunſt am meiſten anzieht, daß ich ſelbſt ein wenig zeichne, und daß ich endlich böſer werden kann, als uns Frauen erlaubt iſt zu werden, wenn Jemand ein Gemälde ſchief anſieht und Launiges oder erboſtes, oder im Allgemeinen ſich blähendes, abgeſchmacktes Geſchwätz darüber vorbringt. Unter meinem eigenen Geſchlechte finde ich leider nicht ſelten Kälte gegen die ganze Kunſt, obwohl das Niemand auf ſich kommen laſſen will; denn mit einigen erträglichen Redensarten über Raphael und Correggio hat ſich doch eine Jede verſorgt, vielleicht ſogar Einiges über die Bildergallerien in Dresden, Düſſeldorf u. ſ. w. geleſen. Da hatte ich nun neulich einmal die Freude, ein ſehr geiſtreiches Mädchen, mit der ich Bilder betrachtete, über Bilder reden zu hören, und ich freute mich, recht viel von ihr lernen zu können; denn ſie ſprach einfach und wahr.

Ach, ſagte ſie endlich, ich zeichne und male ſelbſt gar nicht und kann bloß fühlen und anſchauen; aber meine Freundin, die Räthin P., malt mit einer Fertigkeit und Anmuth, daß ich nicht genug den Geiſt und Fleiß bewundern kann.

20.

Sie zeigte mir einige Bilder der Freundin, und ich ſtimmte ganz bei, daß hier ein reines Talent walte, das man ſchöpferiſch und zart nennen dürfe. Es ward ein Beſuch bei der Frau beſchloſſen und . . . . Ach! ich will es nur kurz machen; denn ich ärgere mich über mich ſelbſt. Es war eine hohe und freundliche Geſtalt; aber wir fanden ſie im Malen, wir ſahen ſie im Arbeitszimmer, wie ſie den Pinſel ausſpritzte und ihre ſonſt hübſchen Finger nicht ganz frei von Flecken waren, was auch wol unmöglich ſein mag zu vermeiden. Dennoch war mir der Eindruck peinlich, und ich konnte nicht recht in den Zug kommen. Was fang' ich nun mit mir an, um mir das abzugewöhnen?

Im Allgemeinen, erwiederte Eduard, iſt auch wohl die pittoreske Kunſt nicht ſehr geeignet für Frauen, die billig nur in der Welt des Gefühls ihre Heimath finden und deshalb Poeſie und Muſik vorziehen.

O über die Männer! rief Erneſtine aus, die ſo ſchnell fertig ſind, die Gebiete des Lebens und Wirkens abzuſtecken und für uns den Zaun nicht eng genug flechten können, während ſie ſelbſt das Ganze für ſich behalten. Wir werden dann mit einer kleinen Provinz belehnt und ſollen noch obendrein dafür danken.

21.

Iſt es Ihnen nicht genug, erwiederte Eduard ein wenig ängſtlich — denn eine zürnende Dame erſchien ihm immer gefährlich — daß ja jedes Kunſtwerk, welches die Männer erſchaffen, in ſeinem tiefſten Grunde doch von Frauen herrührt, und daß ja noch nie ein Künſtler lebte, ohne durch Liebe es geworden zu ſein? —

Nein, nein! antwortete Erneſtine, wenn gleich die Wendung recht gut iſt, ich gebe nicht nach; denn am Ende iſt es doch nur eine alte Melodie, mit der man uns einlullen will. Ehe ich mich einzäunen laſſe, will ich lieber auf der Stelle mir meine Kinderei abgewöhnen und der Frau abbitten, als daß mich der ſpritzende Pinſel auch nur auf einen Augenblick peinlich machte. Unrecht abbitten iſt ja beſſer, als Ihr Ausweg.

Allerdings, erwiederte die Wirthin, und ich bin überzeugt, daß beim zweiten Male Sie nichts ſtören würde. Auch ich kenne jene Dame und achte ſie ſehr hoch; denn die Kunſt iſt ihr ein reines Element, in dem jedes Schöne und Gute fröhlich und kräftig gedeiht.

22.

Da, nach einem bekannten Geſetz der Geſelligkeit, eine Behauptung, die ernſten Widerſpruch gefunden hat, nicht zu lange fortgeſetzt werden darf, ſo hob die Wirthin den kleinen Finger ſchnell auf, doch leider gegen den Unglücklichſten in der Geſellſchaft, den wir bereits oben Chriſtoph genannt haben. Er bat, ihm das Alleinreden zu erlaſſen, da er wenig Erfreuliches zu ſagen wiſſe und es ſchon gütig genug von der Geſellſchaft ſei, daß ſie ihm erlaube zuzuhören.

Unmöglich aber konnte eine ſolche Uebertretung des Geſetzes verſtattet werden, beſonders da der überbeſcheidene Zuſatz aus dem Munde eines ſonſt ehrenwerthen Mannes ſogar rühren mußte. Die Wirthin ſagte ihm das mit mehr als gewöhnlicher Theilnahme; denn die Frauen wollen überhaupt nicht haben, daß ein achtungswerther Mann ſich dauernd unglücklich fühle; ja einige von ihnen können ſich recht gekränkt fühlen, wenn in ihrer angenehmen Gegenwart von ſo etwas auch nur die Rede iſt.

Chriſtoph ſagte: Es iſt die Aufgabe, auszuſprechen, was uns fehlt, und welch' ein Wort iſt dieſes: „Was fehlt Dir?“ Dieſe Frage rührt jeden halb entſchlummerten Schmerz wieder an, daß er erwachen und reden muß: „Ihr glaubt, ich ſei ganz todt; aber ihr irrt, ich lag nur einige Zeit im Froſt des gewöhnlichen Lebens ſtarr da und konnte nicht ſprechen. — Dann erhebt er ſich von Neuem und legt ſich auf das Herz und reißt es blutig, und . . . — Nicht wahr? wir wollen ſagen, was uns auf dem Herzen liegt?“

Ein Theil der Geſellſchaft ſchien jetzt wirklich zu wünſchen, daß man den trüben Mann verſchont haben möge; aber die Wirthin und mehrere andere Beſſergeſinnte freuten ſich, daß der ſchweigſame Mann endlich einmal reden müſſe; denn dem Stummen iſt ſchwer zu helfen, dem Redenden doch wohl am Ende immer ein wenig.

23.

Mich jammert, fuhr Chriſtoph fort, daß die Menſchen ſo einſam ſind, während doch Alles darauf hindeutet, daß ſie in liebreicher Geſelligkeit ſich entwickeln, ſich an einander ſtärken, erheben und beſänftigen ſollen. Aber mich jammern auch die, die das erkannt haben und wirklich lieben; denn — glauben Sie mir — nur Gott begünſtigt die edle Liebe, nicht die Natur und das Leben. Die Natur als ſolche hat freilich ein unbeſtrittenes Recht, die ſchauderhafte Schranke des Raums geltend zu machen, und wahrlich ſie bedient ſich dieſes Rechts gar häufig. Ich wenigſtens kann davon ein Lied ſingen, das ein ſehr altes iſt und leider kaum eine Melodie verträgt. So oft ich liebte — ich kenne keine Freundſchaft ohne Liebe — ſo oft wußte ich auch ſchon vorher, daß es hier auf der Welt damit nicht recht fort wollte.

Wurde mir ein Menſch ſehr theuer, ſo verſtand ſich gewiſſermaßen ſchon von ſelbſt, daß er nicht an den Ort gehörte, wo ich ſeßhaft ſein mußte; oder wenn es auch einmal den Anſchein hatte, als würde er bleiben, ſo kam doch bald irgend ein Brief, der ſeine Abreiſe unumgänglich nöthig machte. Späterhin fragte ich auch gewöhnlich jeden lieben Menſchen ſehr ſeltſam und gleichſam von vorn herein: „Nicht wahr, Sie reiſen ſchon übermorgen ab?“ und es zeigte ſich immer, daß ich nicht geirrt hatte, wenn es auch mit dem Uebermorgen ein wenig anders beſtellt war und etwa die nächſte Woche oder der nächſte Monat als Termin der Abreiſe galt. Dann kam der Abſchied, und Sie wiſſen vielleicht Alle, was das ſagen will, obwohl man ſelbſt wenig dabei ſagt, weil das Herz zu ſehr leidet. — Wir haben ein altes Volkslied, das die tiefſinnige Frage thut, wer wol das Scheiden „erdacht“ habe, als ſei hier von etwas ganz Unheimlichem und gleichſam von einer böſen ſchwarzen Kunſt die Rede, worauf es denn auch wirklich hinausläuft.

24.

Die Menſchen in der Regel wiſſen das recht gut und laſſen ſich deshalb ſo ſelten als möglich auf wahre Lieb' und Freundſchaft ein, wobei auch nicht viel mehr zu holen iſt, als Schmerzen. — Kluge Leute haben ein ſchlimmes Wort erfunden, welches lautet: „Gehe ſtets mit Deinem beſten Freunde ſo um, als könne er nächſtens Dein bitterſter Feind werden.“ So übel ſteht es mit den Menſchen nicht, daß ſie dieſe gräuliche Lehre befolgen ſollten; wol aber ſchnüren ſie ſich tüchtig zuſammen und denken: „Mit der Liebe und Freundſchaft iſt es doch eine überſchwengliche und deshalb gefährliche Sache, darum liebe Du mäßig, kühl und gelaſſen; denn nur dabei kannſt Du beſtehen. Dieſen Vorſatz halten ſie ſtreng; doch aus der mäßigen kühlen Gelaſſenheit wird bald etwas ſehr Geringes und aus dem Geringen zuletzt ein Garnichts. — So entgehen ſie den Schmerzen der Liebe und Freundſchaft, aber auch der Liebe und Freundſchaft ſelbſt, und gähnen halb ſpaßhaft halb ſchläfrig durch's Leben fort bis zum Tode, der — wenn ich das widrige Wort gebrauchen darf — für ſie auch etwas Gähnendes hat. Es verſteht ſich jedoch von ſelbſt, daß ſie das Alles, wenn man es ihnen ſagt, läugnen und ſich dergleichen phantaſtiſche Reden ernſtlich verbitten. Den Meiſten erſcheint ohnehin jede Klage als ein Product der Unterleibsbeſchwerden, an denen bekanntlich jetzt zwei Drittel des Menſchengeſchlechts krank liegen. Gute Diät, viel Bewegung, wenig Arbeit, und alles Klagen hat ein Ende.

25.

Es giebt ein ganz eigenes und ſchmerzliches Gefühl, wenn in einer Geſellſchaft, wo bisher nur ruhige und mäßige Anſichten oder in Humor gekleidete Empfindungen ausgeſprochen wurden, plötzlich Jemand ſeinen Schmerz entſchieden und mit nackten Worten hinſtellt. Einige Zuhörer und Zuhörerinnen waren wirklich ein wenig blaß geworden; allein ich muß ihnen rühmend nachſagen, daß ſie ſich nicht auf eine gewöhnliche Weiſe dadurch beläſtigt fühlten, ſondern voll Mitleid und Theilnahme zu helfen wünſchten, wobei nur zu beklagen iſt, daß das

Helfenwollen und das Helfen noch immer weit aus einander liegen.

Man hörte von verſchiedenen Seiten: „Ach Gott, das habe auch ich ſchon oft gefühlt!“ — „Es iſt manches Wahre darin, doch übertrieben.“ — „Der gute Chriſtoph ſieht die Sache zu ſchwarz an.“ — „Es reiſen ja nicht alle liebenswürdigen Menſchen weg.“ „Was mag er ſchon gelitten haben! Seine Lebensgeſchichte müßte anziehend ſein.“

Endlich ſagte Wilhelm: Es ſei fern von mir, Ihren großen Schmerz, der allerdings auch ein rein menſchlicher iſt, mit kühl verſtändigen Worten zur Ruhe ſprechen zu wollen; denn am Ende findet doch auch jedes kühle Wort, das nicht mehr als ein Wort iſt, ein noch kühleres, wodurch es ſelbſt getödtet wird. Was der Moment etwa Uebertreibendes in Ihre Mittheilung legte, durch die wir uns geehrt fühlen müſſen, das werden Sie ſelbſt leicht in einem andern Moment finden, und ſo braucht hier die Rede nicht davon zu ſein. Troſt biete Ihnen der Gedanke, daß ja ſelbſt die höchſten und dauerndſten Schmerzen der Liebe und Freundſchaft unendlich ſchöner und wohlthätiger ſind, als alle ſogenannten Freuden der Nicht-Liebe und Nicht-Freundſchaft, von denen wir uns nicht einmal ein klares Bild machen können, da jener Zuſtand ein bloß ablehnender und verneinender iſt, der alles Poſitive und Wahrhaftige ausſchließt.

Und dann, ſetzte er mit erhöhter Wärme hinzu, laſſen Sie uns in keinem großen Augenblicke des Lebens vergeſſen, daß ja ein Zuſtand kommen wird, wo wir die Zeit und den Raum überwunden haben und keine hemmende Schranke mehr fühlen werden. Dann iſt keine Trennung mehr, und die Liebe, die allein ewig iſt, ſteht dann in ungetrübter Klarheit da.

26.

Er fühlte ſich einer tiefern Rührung nahe, als die geſelligen Verhältniſſe zu geſtatten ſcheinen, und wandte ſich deshalb raſch an die befreundete Wirthin mit der Bitte, daß ſie jetzt das Sprecheramt übernehmen möge.

In meinem ſtillen Leben, ſagte ſie, geht wenig vor, was mir beſonders auf das Herz fallen dürfte, und nicht einmal über Langeweile kann ich klagen; denn niemals geht die Zeit ſchneller hin, als wenn der Montag dem Sonnabend und der Mittwoch dem Donnerſtag gleicht wie ein Ei dem andern. Laſſen Sie immerhin dieſen alten Vergleich gelten; wir werden kaum eine ſchönere Form finden als die des

Eis und mit ihr am liebſten jene ſtillen behaglichen Tage vergleichen, die zu gut ſind, um erhizt und weitläufig gerühmt zu werden. — So muß ich denn meine Klagen aus der ſchönen Literatur hernehmen, die manches Unſchöne hat. Ich will nicht lange wählen, ſondern für jezt nur Eins berühren.

Wir wiſſen Alle, fuhr ſie fort, daß faſt jeder Roman und jedes Luſtſpiel ſich mit einer Hochzeit endet. Dann laſſen die Dichter die jungen Leute für ſich ſelbſt ſorgen und gehen nach Hauſe. Zuweilen machen ſie ſich auch ſogar noch luſtig über das neue Ehepaar und meinen, das Leben, das nun weiter folge, falle nicht der Poeſie anheim und ſei kein ſonderliches Objekt für den Dichter. Andere haben ſich wirklich an Eheſtandsgemälde gewagt, aber, o Himmel! hätten ſie es doch lieber unterlaſſen! denn etwas Nüchterneres, Frivoleres und Frecheres giebt es kaum, als die meiſten dieſer Zeichnungen. Wie iſt das nun möglich bei den Deutſchen, denen doch bekanntlich nichts beſſer ſteht als Ernſt und Liebe? —

Die aber leider, ſezte Chriſtoph ſchnell hinzu, nur zu oft vergeſſen haben, was ihnen wohl ſteht, und gelernt, was ſie ſo übel kleidet.

27.

Sie vergeſſen, ſagte Eduard, indem er ſich an die Wirthin wandte, daß wir ein ſehr vortreffliches Werk beſitzen, welches zugleich mit der Schilderung der Hochzeit und des Eheſtandes Fikmian's und Lenette's beginnt, und ein einziges Buch dieſer Art wiegt tauſende auf, die wir haben könnten, doch auch leicht entbehren, wenn wir ſie etwa nicht haben ſollten.

Ich weiß, erwiederte die Hausfrau, daß die Männner jenes Buch überaus lieben und leben, und auch ich will ja willig und gern tauſend und wieder tauſend Herrliches in demſelben anerkennen. Doch kann ich nicht verhehlen, daß mich einzelne Scenen bis in das Innerſte verletzen, ja mich faſt blutig ritzen, und ich hoffe, mein Freund Wilhelm wird mir das einräumen.

Dieſer aber antwortete: Beſte Freundin, das vermag ich nicht; denn ich finde ſelbſt bei dem, was Sie das Verletzende in jenem Werke nennen — die fatalen Verhältniſſe zur Wittwenkaſſe ausgenommen — eine ſtille Beruhigung, die der Dichter theils angedeutet, theils ausgeſprochen hat. Ueberhaupt hat das Werk einen ſo tiefen tragiſchen Hintergrund und durch denſelben eine ſo anziehende Kraft, daß man es zu den beſten literariſchen Penaten der Deutſchen rechnen darf. Nur die letzte Hälfte des letzten Theils hat Einiges, was mich zu ſehr rührt, und ich vermag dann nicht mehr eine reine Freude zu empfinden.

Möge es denn alſo ſein, ſagte die Wirthin nach einer Pauſe; in keinem Falle kann doch dies Eine Buch, das ja auch ohnehin nur eine aus einander gehende Ehe ſchildern ſoll, jedes bedeutende Verhältniß im Eheſtande zur Sprache bringen, und wie wünſchenswerth wäre hier eine Reihe von Gemälden, die, mit Innigkeit entworfen und mit ruhiger Klarheit ausgeführt, gewiß von großem Nutzen ſein würden.

28.

Nutzen! ſagte Rudolf, nicht ohne Bitterkeit, das iſt eben das Schlimme, und ſelbſt mit dem bloßen Worte dürfen wir in der heutigen äſthetiſchen Literatur gar nicht mehr kommen. Ja wenn wir Ernſt daraus machen und wirklich durch unſere Schriften Nutzen ſtiften, ſo ſpricht man uns wol gar das Dichtertalent ab.

Wilhelm erwiederte: Nur der heilloſe Misbrauch, der beſonders in den letzten Jahrzehnten des verfloſſenen Jahrhunderts mit dem Worte „nützlich“ getrieben wurde, nur das unſtatthafte Verlangen, daß die Poeſie auch materiellen Nutzen gewähren und einzelne meiſt unbedeutende moraliſche Sätze erläutern und ſtützen ſolle, iſt mit Recht bald ſtreng abgewieſen, bald mit Spott verſcheucht worden. Wer aber möchte ſo thöricht ſein, jenen großen, einzigen, geiſtigen Nutzen der Poeſie abzuſprechen, den ſie als Lehrerin der Menſchheit ewig gehabt hat und haben ſoll? — Wer die Sittlichkeit von der Schönheit zu trennen frech genug ſein wollte, der würde auch die Schönheit mit einbüßen. Jede ächte Poeſie wird immer lehrreich ſein, ja das Lehrreichſte von Allem. Das wußte der tiefe und helle Cervantes gar wol, indem er ſelbſt ſeine Novellen lehrreich nennt. Solche moraliſche Erzählungen laſſen wir uns gewiß Alle gar gern gefallen; doch haben die deutſchen Autoren leider nur zu oft das Moraliſirende (das breite Moralpredigen) mit dem Moraliſchen ſelbſt verwechſelt. Einige junge äſthetiſche Osrik's — Sie kennen den Herrn aus dem Hamlet — die zu früh aus dem Ei gekrochen ſind und noch mit der halben Eierſchale auf dem Kopfe herumlaufen, die wiſſen jedoch von Allem dieſen nichts und freuen ſich kindiſch, als hätten ſie das Privilegium empfangen, ſo viel „unnütze" Sachen zu ſchreiben, als ihnen beliebt, oder ſie halten es wol gar für eine Heldenthat, ſtatt der frühern moraliſchen Tendenz eine unmoraliſche unterzuſchieben.

In jedem Falle, ſagte Clementine, würde deshalb unſre liebe Freundin mit ihrem Wunſche recht behalten, und ich ſtimme ihr nicht nur bei, ſondern möchte gleich für ein ſolches neues Buch die offenherzige Aufſchrift „Liebe und Ehe" vorſchlagen *).

29.

Aber, fuhr ſie dann fort, Sie kommen, theure Freundin, mit der kleinen kurzen und guten Bemerkung nicht durch unſer heutiges Geſetz hindurch, und es ſcheint nöthig, daß Sie uns noch eine zweite Reflexion mittheilen. — Nun dann, erwiederte jene, ſo will ich denn die Klage ausſprechen, die ich nicht bloß heute, ſondern ſchon ſeit manchem Jahre auf dem Herzen habe, daß nämlich die Dichter des neunzehnten Jahrhunderts in der Mehrheit und in der Regel ſich unter einander

---

*) Es möge hier bemerkt werden, daß dieſer erſte Abend bereits 1818 geſchrieben worden und im zweiten Theil der „freundlichen Schriften" 1820 im Druck erſchien. Der Roman: „Liebe und Ehe" (Titel: „Bertha, oder Liebe und Ehe") erſchien zuerſt in der Michaelmeſſe 1818.

bei weitem nicht ſo zu lieben ſcheinen, als die des achtzehnten oder ſiebzehnten. Wenn ich bedenke (denn ich habe es mit Freuden in manchen Büchern geleſen), wie man ſich einſt um Opitz liebend verſammelte, dann nach einem Jahrhunderte um Klopſtock, wie ſpäterhin die trefflichen Jünglinge und Männer: Bürger, Holberg, Hölty u. ſ. w. das Bild einer reinen Gemüthsneigung, durch gemeinſchaftliches Streben nach Einem Ziele, darſtellten, und wie endlich, in der Vereinigung zweier edler und doch ſo überaus verſchiedenartiger und ungleich begabter Naturen wie Göthe und Schiller, eine Gattung deutſcher Freundſchaft in reiner Geſtalt hervortrat — wenn ich das bedenke, ſo kann ich traurig werden, da wir jezt wol nur wenig Aehnliches jenen ſchönen Erinnerungen an die Seite zu ſtellen haben.

Wilhelm, der, wie wir ſchon oft geſehen, gern beſchwichtigte und beruhigte, nannte ſchnell einige bedeutende literariſche Befreundungen und Verbrüderungen aus der neueren Welt; aber Rudolf, heftiger geſinnt, unterbrach ihn und rief: Dennoch iſt die Klage unſerer edlen Freundin nur zu gegründet. Ich laſſe die von Ihnen angegebenen Dichterfreundſchaften in ihrem Werth; aber ſonſt — ſehen Sie zwar noch gar manche Dichter und Schriftſteller gleichſam in kleinen abgeſonderten Haufen verſammelt; doch faſt immer ſind es nur literariſche Gevatterſchaften, Winkelbündniſſe zu ſelbſtſüchtigen Zwecken, höchſt ſelten edle geiſtige Waffenbrüderſchaft und auf Wiſſenſchaft, Kunſt und Gemüth gegründete Freundſchaft. — O ich bitte Sie, laden Sie einmal dreißig bis vierzig deutſche Schriftſteller und Dichter . . . . Doch nein, nein! ich bitte Sie, laden Sie ſie ja nicht in Einen Geſellſchaftsſaal zuſammen; denn ſie würden hier größtentheils nur Mienen und Geberden und Worten der Nicht-Liebe, des Hochmuths und der Eigenſucht begegnen. Sonette und Terzinen, Seſtinen und Aſſonanzen, damit können ſie Alle ſo ziemlich aufwarten; aber auf die Liebe ſind die meiſten nicht eingerichtet, wie ein dürftiger Wirth nicht auf gute Geſellſchaft. Manche gehen mit einander um wie etwa die . . . . . Spinnen, oder ſie begegnen ſich wie die Roſſe des Dunkan in jener Schreckensnacht, da ihr ſanfter König, der gnadenreiche Dunkan, durch Makbeth getödtet wurde. Es heißt nämlich bei dieſer Gelegenheit, gar ſeltſam und nachdenklich, lächerlich fürchterlich, allegoriſch, bei unſerm Altvater Shakſpear:

„Man ſagt, daß ſie einander aufgefreſſen.“ Ach ja! es iſt ſehr allegoriſch, daß ſie es thaten, da ihr König nicht mehr herrſchte, und es muß ſehr luſtig tragiſch geweſen ſein, wenn man am andern Morgen ſtatt zweier tüchtiger Roſſe nichts gefunden hat, als das aufgefreſſene, oder vielmehr die Idee des Auffreſſens und Aufgefreſſenſeins.

Meinen Sie, daß die Mehrheit dieſer Leute im Stande iſt, Großes und Herrliches, oder Feinſinniges und Zierliches, wenn es von andern, ihnen fremden Dichtern gegeben wird, wahrhaft und innig hochzuachten? Meinen Sie, daß ſie ſich freuen über die Erſcheinung eines neuen Dichters? O nein! es giebt für ſie nichts Peinlicheres als hochachten zu müſſen, und deshalb thun ſie es höchſtens im Stillen, wenn eine qualvolle Nothwendigkeit vorhanden iſt; doch von der reinen Freude an dem Schönen, das Andere leiſten, haben dieſe Unglücklichen nie etwas empfunden.

30.

Es war unmöglich, den heftigen, grell auftragenden Rudolf zu unterbrechen, und ſo fuhr er deshalb mit neuer Bitterkeit fort: Zu dieſen ungünſtigen Verhältniſſen kommt nun auch der Umſtand, daß der größte Theil des heutigen deutſchen Publikums nüchtern, kalt, kaum mehr ergelabt und, ohne wahrhaft genoſſen zu haben, ſatt und überſatt iſt. — O ich kann mir zuweilen des Spaßes wegen ſeltſame Dinge denken: z. B. wenn es dem Geſchick, deſſen Wunderbarkeit doch Niemand Grenzen ſetzen kann, gefiele, uns jetzt einen zweiten Shakſpear zu ſchenken, oder, weil es bequemer zu imaginiren iſt, den erſten Shakſpear heute leben zu laſſen.

Wir wollen annehmen, der Dichter ſei jetzt etwa in der ſchönen Zeit zwiſchen fünf und zwanzig und dreißig Jahren. Die Sonette hat er bereits geſchrieben, iſt aber von einigen herkömmlich vierſchrötigen und viereckigen Kritikern gewaltig ausgeſcholten, wie er ſo ſüßliches Zeug habe machen können, ſo wie der herrliche Perikles und ähnliche Jugendarbeiten als blutrothe Zeichen von greller Geſchmackloſigkeit mit Schwabacher Lettern oder mit Curſivſchrift bezeichnet worden ſind. Das hat den trefflichen William nicht wenig geſchmerzt; denn er iſt ja ein wahrer Menſch, hat die Menſchen noch überaus lieb, und es iſt ihm nichts trauriger, als wenn er irgend einen verachten muß, was freilich nicht immer zu vermeiden iſt.

11.

Indeſſen hat er ſich getröſtet und iſt wie ein ächter Dichter immer fortgeſchritten. So iſt es ihm endlich gelungen, Romeo und Julie zu dichten, und der liebe Jüngling muß ſich bei aller Beſcheidenheit doch geſtehen, daß dieſes Schauſpiel gut und ſchön und gerade recht ſei, und es durchzuckt ihn die herrliche Hoffnung, ſeinen theuren Landsleuten eine dauernd ſtolze Freude dadurch zu bereiten. Er ſendet deshalb das Manuſcript an die Theaterdirektion einer Mittelſtadt. Der Direktor lieſ't den Titel: „Romeo und Julie, ein Schauſpiel in fünf Aufzügen von William Shakſpear" — „Shakſpear?" ſagt der vielbeſchäftigte Mann, „ich kenne den Poeten nicht," doch hilft ihm ein nebenſtehender beleſener Amanuenſis mit der Notiz aus, der Verfaſſer ſei bereits in der Flachſenfinger und Unterſcherauer deutſchen Bibliothek einige Male ſcharf mitgenommen worden. Der Direktor lieſt nun auch den Brief, der bekanntlich bei ſolchen Sendungen nicht fehlen darf; aber er enthält nur wenige Zeilen, welche nichts weiter ſagen, als was ſie ſagen ſollen, daß man nämlich das beiliegende Schauſpiel zur Bühnendarſtellung überſende. Der Herr iſt ſonſt gar nicht übelgeſinnt, hat ſich aber doch einmal daran gewöhnt, daß man ihn einen verehrlichen Kenner und Beſchützer der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften nenne, und da er endlich ſelber glaubt es zu ſein, ſo verdrießt ihn doch einigermaßen, daß diesmal davon gar nicht die Rede iſt. Er legt das Manuſcript weg, und da ohnehin der Caſſirer in's Zimmer tritt, mit welchem wichtigere Dinge zu überlegen ſind, ſo vergißt er zuletzt die ganze Sache.

32.

Es vergehen, fuhr Rudolf fort, vier, fünf, vielleicht ſechs Monate, und der arme William bekommt keine Antwort, weshalb er ſich entſchließen muß, von Neuem zu ſchreiben. Er erinnert auch wirklich, und es fließen einige proſaiſche Epigramme ein, die, wenn wir ſie in Verſen hätten, uns wohl gefallen würden. Dem Direktor aber, der der leidende Theil iſt, gefallen ſie gar nicht. Er ſpricht unmuthig: „Welche Noth hat man doch mit obſcuren Poeten!“ und in dieſem Gefühl lieſt er endlich das überſandte Schauſpiel. Er ſchüttelt leſend das Haupt, das Schütteln verſtärkt ſich, je weiter er kommt, ja er traut zuletzt ſeinen eigenen Augen nicht und kann ſich kaum als möglich denken, daß er wirklich leſe, was er lieſt.

Dann aber, da er ſich überzeugt hat, es ſei Alles — andem, nimmt er die Feder und ſchreibt: Mein Herr! Ich beklage Sie; denn einen ärgern Mißbrauch hat wol noch Niemand von an ſich löblichen und nicht gemeinen Talenten gemacht, als Sie. Es fehlt Ihnen alle und jede Kritik; die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und den Batteur haben Sie gewiß nie geleſen. Wollen Sie Beweiſe? Hier ſind ſie. Was ſoll Romeo's erſte Liebe für Roſalinden? Wie war es Ihnen möglich, einen ſo unweiblichen Charakter zu ſchildern wie Julien, die ſich ja mit ſolcher Gluth verliebt, daß die Lettern ſelbſt zu brennen ſcheinen, noch mehr aber die Wangen der tugendhaften Zuhörerinnen. Wie roh und ungenirt beträgt ſich dieſe Amme! Jüngling, Jüngling, wo will das hinaus, wenn Sie fortfahren ſo ganz und gar den Anſtand zu verletzen? Haben Sie denn gar keine erfahrnen kritiſchen Freunde? und iſt bei Ihnen keine Leihbibliothek zu finden, daß Sie durch ſorgfältige Lectüre feingeſinnter claſſiſcher Poeten Ihren Geſchmack bilden möchten? Was ſollen die Späße des Mercutio? Es iſt möglich, daß einige erträgliche darunter ſind, und daß wol gar der ganze Mann hie und da gefallen kann; aber glauben Sie mir: damit kommt man nicht durch, und keine Theorie der ſchönen Wiſſenſchaften wird gelten laſſen, was Sie ſich erlaubt haben. Ich übergehe die andern Charaktere, die faſt alle phantaſtiſch und ſeltſam und unwahrſcheinlich ſind, um nur noch mein großes Misfallen an Ihrem Styl und dem ganzen barocken, krauſen und bizarren Dialog zu bezeugen. Spricht man, ich bitte Sie, im gewöhnlichen Leben in ſolchen Bildern? Kann man ſterbend noch ſcherzen wie Mercutio? und iſt — um doch Ein ſchlagendes Beiſpiel von Unnatur zu geben — jemals ein Menſch eiferſüchtig geweſen auf den Tod, wie Romeo es iſt, welcher gar meint, der Tod habe ſich in Julien noch im Sarge verliebt? — Beſſern Sie ſich, junger Mann. Ich habe Ihnen aufrichtig geſchrieben; nehmen Sie es übel oder nicht übel, ich bin ein ehrlicher Deutſcher und kann nicht anders als geradezu ſprechen. Sie ſelbſt, als unerfahrner Jüngling, müſſen aber noch viel höflicher werden, ſoll's anders Ihnen jemals glücken.

33.

Soll ich nun, fuhr Rudolf fort, ſchildern, wie etwa noch andere Directoren antworten würden, oder wie man „Hamlet,“ „Macbeth,“ „Wie es Euch gefällt“ u. ſ. w. beurtheilen dürfte? Würde nicht das köſtliche „Wintermärchen“ bloß um deswillen fallen, weil man in demſelben zu Schiffe in Böhmen landen kann? und würde nicht jeder gelehrte Knabe ſich erhaben brüſten, daß er einmal wirklich durch einen Blick auf die Landkarte oder gar durch eine Reiſe nach Teplitz ſelbſt ſich vom Gegentheil überzeugt hat? Würde er ſich nicht durch dieſe großartige Kenntniß unendlich gebildeter fühlen, als der arme William? und ließe es ſich auf dieſe Weiſe nicht wahrhaftig beweiſen, daß Shakſpear, wenn er heute lebte, mit allen ſeinen Werken nicht durchdränge?

Man hatte ſchon längſt während Rudolfs langer Rede auf Wilhelms Geſicht den Unmuth leſen können, den ihm die übertreibende Heftigkeit des Sprechers gegeben; doch da nun endlich Alles in jene Frage ſich auflöſete, ſo erwiederte er: Auf dieſe tumultuariſche Weiſe läßt ſich freilich Alles, das Gute ſowohl, als das Böſe, beweiſen; nur daß überhaupt ſo nichts bewieſen werden kann. Laſſen Sie mich eine kurze ſtille Antwort geben, und möge der trübe Zorn fern von uns ſein, der uns ſelbſt verwundet, ohne Heilkraft zu haben. —

34.

Es war die Rede von dem häufigen Mangel an Liebe in der heutigen Welt überhaupt und inſonderheit in der heutigen Dichter- und Schriftſtellerwelt. An dieſen Mangel vermag ich nicht zu glauben, wenigſtens nicht in dem bezeichneten Maße, weil ich überhaupt keine Poeſie für möglich halte ohne Liebe und Freundſchaft. Allein auch außer dieſem allgemeinen Satze, den Sie mir einräumen werden, konnte ich Ihnen ſchon vorhin mehrere einzelne Dichter nennen, die ſich zu einem entſchiedenen, auf Sittlichkeit und Wiſſenſchaft gegründeten Kunſt- und Freundſchaftsbunde vereinigt haben, und wie manche ähnliche mögen noch im Stillen walten, die mit allen ihren ſchönen Früchten erſt noch durch die Zeit werden enthüllt werden!

In Beziehung auf den Tadel, den Sie gegen den größeren Theil des Publicums ausſprechen, möchte ich Sie bloß an den bekannten Ausſpruch eines ſcharfſinnigen Schriftſtellers erinnern, daß man überhaupt nicht von einem Publicum reden dürfe, wie etwa von einem Manne, mit dem man einmal im Hôtel de Saxe geſpeiſt hat. Es kann ſein, ja es iſt ſo, daß angehende Autoren jetzt einen weit ſchwereren

Stand haben, als etwa im Jahr 1740, wo man bei dem Wiedererwachen der ſchönen Künſte in Deutſchland mit dem Aufjauchzen bei der Erſcheinung jedes Halbtalents eifriger und raſcher, zuweilen auch gar zu vorſchnell war. Für ein Bändchen erträglicher Sonette oder Ottaven, ja ſelbſt für einen ziemlich guten Roman ſoll man jetzt keinen beſondern Ruhm fordern; aber laſſen Sie nur einmal das Vortreffliche erſcheinen, und der vollſtändigſte Sieg würde ihm zufallen. Wann? das weiß ich nicht, und hier muß ich leider zugeben, daß es mitunter ein wenig zu lange dauern kann, ehe auch die Mehrheit der Deutſchen einen edlen Dichter ſo begrüßt, wie er begrüßt werden ſollte. — Aber das Talent des Wartens und der Geduld iſt ja auch ein recht deutſches, und kein Dichter ſoll ſo ſtolz ſein, es für ſich entbehrlich zu halten.

Was endlich, fuhr Wilhelm fort, den Größeſten der Großen, unſern geliebten Shakſpear, betrifft, ſo ſpricht gerade er für mich; denn laſſen Sie ihn auftreten, und der höchſte Dichterthron wird ſogleich geräumt werden, damit er ihn beſteige. — Dabei will ich aber nicht in Abrede ſein, daß unter den hundert Theaterdirectoren in Deutſchland etwa zwölf im Stande ſein möchten, einen Brief zu ſchreiben, wie der iſt, den Sie vorhin ergötzlich genug fanden. Doch würden ſie ſchwerlich der Strafe entgehen und jene Muſterepiſtel der Verkehrtheit und Plattheit nach vier Wochen in den meiſten deutſchen Zeitſchriften gedruckt finden und ſich ſelbſt als den Gegenſtand eines von Saarbrück bis Memel ſchallenden Gelächters.

Die Wirthin ſchien zu fürchten, ſie habe vorhin eine Frage aufgeworfen, die die Gemüther zu ſehr aufregte; denn es theilte ſich die Geſellſchaft auf einige Zeit in zwei Parteien, von der die eine Rudolfs harter und die andere Wilhelms zu milder Meinung beiſtimmte. Die Meiſten äußerten ſogar zuletzt die Anſicht, Wilhelm gefalle ſich zu ſehr als Beſänftiger und werde vielleicht ſchon nach wenigen Jahren ſeine große Nachgiebigkeit büßen und durch bittere Strenge bezahlen müſſen. Uebermaß der Milde ſei höchſt gefährlich, und man erwache aus dieſem Zuſtande mit drückendem Kopf- und Herzensſchmerz.

35.

Da nun auf dieſe Weiſe das Geſpräch hin und her gewogt hatte, ſo kam ein ſehr geachteter, bejahrter Mann, der bis jetzt geſchwiegen, der Wirthin zu Hilfe, da er deren Befürchtung theilte. Er erinnerte die Geſellſchaft, daß es bereits halb elf Uhr ſei, und mahnte an das Geſetz, daß um elf ein Jeder ſich nach Hauſe begeben müſſe. Es iſt ein zwar pedantiſch ſcheinendes, doch vortreffliches Geſetz, ſagte er, obwohl unſere lieben Vorfahren kaum damit zufrieden ſein würden, die bekanntlich zehn Uhr als das wahre feine Bürgerglöckchen betrachteten. Die Stunde von elf bis zwölf hat etwas Geheimnißvolles, und man iſt dann am beſten zu Hauſe; die von zwölf bis eins bringt oft etwas Bacchantiſches mit, und an die von eins bis zwei mag ich kaum denken, weil man faſt nur brandrothen oder kalkartig bleichen Geſichtern in der Geſellſchaft begegnet.

Aber, fuhr er fort, es giebt noch ein anderes Geſetz, das, meines Wiſſens, nie ausgeſprochen worden iſt, weil es faſt gar zu einfach klingt und eben deshalb ſich von ſelbſt zu verſtehen ſcheint. Man ſollte nämlich in der letzten halben Stunde, ehe man ſich nach Hauſe begiebt, nichts leidenſchaftlich Erregendes ſtreitend beſprechen, ſondern durch etwas Sanftes und Stilles ſich zu der Nacht vorbereiten, die ja ſelbſt, ganz abgeſehen von dem Schlafe, etwas Sanftes und Stilles hat. So laſſen Sie denn, liebe Mathilde, die Muſik von Neuem beſchwichtigend eintreten.

36.

Mathilde neigte ſich bejahend, ſetzte ſich an das Pianoforte, und in Bezug auf das frühere Geſpräch ſang ſie jene lieben, feierlichen Zeilen, die das Andenken an Novalis ſtets erhalten werden.

Was paßt, das muß ſich ründen,
Was ſich verſteht, ſich finden,
Was gut iſt, ſich verbinden,
Was liebt, zuſammen ſein,
Was hindert, muß entweichen,
Was krumm iſt, muß ſich gleichen,
Was fern iſt, ſich erreichen,
Was keimt, das muß gedeih'n.

Gieb traulich mir die Hände,
Sei Bruder mir und wende
Den Blick vor meinem Ende
Nicht wieder weg von mir.
Ein Tempel, wo wir knien,
Ein Ort, wohin wir ziehen,
Ein Glück, für das wir glühen,
Ein Himmel mir und Dir.

Die Geſellſchaft fühle ſich rein geſtimmt und ſcheidend freute man ſich ſchon im Voraus auf die nächſte Woche, in welcher wieder ein Abend beſtimmt war, ſich zu verſammeln. Es war kein Zwang in dieſen Verhältniſſen, doch auch keine Willkür; es waltete dabei eine reine Gemüthsfreiheit, ohne die es keinen geſelligen Genuß giebt. So aber konnten dieſe Zuſammenkünfte manches Erfreuliche mitbringen.

Zweiter Abend.

Verhältniß des erſten Abends zum zweiten. — Der Tröſter. Novelle. — Aeußerungen über dieſelbe.

1.

Indem dieſe Ueberſchrift aus meiner Feder fließt, fällt es mir ſchwer auf's Herz, welch eine lange Reihe von Jahren zwiſchen jenem erſten und dieſem zweiten Abend verfloſſen iſt. Ich habe bereits (am Schluſſe des 28. Abſchnitts des erſten Abends) in einer Anmerkung darauf hingedeutet und will hier nur hinzufügen, daß, wenn Kritiker Luſt hätten, ihre Gründlichkeit bis zum Ueberſchwang zu treiben und etwa gar den erſten Abend der erſten Ausgabe mit dieſem der zweiten Auflage zu vergleichen, ich dafür beſonders danken müßte und *könnte*, da man die ſorgſam beſſernde, zuweilen faſt *umarbeitende* Hand nicht verkennen würde.

Indeſſen ſchreibt man die Anmerkungen gewöhnlich kalt hin, und deshalb kann ich erſt jetzt im Text ſagen, wie tief der Gedanke an jenen langen Zwiſchenraum mir in das Gemüth gedrungen iſt. — Mir iſt zuweilen, als hätte ich wirklich erſt geſtern Abend meine Geſellſchaft das ſchöne Lied von Novalis ſingen laſſen; habe ich mich aber einige Augenblicke dieſer Täuſchung hingegeben, ſo verſchwindet ſie nicht ganz ohne wehmüthige Empfindung, und es tritt dann wol gar eine andere entgegengeſetzte Täuſchung ein, als ſei ſeit jenem Abend eine noch weit größere Summe von Zeit ausgegeben und verſchwunden, als wirklich der Fall iſt. Philoſophiſche Leſer werden ſich dabei an Kant's Erklärung der Idee von Zeit und Raum, und äſthetiſche an den Grafen Appiani in Emilia Galotti erinnern, der ſchon mehrere Jahre vor dem trefflichen Königsberger Weltweiſen eine ähnliche kühne, wenn auch in ſeinem Munde ſchwermüthige, Anſicht äußerte, daß die Zeit lediglich in uns ſei. Indeſſen iſt es doch recht gut, daß es Calender giebt, um das Innere auch äußerlich feſt zu halten, und wir wollen uns die Freude nicht nehmen laſſen, die uns, wenn wir in ihnen blättern, der bloße Anblick ſo mancher Cantate-, Jubilate-, Rogate- und Trinitatisſonntage nebſt einigen blauen Montagen gewährt.

2.

Kehren wir deshalb zur gehörigen Gelaſſenheit zurück, und laſſen wir die Zeit, die ja doch am Ende die ganze große Geſchichte mitmacht, auch unſere kleinere erzählen. Die Geſellſchaft verſammelte ſich anfangs ziemlich regelmäßig, und es kamen manche Abende zu Stande, die gar wol verdient hätten, beſchrieben zu werden. Es iſt nur ſchlimm, daß man, um etwas zu beſchreiben, nothwendig auch . . . ſchreiben muß, und weil dazu unter andern eine ganz beſondere Schreibeluſt, nebſt Dinte, Feder, Papier u. ſ. w. gehört, ſo können dabei manche Hinderniſſe eintreten, und es bleibt ungeſchrieben, was man doch ſo gern geſchrieben hätte. Es bleibt, wie man kurz zu ſagen pflegt, „liegen," wobei man nur hinzuzuſetzen vergißt, wo es liegen bleibt: im Herzen, im Kopfe, in der Phantaſie, im Gedächtniß, im Gemüth. — Wir haben ſchon längſt Schrittzähler, die wir trefflich gebrauchen können, wenn wir nach Frankfurt oder Breslau fahren; wir laſſen ihn ruhig zählen, ohne uns weiter darum zu bekümmern, und erfahren am Ende doch, wie viel Schritte wir gemacht haben; aber alle jene ſchönen Dinge, ich meine: Kopf, Herz u. ſ. w., müſſen wir ſelbſt reden und ſchreiben laſſen, wenn wir auch nur in der nächſten Straße gehörig wollen verſtanden ſein, und es giebt zu manchen bedenklichen .... Gedanken Anlaß, daß man, um Schriftſteller zu ſein, durchaus — ſchreiben müſſe.

Endlich ging es in meiner Geſellſchaft im Kleinen ganz ſo, wie es in den größeren Kreiſen der Welt zuzugehen pflegt. Einige fanden, daß die Erde groß ſei, und daß man mitunter wohl thue, den Ort zu verändern; Einige verheiratheten ſich und kamen deshalb in andere Verhältniſſe; Andere ſündigten gegen die erſte Regel des Dramas und fielen aus dem Charakter; Andere ſtarben gar. Zu den Letztern gehörte Chriſtoph, der mit ſeiner Liebesſehnſucht und Liebesbedürftigkeit zuletzt eine immer traurigere Rolle in der Welt geſpielt hatte. Die beſagte Welt hatte nämlich ganz andere Sorgen als er, und wie ſie denn überhaupt etwas raſch im Urtheilen iſt, ſo war Chriſtoph von ihr bald für einen neuen Werther, bald für einen neuen Siegwart erklärt worden, und man habe doch bereits an den alten genug.

3.

Rudolf fand die Sache ſehr begreiflich und erzählte dabei eine kleine Geſchichte, die er für allegoriſch bedeutſam erklärte. Ein bildſchöner junger Bürgersſohn ſeiner Vaterſtadt hatte ſich in der Perturbation des Gemüths, weil ſein glühendes Herz auf ein ſpitzig eiſiges geſtoßen war, in einem nahen Wäldchen erſchoſſen, und die gutmüthigen Bürger waren nunmehr bei einem trefflichen Glaſe Bier beſchäftigt, über ihn zu reden. „Es iſt gewiß ein armer Teufel?" fragte ein anſehnlicher Mann, indem er ſich auf den goldenen Knopf ſeines ſpaniſchen Rohrs ſtützte. — Mit nichten! er war eher wohlhabend zu nennen. — „In ſo was kann man ſich leicht irren; er hatte gewiß heimliche Schulden." — Auf mein Wort nicht! Ich weiß es genau und bin erbötig, augenblicklich ſeine Paſſiva und Activa zu übernehmen. — „Wahrhaftig? Nun dann wollte es wol mit ſeiner Beförderung nicht fort? und es iſt doch immer fatal „ſeines Herrn Nichts" zu ſein und zu bleiben." — Er war ein guter Arbeiter, hatte überall Liebe, und es konnte ihm gar nicht fehlen, weiter zu kommen. — „Dann war er ohne Zweifel krank?" — Kerngeſund wie ein junger Löwe. — „Nun, zum Kuckuck, wie kam er denn dazu, Hand an ſich zu legen?" — Es ſteckt eine Liebesgeſchichte dahinter.

Ich würde mich vergeblich bemühen, fuhr

Rudolf fort, Ihnen das Geſicht des Mannes zu ſchildern, der nunmehr auf eine ſo befremdliche Weiſe von der Sache unterrichtet worden war. Er hielt zwar, wie billig, den Selbſtmord für eine entſchiedene Sünde, war jedoch gutmüthig bereit geweſen, den Unglücklichen zu bedauern, wenn nur ein ſolider Grund ſeiner That zum Vorſchein käme, z. B. Armuth, Kränkung durch die Vorgeſetzten, Krankheit u. ſ. w.; jetzt aber bemächtigte ſich ſeiner Abſcheu, Widerwillen, Mitleid und Ekel in ſo fataler Miſchung, daß er von allen Ausdrücken, die ſich ihm hätten bieten können, nur den ärmſten und dürrſten, aber auch entſchiedenſten aufgriff: „Eine Liebesgeſchichte! Pfui Teufel!“ Er machte dabei ein Geſicht, wie etwa ein unartiger Knabe, der eine Taſſe Rhabarber austrinken ſoll. — Ein bekannter, längſt abgeſchiedener, hyperproteſtantiſcher Schriftſteller hatte ohne Zweifel wol vernommen und geleſen, daß es eifrige Katholiken in der Welt giebt; es war aber nie recht in ihn eingedrungen, und er hielt in ſtillen Stunden die ganze Sache für eine Art von Späßchen. Als er aber, um doch auch einmal eine etwas entferntere Welt zu ſehen, nach München, Linz, Wien u. ſ. w. reiſte, fand er daſelbſt in der That und Wahrheit eine große Anzahl von Katholiken, unter denen Viele ohne

Zweifel die Jungfrau Maria anbeteten, die Heiligen verehrten, die Klöſter beſchenkten, Wallfahrten unternahmen u. ſ. w. Als er das nun wirklich ſah, erſtaunte er darüber ſo ſehr, daß er ſich in zwölf bis dreizehn Alphabeten darüber ausſprach, es ſei wirklich wahr. Auch fand er ein großes Publikum, das, ihm zu Liebe, ſich mitverwunderte.

4.

Daſſelbe Schickſal erlebte heute der Mann mit dem goldenen Stockknopfe. Er mußte doch in ſeinem etwa ſechszigjährigen Leben häufig von der Liebe haben reden hören, und was das für eine gefährliche Leidenſchaft ſei. Er mußte doch, und wäre er auch in ſeiner äſthetiſchen Bildung nur bis zur aſiatiſchen Baniſe und Spießiſchen Romanen gekommen, von der oft tragiſchen Nachbarſchaft der Liebe und des Todes ziemlich viel geleſen haben, und dennoch hatte ihn das Alles gänzlich unberührt gelaſſen. Es war ihm ſchlechthin unmöglich, in einer Welt, wo doch am Ende der Titel, der Knaſter, Braten, Wein, Bier und ſolide Kränzchenconverſation Alles entſcheiden, noch außerdem an eine wunderbar mächtige Paſſion zu glauben, die apart ihr Weſen treibt, und nun ſollte er mit einemmale dergleichen Tollheit wirklich und wahrhaftig als wahr annehmen? Gewiß, der Mann war noch milde, als er ſich mit jenem Ausruf begnügte. — —

Was nun aber unſern Chriſtlieb betrifft, ſo denke doch ja Niemand, daß er ungerufen Abſchied genommen habe. Ach nein, er ſtarb an einem ganz gewöhnlichen Nervenfieber; denn es iſt nun einmal in der Ordnung, daß die ſogenannten Nerven — höchſt überläſtige, aufdringliche Geſellen — immer *mitleiden*, wenn die Seele leidet. Sie werden leicht zu dünnem, ſtechendem Draht und verwickeln ſich auf eine ſchmerzliche Weiſe, ſo daß die Seele Gott dankt, wenn ſie endlich aus der unbequemen Gemeinſchaft erlöſt wird.

5.

Angenehmeres iſt von der Zeichnerin zu erzählen, die ſchon nach einigen Jahren eingeſehen hatte, daß doch bei ihrem Dilettiren wenig herauskomme, weshalb ſie auch einem begüterten Landwirthe aus dem Lüneburgiſchen die Hand reichte, einem wackeren, ja vortrefflichen Manne, der ſich um den Kleebau ſehr verdient gemacht hat. Sie findet ſich nicht bloß in *ihre neue* Lage, ſondern ſie hat ſogar in *dieſer neuen* Lage *ſich* gefunden, was ſie früherhin weder bei ihren zierlichen noch bittern Redensarten vermochte.

Auch die liebe naive Kleine hat ein gutes Theil erwählt. Der Vetter iſt längſt von Rom und Neapel zurückgekommen; denn da er eine gar zu ausſchweifende Phantaſie dahin mitgenommen hatte, ſo wollten ihm ſelbſt dieſe claſſiſchen Städte nicht ſo vollkommen behagen, als er es ſich beim erſten Schneegeſtöber in Deutſchland (welches bekanntlich die Einbildungskraft ſehr begünſtigt) ausgedacht und ausgemalt hatte. Ueberhaupt geht es einigen antiquariſch-äſthetiſirenden Deutſchen bei einer Reiſe nach Italien, wie dem Claudius'ſchen Urian, der nach Mexico reiſt, weil er dort überall Gold und Silber die Hülle und Fülle zu finden hofft. Er nimmt einen tüchtigen Sack mit, um die Menge von Kleinodien einzuſtecken, findet aber nichts als Stock und Stein und läßt „den Sack da liegen.“ Daran thut er ſehr wohl; einige deutſche Reiſende aber thun nicht wie er, ſondern nehmen den leeren Sack mit zurück und laſſen ihn hinterher in Kupfer ſtechen, d. h. ſie geben eine leere Reiſebeſchreibung heraus. Der Vetter ließ zum Glück nichts drucken, ſondern begnügte ſich, in ſeiner Verdrießlichkeit zu erklären, es ſei in Italien gar nicht ſo wunderſchön, als man bisher gemeint habe, Raphael ſei wenig gegen Dürer, Taſſo's Jeruſalem gar nichts gegen das Heldenbuch, und ſämmtliche Citronenhaine müßten ſich gegen die böhmiſchen Wälder verkriechen. Er meinte es gut damit, übertrieb aber freilich auf eine arge Weiſe und freute ſich wol gar, wenn er durch ſeine ſeltſamen Behauptungen eine gemiſchte Speiſegeſellſchaft in Staunen verſetzte. Das kleine Mühmchen aber ſtaunte nicht bloß, ſondern war völlig entzückt, und da die meiſten Männer nichts lieber haben, als wenn man über ſie in Entzücken geräth, ſo war nichts natürlicher, als daß er zuletzt die gute entzückte Seele gleichfalls lieben lernte, worauf in unſerm redlichen Deutſchland bekanntlich die Hochzeit zu folgen pflegt. Jetzt iſt es der kleinen Frau verſtattet, alle Tage und Stunden über ihren Ehemann in Entzücken zu gerathen, und ſie thut in dieſer Hinſicht tapfer, was irgend menſchenmöglich iſt. Auch ihre Naivetät iſt von ſo robuſter und dauerhafter Art, daß ſie dieſelbe nach dem dritten überaus leichten und glücklichen Wochenbette noch nicht aufgegeben hat. Ich lobe ſie deshalb ſehr; denn was wäre die Naivetät, wenn ſie ſich nach den Wochenbetten geniren ſollte?

6.

Wir wollen nicht weiter fortfahren, jeden Einzelnen, den der erſte Abend vorgeführt hat, weiter zu charakteriſiren und anzugeben, was eine lange Zeit für Veränderungen in ihm hervorgebracht hat; doch mögen ein paar Worte über Mathilden, die Wirthin und ihren Liebling Wilhelm verſtattet ſein. Die Wirthin, die wir ſchon damals als eine Vierzigerin fanden, hatte ſich in den Funfzigern noch mehr verjüngt, und daſſelbe oder wenigſtens Aehnliches ließ ſich auch von der ſtillen Mathilde ſagen. — Dabei werden manche Leſer freilich ſehr befremdet den Kopf ſchütteln; ich kann ihnen aber mit guter Gelaſſenheit die Antwort geben, daß es wirklich ſich alſo verhält, und daß die Erfahrung (die man freilich nicht in Kaffeehäuſern, Redoutenſälen, Schnellpoſten u. ſ. w. macht) die Sache beſtätigt. — Frauen, die in gewiſſen Jahren, bei hellem und einfachem Verſtande, Kraft und Liebefähigkeit des Herzens, Muth, Geduld und ſtille Wirkensfreudigkeit ſich erhalten haben, pflegen in ſpätern Jahren ſich nicht mehr zu ändern; und was könnte ihnen auch irgend eine Aenderung Schönes bieten? Sie bleiben auf dem guten Wege und werden dafür nicht ſelten durch einen heitern, traulichen Lebensnachmittag und Abend belohnt. — Wahrlich, unſer altes Deutſchland kann manche liebenswürdige Siebzigerin und Achtzigerin zeigen, der man mit wahrem Genuß, d. h. mit Verehrung und Liebe die Hand küßt, wozu ich mich (beiläufig geſagt) bei der vielberühmten Ninon — inſoweit ich ſie aus Büchern kenne — ſchwerlich würde entſchloſſen haben. Es fehlt uns nur an den lautredenden Herolden unſrer angenehm ehrwürdigen Damen mit weißem Haar, und es iſt gewiß recht Schade, daß es uns ſo häufig daran fehlt; denn nun muß Jeder dieſe ſchöne Erfahrung auf ſeine eigne Hand machen. Das iſt auch freilich ſehr der Mühe werth; nur ſuche man dieſe deutſchen Ninons (d. h. größtentheils wahre Anti-Ninons) nicht bloß in großen Haupt- und Handelsſtädten, ſondern auch in kleinen Städten, Flecken und Dörfern, wo nicht einmal eine Druckerpreſſe iſt, das gebührende Lob jener Frauen zu verewigen.

7.

Von den Männern im Allgemeinen kann ich nicht daſſelbe ſagen, und beſonders ſind einige, die ſich der höheren Bildung, der innern Deutlichkeit und Feſtigkeit rühmen, ſelbſt in ſpäter

Zeit noch einem häufigen Wechſel unterworfen, für den ſie jedoch immer wortreiche Entſchuldigungen haben. Manche hauen im dreißigſten Jahre unbarmherzig um, was ſie im fünfundzwanzigſten vergötternd anpflanzten, und im vierzigſten ſehen ſie wieder hoffärtig herab auf die Schöpfungen, die ihnen in den Dreißigen gelungen ſchienen. Manche ſehr Vernünftige werden im fünfzigſten Lebensjahre der eigenen Vernünftigkeit müde und ſuchen ſich von Neuem im Lande der dunkelſten, nachttrunkenſten Myſtiker ein Hüttchen zu bauen, in dem ſie jedoch nicht ſehr bequem leben, weshalb ſie es auch bald mit einer anderen Wohnung vertauſchen, zuweilen ſogar mit einem atheiſtiſchen Eispalaſte. Ueberhaupt wird gerade den ausgezeichnetſten Männern die Verſöhnung mit dem Leben am ſchwerſten. — So lange ſich in dieſem Kampfe lyriſche Erhabenheit und poetiſche Wehmuth zeigen, iſt wenig Gefahr dabei; wie aber, wenn dann auch die böſen Tage kommen, von denen es heißt: „ſie gefallen mir nicht!“ oder gar die Ausrufungen ſich wiederholen „Es iſt doch ein mühſeliges, langweiliges bischen Leben in der Welt!“ — Dergleichen verdroſſen kalte Exclamationen ſind bei weitem gefährlicher, als die Ausbrüche des flammenden Mismuths im Jünglingsalter, in welchem nicht bloß die unverſiegliche, ſondern auch überflüſſige Quelle des Lebens zu ſtrömen pflegt, und es iſt nicht genug, wenn wir etwa am nächſten Bußtage alle die witzigtrefflichen Invectiven gegen das Leben bereuend widerrufen, die wir während des langen Winters haben fliegen laſſen. Den Blüthenſtaub, den wir mit rauhen Fingern von den Schmetterlingsflügeln der Pſyche abſtreiften, bringt uns keine Reue ſo ſchnell zurück. — Wir ſollen mit uns ſelbſt und mit unſerm Leben zwar ſtets in dem traulichſten und durchaus wahren Verhältniſſe ſtehen, dabei aber uns auch ſtets eine gewiſſe äſthetiſch-ſittliche Vornehmheit erhalten, die ſich vortrefflich mit Ironie verbinden läßt, und ohne die wir uns ſelbſt wol gar zur Laſt fallen können.

8.

Eine gebildete Frau in gewiſſen Jahren wird ſich jene kalten Exclamationen nicht nur nie erlauben, ſondern ſelbſt den bloßen Gedanken ſich verbieten. Sie hat Beſſeres zu thun, ſollte es auch unſcheinbar ſein, und dieſes Beſſere gefällt ihr auch für immer, was ſich von den Männern nur ſelten ſagen läßt. Die finden oft das Gute — ſelbſt ihr eigenes — nicht angenehm und pikant genug. — „Vor dem Tode,“

ſagt Solon, „iſt Niemand glücklich zu preiſen.“ Ich möchte ſagen: Vor dem Tode ſind wol nur ſehr wenige Männer als durchaus ſicher gebildet und in der Bildung geduldig beharrend anzuerkennen, während man mit ziemlicher Sicherheit vermuthen darf, daß eine vierzigjährige gute und gebildete Frau es bleiben werde bis zum letzten Hauche.

Wilhelm — um auf ihn zurück zu kommen — hatte ſich, wie uns bekannt worden, beſonders auf die Milde gelegt, und da dieſe aus einer nicht unkräftigen Seele hervorging, möchte er deshalb vielleicht einiges Lob verdienen. Indeſſen hatte auch er dem bekannten, ſchon ſonſt allegoriſch genommenen Schickſale der Braunſchweigiſchen Mumme, wenn ſie nach Oſtindien verſchickt wird, unterweges bald ſauer bald ſüß zu werden, nicht ganz entgehen können. Das Beſte dabei war noch die ſtrenge Selbſtprüfung, der er ſich unterwarf, ſo daß er auch in guten Stunden zu hoffen wagte, er werde einmal mit der höhern Milde, wie ſie etwa ein ſanfter Sommerabend zu bieten pflegt, endigen. Jetzt war er in ſeiner beſonders guten Periode, und da die ganze Geſellſchaft nicht bloß zu hören bereit, ſondern ſogar geneigt war, ſo zog er ein Heft aus der Taſche und las mit ruhigem Ernſt folgende Novelle vor.

Der Tröſter.

1.

Die gewöhnlichen, theils ſanft artigen, theils ſtürmiſch zerfahrenden, im Ganzen aber unbedeutenden Redensarten, mit denen ſich eine vornehme Theegeſellſchaft zu begrüßen pflegt, waren gut genug ausgewechſelt, das große helle Zimmer duftete recht angenehm, die ſchönen Treibhausblumen im Hintergrunde erinnerten, ohne wehmüthig zu machen, an den eben verfloſſenen leidlichen Sommer, ſo wie an die ſchönſten deutſchen Monate September und October. Auch den Thee ſelbſt konnte man rühmen, da er wirklich auf den Namen des ächten Caravanenthees Anſpruch machen durfte; doch will es auch damit nicht viel ſagen, und es bleibt immer, um mich eines bekannten derben Ausdrucks zu bedienen, „ein ſchlabriges Geſöff,“ wodurch indeß Niemand verletzt werden möge, der etwa eine günſtigere Anſicht von jenem Getränk hat. Die Geſellſchaft, die ſich hier verſammelt hatte, war wenigſtens im Ganzen eine gute zu nennen. Den alten Damen fehlte es nicht an Freundlichkeit, auch fanden ſich ſogar einige reine Stirnen ohne Zickzackfalten; unter den jungen Mädchen waren wirklich einige, welche Jugend hatten, und unter den Jünglingen und Männern traf man ſogar einige geiſtreiche und wohlwollende Geſichter an. Indeſſen wollte es mit der Unterhaltung nicht recht fort. Man ſchien ſich vor dem gewöhnlichen Converſationsgeſcheure und Geklapper zu ſchämen, und doch mochte auch das Beſſere nicht die Oberhand gewinnen; es ſtiegen wol einzelne Geiſtesleuchtkugeln und Witzesſchwärmer auf, aber es war dann auch wieder augenblicklich vorbei. Man hatte ſo viele Zeit und nahm ſich doch keine, irgend ein Geſpräch bis zu ſeinem ſüßern Kern zu verfolgen, mit Einem Wort: es fehlte an der ruhigen Behaglichkeit, ohne die es keine geſellſchaftliche Freude giebt.

2.

Dazu trug wol am meiſten das ſeltſame Verhältniß eines jungen Brautpaars bei, das ſich in dem Zimmer befand. Es war auch mit dieſem Brautſtande eine eigene Sache; denn das junge Mädchen wollte nie davon wiſſen, daß es damit ſchon ſo weit gediehen ſei, und der Jüngling gab es gewöhnlich ſeufzend oder auch wol mit leiſem Zähneknirſchen zu. Um ſo mehr aber war der Stadt daran gelegen, die nun einmal aus angeſtammter Gutherzigkeit gern ein paar hübſche junge Leute zuſammengeben mochte, und wenn von dem Zwieſpalt derſelben, wie er ſich wenigſtens zuweilen zeigte, die Rede war, mit dem Ausſpruch dazwiſchenfuhr, daß, was ſich liebe, auch ſich necken müſſe. — Ich betrachtete mir die beiden Leute (oder, wenn man lieber will, „Leutchen") genau und fand das Mädchen nicht bloß hübſch, ſondern beinahe ſchön, ohne jedoch von ihr angezogen zu werden. Ich glaubte zu ſehen, ſie habe noch nie geliebt, es fehle ihr deshalb an Sicherheit im Innern und deshalb auch an dem ſchönern Stolz und der ächten Demuth. „Du biſt wähleriſch, Julchen," hörte ich eine ältere Dame ſagen, die vielleicht ſelbſt nicht deutlich wußte, was ſie meinte. „Das Gegentheil vielmehr," erwiederte jene; „ich erwarte nur Alles und laſſe an mich kommen, was recht iſt." Daran mochte etwas Wahres ſein.

3.

Was den Jüngling betrifft — ich will ihn Adolf nennen — ſo konnte man ihm eine ſtattliche Jugendkraft, ein wohlgebildetes Geſicht und den Anſtand der feinern Welt in Geberde und Haltung nicht abſprechen, und doch hatte ich auch wieder Manches an ihm auszuſetzen. Sein Geſicht war in Röthe und Feuer wie getaucht, aber wenn er heftig wurde, bekam die Röthe etwas glühend Brandiges, und das Feuer wurde zur Hitze, bei der weder ihm noch Andern wohl ſein konnte. In dem, was er ſprach, zeigte ſich manches Gute, aber es war doch meiſtens wie ausgeſtoßen, herbe und willkürlich, ohne alle Uebergänge, ſo daß es mir vorkam, er denke an etwas Anderes. Heute ſchien vollends der ſogenannte Teufel in ihm los zu ſein, und man konnte deutlich wahrnehmen, daß zwiſchen ihm und ſeiner Braut ein für ihn unglückliches Gefecht vorgefallen ſei. Er richtete manche Frage an ſie, die ſie meiſtens nur kühl und einſylbig beantwortete. Das that mir freilich leid; doch gefiel mir, daß ſie nicht, wie gewöhnliche Mädchen, ihren Unmuth über den Bräutigam hinter Scherz und Lachen mit den Geſpielinnen — ſollten dieſe auch etwas gänſehaft ſein — zu verſtecken ſuchte, was wol zu geſchehen pflegt, wenn man den Geliebten . . . . ärgern will.

4.

Mir wurde ein wenig ſchwül in der Geſellſchaft, und ich ging deshalb in dem ſchönen Saale, Zerſtreuung ſuchend, auf und ab. Ein alter Herr, der ſich früher ſchon bemüht hatte, durch mittelmäßige Anekdoten die Geſellſchaft zu erheitern, geſellte ſich zu mir und ſagte, indem er nach der Uhr ſah, halb für ſich: „Wenn nur erſt der Tröſter käme!“ Er hatte ziemlich leiſe geſprochen, war jedoch verſtanden worden; denn ich hörte von einigen Seiten ein einſtimmendes „Ach ja!“ und Juliens Geſicht überflog eine ſchnelle Röthe.

Der Tröſter? fragte ich, wer iſt das? Der alte Herr lächelte und erwiederte: Man ſieht wol, daß Sie erſt ſeit Kurzem in unſerer Stadt ſind, ſonſt würde Ihnen dieſer Beiname ſchwerlich unbekannt ſein. Ich bat um nähere Erläuterung und erhielt ſie, da der Sprecher ſich ſelbſt gern reden zu hören ſchien. Es lebt hier ein ſehr gebildeter und achtungswerther Mann, der jedoch, wenn Sie ſich auf einen andern auch nicht üblen Standpunct ſtellen, einiges Lächerliche haben kann. Er mag durchaus nichts Lärmendes, Verworrenes, Wirrwarriges, Zwieſpaltiges leiden, und da er nun in der Welt dergleichen überall gewahr wird, ſo macht er ſich dagegen auf und ſucht mit allen Leibes- und Seelenkräften zu rathen und zu helfen. Er hat dabei ſehr verſchiedene Methoden. Zuweilen iſt er völlig fromm und erklärt den Leuten, wie wahr es ſei, daß die Sanftmüthigen das Erdreich beſitzen werden und die Friedfertigen Gottes Kinder heißen. Das hilft gewöhnlich bei den ſchönen Kindern, die ſich ja gern einmal einer angenehmen Rührung überlaſſen. Schade nur, daß ſie es beim nächſten Ball, wenn eine noch hübſchere häufiger aufgefordert wird, wieder vergeſſen. Dann macht er ſie ſchnell aufmerkſam, daß nichts ein ſchönes Geſicht ſo entſtelle als der Neid. Das hilft wieder; denn wer will gern häßlich ausſehen? Ich bin ſelbſt dabei geweſen, daß eine junge Dame, der er ſo zugeſprochen hatte, ſich augenblicklich großartig überwand und, um nur wieder ſchön zu werden, die geliebte fatale Freundin umarmte und deren Tanz, den ſie innig haßte, nicht wenig pries. Man könnte ihn auch den Begütiger und Beſänftiger nennen, weshalb er mitunter die Zankenden rührend auf die Kürze des menſchlichen Lebens verweiſt, bei der man nicht einmal Zeit habe, ſich ordentlich auszuſchelten.

5.

Sich ſelber wohl! ſetzte ein Dritter hinzu, den einzelne Worte unſers Geſprächs angezogen hatten — ſich ſelber auszuſchelten erlaubt er gern und verſichert auch, er thue es täglich — nur unter einander ſoll man ſich nicht feindlich in die Haare oder gar in die Herzen fallen. Die ſogenannten Unglücklichen haben es bei ihm ganz vortrefflich; denn wenn ſie ihm nur recht deutlich erzählen, was ihnen Alles fehlt, ſo hört er ihnen mit großer Aufmerkſamkeit zu und tröſtet und hilft mit wahrer Paſſion. Wehe aber dem Verdrießlichen, oder dem, der nicht mit der Sprache herauskann! Gegen einen ſolchen richtet er alle Katapulte und Baliſte ſeiner Beredſamkeit, ſo daß der arme Schelm entweder noch verſtockter wird, oder gleich aus Deſperation Anſtalt macht zu weinen oder zu lachen, was doch eine Art von momentaner Klarheit andeutet. — Er iſt gewiſſermaßen der Vormund der ganzen Stadt und hat deshalb vor lauter Geſchäften nie ein bürgerliches Amt bekleiden können.

Es wurde noch viel Sonderbares von dem Manne erzählt, unter welchem mir vorzüglich eine Bemerkung auffiel, daß nämlich ſeine Feinde es weit beſſer bei ihm hätten, als ſeine Freunde. Dieſe halte er überaus kurz, während er von jenen entweder gar nicht rede, oder doch nur Gutes, worauf jedoch ein Anderer verdrießlich erwiederte: „Mir wäre er als Freund wie als Feind unbequem. Es iſt doch immer ein bizarrer Menſch.“ —

Ich geſtehe, daß mich das Geſpräch ſehr ernſt gemacht hatte, wie ſo manche in neueren Zeiten pflegen. Die Menſchen ſprechen jetzt in der Regel von einem Menſchen wie etwa von einem Buche, das ihnen zur Recenſion übertragen iſt, ohne einiges Herzensintereſſe. Er iſt ein Gegenſtand der Converſation oder des Hinüber- und Herüberſprechens, und der Redende fragt zuweilen ſelbſt nicht viel danach, ob man ihm glaube. Er begnügt ſich mit dem Bewußtſein, doch mitgeſprochen zu haben, und, will's Gott, ziemlich klug oder gar witzig. Wird nun vollends dergleichen unter vielen Unterbrechungen, durch hinzutretende Gäſte und herumlaufende Bedienten, Taſſengeklapper und Gläſergeräuſch abgehandelt, ſo kommt es natürlich zu gar keinem Reſultat, und die Geſellſchaft geht noch verworrener, als ſie gekommen iſt.

6.

Ein junger Mann, der während aller dieſer Reden bisher geſchwiegen hatte, näherte ſich mir jetzt, da ſich der Kreis der Sprecher um mich verlaufen hatte, und ſagte: „Sie können unmöglich durch alle dieſe einzelnen Bemerkungen ein richtiges Bild von Herrn Frei bekommen haben, ja er muß Ihnen wol gar als eine Caricatur der ſogenannten vermittelnden Kritik erſcheinen, die ja ſchon an ſich geringhaltig und unhaltbar war. Was unſer Tröſter will, iſt ohne Zweifel etwas Großes: — den Sieg des Wahren, Guten, Schönen; da ſich dieſer aber nie erreichen läßt, und er ohnehin nur ſchwache Kräfte mitbringt, ſo kann unmöglich ein guter Erfolg ſeine Bemühungen belohnen. Man könnte ihn eine neue Art von Don Quixote nennen, und zwar eine ſolche, die ſich darüber ärgert, daß es heut zu Tage Niemandem mehr einfällt, Windmühlen für Rieſen, ſondern weit eher Rieſen für Windmühlen anzuſehen. — Eine „Art“ ſagte ich; aber ich weiß kaum, ob ich bei einem ſo ſeltſamen Charakter von einer „Art“ reden darf. Wir wollen dahingeſtellt ſein laſſen, wie ſehr er irrt; das aber iſt gewiß, daß er keine „Geſpielen“ hat, die ſonſt der Irrthum mitbringt. Er ſteht faſt ganz allein, und ich halte ihn für einen Kranken, der doch bald untergehen muß.“

Laſſen Sie uns das Beſſere hoffen, erwiederte ich und wollte viel mehr ſagen, unterdrückte es aber. Der junge Mann hatte vielleicht das Beſte geſprochen, was bisher über dieſen Herrn Frei an den Tag gekommen, und doch war gerade er nahe daran, mich wirklich zu betrüben. Er hatte eine entſchiedene Richtung des Mannes genannt, die ſelbſt dem Feind Hochachtung abzwingen muß, und doch hatte er, kalt reſignirt, dieſes ganze Beſtreben und den ganzen Mann krank genannt. Iſt nicht dieſer Standpunct, auf welchem uns jedes Hohe und Ausgezeichnete als krank erſcheint, der gewöhnliche? Habe ich nicht ſelbſt noch vor Kurzem einen vortrefflichen Arzt, meinen Tiſchnachbar in einer großen Geſellſchaft, als er eine Viertelſtunde lang einem tiefer unten ſitzenden kräftigen, lebhaft und feurig ſprechenden Jünglinge zugehört hatte, ſagen hören: „Der arme junge Mann iſt krank," und als ich fragte: Wie ſo? antwortete er nicht mit Ruhe: „Verlaſſen Sie ſich darauf, er iſt ſehr krank; ſonſt würde er nicht ſo viel Kraft aufwenden, die Hänſe und Hänſinnen rechts und links ſo koſtbar zu unterhalten!" Er eſſe ſeine Schildkrötenſuppe ruhig hinein, und wenn man ihn frage, was heute in der Welt geſpielt wird, ſo ſage er ruhig: „Der Wirrwar" und damit gut. Er ſorge für ſich, und wenn dann der liebe Gott, wie man ehedem behauptet hat, für Alle ſorgt, ſo iſt es deſto beſſer." . . .

Auch durch die Erinnerung an die bekannten ſinnvoll rührenden Worte des Dichters:

„Ach! da ich irrte, hatt' ich viel Geſpielen,
Da ich Dich kenne, bin ich faſt allein,"

hatte er mich einigermaßen verletzt; denn man ſoll die Perlen nicht zugleich mit den Spielkarten miſchen und ausgeben. Indeſſen nahm ich wol Alles zu ernſthaft, wie man oft zu thun pflegt, wenn man zu genau aufmerkt.

7.

Endlich trat der lang erwartete und viel beſprochene Mann wirklich herein; aber wie ganz anders war ſeine Erſcheinung, als ich ſie mir gedacht, doch freilich durch meine eigene Schuld! Einen Menſchen, über den lange geſprochen worden iſt, denken wir uns leicht unwillkürlich hoch und hehr, gleichſam auf einem Phaeton fahrend mit einem Kranz auf dem Haupte und rechts und links ſtolz und beſcheiden zugleich grüßend, oder gar auf entgegengeſetzte Weiſe: blaß, verwiſcht, hohläugig und geſpenſtiſch. — — Er verbeugte ſich ſchnell und beſcheiden vor der ganzen Geſellſchaft, und es ſchien ihm gar nicht die Möglichkeit einzufallen, daß man von ihm geſprochen, oder ihn gar ſehnlich erwartet habe. Sein Auge flog durch die Reihen und haftete dann auf mir. — „Ja wahrhaftig,“ ſagte er dann und trat raſch auf mich zu, „Sie ſind es, mein lieber Reiſegefährte!“ — Jetzt erkannte auch ich ihn. Ich hatte vor drei Jahren, als ich einen Durchflug durch Deutſchland machte, von Dresden bis Eiſenach mit ihm auf der Schnellpoſt geſeſſen und erinnerte mich gern an jene Zeit und an ihn. Auffallendes hatte ich nichts an ihm gefunden. Es war ein guter freundlicher Mann, der viel Gutes zu erzählen wußte, doch auch Andere gern zu Worte kommen ließ, ſollte es auch mit den Worten der Andern ſchlecht beſtellt ſein. Es war etwas Väterliches in ſeinem Benehmen, und ich hatte ihn für einen Ehemann und Vater gehalten; auch vermuthete ich, er ſei ein Lehrer, denn er konnte mit großer Geduld manches Wichtige und Intereſſante wohl auseinanderſetzen. Nur ein paarmal hatte ich über ihn lachen müſſen, als er mit vieler Wärme und Innigkeit einige Irrthümer, die in der Geſellſchaft zur Sprache gekommen waren, bekämpfte. Es war vielleicht nicht recht von mir, daß ich eine ſo gute Bemühung ein wenig lächerlich fand; allein man iſt doch nun einmal gewohnt, daß Niemand etwas danach fragt, was ein Anderer für Meinungen äußert, und daß man ſich nur ſelten die Mühe giebt, die Anſichten zu verbeſſern, die Hinz oder Kunz auf dem Poſtwagen zu äußern belieben. Nicht minder unrecht war es, daß ich ihn faſt vergeſſen hatte; denn billig ſollte die Erinnerung an drei angenehme Reiſetage auch nach drei Jahren noch nicht geſchwunden ſein. Leichter mag es verziehen werden, daß ich ſeinen Namen ganz verloren hatte; denn leider iſt es nun einmal meine Unart, ſo wie die Unart vieler meiſtens mit Büchern und gelehrten Zeitungen umgehender Männer, daß ſie nur die Namen behalten, die häufig gedruckt werden.

8.

Dafür aber kam auch jetzt die Erinnerung an jene Reiſetage mit verdoppelter Lebhaftigkeit zurück. Ich umarmte ihn mit rechter Herzlichkeit und ſprach laut meine Freude aus, ſo wie die Hoffnung, ihn hier viel beſſer genießen zu können, als einſt im Reiſewagen, in dem man doch wenigſtens nicht ſo geſichert lachen und weinen könne, als bei der gehörigen Seßhaftigkeit auf dem Sopha in der Nähe des Ofens. Er erwiederte *ſtaunend* meine Innigkeit. Es ſchien, als ſei er nicht daran gewöhnt und habe faſt immer die Herzlichkeit beginnen und das Feuer erſt ſelbſt anzünden, oder gar erſt das Holz klein hacken und zurechtlegen müſſen, um die gehörigen Flammen zu befördern

Jetzt bemächtigte ſich ſeiner der ſtürmiſche Bräutigam, indem er ihn mit beiden Händen umfaßte und ihn um ein Geſpräch unter vier

Augen hat, worauf Beide ſich in eine Fenſterbrüſtung im Hintergrunde des Saals begaben. Es iſt doch merkwürdig mit den Manieren ſolcher Jünglinge; ſie ſind zwar — das verſteht ſich — ungemein gebildet, aber unſere guten, bei aller Derbheit ſehr höflichen Vorfahren würden ihnen doch ein hübſches Conduitenbüchlein zur Nachachtung empfohlen haben. Ich ſah, wie der junge Mann heftig perorirte, und wie der Tröſter begütigte; doch geſchah das Letzte keineswegs lammartig, ſondern mit Kraft und Ruhe, wie ſie dem überlegenen Manne wohl anſteht.

Er trat jetzt wieder zur Geſellſchaft zurück, und indem er Julien freundlich begrüßte, ſagte er: „Sie ſind nicht heiter, liebes Kind. Sie ſollten nie vergeſſen, daß es nur Einen Mai giebt.“ — Der deutſche Mai, erwiederte ſie, iſt nicht ohne Stürme und Nachtfröſte. Aber ich bin auch ſchon wieder heiter, da ich Sie heiter und geſund ſehe.“ — „Habe ich denn geklagt, daß Sie das Gegentheil fürchten mußten?“ Ach! wenn Sie nur einmal klagten, für ſich ſelbſt und über Ihre eigenen Leiden; aber Sie klagen nur für Andere und mit Andern. „Loben Sie mich nicht,“ erwiederte er ſehr ernſt, und mit einem ſo entſchiedenen Ausdruck, wie ich nicht leicht Jemanden ein Lob habe abweiſen hören.

Dann aber ſetzte er lächelnd hinzu, um nicht durch zu großen Ernſt die Geſellſchaftsweiſe zu unterbrechen: „Zwar ſollten mich meine ſechsundvierzig Lebensjahre vor aller Eitelkeit ſchützen, aber ich darf mir nicht trauen.“ Julie ward ein wenig ſchüchtern und ſagte dann: „Sie ſchienen mir vor einigen Tagen blaß und leidend, wie etwa nach einer ſchlafloſen Nacht.“ — In ſolchen Fällen, antwortete er heiter, ſollte es erlaubt ſein, Schminke aufzulegen, um nur eine liebe, aber zu ſcharfſichtige Freundin nicht zu betrüben. Bejahrte Männer, wie ich, können nicht erſcheinen wie blühende Tänzer, und es iſt nicht der Mühe werth, danach hinzuſehen. Ob ich eine ſchlafloſe Nacht gehabt, weiß ich nicht mehr; war's aber ſo, ſo hatte ich gewiß ſelbſt Schuld daran. Lebten wir nur Alle in ſchlichter frommer Einfalt, ſo würden wir auch Alle, wie Luther es in ſeinem Katechismus befiehlt, nach dem kurzen Abendgebet „flugs und fröhlich“ einſchlafen.“ — Nein! nein! erwiederte ſie mit einer Lebhaftigkeit, die früher nur zurückgedrängt war, Eines ſchickt ſich nicht für Alle. Und Er, der ſo ſprach, würde er der Mann geworden ſein, wenn er ſtets ſeine ſieben oder acht Stunden regelrecht geſchlafen hätte? Und wer ſind *die*, de-

nen Klopſtock das ſchneidende Wort zuruft:
„Nächt' ohne Schlaf hattet Ihr nie!“

9.

Auf Frei's Geſichte wechſelten die Farben, und ſein Auge ward ſo lebhaft, daß man an der beträchtlichen Summe von Lebensjahren, die er ſich ſelbſt ſo unumwunden zuſchrieb, ein Drittheil hätte abziehen mögen. Was er aber erwiederte, ſchickte ſich eher für einen Funfziger, indem er eben ſo väterlich als ſchulmeiſterlich ihre Heftigkeit tadelte, und in einem Ton, in dem man etwa eine gewöhnliche Zeitungsnachricht erzählt, ſich ſelbſt einen „mittelmäßigen Mann“ nannte, über den ſich nicht viel reden laſſe.

Aber Muſik! Muſik! rief er jetzt plötzlich aus; wie kann eine Geſellſchaft, die doch nicht bloß eine gelehrte iſt, beſtehen ohne Muſik? Niemand ſollte den Tag beſchließen und zu Bette gehen, ohne ſich der Poeſie und Muſik erfreut zu haben. Es iſt eine herrliche Sache um das Vorleſen edler Dichterwerke; aber man lieſt meiſtens nur das bloß Ernſte, das vollendet Claſſiſche, und das zu genießen erfordert bei den meiſten unvorbereiteten Zuhörern eine zu große Anſtrengung. Die Muſik nur iſt die allgemein menſchliche Kunſt, in deren reinen kühlenden

Wellen dem Kinde ſo wohl werden kann wie dem Greiſe.

Und doch, ſagte Julie leiſe, giebt ſie Ihnen, wie Sie neulich ſelbſt geſtanden, nur Schmerzen. Es mag ſo ſein, erwiederte er, aber Schmerzen, die man nicht leicht für Freuden der gewöhnlichen Art hingeben möchte. Wenn die Muſik ihre Wellen in uns hinſtrömen läßt, wie die Morgenröthe ihre thauigen Purpurroſen ausſtreut, ſo fühlen wir Alle, daß die Welt und wir ſelbſt dieſe Harmonien nicht beſitzen, und daß unſere Purpurroſen nur zu bald verbleichen, aber wir faſſen auch, daß es eine Harmonie giebt, und das Schöne iſt wie das Gute und Wahre. Darin liegt aber jener ſelige Schmerz; denn wenn es eine Harmonie giebt, ſo dürfen wir hoffen, daß wir auch einſt in ihr leben werden, ewig und unerſchütterlich, und daß der tiefe Seufzer, der nie ganz aus unſerer Bruſt weicht, oder das leiſe ironiſche Lächeln über die eigene Schwäche und Verworrenheit, über das jammervolle Misverhältniß zwiſchen unſerm großen Wollen und der Mangelhaftigkeit unſerer That einſt auf immer verwehen werde, und dann bleibt nichts zurück, als die unendliche Wonne.

10.

Adolf hatte bisher ganz geſchwiegen. Er ſchien ruhiger geworden, und da die Geſellſchaft durch einige der Aeußerungen des ſeltſamen Tröſters ein wenig feierlich geſtimmt worden war, ſo fuhr der Jüngling gleichſam in der begonnenen Rede fort: Und iſt denn nicht überhaupt alle Kunſt in ihrer Wirkung ein Schmerz, aber ein edler, erhabener, muthiger, wie bei dem Gedanken des verlornen und doch wiederzugewinnenden Paradieſes? Ja könnten wir nicht ſelbſt alles Große und Herrliche, was ſich im Leben zeigt: die Großmuth, die Selbſtaufopferung, die Liebe, die reine Freundſchaft, als künſtleriſche Fremdlinge aus einer höheren Welt betrachten, die, wenn ſie in unſerm bedrängten, kleinen und in der Kleinheit noch ſo ſehr zerſtückelten Leben zur Erſcheinung kommen, abermals wieder jenen erhabenen Schmerz hervorrufen müſſen? — Kehren wir aber wieder zu dem Gedanken an die Muſik zurück, ſo möchte ich ſie unumwunden für die reinſte und kindlichſte, ſüßeſte und ſchmerzlichſte erklären.. Sie ſteigt wie das Mitleid oder wie ein Kind „hilflos und nackt vom Himmel nieder,“ und doch ruht in den zarten Händen dieſes Kindes eine göttliche Macht, und alle Sehnſucht, alle Träume, alle Linderung, alle Vergeſſenheit wohnt in dem Anhauch ſeines Mundes und im Wehen ſeiner Flügel. Iſt ſie aber eine eben ſo heilige als fröhliche, eben ſo tiefſinnige als genialiſch flatternde Kunſt, ſo erſchrecken wir billig über die Art, wie ſie gewöhnlich getrieben wird: — als leichte Ergötzlichkeit, als ſündhafte Wollüſtelei, als Erſatz für edle Geſpräche u. ſ. w. Weg damit! Ich mag nicht daran denken; viel eher will ich ſie mit unſerm geliebten Jean Paul für die Löwenzunge halten, die um die nackte Bruſt des Menſchen ſo lange ſpielt, bis das Blut hervorquillt. — Nun, ſo möge es denn feurig hinſtrömen! Es iſt beſſer, als daß es gerinnt!

Er ſprang raſch auf, um an das Fortepiano zu eilen und augenblicklich ſein Gefühl in mannigfaltigen Tönen auszuſprechen. Allein mit dem „Augenblicklichen“ iſt es nun einmal in dieſer Welt, ſobald von Handlungen die Rede iſt — ſelbſt vom Muſikmachen — nicht ſonderlich beſtellt. Auch in ganz leidlichen Häuſern, beſonders wenn literariſch geſinnte Männer darin walten, pflegt das Fortepiano doch leider mit einigen Büchern und Journalen ſehr unzweckmäßig belaſtet zu ſein. Die müſſen erſt abgeräumt und auch ſonſt noch allerhand Vorkehrungen getroffen werden. — Ich hatte während deſſen Zeit, mich über die, wenn auch ſeltſame, doch ſinnvolle Rede des jungen Mannes zu verwundern; denn aufrichtig geſagt, ich hatte ihm eine ſo originelle Anſicht, die noch dazu auf ein tiefes Gemüth hindeutete, nicht zugetraut. Es ſchien, als ahne mein Nachbar aus meinem nachdenkenden Geſicht, welch eine zweifelnde Betrachtung ich eben angeſtellt; und da die Menſchen in der Regel gern einen Zweifel begünſtigen, ſo ſagte er mit dem Lächeln der Ueberlegenheit: „Der junge Herr war eine geraume Zeit ein Schüler des heute eben nicht tröſtlichen Tröſters. Da fliegt denn mancher Gedanke an, beſonders wenn er etwas Paradoxes enthält; mancher Tropfen wird aufgefangen, manche Blume aufgenommen und beiſeite gelegt, um gelegentlich damit eine Geſellſchaft in Staunen zu ſetzen. Ach! wie manche Rede wird gehalten, wie manches Buch geſchrieben, von dem auch nicht Ein Gedanke dem Redner oder Verfaſſer zugehört!“

11.

Es mag ſein, erwiederte ich, durch den Froſt des Mannes verſtimmt, und Sie können in vielen Fällen Recht haben. Indeſſen giebt es auch Fälle, wo eine entſchiedene Liebe zwiſchen

Lehrer und Schüler manches geiſtige Privateigenthum aufhören läßt und zu einem Gemeingut macht. Dann weiß der Schüler, wenn er redet, zuweilen ſelbſt nicht, wer aus ihm ſpricht, ob er ſelbſt oder der Lehrer.

„Hier gewiß der Letztere; denn wie käme ſo ein junger Menſch auf dergleichen Gedanken? und was weiß er von tiefen Schmerzen? Er kennt ſie nur aus Dichtern und faſt nur dem Namen nach.“

Kann er lieben, erwiederte ich empört, und liebt er wirklich, ſo wird es ihm auch an Schmerzen nicht fehlen, und er hat ein Recht, davon mitzuſprechen. Auch iſt dazu eben keine Wertherliebe von nöthen, und es wäre überhaupt noch die Frage, ob ein Mann oder Greis ſo viel zu leiden im Stande ſei, als manches Kind, das dem eindringenden Schmerze — vielleicht durch eine böſe Stiefmutter oder ähnliche willkürlich waltende und quälende Ungeheuer veranlaßt — nichts entgegenzuſetzen hat, als etwa ein naſſes Auge und ein verblutendes Herz.

Ich gebe Ihnen das Kind zu, erwiederte mein Gegner (und es wäre wol der Mühe werth, darüber einmal mehr zu ſagen) — aber die größere Anzahl der heutigen Jünglinge wahrhaftig nicht. Glauben Sie, daß ein ſolcher leidender

Herr während ſeines Leidens irgend ein intereſſantes Theaterſtück oder Concert verſäumen werde? Die erſten vier Wochen vielleicht; ſpäterhin gewiß nicht. Er ſieht ſich in ſeiner Paſſion genau an und findet ſich intereſſant; ja wenn er hört, ein ſchönes Fräulein habe geäußert, er, der junge Herr, ſei gerade jetzt ſehr anziehend, ſo befindet er ſich in ſeinem Leidensmeer ordentlich wohl und plätſchert behaglich darin. Iſt er vollends ein Schriftſteller, ſo ſenden Sie ihm nur eine lobende Recenſion, und machen Sie ihm weis, Goethe habe ſie verfertigt. Dann ſpricht er in ſanfter Erhabenheit: „Ach, was kann mir dieſe große Ehre helfen in meinen tiefen Leiden!" aber ſelig iſt er.

Ich mußte wider Willen lachen, doch war es kein frohes Lachen. Zum Glück hatte jetzt Adolf die nothgedrungenen Voranſtalten glücklich überwunden, und ich mochte mich nun dem Meer von Tönen anvertrauen, das ſeine geübte Hand harmoniſch zu bewegen begann. Aber ich konnte anfangs nicht recht hinein, und es kam mir oft mein alter kindlicher Gedanke zurück, als ſei die Muſik „zu gut" für dieſe Welt. Ich weiß wol und habe ſelbſt ſehr oft geſagt, dieſes „zu gut" ſei in Millionen Fällen Sünde oder Unſinn; aber es giebt doch jenſeit jener Millionen

Fälle noch einige, wo es allerdings Sinn hat, wenn auch einen traurigen. Indeſſen überwand ich mich bald, entfloh der unharmoniſchen Welt und übergab mich frei dem ſchönern Einklang. Die Genien der Muſik neckten mich, umſpielten mich, erhoben mich, entzückten mich, und als wir endlich aufbrachen, hatte ich den Spieler wegen ſeines trefflichen Vortrags und ſeiner reinen Geſangſtimme faſt ein wenig lieb gewonnen.

12.

Ich hatte in den drei Wochen meines Aufenthalts in X. noch kaum die Hälfte meiner Empfehlungsbriefe abgegeben, und es war mir deshalb überraſchend und erfreulich, als ich am andern Morgen nach dem Geſellſchaftsabend, in meiner Reiſebrieftaſche blätternd, auch eine Adreſſe an die Frau fand, bei welcher Julie wohnte. Ich war doch neugierig geworden, das hübſche Mädchen, das ſich geſtern ſo wunderlich benommen hatte, in ihrer Häuslichkeit zu ſehen. Die Tante nahm mich günſtig auf; es war ihr genug, daß ein vornehmer Mann mich empfohlen hatte. Sie gehörte zu den zahlreichen Menſchen, von denen man bloß ſagen kann, daß ſie ſind, obwohl ſtrengere Philoſophen auch das ſo leicht nicht zugeben würden. War der Tag mit einem Diner oder Souper ſicher beſetzt, und ließ ſich ein bequemes Gevattergeſpräch und Geklatſch mit Gewißheit erwarten, ſo war ihre Seele völlig befriedigt. Für Juliens Erziehung hatte ſie im Grunde wenig gethan; denn daß ſie ihr Unterricht geben ließ im Clavierſpielen, in der franzöſiſchen und italieniſchen Sprache, iſt freilich als Einzelnheit recht löblich, kann jedoch im höhern Sinn nicht als Erziehung gelten, da ohne beſonnene Ausbildung des geſammten Gemüths alle jene Einzelheiten wol zum Schmuck, aber auch zur Schwächung des Geiſtes wirken können. Die arme Julie — arm, obwohl nicht unbegütert — früh zur Waiſe geworden, war, ohne befragt zu werden, jener Tante übergeben, gegen die ſich auch wenig Erhebliches einwenden ließ, da ſie gerade ſo bedeutend und unbedeutend war, als viel andere Millionen Menſchen, welche die Früchte der Erde verzehren.

Die alte Dame mußte als gewandte Menſchenkennerin es Julien und mir am Geſicht angeſehen haben, daß es zwiſchen uns bald zu einem geiſtreichen oder doch wenigſtens gemüthlichen Geſpräch kommen werde, von dem ſie für ſich die größte Langeweile fürchtete, weshalb ſie auch bald unter einem unbedeutenden Vorwand das Zimmer verließ.

„Die Tante geht,“ ſagte Julie, „weil ſie beſorgt, wir werden nun ſogleich ein Geſpräch über Goethe und Schiller anfangen; denn ſolche Discourſe haben, wie ſie ſich ausdrückt, den ganzen vorigen Winter hier geſpielt, ja ſelbſt während der verfloſſenen Badeſaiſon kein Ende nehmen wollen.“ — „Freilich,“ erwiederte ich, „ſollte man über das höchſt wichtige Verhältniß von zwei ſo vortrefflichen Lehrern zu dem deutſchen Volk nur immer ſo gut als möglich reden oder lieber ſchweigen.“

13.

Juliens kalte und bittere Worte verletzten mich in nicht geringem Grade; als ich ihr aber wieder in die ſchönen, rein blickenden, das Beſſere gleichſam ſuchenden Augen ſah, kam es mir vor, als habe ſie jenes unperſönliche Wort nur mechaniſch hingeſprochen — was freilich auch ein großer Fehler iſt — während ſie an Schöneres dachte. „Hat denn auch ſie kein Herz?“ hatte ich mich gefragt; doch zum Glück konnte ich ſchon nach einigen Minuten mir das alte Ja wiederholen. Sie fragte nach einer ausgezeichneten Dame meines Wohnorts, die ich wohl kannte und zu ſchätzen wußte. Sie hatte mehrere Monate mit ihr gelebt und ſprach jetzt mit ſo inniger Liebe und Verehrung für ſie, daß ich auch für die Sprecherin eine neue Theilnahme gewann. Sehr bedeutend war die Sache freilich nicht, ja ſie ſollte ſich eigentlich immer von ſelbſt verſtehen; ich hatte aber leider zu oft das Gegentheil gefunden. Es iſt ſogar unter vielen Mädchen und Frauen Ton geworden, ihr eigenes Geſchlecht weniger zu achten als das männliche und die alten platten Späße über die Unmöglichkeit einer weiblichen Freundſchaft finden oft genug Eingang. Hier war denn doch wirklich Liebe und Hochachtung eines Mädchens gegen ein anderes.

Jetzt wollt' ich ihr Verhältniß zu dem Teſter, das mir aufgefallen war, näher unterſuchen, und da man nicht ſelten in der feinen Welt am beſten zu ſeinen Abſichten gelangt, wenn man — weniger fein iſt, ſo ſagte ich: „In der geiſtigen Geſellſchaft ward ich beſonders durch Herrn Feſt an Ihre edle Freundin gemahnt. Sein ruhig ſanfter Ton, ſo männlich und belebt er auch war, erinnerte mich an dieſe treffliche Dame, die auf weibliche Weiſe Aehnliches hat.“ Julie klatſchte freudig in die Hände und rief wie ein freudig überraſchtes Kind: „Das habe auch ich ſchon zuweilen gedacht! Ja die paſſen! Die könnte ſich ſeiner werth machen! Das würde ein ſchönes Paar werden!"

Ein Paar! erwiederte ich. Sie vergeſſen, daß Ihre Freundin etwa vierundzwanzig Jahre und er nach ſeinem offenen Geſtändniß ſechsundvierzig zählt, was denn doch nicht paſſen würde.

„Sechsundvierzig! Sagte er das? Ich habe nicht Achtung darauf gegeben. Es iſt mir auch ganz gleichgültig. Fritz iſt nicht alt, aber unſere meiſten Jünglinge mögen es ſein; ich weiß es nicht. Alt wird man nur in Augenblicken; eine Stunde kann einen Schatten werfen für immer. Das ſoll man aber nicht leiden. — Jahre thun es nicht.

14.

Ein wenig confus und abgeriſſen hatte die liebe Seele freilich geſprochen, aber ganz unrecht mochte ſie nicht haben. — „Sie würden alſo," fragte ich weiter, „es Ihrer Freundin ſehr verdenken, wenn ſie nach dem Geburtsſchein ihres Geliebten fragte?"

„Es wäre eine grund- und bodenloſe Gemeinheit," erwiederte ſie heftig, „wenn ſie daraus ſein Alter erforſchen wollte." — Ich ſah ſie befremdet an; ſie verſtand mich und bat wegen ihres allzufeurigen Scheltens um Verzeihung, ein Uebermaß, das leider ſelbſt ihr hochverehrter Lehrer, Herr Frei, ihr nicht habe abgewöhnen können. „Alſo weg mit dem ſcheltenden Wort! Das aber iſt gewiß, ich würde ihr das alte Lied von der ewigen Jugend in uns, worüber kein Taufſchein Auskunft geben kann, von Neuem und recht herzhaft verſingen.“

„Ein ſchönes altes Lied,“ bekräftigte ich, „deſſen Wahrheit ich unbedingt zugebe, und das ſich beſonders von den blühenden Lippen der Jugend vorgetragen, vortrefflich ausnimmt. Laſſen Sie uns aber nicht einſeitig ſein, ſondern unumwunden geſtehen, daß es auch mit der Jugend, die wir nach dem Kalender berechnen, eine gar angenehme und köſtliche Sache ſei. Doch wem ſag' ich das? Ihnen, der Braut eines blühenden Jünglings, iſt gewiß das Lob der Jugend höchſt überflüſſig.“

„Braut? Davon weiß ich nichts; aber gewiß Adolf iſt ein kräftiger ſchöner Jüngling, gar feurig, voller Anlagen, doch auch voller Unarten. Ich kann ihn nicht entſchieden und ganz verehren, und das muß ich, wenn ich lieben ſoll.“

„Schon wieder heftig!“ ſagte ſie dann nach einer Weile, „aber es ſchadet nichts. Es iſt mir viel zu weitläufig, hinter dem Berge zu halten, und mir ſind alle gewöhnlichen Zickzackgeſpräche fatal. Ja, ich liebe ihn; doch kann ich böſe auf ihn werden und bin es jetzt wegen ſeines ungleichen Betragens. Ich habe die ganze Nacht kein Auge zuthun können aus Verdruß, und er ſoll mir ſchwer büßen."

Die Verehrung, erwiederte ich, um gleichſam von der andern Seite um den Berg herum zu gehen, die Verehrung, auf die ein Jüngling Anſpruch machen darf, und die Sie gewähren können, wird immer eine andere Farbe haben, als die dem bewährten Manne und noch dazu einem in der zweiten Hälfte der Mannesjahre zukommt.

„Sie verkehren viel mit dem Kalender, den ich nicht beſonders anerkenne. Verehrung iſt Verehrung. Auf Erläuterungen laſſe ich mich nicht ein. Ohne jenes unbedingte Gefühl iſt alle Liebe hohle Phraſe und eitler Tand. Das mag wol in vielen Büchern ſtehen; es kommt aber noch darauf an, ob die Verfaſſer alle es ſo tief empfunden haben als ich."

Nun dann! erwiederte ich endlich und wagte für den erſten Beſuch etwas Unerhörtes, zwingt Ihnen denn Ihr wackerer Lehrer nicht dieſe Verehrung ab?

15.

Sie ſchwieg eine geraume Weile, während eine dunkle Röthe ihr ernſtes Geſicht überwogte. Sie ſuchte nach einer Antwort, ward aber, wie es ſchien, verdrießlich bei dem ungewohnten Suchen und brachte dann mit neuer Heftigkeit einzeln und abgeſtoßen die Worte hervor: Nein! nein! nein! doch nicht ganz.

Ich trat einen Schritt zurück, und Erſtaunen und Unmuth mußten ſich wol in meinem Geſichte zeigen.

„Es iſt nun einmal geſchehen. Sie haben bedenklich gefragt, und ich habe unbeſonnen geantwortet. Da hilft nun nichts mehr als fortzufahren und zu erklären, ſo wenig ich auch mit der Sprache heraus kann. Doch Sie ſind der Freund des Mannes, über den Sie mich fragten, und ſo haben Sie Rechte. Ich kenne dieſen vortrefflichen Mann ſeit einer Reihe von Jahren, in ſo weit ein unbedeutendes Mädchen ſagen darf, daß ſie einen ſolchen Charakter kenne. Mit einer unermüdeten beiſpielloſen Geduld hat er mich Jahre lang unterrichtet, erzogen und gebildet. Ich war ein widerſtrebendes, hoffärtiges, ſtörriges Kind. Ich hielt meine Lebhaftigkeit und Ruſchligkeit für Talent und hatte keider oft genug gehört, ich hätte dergleichen. Konnte ich doch hundertmal in einer Stunde fragen „warum?“ und wußte ich doch gar nichts von demüthig edlem Gehorſam. War denn das nicht genialiſch? Ich möchte mich mit Nadeln zerſtechen, wenn ich daran denke. Was war nun dabei zu thun? Er bedurfte der höchſten Kraft, der überlegenſten Einſicht, aber auch einer unzerſtörbaren Duldſamkeit; denn wenn es ihm nun endlich einmal nach drei oder vier Jahren gelang, irgend eine nothwendige Idee, z. B. jene des liebenden unbedingten Gehorſams wie Feuerflammen in meine Seele zu werfen, ſie hafteten doch nicht und brachten keine Früchte. Ein paar Spazierfahrten mit meiner lieben Tante, die freilich mehr „auf das Aeußere geſtellt“ iſt, ein paar geiſtreiche oder vielmehr „geiſtreichige“ junge Herren, die meine Charakterfeſtigkeit lobten, ein paar hypermoderne Komödien und dergleichen, und es war in meinem Innern das alte Lied. —

Kam Er dann wieder mit ſeiner ruhigen Freundlichkeit und würdigen Gelaſſenheit, ſo ärgerte ich mich wol gar, daß er ſich nicht erzürne. O hätte er doch nur einmal recht aufgebrauſt, hätte er mich recht grimmig angefahren und zermalmt! Das wäre ſo etwas für mich geweſen.

Ich glaube, ich wäre ihm um den Hals oder auf die Knie gefallen. Wer weiß, ob nicht Xantippe bloß deshalb ſo unartig wurde, weil ihr Mann ſo unendlich artig war. Herr Frei brauchte bei mir immer nur Oberon's Lilienſtengel und blies in das ſanfteſte Horn; aber ich tanzte doch ſchlecht danach. Es iſt wahr, in ſpäteren Jahren wurde ich beſſer. Wenn ich aber bedenke, was ich ſein könnte, und was er mit mir erreichen wollte, ſo erſchrecke ich vor meiner Unbedeutenheit und Geringhaltigkeit; denn was hat er nun von aller ſeiner Mühe? — Nach Geſchenken fragt er nichts. Er iſt ohnehin reicher als ich und hat faſt gar keine Bedürfniſſe, was bekanntlich für uns Frauen höchſt unangenehm iſt.

Doch was rede ich immer nur von mir ſelbſt? Er iſt ja der Lehrer, der Vormund, der Tröſter, der Rather der halben Stadt; und was iſt aus der Saat geworden, die er ausgeſtreut? Hat man ſeine guten Rathſchläge befolgt? Halb oder gar nicht, oder wenn ja einmal ganz, ſo glaubt doch Niemand ihm Dank ſchuldig zu ſein. Jeder hatte ſich ſelbſt geholfen, wenn er geholfen hatte; Jeder hatte ſelbſt gelernt, was er ihn gelehrt, und das köſtlichſte Eigenthum ſeines Geiſtes ging bald wie ein alter Familienpokal von einer dicken Speckhand in die fleiſchlos gierige dritte und vierte, ohne daß man eben fragte, wer der Goldfinder und Goldſchmied war. — O, er hat herrliche Früchte, anmuthige Früchtchen an den Tag gebracht! Dankbarkeit iſt ja ohnehin eine Hundetugend; warum ſollte man ſich mit ihr in Unkoſten ſetzen?“

16.

Ich erſchrak; denn die ſonſt ſo reinen Züge des ausdrucksvollen Geſichts hörten in dieſem Augenblick auf ſchön zu ſein, und es war mir, als ſähe ich einen aufwallenden Gifttropfen durch ihre Adern rinnen. — Sie haben mir vertraut, ſagte ich ſehr ernſt, und dieſe Ehre macht mich zu Ihrem Freunde. Als ſolcher hab' ich ein Recht, Sie zu warnen vor einer Bitterkeit dieſer Art, die eben ſo viel Froſt als Hitze in ſich hat. Sie haben Unrecht, ſelbſt wenn Sie in gewiſſem Sinne Recht hätten. Es giebt Dinge, die, wären ſie auch wahr, man dennoch ganz auszudenken ſich ſtreng verbieten ſoll.

Ihre Augen füllten ſich mit Thränen, und ihre Züge gewannen wieder die frühere Lieblichkeit. Sie reichte mir die Hand und ſagte: „Ich danke Ihnen und fühle, wie ſehr ich an mir arbeiten muß. Aber geſtehen Sie auch, daß es in hohem Grade ſchmerzlich iſt, wenn man einen edlen, ſehr ausgezeichneten Mann kindlich liebt und ihn unter lauter frivolen oder rohen, frömmelnden oder witzelnden, bleiſchweren oder federleichten Menſchen ſehen muß, die alle die Opfer, die er täglich bringt, gelaſſen annehmen, als müßte es ſo ſein. Es ſind noch die Beſſeren, die ihn etwa für halb ſo gut halten, als ſie ſelber ſich anſchlagen; die Andern überſehen ihn natürlich weit, ſetzen bei einer Pfeife Tabak ſeine Wunderlichkeiten gern aus einander und zerlegen ſeinen Charakter wie den Braten auf ihrem Teller.“

Ich drohte ihr lächelnd mit dem Zeigefinger über ihren ſchnellen Rückfall. Sie gab mir kopfnickend Beifall und legte ſchnell ihre Hand auf ihr Herz, gleichſam als wolle ſie es zurückdrängen.

„Und einen ſolchen Mann,“ ſagte ich jetzt, „verehren Sie dennoch nicht ganz? Faſt muß ich glauben Sie misverſtanden zu haben.“ Sie mußte ſich erſt beſinnen, daß ſie ſo geſprochen. „Es iſt wirklich ſo,“ erwiederte ſie dann. „Daß Verhältniſſe möglich wurden, wie ich ſie vorher polternd andeutete, iſt doch in jedem Fall ſeine Schuld mit. Er hätte nun und nimmermehr zugeben müſſen, daß man mit ihm ſo umgeht, wie man umgeht. Das möchte indeß noch eine Beruhigung zulaſſen; denn wenn das Vortreffliche auch nicht bei der Welt Anerkennung findet, ſo bleibt es doch immer das Vortreffliche. Was kann Er dafür, daß verfrorene Bäume keine neuen Blüthen mehr treiben, und ſollte man ſie auch hundertmal feurig umarmen, und daß innerlich erkältete, abgeſtorbene Menſchen keiner Liebe mehr fähig ſind? — Aber er ſelbſt ſündigt gegen ſich ſelbſt am meiſten. Er verehrt ſich nicht; darum kann ich ihn nicht verehren, oder meine Verehrung iſt doch nur ein ſchmerzliches Gefühl. Er nannte ſich ja geſtern ſelbſt einen mittelmäßigen Mann. Hörten Sie es nicht? Und wo that er das? In einer Geſellſchaft, deren größter Theil auch nicht die leiſeſte Ahndung von ſeinem Werthe hat, unter Menſchen, die noch nie für eine Idee gekämpft haben, weil ſie an gar keine glauben, und die vielleicht gar nicht aufſtehen und ſich ankleiden würden, wenn nicht die gewohnte Koketterie mit dem kleinen jämmerlichen Selbſt Reize genug hätte, um ſie dadurch für die Mühe zu exiſtiren zu bezahlen .... O wahrlich! vielleicht war geſtern in der ganzen Geſellſchaft nur Ein Mann, der die Würde des Vielbeſprochenen ganz einſieht — mein Adolf.“

17.

Ich hatte Mühe, einige beſcheidene Zweifel gegen die letzte Behauptung zu unterdrücken, als unſer Geſpräch durch den hereintretenden Bedienten unterbrochen wurde. Er überreichte Julien einen Brief und entfernte ſich dann. Ich erkannte leicht aus dem Blicke, den ſie auf die Handſchrift warf, von wem der Brief komme. Sie las ihn raſch und faſt mit athemloſer Lebhaftigkeit. „O nun,“ rief ſie aus, „nun iſt Alles wieder gut und ſchön und ganz herrlich! Leſen Sie, o leſen Sie doch ſchnell.“

Ich war freilich ſchon an manches Auffallende bei ihr gewöhnt, doch mußte mich ein ſolcher Beweis von Vertrauen noch immer überraſchen. Indeſſen läßt man ſich dergleichen gern gefallen und überredet ſich leicht, man müſſe wol im Geſicht und ganzem Weſen etwas wunderbar Anmuthiges haben, das jenes Vertrauen ſchnell errege. Ich las:

„Geliebteſte! Könnt' ich Alles, was ſich in der letzten Nacht in meinem Herzen bewegt hat, auf das Papier bringen, ſo bekämſt Du ein unendliches Buch. Darum nichts weiter als die einzigen Worte: Vergebung, Vergeſſenheit, Verſöhnung! — Ach, das ſind keine Worte, es iſt das flehende Aufſchreien meines blutenden Herzens, das nicht leben mag, wenn Du ihm zürnſt, und nicht leben kann, wenn es Dir zürnt. Ich Thor beſchuldigte Dich der Rechthaberei und hätte mich zuerſt anklagen ſollen. Ach, muß man ſich denn in dieſem Leben, das ſo kurz iſt, daß ſelbſt das Wort „kurz“ noch viel zu lang für daſſelbe iſt, ſtreiten und zanken? Muß man die halbe Minute, die man zu lieben hat, ſich noch verkümmern? Darum vergieb ſchnell und gern dem Sünder, der dieſen Zeilen bald ſelbſt folgen wird. Adolf.“

18.

Ich muß es darauf ankommen laſſen, ob Sie, werthe Männer und Frauen, es für eine arge Pedanterie anſehen oder mir verzeihen wollen, wenn ich geradezu geſtehe, daß mir dieſes Mittel nicht ſonderlich behagte. Ich muß ſogar hinzuſetzen, daß mir ſelbſt die Handſchrift ſehr misfiel. Es war ſo etwas Hingeworfenes und Geſtrudeltes darin, die Buchſtaben überſtürzten ſich und traten häufig aus Reih' und Glied; auch ſchienen ſie im ſonderbaren Contraſte unter einander bald mit einer eingetauchten Stecknadel, bald mit einem halbweg zugeſpitzten Schwefelhölzchen hingeworfen zu ſein. Der ſelige Gellert hätte das Blatt als anſtandwidrig und unlesbar zurückgegeben; aber freilich können die Augen eines liebenden Mädchen beſſer entziffern, als die eines ehrwürdigen Profeſſors der ſchönen Wiſſenſchaften. Eben ſo wenig konnte mir der Inhalt zuſagen. Es war, als wenn Adolf nur aus Verdruß über die unangenehme Empfindung, die der Streit veranlaßt hatte, ſchnell „wieder gut ſein“ wollte, ohne die Wurzel deſſelben auch nur zu berühren, viel weniger auszurotten. — Eine gründliche Verſöhnung oder gar keine! war von jeher mein Wahlſpruch. Nur Unglückliche ſind mit einer halben zufrieden, weil ſie überhaupt auf kein Ganzes mehr hoffen.

Ich hätte noch gern erfahren, worüber eigentlich der geſtrige Streit der beiden jungen Leute entſtanden ſei; aber für den erſten Beſuch hatte ich ſchon zu viel gefragt und zu viel gehört, und wenn ich vollends bedachte, daß Adolf ſeinen baldigen Beſuch verſprochen hatte, ſo war es die höchſte Zeit, meinen Urlaub zu nehmen.

19.

Es iſt bekannt, daß, wer viel reiſt, nicht ſelten ſein Gedächtniß ſchwächt; doch iſt daran weniger das Reiſen als der Reiſende ſelbſt ſchuld. Er ſoll nicht durch Europa fliegen, ſondern ſein Herz walten laſſen wie zu Hauſe; dann wird er auch — denn von dem wiſſenſchaftlichen Gedächtniß kann hier nicht die Rede ſein — ſein eigentliches Herzensgedächtniß nicht verlieren. Ich wollte dem meinigen Nahrung geben, und darum blieb ich in einer Stadt, wo mich bereits drei Menſchen anzogen.

Es ward mir leicht, meine Bekanntſchaft mit Frei nicht bloß zu erneuern, ſondern auch zur Freundſchaft zu ſteigern. Er ſchien anfangs zu glauben, ich wolle etwas von ihm; er ſchien nicht bloß darauf gefaßt, ſondern es war ihm angenehm, daß auch ich ihn würde in Thätigkeit ſetzen. Endlich trat er wirklich mit der Frage hervor, und als ich erwiederte, daß ich nichts von ihm, ſondern nur ihn ſelbſt wolle, wurde er verlegen und zeigte eine Beſcheidenheit, die faſt in Schüchternheit überging und nicht wenig contraſtirte mit dem Muth, den er bewies, ſobald von Handlungen für einen Andern die Rede war. Als er deshalb einſt von Neuem fragte, ob er denn gar nichts für mich thun könne, ergriff ich dieſe Gelegenheit und verlangte als Beweis ſeiner Freundſchaft — ſeine Geſchichte.

Ach! erwiederte er nach einer langen Pauſe, was iſt viel von mir zu erzählen? Wir lachen

Alle über das „er lebte, nahm ein Weib und ſtarb,“ und doch iſt es eine recht artige Biographie, nur in zu raſchen und kurzen Umriſſen. „Er lebte“ — wer weiß, ob man das von mir ſagen kann? Zuweilen kommt es mir vor, als lebe ich doppelt, dreifach, ja hundertfach, zuweilen, als lebe ich gar nicht und träume nur. „Er nahm ein Weib“ — hier iſt ſchon eine Lücke in meiner Biographie; denn von mir kann man das leider nicht ſagen. Ich ſtehe da wie etwa ein alter Wegweiſer, um den ſich Schlingenkraut und Epheu winden, damit er doch nicht gar zu kahl ausſehe. — „Und ſtarb“ — das iſt denn doch immer das Wichtigſte, und es iſt recht gut, zuweilen daran zu denken, daß es einmal ſo heißen wird. Es klingt freilich ſehr mager; denn wir ſind gewohnt, daß man zu dem „er ſtarb“ eine Menge Schmuck hinzuſetze, z. B. mit Ergebung, mit edler Gelaſſenheit, als Held und Chriſt, ſeine Tugenden erheben ſein Lob wie Cherubim „mit Poſaunenzungen“ u. ſ. w. Wer aber ſo oft wie ich an Sterbebetten geweſen iſt, der weiß wohl, daß es mit dem daſigen Heldenmuth in der Nähe der ſechs Bretter und zwei Brettchen meiſtens nicht weit her iſt, und ich will deshalb ſchon zufrieden ſein, wenn man nur hinter das: „er ſtarb“ bei mir nichts Ungünſtiges hinzuſetzt.

Ich erklärte das Alles für Melancholie, worüber er jedoch herzhaft lachte, da es freilich auch nur mein halber Ernſt war.

20.

Und dann, fuhr er fort, ſo gern ich Selbſtbiographien leſe, ſo theuer und ſchätzbar mir einige derſelben ſind, genügt hat mir noch keine, und keine wird und kann mir jemals genügen. Erzählen wir bloß unſer äußeres Leben, ſo erregen wir höchſtens ein müßiges Erſtaunen; denn am Ende iſt doch die bloße Verwunderung über einen Mann, der beide Indien erobert hätte und in der vergeblichen Bemühung, ſich die Milchſtraße als Ordensband umzuhängen, geſtorben wäre, eben ſo müßig als die, daß der Sohn eines Dorfſchulmeiſters das Subrectorat in der Reſidenz erhalten habe, leider aber nach zwanzig Jahren in ehrgeiziger Sehnſucht nach dem Conrectorat untergegangen ſei. Wollen wir aber nur die Geſchichte des Innern vorwalten laſſen, ſo ſind wir auch hier die Beute der mannigfaltigſten Täuſchungen. Wir erzählen z. B. unſere Beſtrebungen nach der Jugend oder den Tugenden, und es wird uns recht wohl dabei. Wir malen aus, wie wir gleichſam moraliſch botaniſirt, oder (in einem andern kühnen Gleichniſſe) wie wir die ethiſchen Erdbeeren und Kirſchen abgepflückt und in den Mund geſteckt haben. Es fehlt bloß, daß wir noch einen illuminirten Kupferſtich dazu beſorgen, und der eitle Geck iſt fertig. Ach! und doch iſt die Sache gar nicht lächerlich; denn wenn ſchon über dem Suchen des Einzelnen und in der Selbſtgefälligkeit beim Suchen ſo manche ſchöne Kraft in uns misleitet wird, wie viel mehr bei dem Beſchreiben und Ausmalen unſerer Bemühungen! —

21.

Aber ich ließ nicht ab; Frei mußte erzählen. Ich fürchtete freilich, er werde ſich Unrecht thun, aber in ſo hohem Grade hatte ich es nicht erwartet. Dagegen war alles Zerſtreute, was in jener Geſellſchaft über ihn vorgetragen wurde, ſanft und mild zu nennen. Man hatte doch wenigſtens überall mit Intereſſe von ihm geſprochen; er aber redete von ſich ſelbſt nur wie von einem mittelmäßigen Manne, und ich mußte Julien Recht geben, daß ſie darüber ſich empört gefühlt hatte. Dabei war es höchſt auffallend, daß er von allen Menſchen, deren er gedachte, das Gute hervorzuheben wußte, und daß er keinen einzigen, mit dem er umging, ſei es auch nur in entfernter Beziehung, für unbedeutend zu erklären vermochte. Es ſchien, als biete er alle Liebe und alles Talent in ſich auf, um die alltäglichſten Naturen zu adeln und ſie mit ſeinem Reichthum auszuſtatten. Hofrath X., ein arger Philiſter, der Steinernheit für Feſtigkeit ausgab, war ihm ein entſchiedener Charakter, auf den man ſich verlaſſen könne. Secretair Y., ein umtappender Phantaſt, hatte doch offenbar poetiſches Talent, dem nur noch Reife abgehe, und dem müßiggängeriſchen Rentier Z. fehlte nur ein glänzendes Amt, um ihn als einen thatkräftigen Mann zu bewähren.

Ich durfte kaum wagen, etwas dagegen einzuwenden; denn wie mild und ſanft er auch war, ſo zeigte er ſich doch feurig erregt, mitunter ſogar ängſtlich pikirt, ſobald es darauf ankam, dergleichen Perſonen zu vertheidigen, wobei er gewöhnlich, um nur das Geſpräch nicht um ſich greifen zu laſſen, ſchnell eine ſeiner eignen ſchwachen Seiten zur Schau ſtellte, um ſie mit drolligem Witz anzugreifen. Ich bin überzeugt, er beſaß nicht ein Drittel dieſer ſchwachen Seiten, aber in der Uebung, davon zu reden, hatte er es ſo weit gebracht, daß er zuletzt ſelbſt daran glauben mochte.

22.

Bei ſo bewandten Umſtänden war denn auch aus der Selbſtſchilderung, die er endlich nothgedrungen geben mußte, nicht viel zu nehmen; doch reichte ſie hin, um ſie aus ſeiner Anſicht und Sprache in die meinige zu überſetzen. Nach ſeiner Meinung war er nichts weiter als ein gutmüthiger Mann, der mit beſchränkten Kräften und gleichſam, um ſich zu zerſtreuen, bald dieſen bald jenen zu retten ſuche, was ihm jedoch wegen ſeiner Beſchränktheit und vielleicht auch aus Ungeſchicklichkeit nur ſelten gelinge.

Nehm' ich Alles zuſammen, ſo ging etwa Folgendes hervor, das ich auf leichte Weiſe etwa alſo andeuten darf. Das Leben in der Erſcheinung des Einzelnen iſt ein zerſtreutes, zerworfenes und ſtaubiges Weſen. Blicken wir hinaus auf die Straße, was ſieht man dort? Man reißt nieder, man baut, man fährt, man karrt, man rennt, man jagt, man ſtolziert, man ſchleicht, man ächzt, man küßt, man ſchimpft, man prügelt, man trinkt, man vergöttert, man wirft in die Hölle u. ſ. w. Da iſt nirgends Zuſammenhang, der doch ſelbſt einer unbedeutenden dramatiſchen Poſſe nicht fehlt, und die man auch mit größerer Bequemlichkeit von den

Theaterlogen herab mit anſehen kann. Bei jenem zerbröckelten Weſen des ſogenannten wirklichen Verkehrs aber iſt an keine Bequemlichkeit zu denken. Das Waſchbecken und der Barbier, Kleidung und Schuhe, Federmeſſer und Dintenfaß, Eſſen und Betten, Ziegelſteine und Bücher, das Alles muß doch beſorgt werden, und bei all dergleichen Tumult und Charivari ſoll man noch obendrein nicht bloß ſehr tugendhaft, ſondern auch anmuthig ſein und die mildeſten Redensarten zu Tage fördern. Engländer und Deutſche, Lords und Geheimſecretaire, Poeten und Staatsminiſter haben ſich zuweilen deshalb ohne alle höhere Ordre aus dieſem unſchmackhaften Getriebe gewaltſam ſchnell herausgerettet, was in jedem Fall Sünde iſt und bleibt. Andere haben ſich darüber ein paar Jahre ſatt geärgert und ſind hinterher zu einer gewiſſen faulen Ruhe gekommen; die Meiſten aber finden die ganze Sache ziemlich ergötzlich und helfen mitten im Pöbelgedrange toben, wüthen, ſpaßen und lachen. —

23.

Was aber ſoll nun der höhere Menſch bei ſo bewandten Umſtänden thun? Die edle Arbeit, die Ironie, der Witz, der Zorn ſind treffliche

Beſchwichtigungsmittel; aber vollſtändige Beruhigung finden wir nur in einer chriſtlichen Geſinnung und rein chriſtlichem Wandel. Es iſt nur ſehr traurig, daß dieſe Worte, durch allzuhäufigen Gebrauch abgenutzt, entweder bloß eine hiſtoriſche Notiz anzudeuten ſcheinen, oder gar zu einem bloßen leeren Klange geworden ſind. Es muß doch ein Mittel geben, uns ſowohl vor jenem tragiſchen Ekel am Lebensgewirre, als vor der erniedrigenden Gleichſtellung mit demſelben zu ſchützen; und dieſes Mittel iſt denn kein anderes als die Tugend, aus der alle andern fließen: die Menſchenliebe.

Die Menſchenliebe! Ach ja, es iſt eine hübſche Sache darum, und ſie wird auch von allen Kanzeln wie billig empfohlen. Nun, ich muß ſagen, auch ich habe mich darum bemüht und liebe hinlänglich. Thut in meiner weitläufigen Familie auch nur einer alten Stieftante ein Finger weh, ſo jammert es mich ſehr, und ich ſchicke gewiß täglich die Magd ab, um zu erfahren, wie weit es mit der Heilung gediehen ſei, und bei der nächſten Familienfeſte ſing' ich herzhaft mein: „Où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille?“ und drücke auch wol einen leiſen Kuß auf den glücklich curirten Finger der geſchätzten Dame. Man ſoll ſich ja beliebt machen, und wer weiß, wie einem das 'mal wieder zu Hauſe kommt.

24.

Nicht alſo unſer Frei. In der vollendeten Ueberzeugung, daß hier nur das reine, ſtark und demüthig machende Chriſtenthum wahrhaft helfen könne, fand er leicht, daß es mit der Menſchenliebe eine ganz andere Bewandtniß habe, als die Menſchen meinen, die ich eben halb ernſthaft, halb ſcherzhaft reden ließ. Er betrachtete den Egoismus als die Wurzel alles Uebels und deshalb die Aufgabe, ihn auszurotten, als die erſte und letzte ſämmtlicher Pflichten. Er war damit ziemlich auf das Reine gekommen, und ich erinnere mich nicht, ſo oft ich ihn auch beſuchte und ausführlich mit ihm ſprach, daß er jemals unaufgefordert ſeiner ſelbſt auch nur gedacht habe, außer in Beziehung auf Andere, wobei er jedesmal eine untergeordnete Rolle ſpielte. Er war, wie es mir ſchien, für ſich ſelbſt nie beſorgt. Er hatte für ſich ſelbſt alle Zweifel, alle Unruhe längſt beſeitigt und konnte deshalb alle ſeine Zeit für andere Menſchen aufwenden. Dabei mochten ihm freilich die mannigfaltigſten Schmerzen nicht ausbleiben; denn die Menſchen ſind größtentheils nicht geeignet, ſich in dergleichen Naturen zu finden. Da ſie ſelbſt nicht lieben, begreifen ſie nicht, daß Jemand ſich entſchließen könne, ſie wahrhaftig zu lieben; ſie ſcheuen jedes gemüthvolle oder gar genialiſch freie Verhältniß und gehen deshalb gewöhnlich auch nur mit ihren Vorgeſetzten, Verwandten und Dienſtboten um — was man ſo „umgehen“ nennt.

Gegen die erſten ſind ſie unendlich demüthig und deshalb auch überzeugt, daß jene ihnen ziemlich wohlwollen; gegen die Verwandten ſind ſie, wie es die Verhältniſſe ein für allemal angeordnet haben, oder wie es ihnen gerade einfällt. Auch trauen ſie jenen doch eine gewiſſe nothgedrungene Treue zu; denn die Vetterſchaften und Baſenſchaften ſind doch nun einmal in der Welt und ſelbſt rechtlich garantirt, ſo daß es Niemandem möglich iſt, dieſe Beziehungen ganz abzuſtreifen. Auch die Dienſtboten bieten eine gewiſſe Sicherheit des Umgangs man weiß genau, wie viel man ſich gegen dieſelben herausnehmen darf und wie viel nicht. Beſonders liebenswürdig auch gegen dieſe armen Perſonen zu ſein, kann Niemand verlangen. Es iſt eben nicht nöthig; ſie haben ſich einmal engagirt und müſſen wenigſtens ein halbes Jahr aushalten. Iſt das verlaufen, und ſind wir den alten und die alten uns unleidlich geworden, ſo werden neue gewählt. Alles ohne Schwierigkeit und ganz in der Ordnung.

25.

Wie aber, wenn nun ein freier Fremder kommt und Anſtalt macht Freundſchaft und Liebe praktiſch zu conſtruiren? Wer mag ſich darauf verlaſſen? Wo iſt hier eine Garantie? Beſitzt er Hühner, Gänſe, Haus, Garten u. ſ. w., worauf ſich doch ſolid fußen ließe? „Das nicht, aber er meint es doch gut und will nur lieben und geliebt werden.“ — Geliebt werden? Das iſt zu viel verlangt; was ich von Liebe beſitze, brauche ich im wohlhergebrachten Familienkränzchen für meine Vettern und Baſen und behalte für romantiſche Vagabunden nichts übrig. — „Er will Dich dennoch lieben.“ Aha! er will vermuthlich meine Fürſprache bei der offen gewordenen Actuarſtelle, oder in meine Familie heirathen? — „Nichts von dem Allen. Er will bloß Dich lieben, ſo wie alle Menſchen, und nicht bloß obenhin, ſondern recht ordentlich und gründlich!“ — Aber warum denn? — „Nun! biſt Du denn nicht liebenswürdig genug?“

Auf eine ſolche Frage iſt gewöhnlich nur ein: „O ich bitte!“ zu vernehmen; denn gerade die ärgſten Egoiſten haben doch meiſtens in ihrer tiefſten Seele eine gewiſſe — höchſt unbequeme — Ahnung von ihrer eigenen Unſchönheit, oder — wenn ich das traurige Wort gebrauchen darf — Lumpigkeit, weshalb ſie ſich bemühen, äußerlich zierlich zu erſcheinen. Deshalb ſehen ſie auch, beiläufig geſagt, in Geſellſchaft bei vornehmen Leuten ganz anders aus als zu Hauſe bei Frau und Kindern; am allerhäßlichſten aber ſind ſie im .... Schlafe, weil dann das Geſicht völlig ſo iſt, wie es eigentlich iſt.

Frei würde wahrhaft gezürnt haben, wenn ich ihm dieſe leichtfertigen Gedanken mitgetheilt hätte. Er betrachtete alle dieſe Verhältniſſe mit großem Ernſt. Er wurde tauſendmal betrogen und ließ dennoch nicht ab. Er hatte tauſendmal bemerken müſſen, wie viele Menſchen ſelbſt nicht einmal den guten Willen haben, auf ſich wirken zu laſſen, und verſuchte es dennoch immer von Neuem Ihn erſchreckte keine Undankbarkeit; denn er hatte nie auf Dank gehofft. Er liebte die Menſchen — ich will das große, herrliche Wort nicht länger zurückhalten — „um Gotteswillen," und weil er ohne dieſe Liebe nicht leben zu können glaubte. Es war ihm der einzige Weg zur Rettung.

26.

Ich fühlte mich innig gerührt, und es fehlte mir zuletzt ſo ſehr an irgend einer ſcherzenden Gegenrede, daß ich endlich, ganz wider meine Gewohnheit, auf eine feierliche Weiſe fragte: Und ſind Sie, lieber Rather, Tröſter, Helfer, denn auch recht glücklich?

Er ſchwieg eine Weile und ſagte dann: „Ich kann Ihnen keine andere Antwort geben als die ein edler, früh heimgegangener Dichter ſeiner Jungfrau leihet: „Das Glück wohnt droben in dem Schooß der ewigen Gnade.“ — Vielleicht ſollten wir Ihre Frage, mein theurer Freund, nie thun. Hienieden iſt nur Arbeit und Kampf zu finden, und unſer Glück beſteht in dem Glauben, daß dieſe Arbeit, dieſer Kampf in keinem Falle ganz vergeblich ſein könne, ſobald wir uns ſelbſt dabei gänzlich vergeſſen und nur die große Sache, wofür wir ſtreiten, im Auge haben. — Alle Arbeit aber, aller Streit iſt nichtig ohne Liebe, und darum iſt ſie die einzige Tugend oder die Mutter aller. Daß auch ſie faſt nur Schmerzen giebt, iſt die Bedingung des irdiſchen Lebens, und wir haben am Ende doch nur zu wählen zwiſchen dieſen edlen und den gemeinen Schmerzen.

27.

Dagegen erhob ſich in meinem Herzen eine unabweisliche Stimme, und ich rief heftig aus: „So ſoll es nicht ſein! Ich verlange Freuden, weil ich geboren bin, und Freuden die Fülle, ſonſt möcht' ich gar nicht geboren ſein.“

Er hob den Zeigefinger eben ſo warnend als begütigend auf und ſagte dann: Wie möchte ich die Freuden läugnen wollen? Auch mir fehlt es wahrlich nicht daran. Einige meiner Schüler und Schülerinnen ſind mir recht tröſtlich und übertreffen den Lehrer weit. Meine Julie und mein Adolf machen mir das innigſte Vergnügen; mein ganzes Herz freut ſich ihrer ſchönen gegenſeitigen Liebe, und das kindliche Vertrauen, das ſie mir bringen, iſt ein unſchätzbares Geſchenk für mich.

Ich weiß nicht, wer es zum erſtenmal geſagt hat, wie ſehr bei gewiſſen Gelegenheiten ein tüchtiger — Fluch erquicklich ſein müſſe; wohl aber weiß ich, daß ſich dieſer Gedanke jetzt in mir regte. Wie gern hätte ich wenigſtens erwiedert: „Du willſt ihnen danken, daß ſie für zehnjährige Bemühung Dich endlich ziemlich gern haben und halbweg lieben? Auf den Knieen ſollten ſie zu Dir hinrutſchen, daß Du ſie unter

Deine breiten Flügel nimmſt!“ — Hätte ich aber nicht ſelbſt ſolche harte Reden bereuen müſſen? Ganz gewiß; wie wir ja wol überhaupt alle Flüche zurücknehmen. Julie wenigſtens — wie ſehr ſie auch noch im Ringen ſein mochte — ahndete gewiß den ganzen Werth ihres Beſchützers, und ſelbſt ihre Heftigkeit fand hierin eine Entſchuldigung. Adolfen aber kannte ich zu wenig, um ihn genau beurtheilen zu können.

28.

Ich erklärte gern, daß auch mich die beiden jungen Leute nicht wenig intereſſirten, und bedauerte nur, daß ſich in ihr Verhältniß zuweilen Streit dränge; aber er antwortete, auf ſolche Bemerkungen längſt vorbereitet, raſch mit einer halbwahren Sentenz: „Nur der Himmel iſt ohne Streit, die Erde nie; vielleicht ſelbſt die Liebe nicht. Nur um Alles, was bloße Sache iſt, ſoll man nicht ſtreiten, es iſt ſelten der Mühe werth. Der neuliche Kampf zwiſchen beiden Liebenden, deſſen Spuren Sie noch in jener Geſellſchaft wahrnehmen mußten, war ein recht eigentlich vorzugsweiſe deutſcher. Julie hatte den vortrefflichen Beethoven faſt zu hoch und zwar auf Koſten des nicht minder liebenswürdigen und genialen Haydn geſtellt und dadurch ihren Adolf gewiſſermaßen herausgefordert, auch ſeinerſeits ein wenig zu übertreiben.“

Ich mußte unwillkürlich lachen; doch er erwiederte ſehr ernſt und freundlich: „Das kann nicht anders ſein. Alltägliche Zänkereien haſſe ich wie die Sünde, von manchen andern wichtigen Dingen müſſen junge Leute ſchweigen, und einige derſelben ſind leider den Deutſchen überhaupt noch fremd; aber in der ſpeculativen Wiſſenſchaft, ſo wie in der Theorie und Praxis aller Künſte haben wir eine ſehr bedeutende Stimme, in der Muſik gewiß die allererſte; und Liebe und Abneigung mag ſich in jedem Verhältniſſe deutlich und lebhaft ausſprechen.

Er hatte ohne Zweifel Recht, und die ganze Geſchichte ſpricht für jene Aeußerung, die in der That nicht unwichtig ſein mag. — Wofür haben wir Deutſchen gekämpft? Ich meine die, welche überhaupt das geiſtige Deutſchland bilden. Immer nur für Ideen, ſelten für Sachen. Wir ſtritten für und gegen das Lutherthum, für Religionsfreiheit und Religionsnothwendigkeit, oder, um lediglich bei der neuern Zeit zu bleiben, für Leſſing, Kant und Fichte, oder für Mozart und Beethoven; ja es durften im Kampf für Goethe und Schiller auf Univerſitäten und andern Junglingskreiſen vielleicht mehr Degen gezogen und Freundſchaften geſtiftet und zerriſſen ſein, als im übrigen Europa wegen der Dichter und Muſiker ſeit Adam. Wir ſind ſehr gedankenſchwer, und es iſt nur zu beklagen, daß dieſe Gedanken ſelten zur lebendigen Erſcheinung werden, oder, wie unſere Feinde ſich auszudrücken pflegen, daß ſelten „viel dabei herauskommt.“ Leider aber giebt es außer den edlen Kämpfen in Deutſchland auch noch eine ſehr häufige und wahrhaft widrige Rechthaberei, die, ohne ſelbſt etwas poſitiv Geſichertes zu haben, überall herumhorcht, um nur Stoff zum Widerſpruch zu erhalten, durch den ſie ſich aus ihrer Unbedeutenheit zu einigem Leben aufreizen zu können hofft. Dieſe Unſitte iſt überaus läſtig, aber unter jungen Männern und Mädchen vollends unerträglich, da ihnen gewöhnlich das A und O der Wiſſenſchaft und der Kunſt fehlt, weshalb ſie auch über das B. C. D. kein entſcheidendes Urtheil ſich anmaßen dürfen. Nur die Liebe als reine Myſtik kann hier entſchuldigen; doch geſtehe ich, daß ich nur Julien eine ſolche zutraute, beſonders wenn von der Neigung für einen ganz fernen oder gar todten Künſtler die Rede ſein ſollte.

29.

Aber o Himmel! — ſo unterbrach ſich hier der Erzähler-Sprecher — iſt denn nun das, was ich Ihnen, höchſt geliebte und geehrte Freunde und Freundinnen, die Sie gütig genug ſind mir zuzuhören, hier vortrage, eine Erzählung oder Novelle, wie ſie ſich in unſern vortrefflichen Zeitungen und Taſchenbüchern ſehen laſſen dürfte? Ich zweifle ſehr. Ein junger Menſch, von dem man kaum weiß, was an ihm iſt, ein junges Mädchen, die ſelbſt nicht weiß, was an ihr iſt, ein Mann bei Jahren, der vielleicht wahr ſein mag, doch leider ohne wahrſcheinlich zu ſein: was kann ein ſolcher Novellen-Comödienzettel Erfolgreiches prophezeihen? — Und dann der bloße Titel! — Wir ſind gewohnt, unförmlich dicke, moraliſche oder theologiſche, in Schweinsleder gebundene Bücher aus früheren Zeiten „alte Tröſter“ zu nennen. Vielleicht könnte man ſagen, um ſie von ſo vielen neuern untröſtlichen Sachen zu unterſcheiden; allein wir lächeln bei jenem erſten Ausdruck ſo vornehm, daß es kaum möglich ſein wird, etwas ſo Impertinentes zu erwiedern. Wo ſind hier ferner (darf man näher tretend fragen) die Verſchwörungen, die Schlachtengemälde, die Seeräuber, die Zigeuner, die geſpenſtiſchen, doch angenehmen alten Frauen? Wo ſind die erquicklichen Scenen der gräßlichen Deſperation, die aus den geheimſten, vor 27 bis 28 Jahren begangenen Sünden hervorgeht? Wo ſind die anmuthigen Verfluchungen des geſammten Menſchenlebens und Menſchengeſchlechts? Wo ſind hier jene grandioſen Gottes-Läſterungen oder Läugnungen, bei denen man, obwohl mit geſträubtem Haar, ſich doch ſo innig ergötzt? Ich fühle beſchämt, daß all dieſes Köſtliche auch in meiner Erzählung vorkommen ſollte; aber es kommt eben nicht vor, es iſt nun einmal nicht mehr zu ändern, und bloß die Hoffnung auf die Zukunft, die Alles wieder gutmachen kann, mag mich beruhigen.

30.

Das Verhältniß zwiſchen Julien und Adolf war ſchon ſo oft geſtört worden, daß man auf neue Hemmungen wenig mehr gab, da doch die Verſöhnungen gleich hinterher folgten. Man nahm die Sache in den nähern Umgebungen des ſonderbaren Brautpaars nicht mehr hoch auf und meinte, das werde ſich Alles mit den Jahren und in der Ehe geben, in der ſich ja ſelbſt die fantaſtiſchſten Gemüther zuſammennehmen müßten, um nicht lächerlich zu werden. Nur

Frei, ſo gern er auch ſonſt Alles zum Beſten kehrte, warnte jetzt ſtrenger als ſonſt vor dieſen Halbgewittern mit Maiſtürmen, die nicht immer zephyrlich wehen, vor den Streitigkeiten, die man beginnt, weil man ſchon im Voraus die Süßigkeit der Verſöhnung zu ſchmecken glaubt, wie es Menſchen geben mag, die ſich dithyrambiſch taumelnd der Sünde hingeben, um nur hinterher die elegiſche Poeſie der zarten Reue genießen zu können, was freilich weder Poeſie noch Reue ſein kann.

Eines Morgens — es war noch recht früh — eilte Adolf mit raſchem Ungeſtüm aus ſeinem Hauſe, um ſein hocherfreutes Herz zu Julien hinzutragen. Draußen zeigte ſich der deutſche December in ſeiner übelſten Laune. Spitzige Windſtöße fuhren den Wanderer nicht ohne Härte an, und das gefährliche Glatteis gab ſelbſt dem Tritte des kräftigen Jünglings einige Unſicherheit. Wo irgend ein Freund oder Bekannter wohnte, ſah er an deſſen Fenſter hinauf; aber ſie waren alle noch verhängt, und er ſchalt auf die Langſchläfer, die ſich den kurzen Wintertag noch kürzer machen. Er hätte ihnen ſo gern etwas Frohes zugerufen, aber freilich durch die gefrornen Fenſterſcheiben ging es nicht gut.

31.

Bei Julien ſtürmte er raſch die Treppe hinauf und klingelte dann ſo haſtig, daß das junge Kammermädchen, das noch ein wenig mit dem Schlafe kämpfte, in die Worte ausbrach: Mein Gott, wer lärmt denn ſo ſchrecklich? und als ſie Adolfen ſah, nicht ohne Verdrießlichkeit hinzuſetzte: Sie ſind es? Was wollen Sie denn ſchon ſo früh hier? — „Sprich nicht ſo albern," erwiederte er mit Unmuth, „ſondern wecke Dein Fräulein und melde mich; ich hätte ihr ſehr Wichtiges und Herrliches mitzutheilen." Sie iſt längſt aufgeſtanden, ſagte das Mädchen, aber ſie kleidet ſich an, und das will doch auch ſeine Zeit haben. — Sie unterdrückte im Gehen nur mit Mühe das ſchläfrige Gähnen, und Adolf rief ihr nach: „Es iſt Dein Glück, daß Du ſo hübſch biſt, ſonſt würde ich Dir, Du unartige Perſon, viel ſtrengere Sachen ſagen."

Er ging in dem weiten Vorſaal auf und ab, zog alle Augenblicke die Uhr heraus, ſich wundernd, daß ſelbſt der Secundenzeiger ſo langſam gehe, und verlor ſich dann in abgebrochenen Reden: „Ja wohl iſt die Zeit in uns; draußen iſt nichts als Unendlichkeit und — nichts. — Habe ich das ſagen wollen? Ich weiß es nicht; aber freilich, wenn wir „nichts" ſagen, haben wir immer Recht. — Wie doch die Menſchen ſo gar nicht vorbereitet ſind zu etwas Fröhlichem! Sie erwarten nichts anderes als Gewöhnliches und Alltägliches. Warum ſagte dieſes kleine Lieschen nicht: „Sie haben gewiß 'was Frohes zu überbringen!" Warum war ſie ſchläfrig? Mein Gott, wie kann man je ſchläfrig ſein? Julie iſt längſt auf? Schön! das erwartete ich auch; aber fünf Minuten ſind verfloſſen, und noch iſt ſie nicht fertig mit Ankleiden? Warum wirft ſie nicht ſchnell einen Mantel um? Muß denn Alles immer ausgeſucht und ganz vortrefflich ſein? O warten! warten! Widrigſte aller Höllenſtrafen! Höllenſtrafen? Mit nichten! in der Hölle iſt von gar keinem Erwarten und Warten mehr die Rede. Die Verdammten waten ein wenig in den Flammenwogen herum, converſiren mit dem zerlaſſenen Pech und ſiedend ſchmelzendem Blei und denken an nichts weiter.

32.

Der unzeitige übertriebene Unmuth hatte ſich in ſo ſtarken gefährlichen Worten ausgeſprochen, daß Adolf ſelbſt darüber lächeln mußte, und auch das leiſeſte Wölkchen des Verdruſſes verſchwand, als ſich jetzt die Thür öffnete und die holde Geſtalt der Geliebten ihm entgegentrat. Beide riefen ſich zu gleicher Zeit wie chorartig entgegen: „Ich habe Dir etwas Schönes mitzutheilen," und Beide fragten dann abermals zu gleicher Zeit: „Wer ſoll nun den Anfang machen?" Natürlich Du, antwortete Adolf ſich ſelbſt und ihr; es wäre ja himmelſchreiend, wenn der Ritter der Dame ſich vordrängen wollte. Darum erzähle raſch, Geliebte.

„Meine Freude," ſagte ſie, „iſt ernſter, feierlicher, ja wehmüthiger Natur. Du weißt, daß unſer theurer Lehrer ſeit einiger Zeit blaß und leidend ausſieht. Seine gewöhnliche Antwort: „ihm ſei ganz wohl," beruhigt uns Beide nicht; aber wir mußten es ſo gehen laſſen. Nun erzählt mir aber geſtern meine Tante mit einer Theilnahme, die ihr ſonſt nicht eigen iſt, Frei's gute alte Wirthin, die bekanntlich eine faſt mütterliche Zuneigung für ihren wackern, vieljährigen Hausgenoſſen hat, ſei bei ihr geweſen und habe geklagt, der liebe Herr gehe ſchon ſeit drei Tagen nicht aus, eſſe ſehr wenig, ſchreibe viel und wandle Nachts, ſtatt zu ſchlafen, in ſeinem Zimmer auf und ab, ſpreche auch wol gar mit ſich ſelbſt. — „Den Augenblick, Tante, wollen wir hin!" rief ich aus. Sie war bereit. Wie ſchön trafen wir Alles anders! Wir fanden Frei wohl und heiter, ja wohler und heiterer, als ſeit geraumer Zeit, wie etwa ein Geneſener, der ſich innig freut; doch war auch eine tiefe Rührung und zwar von der ſanfteſten Art bei ihm zu bemerken. Ich wandte alle meine wohlbekannten Künſte im Ausforſchen an, aber er wollte nicht recht beichten, und es kam endlich mit ſehr leiſer Stimme nur ſo viel heraus, „er ſei vielleicht ſo glücklich geweſen, etwas zu der Zufriedenheit eines entfernten Freundes, ſeines ehemaligen Schülers, Wallfried, beizutragen zu haben, und dieſe Nachricht mache ihn ſo froh.“ Du erinnerſt Dich doch dieſes jungen Mannes?“

Was wollte ich nicht? erwiderte Adolf in übler Laune; ein widerwärtiges Gewächs, eine höchſt verfehlte Caricatur von Hamlet und Lord Byron! ein Menſch, der ſeinen ideenloſen Mißmuth ſtets mit ſich ſpazieren führte, und wenn er des Morgens aufſtand, ſich vermuthlich ſelbſt fragte: Welche Gattung des Unglücklichſeins und welches Stadium der Melancholie wähle ich heute? Wäre er nicht ſo wohlhabend geweſen, ſo hätte er ſich können als ein Normalſchwermüthler für Geld ſehen laſſen; doch freilich wäre ich nicht gekommen, denn wenn es einmal gilt, melancholiſch zu ſein, ſo liebe ich mehr die vervulſiviſchen Unglücklichen, als die Zahmen mit ihren matten Seufzern.

33.

„Du thuſt ihm ſehr Unrecht,“ antwortete Julie mit ungewohnter Sanftmuth. „Von gutmüthigen, aber willenloſen und ſchwachen Eltern verweichlicht, war er nie gewöhnt worden, etwas Feſtes zu ergreifen, und ſchwankte nun als Jüngling, ſelbſt willenlos und müßig, mit einigem Talent und großen Glücksgütern verſehen, ohne allen innern und äußern Anhalt umher, eine Beute ſchwermüthiger Gefühle, zu denen ohnehin ſein Temperament von jeher ſich neigte. Da führte ihn ſein guter Stern zu Frei, der ihn mit Liebe, Geduld und Strenge behandelte und ſein ganzes Weſen kräftigte und erhöhte, indem er ihn edle Einfalt, Mäßigung und Arbeitſamkeit lehrte. Ach! unſer geliebter Lehrer hatte unendlich viel Mühe mit ihm; doch endlich gelang es ſeiner unermüdeten Liebe, der ja Alles möglich iſt, einen neuen Menſchen aus ihm zu ſchaffen. Schon vor anderthalb Jahren, als Wallfrieden die Pflicht in ſein Vaterland zurückrief, konnte ihn Frei mit den beſten Hoffnungen entlaſſen; jetzt aber ſind dieſe Erwartungen erfüllt worden. Er iſt geiſtig und körperlich völlig geheilt, gehört zu den würdigſten, nützlichſten Mitgliedern des Staats, arbeitet in einem großen Wirkungskreiſe mit dem beſten Erfolg und meldet ſich in ſeinem Briefe als einen glücklichen Bräutigam. — Dieſe Nachrichten veranlaßten die heitere Stimmung, in der wir Frei fanden.

Adolf ſchien ſehr zerſtreut und ſagte bald für ſich hin: Ein glücklicher Bräutigam! — Das iſt freilich etwas Schönes und Seltenes — aber Du ſprichſt ja heute wie ein Buch, und zwar ein recht gründliches, nur ein wenig .... altväterliches. — Doch woher weißt Du dies Alles? Unſer beſcheidener Frei hat es gewiß nicht ſo erzählt.

„Das iſt es ja eben," erwiederte ſie lächelnd, „er ſagte nichts als jene paar leiſen Worte, die ich Dir vorhin mittheilte; das war mir aber nicht genug. Eine Sache, die einen ſolchen Mann ſo tief und freudig bewegen konnte, mußte ich näher erfahren. Ich ſah Wallfried's Brief auf dem Tiſche liegen und konnte dem Gelüſt nicht widerſtehen, manche Blicke darauf zu werfen, die mich immer nur mehr lockten. Ich hätte ihn heimlich unbemerkt in den Arbeitsbeutel ſtecken können, denn der liebe Mann, der das Geſpräch über Wallfried längſt abgebrochen hatte, ließ ſich mit gütiger Aufmerkſamkeit von der Tante die Geſchichte ihrer letzten Krankheit erzählen; aber mich ſchauderte doch vor der garſtigen Heimlichkeit. Nur zu einem offenem Raube hatte ich Muth, und den beging ich, als wir uns endlich empfahlen. „Julie, was machen Sie?" rief er ſehr ernſt und faſt zornig aus, „geben Sie mir meinen Brief zurück!" Doch ich kehrte mich nicht daran, und wie eine wilde Hummel flog ich die Treppe hinunter, ſo daß die Tante nur keuchend mir folgen konnte."

34.

Nun, ſagte Adolf nach einem ziemlich langen Erſtaunen, ehrlich biſt Du, Du klagſt Dich des offnen Raubes an und nennſt Dich ſelbſt eine wilde Hummel; es fehlt alſo nichts als die Reue und Buße. Ei ei! Käthchen, Du bedarfſt eines Petruchio, Du anmuthige shrew! *)

Julie vergab abermals ſehr raſch und ſagte: „Zur Reue habe ich noch nicht kommen können in der Freude über die Trefflichkeit unſers Leh-

---

*) Es bedarf wol nur für wenige Leſer der Anmerkung, daß hier eine Anſpielung auf Shakſpear's Taming of the shrew iſt.

ters, ſo wie über das innige Dankgefühl dieſes Wallfried. O lies nur dieſen Brief, damit Du Dich auch recht freuſt."

Dieſes Schreiben war allerdings in jeder Hinſicht löblich und wacker zu nennen, und man konnte in jeder Zeile jenes reine Gefühl der Erkenntlichkeit wahrnehmen, deſſen Ausdruck keine bloße Kunſt nachzuahmen vermag. Frei war dem jungen Manne nicht bloß zu einer lebendigen ſinnvollen Inſchrift: „Hier geht der Weg nach Byzanz" geworden, ſondern er hatte ihn auch dieſen Weg geführt, und zwar zu einem ſchönern Byzanz: zur innern Deutlichkeit, Kraft und Liebe. — Manches Andere im Briefe ahnen wir ſchon aus Juliens Vortrag.

Adolf hatte geleſen und ſagte dann: Schön, recht ſchön! Aber ich weiß denn doch nicht, wie eben ich, dem dieſer Wallfried ziemlich fremd iſt, mich mit einemmale und gleichſam auf Commando ſo ganz erſtaunlich freuen ſoll. Ich nehme Antheil, das thue ich ohne Zweifel; doch hätten wir ja davon gelegentlich, etwa bei Tiſch, reden können.

Ach, erwiederte Julie ſehr verletzt, Du haſt weder recht gehört noch geleſen. Giebt es denn eine größere Freude, als den Gegenſtand unſerer gemeinſchaftlichen Verehrung ſo wahrhaft anerkannt zu ſehen und zu erfahren, daß ihm ſein edles Bemühen gelungen iſt? und giebt es denn etwas Größeres und Herrlicheres in der ganzen Welt, als einen Verlornen zurückzubringen und ein zerſtörtes Gemüth wieder neu aufzurichten?

„O Gott, wie muß das Glück erfreu'n,
Der Retter einer Seele ſein!“

35.

Julie konnte diese alten einfachen Zeilen nicht ohne Thränen der Rührung ausſprechen; aber Adolf entgegnete kalt und mit unſichern Blicken: „Du haſt Recht, ich ſage es ja auch; nur weiß ich kaum, wie ich jetzt in Deine himmliſchen Entzückungen mit meiner irdiſch frohen Nachricht hineintreten ſoll.“

Julie trocknete die Augen, und noch immer mit jenem Blicke der freundlichen Rührung, die jene Zeilen hervorgebracht hatten, ſagte ſie: „Nun, lieber Adolf, theile mir doch Deine frohe Nachricht mit.“

Wie geſagt, ſie nimmt ſich im Vergleich mit dem Zuruf eines Seligen, der einem andern Seligen etwa auf einem Spaziergange durch die Himmelsgärten begegnet, nicht ſonderlich aus. Ich wollte Dir nämlich nicht mehr und nicht weniger ſagen als: ich bin geſtern wohlbeſtallter fürſtlicher Hofrath mit einem artigen Gehalt und ſchöner freier Wohnung geworden.

Wenn vom Erhabenen zum Lächerlichen nur Ein Schritt iſt, ſo iſt von der Wehmuth zum Lächeln kaum ein halber, und ſo begegnete dies denn auch Julien, und ihr Lächeln ward nach und nach faſt zum Lachen. „Hofrath? Hofrath?“ ſagte ſie, in die Hände klatſchend; o nun kannſt Du gleich in einem Iffland'ſchen Familiengemälde auftreten.“

In Adolf's Geſicht ſpielten unheimliche Flammen; aber um ſo eifriger griff er nach — froſtigen Worten. „Kein Menſch,“ ſagte er, „ſollte ſich der Wirklichkeit entfremden oder gar mit ihr verfeinden, am wenigſten aber ein Mädchen, das wahrlich aus jenen viel belächelten Familiengemälden noch recht viel lernen könnte. Der Witz darüber iſt ohnehin ſo veraltet und liegt ſo nahe, daß man ihn nicht gern mehr aufnimmt.

Julie hielt ſich noch immer in guter Faſſung und erwiederte nur: „Nun, lieber Adolf, ſei nicht bös, daß Du mir ohne Titel eben ſo lieb warſt als jetzt mit einem ſolchen.“

Das klingt recht fein, und zwar ein wenig philoſophiſch, aber ich liebe das nicht. Auch iſt hier von keinem bloßen Titel die Rede, ſondern von einem würdigen Amt, deſſen wir zu unſerer Verbindung bedurften.

„Du haſt Recht, nimmſt aber ein unwillkürliches Lächeln viel zu hoch und ſchwer.“

36.

Ich darf Dir das nicht hingehen laſſen, erwiederte Adolf gereizt und ſeine augenblickliche Ueberlegenheit benutzend, denn Du biſt nur zu geneigt, Dich einer Gattung von halb poetiſchem Gemüthsſtammel zu überlaſſen, der ſehr gefährlich werden kann. Man ſoll überhaupt nichts Apartes haben wollen. Ja wäre hier nur von einem bloßen Titel die Rede, auch darüber müßteſt Du Dich als Mädchen im höchſten Grade freuen. Nur wer einen überall beliebten und berühmten Namen hat, mag um den Titel unbeſorgt ſein; aber einen unbedeutenden, abgeſchabten Alltagsnamen im Geſpräch als Handhabe alle Augenblick wiederholen zu müſſen, iſt widerwärtig. Die Zeit jener Schäfergedichte — die von Schafen ſelbſt geſchrieben zu ſein ſcheinen — und jener Romane, in denen die Liebenden von Kuhmilch und Gerſtenbrode leben wollen, iſt ohnehin längſt vorüber; heut zu Tage braucht man mehr und unter andern auch einen Titel; denn der Menſch gilt nun einmal in Deutſchland gerade ſo viel als er . . . . . heißt.

Hier verließ Julien die Geduld, und ſie ging leider zur Bitterkeit über. „Habe ich Dir," ſagte ſie, „vorhin einen würdigen Platz in einem ernſten Familiengemälde zuerkannt, ſo muß ich das jetzt zurücknehmen; doch ſteht Dir dafür eine Rolle in den deutſchen Kleinſtädtern offen. Wahrhaftig, man würde ſich in dem Hauſe des vortrefflichen Krähwinkelſchen Bürgermeiſters nicht wenig freuen, einen jungen, weltklugen Großſtädter ſo vernünftig reden zu hören."

Jetzt ſchwiegen Beide und ſahen ſich wie entfremdet an; doch in dieſem Anblicken war noch eine Ahnung von der alten Neigung. — Es giebt Dämmerungen im Leben, wo uns Körper und Haltung, Meinung, Urtheil, ſelbſt die Stimme des Freundes völlig fremd oder feindlich vorkommen kann, nur das Auge noch nicht. Verliert auch das erſt ſeine eben ſo trauliche als zauberiſche Kraft, dann freilich iſt das ganze Verhältniß zerſtört.

So ſchwiegen Beide wol eine Viertelſtunde, und das kleine unartige Lieschen, das im Nebenzimmer horchte, konnte, wie etwa ein einſeitiger Recenſent, ſich nicht genug über ein Paar ſo ſonderbare Liebesleute wundern, die, ſtatt zu lachen und zu ſcherzen, oder ſich zu küſſen und zu herzen, anfangs von melancholiſchen Leuten und edlen Lehrern, dann von Familiengemälden, Gerſtenbrod, Kleinſtädtern u. ſ. w. geſprochen hatten und endlich ſtetig neben einander auf und abgehen mochten. Endlich rief Julie, wie aus einem Traume erwachend, ſchmerzlich aus: „Iſt es denn möglich, daß ich wirklich ſo etwas hörte und ſo etwas ſagte?“ und ohne ſie zu vernehmen, rief Adolf daſſelbe faſt mit denſelben Worten.

XI.

Da öffnete ſich die Thür, und Frei trat in das Zimmer. Es bedurfte nur eines Blickes, um die Verworrenheit beider jungen Leute wahrzunehmen. Man wartete nicht auf ſeine Bitte um nähere Aufklärung; denn Beide fühlten das Bedürfniß ſich auszuſprechen und ſich zu verſöhnen. Julie erzählte genau; aber im Verlauf der Rede, während ihr Herz ſich immer mehr erweichte, that ſie ſich Unrecht, und Adolf trat in das Mittel, um ſie zu berichtigen und den größern Theil der Schuld auf ſich zu nehmen. Es ſchien, als fühlten Beide tiefere und raſcher blutende Wunden als ſonſt, die deshalb auch nur durch den ſchnellſten Verband geſtillt und geheilt werden können.

So ernſt, ſo ſchmerzlich und wehmuthsvoll hatten ſie Frei noch nie geſehen, als bei dieſer Erzählung; aber er war nicht gewohnt, eine Rührung wie die, welche ihn jetzt beſchlichen hatte, auszuſprechen. Nach einigen Gängen durch das Zimmer hatte er die alte Gefaßtheit wieder gefunden. „Ihr ſeht mich an,“ ſagte er, „als erwartetet Ihr ein Urtheil. Ihr ſagt es Euch ſelbſt, darum könnte ich ſchweigen. Es kommt hier wenig darauf an, wer von Euch Recht hat — das mag bei allen andern Weltſtreitigkeiten mit Klugheit unterſucht werden — Ihr habt ſchon um deswillen Beide Unrecht, weil Ihr überhaupt ſo ſtreiten konntet — ach, und diesmal ſogar faſt ohne Leidenſchaft. Rechthaberiſch wart Ihr; — das bloſe Wort widert mich an. Der Rechthaberiſche hat immer Unrecht, lediglich weil er rechthaberiſch iſt. — O Gott! und das Leben iſt ſo kurz, und der Triumphwagen verwandelt ſich ſo ſchnell in einen Leichenwagen. — — Und ich ſtehe ſo ſeltſam unter Euch. Ihr habt geſtritten um mich, wider mich. Wißt Ihr nicht, wie ſchmerzlich das für mein Herz ſein muß? Ich will nichts als das Glück anderer Menſchen; von mir ſoll nicht die Rede ſein, ich will es nicht. Und wenn ich auch einſam abdorren, einſam abſterben ſollte, was geht es Euch an? — Ja, nun weint Ihr, weil das beſſere Gefühl in Euch rege geworden iſt; warum iſt es aber nicht immer rege?“

Es ſoll, es ſoll immer rege ſein, von nun an, rieſen Beide, indem ſie den Freund umarmten.

„So ſegne Euch Gott und gebe Euch Kraft, Euren Vorſatz zu erfüllen!“

Er wird es, ſagte Julie, Sie lieber, trefflicher Mann, trefflich, auch wenn Sie ſchelten.

Bei dem Worte „trefflich“ zuckten Frei's Lippen faſt krampfhaft, und man konnte ſehen, wie widrig es ihm in dieſem Augenblicke war, ſich ſo nennen zu hören. Ueberhaupt hatte man ihn noch nie ſo bewegt geſehen wie heute, und ſeine Worte waren noch nie ſo wehmüthig zürnend, abgebrochen und zerſchnitten geweſen. Hatte er dennoch auch jetzt ſo bedeutend auf die jungen Leute gewirkt, ſo war es nur die alte gewohnte Macht ſeiner Gegenwart, nicht ſein Zureden. Er nahm Wallfried's Brief, den Julie ihm erröthend bot, und ging.

25.

Draußen war der Winterſturm noch heftiger geworden, aber er bemerkte es nicht. — „Ich habe ſie wiedervereint,“ ſagte er zu ſich ſelbſt; „doch kann ich mich darüber nicht freuen, denn ſind ſie es wirklich? Vielleicht ſind ſie nur an einander gelöthet, gekittet. Widrige, abſcheuliche Worte! und doch vielleicht wahr! Und welche erbärmliche Rolle ſpiele ich dabei! Habe ich nicht dennoch, ſo wenig ich es auch wollte, in das Verhältniß dieſer beiden jungen Herzen gewaltſam eingegriffen? Ich habe es nie *gewollt*; darin iſt mein Gewiſſen frei, und das ſollte ja tröſten. Mich nicht. Aller Troſt iſt am Ende doch Täuſchung, wenn er ſich auf irdiſche Verhältniſſe bezieht. Seine wahre Geltung findet er nur in einer andern Welt. Täuſchung, Täuſchung iſt Alles hienieden, und der Schmerz allein iſt Wahrheit. O, es iſt mir, als ſtände ich an einen Pranger gebunden, und die Gaſſenbuben höhnten und ziſchten um mich herum und ſprächen: Seht da den thörichten alten Tröſter, der ſeinen Troſt ausgegeben und nun keinen übrigbehalten hat für ſich ſelbſt.

Es ſcheint, daß auch ein edler, ruhig beſonnener und geiſtreicher Mann, ſo lange noch die dämoniſche Kraft der Erde über ihn waltet, nie ganz ſicher ſein dürfe vor den Ausbrüchen eines verletzend ſchmerzlichen Gefühls. Wenn aber auch jener nächtlich mächtige Zauber ſeinen

Willen durchſetzt, ſo wird doch jener angefochtene Mann ſich gerade nach einem ſolchen Ausbruche am leichteſten wiederfinden. Er hat auch einmal den Zoll abgetragen, der dem Staubgeborenen abgefordert wird. Er bereut und fühlt ſich dann neu gekräftigt und erfriſcht.

39.

Auch unſer Freund erfuhr das und benutzte dieſe Kräftigung zu einer ſchweren Selbſtprüfung. Du willſt, daß nicht von Dir die Rede ſei, und haſt auch oft geſagt, daß Du es nicht wolleſt. War das Täuſchung? Nein. Du warſt einig in Dir und durfteſt ſo ſprechen. Heute ſagteſt Du es von Neuem, aber mit wilder ungewohnter Heftigkeit, und heute hatteſt Du zum erſtenmale keine Ruhe, nachdem Du es geſprochen. — — Wenn er ſie nicht liebte! — oder doch nur ſich in ihr! wenn er gelingende Herrſchſucht, zierlich ſelbſtgefällige und doch grauſame Herrſchſucht für ewige Neigung hielte und trübe und matt zuſammenfiele, oder hart und ſchroff ſich zum Kampf zuſammenraffte, wenn jene Herrſchbegierde einmal nicht gelingt? — Und ſie, warum zeigt ſich ihre Leidenſchaftlichkeit, ihre Heftigkeit, ihr ſchneidender Witz ſo ſelten im Umgang mit Andern und ſo oft bei ihm? Iſt es doch, als ahne ſie ſeine Herrſchſucht und ſetze ſich zur Wehre! Wie kann ſich aber Liebe gegen den Geliebten zur Wehre ſetzen? Und wie gern würde ſie ſich beherrſchen laſſen, wenn ſie liebte, ja wie ſo ganz fremd und nichtig würde ihr jeder Gedanke an Herrſchen und Beherrſchtwerden ſein! Ein kleiner Finger, ſcherzend aufgehoben, war ja oft hinreichend, ihre ſchnelle Heftigkeit zu beſeitigen, daß ſie bereuend oft über ſich ſelbſt lächelte und doppelt liebenswürdig erſchien. War ſie doch meiſtens wie ein Lamm gegen mich!

Er hatte die zwei letzten Worte noch leiſer geſprochen, als man gewöhnlich auch in einem Selbſtgeſpräch zu thun pflegt; aber ſelbſt der Klang der mächtigſten Sturmglocke hätte ihn nicht ſo aufregen können, und es war ein Glück für ihn, daß er luſtwandelnd in die einſamſten Oerter des öffentlichen Spazierganges gelangt war, wo jetzt bei dem ungünſtigen Wintermorgen Niemand ſich finden ließ. — Liebſt denn Du ſie etwa? fragte er noch leiſer. Du biſt Jahre lang um dieſe Frage herumgegangen. Was fühlſt Du für Julien? Es war mir genug, ſie zuweilen oder oft zu ſehen, mir war immer ſo ganz beſonders wohl, ſo ſchön bewegt, ſo erfreulich beruhigt in ihrer Nähe; ich hätte es vielleicht ertragen können, ſie als Nonne zu ſehen, wenn ſie nur glücklich geweſen wäre. „Sie glücklich,“ das iſt die Hauptſache; ohne dieſen Gedanken kann ich nicht leben — Liebſt Du ſie denn wie der Jüngling die Geliebte? wie der Bräutigam die Braut? Nein. Gottlob, ich kann die Hand auf das Herz legen und, als ſtände ich dem Richter der Welt gegenüber, ſagen: „So liebe ich ſie nicht; ich liebe ſie wie ein Vater ſeine gute anmuthige Tochter liebt.“ — Wie ein Vater! Iſt es doch, als hätte ich Jahre lang vor einem räthſelhaften Geheimniß geſtanden, das ich nicht zu löſen vermochte. In ſchlaflos wandelnden Nächten, mit mir ſelbſt redend, habe ich das löſende Wort nicht finden können, und doch lag es ſo nahe. Wie fühle ich mich ſo erleichtert durch das eine Wort, und iſt mir doch, als verſtände ich erſt ſeit dieſem Augenblicke, was es bedeute! Nun dann! der Vater darf für ſein Kind ſorgen, liebend ſorgen, innig liebend, und das will ich.

40.

Während Frei auf dieſe Weiſe mit ſich ſelbſt zu Rathe gegangen und einigermaßen in's Klare gekommen war, hatte ſich Adolf nicht minder thätig gezeigt, aber freilich in einer ganz andern

Art. — Durch den ſtrengern Ernſt und ungewohnten wehmüthigen Zorn des Lehrers, den ſie misverſtand und vielleicht auch misverſtehen mußte, tief erſchüttert, fand Julie ihren Troſt in den Thränen, die ihr jetzt länger und häufiger floſſen als ſonſt. Dann erhob ſie ſich, und mit Augen, die von ſanfter Rührung leuchteten, ſagte ſie: „Ich will auch nie wieder bitter werden, ſelbſt wenn Du es wirſt. — Ich habe Dir vorhin Deine Freude verderbt, lieber Adolf; kann ich Dir denn keine neue geben? O ſage doch, kann ich es nicht?“

„Du kannſt es,“ erwiederte Adolf, indem er ſich in höchſter ungewohnter Exaltation zu ihren Füßen warf, „Du kannſt es, Geliebte, wenn Du jetzt gleich den Tag unſerer unauflöslichen Verlobung durch den Segen des Geiſtlichen beſtimmſt.“

Er ſah in ein ſchwankendes, faſt erblaſſendes Geſicht. Deshalb fuhr er fort: „Oder verletzt dieſes Selbſtbeſtimmen Dein weibliches Zartgefühl, ſo vergönne es mir und laß den zweiten Weihnachtstag dieſen ſeligen Tag für mich ſein.“ — Sie ſagte ein ſo leiſes Ja, daß vielleicht nur das feinſte Ohr des Liebhabers es vernehmen konnte. Er küßte ſie ſtürmiſch und rief: „Mein Dank iſt ewig, darum hat er keine Worte.

Mein Leben ſoll ihn abtragen. Ich eile, mein Glück ſogleich allen unſern Verwandten und Freunden, ja der ganzen Stadt zu verkünden."

Es war ein Glück, daß er ſie ſchnell verlaſſen hatte, er hätte ſonſt ein immer tiefer erblaſſendes Geſicht geſehen, das ſelbſt ihn in der Erhebung aller ſeiner Gefühle würde erſchreckt haben. Sie hatte ſich noch vor wenigen Stunden ſo leicht gefühlt, ſo hoffend, ſo frei, und jetzt war Alles entſchieden. Aber galt ſie denn auch nicht ſchon früherhin für ſeine Braut? Freilich wohl; aber ſie lebte doch noch in Freiheit, oder es ſchien ihr wenigſtens ſo. Das reichſte mannigfaltigſte Jugendleben lag noch vor ihr wie ein endlos ſchöner Garten mit tauſend ſchönen Luſtwandelbahnen, und jetzt hatte ſie unwiderruflich eine derſelben eingeſchlagen. Sie fühlte ſich wie geknickt, und von dem alten Muth und der alten Scherzhaftigkeit verlaſſen, vermochte ſie auch nicht mehr ihre Gedanken zu ordnen. Ihr war zu Muthe wie etwa einem kaum den Knabenjahren Erwachſenen, der zum erſtenmale von dem lieben väterlichen Hauſe Abſchied genommen hat und die Thür hinter ſich ſtark zuſchlagen hört. Es iſt noch ſo früh am Tage, ſo unheimlich, die Morgenluft ſchneidet in die glühenden thränenheißen Augen, und er ſoll nun den Wagen beſteigen, der ihn in unbekannte Länder bringt.

41.

Selbſt die Tante ward durch den Anblick der leidenden Julie befremdet; doch gewann ſie bald die alte kühle Gelaſſenheit wieder, als ihr die Sache näher vorgetragen wurde, was freilich nur von Seiten der Nichte mit ſehr leiſer Stimme und in abgebrochener, von allen bunten Bildern verlaſſener Rede geſchehen konnte.

Ja, das iſt ein Anderes, ſagte die Tante, Du haſt jetzt zum erſtenmal das eigentliche Brautgefühl, und dabei wird die Wange immer ein wenig blaß. Freilich iſt es eine ganz intereſſante Sache mit der Mädchenfreiheit, aber viel iſt auch nicht daran. Man ſieht doch immer den Brautkranz gern, und noch Keine hat ihn zerriſſen. Am Ende iſt man doch auch als Frau in mancher Hinſicht freier als früher, und glaube mir, es wird Dir große Freude machen, wenn Du überall hörſt: „Die Julie hat doch einen der ſchönſten jungen Männer der ganzen Stadt zum Manne bekommen.“ Er hat ein feines Vermögen und Du auch; kommt nun dergleichen zuſammen, ſo wird daraus eine ſtattliche Haushaltung. „Frau Hofräthin“ klingt auch ſo übel nicht, beſonders wenn der Mann noch nicht dreißig iſt und man Hoffnung hat, daß bald das „Geheime" dazu kommt.

Es giebt ſeit Jahrhunderten und Jahrtauſenden hergebrachte Redensarten, die, Jedem zugänglich, ſtehenden Seen oder gar Sümpfen gleichen, aus denen man gelegentlich ſchöpft. Das Waſſer iſt freilich nicht eben wohlſchmeckend, dem heißeſten Durſt kann es jedoch für den Augenblick einige Erquickung gewähren. Für manche Menſchen aber iſt es das einzige Labſal, und die Tante brauchte ihre Worte nur hinzuſprechen, um ſich ſelbſt völlig zu beruhigen und zu erfreuen. Julie hatte indeß kaum gehört, was geſprochen worden; denn ſie war gewohnt, nur aus der friſcheren Quelle des Troſtes zu ſchöpfen. Eine ſolche aber wollte jetzt noch nicht ſtrömen, und ſie mußte ſich für's Erſte mit dem Alten: „Es iſt entſchieden, nun iſt's gut," beſchwichtigen. Das iſt freilich auch nur ein Wort, aber doch ein beſſeres, als das der Tante.

42.

Während deſſen war Adolf, wie er es auch verkündet hatte, in der ganzen Stadt umhergeeilt, um ſein Glück anzuſagen: „die Ernennung zum Hofrath und die Feſtſetzung des feierlichen

Verlobungstages;" doch war es ihm dabei nicht nach Wunſch gegangen. Es iſt eine nicht neue Bemerkung, daß die Menſchen ſich allenfalls zu etwas Mitleiden verſtehen, und daß ſogar einige in dieſer Hinſicht als gute Virtuoſen gelten können (gleichſam wie Dichter, die das Unglück ihrer Haupt- und Nebenperſonen behaglich zu überſchauen und zu behandeln wiſſen), ſich aber unbeholfen anſtellen, wenn ſie ſich mitfreuen ſollen. Iſt vollends Jemand ganz beſonders froh oder gar entzückt, was an ſich ſchon etwas Bedenkliches hat, ſo wird er wohl thun, die erſten rauſchenden Flügelſchläge ſeiner Freude für ſich zu behalten, und erſt, wenn er ein wenig matt geworden iſt, ſich ſeinen Freunden zu präſentiren, um ſie von den ſchönen Dingen, die ihm begegnet ſind, zu benachrichtigen.

Von dieſer traurigen Vorſichtsmaßregel hatte jedoch Adolf keinen Gebrauch gemacht, ſondern war wie ein Sturmwind in die verſchiedenartigſten Zimmer hineingerauſcht. In dem einen wollte eben Jemand eine wichtige Arbeit anfangen, in dem andern ein Andrer einen höchſt bedeutenden Brief — er handelte von mehr als zwanzig Thalern — beendigen; in dem dritten zankte der Mann mit der Frau, in dem vierten die Frau mit dem Manne; in dem fünften machten die genialiſch erzogenen Kinder einen furchtbaren Lärm, in dem ſechſten übernahmen die weniger genialen Erwachſenen dies Geſchäft; in dem ſiebenten war nicht genug eingeheizt worden, ſo daß man den Athem des Freudetrunkenen ſehen konnte; in dem achten glühete dagegen eine wahre Sahrawüſte, die mit der froſtigen ſiberiſchen Steppe im Gemüth des Bewohners ſeltſam contraſtirte. Bei ſolchen Umſtänden konnte natürlich Adolf kein beſonderes Echo finden, und er ſah mitunter faſt verlegene Geſichter, als hätte er trübe Sachen erzählt. Einige junge Männer ſchienen, während ſie kühl gratulirten, eigentlich ſagen zu wollen: „So gut wie Du hätte ich auch wol Hofrath werden können und ſollen, oder viel beſſer wie Du, und was vollends Deinen Bräutigamsſtand betrifft, ſo habe ich mich ſchon lange darüber geärgert; denn ſo ein hübſches und reiches Mädchen möchte ich auch wol haben, und nun ſoll ich vollends dem übermüthigen Menſchen noch gratuliren; — es iſt eine verfluchte Geſchichte.“

13.

Völlig verſtimmt endete Adolf ſeine Beſuche, und mit weit größerer Bitterkeit, als ich eben angedeutet habe, machte er jene traurigen Bemerkungen über die Ungeſchicklichkeit der Menſchen, ſich gehörig mitzufreuen. — „Nun dann!“ rief er endlich aus, „ich will mich auch nicht mehr ſo ſehr freuen, und ich weiß auch kaum, ob ich ſo große Urſache habe. Jener bittere Streit zwiſchen Julien und mir war doch einmal, und wenn er auch jetzt aufgehoben iſt, kann er nicht wiederkommen? Und wie wurde er gelöſt? Nicht wir unter uns allein hoben die Misverſtändniſſe auf, ein Dritter that es. Ein Dritter? Es war unſer beſter Freund, unſer geliebter Lehrer; aber ſolche Eingriffe in das zarteſte Verhältniß der Liebe können doch — ſehr läſtig werden. Stand er doch da, wahrhaftig wie der Virgiliſche Neptun, der mit zwei Worten die Stürme beſchwichtigt oder durch ſein bloßes Auftauchen. Es iſt freilich ein „ehrenwerther Mann; das ſind ſie Alle, Alle ehrenwerth . . .“

Adolf hatte ſich in der Schlinge von verworrenen Worten ſelbſt gefangen und viel ärger verſtrickt, als er vielleicht jetzt ſelbſt noch ahndete. Es iſt ein Augenblick von unendlich trauriger Bedeutſamkeit, wenn wir zum erſtenmale einen Mann, den wir bis dahin in behaglicher Gewohnheit immer nur als den Gegenſtand beſonderer Hochſchätzung und Neigung betrachteten, plötzlich mit einem ſtrengen, kalten und widrig tadelnden Worte belegen, möge dieſes Wort auch allein oder in Geſellſchaft geſprochen werden. Wir haben dadurch für immer ein Stück aus ſeinem Purpurmantel geriſſen, das ſich nun und nimmer wieder anheften läßt, wie etwa bei einem Regenkleide oder Bettlermantel. Was überwallende Leidenſchaft in einem ungünſtigen Augenblick hinſpricht, können allenfalls noch die Winde verwehen, nicht aber, was der Moment bitterer Reflexion hervorbringt. Der Jüngling hatte doch einmal das traurige Wort „läſtig" gebraucht und konnte es nicht wieder zurücknehmen.

44.

Vielleicht wäre jedoch ſelbſt bei ſeinem unklaren Gemüthe ein ſolcher Fall nicht eingetreten, hätte ihn nicht eine böſe Erinnerung ergriffen gehabt. Er glaubte nämlich bemerkt zu haben, daß, wie gering auch die Theilnahme an ſeiner Amtserhöhung geweſen, die Nachricht von ſeiner Verlobung doch noch kühler aufgenommen worden ſei, und leider verweilte er nur zu lange bei dem unerfreulichen Gedanken. — „Ich hätte es freilich längſt wiſſen ſollen," ſagte er in bitterer Selbſtquälerei fortfahrend, „daß Mädchen von einigem Charakter und einigem Talent hier, wie im Reichsmarktflecken Kuhſchnappel, nicht ſonderlich gefallen mögen; doch iſt freilich auch nicht zu läugnen, daß die in den Kranz der Talente eingeflochtenen Launen und Bizarrerien meiner Julie einiges Misbehagen erregen können. Das muß anders werden. Alles Außerordentliche, alles Aparte muß hinweg; denn es iſt Todſünde, wenn ein Mädchen oder Frau ihre geiſtige Ueberlegenheit die andern jemals fühlen läßt. Frei's Einſchreiten muß . . .

Hier wurde ſeine unmuthige, ohnehin ſchon zerfahrende Gedankenreihe von einem noch unglücklicheren Einfall unterbrochen. Er erinnerte ſich, daß bei der Nachricht von ſeiner bevorſtehenden Verlobung bei einigen ältern Damen ein gewiſſes Lächeln zu bemerken geweſen war, das ein ſonderbares Gemiſch von Neugier und Mitleid, Neid und Spott zu verrathen ſchien. Eine hatte gefragt: „Was ſagt denn der liebe alte Tröſter und Vormund, Herr Frei, dazu?“ eine Zweite: „Der wird ſich ja wohl recht freuen!“ eine Dritte: „Der wird die ſchöne Braut, die er ja immer ſo ausgezeichnet hat, gewiß einſt zur Erbin einſetzen,“ und eine Vierte hatte ſogar gefragt: „Herr Frei werde doch ohne Zweifel ſchon ſeine Einwilligung gegeben haben?“

45.

In beſſerer Stimmung würde Adolf dieſes unbedeutende Gerede kaum vernommen haben, wie er es denn auch, als er es eben hörte, wenig beachtete. Jetzt aber war es dem armen Jünglinge, als drängen jene giftigen Wortpfeile, die vorhin matt zu Boden gefallen waren, ſich neu erhebend auf ſein Herz ein. „Wie kommt überhaupt Frei's Name hieher? Freilich iſt es begreiflich, daß dieſe Weiber, die ein ſchönes und geiſtreiches Mädchen ſchon um deswillen haſſen, weil ſie ſchön und geiſtreich iſt, ihr nimmermehr auch nur einen Liebhaber gönnen, viel weniger gar zwei, und ſollte der zweite auch ein Funfziger ſein. O über die Klätſcherinnen! Welch' eine Welt voll Grauen, Ekel und Scheuslichkeit liegt in dieſer neidiſchen Klatſchwuth! Vor einer Klätſcherin ſollte man freilich nur verachtend und mit zugehaltenem Ohr vorübergehen, aber einem Klätſcher und Horcher die Birkenruthe zeigen, wie einem widerlich unartigen Kinde. Ich will auch all dieſen Umgang aufheben . . . .

Da brach, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, der Wolf, den ſelbſt der beſſere Menſch neben dem Lamm in ſeiner Bruſt trägt, mit wilder Heftigkeit aus ihm hervor.

Den Umgang abbrechen? rief er und lachte bitter auf; dann müßte ich ihn mit ſieben Achteln der Stadt abbrechen und ſäße trübſelig allein mit meiner höhern Bildung und der meiner Frau, wobei man doch am Ende nicht ſonderlich gedeihen könnte. — Und hat denn die Stadt ſo ganz Unrecht? Wie weit Juliens Bizarrerien gehen können, weiß ich ja nur zu wohl, und ihre Liebe für Frei iſt doch wahrlich auch wie die für ein Orakel, und das will, das darf ich nicht länger leiden!

Wer iſt denn dieſer Mann, der wie ein höheres Weſen von ihr betrachtet wird, und dem auch ich immer viel zu viel Ehre erwieſen habe? Er hat ſie und mich mit vieler Sorgfalt und Uneigennützigkeit unterrichtet, recht wohl; aber was iſt denn das nun mehr? Solcher Leute findet man in unſerm braven, ſchulmeiſterlichen Deutſchland nicht wenige, und man macht nicht viel Umſtände mit ihnen. Seine Uneigennützigkeit iſt eben zu tadeln, da ſie doch vielleicht nur ein deſto feinerer Eigennutz iſt, und weil ſie Anſprüche begründet, die der bezahlte Lehrer nie machen darf. Mit dem Glockenſchlag der letzten Unterrichtsſtunde hätte das Verhältniß aus ſein ſollen; aber da fing es erſt recht an und glänzte in den ſchönſten Regenbogenfarben. Ich habe ſelbſt mit Schuld daran, o ich weiß es; wer aber den feſten Willen hat, ein Verhältniß zu löſen, das ihm nicht recht geheuer iſt, der ſoll auch den Muth haben, es wirklich zu enden, und das will ich. Ihre Seele ſoll nicht ängſtlich mehr zwiſchen ihm und mir herumflattern; er ſoll und muß aus meinem Kreiſe weg!“

46.

Es mußte Adolfen zuletzt doch ſelbſt wundern, daß er ſich nach und nach in eine immer tiefere Verſtrickung hineingeſprochen und geärgert hatte; denn meiſtens nur oberflächlich mit ſich umgehend, hatte er nicht bemerkt, daß während der letzten Monate alle dieſe Misgefühle ſchon in ihm gekeimt hatten. Indeſſen erſchrak er doch jetzt vor den letzten Worten, die er beſonders laut und heftig hingeſprochen hatte. „Er ſoll weg? Nein! nein! ich werde gewiß nicht hart ſein. Ein ſolches Verhältniß muß leiſe und zart gelöſt werden. Das hat er allerdings um Julien und mich verdient.“

Er ſchien durch dieſe Verſicherung, die er ſich ſelbſt gab, wirklich beruhigt zu werden; aber er vergaß, daß, wo ein Verhältniß ſchon innerlich gelöſt iſt, die Art der äußern Trennung nur vom Zufall oder von einzelnen unwillkürlichen Wendungen des Augenblicks abzuhängen pflegt.

Ganz anders ſah es jetzt in Juliens Gemüthe aus. Jene letzte Scene der Bitterkeit, ſo wie die tiefe Betrübniß ihres alten Freundes hatte mit neuer und beſonderer Kraft auf ihr ganzes Weſen gewirkt. Sie fühlte ſich ſehr unglücklich und machte ſich doch dieſe Empfindung zum entſchiedenſten Vorwurf. — „Ich will beſſer werden,“ ſagte ſie zu ſich ſelbſt, „dann werde ich auch glücklicher ſein. Ich will meine Launen nicht bloß unterdrücken, ſondern ausrotten. Ich will nicht mehr widerſprechen, und ich werde das können, ſobald ich nur nicht mehr ſo oft glaube Recht zu haben. Ach, es iſt ja auch mit dem Rechthaben in dieſer Welt eine armſelige Sache! Ich will nie Recht haben als in Adolfs Liebe und in meiner und Frei's edler, herrlicher Freundſchaft.“

47.

Das klang nun gar wohl und war es auch ohne Zweifel; indeſſen fehlte doch dem guten Vorſatze die Unbefangenheit und der heitere Muth, und es ſcheint, als könne überhaupt das Gute nur in ſolcher Geſellſchaft recht und ganz gedeihen. Es war, als ſtehe Julie in jedem Augen=

blicke gegen ſich ſelbſt auf der Wacht, und als traue ſie ſich ſelbſt nicht, ein Umgang mit ſich ſelbſt, bei dem man nothwendig verkümmern muß. Ihrem Lächeln ſtand die Wehmuth zu nahe, und wenn ſie ja einmal lachte, ſo war es nur wie aus guter alter Gewohnheit. Bemerkte ſie ſelbſt, daß ſie gelacht habe, ſo ſchüttelte ſie den Kopf, als begreife ſie nicht, wie ſie dazu gekommen ſei.

Die Abende brachte ſie freilich, wie es Sitte iſt, mit Adolf zu, aber in ihren Geſprächen zeigte ſich eine gewiſſe Gemeſſenheit und Befangenheit, während der Jüngling meiſt mit Flammenworten auftrat, die jedoch nicht erfreulich wirken wollten, weil ſie zuweilen, vielleicht wider ſeinen Willen, durch einzelne ſpitzige Eisphraſen unterbrochen wurden. Die Tante ging wol ab und zu, fühlte ſich aber in der Geſellſchaft von zwei ſo ſonderbaren Liebesleuten wenig ergötzt und verließ, ſo oft es ſich thun ließ, das Zimmer gern. Gegen Frei, der ſich nur ſelten, doch immer ernſt und nicht ohne ſchmerzliches Mitgefühl zeigte, konnte Adolf am wenigſten den rechten Ton finden. Er war überaus höflich und artig gegen ihn, aber die gezwungene Leichtigkeit, mit der er in dieſer Hinſicht Alles that und ſprach, konnte nicht verkannt werden.

Das Beſte mußte noch die Muſik thun, für die bei beiden jungen Leuten eine gleichmäßige Liebe vorhanden war; allein es ward doch dieſe herrliche Kunſt in ſolchen Verhältniſſen zu einem bloßen nothwendigen Zeitvertreibe, über welche Herabwürdigung man früher oft genug geſcherzt hatte.

48.

Der ſchöne Weihnachtsabend, den Julie ſonſt in ſtiller, kindlich demüthiger Freude gefeiert hatte, erſchien dieſesmal überaus glänzend und prunkvoll; denn von allen Seiten waren nur zu reiche Geſchenke eingegangen, wie ſie ſich nach der Meinung der Beſchenkten für ein ſolches Feſt nicht eignen. Adolfs Gaben waren allerdings die reichſten, und Julie, obwohl ſie ſonſt jetzt — nicht ſelten ängſtlich, nicht ſelten faſt mechaniſch — Allem beiſtimmte, was er that, konnte doch diesmal keine Freude darüber heucheln. — „Ach, es iſt köſtlich,“ antwortete ſie auf die Frage, ob er auch ihren Geſchmack getroffen, „aber viel zu prachtvoll, und wie kommt die Pracht in dieſes mildeſte Feſt, voll des ſüßeſten Geheimniſſes unſrer ewigen Begnadigung!“

Es iſt freilich betrübend, wenn der Beſchenkte ſich nicht genug freut; aber Adolf erwiederte nicht bloß betrübt, ſondern mit Bitterkeit und Härte: Nun, das fehlte noch, daß Du Dich auf die Myſtik legſt, und zwar auf eine, die längſt abgeſtanden iſt! — Laß dergleichen ja nicht drucken — denn wer weiß, ob Du nicht einmal auch auf ſchriftſtelleriſche Gedanken kommſt — die ſüd- und norddeutſchen Recenſenten würden Gott danken, doch einmal wieder etwas zu finden, woran ſie ihre Spaßhaftigkeit üben könnten.

Frei nahm bei dieſen Worten Adolfs beide Hände mit einer Lebhaftigkeit, wie man ſie nicht an ihm gewohnt war, und ſagte: „Das harte Wort wollen wir nicht gehört haben.“ Julie ſchien es auch wirklich nicht recht vernommen zu haben; denn ſie fuhr in dem ſanfteſten Tone fort: Ich habe heute ſchon einem ſchönen Weihnachtsabende beigewohnt, und zwar bei unſerm Nachbar, der ihn freilich ſchon beim Einbruche der Dämmerung gegen vier Uhr feierte, um die Geduld ſeiner drei lieben rothwangigen Kinder nicht zu ſehr auf die Probe zu ſtellen. Es iſt ein armer Schuſter, der aber durch heitere Frömmigkeit, tüchtigen Hausverſtand, ehrbare Neckerei und dergleichen hübſche Dinge ſogar an unſern alten würdigen Meiſterſänger erinnern kann. Er ſtand in dem ſaubern, ſechs Ellen langen und vier Ecken breiten Zimmer wie ein freundlicher König, der ſeiner Hausfrau, gewiſſermaßen dem erſten Miniſter, und ſeinen Unterthanen, den Kindern, väterliche Huld und Gnade zuſichert, während er die letzteren, die ihm für jede einzelne Wall- und Pfeffernuß, ſo wie für jeden einzelnen Apfel unendlichen Dank ſagen möchten, lediglich an den heiligen Chriſt verweiſt, der allein ſo Köſtliches ſchenken könne. Ich ſelbſt, die ich unverdient bei den lieben Leuten in einiger Gunſt ſtehe, wurde zwar ſehr freundlich aufgenommen, ſo lange ich bloße Zuſchauerin blieb; als ich aber mein Körbchen auspackte und einige unſcheinbare Kinderkleidchen, Häubchen, Bilderbücher u. ſ. w. mit unter die Beſcherungen legte, hielt mir der ſtattliche Mann, der mitunter auch tüchtig ſchelten kann, eine eindringliche Strafpredigt über den unziemlichen Luxus, bis er ſich endlich durch ſeine ſanfte Frau und deren Ermahnung, er möge doch der guten Mamſell ihre Freude nicht verderben, beruhigen ließ. Er kehrte wieder zu der alten Scherzhaftigkeit zurück und meinte, es könne ihm am Ende noch ſo gehen wie dem braven Hans Sachs, der, wie er aus ſeiner Sonntagslectüre wiſſe, in ſeinem ſpätern Alter es ſogar zu einem ſchönen Garten mit einem Luſthäuslein gebracht hatte. Dann aber ſtrafte er ſich ſelbſt wieder wegen ſeines Muthwillens; denn mit einem ſolchen vielbegabten Herrn und Meiſter, wie dieſer Hans Sachs geweſen, dürfe er ſich ſelbſt im Scherz nicht vergleichen. — Ach, warum rührte mich dieſe Scene ſo ſehr? und will ſich denn Niemand darüber auch nur ein wenig freuen?

49.

Adolf ſchwieg wie ein ſteinern Bild, aber Frei ſagte: „Ich freue mich, mein gutes Kind, und auch Adolf wird es, denn Sie verzeihen müſſen, daß er in dieſem Augenblicke zu ſehr zerſtreut iſt.“

Ich weiß nicht, erwiederte der Jüngling, ob ich überhaupt der Verzeihung bedarf, wohl aber weiß ich, daß ich die Verzeihung verſchmähe, die Sie für mich erbitten.

Um Juliens Lippe zuckte ein großer, unbegriffener Schmerz; aber Frei ſah den Sprecher nur verwundert und mit dem Blicke eines reinen Mitleidens an, ſo daß auch Adolf verlegen die Augen niederſchlug. Der junge Mann hatte ſich indeß bald ſo obenhin gefaßt, und mit ſcheinbarer Ruhe und Ueberlegenheit ſagte er: „Du haſt, liebe Julie, an meinen Gedanken, die Dir ſeltſamer Weiſe zu reich vorgekommen ſind, keinen

Gefallen gehabt, ſo freue Dich dann wenigſtens über das allereinfachſte, was man einer Braut ſchenken kann." — Er hatte dieſe Worte mit Fleiß ſo laut ausgeſprochen, daß die ganze Geſellſchaft aufmerkſam werden mußte. Dann winkte er einem im tiefſten Hintergrunde ſtehenden kleinen artigen Mädchen von etwa zehn Jahren, für welches er, der in Nebenſtunden gern angenehme Wohlthätigkeit übte, die Schule bezahlte. Das Kind, das heute ſeine Schuld durch ein kleines Comödienſpiel abtragen ſollte, trat zitternd und blaß durch die Reihen der geputzten Herren und Damen, zog einen geſchmackvoll arrangirten Brautkranz aus dem Schleier hervor, der ihn bis dahin umhüllt hatte, und reichte ihn Adolfen mit den auswendig gelernten, nicht ſonderlichen Worten: „Nimm hin das ewige Symbol Deines und Juliens Glückes."

50.

Adolf nahm ihn mit ſcheinbarer Ueberraſchung und wollte ihn dann, nicht ohne erhaben feierliches Lächeln, wie etwa ein Fürſt ſeinem Lieblinge huldvoll einen Orden umhängt, um Juliens ſchönes lockiges Haupt winden; aber er zögerte einen Augenblick, als er in ihr ganz erblaſſendes Geſicht ſah. Nun legte er den Kranz bloß in ihre geſenkte Hand und ſagte: „Warum mit dem bis übermorgen warten, was an dem heutigen herrlichen Tage geſchehen kann? Laß dem traurigen Alter die Neigung für das Herkömmliche und mühſelig Vorherbeſtellte; wir in der Fülle der Jugend wiſſen nichts von ſolchen Rückſichten und ergreifen kühn den Augenblick.

Julie war bis in's Innerſte erſchüttert, ſie konnte ihr eigenes Herz ſchlagen hören, und nur nach einer langen Pauſe, in der ſie durch ein glühend angſtvolles Gebet neue Kraft gewonnen hatte, vermochte ſie wieder ihr Auge aufzuſchlagen. Sie wandte ſich zu Adolf, ſah ihn mit ſchmerzlichem Lächeln an, wandte ſich dann zu Frei und ſprach: „Entſcheiden Sie, geliebter Vater.“ Dieſer ſchien in dem Augenblicke wirklich der Vater zu ſein; denn er ſtand groß und erhaben da, wie ſonſt. Er nahm ihr den Kranz aus der Hand, und indem er eine Bewegung machte, ihn auf ihr Haupt zu ſetzen, ſprach er: „So will ich denn, geliebtes Kind . . . . .“

Da ergriff Adolfen ein ungemeſſenes, unſittlich verworrenes, heftiges Gefühl; er nahm mit Ungeſtüm den Kranz aus Frei's Hand und rief: „Nicht alſo! ich kenne hier keinen Vater!

und Du ſollſt Dich nicht einmiſchen, Du anmaßender, zweideutiger, heuchleriſcher Mann!“

51.

Julie blickte Adolfen entſetzt an; er erſchien ihr wie ein völlig fremd gewordener, ganz entſtellter Menſch, ja wie ein grimmiger Todfeind. Dann nahm ſie ihm den Kranz raſch hinweg und zerriß ihn mit beiden heftig zitternden Händen. „Sieh' her!“ rief ſie jetzt, „das iſt meine Antwort, meine letzte Antwort für Dich, Du hochmüthiges Ungeheuer; ich haſſe, ich verabſcheue, ich verachte Dich!“ Mit krampfhaftem Weinen und untermiſchtem, faſt wie zerriſſenes Lachen tönendem Schluchzen ſank ſie jetzt auf ihre Knie nieder und rief: „O verlaß mich nicht, mein Vater!“ und Frei erwiederte mit ruhiger Kraft: „Nie, meine Tochter, nie!“ Als er ſie aber aufheben wollte, ſank ſie auf das Sopha zurück, und eine tiefe Ohnmacht umhüllte ihre Sinne.

Die Geſellſchaft rief in verſtörtem Treiben nach Hilfe, und man hörte nur verworrenes Getön. Das arme Kind aber, immer noch beſchäftigt mit ſeiner Rolle und ſeiner kleinen Rede, war wie im Traum, und vom Schrecken betäubt, ſagte es für ſich hin und ſehr zur Unzeit: „Nimm hin das Symbol Deines Glücks . . . . .“

32.

Wer ein wenig Satyre liebt, hätte in den nächſtfolgenden Tagen oder gar Wochen die Stadt „glücklich erregt“ nennen können; denn es war doch ein neuer Stoff zum Geſpräch da, und zwar ein ſolcher, der ziemlich vorhielt und für Alle, welche etwa gar — Einfälle hatten, Gelegenheit dazu darbot. Es war doch erfreulich, daß man in Beziehung auf Julien völlig Recht gehabt, wenn man ſie nicht leiden konnte und oft genug die Behauptung aufgeſtellt hatte, mit dergleichen witzigen, launenhaften und bizarren Damen ſei nichts Rechtes anzufangen. Dagegen war Adolf in neue große Gunſt gekommen, und man wünſchte ihm Glück, daß er, der ja ohnehin jedes ſchöne und begüterte Frauenzimmer mit Bequemlichkeit zur Gemahlin bekommen könne, ſich durch einen kühnen Streich wieder in Freiheit geſetzt habe. Am allermeiſten aber haßte und verabſcheute man den Frei, dem Adolf eher zu wenig als zu viel gethan habe. — Ich und einige andere mäßiger geſinnte Freunde konnten mit unſerer Vertheidigung des werthen

Mannes nicht durchdringen; denn die Menſchen haben, wenn ſie im gänzlichen Unrecht befangen ſind, die zweckdienliche Methode, den Andern, der ſie belehren will, durchaus nicht zu Worte kommen zu laſſen, ſondern mit ſiegreichem Lachen tumultuariſch zu überſchreien, ſo daß es wirklich zuweilen eine ſchlimme Sache um das Rechthaben iſt, weil man doch eben nicht Recht behält und nicht Recht bekommt. Nur an Frei ſelbſt, wenn er gegenwärtig war, wagte man ſich nicht leicht, wie wohl ſonſt geſchehen; denn er hatte ſich ſeltſamer Weiſe, ſeitdem er ſo unwürdig angegriffen worden, zu einem neuen, völlig ungewohnten Stolze erhoben. Er brauchte die Kraft, den Geiſt und den Witz, den er bis dahin nur immer zum Schutze anderer Menſchen angewandt hatte, jetzt für ſich ſelbſt, und wenn es auch durchaus keine „göttliche" Grobheit giebt, ſo ſoll doch die, welche er in dieſer Lage zuweilen gegen Ueberläſtige zeigte, deſto pikanter menſchlich geweſen ſein.

51.

Daß er ſich ſogar mit Adolf duellirt habe, und noch dazu auf Piſtolen, habe ich, als ſeinem Alter und bürgerlichen Stellung unangemeſſen und unſittlich, nie recht geglaubt, und als ich endlich, auf die Freundlichkeit, die er gegen mich beibehielt, es wagte, ihn darnach zu fragen, erwiederte er: Laſſen Sie uns nicht zu Protokoll nehmen, ob wir eine Thorheit begangen haben oder nicht. In jedem Falle würden wir ja doch mit Fleiß oder aus Jugend ein paar Ellen weit über unſere Köpfe hinüber geſchoſſen haben. Ich kann doch unmöglich das Blut eines Jünglings vergießen, der Jahre lang bei mir den Homer und Sophokles, Livius und Tacitus ſtudirt hat; er ſelbſt aber trägt, wie Sie wiſſen, viel zu viel Verehrung und Liebe für mich in ſeinem Herzen, als daß er mich ſollte mit beſondern Vergnügen niederſchießen. — Sonderbar aber iſt und bleibt es, daß ich mich ſeit jenem Abende viel beſſer befinde als früherhin, und da man mich für zweizüngig, verrätheriſch und Gott weiß weſſen noch ſonſt erklärt hat, in mir ein kräftigeres Selbſtvertrauen und eine Art von Selbſtliebe erwachſen iſt, über die ich mich ſelbſt wundere. Zu rühmen iſt dabei nichts, und in jedem Fall würde es beſſer ſein, wenn mein jetziger Zuſtand, ohne allen Anſtoß von außen, bloß aus mir ſelbſt frei hervorgegangen wäre. Indeß iſt es nun wie es iſt; auch haben Sie ja immer gewünſcht, ich ſolle mehr von mir halten, und wahrhaftig, das thue ich jetzt ein wenig.

„So recht,“ erwiederte ich; „es iſt zuweilen nützlich, wenn allerhand Geſindel und Lumpenpack uns ſchilt; wir kommen dadurch aus einer gewiſſen Uebergutmüthigkeit heraus und werden praktiſcher.“

Aber der gute Frei erwiederte: Nicht alſo; wir wollen zwar ſtrafen, doch immer mäßig bleiben und uns nie zum Wiederſchelten herablaſſen.

54.

Iſt aber eine Sache, ſei ſie auch ziemlich pikant, in einer mittelmäßigen Stadt in den Kaffee- und Thee-, Wein- und Bierkreiſen vier bis fünf- oder gar ſechs- bis ſiebenmal durchgeſprochen werden, ſo verliert ſie nothwendig das Anziehende, und da vollends bald darauf eine unerhört vortreffliche Tänzerin — die ſelbſt nicht recht wußte, war ſie aus Calabrien oder Sizilien — bei ihrer Durchreiſe das gebildete Publikum, das ſich nach Entzückung ſehnte, wirklich entzückte, ſo verlor man jenen Verlobungsabend aus dem Gedächtniß. Ueberhaupt findet ein Kuhſchnappler einen Kuhſchnappler, ein Krähwinkler einen Krähwinkler nie beſonders intereſſant, und wenn er ihn auch verklatſcht, ſo ſchreibt er ihm doch keineswegs eine ausgezeichnete Wichtigkeit zu. Frei und Julie waren doch vermuthlich unglücklich oder wenigſtens in einem ſehr unbehaglichen Zuſtande: dieſer Gedanke hatte wol gar etwas — Beruhigendes; denn die Geſchichte mußte doch einen Schlußſtein haben. Man meinte es dabei nicht völlig ſchlimm mit ihnen, und bloße Schadenfreude war es nicht; aber die alten Sprichwörter: „Wie die That, ſo der Lohn,“ und von dem „zu Waſſer gehenden Kruge“ mußten doch ihr Recht behalten.

Indeſſen hatte man ſich freilich geirrt, und der Zuſtand der drei Perſonen, mit denen wir uns ſo lange beſchäftigt haben, zeigte ſich ganz anders, als man geglaubt. Adolf war von ſeinem Fürſten mit einem ſehr ehrenvollen Auftrage nach einer benachbarten Reſidenz geſchickt worden, wo er ſich in den weit glänzendern und äſthetiſcher gebildeten Kreiſen ſtets angeregt und meiſtens ſehr wohl fühlte.

55.

Nach einem halben Jahre ſchrieb er ſogar an Frei einen ausführlichen Brief, und zwar in einem Styl, dem man eine ſorgſame Feile anmerken konnte. Er bat nochmals um Verzeihung wegen der harten Worte, die ihm an jenem böſen Abende entwiſcht ſeien, ſein Gemüth wiſſe nichts davon, und Frei, als guter Menſchenkenner, habe ja längſt erforſcht, wie weich und dankbar es ſei. Ein böſer Dämon, der zuweilen im Menſchenleben walte, trage alle Schuld. Zugleich meldete er ihm, daß er ſeit vier Wochen declarirter Bräutigam einer Jungfrau ſei, die an Schönheit und Tugend Alles übertreffe, was jemals die ſchwelgeriſche Phantaſie eines großen Poeten ſich ausgedacht habe. Er liebe freilich nicht, daß man ein ſchönes Mädchen einen Engel nenne, diesmal aber gehe es nicht anders, und er finde keinen paſſendern Ausdruck; denn ſelbſt wenn er ihr Weſen als eine Miſchung von frommer Lammartigkeit und zart liebender Taubenhaftigkeit andeute, ſo ſei das noch nicht hinreichend. Zur nähern Bezeichnung dieſes Engels war jedoch auch beigefügt, daß der Vater deſſelben ein einflußreicher und wohlbegüterter Mann ſei, der als Geheimerath (und zwar als wirklicher) im Staatskalender glänzend angetroffen werde. — Eine ehrerbietige Empfehlung an Fräulein Julie hatte Adolf am Schluſſe nicht vergeſſen.

Frei beantwortete den Brief auf der Stelle durch einen herzlichen Glückwunſch, ſo wie durch die beſten Wünſche, welche Julie für ſein wahres Wohl ſtets hegen werde. Sie hatten Beide einen billigen Reſpect ſelbſt vor den Trümmern einer alten Freundſchaft und konnten nie aufhören, für den eine innige Theilnahme zu empfinden, für den ſie einſt eine reine Neigung gefühlt hatten.

56.

Aber waren denn dieſe beiden Leute nun wirklich glücklich? Es iſt ſchwer, über ſo eigene Charaktere ein entſchiedenes Urtheil zu fällen, und man muß ſie deshalb ſelbſt hören. Frei verſicherte mich, nicht bloß in den nächſten Monaten, ſondern in den nächſten Jahren — nicht aufdringlich und unaufgefordert, ſondern nur, wenn ich ihn mit Herzlichkeit fragte, daß er glücklicher ſei als je und eine ruhige Haltung in und außer ſich gefunden habe, die er ehedem nicht ſo gekannt. — Vater zu ſein, ſei ein großes Glück; aber zum Vater gewählt zu werden, und zwar von einem ſo lieben Kinde, ſei gewiß kein kleineres und in jedem Falle eine noch größere Ehre. Seitdem er dieſes Amt — des Waltens als Vater — bekleide, fehle ihm nichts mehr, und wenn er ja noch etwas wünſche, ſo ſei es der Augenblick, wo Julie ihr Herz und ihre Hand irgend einem edlen, beſcheidenen und liebefähigen jungen Manne zu ewigem Bündniß reichen werde. Wie wolle er dann ſo muthig fröhlich die doppelte Vaterſtelle vertreten! —

Juliens Antworten, wenn ich ähnliche Fragen an ſie richtete, waren noch viel lebendiger, und ich muß allerdings geſtehen, daß die früheren Momente, in denen ſie Heftigkeit und Bitterkeit — wie etwa plötzliche Oſtwindſtöße — befielen, jetzt verſchwunden waren, und daß ihr ganzes Weſen an Ebenmaß ſehr gewonnen hatte.

Der edle Mann, ſagte ſie, der mir erlaubt hat, ſeine Tochter zu ſein und zu heißen, iſt mein Vater in ſo vollem Sinne des Worts, daß ich jetzt erſt verſtehe, was es heiße „Vater" und was es heiße „Tochter." Ausführlich beſprechen aber und beſchreiben kann ich dies Gefühl eben ſo wenig, als es einſt Cordelia vermochte, da ſie gefragt ward, und zwar leider von dem Vater ſelbſt, wie ſie den Vater liebe. Entſchuldigen Sie nun dieſe Schweigſamkeit bei einer ſo hochbegabten Prinzeſſin, wie viel mehr werden Sie mir verzeihen, dem armen, unbeholfenen Kinde, daß es ſeine Worte nicht zu ſetzen verſucht. — Nur das Eine möchte ich noch ſagen: Frei iſt jetzt viel ſtrenger gegen mich, und manche meiner alten Unarten wagen kaum mehr aufzutauchen, wenn ich ihn ſehe. Nun weiß ich erſt recht, daß er mich lieb hat; denn nur in freundlich milder Strenge wohnt die Liebe.

Als Wilhelm geendet hatte, entſtand ein allgemeines Stillſchweigen, das einige Minuten dauerte. Ein ſolches kann in einer Geſellſchaft, wenn eben ein Mitglied derſelben ſein neues Werk vorgeleſen hat, leicht bedenklich oder gar peinlich werden, weil es den Schein veranlaßt, als ſuche man nach Worten, mit denen man den Vorleſer belohnen oder abſpeiſen will. Hier war jedoch das Gegentheil der Fall, und die Theilnahme ſchien ſo tief zu gehen, daß ſie eben deswegen ſich nicht gleich nach Worten umſah. Endlich reichte die Wirthin ihrem Schützling die Hand und ſagte mit ihrer gewohnten Herzlichkeit: „Sie erwarten gewiß von mir keine Kritik; ich habe nur Dank, Rührung und Freude. — Ja,“ fuhr ſie nach einer Weile fort, „ich will es nicht verhehlen, dieſe Novelle, über deren äſthetiſchen Werth ich nicht richten kann, iſt ſo ganz bis in mein Innerſtes gedrungen, daß ich im Voraus weiß, ich werde mit der größten Gelaſſenheit den bitterſten Tadel, der nur irgend ausgeſprochen werden mag, anhören können. Bringen Sie uns dieſen Tadel, lieber

Rudolf, ich fordere Sie dazu auf, kraft meiner wirklichen Vollgewalt; und wenn Ihnen die Novelle noch ſo wohl gefiele, wie es leider faſt das Anſehen hat, greifen Sie dennoch tüchtig an."

„Eine ſolche Sicherheit," erwiederte Rudolf, „ſchreit allerdings um Rache, und ſo will ich denn rohen und nicht rohen, groben und feinen Tadel durch einander werfen, um wo möglich einigen ſchlimmen Eindruck zu bewirken. Zwar hat die Novelle ſelbſt ſich einmal unterbrochen, um durch Spott ſich ſicher zu ſtellen; ich laſſe mich aber durch nichts irre machen. — Denken Sie ſich zuvörderſt den größern Theil des Publikums, wie er leibt und lebt. Er leidet unendlich an innerer Langenweile und Unbefriedigtheit, und dieſe ſoll ihm das Buch verſcheuchen. Das verlangt er mit Recht. Es ſoll aber allein auf die Weiſe geſchehen, die er haben will. Erzähle ihm von blutigen Kämpfen und gräßlichem Elend, von fürchterlichen Gewiſſensbiſſen, von Hochgerichten, die im Strahl der Frühſonne oder im Mondſchein der Mitternacht glänzen, und er wird ſich freuen; denn ſo unglücklich, ſo blutig u. ſ. w. iſt er doch nicht; und er will nun einmal egoiſtiſch angeregt werden. Nicht minder lieb oder noch lieber ſind ihm die luſtigen Scenen von kleinſtädtiſchen Narren, denn er hält ſich für ſehr großſtädtiſch; von liederlichen Söhnen, die doch ein vortreffliches Herz haben, denn liederlich iſt er auch: das kann er ſelbſt nicht läugnen; aber ſein Herz iſt noch viel vortrefflicher — oder von wunderſchönen Mädchen, die jenen liederlichen Halbgott unendlich lieben, bei dieſer Liebe viel Champagner trinken und alle ordentlichen honetten Männer als höchſt unpoetiſch verwerfen. Solche Leſer, ich ſtehe Ihnen dafür, werden Ihre Novelle nicht bis zur Hälfte leſen. Im Anfange geht es noch ſo ziemlich; der leſende Herr hofft, der in der Geſellſchaft viel beſprochene Tröſter werde ein geheimnißvoller, wunderlicher Geſell ſein, ein verkleideter Ruchloſer, ein Heuchler, oder ein Büßer, der ſchreckliche Dinge auf dem Herzen hat und nun ſich auf die Tugend legt, um ſeine Gräuel wieder gut zu machen. Da aber von Allem dem nichts erfolgt, ſo legt jener Herr das Buch kopfſchüttelnd weg, und ſeien Sie froh, wenn er es bei dem Kopfſchütteln bewenden läßt. Lieſt er aber weiter und findet dann die Geſpräche, in denen ſogar etwas von Menſchenliebe vorkommt, ſo wird er ordentlich erboſt und verſichert nicht ohne Witz, wenn er in die Kirche wolle, ſo gehe er auf ſeine eigne Hand hinein; eine kleine Kirche aber in eine Novelle hineinzuſchwärzen, ſei völlig unerlaubt. Was inſonderheit die Menſchenliebe betrifft, ſo iſt dieſelbe nur ein paar Jahre lang durch Jean Paul in die Mode gekommen, jetzt aber längſt veraltet, und kein Henker will mehr etwas davon wiſſen. — Es giebt aber noch ganz andere Kritiken, die Ihnen bevorſtehen. Man wird Ihnen ſagen, Sie ſeien durchaus nicht der gewaltig fortſtrömenden Zeit nachgeſchwommen; die Novelle ſei, wenn ſie ſich auch ziemlich rege, doch immer noch viel zu zahm. Es fehle die höhere Freiheit, der geniale Uebermuth, ein gewiſſes großartiges Toben, der göttliche Wahnſinn, das wunderbar Dämoniſche und angenehm Diaboliſche, ſo wie überhaupt das ſchöne (Nicht-Goethiſche) uralte Lied: „Ich hab' meine Sache auf nichts geſtellt! Juchhe!“ hier leider gar keine Stelle gefunden habe. Dieſe Novelle hat allerdings ihre Sache auf etwas geſtellt, und ſchon um deswillen verdient ſie Tadel; denn wo wollen Sie nun das reine „Juchhe“ hernehmen? Ueberhaupt geht Alles viel zu proſaiſch darin zu; und doch zeigten ſich hier manche bequeme Wege, die Sache poetiſch zu geſtalten. Adolf iſt in jedem Falle ſtärker, als Herr Frei; warum . . . erſchrecken Sie nicht zu ſehr . . . . warum erdroſſelt er dieſen nicht? Hätte Sie dieſen ſchönen Gedanken gehabt, ſo ſtänden Ihnen auf

auf einmal zwei Wege offen. Frei verflucht, etwa eine Minute vor der Erdroſſelung, noch jegliche Tugend — die ohnehin ſchon Falſtaff zu ſeinem größten Leidweſen auf der Erde vermißt — und verſichert, es gebe überhaupt gar keinen Troſt, weshalb er auch für ſeine Perſon mit Recht umkommen müſſe. — Oder Sie wählen das Gegentheil: Frei erklärt, die Tugend überhaupt und ſeine ſpecielle laſſe ihn den Tod gänzlich verachten, und ſelbſt auf die qualvollſte Weiſe zu ſterben, z. B. durch Erdroſſelung, ſei, beim Lichte beſehen, nur ſüß; ohnehin könne man doch, nach einer ſchönen alten Bemerkung, nur den Tugendhaften erdroſſeln, die Tugend aber nicht; denn dieſe, als eine bloße Idee, möge gar nicht mit Augen geſehen und alſo auch nicht mit den Fäuſten getroffen werden. Solche Rede eines Sterbenden würde in jedem Falle auferbaulich ſein. Adolf könnte dann Julien bei den Haaren zum Altar ſchleifen, und dieſe daſelbſt Nein ſagen und die Kirche mit ihrem Blute beſpritzen. Oder noch beſſer: Julie könnte plötzlich, ihren Charakter ſteigernd, in eine gänzliche Verachtung für den erdroſſelten Tröſter und in reine Anbetung für die jugendliche Kraft ihres anderweitigen Liebhabers verfallen, wobei dann am Schluſſe jenes erhaben ironiſche „Ich hab' meine Sache auf nichts geſtellt“ nachgeholt und alle Neigen ausgetrunken werden müßten zu Ehren der nüchternen Trunkenheit, trunknen Sündhaftigkeit und nüchtern-ſündhaft-trunken-hochmüthigen Zerfahrenheit!!“

„Hören Sie auf,“ ſagte Mathilde; „auch im Scherz kann ein ſolches Charivari leicht zu viel werden.“

„Und doch,“ erwiederte Karl, ein Mann noch in den Dreißigern, der ſich ſeit Kurzem als außerordentliches Mitglied zuweilen in der Geſellſchaft zeigte, obwohl nur von Wenigen gern geſehen — „und doch hat der vorige Redner nur mit der toll gewordenen Kritik einer früheren Zeit zu ſchaffen gehabt. Ich prophezeihe Ihrer Novelle bei der neueſten Kritik ein noch viel ärgeres Schickſal. Schlimmere Leute, als ich, könnten vielleicht behaupten, die äſthetiſche Kritik werde jetzt nicht ſelten von feuchtöhrigen Knaben gehandhabt, die der Ruthe zu früh entlaufen ſind, weshalb eigentlich nur die zu gütigen Eltern und der allzu ſanfte Conrector anzuklagen wären. Ich aber, als der zarteſte aller Menſchen, behaupte nur, es ſei Schade, daß einige dieſer Herren weder recht denken noch empfinden können, daß ſie doch beinahe allzu wenig gelernt haben und leider auch nicht einmal etwas lernen wollen. Es fehlt ihnen nicht bloß gänzlich an Pietät, ſondern ſie verachten auch dieſe Schwachheit, ſie ſuchen ſich ein paar rohe und dicke befreundete Stimmen aus, um dieſelben mit ihren Blumenkränzen zu umwinden, mögen aber ſonſt außer dieſen traulichen Gevatterſtimmen nichts leiden und befinden ſich in ihrer Zahigkeit recht wohl. Dieſe Leute werden vermuthlich von Ihrer Novelle gar keine Notiz nehmen, oder dieſelbe mit drei bis vier Zeilen abfertigen, in denen ſie erklären, es ſei eine ziemlich ungenießbare moraliſche Erzählung, die der Henker leſen möge, nicht aber ſie, die über alle dergleichen Zeug längſt weg ſeien. So ein kräftiger Ausſpruch — denn kräftig iſt er doch wahrhaftig, ja ſogar fluchartig — macht immer einen gewaltigen Eindruck, beſonders auf allzu ſanfte Gemüther, die nun ſchon gar nicht mehr wagen, ſich Ihrer Novelle anzunehmen, wenn ſie auch ſonſt möchten. Ich prophezeihe Ihrer Novelle nur ein kleines Publikum, etwa einige tugendhafte Geheimſchreiber und gebildete Kriegsräthe bei Jahren, freundliche Landprediger und deren cultivirte hübſche Töchter, die nach der Sonntags-Nachmittagspredigt gern mit einem Büchlein in den Garten oder in ein nahe gelegenes Wäldchen gehen, oder einige ....“

Wilhelm, dem das Geſpräch ſchon lange nicht mehr gefallen hatte, unterbrach hier den Redner, der gerade jetzt ſich zurecht geſetzt hatte, um ſeiner finſtern Laune einen wo möglich luſtigen Weg zu bereiten. Laſſen Sie uns dem neugebornen Kinde weder eine günſtige noch ungünſtige Nativität ſtellen. Es möge ruhig ſeinen Gang durch die Welt gehen oder ſchweben oder flattern, wie es kann und mag. Ueberhaupt ſoll den Dichter das Schickſal ſeines Werkes nicht kümmern; eine ſolche Sorge verträgt ſich nicht mit der reinen Fröhlichkeit, die dem Poeten ſo wohl ſteht, ja ſogar ihm unentbehrlich iſt, da ſie ſich mit dem edlen Schmerz gar gut verträgt. Bei Schmerzen minderer Gattung findet ſich nur zu leicht die Eitelkeit mit ein, und es wird jene Geſinnung geſtört, die ich nicht beſſer bezeichnen kann, als indem ich ſie die „reine Keuſchheit der Seele" nenne. — Keine Kritik, und ſei ſie die geiſtreichſt-lobendſte, vermag ein ſchwächliches Kunſtwerk, das doch nun einmal da iſt, wie es iſt, zu ſtärken; aber auch die feindlichſte wird kein Leben tödten können. Wir wollen uns freuen über jeden herzlichen Beifall, den uns ein guter und gebildeter Menſch bringt, ferner jeden Tadel, auch den bitterſten, wenn ſich nur irgend etwas Gutes aus ihm lernen läßt, zu weiterm Gebrauch willig annehmen, aber alles Rohe, Gemeine und Pöbelhafte, was ſich uns als Kritik aufdrängen möchte, mit ſittlicher Vornehmheit und entſchiedener Kälte ablehnen. Haben wir uns darüber *einmal* erklärt, ſo iſt es genug.

Es ſchlägt elf, ſagte die Wirthin, und obwohl es mir am wenigſten ziemt, an die Uhr zu erinnern, die ohnehin „keinem Glücklichen ſchlägt," ſo muß ich es doch, da nun einmal das proſaiſche *Geſetz* waltet.

Dritter Abend.

Der deutſche Michel. — Der Vetter Michel. — Hausmann. — Der gute Genius, oder Küchenmeiſter Schmalhans. — Welt. — Lob und Tadel der Deutſchen. — Der Kern der Deutſchen. — Die heiligen drei Könige, ein altdeutſches Bild.

1.

Einige Stadtneuigkeiten, nebſt Geſprächen über die vorgeſtrige Oper und das geſtrige Ballet, hatten von den wenigen Stunden, die der Geſellſchaft gehörten, ſchon eine hinweggenommen, als die Wirthin es zum Glück bemerkte. Es komme, meinte ſie mit einer Gelaſſenheit, die ſie am „erſten“ Abend ſchwerlich gehabt haben würde, die aber jetzt ihrem höhern Alter wohl anſtand, bei ſolchen hin und her fahrenden Reden wenig Erſprießliches heraus, und eine harmloſe Vorleſung oder ein kleiner Vortrag aus dem Stegreif biete doch immer etwas Beſtimmteres und meiſtens Erfreulicheres. Sie deutete dann auf Eduard, der, wie heftig er auch eben die Idee der Tanzkunſt, die ja nicht Schuld habe an den häufigen Misbräuchen und Verzerrungen, vertheidigt hatte, und wie viel er auch noch zu ſagen wünſchte, doch augenblicklich, dem Geſetz gehorchend, den ſchön geſtickten Leſeſtuhl einnahm und ein kleines Manuſcript hervorzog. Während die Geſellſchaft, die bis dahin entweder geſtanden oder hin und her gelaufen war, die gewöhnlichen beſcheideneren Stühlchen beſetzte, ließ er die wenigen Blätter des Manuſcripts wie Spielkarten durch ſeine Hände gehen und ſagte dann: „Welch' ein beruhigender, tröſtlicher Anblick iſt doch ſo ein kleines Manuſcript! und welch' eine empörende, gräßliche und entſetzliche Empfindung gewährt dagegen eine umfangreiche, dicke Handſchrift, nicht bloß, wenn der Koloß vorgeleſen wird, ſondern wenn er nur aus der Taſche des Vorleſenwollenden hervorragt! — Ach, der Novemberſchauer draußen iſt leicht zu beſchwichtigen im Vergleich mit dem Jammer, der uns bei einem ſolchen Manuſcripte ergreift, und wie ſehr verdiene ich Ruhm und Preis, daß ich nur mit ſo wenigen Blättern komme!"

„Auch dieſe Klage iſt aus einer frühern Zeit," erwiederte die Wirthin. „Heut zu Tage, dünkt mich, ſind die meiſten Schriftſteller viel zu hochmuthig, kalt und egoiſtiſch, um auch nur in jenen Fehler des Zu-gern-Vorleſens verfallen zu können. Sie ſind kaum **glücklich** genug zu irgend einer harmloſern Eitelkeit, die ich übrigens auch nicht in Schutz nehmen will. — Sollen wir Ihnen, lieber Eduard, aber wirklich Ruhm und Preis bringen, ſo fangen Sie ohne weitere Vorrede raſch an.

2.

Er gehorchte augenblicklich und las:

Charakterſkizzen

(nach deutſchen Redensarten).

Unſere Volksſprache, ſehr verſchieden von der Studierſtuben- und Salonsſprache, iſt überaus reich an ſinnigen, myſtiſchen, ſcherzenden und ſatyriſchen Redensarten, von denen bereits einige der heitern Betrachtung unterzogen wurden. *) Heute will ich gewiſſer Namen und charakteriſtiſcher Benennungen gedenken, mit denen das Volk wie durch einen Blitzſtrahl ganze Indivi-

---

*) Vergl. Fortepiano. Kleine heitere Schriften. Thl. II, S. 34 ff.

Qualitäten oder ihre Nuancirungen, ſo wie beſondere Gemüthsrichtungen und Lebensverhältniſſe zu erkennen giebt. Laſſen wir einige auftreten, und zwar zuvörderſt den

deutſchen Michel.

Wir vernehmen da ein übles, lächerlich-ärgerlich klingendes Wort, das auch wirklich verhaßt werden mußte, da es in den ſchlimmſten Zeiten, als Deutſchland zur politiſchen Unbedeutenheit herabſank, von übermüthig frivolen, ausländiſchen Schriftſtellern und noch frivoleren und bornirteren Deutſchfranzoſen häufig gebraucht wurde. Ich meine: während der zweiten Hälfte des ſiebzehnten und der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. — An ſich iſt es freilich durchaus keine glänzende Bezeichnung, doch auch nicht ſo ſchlimm, als es obenhin betrachtet erſcheint. Wir finden den Ausdruck ſchon in Schriften des ſechszehnten Jahrhunderts, ſelten mit Bitterkeit und gewöhnlich mit harmloſem Scherz verbunden, ja ich erinnere mich dunkel eines lateiniſchen Briefs aus jener Zeit von einem gelehrten deutſchen Fürſten, der von dem „deutſchen Michel" ſpricht wie von einem einfach gutmüthigen, durchaus argloſen Weſen, das ruhig ſeinen Weg weiter ſchreitet. *)

3.

Mir ſcheint der deutſche Michel urſprünglich das Symbol für eine Fülle von negativen Tugenden zu ſein. Er iſt ohne alle Liſt, aber auch ohne Gewandtheit; er wird nichts verderben, aber auch nichts beſonders gut machen; er kann den Degen wacker gebrauchen, aber in großen Geſellſchaften wird ihm derſelbe zwiſchen die Beine gerathen; er wird als Bräutigam nicht wiſſen, wie er mit ſeiner Braut converſiren ſoll, als Ehemann aber mehr als erträglich ſein. Er lächelt meiſtens nur aus Verlegenheit, doch kann er auch in gewiſſen Umſtänden herzlich lachen, z. B. wenn von „Idealen" geredet wird; denn hier iſt er ſeiner Sache gewiß, daß man über dergleichen tolle Ueberſchwenglichkeiten lachen dürfe. In Geſchäften iſt er brauchbar, und wenn Du auch keinen ſonderlichen Rath von ihm bekommſt, ſo wird er wenigſtens nichts ausplaudern. Dafür kann er aber auch — es thut

---

*) Das Nähere habe ich leider vergeſſen. Vielleicht kann ein gelehrterer Leſer nachhelfen.

mir leid um den guten Mann — höchſt langweilig ſein, z. B. auf Reiſen, weil er nicht weiß, wo er mit der Zeit hin ſoll; denn auf die ſchöne Natur, auf die feinere Converſation u. ſ. w. läßt er ſich nicht leicht ein, und es iſt daher gefährlich, mit ihm auch nur von Berlin nach Charlottenburg, oder von Dresden nach Tharandt zu fahren. In Geſellſchaft von jungen witzigen Mädchen iſt er halb verloren, ganz verloren aber, wenn man ihm bei irgend einem Kunſtgenuſſe Bewunderung und Entzücken abfordert. Er ſieht dann zum Erbarmen aus, wie etwa ein kranker Sperling. Ich erinnere mich, einen ſolchen Mann einſtmals in der Geſellſchaft von mehreren zwanzigjährigen, über Gluck's Iphigenia im Wonnetaumel ſchwelgenden Fräuleins geſehen zu haben. Er ertrug es wie ein edler Dulder eine halbe Stunde lang, aber länger nicht; er bekam Krämpfe, und mit den dumpftönenden Worten aus der Tragödie „die Ahnfrau": „Ich gehe nach Hauſe," begab er ſich wirklich weg. In letzter Hinſicht hört jedoch der Michel auf, ein bloß deutſcher zu ſein, ja wir dürfen kühnlich behaupten, daß in Beziehung auf die Muſik vielleicht kein Land weniger Michel habe, als unſer liebes Deutſchland. —

Der eigentlich deutſche Michel iſt, wie geſagt, ein nicht übler Mann, ja faſt Alles bei ihm und in ihm iſt „nicht übel,“ obwohl auch nicht beſonders gut. Man könnte hinzuſetzen: er hat das Pulver *nicht* erfunden; um ſo bedeutungsvoller aber iſt es, daß gerade ſeine Nation das Genie hervorgebracht, welches daſſelbe erfand.

Uebrigens iſt das Geſchlecht der deutſchen Michel im neunzehnten Jahrhundert faſt ganz ausgeſtorben; es fragt ſich aber noch, ob wir uns ſehr dazu gratuliren dürfen, während die deutſchen Jean's, John's u. ſ. w., deren man heut zu Tage manche herumlaufen ſieht, überhaupt wenig Troſt zu bieten ſcheinen.

4.

Ein entfernter Verwandter, aber unendlich beſſer und liebenswürdiger als jener Michel, iſt der nicht minder berühmte

Vetter Michel,

ein Mann, der längſt zu einer Allegorie geworden iſt und doch das entſchiedenſte wirkliche Leben hat, ja mit Fleiſch und Bein angethan, nicht bloß exiſtirend, ſondern auf ſeine Exiſtenz ein wenig „dickthuend“ ſich vor uns hinſtellt. *Er darf es*; denn wahrlich, wenn es in der Unſterblichkeit noch Grade gäbe, ſo könnte man von ihm ſagen, er habe als ächt deutſcher Charakter die unſterblichſte Unſterblichkeit gewonnen. Ich will mich aber mäßigen und bedenken, daß ich kein Heldengedicht ſchreibe, wo man (wenn anders Gottſcheden zu trauen iſt) anfangs die Muſen anrufen darf, ſonſt aber nicht; — ich will ferner erwägen, daß ein Mann wie dieſer Michel durchaus keine exaltirten Lobeserhebungen erwartet, ſondern ſchon eine große Freude genießt, wenn Andere nur ein klein wenig ſich freuen, daß er da iſt, und ſo will ich denn auch in dieſer mäßigen Ergötzung mäßig fortfahren, um, wo möglich, den theuren Vetter genetiſch zu erklären.

Die Deutſchen ſind in Bauſch und Bogen ganz gute Leute; ſie gehen in die Kirche und in das Kränzchen, in die Gerichtsſtube und in die Komödie; ſie mögen meiſtens ihre Frauen wohl leiden, bauen ihren Kindern zu Weihnachten auf, ſchicken zum Leihbibliothekar nach poetiſchen Büchern und haben es gern, wenn ſie für ihren Leſegroſchen ein ganzes Alphabet mit dichteriſchen Exaltationen und Exclamationen gefüllt bekommen. Das iſt nun Alles recht gut, aber noch nicht völlig hinreichend zur Glückſeligkeit. Die hohen vornehmen und großen Naturen unter den Deutſchen — ſo wie unter allen Völkern — bedürfen eines gleichgeſinnten Freundes;

denn Wiſſenſchaft, Kunſt und Gemüth verlangen alle nach dem Beſitz eines ſolchen, und ohne ihn geht zuletzt auch oft der Beſte unter. Aber die gewöhnlichen guten Leute (ein wahrhaft ſchätzbares Geſchlecht) bedürfen keines ſo ſchwer zu erringenden Kleinods; ſie brauchen einen bequemen Hausbekannten, den ehrlichen freundlichen Vetter Michel. Kenne ich ihn genug, ſo iſt ſein Aeußeres ſchlecht; und recht doch trägt er, der Solidität wegen, ſeines dauerhaftes Tuch zu ſeinem Kleide, ja Sonntags Mittags kann man ihn elegant nennen; aber das Herz ich ſage es mit Wahrheit und Rührung — welches er unter dem trefflichen warmen Rocke trägt, iſt noch viel trefflicher und wärmer, als der Rock ſelber!

5.

Denken wir uns nun eine gewöhnliche, gute und ſchätzbare Haushaltung. Der Mann hat, wie billig, den ganzen Tag hindurch viel arbeiten müſſen, die Frau nicht minder, die Kinder gleichfalls; es ſind auch manche Unannehmlichkeiten vorgefallen, wie das nun einmal ſo geht in der Welt. Der Präſident war heute ohne allen Grund finſter wie ein Uhu; die Kinder brachten nur das Zeugniß Nr. 3 aus der Schule mit; die Magd ging vergeblich nach Schellfiſch, und man mußte ſich mit ordinären Hechten begnügen; ein neuer, viel koſtender Ueberzug für das Sopha wurde als unumgänglich nöthig anerkannt u. ſ. w. — All dergleichen kann ehrlichen Leuten durch den Kopf gehen und etwas zu ſchaffen machen; aber wenn der Abend kommt, ſo iſt es meiſtens ſtill geworden. Was ſoll nun geſchehen? Zu Bette? Bei Leibe nicht! Mit unbefriedigtem, zerſtreutem Herzen mag Niemand das Lager ſuchen. Karten ſpielen? Mit nichten. In den Haushaltungen, von denen hier die Rede iſt, ſpielt man nicht leicht, und am wenigſten mit Frau und Kindern. Muſik machen? Poetiſches leſen? Recht ſchön; aber das regt zu ſehr auf. — Herz! was verlangſt Du? Sprich es unumwunden aus: Du trachteſt nach einem ehrlichen moderaten Geſpräch, nach einem traulichen Gevatterſchnack. — Da klingelt es an der Hausthür, die Magd öffnet, es geht was die Treppe hinauf; man ahnet, wer ſo geht. Es klopft an der Thür; man ahnet, wer ſo klopft. Man ruft ſchnell „herein!" und es tritt in das Zimmer — wer kann es auch anders ſein? — Der gutmüthig freundliche, wohlbekannte Vetter Michel. Er iſt weder ein Carlos noch ein Poſa, weder ein Egmont noch ein

Oranien; mit ſolchen vornehmen Leuten hat dieſe liebe Seele nichts zu thun und iſt viel zu beſcheiden, um ſich mit ihnen zu vergleichen. Michel iſt nichts weiter und will nichts weiter ſein als eben der Vetter Michel; ihm iſt wohl in ſeiner beſcheidenen Haut, und in dieſem Nichts-anders-ſcheinen-und-ſein-wollen liegt der Hauptmoment ſeiner — ich wage das kühne Wort — Vetter-Michelität. Bei dem bloßen Anblick des Mannes wird der ganze Hausſtand zu neuem Leben angeregt, nicht zu außerordentlichem, entzücktem, wonnetrunkenem Leben — das paßt in keine ſolide Haushaltung, am wenigſten Abends gegen acht Uhr — ſondern zu einer gewiſſen gelinden Vergnügtheit, in der man ſich zu ruhig verträglichen, offenherzigen Betrachtungen und wohlmeinend ausführlichen Mittheilungen aufgelegt fühlt. —

6.

Laß Dich näher anſehen, Du werther Vetter. Deine Geſtalt iſt unterſetzt und robuſt, Deine Hände ſind ſtark, zeigen aber auch, wenn ich ſo ſagen darf, von Gutherzigkeit, wie etwa die Hände auf manchem altdeutſchen Gemälde, und wer ſich darauf verſteht, möchte ihnen anſehen, daß ſie gern geben und ſtreicheln; doch können ſie im Nothfall auch tapfer abwehren und tüchtig dreinſchlagen. Du gehſt ganz gut und ſtraff, zuweilen ſogar mit einiger Zierlichkeit einher; denn Du haſt tanzen gelernt, weil Du mit Recht auch den Frauen gefallen willſt, die bekanntlich auf ſo etwas halten. Dein Geſicht iſt ein wenig zu ſtark und zu voll — „dick und aufgeſchwemmt“ ſagen Deine Gegner, zu denen ich aber gewiß nicht gehöre — doch iſt es ein durchaus ehrliches Geſicht.

In jedem Falle macht bei längerem Betrachten Deine Wohlgenährtheit und, wie Goethe ſagt, „Wohlhäbigkeit,“ einen nicht unangenehmen Eindruck; denn wenn auch keine große Seele aus Deinen freundlichen Augen leuchtet, ſo ſtrahlt doch etwas aus ihnen hervor, was ſogar noch mehr iſt als Gemüthlichkeit: die „Treuherzigkeit,“ ohne die ja wahrhaftig das ganze Leben zu einer elenden zerbröckelnden Lehmgrube wird. Man kann ſich auf Dich verlaſſen; Du biſt heute wie geſtern und wirſt morgen wie heute ſein, ja Du biſt heute — (denn bei aller Vertraulichkeit mit Dir wollen wir doch nicht vergeſſen, daß Du eine unſterbliche Perſon biſt) — wie Du vor einhundert, zweihundert oder dreihundert Jahren warſt. Auf einige Modificationen, die die Zeit unmittelbar mit ſich bringt, kommt es hier nicht an, und ſo wird es mit Dir auch kein Bewenden haben, ſo lange es ein Deutſchland giebt. — Du lächelſt vielleicht etwas zu viel, lieber Mann; doch geht das eben aus Deiner Treuherzigkeit hervor, und da Du gern ſchenkſt, ſo weißt Du längſt, daß man nur einen fröhlichen Geber lieb hat. Auch ſteht es Dir wohl an, nach einer gewiſſen galanten Weltmännigkeit zu ſtreben, und Du haſt es gern — geſtehe es nur — wenn man von Dir ſagt: „Der liebe rechtſchaffene Vetter Michel hat doch auch mitunter den Schalk im Nacken.“ Den feinen Anſtand wirſt Du nie beleidigen; aber in dem angenehmen, zuweilen etwas zu bequemen Gefühle: „wir ſind ja unter uns“ — (eine gute Redensart, die Du aber zu oft gebrauchſt) — kann es Dir wohl begegnen, einmal „über die Schnur zu hauen.“ Das iſt nun freilich nicht recht; aber mit billiger Rührung ſage ich Dir nach, daß Du ein ſolches Verſehen im Augenblick darauf wieder gut zu machen weißt, der Hausfrau, in der galanten Weiſe von etwa [illegible], die Fingerſpitzen küſſeſt, und mit den [illegible] Worten: „Wir kennen uns nicht ſeit geſtern, wir ſind ja alte Freunde,“ dem Hausherrn die Hand drückſt.

Iſt er literariſch geſinnt, ſo weißt Du ihm das Neueſte zu berichten von den vortrefflichen Philoſophen und Dichtern in Berlin, Dresden, Leipzig, Weimar u. ſ. w., und wie ſie ſich unter einander ſo erſtaunlich lieb haben, weiterfördern, erheben, tröſten und beruhigen. Für die verehrliche Hausfrau haſt Du den neueſten koſtbarſten Almanach — Du beſtellſt ihn ſchon am erſten Julius — mitgebracht; denn wie ſehr Du auch verſtändige Sparſamkeit liebſt, im edlen Verhältniß zu edlen Frauen muß man ſchon zuweilen, wie man zu ſagen pflegt, „Hand über Herz legen;" auch fehlt es für die lieben Kleinen, die ſich munter zu Dir und Deinen Taſchen drängen, nicht an Zuckerplätzchen und Bonbons — — Wie Du aber ſchalkhaft zu ſcherzen weißt, ſo kannſt Du nach Gelegenheit auch ſehr ernſthaft ſein. Wird z. B. ein tugendhafter Mann zum Senator oder Syndicus erwählt, ſo ſprichſt Du: „Ehre dem Ehre gebührt;" wird aber irgend ein ruchloſer Menſch in's Zuchthaus gebracht, ſo ſagſt Du energiſch: „Wie die That, ſo der Lohn," oder: „Der Krug geht ſo lange zu Waſſer, bis er bricht." — Mit Einem Wort: Alles, was Du ſagſt, iſt ſolid und moraliſch gemeint, und wenn Du endlich präcis um ein Viertel auf elf Uhr nach Hauſe gehſt — daß einige hypochondriſch enggeſinnte Leute, von dem Glockenſchlage zehn krampfhaft getroffen, auf und davon rennen, um nur die Bürgerglocke zu beachten, findeſt Du bei Deiner höhern Bildung pedantiſch — wenn Du, ſage ich, Dich dann mit irgend einer, wenn auch ſtereotypiſchen, doch artigen Witzwendung entfernſt, ſo ſpricht die Hausfrau: „Es iſt doch ein netter Mann der Vetter!“ der mäßige Hausherr: „Er iſt gut genug und geht noch mit,“ die Kinder aber lächeln ihm vergnügt nach. — Dann legt ſich Alles geruhig zu Bette und ſchläft ganz vortrefflich, woran abermals der gute, nicht aufregende Beſuch ſchuld iſt, und am anderen Tage ſingen die Kinder:

Geſtern Abend war Vetter Michel da,
Vetter Michel der war da!

8.

So wäre ich denn endlich an das ſinnige, altclaſſiſche Lied gekommen, mit welchem man die Unſterblichkeit unſeres Freundes anerkannt und ausgeſprochen hat. Wer hat es gemacht? Die Kinder! — und zwar alle Kinder, die ſich jemals eines ſolchen Vetters freuten — an die unglücklichen, die niemals Gelegenheit zu ſolchem Liede hatten, will ich aus Mitleid hier gar nicht denken. Wer hat es in Muſik geſetzt? Abermals die Kinder, was ſich ohnehin von ſelbſt verſteht, da jedes von Kindern gemachte Kinderlied die Muſik gleich mitbringt. Man muß auch geſtehen, daß dieſe muſikaliſche Compoſition keine großen Anſprüche weder auf Claſſicität noch auf Romantik machen darf. Es iſt dabei auf nichts weiter abgeſehen, als auf ein ſingendes Hüpfen, ſo daß Jeder, welcher hüpfen kann, es auch zu ſingen vermag. Dürfte ich mit einem Kleinwenig Gelehrſamkeit kommen, ſo würde ich ſagen, die Muſik verdiene ſchon um deswillen einiges Lob, weil ſie das jambanapäſtiſche Metrum, das der große Klopſtock ſo ſehr liebte, ſtreng bezeichnet, ja gewiſſermaßen nur das Metrum herausſchöpft. — —

Ich dürfte hier den würdigen Michel verlaſſen, aber ich kann es nicht über das Herz bringen; ich muß ihn erſt noch einmal loben und noch einmal vertheidigen. Ein gutes und apartes Lob verdient er nämlich ſchon um der gelegenen Zeit willen, in der er kommt; denn das Lied ſagt ausdrücklich und mit beſonderm Accent: „Geſtern Abend" u. ſ. w. Es giebt freilich Menſchen, die ſo unendlich liebenswürdig ſind, daß ſie Morgens, Mittags, Nachmittags, ja ſogar Nachts erſcheinen könnten und doch immer willkommen wären; dem beſcheidenen Vetter aber fällt es nicht ein, ſich zu dieſen anmuthigen Ausnahmen zu rechnen. Er geht am ſicherſten, wenn er des Abends kommt, wo jeder noch nicht ganz verſteinte oder verſtockte Menſch, im Gefühl vollbrachter Tagesarbeit, ſich nach einem Menſchen ſehnt. Wahrlich! er handelt dabei gut und klug; denn es kommt bekanntlich im Leben ungemein viel auf die Zeit an, in der man erſcheint. Wer zu früh in die Geſellſchaft kommt, kann leicht lächerlich werden; wer zu ſpät kommt, rechne nur gleich auf unmuthigen Empfang, und leider koſtet es abermals Zeit, wenn man die Entſchuldigungen ſeines Zuſpäterſcheinens anhören muß, mögen dieſe auch noch ſo gegründet ſein. Es giebt gute, gebildete, ja ausgezeichnete Menſchen, die das unglückliche Schickſal haben, immer zur ungelegenen Zeit zu kommen, weshalb ſie ſich niemals in ihrer reinen Güte und Liebenswürdigkeit zeigen können, und es wäre gar nicht übel, wenn einmal Jemand, der's verſtände, eine Novelle ſchriebe unter dem Titel: „Die Gelegenen und Ungelegenen.“ Der Autor müßte aber bei

Leibe nicht grämlich ſein und ſelbſt zu den Gelegenen gehören.

9.

Selbſt dichten kann zwar der Vetter Michel nicht — einen ehrbarlich-launiſch neckenden Leberreim etwa ausgenommen — wer ihm aber einen wackern poetiſchen Vers vorſagen wollte, und vor allen die ſchönen Zeilen:

Tages Arbeit,
Abends Gäſte,
Saure Wochen,
Frohe Feſte u. ſ. w.

würde ihn zur freudigſten Beſtimmung bereit finden; denn er hat es ja immer gehalten wie das Lied will.

Indeſſen erinnern mich dieſe beherzigenswerthen Zeilen an Goethe überhaupt, und da fällt mir ein, man könnte vielleicht, mir zum Verdruß, behaupten, unſer großer Dichter habe doch vom Vetter Michel wenig gehalten und ihn wol gar verſpottet. Das Document, worauf man ſich hier berufen möchte, iſt eine Strophe aus dem unvergeßlichen Gedicht: „Die Muſen und Grazien in der Mark“ und lautet alſo:

Laßt den Witzling uns belächeln;
Glücklich, wenn ein deutſcher Mann
Seinem Freunde Vetter Micheln
Guten Abend bieten kann.

Wie iſt der Gedanke labend:
Solch ein Edler bleibt uns nah'!
Immer ſagt man: Geſtern Abend
War der Vetter Michel da.

Dieſe Verſe kommen allerdings in einem ſatiriſchen Gedichte vor, und man ſoll ſie deshalb, wie billig, mit der gehörigen Ironie genießen. Sie ſind, wie aller Welt bekannt iſt, allerdings von Goethe, das heißt aber: ſie ſind von einem Dichter, der von jeher ganz gut gewußt hat, daß die bloße ſubjective Satyre nicht ſonderlich poetiſch ſei, weshalb er ſie auch nicht cultivirte, wohl aber die höhere, die aus einer allgemein ſittlichen, klaren Weltanſchauung hervorgeht. Daher kommt es denn auch, daß bei ihm, wie etwa bei Sokrates, die Ironie faſt überall vorwaltet; denn ſelbſt das Vortreffliche, wie es ſich im Raume und in der Zeit zeigt, wird immer auch ſeine Beſchränktheit mitbringen und ſchon um deswillen der Ironie anheim fallen. Macht ſich aber die Beſchränktheit, als ſolche, in der Welt breit und renommirt, es gibt gar nichts Anders als Beſchränktheit, dann wird ſie, als eine Gattung, Gegenſtand der poetiſchen Satire. Doch auch in dieſer, wo der Dichter die ſelbſtgefällige Beſchränktheit beſtraft, wird er nicht vergeſſen, die beſſere, gefälligere, harmloſe Beſchränktheit und Genügſamkeit (die denn doch auch vorkommt) auf eine angenehme Weiſe hervorzuheben, und das hat er in den angeführten Verſen gethan. Um das völlig einzuſehen, brauchen wir nur zu fragen: Will der Dichter etwa, daß die ehrlichen Leute den Wißling (der nichts weiter iſt als ein Wißling) höher achten und mehr für ihn haben ſollen, als ein leichtes Achſelzucken? Soll der „deutſche Mann" ſich nicht freuen, daß er ſeinem Freunde Michel — was liegt an dem Namen? — einen guten Abend bieten kann? Und iſt es nicht ein frohes Gefühl, im Beſitze dieſes Freundes geſichert zu ſein? Iſt es kein labender Gedanke, daß uns ein ſolcher nahe bleibt? . . . . Man braucht bloß ſo zu fragen, um auch ſchon die Antwort zu haben; doch mag es gut ſein, von Neuem zu erinnern, daß dem ächten Scherz der Ernſt und dem ächten Lebensernſt der Scherz zur Seite ſteht, ja daß ſich beide innig verweben und Einen äſthetiſchen Organismus bilden. Es iſt demnach der plätteſte Irrthum, wenn eine Satyre vom Anfang bis zu Ende und in jeder Zeile auf Satyre und wol gar wider einen und denſelben Gegenſtand ausgeht; ſo wie es höchſt widerlich ſein würde, einen Menſchen auch nur eine halbe Stunde ununterbrochen mit der Miene des verhaltenen pfiffigen Lachens zu ſehen. Zu einer ſolchen Miene geſellt ſich dann wol gar noch die immer wiederholte Einladung an den Leſer und Andere, ſich ſeinerſeits doch ja keinen Zwang anzuthun, ſondern friſch zu lachen, wenn ſich doch jener meiſtens, wie billig, zu vornehm hält.

10.

Es mag deshalb ganz gut ſein — ich wollte, die Leſer ſtimmten bei — daß der Weiler uns Gelegenheit gegeben hat, dieſe Betrachtungen zu erneuern. Jetzt aber wollen wir ihn verlaſſen und übergehen zu einem Manne, der noch nie einer gehörigen Erwähnung gewürdigt worden iſt, obwohl er es redlich verdient. Er heißt

Hausmann.

Von dieſem Edlen iſt nichts weiter bekannt, als — ſeine Koſt. Allein wie man den Adler an ſeiner Klaue und den Löwen ſogar ſchon an ſeinem Gähnen erkennen mag, ſo ahnen wir auch aus dem Namen und dem, was er andeutet, den Trefflichen, von dem hier die Rede iſt. Betrachten wir ihn mit Ruhe. — Ein Hausmann iſt zuvörderſt . . . ein Mann und kein Jüngling; denn dieſer ſoll freilich Sinn und Achtung haben für die Tugenden des Hausmanns, er ſelbſt aber wird, ſo lange er Jüngling iſt, ſie ſich noch nicht erwerben dürfen; denn ein Hausjüngling wäre ſchon kein rechter Jüngling mehr. Dieſer Mann hat nun — ein Haus; ein wichtiger Umſtand, der ihn nicht bloß von allen Umherſtreifern und allzu Reiſeluſtigen, ſondern auch von allen Miethern und ſogenannten „Heuerleuten“ ſtreng unterſcheidet. In frühern Zeiten gab es deren nur wenige, und man darf mit Sicherheit annehmen, daß z. B. während der Regierung des großen Kurfürſten unter zehn bürgerlichen Hausvätern etwa acht ein eigenes Haus beſaßen. Dieſes Haus liebt aber der Beſitzer mit Recht, und ſei es ererbt oder erworben, ſo betrachtet er es als den Mittelpunkt ſeiner Seßhaftigkeit. Zu dieſem Hauſe zieht ihn nicht bloß das Bedürfniß, ſondern die Liebe und die Erinnerung an Freuden und Schmerzen, die er hier erlebte, ſo wie die Bedeutung des „Heerdes,“ die wohl groß ſein muß, da wir ihn ja neben dem „Altar“ zu nennen pflegen. Je älter das Haus iſt, je theurer wird es dem Beſitzer, und je reicher wird es an traulichen Erinnerungen; ein Umſtand, der (— warum ſollte ich es nicht anführen dürfen? —) wahrſcheinlich auch dem gutmüthig traulichen Studentenausdrucke „altes Haus“ die Entſtehung gegeben hat.

11.

Der ſchätzbare Hausmann iſt aber auch ein geſelliger Menſch, und da er wohl weiß, daß ſelbſt die ehrbarſte und anmuthigſte geiſtige Unterhaltung allein (wenn alle leibliche Speiſe dabei fehlt) nicht durchgreifend erfreuen kann (und die lieben Gäſte, wie billig, verlangen auch etwas ſichtbar Gutes und Solides zu genießen, oder — wie man gründlich ſagt — zu ſich zu nehmen): ſo iſt er bemüht, ihnen etwas Tüchtiges vorzuſetzen. Die Koſt, welche er ihnen nunmehr auftiſcht, iſt durch die ganze Welt berühmt geworden, und in der That verdient auch die „Hausmannskoſt“ ein unſterbliches Lob. Sie iſt einfach und ein wenig derb, nahrhaft und reichlich, zeigt jedoch wenig Abwechslung und durchaus nichts Pikantes, Ausländiſches, zu ſehr Gewürztes u. ſ. w. Es macht dem trefflichen Hausmann eine wahre Freude, wenn die Gäſte recht tapfer zulangen und ſeine Koſt loben; doch kann er auch ſehr ſatyriſch werden, wenn verwöhnte Großſtädter ſein ſtandhaftes Pökelfleiſch mit Erbſen, ſo wie ſeine löblich gebacknen Birnen und Klöße (Gerichte, von denen er aus der Univerſalgeſchichte weiß, daß ſie ſelbſt regierenden Herren geſchmeckt haben) nicht recht goutiren wollen und dagegen nach feinen Fricaſſées und Ragouts verlangen, zu denen wol gar das ferne Aſien Zuthaten liefern ſoll; denn alle dergleichen complicirte Speiſen haßt und verachtet er gründlich. Es iſt wahr, er kann dabei etwas einſeitig werden; indeſſen bleibt ſelbſt die Einſeitigkeit ſchätzbar, und wenn auch der Tugendbecher überläuft, ſo wollen wir doch nie vergeſſen, daß es eben die Tugend iſt, die ſelbſt im Uebermaß noch Anerkennung verdient.

12.

Damit indeſſen dieſe Einſeitigkeit nie zur Herbigkeit werde, iſt dieſem Hausmann eine freundliche Frau zugeſellt, über deren Namen leider die Sprache ſchweigt, vielleicht, weil eine Frau überhaupt nie allein berühmt werden ſoll. Deſto bekannter aber iſt das Gericht, welches ſie vorzuſetzen pflegt; wenigſtens iſt mir die kühne

Vermuthung erlaubt, daß ſie es iſt, welche das zwar gleichfalls ſehr einfache, doch angenehme und feine Gericht „Gerngeſehen" erfunden hat und trefflich zu bereiten verſteht. —

Man ſieht, ich habe Hausmann zu einem Ehemann gemacht, und er muß es ſein, da er bei ſeiner Geſelligkeitsliebe die Freuden des Umgangs nicht gern außer dem Hauſe ſucht. In ſeinen vier Pfählen — er liebt dieſen Ausdruck und hat die Pfähle gut verziert — iſt ihm und ſeiner Frau doch am wohlſten. Einem Hageſtolzen dagegen iſt nirgends wohl als draußen, und ihm wird Angſt und bang, wenn ihn Jemand in ſeinem eigenen, faſt ſcythiſch unwirthlichen Quartier heimſucht, wo die verdrießliche Haushälterin (ohne Haus) noch nicht ſäuberlich aufgeräumt hat. Der wackere Vetter Michel iſt freilich auch ein Hageſtolz; aber wir können ihn deshalb weniger tadeln als bedauern, da er ſich ſchon früh das geſchäftvolle Amt eines Hausfreundes (par excellence) erwählte und nur deshalb verſäumt hat, ſich zu rechter Zeit zu vermählen.

13.

— — „Das Amt eines Hausfreundes," ſagte jetzt die Wirthin, als der Vorleſer geendet hatte, „wer nur die neueſte Zeit kennt, wird dies Wort kaum verſtehen, und auch meine Kenntniß dieſes Amts ſchreibt ſich meiſtens nur von meiner lieben verſtorbenen Mutter und Großmutter her, die davon zu erzählen wußten. Ich will mich mit der einzigen einfältigen Bemerkung begnügen, daß freilich jeder Vetter Michel ein Hausfreund, doch nicht jeder Hausfreund ein Vetter Michel war. — Es mag wol ſein, daß die beiden erſten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts für Deutſchlands Geſellſchaftsweſen ſehr ungünſtig waren; aber um ſo mehr ſollten wir uns nach den wenigen angenehmen Erſcheinungen, die ſie doch auch bieten, umſehen, und da begegnet uns allerdings Ihr Vetter Michel, den Sie ſo traulich behandelt haben, nebſt dem wohlgeſinnten Hausfreunde, der auch wohl einmal einer nähern Betrachtung werth wäre. — Was meinen Sie, lieber Rudolf?“

Er bleibe in hohen Ehren, antwortete der angeſprochene Freund; aber er ſtellt ſich mir in dieſem Augenblick nicht deutlich genug dar, und ich bin leider nicht — alt genug, um ihn zu kennen. Dagegen hat Eduards glücklicher Griff in den reichen Vorrath volksthümlich deutſcher Benennungen meine ganze Phantaſie rebelliſch gemacht. Ich erblicke zum Beiſpiel mit Wohlbehagen den „Monsieur Niedlich," der ſich und ſeinen Witz täglich mit Mandelmilch wäſcht und, wenn ich nicht ſehr irre, die vielberühmten „Manchetten" erfunden hat; wenigſtens wirft man ihm vor, er habe dergleichen. Ich ſehe ferner mit gemiſchtem Gefühl den berühmten „Hans in allen Gaſſen;" denn wie fatal er mir auch werden kann, ſein Lauf- und Renntalent muß ich bewundern; ich erblicke den dämelig taumelnden „Hans Dampf;" ich werde mit Entſetzen den „Hans Taps" gewahr und ſeinen unbehilflich groben Bruder, den „Hans Taps in die Grütze," während ich dem widerwärtigen, ja ſogar bösartigen „Hans Hagel" ſorgſam aus dem Wege gehe. Ich laſſe alle dieſe Perſonen, deren Unſterblichkeit ich übrigens nicht bezweifle, ohne nähere Betrachtung vorübergehen und folge, wie durch unwiderſtehliche Macht getrieben, einer Geſtalt, die ſich mir ſchon in früher armer Jugend nicht ſelten vorſtellte und ſogar zuweilen in meine Träume drängte.

14.

Man bat um nähere Mittheilung, beſonders Eduard, und Rudolf richtete auch an dieſen hauptſächlich ſeine Antwort, gleichſam als könne nur dieſer die fröhliche Jünglingslaune rein genießen, die er ſich auch in den Mannesjahren erhalten hatte.

Denke Dir, lieber Freund, Du wäreſt eines Morgens ziemlich früh und heiter aufgeſtanden. Es iſt immer ſchon ein gutes Zeichen, wenn uns das frühe Aufſtehen heiter macht, da häufiger, als man denkt, das Gegentheil der Fall iſt und z. B. gar manche fleißige Arbeiter ſich Sonntags, traurig genug, freuen, wenn ſie, etwa um zehn Uhr erwachend, ſich ſagen können: Heute haſt Du doch zum Glück fünf oder ſechs Stunden mehr vom Leben abgeſchlafen, die Du nun nicht mehr zu durchſchwitzen oder zu durchfröſteln brauchſt. So etwas könnte einen betrübt machen; wir *wollen* aber nicht betrübt werden und brauchen auch ohnehin beſondere Stärke für das, was folgt.

Während Du nun ſo vergnügt im Zimmer herumgehſt und den ſchönſten Moccakaffee einſchlürfſt, rauſchen plötzlich allerhand Gedanken an Dir vorüber, die, in Worte überſetzt, etwa alſo lauten würden: Du biſt ein hübſcher junger Mann, und Dein Herz iſt ſo gut, daß man in Kotzebue'ſchen Stücken, wenn es darin geſchildert würde, Freudenthränen vergießen müßte. Du biſt ferner geiſtreich, erſtaunlich angenehm und intereſſant. Ja, ja, es iſt ſo, und möge ſich

Deine Beſcheidenheit noch ſo ſehr dagegen ſträuben. Du mußt es endlich glauben; Du hörſt es zu oft, und es wäre unartig, wenn Du ewig nein dazu ſagen wollteſt. — Aber! aber! ſollten nicht dennoch in der ſchönen Mondſcheibe Deines Lebens einige kleine Flecken vorhanden ſein, die ſich zwar ganz gut mit der Genialität, aber nicht wohl mit der ſogenannten Wirklichkeit vertragen? Wie ſteht's z. B. mit der Oekonomie? Man ſagt, Du habeſt einen ſolchen Abſcheu gegen das Geld, daß Du nicht genug eilen könnteſt, es loszuwerden, und vor dem „Silber und der [illegible]“ haſt Du einen nicht minderen Widerwillen, als der Prinz von Marokko (im Kaufmann von Venedig), der aber nur dafür das Gold zu ſehr ſchätzt. Mit einem Wort: Du ſiehſt klar, daß Deine Wirthſchaft nächſtens wird zu Grunde gehen. —

15.

Da meldet ſich ein Fremder, und Dein übermäßig [illegible] Bedienter, den Du billig [illegible] [illegible], weil er frivol und treu zugleich iſt, hat, indem er meldet, Mühe, das Lachen zu verbeißen. — Und nun tritt herein eine Geſtalt, die Du .... doch ich mag nicht mehr in der zweiten Perſon reden .... eine Geſtalt, die ich ſchon hundertmal mit innerem Grauen und doch mit einer Art von Achtung und Zuneigung geſehen habe. Alles an dieſem Manne iſt hager und mager, grau und knochig; aber in dieſen Knochen lebt Mark, und er iſt geſunder als Alle, die mit überflüſſigem Fleiſch umgeben ſind. Der Blick ſeiner Augen hat etwas ſicher Rechnendes, gleichſam Arithmetik Treibendes. Er iſt ſtreng und unzufrieden, ſeiner Macht bewußt, doch erträglich ſittſam. Er verbietet alle Deſperation, giebt aber nur mäßige Hoffnung. Er trägt einen grauen Oberrock, eng zugeknöpft bis an das Kinn, und was man von den Unterkleidern und Strümpfen ſehen kann, iſt gleichfalls Alles grau. Ja, es kann gar nicht anders als grau ſein. Und wenn Du ihm einen Scharlachmantel umwürfeſt, ſo würde ſich derſelbe augenblicklich in einen eng zugeſchnittenen grauen Oberrock verwandeln; und wändeſt Du ihm ein Diadem um die Stirn, oder ſteckteſt Du ihm das vollblühendſte Blumenbouquet vor die Bruſt, es würde Alles grau werden.

Wer ſind Sie? frag ich endlich, mich zuſammennehmend, und Er, mit kurzer, doch nicht unfreundlicher Verbeugung, erwiederte gelaſſen: „Ich bin Ew. Wohlgeboren guter Genius, der allein noch helfen kann.“

Da die Geſellſchaft laut lachte, ſo gab es einen ſonderbaren Contraſt, daß Rudolf, in ſeine Schilderung vertieft, den trockenſten Ernſt beibehielt. Er fuhr fort: Denken Sie ſich, Verehrteſte, mein Erſtaunen über ſolch ein ungeahndetes Wort. Ich konnte nur mit einer Stimme, die ich eine gequetſchte nennen möchte, fragend erwiedern: Sie ein Genius? mein Genius? mein guter Genius?

16.

„Der Herr Geheime Secretarius,“ antwortete er mit dem Blicke der Ueberlegenheit, „ſcheinen durch übelgewählte Lectüre, phantaſtiſche Bilder und Kupferſtiche eine ganz irrige Idee von den Genien bekommen zu haben, und es will mich bedünken, als ſtellten Sie ſich dieſelben wie etwa rothwangige hübſche Kinder, mit etwas Flügelwerk verſehen, vor; allein ich darf Ew. Wohlgeboren hiedurch verſichern, daß dergleichen unſchuldig unerfahrenes und im Ganzen doch abſurdes Kinderpack keinesweges als etwas Geniusartiges paſſiren mag und überhaupt wenig leiſten kann. Was verſteht ſolch eine Krabbe von „Soll“ und „Haben“? von ächter conſequenter Wirthlichkeit? von der nothwendigen Wahl der wohlfeilſten, doch geſunden, nährenden Speiſen? und von deren zweckmäßigſter Bereitung, d. h. von der, wobei die Börſe am meiſten geſchont wird? — O mein Herr, glauben Sie einem Manne, der wahrlich nicht bloß den Titel eines Genius, ſondern den eines geheimen Obergenius verdiente, einem Manne, der ſich ſeit Erſchaffung der Welt — denn ich muß die Ehre haben, Ihnen zu ſagen, daß ich ein unſterbliches Weſen bin — dem Dienſte der Menſchheit, beſonders der halb banquerotten, gewidmet und ſchon manche luxuriöſe Perſon wieder auf die Beine gebracht hat, glauben Sie mir, daß alle radicale Verbeſſerung der Menſchheit, wie der Wirthſchaft, allein von der Küche ausgehen muß. Der Magen — dieſes kleine Wort nennt einen entſetzlichen Tyrannen, gegen den Nero und Domitian nur als talentvolle Anfänger erſcheinen — der Magen, ſage ich, muß bei ſeiner ihm angeborenen heilloſen Willkürlichkeit und Wähligkeit in engen und ſcharfen Schranken gehalten werden, und in der Küche muß der edle Tribun die Oppoſition bilden und das Veto rufen und durchſetzen. Man kann jenen Tyrannen nicht genugſam zuſammenſchnüren und bändigen; denn gerade er iſt es, der nicht ſelten Land und Leute verſchlungen hat, weshalb ihn auch unſere ehrwürdigen und ſehr verſtändigen Vorfahren ſtets mit einem gefährlichen Schlund und Abgrund verglichen und abſichtlich mit einem übelklingenden, aber eben deshalb guten Ausdrucke, wol gar „die garſtige Wampe,“ oder bitter ſatyriſch den „ſündhaften Wampetius“ benannten. — Auch Sie, mein werther Herr, ſtehen am Rande des Verderbens, und in Ihrem Beutel zeigt ſich traurige Ebbe; aber Sie ſind noch zu retten, laſſen Sie mich nur einige Jahre lang Ihre Küche verwalten und der Meiſter derſelben ſein.

17.

Eine wunderbare Ahnung flog durch mein Herz. „So wären Sie alſo,“ ſprach ich, halb von Freude, halb von Schmerz ergriffen, „ſo wären Sie alſo wol gar der Mann, von dem alle Welt ſpricht, und den Niemand gern beherbergt, jener Küchenmeiſter . . . . .“

„Ganz recht,“ unterbrach er mich, „jener Küchenmeiſter, den die Welt zu ſchelten meint, wenn ſie ihn leichtſinnig „Schmalhans“ nennt; aber ich rühme mich dieſer Benennung, denn in dem „Hans“ liegt die tugendhafte Solidität und in dem „Schmal“ die edle Strenge, die der Menſchheit ſo nöthig iſt.“

Ich hielt mich nicht länger. O mein Schmal-

Hans! rief ich aus, ſo biſt Du es wirklich, der allein mir helfen kann! Ich ſtürzte wehmüthig in ſeine Arme und weinte heiße Thränen an ſeiner kühlen grauen Bruſt. — Auch er war gerührt, das heißt: er ſah aus wie ein trüb gewordener Eiszapfen, der gern aufthauen möchte und nicht kann. — Die Verbindung ward geſchloſſen, mein Beutel hat ſich ſeitdem ein wenig erholt, meine Wirthſchaft geht nicht zu Grunde; aber wie es nunmehr in meiner Küche ausſieht, und wie es jetzt mit meinen Diners und Soupers beſtellt ſei, darüber laſſen Sie mich mit zurückgehaltener Wehmuth ſchweigen. Oft flehe ich in den mildeſten Tönen um ein kleines ſanfter ſchmeckendes Nierenſtück, um ein feines unſchuldiges Fricaſſée — höhere Gedanken an zartes Geflügel, an edeln Wildbraten und energiſches Hamburger Rindfleiſch verbiete ich mir aus Pietät gleich im Voraus als unſtatthaft — aber ach! auch jene beſcheidenen Bitten prallen wie von einem furchtbaren Felſengewölbe ab, und ich könnte eher einen hyrkaniſchen Löwen bewegen, mir zu einer Gavotte aufzuſpielen, als ihn, von ſeinem einmal feſtgeſetzten Syſtem abzugeben. Er giebt ſich nicht einmal die Mühe, mir zu antworten, ſondern ſieht mich nur mit einem einzigen Blicke an, der ſtechend iſt wie die Spitze meines eben geſchliffenen Federmeſſers, und ich weiß gleich, was die Glocke geſchlagen hat.

18.

Die Geſellſchaft fand Rudolfs Rede, beſonders da ſie extemporirt war, munter und ergötzlich, und die Geſtalt des Küchenmeiſters, gleichſam als wäre ſie wirklich hereingetreten, bot ſich ihnen zur vergnüglichen Kritik dar.

Einen guten Genius, ſagte die Wirthin, kann man ihn freilich nicht nennen; aber für einen bei aller Strenge doch gutmeinenden Mann halte auch ich ihn, und ich möchte ihn wol einigen in gedankenloſem ſogenanntem Wohlleben hintaumelnden Familien zur Anſtellung empfehlen; denn ich kenne faſt nichts Widrigeres, als jene Hintaumelei, von der jener Unſterbliche gewiß befreit.

Es iſt doch aber etwas Köſtliches, fuhr ſie fort, und, wie mich dünkt, noch bei weitem nicht genug betrachtet, was Alles in deutſchen Ausdrücken, die man oft nur ſo leichthin ſagt, verborgen liegt. Warum in aller Welt verſäumen doch die Deutſchen ſo oft das Deutſche?

10.

Wilhelm erwiederte lächelnd: Da haben Sie gleich ſelbſt, verehrte Frau, einen merkwürdigen deutſchen Ausruf gebraucht, und es möchte noch zu bedenken ſein, warum wir hier von „aller Welt“ reden. Ueberhaupt iſt die Art, wie unſere Sprache mit dem Worte Welt umgeht, wunderlich und wichtig genug; ſelten günſtig, meiſtens ſatyriſch, z. B. „von der Welt kommen;“ hier wird die Ironie ſogar zur Bitterkeit. — „Durch die Welt kommen“ hat etwas Kleinlautes und erinnert an das Schmiegen und Biegen und Unterdrücken. — Es kann uns ſogar dabei das höchſt charakteriſtiſche und gräuliche Wort „Niederträchtigkeit“ einfallen. Man ſoll „ſich niedrig tragen“ (se porter), um keinem Höhern im Wege zu ſtehen, (!!) oder im Nothfalle unter deſſen ausgeſpreizten Rieſenbeinen hindurchkriechen zu können. — Ein „Allerweltsmenſch“ wird ſich ſchwerlich die Liebe der einzelnen Beſſeren erwerben, und ſelbſt die ſich klug dünkende Mahnung oder Entſchuldigung: „Wir leben nun einmal in der Welt“ hat ſchon eine Ahnung von ſittlicher Unreinheit, während das Oeſtreichiſche: „Es iſt halt Welt!“ einige tragiſche Rührung wirken kann. — „Mit der Welt leben" klingt ziemlich unſchuldig, wird aber gewöhnlich misbraucht, da doch noch immer in den meiſten Kirchen alle Jahre ein paarmal die „Welt" als „arg," „ſchnöde," „falſch" u. ſ. w. mit Recht ſehr unfreundlich angeſungen wird. Der Philoſoph „für die Welt" iſt berühmt genug; doch möchte vielleicht mancher Leſer in Gedanken einen Philoſophen „wider die Welt" zu ſchreiben Luſt haben, wozu ſich jedoch ſchwerlich ein Verleger fände, weil dieſer mit dem Koſtenerſatz natürlich an die „Welt" gewieſen iſt, die deshalb freundlich behandelt ſein will. — „Er hat Welt" iſt ein bedenkliches Lob; und der Tadel: „Er hat keine Welt" könnte wenigſtens in einzelnen Fällen dadurch wieder gut gemacht werden, wenn man hinzuſetzte: „Dafür aber eine Welt in ſich." — „Was wird die Welt dazu ſagen?" wird leider nur zu oft mit Furchtſamkeit gefragt, während der gute, altväterliche Ausruf: „Weltlich Weſen, Herr Gevatter, weltlich Weſen!" den Troſt eines einfachen kräftigen Gemüths aufweiſet, das mit Ueberlegenheit die Welt betrachtet. — Nur „die ſchöne Welt," wie ſie ſich zuweilen an Sommerabenden im Freien und im Winter in den Salons zuſammenfindet, ſcheint rein erfreulich; doch iſt der Ausdruck leider, ſo viel ich weiß, nicht altdeutſch, ſondern erſt im achtzehnten Jahrhundert aus dem franzöſiſchen beau monde überſetzt, zuweilen ſogar . . . die Geſellſchaft ſelbſt.

20.

Es macht mir immer eine rechte Herzensfreude, ſagte jetzt Roderich, ein ehrenwerther, ſchon bejahrter Mann, den die Geſellſchaft den „Patrioten" zu nennen pflegte, und der ſich heute auf eigne Weiſe ergötzt hatte, da er außer dem wahrhaft Ernſten auch einiges, vielleicht ironiſch Gemeinte für baaren Ernſt genommen hatte, es erfreut mich innig, daß doch faſt immer das Beiwort „deutſch" als ein lobendes gelten kann. Wir reden vorzugsweiſe von deutſchem Fleiß, deutſcher Betriebſamkeit, deutſcher Sparſamkeit, deutſcher Ausdauer und Geduld, deutſcher Erfindſamkeit, deutſcher Philoſophie und — um das Allerbeſte zuletzt zu ſagen — von deutſcher Treue. Es iſt ſehr gut, daß wir Alle ſchon auf Schulen lernen, daß wir es waren, die das Pulver, die Luftpumpe, das Spinnrad, die Taſchenuhren und viele Hundert andere treffliche und nützliche Dinge erfanden, und vor allen den Bücherdruck; aber es iſt nicht gut, daß wir das Alles oft faſt zu vergeſſen ſcheinen, oder doch mit zu großer Beſcheidenheit betrachten. Verlieren wir Deutſchen manchmal ein Treffen, ſo können wir doch immer den Feinden mit Stolz ſagen: „Ohne unſer Pulver hättet ihr wahrlich nicht ſiegen können;“ und wenn uns ausländiſche Spötter, die ſelten recht wiſſen, was ſie wollen, in gedruckten Schriften anfallen, ſo wollen wir ihnen zuvörderſt in Erinnerung bringen, daß, wenn wir ihnen nicht mit unſern Buchdruckereien zu Hilfe gekommen wären, ihre ganze Polemik hätte im Stillen bleiben müſſen.

Das Alles, ſagte Karl, indem er mit einiger Kälte oder gar mit etwas ſäuerlicher Unfreundlichkeit den harmloſen Redner unterbrach, das Alles läßt ſich wohl hören, und ich bin weit entfernt, einige offenbare Tugenden, z. B. das eben angegebene Erfindungstalent unſerer Vorfahren, in Zweifel ziehen zu wollen. Schade nur, daß uns unſre Genies im Ganzen wenig geholfen haben, und daß ſo manches von uns Erfundene durch Ausländer erſt recht praktiſch und zierlich hat gemacht werden müſſen.

Das Pulver wahrhaftig nicht! ſagte der Patriot heftig, das haben wir gleich nach der Erfindung ſo vortrefflich zu gebrauchen gewußt, daß uns keine Nation darin übertreffen kann.

So iſt es allerdings, erwiederte Karl mit contraſtirender Ruhe; nur Schade, daß wir es ſo oft gegen uns ſelbſt gebraucht haben, ich meine: in den Religions- und Bürgerkriegen, die mir als ein unendlicher Jammer erſcheinen; denn wenn Deutſche Deutſche und Brüder Brüder beſiegen, wenn der Vater den Sohn und der Sohn den Vater treffen kann, wie ſolche gräßliche Fälle wol vorkommen, ſo weiß ich nicht, wo ich dabei die Freude über irgend einen Sieg ſolcher Art hernehmen ſoll.

21.

Vergeſſen wir dabei nicht, erwiederte Eduard, daß auch die andern Völker Bürgerkriege genug geführt haben, und zwar ſolche, die nicht durch ſo große Ideen wie die unſrigen veranlaßt wurden; wie denn auch Shakſpeare nicht Anſtand genommen hat, jene gräßlichen Fälle, die Sie andeuteten, in ſeinem Heinrich VI. auf die Bühne zu bringen. Laſſen wir aber jetzt dieſe zu traurigen Unterſuchungen fallen, und verweilen wir lieber ein wenig bei Ihrer bittern Bemerkung, daß uns alle unſere Genies doch nicht viel geholfen hätten, und erklären Sie, wie Sie es meinen.

Karl nahm ſich eine halbe Minute Bedenkzeit, während welcher die Geſellſchaft ſich näher zuſammenſetzte, und ſagte dann: Meine Anſicht iſt eben ſo einfach als unmaßgeblich und lautet etwa alſo: Es hat unſerm Deutſchland niemals an hervorragenden Genien gefehlt, an Männern, die durch Geiſteskraft, wiſſenſchaftliche Tiefe, kraftreiche Geſinnung, wohlgebildetes Kunſttalent, mit Einem Wort: durch großartiges Leben in Ideen, die zu Thaten wurden, die Zierde und der Stolz ihrer Nation zu ſein verdienten. Es findet ſich aber nicht, daß das Volk, oder, wenn Sie lieber wollen, die Menge, wirklich eine entſchiedene Hingebung an dieſelben gezeigt hätte. Selbſt der reine Trieb, ſich von dieſen Männern, ſeien ſie nun Religioſe, oder Philoſophen, oder Dichter, oder, wie billig, Alles dies zugleich, wahrhaft gründlich belehren zu laſſen, wird nur zu häufig vermißt, und doch hätte es ſelbſt dem blödern Sinn einleuchten müſſen, daß jene Männer, deren es (wir dürfen es mit Stolz ſagen) nicht wenige unter uns gab und giebt, von der Vorſehung ausdrücklich als Lehrer ihrer Mitbürger aufgeſtellt worden waren. Faſt immer hinderte Egoismus, Hochmuth oder Schläfrigkeit und das bequeme Ruhen in alten Formen jene reinere und tiefere Liebe, ohne die ſich nun einmal nichts wahrhaft Bedeutſames und dauernd Helfendes ergreifen und zu eigen machen läßt.

Sie vergeſſen, unterbrach Roderich, daß das deutſche Volk die Beſten, Luthern z. B., gar ſehr liebte und viel von ihm gelernt hat.

22.

Sie deuten hier, antwortete Karl, auf eine Periode in der deutſchen Geſchichte hin, an deren Glanz und Trefflichkeit ſich Niemand inniger erfreuen kann, als ich; laſſen Sie uns aber auch hier mit ruhiger Beſonnenheit unterſcheiden, was zu unterſcheiden iſt. Die herrliche Kraft unſers Luther, dieſes gotterfüllten Mannes, wirkte ohne Zweifel einige Jahrzehnte lang in ausgezeichnetem Maße; leider aber erfaßte man doch im Allgemeinen mehr die einzelnen Schwächen und Härten — nennen Sie es wie Sie wollen — die ſich in die ſpäteren Lebensjahre des vortrefflichen Helden einſchlichen. Aber auch auf dieſem Standpuncte zeigte man ſich meiſtens ungeſchickt und verworren misverſtehend, nicht bloß irrend, ſondern im Irrthum ſelbſt abermals irrend, und ſo iſt es gekommen, daß viele, gar ſehr viele lutheriſche Prediger während der letzten Hälfte des ſechszehnten und des ganzen ſiebzehnten Jahrhunderts, ja bis zur Mitte des achtzehnten, in dem freigeſinnten Luther nichts weiter ſahen und ſehen wollten, als einen neuen Papſt, der nur einen beſſern Buchſtaben, aber einen nicht minder tödtenden, an die Stelle des alten verunſtalteten geſetzt habe. Wir finden zu jener Zeit in der neuen lutheriſchen und reformirten Kirche, die ſich doch auch als eine proteſtantiſche geltend machte, einen Geiſt der Zäheit und Härte, die dem Geſchichtsunkundigen, nur im Neuen lebenden Hörer faſt wie ein Mährchen klingen muß. — Man könnte leicht ein Buch darüber ſchreiben; da ich aber die Grenzen geſelliger Unterhaltung nicht überſchreiten mag, ſo will ich Sie, um doch Einen Beleg zu geben, bloß erinnern, daß im Jahre 1559 — mein Gewährsmann iſt Salig, deſſen „Hiſtorie der Augsburgiſchen Confeſſion" ich gerade heute Vormittag las — die Prediger der Grafſchaft Mansfeld, neun und vierzig an der Zahl, eine Confeſſion aufſetzten, durch die ſie für immer die Reinheit ihrer Lehre officiell documentiren wollten. In dieſer, lateiniſch und deutſch gedruckten Schrift heißt es unter andern, „ſie hielten die Strafe des Feuertodes, die an Michael Servet vollzogen worden, für billig." (Hören Sie wohl dies „billig," das ohne Zweifel noch mehr bedeutet als „gerecht.") Dabei geſtanden ſie aber ſelbſt, daß ſie *keines ſeiner Bücher geleſen!!* Die Prediger zu Genf hätten „ſeine Meinungen geſammelt,“ woraus ſie die Lehren des Verurtheilten genommen, wovon ſie zwölf verdammten.“ — Sonſt haßten ſie dieſe Genfer ſchon als Nicht-Lutheraner gar ſehr; aber als Verdammende und Ketzerverbrennende nahmen ſie dieſelben in Schutz. — — Denken Sie ferner nur an Flacius Illyricus, dem wenigſtens in einer gewiſſen Zeit ſeines überaus thätigen Lebens zu einem Gregor VII., oder, wenn Sie lieber wollen, zu einem Großinquiſitor, nicht viel mehr fehlte, als die *Macht*, oder an Nicolaus Amsdorf, der ſich in einen einzigen misverſtandenen Pauliniſch-Lutheriſchen Satz dergeſtalt feſtgerannt hatte, daß er ſeichten Eigenſinn und zähe Rechthaberei für edle Kraft anſah, und Sie werden, dünkt mich, keine weiteren Belege fordern.

23.

Betrachten wir aber noch eine Einzelheit in Luther's großartig reicher Wirkſamkeit: ſeine tiefe Erkenntniß und Handhabung der deutſchen Sprache, oder, wie wir es zu nennen pflegen, ſeinen Styl, ſo werden wir bei immer tieferem Eindringen in die Eigenthümlichkeit deſſelben zu dem freudigſten Erſtaunen angeregt werden. Buffon's bekanntes Wort: „Der Styl, das bin ich," iſt weit mehr als ein bloß witziger Einfall; doch laſſen wir dahin geſtellt ſein, ob der ſehr verdienſtvolle Naturhiſtoriker, der ſo ſprach, ſeinen eigenen glatten, mitunter etwas kalt prunkenden Prachtſtyl gern mit ſich ſelbſt hätte vergleichen mögen. Von Luther aber, deſſen Perſönlichkeit welthiſtoriſch und individuell menſchlich uns ganz deutlich geworden iſt, oder doch werden kann, dürfen wir mit Ueberzeugung ſagen: Er ſprach wie er handelte und ſchrieb wie er handelte und ſprach; das heißt: er ſchrieb gerade ſo, wie er ſchreiben mußte, und er mußte, weil er nicht anders wollte und konnte. — Als Redner vor Kaiſer und Reich, als Lehrer des göttlichen Worts auf der Kanzel und dem Katheder, in den Briefen an Fürſten und Gelehrte, in den Schriften an Freunde und Feinde, in den mündlichen und ſchriftlichen Unterhaltungen mit ſeiner Frau und Kindern — überall die anziehendſte Mannigfaltigkeit, und doch überall Ein Kern, Eine Wurzel, Eine innere Weſenheit, die alles Gegebene kenntlich machen würde als ſein Eigenthum, wenn auch ſein Name nicht dabei ſtände. Welche Kernhaftigkeit, welches Leben, welche Fülle, welche Gewandtheit, welche Friſche! Nirgends weht Studirſtubenluft, überall waltet Natur und Freiheit. Vergleichen Sie einmal ſelbſt ſeine beſſeren Zeitgenoſſen und erſten Nachfolger in dieſer Hinſicht mit ihm, und ich zweifle, daß Sie, außer dem hellen liebenswürdigen Johann Matheſius, einen finden werden, den Sie neben ihm nennen dürften; und doch ſind manche dieſer Zeitgenoſſen in Hinſicht des Styls noch wahre Heroen gegen die in der ſpätern Folgezeit auftretenden Redner. Es iſt ein wahrer Gräuel, was ſie mit der von Luther ſo rein empfangenen Sprache anfingen, wie unbeholfen ſie zimmerten und ſchnitzten, wie ſie ſo gar nicht verſtanden, was der Genius der Sprache will, und wie dürr, ja leblos ſie deshalb auch bei ihnen erſcheint. Schon der einzige Umſtand, daß ſie die Sprache, in der ſie ſchrieben, nicht beſonders liebten, bricht den Stab über ſie als Redner und Schriftſteller; denn wie möchte jener Genius ſich liebend gegen die Unliebenden bezeigen können! Ich weiß, daß es auch in jener Zeit einige Ausnahmen giebt; aber ſie ſind ſelten, und ſelbſt der edle Philipp Jakob Spener, der ſtets mit ſich ſelbſt in ein ſtrenges Gericht ging, klagte laut und bitterlich über den eigenen geſchweiften und in der Geſchweiftheit ſich verwirrenden Styl. Abraham a Sancta Clara wird ſich freilich noch oft müſſen von Hinz und Kunz ungebührlich grob anfahren laſſen; doch kann er ſich tröſten, daß Schiller und Goethe ihn für einen „capitalen" Mann erklärten. Und das verdient er auch wahrlich ſchon um deswillen, weil er volksthümlich reden und ſchreiben konnte und, wie geſchmacklos er auch mitunter iſt, doch immer lebendiges Leben mit ſich bringt, deſſen Ader bei ihm unverſieglich erſcheint.

24.

Von dem, was eigentlich Volksrede iſt, hat ſich ſelbſt die Erinnerung bei den Meiſten verloren, und wenn wir deshalb das Sprachgeraſſel, unerquicklich wie aufgeſtörtes welkes Herbſtlaub, in den Schriften ſo vieler Deutſchen tadeln, ſo müſſen wir nach dieſem Tadel noch einen verſtärkten folgen laſſen, daß ſie nicht bloß von ihren großen Männern wenig lernen, ſondern ſelbſt das Leichtere, Einfache und Natürliche, das ſonſt wohl bei ihnen erzeugt wird, nicht achten und noch viel weniger zu ſteigern ſuchen. So iſt es ſchon ſeit mehrern Jahrzehnten — denn früherhin hatte man all dergleichen faſt vergeſſen — zuweilen auch laut und von ſehr berühmten Männern anerkannt worden, welch eine gute, treuherzige und lebhafte Sprache in den deutſchen Volksbüchern (die bekanntlich größtentheils aus dem funfzehnten Jahrhundert herrühren) herrſche; wie weit aber waren die ſogenannten vornehmen Leute und deutſchen Gelehrten entfernt, aus ſolchen Büchern etwas zu lernen, oder auch nur lernen zu wollen! Jene Volksbücher ſind bekanntlich ſeitdem von Jahrhundert zu Jahrhundert in Darſtellung und Sprache traurig umgearbeitet und verwäſſert worden, und dennoch hat man den alten tüchtigen Geiſt derſelben nicht ganz vertilgen können, wie ſehr man ſich auch bemühte ihn auszurotten. — Dieſe Volksbücher, die wir jetzt nur in „Jahrmarktsbuden“ oder als Curioſitäten bei einzelnen Sammlern finden, ſind immer noch in einem beſſern Styl geſchrieben, als z. B. der Itzehoer Müller oder der ſkizzenverfaſſende Meißner jemals geſchrieben haben, und dennoch hat es Decennien in Deutſchland gegeben, in denen man dieſe berühmten Autoren als gute Styliſten pries!! ja es mögen ſich ſelbſt noch heute Manche finden, die mir mein Urtheil durchaus nicht zugeben. Das Traurigſte bei Allem dieſem iſt noch die groſe Indifferenz — die beinahe Oſcitanz genannt werden darf — mit der man nicht ſelten das Groſe wie das

Kleine, das Vortreffliche wie das Verfehlte aufnimmt, ſo daß auch viele Hunderttauſende gar nicht zu ahnen im Stande ſind, warum nun gerade Goethe ſo viele Vorzüge vor Kotzebue haben ſoll.

25.

Ich bin in Gefahr weitläufig zu werden, oder doch die Grenzen geſelliger Unterhaltung zu überſchreiten; ich will deshalb nur zu kleinen, nach vielen Seiten hinſchwärmenden proſaiſchen Epigrammen meine Zuflucht nehmen. Was haben die Deutſchen von Opitz gelernt? Nicht ſeine anmuthig treuherzigen, lyriſch-elegiſchen Erzählungen liebten ſie, ſondern ſeine gelehrt-didaktiſch weitläufigen Verſe. — Von Flemming? Bis zum Schluß des 18. Jahrhunderts gar nichts; ſeine unſterblich blühende Jünglingspoeſie wurde gänzlich misachtet. — Von Andreas Gryphius? Nicht ſeine lyriſche Tiefe, nicht ſeine tragiſch-wehmuthvolle Erhabenheit, ſondern ſeine breite Auffaſſung, die Unzahl ſeiner halb moraliſchen, halb Verweſung athmenden Todesbetrachtungen, nebſt vielem übeln Witz aus ſeinen ſonſt achtbaren Komödien. — Was von Logau? Hundert Jahre lang nichts; denn man beſann ſich ein volles Seculum, ehe man ihn las. — Was von Angelus Scheffler? Abermals gar nichts; denn man ſchrak ſchon zurück vor aller Myſtik, ſelbſt vor dieſer größtentheils ſehr liebenswürdigen, die, wenn ſie nur wollte, ſich gar leicht auch philoſophiſch begründen könnte. Dagegen haben ſich ungeheure Maſſen und zahlloſe Leſer bei den galanten Leuten: Hunold (Menantes), Picander u. ſ. w. eingefunden, ohne jedoch Muth zu dem Geſtändniß zu haben, daß ſie dieſelben ſehr liebten; denn leider auch das Uebel muß ich vielen Deutſchen nachſagen, daß ſie im Stillen das Häßliche lieben, auf dem Markte aber und in den Geſellſchaftsſälen das Erhabene preiſen.

26.

Nichts ſteht den Deutſchen ſo wohl, als Beſcheidenheit bei der Gründlichkeit und jene einfache Religioſität, welche Luther, Hutten und ähnliche Männer mit ewigem Muth anhauchte; und doch! welchen heilloſen Schwätzern haben die Deutſchen in Maſſe zugehört! (z. B. Hunderten von Recenſenten in der deutſchen Bibliothek, deren ganze Kunſt im Neinſagen zu allem Großen, Schönen und Heiligen beſtand) und mit welchem Vergnügen haben ſie gehorcht! — Während ſie vor dem Kammerdiener des Miniſters eine doch wol allzutiefe Verbeugung machten, fühlten ſie den übeln Muth in ſich, über den moraliſch religiöſen kategoriſchen Imperativ breit zu ſpotten, um ihn wo möglich zu einem ſchwachen Optativ umzuſchaffen. Dann aber kehrten ſie wieder plötzlich um, verwünſchten alle, auch die edelſte und erfreulichſte Aufklärung, um ſich in die Sümpfe ſeichter Myſtik oder in die bruſtbeklemmenden engen und feuchtkalten Kammern des trüben Hyperpietismus zu flüchten, wobei nicht ſelten ſehr beſchränkte Menſchen, die aber durch zähe Rechthaberei imponirten, ihre Führer waren.

Doch ich will dieſen traurigen Gegenſtand verlaſſen und, nur auf allgemein menſchliche Bildung und auf die trefflichſten Lehrer, wie ſie uns der Himmel reichlich ſchenkte, hindeutend, fortfahren zu fragen: „Was haben die Deutſchen von Leſſing gelernt? — jenem edlen Manne, der wie der helle Verſtand ſelbſt perſonificirt daſtand. Was muß doch Alles gegen ihn geſchehen ſein, um ihn zu jenem bittern Mismuth zu verleiten, der in ſeinen letzten Lebensjahren herrſchte, einer Herbheit, die ſeinem ſonſt ſo fröhlichen und genügſamen Sinne ein völlig fremdes, nur aufgedrungenes Element ſein mußte! — War er nicht einmal — es iſt entſetzlich zu erzählen —

nahe daran, ſich gewiſſermaßen ſeiner Nation zu entäußern und, obwohl bekanntlich der größte aller deutſchen Proſaiſten ſeiner Zeit, hinfort nur lateiniſch ſchreiben zu wollen, um doch wenigſtens die ſämmtlichen Gelehrten Europa's zu ſeinem Publicum zu machen? — Wie ſpärlich genoſſen die Deutſchen ihren Jean Paul! — Sie citirten ein paar ſchöne Sprüche oder witzige Einfälle aus ihm; wie Wenige erfaßten ſein Ganzes! — Was haben die Deutſchen von Goethe gelernt? Haben ſie nicht . . . .

27.

Hier erhoben ſich Rudolf, Wilhelm, Eduard und noch einige ältere und jüngere Männer, die ſchon lange gewünſcht hatten, den unerfreulichen Redner zu unterbrechen; aber die Wirthin winkte ihnen, ſich wieder zu ſetzen, und ſagte: Die bloße Nennung des verehrten Namens, den Sie zuletzt ausſprachen, läßt uns eine zu ſehr aufregende Rede vermuthen, die ich in der Nähe der Geiſterſtunde verhindern muß. Alles, was ſich zur Beſchwichtigung und Milderung Ihrer Vorwürfe gegen die armen Deutſchen ſagen ließe, würden ohne Zweifel dieſe werthen und befreundeten Männer, die ſich bereits zu dem Gegenworte angeſchickt haben, unvergleichbar beſſer vortragen als ich, eine ungelehrte harmloſe Frau. Ich will deshalb auch nur zweierlei, und zwar völlig anſpruchlos, vorbringen. Würden Sie nicht ſelbſt, werther Mann, falls Sie einen Fremden ſo über die Deutſchen reden hörten, gar Vieles und Gewichtiges gegen ihn aufbringen können? und würden Sie ihm überhaupt nur verſtatten, ſo über uns Deutſche zu reden? Sie ſchweigen? Schon dieſes Schweigen zeigt mir, daß ich nicht Unrecht habe. Zweitens aber möchte ich Sie erinnern, daß, ſollten Sie auch in manchen Ausſtellungen Recht haben, der Kern der Deutſchen dennoch unangetaſtet bleibt.

Ja wohl, ja wohl! ſagte mit herzlichem Ausdruck die gute Mathilde hinzu, die ſich beſſer auf den Geſang, als auf die Rede verſtand.

Dieſer Kern, ſagte jetzt ein alter Mann, der bis dahin geſchwiegen hatte, und den die Wirthin jetzt mit nicht unlöblicher Inconſequenz freundlich anſah, als wolle ſie ihn bitten, weiter fortzufahren, dieſer Kern — werde er auch nicht von ſehr Vielen gebildet — muß und kann uns doch immer tröſten, ſollten wir auch nur einen Theil der Vorwürfe ablehnen und mildern können, mit denen uns einſt ſelbſt der vortreffliche Herder heimgeſucht hat. Er ſprach ſie beſonders in ſeiner Adraſtea aus, und ich erinnere mich noch des furchtbar widrigen Eindrucks, den ſie bei der erſten Lectüre auf mich machten. Jetzt weiß ich das Alles ſchon beſſer zu ſtellen und verlange keinen Flammenpatriotismus mehr, wie damals der meinige war. Jetzt machen ſich manche jüngere deutſche Schriftſteller ein beſonderes Vergnügen, das ich keineswegs ein unſchuldiges nennen kann, auf das geſammte Deutſchland über alle Maßen zu ſchelten, vergeſſen aber dabei den ſeligen Herder zu citiren, ſollten ſie ihn auch zuweilen in der trüben Exaltation — ausgeſchrieben haben; denn das Citiren iſt bekanntlich eine etwas unbequeme alte Sitte, die man ſich gern erläßt. Ich meine wahrlich nicht Sie, Herr Karl, der Sie allerdings manches noch nicht ausgeſprochene Traurige mitgetheilt haben. Indeſſen möchte ich doch auch erinnern, daß, wenn die Deutſchen fortfahren, ihre eigenen Landsleute unaufhörlich mit moraliſchen Vorwürfen aller Art anzugreifen, endlich daraus eine bloß mechaniſche Spruch- und Scheltfertigkeit werden müſſe, die man durchaus unerſprießlich und widerlich nennen darf. Die Menge wird zuletzt daran gewöhnt, dann in der Gewöhnung verſtockt und hört endlich kaum noch danach hin, und ſollte etwa Jemand unmuthig die alte, aber immer zweckmäßige Frage wiederholen: „Wer ſeid denn nun Ihr, Ihr ewigen Schöpfer! und was habt Ihr Köſtliches zu geben? ſo würden doch manche dieſer Herren in Verlegenheit gerathen.

28.

O lieber Kern! rief Wilhelm, wie ſchön iſt es, an ihn zu denken! Welche Freude, welch Entzücken muß uns überſtrömen, wenn die großen Künſtler Händel, Bach, Gluck an uns vorübergehen; und vollends unſer Mozart! — „Unſer," welch ein erhebendes und beruhigendes Wort! — Unſer iſt er, der Einzige, den Shakſpear als ſeinen ewigen Zwillingsbruder umarmen würde und müßte. Ja laſſen Sie es mich nur geſtehen, daß ich innig überzeugt bin, wir würden Shakſpear nicht ganz verſtehen, wenn wir nicht einen Mozart hätten. Ich kann ſogar zuweilen den herrlichen Britten bedauern, daß er nur Worte und nicht Töne hatte, und ich mag, da ich die Scenen zwiſchen Fernando und Miranda auswendig weiß, ſie gar nicht mehr in den gedruckten Worten anſehen, weil doch Alles Geſang iſt! — Ach, und was die Geiſterwelt ſei, und wie ſie dargeſtellt werden müſſe, das weiß doch nur Shakſpear und Mozart; und nach ihnen etwa Gluck. — Ich muß lachen über meine eigenen wenig zuſammenklingenden Worte ſie genügen mir durchaus nicht, und ich möchte ein ganzes Orcheſter zu Hülfe nehmen, um auch nur anzudeuten, wie ich es meine.

29.

Die Frau vom Hauſe ſah den ruhigen alten Mann und den dithyrambiſchen Wilhelm lächelnd an und ſagte: Sie ſind Beide gegen meinen Verſuch, das weitere Geſpräch über den wichtigen Gegenſtand zu hemmen, rebelliſch aufgetreten, aber ich danke Ihnen für den Ungehorſam. Es war doch nur eine Sultanslaune von mir, und die muß in keiner Geſellſchaft walten. So will ich denn auch in meiner Inconſequenz fortfahren und nur noch Eins, was mir beſonders am Herzen liegt, und was uns unſer Deutſchland giebt, als beſonders dankenswürdig hervorheben. Es ſind die gelungenen Ueberſetzungen der Meiſterwerke der alten und neuen Zeit. In meiner frühern Jugend brachte man mir den Homer von Bitaubé und verlangte, ich ſolle mich ſehr daran erfreuen. Es war gewiß ein gelehrter und wackerer Mann dieſer Bitaubé, und das große Wohlgefallen, das er noch im hohen Alter an Herrmann und Dorothea gefunden (wodurch er auch ſogar zu einer Ueberſetzung veranlaßt ward, die ich jedoch nicht kenne), macht ihn mir wahrhaft liebenswerth; aber den Homer kann man durch ihn mit nichten kennen lernen. Es iſt, als wolle er bei aller ſonſtigen Beſcheidenheit den alten Dichter lehren, der doch wahrlich als Dichter von ihm nichts lernen kann. — Dann gelangte ich auch — ein ſtattlicher Lehrer half ihn mir in's Deutſche übertragen — zu Pope's Homer, und nun ging mir vollends alles Verſtändniß aus; denn der alte göttlich naive Poet wurde durch den Uebertrager halb und halb zu einem klugen und klüglichen Manne des achtzehnten Jahrhunderts, der in den geiſtreichen Londoner Kaffeehäuſern eine gute Rolle würde geſpielt haben, der aber ſonderbarer Weiſe mitunter abergläubig iſt und dann wieder mit aufdringlicher Ironie über ſeine eigene Sonderbarkeit lächelnd erſcheint. O wie anders wir Deutſchen! Wir haben doch ſeit Stollberg und Voß eine deutſchredende Ilias und Odyſſee, und wenn ich auch gern zugebe, wie viel glücklicher als wir Frauen die ſtolzen Männer ſein müſſen, die griechiſch verſtehen, ſo kann doch auch der bloß deutſch Verſtehende alles Weſentliche oder wenigſtens die Umriſſe dieſes poetiſchen Olymps rein mitgenießen, und wir Ungelehrten können nicht genugſam danken, daß man uns jetzt die Ausſicht in das ewige Tempe der Jugendkraft und Schönheit gewähret.

30.

Auch wir Männer nicht, ſagte Eduard mit milderer Stimme als ſonſt; denn eine mittelmäßige Kenntniß des Griechiſchen (und weiter bringen es doch die Wenigſten unter uns) kann zum höhern Verſtändniß des edlen Altvaters nicht viel helfen, ja ſie kann ſogar in dieſer einen Hinſicht ſchaden, weil ſie zuweilen hochmüthig machen ſoll. Der Hochmüthige aber kann die Welt des Agamemnon und Achill, des Hektor und Paris, des Ulyſſes und der Penelope u. ſ. w. gar nicht verſtehen, während der edlen Beſcheidenheit dieſe große Welt ſich ſo erfreulich enthüllt.

Wir wiſſen durch Schiller's eigenes, redlich offenes Geſtändniß, daß er kein Griechiſch verſtand, und doch haben vielleicht nur Wenige den Homer ſo innig geliebt und ſo viel von ihm gelernt, als gerade er, der ſonſt von Andern nur ſelten lernte. Unſerm herrlichen, in ſchönſter Ueberfülle von Blüthe und Frucht prangenden Jean Paul ſtand Schiller ſchroff und felſig gegenüber, ohne auch nur zu ahnen, wie viel ihm dieſer reiche Genius hätte werden können.

Auch in ſeinem Verhältniſſe zu Shakſpear zeigen ſich manche Misverſtändniſſe; ich zweifle, ob er ihn vollkommen und ohne Störung ſtudirt habe, und doch bedarf es gerade eines ſolchen Studiums, um in dem brittiſchen Dichter auch den Künſtler im reinſten Sinne des Worts anzuerkennen.

Was unter ſolchen Umſtänden aus unſerm vortrefflichen Schiller hätte werden können, laſſen ſeine Leiſtungen aus gewiſſen Jahren (ſo etwa von 1789 bis 94) vermuthen. Mit ſeinem „Geiſterſeher,“ einem höchſt ſchätzbaren und auch in Hinſicht des Styls vortrefflichen Fragment, war ſeine erſte Bildungsperiode abgeſchloſſen, und unſer Dichter war viel zu edelſtolz und groß, um, wie ſo manche andere Autoren thun, die einmal abgehandelten, wenn auch noch ſo anziehenden Themata in andern naheliegenden Formen zu wiederholen. Er mußte weiter; aber wohin nun? Da ergriff ihn eine — ich darf wohl ſagen „ungeheure“ Ehrfurcht für Kant und inſonderheit für deſſen Kritik der Urtheilskraft; ſein Genius mußte die Flügel ſenken, um in eine ſo ſtrenge Schule gehen zu können, und nur zuweilen wagte er es noch, an die Vorrechte der „Kinder des Hauſes“ zu erinnern, für die kein Drakoniſches Geſetz geſchrieben ſei. Dennoch blieb die Strafe nicht aus, und er war ſelbſt bei der edelſten Geſinnung und unläugbarem Tiefſinn manchem trüben Irrthum zugänglich und z. B. unglücklich genug, Bürger's lichte und blutige Flammenpoeſie, ſo wie deſſen Göttliches ahnende und — menſchlich ſchwache — doch ſelbſt in dieſer ſchwachen Menſchlichkeit noch tiefrührende Thränenpoeſie zu verkennen. Zum Glücke warf er ſich dabei auch auf die Geſchichte, und manches gelungene Charakterbild trat aus ſeiner Werkſtatt hervor. Aber als Dichter ſchwieg er faſt ganz; denn auf jenem angedeuteten Wege konnte ihm nichts Unſterbliches erblühen.

31.

Da trat Homer zu ihm, wie ein großer, unendlich reicher und milder Vater zu dem edeln, ſtarken, doch jetzt verwundeten Sohne, und in einer reinen und unbedingten Liebe ging unſerm Schiller nunmehr die neue Welt auf, wo ihm die Poeſie in verklärterer, doch beſtimmter und individueller Geſtalt begegnen konnte. Ich verſage mir ungern, auszumalen, wie Schiller den Homer liebte, denn das Wort „unbedingt,“ obgleich genau erklärend, iſt dennoch kalt; wir können indeſſen Alle uns ſelbſt davon überzeugen, wenn wir, einzelne Aeußerungen in ſeinen Briefen zuſammenſtellend, ein Bild daraus hervorgehen laſſen. Mir genügt es, auf den Umſtand hinzudeuten, daß — ich wage es auszuſprechen — Homer allein es war, der das erfreulichſte Verſtändniß Goethe's Schillern aufgeſchloſſen hat, ein Verſtändniß, das dem theuren Manne — leſen Sie nur ſeine Recenſion des Egmont — früherhin nicht im genügenden Grade zu Theil geworden war. Wie aber kannte Schiller den Homer? Ich wiederhole es: nur durch Ueberſetzungen, und es ſcheint mir wichtig, darauf aufmerkſam zu machen, beſonders um Einige von denen, die bei weitem mehr griechiſch verſtehen, als Schiller, zu bitten, ſich etwas weniger damit zu brüſten; denn wenn man nun, wohlbedenkend den herrlichen Spruch: „An ihren Früchten ſollt Ihr ſie erkennen,“ dieſe Männer fragen wollte — ich kann nicht dafür, daß dieſe Frage ſo oft in dieſem Geſellſchaftskreiſe zur Sprache gebracht wird — „welche Früchte habt Ihr denn nun aufzuzeigen?“ ſo würden ſie eine nothgedrungene Beſcheidenheit zeigen müſſen. Eine nothgedrungene Beſcheidenheit iſt aber keine rechte mehr. — . . . Können wir aber ſo überſetzen (um auf den Hauptgedanken zurückzukommen), und haben wir wirklich eine nicht unbeträchtliche Anzahl ſolcher vorzüglichen Ueberſetzungen, ſo erinnern wir billig, daß ein ſolches Talent nicht bloß ein Einzeltalent iſt, ſondern ſeinen Grund in einem ernſten und würdigen, zuweilen auch wol heiter-beweglichen, immer aber gerechten und billigen Charakter haben müſſe, der liebevoll fremde Charaktere zugiebt, erkennt und zurückſtrahlt.

32.

Karl hatte bisher ſeinen Gegnern mit einem unerfreulich kühlen Geſicht zugehört und nur zuweilen kalthin geſagt: „Das Alles kann ich gern einräumen, aber meine Fragen ſind dadurch nicht gelöſt;“ jetzt aber erwiederte er noch kälter: Wir hätten alſo herausgebracht, daß die Deutſchen ernſte und würdige, gerechte und billige Leute ſind; zu einem ſolchen Fund kann ich nur Glück wünſchen, möge nur auch die Geſchichte dazu ihr Jawort geben. Uebrigens zweifle ich, daß die Deutſchen ſich ſehr freuen werden, ſich ſo gelobt zu ſehen. So viel ich weiß, werden ſie gewöhnlich verlegen, wenn ſie gerühmt werden, und es iſt ihnen, als wolle man etwas von ihnen haben, und ſie rücken damit nicht gern heraus.

Er fühlte ſelbſt, wie ſehr er die Geſellſchaft durch ſolche Reden verſtimme, und wiederholte deshalb ſeine früheren Worte, doch mit mehr Höflichkeit und Wärme: Alles früher Geſagte kann ich gern zugeben; aber meine Fragen ſind dadurch nicht gelöſt, und in Allem, was ich vernommen, war von den Deutſchen als einer Nation, von ihrem Staats- und Geſellſchaftsleben, von ihrer praktiſchen Auffaſſung der Zeit, von der Durchführung der Gedanken zu Thaten, von der durch das Leben ſelbſt erwieſenen Wahrheit der Ideen ihrer großen Dichter und Denker u. ſ. w. nicht die Rede. Laſſen wir „das Alles dahin geſtellt" ſein, ein Ausdruck, der, wie bekannt, ein recht deutſcher iſt; denn wir glauben gern etwas abgemacht zu haben, was wir doch nur bei Seite ſtellen. Auch ich mache es oft ſo und will mich überhaupt nicht weiß brennen, ſondern mich nicht minder hart anklagen.

Jetzt war die Verſtimmung beinahe allgemein geworden; aber man ſchwieg, weil Alle fühlten, daß Ton und Farbe der Geſellſchaft, wie ſie einmal als geziemend angenommen werden, unterbrochen und verwiſcht worden ſei. Man war nicht mehr Herr des Ausdrucks, und das erkennend, glaubte man am beſten zu thun, wenn man jetzt die Rede über ſo bedenkliche Gegenſtände auch nicht mehr verſuchte.

53.

Man ſah ſich verlegen an, aber dies Anſehen vermehrt nur die Verlegenheit; man verließ die Stühle und ging in einzelnen Gruppen — gleichſam Staaten im Staate bildend — im Saale auf und ab, deſſen ungemeine Geräumigkeit, ſonſt zuweilen getadelt, jetzt als eine Art von Wohlthat empfunden wurde.

Rudolf fand am erſten den Humor wieder, aber freilich nur einen von der grellern Sorte. Du biſt, ſagte er zu Eduard, indem er ihn in eine Fenſterbrüſtung zog, Du biſt ſonſt ſehr reich an Lieblingsſtellen aus unſerm theuern Jean Paul; aber eine haſt Du doch immer vergeſſen; es iſt der claſſiſche Herzensſeufzer: Es giebt Augenblicke, in denen der Pralltriller eines Fluchs laben könnte. Eduard lächelte kaum; aber Rudolf fuhr fort: Ich darf mich dieſen ſüßen Fluchträumereien nicht überlaſſen; denn ich bin ja nun einmal leider ein höchſt gebildeter, feiner, junger Mann, der ſich ſo köſtliche Phantaſien gar nicht einmal erlauben darf.

Eduard erwiederte: Den Seufzer in Ehren; aber hier gehört er nicht hin, und ich muß Dich nebſt dem größten Theil der Geſellſchaft tadeln, daß ſie ſich ſo leicht verſtimmt. Wahrlich, es herrſcht jetzt bei Vielen eine ſo kranke Reizbarkeit, Empfindlichkeit und Wundheit des Herzens, daß wir uns zuletzt noch ſcheuen werden, irgend etwas bedeutend Lebendiges zu berühren. In manchen Cirkeln geht jene Krankhaftigkeit ſo weit, daß man Jeden, der irgend eine neue Anſicht vorzubringen Miene macht, gleich ängſtlich unterbricht, und wäre es auch nur durch die Bemerkung: „es regne draußen.“ — Laſſen wir doch lieber jeden ehrlichen Mann reden wie er mag; — iſt uns denn ſo bange vor fremder Meinung?

14.

Ich habe, ſagte die Wirthin, der es gelungen war, die Geſellſchaft wieder ſeßhaft zu machen, mit Vergnügen beobachtet, daß Sie, lieber Wilhelm, heute oft und mit beſonderer Theilnahme Ihr Auge auf ein unſcheinbares Bild in dieſem Zimmer warfen, ich meine: auf die drei Könige aus dem Morgenlande, die dem Chriſtuskindlein Geſchenke bringen.

Nennen Sie nicht, erwiederte er, ein Bild „unſcheinbar,“ das an eine große Epoche in unſerer Kunſtgeſchichte erinnert. Zwar iſt der Maler Johann Schwarz nicht in die erſte Reihe jener großen Kunſthelden zu ſetzen, die wir erſt ſeit etwa dreißig Jahren (und auch jetzt noch nur mit kleinlichem Widerſpruch von manchen Seiten) zu verehren wiſſen; aber er kann doch neben einem Hämeling, Van Eyck u. A. wenigſtens genannt werden, und das iſt ſchon ſehr viel. Ueberſetze ich ferner dieſen an ſich recht löblichen Steindruck in die Farbenpracht, in der das Gemälde ſelbſt erſcheint, ſo erhöhe ich dadurch freilich meinen Genuß auf eine wunderbare Weiſe; dennoch befriedigt es mich auch ſo, wie es hier zu ſehen iſt. Alles iſt bedeutſam, an rechter Stelle, wirkend und zuſammenwirkend, Decoration, Gruppirung der Geſtalten und Charakteriſtik entwickelt ſich wie von ſelbſt auf die leichteſte Weiſe. Dieſe drei edlen Fremdlinge, die in reinem Vertrauen dem Sterne folgten, der ihnen auf dem Wege zu dem neugebornen Kinde leuchtete, das die Welt erlöſen ſollte, dieſe Männer ſtellen ſich uns deutlich und ſinnvoll dar. Es ſind Fürſten, und zwar aus fernem Land; das zeigt ihre Tracht, ihr Anſtand und die reichen Geſchenke, die ſie bringen; es ſind Reiſende: das bezeugt ihr Gewand, das, allerdings fürſtlich, doch einfach und bequem, nur durch den Schmuck der Hals- und Bruſtketten, der Schwerdter und ihrer Gehänge ſich auszeichnet. Die würdigſte Geſtalt iſt die des Königs, der vor dem Kinde ſelbſt kniet; er hat ein Recht, der Erſte zu ſein, der es begrüßt; denn in ſeinem Geſicht und der ganzen Haltung, ja in der bloßen Art, die Augen zu dem Kinde emporzuheben, zeigt ſich jene Andacht, die den Menſchen nicht bloß überſliegt und theilweiſe erwärmt, ſondern ihn rein erfüllt und ſein ganzes Weſen adelnd emporhebt. Was er je in den beſten Stunden ſeines Lebens ahnte, was die heiligen Bücher dunkel verkündeten: das tiefſte Geheimniß des Himmels im Verhältniß zur Erde und Hölle, iſt hier in dieſer lieblichen Erſcheinung ſelbſt vor dem irdiſchen Auge offenbar geworden, und die ewige Verſöhnung der ganzen ſo oft entweiheten Welt ſtrahlt ihn aus dem Auge des göttlichen Kindes an, in welchem er den Weg und die Wahrheit, die Auferſtehung und das Leben anſchauen und finden kann.

35.

Ihm zur Rechten, doch einen Schritt zurück ſteht der zweite König, eine anziehende Geſtalt, würdig und alterthümlich, mit vollem, faſt übervollem Bart und gewaltſam angeſtrengtem flammendem Geſicht. Er iſt unverkennbar ſchon bei hohen Jahren, wenigſtens dem Greiſenalter ſich nähernd, und doch waltet in ihm nicht bloß die regſte Kraft, ſondern wahre Jünglingsheftigkeit. So drängt er ſich mit ſeinem reichen Geſchenk hinzu; aber er gelangt für jetzt noch nicht zu dem Ziel, woran eben jene Heftigkeit Schuld hat. Seine Andacht iſt noch eine wilde Flamme, die ſich erſt zur demüthigen Hingebung — nicht herab, ſondern hinauf ſchwingen muß. Dann wird er vielleicht, über ſich ſelbſt lächelnd, inne werden, daß man hier nicht mit der von Perlen und Diamanten funkelnden Zackenkrone auf dem Haupte ſich nähern dürfe. — Auf der andern Seite, dem gefeierten Gegenſtande zur Rechten, ſteht der junge Mohrenfürſt in einer Stellung, die zu verrathen ſcheint, daß er ſo eben erſt angekommen iſt und ſich in gewiſſem Sinne ein wenig verſpätet hat. Es ſcheint, er räume ſelbſt den beiden anderen Königen den Platz über ſich ein; er hat vermuthlich während der ganzen Reiſe als junger Mann aus reiner Ehrerbietung und Liebe ſeinen beiden erhabenen Gefährten treue Ritterdienſte geleiſtet und gleichſam das Amt des Reiſemarſchalls verwaltet. Jetzt hat er erſt ſein eigenes Geſchenk, das aber nicht minder prachtvoll iſt als die anderen, holen müſſen, und dabei iſt wol einige Zeit verſtrichen. Alles an ihm iſt ſtraffe, markige Jünglingskraft; der linke Fuß ſcheint wie auf der Erde gewurzelt, und ich kann mir denken, wie herrlich dieſer Jungling in einer Schlacht erſcheinen müſſe. Dieſer Mohr iſt gewiß eine ſchwere Aufgabe für den Zeichner und Maler, da der moderne Zuſchauer nicht leicht ſich in die ſchwarze Geſichtsfarbe finden mag und wol gar eine ungehörige Vorſtellung anknüpft. Hier iſt der gute Jüngling nur rein naiv gehalten, und ſein junges Mohrengeſicht hat alle Anmuth und Friſche, deren es unter der gegebenen Bedingung der Nationalität fähig iſt.

Maria iſt ganz, was ſie ſein ſoll: die jungfräuliche Mutter, die demüthige Magd des Herrn, auf der ein unendliches Geheimniß ruht, das ſie aber, eben weil ſie ſich ganz als Magd fühlt, nicht klügelnd erforſchen, ſondern nur ſelig anſchauen und empfinden mag. Ihr Auge ruht nur auf dem Kinde, und auch der Blick der Könige fällt nicht auf ſie. — Und dieſes Kind, wie iſt es doch ſo ganz anders, als bei ſo vielen ſonſt gefeierten Malern, die es bei weitem nicht kindlich genug ſein laſſen! Der Herr und Richter aller Welten und aller Himmel hat ſich nun einmal in unendlicher Liebe auf das irdiſche Leben eingelaſſen; er iſt ein wirklicher Menſch geworden, der ißt und trinkt und weint und ſchläft, und jetzt ſehen wir ihn als Kind, und ſo ſoll ihn auch der Maler als ein Kind auffaſſen. Manche gemalte Chriſtuskinder ſtreben, wie mich dünkt, viel zu ſehr nach einſeitiger Erhabenheit, oder treiben gar mit der Form, in der ſie erſcheinen, ſelbſt einige Ironie, die hier wahrlich nicht an ihrer Stelle ſeyn kann, ſchon um deswillen nicht, weil durch die Erſcheinung Chriſti eine vollſtändige Verſöhnung hervorgebracht werden ſoll, die ſelbſt die zarteſte Gattung der Ironie als ſündhaft von ſich abweiſen muß. Weit entfernt aber von dieſer (wie ich hoffe: reinern) Anſicht hat man ehedem nicht ſelten dieſe und ähnliche altdeutſche Chriſtuskindlein getadelt, daß ſie ſich ſo kindlich lächelnd herablaſſen, mit dem Deckel der dargebotenen goldenen Schaale zu ſpielen; denn das erſchien jenen unglücklichen Kritikern bei weitem nicht vornehm und erhaben genug. Es wäre vermuthlich beſſer, wenn das Kind den morgenländiſchen Weiſen finſter anſähe und das ſchöne liebevoll dargebotene Geſchenk mit dem zarten Füßchen verachtend hinwegſtieße! — Doch wir wollen an alle dergleichen Ungebühr nicht weiter denken, ſondern uns freuen, daß doch eine gewiſſe Gattung von abgeſchmackt vornehmer Kritik der Gemälde ſeit einigen Decennien weit ſeltener unter uns geworden iſt, als ſie ehedem war. Unſere Anſichten haben ſich erweitert, unſere beſſeren Ahnungen ſich erfüllt, und das verdanken wir größtentheils den beiden edlen Ausländern Boisserée und Bertram, welche mit preiswürdigſtem Eifer, endloſer Geduld und großem Koſtenaufwand die nach allen vier Winden hin zerſtreuten, verkannten, verdeckten, verſteckten, zerſplitterten und halbvermoderten unſchätzbaren Meiſterſtücke der altdeutſchen Schule ſammelten und von Neuem zugänglich machten. Wohl wiſſen wir Alle um dies unſterbliche Verdienſt; aber es kann nicht oft genug zur Sprache gebracht werden. Man ſagt, die Menſchen in der Regel ließen ſich nicht gern auf die Dankbarkeit ein und ſtellten ſich etwas unbeholfen an, wenn man ſie ihnen zumuthe. Ich habe das aber nie recht glauben wollen, und — nicht wahr, meine Freunde und Freundinnen? — wir danken jenen verehrten Männern mit reiner Luſt?

Es iſt gewiß, ſagte Rudolf, die meiſten Menſchen finden die Dankbarkeit höchſt unbequem und haben deshalb manche wunderliche Redensarten erfunden, die ihnen bei dieſer Anſicht zu Hülfe kommen; was mich betrifft, ſo übe ich ſie ſogar mit Epicuriſchem Genuß, und, wenn ich eine Note tiefer herabſteigen darf, ſo möchte ich ſagen: das Leben ſchmeckt dabei beſſer, und man gedeihet im Dienſte der alten unmodigen Göttin ganz wohl.

„Beſonders,“ ſetzte Mathilde hinzu, die, weil ſie ſelten redete, auch für ihre einfachſten Worte eine nicht geringe Aufmerkſamkeit gewann, „beſonders wenn man ſich jener Tugend nicht rühmt, ſondern ſie bloß fröhlich übt, wie etwas, das ſich von ſelbſt verſteht.“

Die Geſellſchaft ging vergnügt aus einander, und einige Mitglieder freuten ſich ſogar ſchon jetzt auf das Wiederſehen.

Ende des erſten Bandes.

Mai und September.

Eine Sammlung

von

Novellen, Skizzen, Biographien, Geſprächen

Fragmenten, Kritiken und Gedichten

von

Franz Horn.

Zweiter Band.

Iſerlohn,
bei W. Langewieſche.
1833.

Inhalt

Vierter Abend

Seite

Das Wetter. — Deutsche Celebritäts-Früchte, oder: Besucher und Besuchte. 1

Die Horen und Frau von Staël. 19

Zur Charakteristik einiger berühmter Autoren, Dramen u. s. w. 30

A. Die Brüder des Terentius. —

B. Zwei Worte über Regnard. 35

C. Ein Wort über Holberg. 48

D. Lessing's frühere Dramen. 57

E. Erinnerung an Adolf Klein. 65

F. Leisewitz und sein einziges Drama. 72

G. Kritische Versäumnisse in Beziehung auf Goethe und Jean Paul. 77

Gespräche. 86

Fünfter Abend.

Seite
Konrad, der Schmid, eine Novelle. . 96
Kritik. — Geſpräche der mannigfaltigſten Art. 158

Sechster Abend.

Geſpräche, von der Zurückkunft eines alten Freundes ausgehend. 174
Ueber deutſche Briefſteller, mit beſonderer Beziehung auf Gellert's, Forſter's, Baylen's Briefſammlung. . . 182
Geſpräche. — Epigramme, Sprüche u. ſ. w. 235

Vierter Abend.

Der December hatte heute ſo unfreundlich begonnen, daß die Geſellſchaft, troz aller Regenſchirme und Caroſſen, mit und in denen ſie gekommen war, ſich in den Vorzimmern erſt ein wenig ſäubern und trocknen mußte, ehe ſie auch nur den Geſellſchaftsſaal erreichte. Dabei fehlte es nicht an heftigen Aeußerungen über das ungünſtig deutſche Klima; Klagen, die vielleicht verzeihlich wären, wenn nur nicht ſo viele Zeit damit hinginge. Zum Glücke blieb man nicht bei trocknem Ernſte ſtehen, ſondern verſuchte wenigſtens einige Scherzhaftigkeit. Rudolf ſagte: Der alte Troſt, daß ſchlechtes Wetter doch immer beſſer ſei als gar keines, hat für mich ſchon längſt kein ſonderliches Gewicht mehr, und ich behaupte kühnlich, daß gar kein Wetter unmöglich ſchlimmer ſein könne, als das jetzige, ſo wie die Philoſophie des abſoluten Nichts kaum ſo unerfreulich anregen kann, als die des abſoluten Vielen, wo ohnehin gleich der Widerſpruch im Beiwort offenbar wird.

Hier aber, fuhr Eduard in herber Laune überbietend fort — haben wir wirklich das unabſolute Böſe und zwar von der ſchlimmſten Sorte. Wahrlich, ich weiß dieſe Näſſe und Durchweichtheit der Straßen, dieſen bruſtbeklemmenden, aller Poeſie hohnſprechenden ſpitzen Nordoſtwind, dieſe ſich ewig neckenden, fliehenden, umarmenden und peitſchenden Schnee- und Regengeſtöber, dieſe ſchwarzgelbe und graugrüne Dunkelheit u. ſ. w. mit nichts Anderm zu vergleichen, als mit . . . . . der Ironie in einigen neueren deutſchen Nachahmernovellen der currenten Art, die ſich von der ächten Ironie ſo unterſcheidet, wie etwa die Haide in der erſten Scene des Macbeth von dem anmuthigen Thal, in welchem Floriſel und Perdita ſich liebend begegnen.

Du thuſt, erwiederte Rudolf, dem heutigen Wetter Unrecht durch die Vergleichung mit jener Afterironie, die ſich wol gar für eine halbe Shakſpear'ſche oder Cervantes'ſche hält; denn das Wetter iſt doch gewiſſermaßen hiſtoriſch begründet, jene aber iſt es nicht, ſondern flattert nur von dem Leeren durch das Leere in das Leere hinein.

Ich meines Orts, ſagte der alte Mann mit Ruhe, laſſe gern jedem Monate ſein Recht, und wenn der December nach dem alten Herkommen verfährt, tadele ich ihn gar nicht. Bloß der Mai, wie er ſich beinahe in dieſem ganzen Jahrhundert zeigt, will mir nicht recht mehr gefallen, und, unter uns geſagt, er reicht den früheren Mai's, wie man wol in gewöhnlicher Sprache zu ſagen pflegt, das Waſſer nicht.

Waſſer, erwiederte Wilhelm, reicht er wol genug; aber mit den Zephyren und dem ſchönen Sonnenſchein daneben will es zuweilen nicht recht fort.

Genug, genug! ſagte die Wirthin, die böſen Wettergeſpräche haben ſchon zu viel Raum eingenommen, und der heutige Abend iſt dadurch um ein Drittel verkürzt. — An Ihnen, Herr Karl, iſt heute die Reihe der Mittheilung, die uns hoffentlich allen Schnee und Regen wird vergeſſen laſſen.

Der Angeſprochene, der heute ungleich beſſerer Laune zu ſein ſchien als ſonſt, entfaltete einige Blätter, und da die Ruhe überall hergeſtellt worden war, ſo las er wie folgt:

Deutſche Celebritäts-Früchte,

oder:

Beſucher und Beſuchte.

Häufiger als je bemerken wir jetzt bei den Schriftſtellern das Streben nach Berühmtheit, und es giebt manche, die ſelbſt mit der Berüchtigtheit gern vorlieb nehmen würden, wenn ſie ſie nur erreichen könnten. Abgeſehen aber von dieſen, und nur hinblickend auf die beſſern, die bloß das Klopſtock'ſche Wort:

> Reizvoll klingt des Ruhms lockender Silberton
> In das ſchlagende Herz u. ſ. w.

oder das Schiller'ſche:

> Von des Lebens Gütern allen
> Iſt der Ruhm das höchſte doch u. ſ. w.

nachfühlten, ſo möcht' ich manche von Euch fragen: Habt Ihr auch bedacht, wie ſchwer es ſei, den vollen wehenden Ruhmeskranz auf dem Haupte ſich nicht bloß mit Würde und Anſtand, ſondern auch harmlos fröhlich zu bewegen? und giebt es einen Erſatz für die unbefangene Heiterkeit, die Ihr bis jetzt genoſſet, oder wenigſtens genießen konntet? — Zwar weiß ich wohl, daß auch der Ruhmumſtrahlteſte ſie ſich erhalten könne; wißt Ihr aber auch gewiß, daß *Ihr* es vermögen würdet? Erinnert Euch nur an einen großen deutſchen Schriftſteller, der mit beiſpielloſer Würde, Anmuth und Liebenswürdigkeit die Leiden eines dürftig dunklen Lebens und unerkannten Verdienſtes ertrug, doch als er plötzlich in den hellſten Sonnenſchein des Ruhms — (und zwar des wohlverdienten) — trat, viel von ſeiner frühern Harmloſigkeit verlor, zuweilen wol gar ein wenig prunkte, und im Selbſtgefühl luxurirend, ſich ſelbſt zu häufig anlächelte. Wohl ihm, daß er ſich ſpäterhin in ſeiner ganzen Trefflichkeit wiederfand und dann erſt ſich in ſeinem Ruhme rein genoß.

Ueber die bitteren Früchte der literariſchen Berühmtheit in Deutſchland wird in den Briefen deutſcher Gelehrter und Dichter, mit denen wir beſonders ſeit etwa dreißig Jahren beſchenkt worden ſind, ſo häufig Klage geführt, daß ich ſie nicht zu wiederholen brauche; wohl aber möchte ich auf einen wichtigen Umſtand hindeuten, der gewiſſermaßen den Mittelpunkt der ſüßen und bittern Früchte bezeichnet. —

Du willſt als Schriftſteller Gutes wirken, Wahrheit verkünden und Schönes bilden. — Wohl! Wärſt Du nun ein körperloſer Geiſt, ſo bekümmerteſt Du Dich um weiter nichts, und man könnte Dich für Deine verkündeten Wahrheiten weder herzen, küſſen, zum Hofrath machen, in den Adelſtand erheben, noch — in den Kerker werfen und enthaupten laſſen. Du fragteſt nach nichts als nach der Wahrheit und ließeſt es darauf ankommen, ginge auch die Welt wegen jener Wahrheit unter; was freilich unmöglich iſt, da alle Wahrheit ſtark macht und die Welt ſchafft und erhält. Weil Du aber ein Menſch und zwar nicht bloß von Fleiſch und Bein, ſondern auch von individuellem Gefühl und Herzen biſt, ſo miſcht ſich nothwendig das Menſchliche mit in das Spiel. Du fragſt z. B.: „Hört man mich auch? Lieſt man mich auch?“ Und wenn es dann heißt: vel duo vel nemo (vielleicht zwei, vielleicht keiner), eine Antwort, die ſich Perſius und unſer Hamann öffentlich gaben, ſo iſt das wahrlich eine trübſelige Geſchichte. Biſt Du aber auch ſo glücklich, Dir mit Ueberzeugung ſagen zu können: „Man hört und lieſt mich wirklich,“ ſo verlangſt Du doch noch mehr! — Du willſt geliebt ſein. Das iſt nun freilich der menſchlichſte aller menſchlichen Wünſche; aber Du willſt auch erfahren, ſehen und hören, daß man Dich liebe, und da zeigen ſich große Schwierigkeiten. In der Stadt, wo Du ſeit Jahren lebſt, wird man ſich mit ſonderlichen Ehrenbezeigungen für Dich nicht eben in Unkoſten ſetzen; man hat ſich an Dich gewöhnt, und da man längſt Deine Haushaltung kennt, ſo fragt man nicht einmal mit dem Göckingk'ſchen naiven Fräulein:

Trägt denn Herr Y. eignes Haar?
Hat er ſchon Frau und Kinder?

Es iſt genug, daß, wenn Du etwa ein neues Buch geſchrieben haſt, man wohlwollend geſteht, Du ſeiſt doch kein übler Mann. Das wäre auch recht dankenswerth, wenn es nur mit völliger Beſtimmtheit und ein wenig feurig, ja ſogar, wenn es nur in einem Satze ausgeſprochen würde. Es geſchieht aber meiſtens nur während des Herumreichens von Speiſe und Trank, oder während des Kartenmiſchens. Da heißt es denn: „Der Y. ſchreibt doch nette Sachen wäre Ihnen nicht noch eine Taſſe Thee gefällig?" Ich darf hinter „Sachen" kein Interpunctionszeichen ſetzen; denn man hört ein ſolches nur ſehr ſelten, und gewöhnlich geht es in Einem matten Tone fort.

Iſt vollends, berühmter Mann, die Stadt, in der Du wohnſt, Deine Vaterſtadt, ſo danke Gott, wenn man Dir nur erlaubt, in Deinen vier Pfählen ungeſtört wie ein guter Pfahlbürger zu leben, und wenn man nicht die alte treffliche Fabel vom „Tanzbären" an Dir verwirklich. Daß die Einwohner von Stratfort bei Lebzeiten Shakſpear's ganz beſonders entzückt über ihren Landsmann geweſen ſeien, darüber ſchweigt die Geſchichte gänzlich, und in Deutſchland . . . . . Doch wie es beſtellt ſei mit der deutſchen Wonne über deutſche Genies — da ſchreibt die Feder von ſelbſt, und ich brauche ſie deshalb nicht ſchreiben zu laſſen. Ein über einen Deutſchen entzückter Deutſcher iſt eine ſeltne Erſcheinung.

Was aber die Mitbürger verſäumen, holen die Fremden nach, und jetzt mehr als ſonſt, weil man mehr reiſet, und ſo empfangen die berühmten Leute manche huldigende *Beſuche*. Mehrere derſelben ſind ohne Zweifel ſehr erfreulich, und es lohnt gewiß die Mühe, ſie überhaupt traulich etwas näher zu betrachten, was meines Wiſſens noch nie recht ordentlich geſchehen iſt.

Zuvörderſt haben die Fremden faſt alle die Gewohnheit, ihre Beſuche bei den berühmten Männern, die ſie ſich in ihrer Schreibtafel als beſuchwürdig aufgezeichnet haben, des Vormittags zu machen. Ein altes Herkommen will es ſo, und es hat auch einen guten Grund, da man wenigſtens hoffen darf, die lieben Leute zu Hauſe zu finden. Aber ach! *wie* findet man ſie? Der Vormittag ruft zur Arbeit, zur wiſſenſchaftlichen Thätigkeit und bei den Dichtern inſonderheit zur Reproduction oder zur beſonnenen Ausbildung deſſen, was die Begeiſterung bereits in ſchönen Stunden (doch nur in großen Maſſen) geſchaffen hat. Der Abend vorher war gewöhnlich der Geſellſchaft gewidmet, und da die meiſte deutſche Geſellſchaft ſteter Anregung bedarf, ſo hat der treffliche Dichter in begeiſterter Menſchenliebe gewöhnlich viel geſprochen und ſprechen *müſſen*, ſo daß er am andern Morgen ſich ein wenig angegriffen fühlt und gerade durch jene Arbeit neue Kräfte zu gewinnen hofft. Nun tritt der Bediente herein und meldet den Privatgelehrten Cajus, der auf ſeiner weiten Reiſe von Neapel nach Stockholm Deine Bekanntſchaft zu machen wünſcht. Am liebſten ſagteſt Du geradezu: „Ich bin nicht zu Hauſe;“ aber Du ſchämſt Dich vor Dir ſelbſt der Lüge und bitteſt ihn, einen Augenblick im Vorzimmer zu verziehen; denn Du haſt leider die Gewohnheit, etwas zu ſpät die Toilette zu machen, ſei dieſe auch noch ſo einfach als ſie wolle. Jedes Warten aber iſt unangenehm, auch für den, der warten *läßt*, und ſo biſt Du ſchon nicht mehr ganz unbefangen, wenn endlich der Fremde eintritt. Jetzt kommt es darauf an, wes Geiſtes Kind Du biſt. Biſt Du ein gewöhnlicher, ſtolzer Herr, ſo erwarteſt Du, daß der Fremde ſeine

Lection herſage. Ihn habe (ſo ſoll er reden) ſchon ſeit früher Kindheit eine große Sehnſucht erfüllt, Dich, an deſſen trefflichen Schriften er ſich ſtets gelabt, endlich doch auch einmal von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen, und nun erſt werde ihm das Glück zu Theil. Gewiß ein ungemeines Glück; denn ſolche Männer wie Du ſeien überhaupt ſehr dünne geſäet und als weiße Raben ſtaunend zu betrachten. — Du unterbrichſt zwar den Jüngling zuweilen durch ein: „O ich bitte ſehr,“ aber wehe ihm, wenn er ſich durch Deine gehorſamſte Bitte abhalten ließe fortzufahren; denn es gefällt Dir nicht allein ein Lobpſalm, ſondern auch der gewöhnlichſte Lobſalm nur zu wohl, und Du biſt vielleicht nicht mehr im Stande, die offenbarſte Ironie zu merken, während Du doch als Kritiker in ruhigen Stunden auch die feinſte und verhüllteſte Satyre in gedruckten Büchern augenblicklich und mit Sicherheit erkennen würdeſt.

Kommen nun ſolche Beſuche oftmals, ſo wirſt Du zuletzt ganz daran gewöhnt, und vergehen einmal ein paar Wochen (z. B. in den grimmigen Wolfs- und Bärenmonaten des nordiſchen Winters) und die Beſuche bleiben aus, ſo wirſt Du wol gar ein wenig verſtimmt, oder fragſt Dich wehmüthig: „O Himmel, iſt denn meine Berühmtheit ſchon im Sinken! Das wäre ja des Teufels, des Henkers, oder mindeſtens des Kuckuks!“ — Sei ohne Sorgen; die Viſiten werden ſich ſchon erneuern, aber auch Deine Anſprüche. — Der ſüddeutſche Hofrath, der Dich im verfloſſenen Auguſt beſuchte, war doch auch gar zu anmuthig, feurig und beredt in Deinem Lobe! Du wußteſt ſelbſt kaum, wo Du in billiger Schamhaftigkeit Deine Augen hinwenden ſollteſt, als er erzählte, er ſei um Deinetwillen ſiebentehalb Meilen umgereiſt, und es gereue ihn auch gar nicht; denn ſo ein Heros wie Du ſei noch ganz anderer Opfer werth! — Wie geſagt, Du wurdeſt dabei ſehr verlegen; aber ſchon Tages darauf fandeſt Du die Sache höchſt angenehm. Jetzt aber erſcheint im October ein norddeutſcher Profeſſor, ein ruhiger, verſtändiger, gemeſſener Mann. Auch er will Dich kennen lernen, ſagt gleichfalls ein wenig zu Deinem Lobe, doch ohne Exaltation, und geht dann mit leichter Wendung und nicht ohne Geiſt zu Deinen Mängeln über. Dein Geſicht ſpielt dabei in ſeltſamen Farben; denn obwohl Du Dir in guten Stunden ſchon Aehnliches geſagt haſt, ſo willſt Du doch nicht, daß er ſich die Freiheit nehme, und Du tauchſt den ganzen Mann ſchon am Abend bei dem ungeſunden Arrakthee (den Du Dir billig abgewöhnen ſollteſt) in ſatiriſche Lauge, mit der Du eigentlich, wie jeder Satiriker, Dich zuerſt waſchen ſollteſt. Indeſſen ſchwindet auch dieſer Eindruck bei den nächſten Beſuchen, und wenn Du etwa am Sylveſterabend Dein Tagebuch nachſchlägſt, ſummirſt und ausrufen kannſt: „Im Laufe dieſes Jahres machten mir zwei und neunzig Fremde, unter denen fünf Damen waren, ihren Beſuch, lediglich um mich kennen zu lernen und zu loben,“ ſo ſchwillt Deine ganze Seele hochmüthig auf. Ach, armer Freund! wie würde ſie ſich ſenken, wenn Du wüßteſt, wie es mit den gewöhnlichen Beſuchen ſteht. Die Hälfte dieſer Leute iſt zu Dir gegangen wie zu einem Frohndienſt. Einige wollen bloß ſehen, was ſo ein Menſch wie Du für eine Naſe hat, wie Du wohnſt, wie Du ſprichſt u. ſ. w., und er freut ſich ſchon im Voraus, wie er zu Hauſe erzählen will, es ſei eben nichts Beſonderes geweſen, und er werde hinfort aus dergleichen berühmten Männern nicht mehr viel machen. Ein Anderer hat ſich oft genug geärgert, daß die hübſche Paſtorentochter ſeines Städtchens, der er die Cour macht, über Deine Schriften ganz außer ſich gerathen iſt, und dankt Gott, daß er nunmehr übertreibend verkündigen könne, Du leideſt an der

Schwindſucht und ſieht aus wie der heilige Sebaſtian, worüber ſich die neunzehntehalbjährige ſchöne Seele der zarten Kleinen, die denn doch auf rothe Wangen hoffte, ohne Zweifel ſehr entſetzen wird. Andere kommen nur im Auftrage, und ſollen dem edlen, alten Landesgerichtsrath, der ſich in ſeinen Nebenſtunden auf die ſchönen Wiſſenſchaften legt, berichten, wie Du eigentlich geſinnt biſt, ob claſſiſch oder romantiſch, ſervil oder liberal u. ſ. w. Iſt der Auftragende ein wenig roh, ſo fragt er auch wol, ob Du ein tüchtiger, verteufelter Kerl und Spaß mitmachender guter Bruder, oder ein bedenkliches, hinterhaltiges und gefährliches Subject biſt. Noch Andere wollen bloß ſagen können, ſie hätten Dich geſehen. Sie wollen Dich in ihrer Schreibtafel haben, und wenn Jean Paul und irgend ein berüchtigter literariſcher Spaß an Einem Orte wohnen, ſo beſuchen ſie den einen wie den andern mit ziemlich gleichem Gefühl.

Möge indeſſen das Alles ſo ſein; immer bleibt das Streben, bedeutende Männer, die ſich durch That, Rede oder Schrift wirkſam gezeigt haben, auch von Angeſicht zu Angeſicht kennen zu lernen, ein auf geiſtige Regſamkeit hindeutendes und deshalb löbliches. Sei es immerhin, daß der oben angeredete berühmte Mann unter den zwei und neunzig Beſuchen des verfloſſenen Jahres nur zwanzig als Gewinn für Geiſt und Herz anrechnen könne: dieſe zwanzig (oder wären ihrer auch nur zehn) ſollen ihm hinreichender Erſatz ſein für das Mißgefühl, das ihm vielleicht jene andern zwei und ſiebzig machen konnten, und ſelbſt dieſes Mißgefühl wird bei liebevollen Charakteren — und was wäre auch ein Denker, Dichter, Geſchichtforſcher ohne Liebe? — nicht leicht zur Bitterkeit ſich ſteigern, ſondern eher zum behaglichen Lächeln und zur harmloſen Satire werden.

Oft wäre es auch heilſam, wenn ſich jene Satire nicht gegen die Beſucher, ſondern gegen die Beſuchten kehrte; allein gerade in dieſer Beziehung ſchweigt ſie faſt immer, und ſollte doch reden. Freilich mögen die Forderungen, die manche ſonſt wackeren Beſucher, z. B. feurige Jünglinge bei ihren erſten Ausflügen, an Euch machen, übertrieben ſein; doch das entſchuldigt Euch nicht, denn was ihr ihnen bei einer ſolchen Viſite gebt, iſt wahrlich gar zu geringhaltig oder ganz unleidlich. Denkt Euch nur die Sache genau. Dieſer Jüngling hat ſich vielleicht ſchon als Knabe an Euren Werken innig erbaut, Ihr habt die Flammen in ſeine Seele geworfen, und er bildet ſich jetzt an euren Schriften zum Manne aus; denn dieſe Schriften haben für ihn Leben gewonnen und ſind zur That geworden. Und nun wird ihm endlich das Glück zu Theil, Euch zu ſehen; er möchte ſo gern ein paar Worte der wohlwollenden Belehrung und des Troſtes — denn wer hat mehr Kämpfe als ein tüchtiger Jüngling? — von Euch vernehmen. Was aber gebt Ihr ihm? Ich muß mich ſehr zuſammennehmen, um nicht ſelbſt in jene Bitterkeit zu verfallen, die ich eben getadelt habe, und will deshalb nur ganz gelaſſen ſagen, daß wahrlich mit gutmüthigen, erfahrenen und geſprächigen reiſenden Handwerksburſchen, Poſtillonen, Bauern u. ſ. w. ſich oft weit behaglicher und nützlicher converſiren läßt, als es dem Jünglinge mit manchen von Euch verſtattet wird. Sagt nicht, daß ich übertreibe; denn Ihr müßt doch geſtehen, daß Ihr meiſtens nur Exoteriſches hinhaucht und in einer gewiſſen hochmüthig trägen Gebrechlichkeit die blanken Rechenpfennige der Converſation auswerft, mit Einem Worte: daß Ihr häufig übellaunig und verdrießlich ſeid. — „Verdrießlich!“ wiſſet Ihr, was das heißt? Es bezeichnet jene fatale Hölle, in der Millionen Menſchen leben; jene, in der keine Flammenpracht der Leidenſchaft wohnt, ſondern Alles dumpf kalte Kellerluft ausathmet. —

Der Jüngling verſucht mehrere mal das Geſpräch auf etwas Wichtiges oder Großes zu lenken; Ihr aber ſeht ihn nicht *vornehm*, ſondern *vornehmig* verwundert an und fragt ihn, wie alt er ſei, ob man bei ihm zu Lande ſich noch der Lange'ſchen oder Bröder'ſchen Grammatik bediene, ob das Bier in Lauingen noch immer ſo trefflich gebraut werde wie vor dreißig Jahren, u. ſ. w. Einige von Euch — läugnet es nur nicht — kitzelt es ordentlich, daß ſie den armen jungen Menſchen ſo in Verlegenheit geſetzt haben, iſt es vollends eine junge, empfindſame Dame — jetzt eine Seltenheit — die Ihr ſo ängſtigt, ſo genießt Ihr eine Art von teufliſcher Schadenfreude und könnt Euch nicht genug anlächeln, daß Ihr die ſentimentalen Leute ſo heimgeleuchtet habt. — Hütet Euch und denkt lieber ein wenig ernſthaft nach über den ungeheuren Schaden, den ihr vielleicht anrichtet. Dieſer Jüngling geht nunmehr betrübt nach Hauſe und kann vielleicht mehrere Stunden lang nicht einmal Worte finden für ſein verwundetes Herz, bis er etwa alſo ſpricht: „Das iſt alſo der Mann, dem wir jene herrlichen Werke verdanken? Wie iſt in ihnen doch Alles ſo rein und groß, ſo anregend und ſinnvoll, ſo fromm und fröhlich! und Er . . . Er . . . Er ſelbſt? Ich mag nicht daran denken.“ Aber er denkt doch daran und öfter als für ſeine Ruhe dienlich iſt. Dann kommt er wol in die muntere, friſch bewegliche Geſellſchaft der Jünglinge ſeines Alters, wo er endlich ſein Herz erleichtert. Da treten die unreif Erfahrenen zu ihm und tröſten auf untröſtliche Weiſe: „Das iſt nun ſo — heißt es etwa — und wird auch wol immer ſo bleiben. Jene Herren haben ſich mit dem Schönen und Intereſſanten durch ihre Schriften bereits abgefunden; ſie ſelbſt aber ſind weder das Eine noch das Andre. Und warum ſollten ſie ſich auch weiter quälen? Man muß das ſo genau nicht nehmen; man lieſt ihre Schriften und bekümmert ſich gar nicht um die Verfaſſer.“ Iſt vollends noch ein älterer, in der Erbitterheit erſtarrter Menſch dabei (vielleicht ein „Dilettant, der reſignirt“) ſo ſchreit er: „Je berühmter, je ennuyanter! denn wer in ewigem Weihrauchsqualm lebt, verliert zuletzt allen geſunden Sinn. Ich achte keinen Claſſiker als Menſchen mehr.“ — Aber dem Jünglinge ſtrömen heiße Thränen aus den Augen, und er ruft: „Nein, nein! ſo kann es nicht ſein! Sonſt wäre ja das ganze Leben eine immerwährende Heuchelei und ein nichtsnutziges Ding! Der Dichter, der nicht im tiefſten Kern ſeines Weſens unendlich beſſer iſt als ſelbſt ſeine ſchönſten Schriften, der hat jene Werke auch im höchſten Sinne des Wortes nicht eigentlich geſchaffen! Sie ſind ihm nur zufällig gekommen und nicht ſein wahrhaftes Eigenthum. So aber kann es nicht ſein. Lieber ſterben als ſelbſt den Kern der Menſchheit, die Lehrer und Leiter des Menſchengeſchlechts, die großen Schriftſteller kalt verachten! — Könnte ich das, was ſollte ich dann noch lieben?"

Man ſieht, der junge Menſch meint es gut, und es kann aus ihm noch 'was werden; aus dem Reſignirten aber ſchwerlich. Die herrſchende Anſicht iſt leider nicht wie die des Jünglings, ſondern wir finden im Gegentheil ſelbſt vortreffliche Männer und Frauen, innige Freunde der Poeſie, die ſich einmal in den traurigen Irrthum ergeben haben, man könne ganz herrliche Werke ſchreiben, dabei aber ein mittelmäßiger oder gar unſittlich verkehrter Menſch ſein. Dennoch machen ſie ſich meiſtens ein ſchönes Bild von dem großen Dichter. Dazu treibt ſie ihre gute Natur; aber ſie beſuchen ihn nicht nur nicht, ſondern vermeiden auch ſorgfältig ihn zu ſehen und kennen zu lernen, um ſich jenes Bild nicht zu verderben. So kann es kommen, daß wahrhaft große Dichter und Denker (d. h. ſolche, bei denen Leben und Poeſie Eins iſt) die innigſt

Liebenden nie zu ſehen bekommen, jene, die doch mit einem male von ihrem Irrthume zurückkommen würden, wenn ſie erſchienen. Liebe iſt ja doch am Ende der beſte Lohn für alle edle Anſtrengung des Dichters, und es iſt menſchlich, wie geſagt, wenn er jene Neigung auch zuweilen ſehen möchte. —

Ich will ſchnell abbrechen, um nur bei Leibe nicht in das ſchwer verpönte Rührende zu verfallen, ein Unglück, das wol gar ſchon unterweges iſt, und, bräche es vollends herein, mir großen Tadel zuziehen könnte. Nur das Reine läßt ſich gern rühren, eben weil es ſich rein und innerlich feſt fühlt; Anderes verſteint ſich lieber. Ein Jeder muß wiſſen, wie es mit ihm ſteht; ich bin viel zu beſcheiden und zu — bequem, um irgend einem etwas vorzuſchreiben. — Leiſe Mahnung genüge hier.

Die Horen und Lorenz Stark.

Es war doch eine herrliche Zeit, als Jean Paul durch ſeine „unſichtbare Loge“ und „Heſperus“ die deutſche Poeſie wieder in neuer Blüthe hatte erſcheinen laſſen, als Fichte in ſeiner Wiſſenſchaftslehre mit Titanenkraft — und zwar mit beglückter — das innere Weſen der Philoſophie in ſeinem ſchaffenden Lichtglanz zeigte, und Schiller, vereint mit Goethe, Herder, Jacobi u. ſ. w., durch die „Horen" das geſammte Deutſchland zu einer ſinnvollen Melodie des Lebens hinzaubern wollte. Es war, ſag' ich, eine herrliche Zeit; denn man durfte hoffen, ja überzeugt ſein, es werde in Verbindung ſolcher Kräfte der Sieg nicht fehlen. Nur möge der jüngere Leſer, der jene Periode nur aus Büchern kennt, ja nicht glauben, man habe jene Männer und ihre Unternehmungen mit offenen Armen empfangen. Ach nein, man ward verlegen, rieb ſich die Hände, ſah einander bedenklich lächelnd an und wollte nicht recht mit der Sprache heraus, weil man nicht wußte, was man ſagen ſollte. Indeſſen war doch die Ankündigung der Horen gar zu imponirend, und es fand ſich eine Zahl von Pränumeranten zuſammen, wie ſie wol, ſo lang es ein Deutſchland giebt, bei keinem Journal ſich eingefunden hatten. Das war ſehr löblich; Schade nur, daß viele Deutſche, wenn ſie einmal mit einigem Enthuſiasmus bezahlt haben, ſich am andern Morgen nüchtern und verdrießlich Vorwürfe machen, daß ſie ſich haben von der Begeiſterung übervortheilen laſſen. Sie hatten — es iſt faſt unglaublich, aber wahr — acht oder zwölf Gulden pränumerirt; — es war geſchehen! wirklich! und man konnte ſie ſich nicht zurückerbitten! So blieb nichts weiter übrig, als für jene Bezahlung ſich durch feindſelige und bornirte Kritiken wieder bezahlt zu machen. Unſer vortrefflicher Schiller hatte in ſeiner ſchönen Ueberſchwenglichkeit gehofft, daß Aufſätze wie Fichte's „Ueber Erhöhung und Belebung des reinen Intereſſe für Wahrheit,“ ſo wie ſeine eigenen „Briefe über äſthetiſche Erziehung“ das ganze Zeitalter ergreifen, und Goethe's „Gedichte“ und „Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten“ alle Welt erfreuen und entzücken müßten; aber ach! es kam anders, ganz und gar anders. Man wollte von ſolcher äſthetiſcher Erziehung durchaus nichts wiſſen und fand ſie ſehr dunkel und unerquicklich; man lächelte über das reine Intereſſe an der Wahrheit, da man längſt übereingekommen war, die Wahrheit müſſe wie eine Medicin ſo wohlſchmeckend als möglich zubereitet werden, was ohnehin nicht einmal beſonders gelinge, denn ſie bleibe doch immer unangenehm genug. Mit Goethe's Beiträgen ging es vollends ſchlimm. Man hatte ſich freilich gewöhnen müſſen, Iphigenien und Taſſo für claſſiſch zu erklären, obwohl man ſich im Stillen an Kotzebue und Lafontaine erquickte; jetzt aber ging man auch bald mit der Sprache heraus und verſicherte geradezu, ſo etwas Langweiliges als jene deutſchen Ausgewanderten gäbe es nun und nimmermehr.

Fand ſich nun aber gar kein Brodt in der Wüſte der Horen? O ja, und zwar ein ſolches, in welchem der Wohlgeſchmack von ſchwarzem und weißem Backwerk, von Gerſte und Spelt, nebſt einem dünnen Zuckerüberguß anzutreffen war. Ich meine die Fragmente von „Lorenz Stark,“ mit denen der angeſtaunte Verfaſſer aus einer übergroßen Güte die beginnende Monatsſchrift beglückte. Schiller und Goethe hatten in ihrer genialen Ungenirtheit dieſen Stark lediglich als einen erträglichen Lückenbüßer aufgenommen, ja es fand der Erſte, der bekanntlich immer etwas zu mäkeln hatte, für nöthig, Einzeln manche Ausſtellungen dagegen zu ſchreiben, ſo daß dieſer berühmte Mann, ergrimmt über ſolche Undankbarkeit, ſo wie überhaupt über die immer entſetzlicher werdenden Horen, zuletzt ſeine milde Hand ganz verſchloß.

Aber das Publicum dachte, wie geſagt, ganz anders wie Schiller und Goethe, und konnte gar nicht aufhören von dem Labſal zu reden, das es in Lorenz Stark finde *). Es waren freilich nur

---

*) Vergleiche die erſten Theile der Schiller-Goethe'ſchen

Fragmente, welche die Horen von deſſen Charaktergemälde gaben, aber auch dieſe reizten wie köſtlicher Caviar nach dem Genuß des eigentlichen Bratens, den man hier nur aus der Ferne ſah und roch. Es iſt nicht hübſch und auch ſehr veraltet, äſthetiſche Bücher mit Eßwaaren zu vergleichen; aber ich meine es wirklich gut damit, und bin gewiß weit entfernt, Caviar und Braten für etwas Unerfreuliches zu halten, beſonders wenn Beides ſo zierlich angerichtet und vorgelegt wird, wie hier der Fall iſt; und ſo war es denn begreiflich, daß, als endlich das ganze Stark'ſche Gemälde 1800 dem ſehnſüchtigen Deutſchland in die Hände gegeben wurde, ein Leſer dem andern freudig jauchzend zurief: „Hier, Bruder, genieße froh, es iſt etwas Claſſiſches.“ Die Horen waren längſt (faſt möcht' ich ſagen: wie Romeo und Julie) entſchlafen, aber die Familien Montague und Capulet, inſoweit ſie noch übrig waren, gaben ſich bei Stark's Bilde über dem Grabe hoffend die Hand, wohl wiſſend, es werde eines *der letzten* Feſte dieſer Art ſein; denn jene neue Periode, die, wie geſagt, etwa ſeit 1794 begonnen, hatte bereits feſten Fuß ge-

---

Briefſammlung, in der dem Publicum nur ſelten ein Vivat gebracht wird.

laſſe. — Für jetzt aber hielt man ſich an den Lorenz Stark, und dieſe Freude wollte man ſich nicht verkümmern laſſen. Es ſcheint deshalb gar ſehr der Mühe werth, auch noch heute dieſes Buch, das eine ſo ungemeine Senſation machte, ein wenig näher zu betrachten. War es doch ſelbſt für Schiller und Goethe wichtig genug.

Man kann zuvörderſt fragen: Iſt die Geſchichte, welche hier erzählt wird, ſehr anziehend? und ich muß darauf antworten, es werde hier, ſtreng genommen, eigentlich gar keine Geſchichte erzählt; denn daß der Sohn eines reichen Kaufmanns ſich in eine noch hübſche, aber verarmte Wittwe verliebt und nach einigen Schwierigkeiten und Mißverſtändniſſen mit ſeinem ſchwerhörigen Vater ſich endlich mit derſelben vermählt, kann kaum als eine Geſchichte betrachtet werden, am wenigſten jetzt, wo wir an lauter ſchottiſche Lairds, die auf jeder Seite ein ungeheures Abenteuer beſtehen, gewöhnt ſind und mit ihnen umgehen als wären ſie unſere Vettern.

Wenn aber die Geſchichte ſo mager iſt, findet ſich etwa in den Charakteren Erſatz? Wir wollen ſehen. Der junge Stark und der Doctor haben kaum eine Phyſiognomie; doch hat die [illegible] Weſte des Erſten — es iſt mein wirklicher

Ernſt — etwas pikant Charakteriſtiſches und erinnert an die gute Zeit Rabener's, der nicht ſelten ſeine ſatyriſchen Pfeile gegen die zu reichen Hüllen der edlen Jünglingskleider ſeiner Zeit richtete. Erinnern wir uns vollends an Gellert's angenehm eindringliche Zeilen:

> Wie konnte ſie dem hohen Fluſſe,
> Und da ſie ihn erſtaunlich wachſen ſah'n,
> Der trüben Welle überlaſſen!

ſo beklagen wir mit Recht im Leben wie in Büchern, daß eine ſo ſchöne Quelle der Ergötzlichkeit verſiegt iſt; denn mit unſern neumodigen Weſtchen will es bekanntlich nicht viel bedeuten, und es iſt unmöglich, Senſation damit zu machen.

Die Doctorin macht bisweilen mehr Prätenſion auf geiſtvolle Phyſiognomie als ihr Mann, und iſt auch ehedem häufig als vortrefflich gezeichneter naiver Charakter geprieſen worden. Meines Erachtens kann ſie für nichts Beſſeres gelten, als für eine Tochter der vielberühmten indianiſchen Gurli, die, ſtehe es auch mit ihr ſo ſchwach als es wolle, doch eine gewiſſe Originalität aufweiſen kann. An Kindern iſt dieſe gewandte Indierin ſogar überreich geweſen, ſollten auch die vornehmen Roman- und Komödienſchreiber, welche dieſelben in ihre eigenen äſthetiſchen Penſionsanſtalten genommen haben, Gurli's Mutterſchaft in Abrede ſtellen wollen.

Ungleich beſſer ſteht es mit dem alten Stark, der ſchon um deswillen, weil er genau weiß, was er will, einige wirkliche Geſtaltung mitbringen muß. Schade nur, daß er ſo wenig will und ſo wenig zu thun hat; denn daß er ſeine Familie und einige ihn umgebende Schatten (man erinnere ſich des Horaziſchen Ausdrucks) überſieht und beherrſcht und überhaupt die leichten Verhältniſſe zu ebnen verſteht, iſt doch gewiß nur wenig. Bürger iſt er nur in ſehr geringem Grade, ſobald wir ſelbſt nur die mäßigſte Idee von einem Staate mitbringen. Davon iſt hier überhaupt gar nicht die Rede, und hätte doch billig die Rede ſein ſollen; denn nur ein wahrhafter Staatsbürger kann auch als Familienvater auf eine höher geſtimmte Theilnahme Anſpruch machen. Weit entfernt aber, daß wir dieſen Lorenz im Verhältniß zu einem Staate, dem er angehört, ſehen ſollten, zeigt uns der Verfaſſer nicht einmal die Stadt, für die er zunächſt wirkt, ja nicht einmal die Straße, in der er körperlich und geiſtig hauſet. Nur das Haus und die Stube, in der er herrſcht, bekommen wir zu ſehen; das iſt freilich etwas, aber nicht viel, und jene Verhältniſſe, die er beherrſcht, ſind, wie geſagt, ſo leicht zu überſchauen, daß es wirklich nicht der Mühe werth iſt, darüber ſo ausführliche Rechenſchaft zu geben. Dennoch iſt es gelungen, uns für den Mann Intereſſe einzuflößen, und wir bedauern ihn deshalb, daß ihm nicht größere Aufgaben geworden ſind. — Warum (ſo möchte man par dépit fragen), warum verliert er nicht plötzlich 20 bis 30tauſend Thaler? Warum ſteckt ihm kein Böſewicht ſein Haus in Brand? Warum wirft man ihn nicht zur Abwechſelung einmal in einen dunkeln feuchten Kerker? u. ſ. w. Es wäre doch der Mühe werth zu ſehen, wie er ſich bei dergleichen Fatalitäten benehmen würde. Ich hoffe ſogar: ,,ganz gut;'' aber der Dichter iſt viel zu bequem, um ſo etwas zu verſuchen, und was ſich nicht durch ein Geſpräch oder ein Gelddarlehn ausmachen läßt, hält er von ſeinem Helden wie von einem verzogenen Lieblingskinde ab. Nicht einmal in's Freie führt er ihn; Alles geht in Stuben vor, und Stubenluft iſt nicht bloß fühlbar, ſondern ſogar ſichtbar von Seite 1. bis zum Schluß. Mit der Natur — ich meine hier bloß die ſinnlich ſchaubare, grünende, blühende, reich geſtaltete da draußen — hat der Dichter nichts zu ſchaffen, und ſeine ſämmtlichen Perſonen würden ſich auch gar ſonderbar ausnehmen, wenn irgend ein ſchalkhafter Genius ſie plötzlich an das Ufer des Rheins, oder gar in ein ſiciliſches Thal verſetzte. Die ganze Lorenz Stark'ſche Weisheit würde gar nicht hierher paſſen, und dürfte überhaupt, von höherem Standpuncte angeſehen, unbeträchtlich erſcheinen. Daher kommt es denn auch, daß jene oben erwähnten Schatten, beſonders der klatſchhafte Kleinkrämer, an die man weiter keine Forderungen macht, ſehr glücklich gezeichnet worden ſind, ſo wie überhaupt ähnlichen Autoren, z. B. Ifflanden, die Schilderung unſittlicher Beſchränktheit in der Farbe des Bizarrkomiſchen nicht ſelten wohl gelungen iſt.

Wir ſind deshalb nicht in Verlegenheit über die Frage: wie ein Werk dieſer Art wenigſtens ein ganzes Jahrzehnt bei viel tauſend Deutſchen, unter denen doch ſehr reputirliche Leute waren, ein ſo außerordentliches Glück machen konnte. Man fühlte ſich überall eng begrenzt und fand kein Mittel, dieſen Zuſtand zu erweitern und zu verbeſſern. Man ergab ſich darein, aber nicht ohne Verdruß, und wer konnte deshalb willkommner ſein, als ein Schriftſteller, welcher zeigte, man könne auch in dieſer Engigkeit ein ganz behaglicher, ja wol gar ſtattlicher Mann ſein, ſeine Familie, einige Kleinkrämer u. ſ. w. luſtig beherrſchen, und überhaupt thun, als wäre man etwas, oder wol gar: nicht bloß thun, ſondern wirklich etwas Bedeutendes vorſtellen. — Was aber nicht bloß in den Augen einzelner Betrachter dieſes Charaktergemäldes, ſondern überhaupt objectiven Werth hat, iſt der Styl. Zwar kann man nicht in Abrede ſtellen, daß die ausgezeichnete Darſtellung nur um ſo mehr die geringe Bedeutenheit des Dargeſtellten ſehen laſſe, allein wir dürfen doch auch verlangen, daß man einmal davon abſtrahire und den Styl allein betrachte. Hier zeigt ſich nun Sorgſamkeit in der Wahl jedes einzelnen Ausdrucks, Rundung, Nettigkeit, Glätte, Feinheit, überraſchende Bedeutſamkeit, vor Allem aber jene mimiſche Malerei, die, ohne auf das Malen auszugehen, doch wirklich jede äußere Beziehung und Bewegung darſtellt. Hier könnten deshalb die meiſten unſerer jungen Dichter gar viel lernen; aber ich ſehe nicht, daß ſie auch nur wollen, und, wie ſie ſelten nur ſich mit dem oratoriſchen Numerus und noch ſeltner mit der künſtleriſchen Organiſation eines proſaiſchen Werks der Griechen und Römer vertraut machen, ſo fällt es ihnen auch nicht leicht ein, von den ältern deutſchen Schriftſtellern zu lernen, was zu lernen iſt. Sie ſind nur beſchäftiget mit der Erfindung der abenteuerlichſten und durch das Materielle anziehenden Geſchichten. Je ſtoffreicher, je beſſer; denn in dieſer Fülle von Begebenheiten plätſchert es ſich am luſtigſten. Einige unter den neueſten Roman- und Novellendichtern könnte man geradezu ſtofftrunken nennen, und man durfte von ihnen ſagen, daß ihre Werke Alles haben, was zu einer Novelle gehört, mit Ausnahme von zwei hübſchen Kleinigkeiten: Ideen und Styl. Es iſt vielleicht nützlich, zuweilen an dergleichen zu erinnern; denn es wäre ja möglich, daß es bei einem und dem andern eine gute Wirkung thäte.

Zur Charakteriſtik einiger berühmter Autoren, Dramen u. ſ. w.

1. Die Brüder des Terentius.

Das allbekannte Drama, das man uns gewöhnlich ſchon in Secunda in die Hände giebt: „die Brüder des Terentius," iſt ſeit der Erſcheinung der Einſiedel'ſchen Bearbeitung auch dem größern Publicum durch die Bühnendarſtellung an das Herz gelegt worden. Wir loben das mit Recht; denn das Stück iſt auch für unlateiniſche Erwachſene ſehr ergötzlich und ſelbſt in ſeinen Mängeln lehrreicher als man zum Theil glauben möchte. Wie es aber gewöhnlich mit dem Verſtändniſſe ſtehe, iſt betrübend genug, und ich finde kaum eine Ahnung deſſelben bei den meiſten der mir bekannt gewordenen Kritiker früherer Zeit. Wenn Voltaire dem Dichter den Vorwurf macht, daß der rauhe Demea gegen Ende des Stücks aus ſeinem Charakter falle, ſo hat er freilich darin Unrecht, und es iſt löblich, daß man ihn darüber zurecht gewieſen; aber er hat doch wenigſtens die Sache zur Sprache gebracht, über die man ſonſt nur ſo hinlas, als gebe es dabei gar keine Charakterſchwierigkeit. Auch iſt durch die Widerlegung des einzelnen Voltaire'ſchen Vorwurfs für das ganze Stück noch nicht viel gewonnen, und ich will deshalb verſuchen, es von einer neuen Seite zu betrachten. Selten hat vielleicht ein Dichter die Ironie ſo weit getrieben als Terenz (oder vielmehr ſein griechiſches Vorbild) in dieſen Brüdern. Es kann nicht fehlen, daß gar manche Zuſchauer noch über die erſte Hälfte des Stücks hinaus glauben werden, der über die Gebühr ſanfte, Alles zum Beſten kehrende Micio, der den ihm anvertrauten Jüngling faſt wie einen — Kanarienvogel erzieht, werde Recht behalten und als anmuthiger Normalvater gelten. — Wäre das, ſo hätte Terenz ein ſchädliches Stück geliefert, und man würde es gewiß nicht — beſonders ſeit der Reformationszeit — den Jünglingen in die Hände gegeben haben. Dieſer rauhe Demea, der bis zur zweiten Scene des fünften Acts von ſämmtlichen ziemlich ſeichten Perſonen des Luſtſpiels verſpottet wird, ändert aber mit einem male die ſcheinbare Richtung des Stücks, und zeigt zu unſerm Ergötzen, wie geringhaltig und bequem das geprieſene Talent ſei — fünf gerade ſein zu laſſen. Er thut dies freilich auf Micio's Koſten; wir gönnen jedoch dieſem Manne, der lange genug mit ſeiner aller Tiefe ermangelnden Lebens- und Jugendphiloſophie wohlanſtändig geliebäugelt hat, dieſe Strafe gar wohl, denn er bedarf ihrer. Wer ſo wie er in einem Meere von ſüßem Waſſer ſchwimmt, oder (in einem andern Gleichniß) von allen Ideen und Gefühlen nur das Honigartige koſtet, ſoll billig danken, wenn man ihm auch einmal die rauhe oder wenigſtens die etwas mehr koſtende Seite zeigt.

So wird uns alſo deutlich, daß die Erziehungsmethoden beider Brüder nichts taugen, und daß der Dichter ſelbſt, wie billig, weit klüger geweſen iſt als Micio und Demea. Dieſer Saz iſt ſo leicht zu finden, daß man erſchrecken muß über einige Nichtverſtehende oder Nicht-verſtehen-wollende, die den doch ſonſt ſo ſorgſamen Terenz geradezu anklagen, er habe im fünften Acte den Charakter des Demea verzeichnet, da es im Gegentheil klar iſt, daß dieſer rauhe Landmann nicht wahrhaft ſanft und großmüthig, ſondern lediglich in der bitterſten Satyre auf Koſten ſeines Bruders übermäßig gnädig handelt, um dieſen durch übertreibende Parodie zu beſtrafen.

Wenn aber beide Brüder bei ihrer Erziehung geirrt haben, was dann? Hat etwa Terenz den ſeltſamſten Unglauben an alle Erziehung gehabt? und gleichſam ein Vorſpiel zu dem bizarren Gedanken gegeben, den ein bekannter nach Paradoxien ringender Romanheld ausſpricht, die beſte Erziehung ſei die, den Menſchen vor aller Erziehung zu bewahren? — Aufwerfen läßt ſich dieſe Frage allerdings; denn einzelne Stellen zeugen, wie man nicht in Abrede ſtellen kann, von einiger Verſtimmtheit im Gemüth des Dichters, und der Eindruck des Ganzen iſt nicht ſo rein als wir wünſchen möchten. Die Ironie iſt offenbar zu weit getrieben; ſie wird faſt zum Hohn, und der verſöhnende Schluß am Ende hat etwas Gewaltſames. Der wahrhaft große

Dichter hatte die Idee rein und mild in den Hintergrund geſtellt, in fröhlicher Gediegenheit und Sicherheit der Anſicht; bei Terenz aber müſſen wir ſie erſt durch die Reflexion erzeugen. Wohl hatte der große Römer Recht, wenn er die vis comica bei ſeinem dramatiſchen Schützling klagend vermißte; aber nicht bloß dieſer Mangel machte den Terenz zu einem nur „halbirten Menander,“ ſondern, wie mich dünkt, hauptſächlich jene fehlende Sicherheit und Fröhlichkeit der Anſchauung überhaupt. — Ob Menander ſelbſt ſie genügend beſeſſen habe, kann weder mit Sicherheit bejaht noch verneint werden.

Wie viel ſich dennoch aus Terenz und beſonders aus Plautus lernen laſſe, darüber frage man nur bei ſich ſelbſt nach, oder, wenn man einen allgefeierten Mann als Autorität haben will, bei Leſſing. — Wahrhaftig, es war noch eine gute Zeit, als unſere Luſtſpieldichter nicht leicht eine Woche verſtreichen ließen, ohne in die Werke dieſer guten Alten hineinzuſehen, obwohl ſie dieſelben bereits in Secunda und Prima halb auswendig gelernt, oder gar bei feierlichen Gelegenheiten dieſe Komödien in der Urſprache hatten aufführen helfen.

Spätere Nachſchrift. Wie will denn nun aber Terenz die Jünglinge erzogen haben? Weder von einem Demea noch von einem Micio, ſondern von einem, der die Irrthümer von Beiden vermeidet und ihr Gutes vereint. Da er auf Lehre ausgeht, ſo kann er nur dieſe gewollt haben, oder man müßte annehmen, das Stück ſei nur zufällig ſo geworden und ihm gleichſam zum Fenſter hineingeflogen. Darauf pflegt es indeſſen ein Mann wie Terenz nicht ankommen zu laſſen, ſondern mit Bewußtſein anzuordnen und durchzuführen.

II. Zwei Werke über Regnard.

Jean François Regnard (geb. zu Paris 1656, geſt. 1710) gilt bekanntlich allgemein für den zweiten claſſiſchen Luſtſpieldichter der Franzoſen, und in der That werden wir ihm ein ſehr bedeutendes und glänzendes Talent zuerkennen müſſen. Er iſt vortrefflich in der Anordnung des Stoffes, in der Vorbereitung der Kataſtrophe, in der Zeichnung einzelner komiſcher Charaktere, in der Ausmalung wirkungsvoller Züge, in der Vertheilung des individuellen Witzes u. ſ. w. Aber eben weil er in mancher Hinſicht ſo bedeutend und ſo allgemein berühmt iſt, mögen uns ſeine Fehler zur Warnung dienen.

Ich klage ihn deshalb an, es fehle ihm als Schriftſteller an einer rein ausgeſprochenen, oder, auch ohne Worte, aus dem Ganzen klar hervorgehenden würdigen Geſinnung, die auch dem Luſtſpiel und der Poſſe durchaus nicht fehlen darf. Daher kommt es, daß er, der den Stoff ſo gut zu ordnen verſteht, doch ſo häufig unglücklich erſcheint in der Wahl deſſelben, daß ſein Ernſt meiſtens flach und gehaltlos iſt, daß er ſich in mancher Hinſicht zu keiner andern Lebensanſicht verſtehen kann, als zu der, die von dem größten Theil der ſogenannten vornehmen Pariſer Welt ſeiner Zeit beliebt wurde u. ſ. w. Solche Anklagen fordern Beweiſe; hier ſind einige, die leicht vermehrt werden könnten.

In ſeinem Luſtſpiel „Demokrit“ iſt der Held, über den N. doch ſo leicht hätte beſſere Belehrung einziehen können, ein unintereſſanter Schwätzer, von dem ſich nicht abſehen läßt, wie er zu ſeinem vornehmen Namen gekommen. Er wirft mit den gewöhnlichen Redensarten um ſich, ſchilt auf die Schwachheit der menſchlichen Natur, verſichert, er lache über Alles u. ſ. w. — Iſt es möglich, einen alten, beziehungsreich wichtigen Philoſophen ſo flach zu nehmen? Es iſt

Alles möglich, ſobald man bemüht iſt, zuweilen auch den Flachen zu gefallen. Es iſt lächerlich, aber gar nicht in *dem* Sinne, wie es der Verfaſſer haben will, daß Demokrit ſich auch verliebt, und zwar, wie billig, unglücklich; es iſt lächerlich, aber nur weil er ſich dieſer Empfindung *ſchämt*, von der allein ſein eigentliches Leben und ſeine eigentliche Philoſophie hätte beginnen ſollen. Er geſteht ſein Gefühl, in ſo weit er fühlen kann, und flieht dann zurück in die Wälder, um nun auch über ſich ſelbſt zu lachen, was er billig hätte früher thun ſollen. Ueberhaupt iſt es ſeltſam und betrübt, daß manchen franzöſiſchen Dichtern die Liebe wie eine bloße angenehme Schwachheit erſcheint, welche man den Jünglingen wohl verzeihen kann, die aber das männliche Alter nicht kleidet. Ein Philoſoph vollends darf gar nicht lieben!!

An wahrhafte Ironie iſt deshalb in dieſer Hinſicht auch bei R. eben ſo wenig zu denken, als bei der Schilderung des Hofes des Königs von Athen, der mit den gewöhnlichen Luſtſpielfarben entworfen wird. Mehr als ein ganz gelindes Halblächeln glaubte Regnard nicht erregen zu dürfen; denn es waren ohne Zweifel manche Hofleute bei der Vorſtellung des Stücks, mit denen in dieſer Beziehung nicht ſonderlich zu ſcherzen ſein mochte.

Trefflich iſt dagegen Strabon, der Diener des Demokrit, und Thaler, der Bauer; denn ſobald Regnard reine von aller Moral abgelöſte Pfiffigkeit oder behaglich dickhäutige Rohheit zu ſchildern hat, iſt er ganz in ſeiner Sphäre und von unerſchöpflicher Laune.

Es iſt vorhin geſagt worden, daß der Dichter einen Stoff wohl zu ordnen verſtehe; leider aber ſind ſeine Erfindungen nicht ſelten mangelhaft, ja ſogar dem eigentlichen Luſtſpiele entgegenarbeitend, z. B. in dem berühmten Légataire universel. Wir ſehen hier einen acht und ſechszigjährigen, thörichten, kranken Mann, auf deſſen Tod fünf Menſchen lauern. Das geſtehen ſie ſich auch unter einander ſelbſt, aber ſie gehen noch weiter und ſuchen den Tod auf gräulich geſchickte Weiſe zu befördern. Möge uns der Dichter noch ſo häufig erzählen, daß dieſer alte Geronte ein widerwärtiger Harpagon ſei: ſo ſchlecht als der heuchelnde Eraſt und ſeine beiden Helfershelfer Crispin und Liſette, ja ſelbſt als Madame Argante und ihre ſchöne Tochter Iſabelle, die ſich doch wenigſtens dem ihnen wohlbekannten Mordplane — ein ſolcher iſt hier allerdings vorhanden — nicht widerſetzen, ſo ſchlecht wie dieſe fünf Menſchen kann er kaum ſein. Schon der bloße Gedanke, daß ſich hier fünf friſche und geſunde Perſonen gegen einen kranken und beſchränkten Greis verſchwören, hat etwas ſo ſehr Empörendes, daß wir wol Alle den armen Alten aus den Klauen dieſer Geier reißen möchten, und weit entfernt ſind, den Gegnern Glück zu wünſchen.

Aber Regnard iſt ſehr fern von dieſen Gedanken, und mag etwa alſo reflectirt haben: Geronte iſt ein häßlicher alter Geizhals, krank und doch ſogar ein wenig verliebt; ſeinem hübſchen Neffen theilt er nichts mit, und dieſer kann, ſo lange er arm bleibt, die ſchöne Iſabelle nicht heirathen. Was alſo thun? Der Neffe, der als vornehmer Herr nicht arbeiten mag, muß wünſchen, daß der Onkel ſtirbt, und da bei bloßen Wünſchen nichts herauskommt, ſo muß er auch ein wenig dazu thun. Was iſt das nun mehr? Alte Leute müſſen ſterben, junge leben und heirathen. Zum Ueberfluſſe kann man ja noch dem jungen Manne häufig in den Mund legen, am Gelde liege ihm wenig, aber die Hand ſeiner angebeteten Iſabelle, nach der ſtrebe er allein. — An prunkenden und doch ſehr wohlfeilen Redensarten fehlt es ihm nicht.

Noch mehr. Am Ende des dritten Actes fällt

Geronte in eine Ohnmacht, die völlig ausſieht wie der Tod ſelbſt. Alle glauben, er ſei wirklich geſtorben, gerathen in Verzweiflung, daß er das gewünſchte Teſtament noch nicht gemacht, und der zarte Jüngling Eraſt — ſtiehlt dem Scheintodten die Schreibtafel aus der Taſche. Er findet in derſelben vierzigtauſend Thaler in Wechſelbriefen, die er in der erſten Scene des vierten Actes aufzeigt.

Quarante mille écus, que je tiens dans mes mains,
Triste et fatal débris d'un malheureux naufrage,
Seront mis, si je veux, à l'abri de l'orage.
Voilà tous bons billets que j'ai trouvés sur lui.

Alſo auch davor ſcheute ſich Regnard nicht! Er dachte vielleicht, man werde auch das dem Eraſt verzeihen können; ich aber meine, einen Todten beſtehlen ſei unter allen Scheuslichkeiten vielleicht die allerſcheuslichſte, und geſtehe, daß ich dieſen Eraſt, ſeitdem er alſo geſprochen und uns ſeine Schuldſcheine gezeigt hat, gar nicht mehr anzuſehen im Stande bin.

Vielleicht möchte hier Jemand erwiedern, daß ja auch „Söller" in Goethe's „Mitſchuldigen" einen Diebſtahl begeht. Allein für Regnard iſt dadurch nichts gewonnen; denn die Sache iſt eine ganz andere. Dieſer Söller iſt, nach des Dichters deutlich ausgeſprochenem Willen, vom

Scheitel bis zur Ferſe ein Taugenichts, den wir auch für nichts in der Welt weiter halten ſollen als für einen ſolchen; den Craſt aber will uns Regnard als einen erträglich liebenswürdigen Jüngling einſchwärzen, und in dieſem Umſtande liegt das Entſcheidende. Welch' eine köſtliche Galerie von geiſt- und witzreichen Taugenichtſen hat unſer herrlicher Vater Shakſpear vor uns ausgebreitet! Aber verhehlt er es wohl jemals, daß die Krone aller witzigen Sünder, Falſtaff, durch und durch und in allen Wurzeln und Adern ſündhaft ſei? Wir können uns ſogar recht wohl denken, daß ein Dichter uns ein treffliches Luſtſpiel gebe, deſſen Perſonen lauter Taugenichtſe wären, ſobald nur die Idee des Guten und Schönen ſelbſt im Hintergrunde feſtſteht. Solche aber fehlt bei Regnard ſelbſt, und um deswillen trifft ihn der höchſte Tadel.

Dieſes — freilich überaus Wichtige — abgerechnet, verdient R. ausgezeichneten Beifall für die einzelnen Charakteriſtiken und Situationen. Sobald wir ſie als Einzelnheiten genießen, oder wenn wir ſie uns in andrer Verbindung und mit einem andern Hintergrunde denken, ſind ſie vortrefflich. Durch alle ſeine Stücke gehen, wie anmuthig ſich ſchlängelnde Schlangen, der pfiffige Crispin und die noch pfiffigere und behaglichere Liſette, welche die Handlung machen und glücklich zu Ende führen. Man möchte glauben, das müſſe zuletzt ermüden, aber es iſt nicht der Fall; denn der Dichter iſt unerſchöpflich in neuen pikanten und faſt immer wahren Zügen, ja ſelbſt nach Molière's köſtlichen Caricaturen von Aerzten und Apothekern iſt ſein kleiner hitziger Cliſtoral in dem Légataire völlig neu und ergötzlich, ſo wie auch den Masken ſeiner Marquis, die, wie bei Molière, durch manche ſeiner Komödien hüpfen, ein ſtets neuer Ausdruck gegeben worden iſt. Nur, wie geſagt, mit den nobeln Liebhabern und Liebhaberinnen hat er arges Unglück; denn ſie ſchlagen ihm faſt immer in der Arbeit um: zu hohlen und phyſiognomieloſen oder gar verächtlichen Perſonen. Um wenigſtens einige derſelben zu genießen, habe ich mir zuweilen mit Gewalt vorgeſpiegelt, der Dichter ſei gerade bei dieſen Schilderungen der allerironiſchſte Schalk geweſen; doch iſt dies keineswegs der Fall, und man muß den gewaltſam aufgefaſſten Gedanken bald wieder fahren laſſen.

Endlich noch eine Bemerkung, oder vielmehr eine Frage: Wie war es möglich, daß ſich das Pariſer Publicum jene gerügten Unſittlichkeiten bei der Aufführung gefallen ließ? Wie war es möglich, daß man außerdem noch die Anſtandwidrigkeiten ertrug, unter denen hier einige dem höchſten Gipfel des Cynismus nahe ſtehen? — Ich will nur eine einzige Probe geben. Wir ſind im Anfange des erſten Actes theils von Geronte, theils von ſeinen Umgebungen genugſam unterrichtet, daß er krank ſei und hauptſächlich nur durch Medicinen lebe. Er erklärt ſodann ſeine Verliebtheit, wird von Liſetten geſcholten, von dem heuchleriſchen Eraſt gelobt, und empfängt die Nachricht, daß Madame Argante und die ſchöne Iſabelle im Vorzimmer ſind, um ihm einen Morgenbeſuch abzuſtatten. Er läßt ſich Hut und Perruque reichen und ſagt in der Todesangſt zu Liſetten, unter deren Commando er längſt ſchon ſeufzend ſteht:

Ne va pas leur parler, je te prie,
Ni de mon lavement, ni de ma léthargie,

empfängt aber eine Antwort, die ſelbſt dem .... Geruchsorgane des Leſers wehe thut:

Elles ont toutes deux bons nez; dans un moment
Elles le sentiront de reste assurément.

Jetzt kommt die Liebesſcene, bei der ſich Geronte eine geraume Zeit mit gutem Muth und leidlichem Anſtand benimmt, bis er endlich durch die hoffährtige Behauptung, er hoffe noch mehrere Kinder zu erzielen, die komiſche Nemeſis reizt. Liſette bezweifelt ſolche übermüthige Hoffnungen laut, und alsbald wendet er ſich flüſternd — was ihm Ehre macht: immer an die, welche ihn am meiſten ſchilt — mit der ängſtlichen Nachricht:

Lisette, le remède agit à certain point . . .

worauf die Vertraute — hoffentlich gleichfalls leiſe — erwiedert:

En dussiez-vous crever, ne le témoignez point!

aber der weit ſchlimmere Eraſt bringt die Sache öffentlich zur Sprache, indem er fragt:

Mon oncle, qu'avez-vous? vous changez de visage.

Das arme Schlachtopfer erwiedert verzweifelnd:

Mon neveu, je n'y puis résister davantage.
Ah! Ah! . . . Madame, il faut que je vous dise adieu.
Certain devoir pressant m'appelle en certain lieu.

Noch nicht befriedigt, läßt der Dichter dann zum Ueberfluß Liſetten der ſchönen Geliebten ein Compliment abſtatten über die ausgezeichneten Wirkungen ihrer Reize.

Ich habe bereits oben dieſe Scene für einen Gipfel der Anſtandwidrigkeit erklärt; doch verhehle ich nicht, daß, da ſie doch nur die Sinne revoltirt, ſie mir immer noch erträglicher erſcheint als jene, in welcher Eraſt mit den Schuldſcheinen auftritt. Dennoch drängt ſich hier die Bemerkung auf: Wie oft haben franzöſiſche Kritiker der alten Schule den Deutſchen Mangel an Feinheit vorgeworfen! Wann aber hat jemals ein deutſcher Luſtſpieldichter das gewagt, was Regnard hier dem Publicum zu ertragen anmuthete? Er mußte denn doch die damaligen Theaterbeſucher kennen, und kannte ſie auch gewiß; denn jenes Luſtſpiel iſt vielleicht ſein allerſpäteſtes, da es erſt zwei Jahre vor ſeinem Tode (1708) zum erſtenmale gegeben wurde, und zwar mit dem größten Beifalle, der häufige Wiederholungen veranlaßte. Und hielt man es nicht damals ſowohl in Deutſchland als in Frankreich für einen äſthetiſchen Hochverrath, an der höchſten Geſchmacksfeinheit der franzöſiſchen Claſſiker auch nur leiſe zu zweifeln?

Indem ich hier dieſe kleinen kritiſchen Bemerkungen abbreche (mit der Ausſicht, vielleicht ein andermal über Regnard's andere Luſtſpiele oder gar über ſein Trauerſpiel Sapor zu reden), möge hier noch erwähnt werden, was auch keineswegs unbekannt iſt, daß er wol unter allen franzöſiſchen Dichtern die weiteſten Reiſen gemacht und die ſeltſamſten Abenteuer erlebt hat.

Er war einige Zeit gefangen in Algier, wurde losgekauft, durchreiſete Italien, Deutſchland, Ungarn, Polen, Preußen, Schweden, und verweilte beſonders in Lappland, in welches er tiefer drang als vor ihm irgend ein Fremder. Er hat uns von allen dieſen Ländern Nachrichten gegeben; aber die magerſten ſind die von Deutſchland. Zu dem wenigen Merkwürdigen, was uns hier begegnet, gehört ſeine Freude an Hamburg, wo er die Frauen, wie billig, ſehr ſchön findet, doch mit Recht bedauert, daß ſie ſich meiſtens das Geſicht auf ſpaniſche Weiſe bedeckten. Die Oper (bekanntlich in ganz Deutſchland am früheſten in Hamburg blühend) fand er, was für einen Franzoſen ſeiner Zeit (1681) ſchon etwas ſagen will, „nicht übel dargeſtellt,“ die Oper Alceſte ſogar „ſehr ſchön“ — *). Ueber manches politiſche Verhältniß des damaligen Deutſchlands

---

*) Ueber die damaligen und etwas ſpäteren Alceſten hat Wieland bei Gelegenheit ſeiner eigenen Oper, die dieſen Namen führt, einiges Vergleichende mitgetheilt; über den höchſt fruchtbaren Componiſten Keiſer enthält Gerber's muſikaliſches Lexikon manche gute Notiz, ſo wie über die Hamburgiſche Oper im Allgemeinen Einiges in Leſſing's Nachlaß zu finden iſt; doch bleibt hier ohne Zweifel noch viel Intereſſantes aufzudecken.

weiß er ziemlich gut Beſcheid; in manchem anderen aber iſt er höchſt ergötzlich unwiſſend. So ſpricht er z. B. von einem „Marquis“ von Brandenburg, eine Benennung, über die wir uns indeſſen nur mäßig wundern werden, wenn wir erwägen, daß laut der Berliner Monatſchrift vom Jahr 1786 ſelbſt Friedrich der Große faſt bis an das Ende ſeiner Regierung im römiſchen Staatskalender mit dieſem Titel prangte. Indeſſen weiß Regnard, daß dieſer Marquis doch auch ein Kurfürſt iſt, nur leider den Namen Friedrich Wilhelms des Großen, der damals bekanntlich ſchon ein und vierzig Jahre regiert hatte, weiß er (der ſonſt ſo Vieles weiß) nicht, ſondern bezeichnet ihn mit vier Puncten, vermuthlich, um dieſe gelegentlich durch irgend einen großen Geſchichtskenner ausfüllen zu laſſen. Es muß ihm aber kein ſolcher wiſſenſchaftlicher Rieſe aufgeſtoßen ſein; denn die Puncte ſind geblieben und ſtehen noch ſo in der letzten Stereotypausgabe von Regnard's Werken (Paris, 1801, Th. 1, S. 50). — Seltſam! den Namen hätte er auch wohl in Frankreich erfahren können, und zwar am beſten durch ſeinen eigenen König, Ludwig den Vierzehnten. Der kannte nicht bloß den Namen, ſondern den Fürſten, den Staatsmann, den Krieger, den edlen Gegner ſehr wohl.

C. Ein Wort über Holberg.

Man lobt den Trefflichen nicht wohl, wenn man ihn mit Shakſpearen vergleicht. Wer den Letztern ganz kennt, möchte ihn etwa mit dem Achill vergleichen, der ganz und gar in die geheiligte Fluth getaucht worden war, in ſo weit es die göttliche Mutter hatte möglich machen können. Und dennoch paßt auch dieſer Vergleich nicht ganz; denn wo wäre bei ihm die verwundbare Ferſe? Auch Holberg iſt in ſeinen ſchönſten Stunden wahrhaft begeiſtert, voll Witz und Laune, doch faſt immer ohne univerſellen Humor, und meiſtens ohne jene poetiſche Ironie, die allein — um es mit Einem Worte zu ſagen — die Wahrheit, die als ſolche ewig iſt, mit der Wirklichkeit, die nur der Zeit angehört, vereinen kann. Faſt alle ſeine komiſchen Charaktere ſind vortrefflich; aber die ausdrücklich ernſthaften Leute, die doch am Ende immer *Recht behalten*, ſind größtentheils arm, ja dürftig ausgeſtattet, oft langweilig, ja ſogar mitunter faſt unerträglich. — Daß dieſe Ernſthaften am Ende „Recht bekommen" — was man ſo im gewöhnlichen Leben „Recht bekommen" nennt, — ſoll Holbergen nicht zum Vorwurf gemacht werden; denn wir ſind weit entfernt, von dem Dichter verlangen zu wollen, daß er den Lauf des gewöhnlichen Lebens in deſſen äußern Erſcheinungen ändere. Aber gerade hier ſollte nun die Ironie eben ſowohl zerſetzend als vereinigend und poetiſch verſöhnend eintreten, und leider fehlt ſie eben hier bei Holberg. — Welch' ein vortreffliches Luſtſpiel iſt Gert Weſtphaler! Mit welcher gründlichen Genauigkeit und innerm Behagen hat der Dichter den Helden geſchildert! Dadurch aber haben faſt alle andern Perſonen des Stücks (die Mutter und der Reiſende ausgenommen) ſo verloren, daß man ſie kaum anſehen mag. — Wie? wenn man dieſe Perſonen etwa alſo anredete: Es iſt wahr, daß der gute Gert mit ſeinen drei Geſchichten auf die Länge recht ſehr ermüden kann; da er aber im Ganzen erträglich erzählt und inſonderheit ſeine Reiſe nach Hadersleben manches Ergötzliche mitbringt, ſo ſolltet Ihr Euch nicht ein ſo entſetzliches Aufheben davon machen. Geiſtreiche Leute, die das allenfalls dürften, werden es nicht wollen, aber nun vollends Ihr! Was habt Ihr denn für Schönes Euch mitzutheilen, wobei Euch die Haderslebner Reiſe ſtören könnte? Solltet Ihr nicht lieber ihm danken, daß er Eure gänzliche Sterilität ein wenig zu beleben ſucht, oder — in einem andern Bilde — daß er den grauen Langweiligkeitsdunſt, in welchem Ihr hauſet, ein wenig zu reinigen und nächſtdem zu ſalzen bemüht iſt? — Ich geſtehe, ich habe immer ein großes Mitleiden mit dem armen Gert gehabt und den ſogenannten Seliden den Triumph nicht gegönnt, den ſie am Ende über ihn davontragen. Zum Glücke iſt es auch nur ein ſcheinbarer; denn es läßt ſich vorausſehen, daß das triumphirende Liebespaar ſchon in den Flitterwochen wegen ſchlimmer Geiſtesdürre nicht wenig gähnen und ſich wol gar nach Gert Weſtphalern zurückſehnen werde. Dieſer koſtbare Jüngling verliert an Leonoren gar nichts; er kann ſie nicht lieben und bedarf einer ganz andern Frau. — Eine artige Colombine wünſchte ich ihm, leicht fröhlich neckend und auslachend, die ihm ſtatt ſeiner drei Geſchichten hundert andere noch viel ſchönere und luſtigere vortrüge und ihn [illegible] zum behaglichſten aller behaglichen Barbiere machte.

Nicht minder fehlt dieſe höhere Gattung von Ironie in Jeppe vom Berge. Vortrefflich zwar iſt Jeppe ſelbſt und der Wirth, aber ſchon die Frau weicht, nicht weil ſie rauh und hart iſt, ſondern weil dieſe Rauhheit, von aller Gutmüthigkeit und Scherzhaftigkeit entblößt, an das Kannibaliſche ſtreift. Und nun vollends der vornehme Herr, der ſich den Spaß mit Jeppe macht! Dieſer leere Mann ſollte entweder Jeppen aufrichtig danken, daß er ihm endlich einmal zu etwas Scherzhaftem verhelfe, oder der Dichter ſollte doch wenigſtens dieſen Gedanken in dem Leſer und Zuſchauer hervorrufen. — Wie ganz anders in dem kurzen Vorſpiel zur „Bezähmung einer Widerſpenſtigen!“ — Wie wird doch der Leſer ſogleich und auf die erfreulichſte Weiſe gewahr, daß der Dichter eben ſowohl Scherz treibe mit dem Myſtificirer als dem Myſtificirten. — Dieſer Lord, wie ſtattlich tritt er auf, welche gründlichen Bemerkungen ſtrömen von ſeinen Lippen über die Qualitäten der Jagdhunde und beim Anblick des Betrunkenen über die Betrunkenheit! Und wie ſchön bahnt er ſich den Uebergang zu dem großen Plane, mit dem Aufgebote aller ſeiner Kräfte und der Talente der Schauſpielergeſellſchaft und ſeiner geſammten Hausgenoſſenſchaft einen einzigen vom Wein benebelten Keſſelflicker zu myſtificiren! — Der ſtattliche Herr findet ſich nämlich, trotz aller Jagdhunde und philoſophiſchen Bemerkungen, innerlich ennuyirt: — das Unglück darf nicht verrathen werden und ſoll doch abgewendet ſein; was will er alſo machen? Der arme Keſſelflicker muß herhalten. Das Alles hat die ſchöne Seele Shakſpear's klar geſehen. Er hat es natürlich nicht mit dürren Worten ausgeſprochen; denn er war ja ein Dichter im höchſten Sinne des Worts und ſollte deshalb nicht den Dichter und Kritiker zu gleicher Zeit machen wollen. Der Chor aber iſt in des Leſers und Zuſchauers Bruſt, und der freiſinnige Dichter durfte ſicher ſein, daß man die wahrhaft poetiſche Grundlage ſeines Luſtſpiels gar wohl erkennen werde. — Wie anders bei Holberg! Die Grundidee in ſeinem Jeppe iſt nicht bloß unpoetiſch, ſondern, bei allem Anſchein von Moral und Politik, nicht ohne einſeitig betrübende Anſicht von den ſogenannten niedern Ständen. Zum größten Glücke iſt aber hier, wie immer, Holberg der Dichter bei weitem beſſer als Holberg der Denker, und wenn wir oft mit Bedauern ſehen müſſen, daß er mit dem Vorſatze, irgend eine polemiſche Halbwahrheit durchzuführen, die Feder ergreift, ſo erfreut es uns deſto mehr, daß das wahrhaft Dichteriſche in ihm und ſeine köſtliche Laune oft dennoch — faſt möcht' ich ſagen: gegen ſeinen Eigenwillen — den Sieg davonträgt. Dürfte man von der komiſchen Muſe, die uns, wie billig, nicht minder theuer iſt als die tragiſche, einmal komiſch reden, ſo möchte ich ſagen, ſie ſei ſelbſt dem zuweilen abirrenden Holberg liebend . . . . nachgelaufen.

Wie aber auf Erden ſich jede Schuld rächet, ſo auch, was als poetiſche Schuld bei ihm zu betrachten iſt. Hat er z. B. den privilegirten vornehmen Ständen über die Gebühr ſchmeicheln wollen, ſo iſt es ihm oft ſchlecht gelungen, und alle moralpredigenden Endreden helfen ihm wenig, da überall der größere Verſtand unter die Bedienten und Kammermädchen, ja ſogar oft nur unter die luſtigen Taugenichtſe vertheilt worden iſt. Man könnte antworten: „Hier alſo waltet doch wirkliche Ironie;" aber offenbar häufig gegen den Willen des Dichters, und es giebt dies einen neuen Beleg, wie reich ſein Talent war, dem ſelbſt die proſaiſchſten Gedanken zuweilen poetiſch ausliefen. Belege finden ſich überall, daß er oft gegen ſich ſelbſt wüthet, und daß auch dies ihm zuweilen ungeſtraft hingeht. So ſind z. B. Heinrich und Pernille in dem Stücke gleiches Namens köſtliche ergötzliche Sünder, und da ſie dies ſelbſt geſtehen und ſich allein gegenüber kein Geheimniß daraus machen, ſo haben wir nicht das Mindeſte gegen ihre poetiſche Exiſtenz einzuwenden; aber die vornehmen Herren und die Herrin in jenem Stück — obwohl gleichfalls voll moraliſcher Schadhaftigkeit und Armſeligkeit — werfen ſich auf die unbehaglichſte Weiſe in die Bruſt, zanken ſich witzlos gemein und zeigen überhaupt ſehr traurige Geiſtesbeſchränktheit. Hat nur Holberg den Gedanken, der bei ſolchen Conjuncturen in der Seele des Zuſchauers entſtehen muß, wirklich gewollt? Ich zweifle ſehr. Daß er ihn aber dennoch und wider ſeinen Willen entſtehen ließ, hat dem Stücke geholfen; indeſſen bleibt dem Leſer, um es ganz zu genießen, erſt die Arbeit, einige Ungehörigkeit in Gedanken ausſtreichen.

Uebrigens hat Holberg in dem genannten Stück eine Vergleichung mit Beaumont und Fletcher nicht zu ſcheuen; denn dieſe, denen die Ehre bleibt, in dem Luſtſpiel: „Rule a wife and have a wife“ den erſten genialen Gedanken zu einem ſehr anziehenden Gemälde gehabt und durchgeführt zu haben, ſchadeten ſich durch Uebertreibung und durch die Vereinigung zweier Intriguen, aus denen billig hätten zwei Luſtſpiele gemacht werden ſollen. Holberg, der Mäßige, nahm die eine heraus und bearbeitete ſie auf ſeine bequem intereſſante Weiſe, diesmal gern auf Originalität Verzicht thuend und dennoch faſt Original.

Faſt ganz rein erſcheint dagegen: „Viel Geſchrei und wenig Wolle,“ indem hier der ſchreiende Gegenſatz von vornehmer und nicht vornehmer Welt ganz bei Seite geſtellt worden iſt.

Hier macht ſich auch die komiſche Grauſamkeit, mit welcher der arme „Vielgeſchrei“ behandelt wird, höchſt angenehm, eben weil ſie eine rein komiſche iſt. Nie verläßt uns der Gedanke, daß ſich der Held in allen ſeinen Leiden dennoch recht wohl befindet, ſo wie es ja auch lediglich auf ihn ſelbſt ankommt, ſich in einem einzigen hellen Augenblick von allen Beſchwerden zu befreien. Der Moment, in dem er, vom bunteſten Wirrwar übertäubt, ſich nachdenklich niederläßt und in gelaſſener Verzweiflung ſämmtliche Eröffnungen und Enthüllungen anſchaut und anhört, endlich aber aufſpringend ausruft: „Und ich bin Alexander Magnus und will Euch Schurken alle die Köpfe abſchlagen!“ gehört zu den vortrefflichſten, die je ein Luſtſpiel geliefert haben. Es tritt hier der Fall ein, wo das Hochkomiſche an das Tragiſche ſtreift.

Genug für diesmal von Holberg ſelbſt, denn es ward ja nur ein Wort verſprochen; doch mögen diejenigen Leſer, denen die Eintheilung der Dichter in „Wiſſende“ und „Begeiſterte“ befremdend neu ſein möchte, noch an Platon's Ideen über dieſen Punct erinnert werden.

Endlich wollen wir aber auch nicht vergeſſen, dem Dichter des trefflichen Aladdin recht herzlich zu danken für ſeine neue, mit wahrem Feuer durchgeführte Holbergsüberſetzung, ſo wie für die im Ganzen wohlgelungene Bearbeitung „Melampe's" und der „Unſichtbaren." Das Lob indeſſen, welches hie und da ſeiner Vorrede gebracht worden iſt, kann ich kaum zur Hälfte unterſchreiben. Ich glaube gern, daß O — Shakſpearen beſſer verſteht als er es hier gezeigt hat; doch in dieſem Falle möchte ich ihn fragen, wie er es hat über das Herz bringen können, ſo ungenügende Reden über ihn vorzubringen? Denn wahrlich mit einigen Lobworten iſt es hier nicht abgethan, am wenigſten, wenn man kurz zuvor den harmloſen Ausdruck Schlegel's, daß Shakſpear in jenem Vorſpiel der „vornehmſte" Dichter ſei, angegriffen hat. Schiller's Ausſpruch vom Schlamm, in welchen H. den Leſer häufig hinabzieht, durfte und konnte allerdings gemildert werden, nur nicht auf eine ſolche Weiſe, die man faſt ein wenig tumultuariſch nennen möchte. Was O. bei dieſer Gelegenheit vorbringt, iſt meiſtens richtig, aber früher ſchon beſſer geſagt; z. B. das Urtheil über Figaro, welches ſich indeſſen am beſten an eine gründliche Beurtheilung der Muſik knüpfen ließe (und auch bereits geknüpft worden iſt), mit der unſer herrlicher Mozart die bunte Giftpflanze umhüllt und umgezaubert hat.

Doch ich will nicht mit Tadel ſchließen, ſondern der Ueberſetzung das beſte Glück wünſchen. Möchten doch auch unſere Bühnen die beſſeren und unvergänglichen Blüthen der Holberg'ſchen Muſe ſich aneignen! denn es iſt wahrlich Zeit, daß wir öfter als bisher von dorther reinen harmloſen Witz und deshalb auch Holberg'ſchen vernehmen. Es iſt möglich, ja ſogar wahrſcheinlich daß Gert und Vielgeſchrei im Anfange große Anfechtungen zu beſtehen haben würden, daß Leonſe, Heinrich, Pernille u. ſ. w. hie und da ſogar mit Trommeln und Pfeifen empfangen werden möchten; am Ende aber dürften ſie doch wohl ſiegen; wenigſtens ſoll man nie aufhören, für die gute Sache den Sieg zu hoffen.

D. Leſſing's frühere Dramen.

Es iſt ſehr löblich, daß man in dem letzten Jahrzent häufiger als ſonſt die nie veraltenden Schauſpiele „Minna von Barnhelm“ und „Emilia Galotti“ uns von der Bühne herab gezeigt hat. Könnte man aber nicht noch einen Schritt weiter gehen? und iſt von den früheren Stücken des vortrefflichen Mannes nichts weiter zu gebrauchen? — Werfen wir einen raſchen Blick auf dieſelben. In dem „jungen Gelehrren“ iſt die portraitmäßige Wahrheit durchaus nicht zu verkennen; doch möchte man hier, eine Leſſing'ſche Redensart parodirend, mit Tadel bemerken müſſen: „weniger wahr wäre wahrer.“ *) Wir ſind mit dem ganzen unausſtehlichen gelehrten, bleiſchweren und doch kokettirenden, zerfahrenden Knaben ſchon nach wenigen Scenen völlig im Reinen, und was ſpäter folgt, macht nur das Gemälde ſchwerer, ohne Neuheit zu geben. Im Dialog aber iſt ſchon ein halber Leſſing ſichtbar, und bei einer genauen Bekanntſchaft mit der dramatiſchen Literatur jener Zeit (1748) weiß ich auch nicht einen einzigen Deutſchen zu nennen, der ſich mit ſeiner ganzen Kraft auch nur gegen den halben Leſſing ſtellen könnte.

Der Miſogyn. Auch hier iſt in dem Hauptcharakter Farbenüberladung ſichtbar; da aber der ganze Mann etwas fratzenhaft Bewegliches und luſtig Hüpfendes hat, ſo empfinden wir auch nichts von jener Peinlichkeit, die uns der durch fünf Acte mühevoll fortraiſonnirende junge Gelehrte giebt, der gewiſſermaßen ſchon im Anfang als ein innerlich Todter zu betrachten iſt.

---

*) „Das haben Sie redlich gethan. Redlich, ſage ich: weniger redlich wäre redlicher.“ So der Prinz in Emilia Galotti zu dem Maler.

Da Leſſing in jener Zeit, wenn er auf die Bühne gebracht ſein wollte, den von ihm protegirten Hanswurſt weglaſſen mußte, ſo ſchwärzte er ihn in den Bedienten Anton, Johann u. ſ. w. auf ſeine Weiſe wieder ein. Es ſind bequem witzige, dumm-pfiffige und pfiffig-dumme Tölpel, mit denen Liſette recht gut zu converſiren weiß. Dieſes Kammermädchen iſt gleichfalls eine ſtehende Maske, und wie viel auch bei ihrer Zeichnung der junge Dichter den Franzoſen und Italienern verdankt, etwas Originelles findet ſich doch, gleichſam ein Ueberreſt vom altdeutſchen hanswurſtiſchen Princip, und ein ſolches iſt auch nothwendig, wenn überhaupt dieſe Liſette mit jenen Johanns und Antons zu thun haben ſoll, was einer bloß franzöſiſchen oder italieniſchen kaum gelingen könnte. In manchen Puppenkomödien ſpäterer Zeit (z. B. aus der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts) waltet ſo etwas von einem weiblichen Hanswurſt; doch hat man uns mit billiger Schonung den Namen „Hanswurſtin" erlaſſen. Selbſt die vornehmen Leute, z. B. der Miſogyn, ſtreifen zuweilen an das Hanswurſtiſche, unter andern bei der augenſcheinlichen Entdeckung, daß Lelio ein verkleidetes Frauenzimmer iſt.

Das kleine Luſtſpiel „die Juden" iſt ſehr ſchwach angelegt, aber in allen luſtigen Partien mit der beſten Laune durchgeführt. Das heirathluſtige Fräulein — nur übertroffen durch Gellert's in zwei bis drei Zeilen meiſterhaft gemaltes Mädchen von vierzehn Jahren und ſieben Wochen*) — der ſeichte Papa, der ſich in tugendhaften Redensarten übernimmt, der faſt dithyrambiſche Tölpel Chriſtoph, der ſpitzbübiſche Vogt, der ſich in der erſten Scene mit großem Recht für dumm erklärt und nun mit jeder folgenden immer dümmer wird, die gänzlich ungezierte, frechluſtig-witzige Liſette ſind treffliche Figuren zu einer derben Poſſe; aber der Reiſende, die Hauptperſon, iſt überaus ſchwächlich, ſagt ernſthaft einiges ſehr Irrige auf eigene Hand, trägt aber ſonſt ſo ſchwer an bleierner Moral, daß er kaum Athem holen kann. Er ſcheint immer nur in Sorgen zu ſein, wie er wol mit dem Leben davonkomme, und ich würde ihn eher für einen ganz verarmten, demüthigen, ordinär aufgeklärten Magiſter halten, als für einen Juden, der doch etwas Witz haben ſollte.

---

*) Zu Gellert's noch größerer Ehre iſt auch zu bemerken, daß ſein „junges Mädchen" einige Jahre früher gedichtet wurde als das Leſſing'ſche Fräulein.

Ueber das einaktige Luſtſpiel „der Schatz" bedarf es keines Urtheils, da vermuthlich Niemand widerſprechen wird, wenn man es geradezu für entſchieden gelungen erklärt. Es iſt eben ſo gründlich als leicht behandelt, und ſollte auch mitunter der Spaß etwas in die Breite gehen, ſo iſt doch dieſer Spaß ſelbſt ſo rein ſpaßhaft, ſo lebendig und friſch, daß ich wenigſtens es nicht über das Herz bringen konnte, viel davon zu ſtreichen.

In allen dieſen Stücken, ſo wie überhaupt in den meiſten noch früheren altdeutſchen Luſtſpielen herrſcht unter manchen andern Merkwürdigkeiten auch die ganz beſondere, daß ſämtliche empfindſame und moraliſche liebhabende Jünglinge und geliebte junge Damen von ſehr beſchränktem Verſtande ſind, weshalb ſie auch niemals ein zweckmäßig kluges Mittel erſinnen können, um ſich aus den herkömmlichen Verlegenheiten zu ziehen. Johann und Liſette machen ſich nicht ſelten über die Dummheit der jungen Leute luſtig; ja wenn der Liebhaber, gewöhnlich im dritten Act, wo der Wirrwar am ſchlimmſten iſt, den feinen Galanteriedegen zieht, mit der entſetzlichen Drohung, das flammende Herz zu durchſtechen, ſo fragen ihn die luſtigen Perſonen mit Recht: „ob er denn völlig unklug oder gar des

Teufels ſei!" werden aber denn doch gerührt und erſinnen einen neuen Plan, wofür der Liebhaber, der jedesmal ein Capitaliſt iſt, tauſend Thaler und auch ſonſt noch einiges Nöthige zu Liſettens Ausſtattung verſpricht. Dieſe Summe iſt herkömmlich und wird, ſo viel ich weiß, von keinem deutſchen Dichter jener Zeit überſchritten, und wäre auch der dargeſtellte Liebhaber ein Millionär. Der ökonomiſche Deutſche weiß ſehr gut, was es heißt: tauſend Thaler verſchenken, und im Parterre gab und giebt es gewiß noch viele ehrbare Leute, die ſogar an der Möglichkeit zweifeln, daß man ſich die Liebe ſo ungeheuer viel könne koſten laſſen. Mit der herkömmlichen Vernarrtheit der zarten Liebenden, ſo wie mit jener Geldſumme hält es auch Leſſing; aber die eigentliche Deſperation im zweiten oder dritten Act erläßt er dem guten Jünglinge, und der wohlſtiliſirte tugendhaft-ſanfte Schmerz, welchen er dafür demſelben leiden, läßt an gar kein gefährliches Degenziehen denken.

Nicht minder wichtig, ja in gewiſſer Hinſicht noch wichtiger als dieſe Luſtſpiele, iſt Miß Sara Sampſon, das erſte bürgerliche Trauerſpiel der Deutſchen. Es wurde gleich bei ſeinem erſten Erſcheinen 1754 als das höchſte Meiſterwerk begrüßt, und in der That iſt hier auch

Manches zu loben. Der ſinnvolle Ernſt in der Erfindung, die ſtete Steigerung des Intereſſes, die Gründlichkeit in der Charakteriſtik der Hauptperſonen, die gemeſſene Rhetorik der Leidenſchaft, der genaue Zuſammenhang der Scenenreihe u. ſ. w., das Alles verdient rühmliche Anerkennung. Eine Marwood würden wir freilich nur ſelten in Deutſchland finden; aber ſie ſoll ja auch keine Deutſche ſein, ſondern nur dem weiblichem Geſchlecht überhaupt angehören, und ſo dürfen wir ihre Wahrheit nicht läugnen, ſo wie nicht minder die ſanfte Duldungskraft der armen Sara im Verhältniß zu jener Furie und zu dem zerriſſenen Mellefont. Dennoch iſt, trotz aller dieſer Tugenden, der Eindruck des Ganzen höchſt peinlich; denn da wir in dieſer Tragödie nie zur Erhebung gelangt ſind, ſo iſt auch keine Beruhigung möglich, und wir verlaſſen das Ganze mit dem traurigen Gefühl, es ſei doch ein höchſt jammervolles Leben in der Welt — eine Empfindung, um deretwillen man wahrlich nicht in das Theater gehen mag.

Sollte es aber nicht ein Mittel geben, mit Beibehaltung aller guten Einzelnheiten dieſes Schauſpiel in das Element einer reinern tragiſchen Erhebung und Heiterkeit zu verſehen? — Dieſe Frage klingt wunderlich — das thut mir ſelbſt recht leid — allein man ſoll ſich doch auch vor dem bloßen Schein nicht fürchten; denn ſonſt dürfte man z. B. auch die Worte „tragiſch“ und „heiter“ nicht zuſammenſetzen, weil Manche ſagen könnten: „Tragiſch iſt doch ſo viel wie traurig, und traurig und heiter das reimt ſich nicht.“ Indeſſen hat die Frage allerdings etwas Befremdendes; doch wird ſie hoffentlich Jedem, welcher Leſſing's Schauſpiel wahrhaft achtet, nicht unwerth ſcheinen aufgeworfen zu werden. Vielleicht wohnen auch wol gute Leute vor und hinter den Bergen, die eine fröhliche Antwort darauf wüßten, und die ſich jene Frage nur bisher nie geſtellt haben.

Ungleich bedenklicher ſteht es mit Philotas, ſobald von Bühnendarſtellung die Rede iſt. Um dieſes Stück zu genießen, würde ein Publicum erfordert, das zuvörderſt gänzlich vertraut wäre mit der politiſchen Richtung des griechiſchen Geiſtes, ſo wie nicht minder mit ſeinen künſtlichen Ausartungen, unter denen vor allen die ſophiſtiſche Moral zu nennen iſt, der zufolge der Selbſtmord unter gewiſſen Umſtänden als hohe überſchwengliche Tugend erſcheint. Hier wird vollends die Sache ſo auf die Nadelſpitze geſtellt, daß Leſſing's ganzes Genie dazu gehörte, um auch nur ein leiſes tragiſches Mitgefühl hervorzurufen.

Dennoch glaubt man in dieſer Tragödie zuweilen eine geiſtreiche Parodie, ja feine Satyre gegen jene moraliſche Spitzfindigkeit — die doch in Grund und Boden unmoraliſch iſt — zu hören, und in keinem Falle iſt ein ſiebzehnjähriger Selbſtmörder, zeige er auch noch ſo viel beſchönigende Redekünſte, ein würdiger Gegenſtand für die Tragödie. Ferner dürfte ein ſolches Publicum auch nicht einen einzigen Augenblick in der angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit ermatten, weil es ſonſt die höchſte Künſtlichkeit dieſes Dialogs nicht faſſen könnte, und wenn es ſie gefaßt hätte, würde es hier wol hinreichenden Lohn für dieſe Anſtrengung bekommen? — Ich zweiſle.

F. Erinnerung an Adolf Klotz.

Selten hat ein deutſcher Schriftſteller eine ſo traurige Berühmtheit gewonnen und durch eigne Schuld ſo ſchnell verloren als Adolf Klotz, und Jedem, der nur irgend in der zweiten Hälfte des literariſchen achtzehnten Jahrhunderts Beſcheid weiß, fällt ſogleich ein, daß Leſſing ihm das verdiente Grab gegraben hat. Klotzens Geſchichte gleicht einem witzigen Epigramm, nur daß es nicht ohne tragiſche Beimiſchung iſt. Er war ein junger Mann von nicht geringen Anlagen; kaum aber bemerkte er das, ſo glaubte er auch ſchon, er ſei ein außerordentlicher Mann. Die Erlernung der Sprachen ward ihm ſehr leicht; aber er machte ein Spiel daraus, und ſo blieb er im Griechiſchen höchſt mittelmäßig, und nur im Lateiniſchen erreichte er eine gewiſſe Gewandtheit und Zierlichkeit, die er jedoch nur zum Schimmern und Blenden anwandte. Er war nicht ganz ohne geſelligen Witz und meinte deshalb ſelbſtgefällig, er ſei zur Satyre geboren. Seine erſten Verſuche in dieſer Gattung in geziertem und deshalb pedantiſchem Latein ſind ſchwach und ideenlos, wurden aber überall gerühmt, leider auch in den Berliner Literaturbriefen. In den kritiſchen Blättern, die er gleichfalls noch als Jüngling herauszugeben und größtentheils ſelbſt zu ſchreiben wagte, zeigte er eine ſo ungenirte Dictatormiene, daß er Vielen imponirte, die deshalb Alles vermieden, den jungen Herrn zu reizen, während Manche gar eifrig darauf ausgingen wie auf den höchſten Lohn, von ihm in ſeinem eleganten Latein gelobt zu werden.

Auch als Bürger ward ihm jetzt ein großes Glück; denn ſelbſt Friedrich II. zeigte ſich ihm einigermaßen günſtig, und obwohl von dem, was Klotz über ſeine Unterredung mit dem Könige zu prahlen pflegte, Vieles übertrieben ſein mochte, ſo iſt doch wahrſcheinlich, daß er ihm wenigſtens nicht misfiel, da er allerdings das Talent hatte, ſich für eine kurze Zeit zuſammenzuraffen und ſich eben ſo beſcheiden als anſtellig leicht und raſch witzig zu zeigen. In jedem Falle iſt die Auszeichnung bedeutend, daß er ſogleich als Profeſſor in Halle und zwar mit dem Titel eines Geheimeraths (was damals etwas kaum Erhörtes war, beſonders bei einem Jüngling in den Zwanzigern) angeſtellt wurde. Gleim und Georg Jacobi waren längſt ſeine Verehrer; der Letzte widmete ihm ſogar eine wahrhafte Zärtlichkeit. Um aber das Maß ſeines literariſchen Ruhms zu vollenden, hatte auch Leſſing in ſeinem Laokoon ihm einen „feinen und richtigen“ Geſchmack zugeſchrieben, und Herder in der Vorrede zu ſeinen Fragmenten ihn unter den wenigen deutſchen Kritikern genennt, die er ſich wünſche. Dennoch ſchien es, als ſei all dieſer Ruhm Klotzen noch nicht genügend, und damit nur ſein Name recht oft genennt werde, ließ er ſich von vielen jungen Schriftſtellern leicht überreden, ihre Werkchen mit einer kleinen Vorrede zu begleiten, die dafür einige Lobreden zurückwerfen mußten. Er redigirte eine lateiniſche und eine deutſche philoſophiſch-äſthetiſche Zeitſchrift, hatte faſt bei allen andern

Zeitungen die Hand mit im Spiele, beauftragte — (anfangs vielleicht mit Erröthen, ſpäterhin ohne) — mehrere ſeiner Schüler, ihn überall, wo es nur irgend möglich ſei, zu rühmen, und wurde zuletzt ſo krankhaft reizbar, daß er ſchon zürnte, wenn in einem philoſophiſchen, antiquariſchen oder äſthetiſchen Werke ſein Name nicht genannt wurde. Die Ausrede, es habe ſich dießmal keine Gelegenheit gefunden, ſchien ihm eben ſo albern als frevelhaft. Uebermüthig und zuweilen offenherzig aus Uebermuth, hatte er auch einſt in großer Geſellſchaft bei Tafel, deren Freuden er nur zu ſehr liebte, geäußert, ſo wie es angenehm ſei, Freunden eine gute Stunde zu machen, ſo ſei es nicht minder ſüß, Feinden eine böſe Stunde zu bereiten und ihnen durch Kritik wehe zu thun.*) Dieſer Ausdruck wurde nicht ſelten wiederholt, ſo daß er wohl bekannt werden mußte, und manche der ſpäteren Klotzeſchen Recenſionen zeigen wirklich, daß es ihm ein Ernſt damit war.

---

*) Selbſt die heilloſeſte Doppelzüngigkeit erlaubte er ſich und recenſirte zuweilen mit ſeiner Namensunterſchrift ein Buch ſehr günſtig, in einer andern Zeitung aber anonym mit Härte und Bitterkeit.

Solche Gräuel konnten damals nicht ungeſtraft bleiben. Leſſing, der, wie eben erzählt worden, ihn anfangs als einen talentvollen Jüngling hatte aufmuntern wollen, zog ſich bald zurück, als Klotz ihn mit widerlich ſchmeichelnden Briefen und mit öffentlichen, alles Maß überſteigenden Lobpreiſungen beläſtigte. Klotz ſchien ſo etwas zu ahnden, glaubte deshalb, es ſei an der Zeit, durch ein neues Werk zu imponiren, und ſchrieb mit raſcher Feder ſein Buch „von geſchnittenen Steinen.“ — Welch' eine Schrift! Zwei Drittel waren aus fremden Handſchriften und Collegienheften zuſammengeraubt, während das letzte Drittel den eignen Leichtſinn, die Irrthümer und Phantaſtereien des Autors zu Tage förderten. Dennoch wäre vielleicht die Sache vertuſcht geblieben; das größere Publicum verſtand von der Sache nichts und intereſſirte ſich auch nicht dafür. Es hätte die Schrift gekauft — das erforderte nun einmal der berühmte Name — ein wenig geblättert, ein wenig gegähnt und vergeſſen. Unter denen, die es verſtanden, hätten wol die Meiſten aus Vorſichtigkeit geſchwiegen, damit nicht Klotz ſeine Drohung, jedem Gegner böſe Stunden zu machen, an ihnen erfülle, und mit den Muthigern, z. B. Herder, Hamann u. ſ. w., würde er wenigſtens inſofern haben fertig werden können, als er ihren einzelnen edlen Stimmen das Geſchrei von hundert Kehlen hätte entgegenſetzen können. Sein Unglück war, daß Leſſing die Schrift zu Geſicht bekam. Wie mußte dieſer theure Mann, der bei einer unermüdlichen Anſtrengung und bei dem Aufgebot aller Kräfte dennoch ſich nie genügte, erſtaunen, ja erſchrecken vor der Unredlichkeit, Seichtigkeit, Hoffahrt u. ſ. w., die ihm hier faſt auf jeder Seite begegnete! Im edlen Zorn ergriff er die Feder und ſchrieb jene „antiquariſchen Briefe,“ die, ſelbſt wenn der Stoff nur wenig anzieht, durch den muſterhaften polemiſchen Styl erfreuen müſſen. Es iſt, als ſtelle Leſſing, Alexandern gleich, einen ſieggewohnten Phalanx von Gelehrſamkeit, Scharfſinn und Witz zuſammen, der Alles, was ihm widerſtreben will, raſch umwirft und zertritt. Das hoch aufgethürmte Brettergerüſte von Klotzens Scheinruhm fiel augenblicklich in morſche Trümmer zuſammen, und Alles, was er ſpäterhin that, um ſich einen neuen literariſchen Thron oder auch nur eine neue literariſche Bude aufzubauen, war vergeblich. Es ſchien, um es mit Einem Worte zu ſagen, als ſei der ganze Schriftſteller vom Scheitel bis zur Ferſe vernichtet. Klotz war in Verzweiflung und wählte in dieſer Stimmung die verſchiedenartigſten, aber immer untauglichen Mittel, ſich gegen Leſſing zu wehren; denn weder Grobheit noch Witzelei, weder forcirte Wehmuth und Zerknirſchung, noch trotziger Bettelſtolz konnten hier helfen, am wenigſten aber, da er in der Angſt alle Wochen die Taktik änderte.

Das erkannte Klotz zuletzt ſelbſt, und die ewigen Kämpfe des unbefriedigten Ehrgeizes, heftige Reue über ein körperlich und geiſtig verſchwendetes Leben, warfen ihn auf das Krankenbett, das, wie er bald ſelbſt erkannte, ſein Sterbelager werden ſollte. Es ward ihm — ſo ſcheint es — deutlich, daß ſein ganzes Leben gewiſſermaßen *nur ein einziger ungeheurer Irrthum* geweſen ſei; weil aber dieſe Reue und dieſer Schmerz nunmehr wirklich ächt und vollſtändig waren, ſo konnte auch der höhere und höchſte Troſt nicht ausbleiben. Um dieſen noch mehr zu befeſtigen, bat er um den Zuſpruch eines Geiſtlichen,*) irrte aber leider in der Perſon deſſelben; denn dieſer, weit entfernt den Todtkranken zu erheben und zu beruhigen, erklärte ihm mit ſtarrer Härte, dieſe Reue und Buße in

---

*) Um nicht durch ein zu häufiges *ſagt man* oder *es ſoll* zu ſtören, bitte ich in dieſer Anmerkung den günſtigen Leſer, es hinzuzudenken.

der letzten Lebensſtunde könne zu nichts helfen. Jetzt aber zeigte der Kranke, daß er jenen göttlichen Troſt wahrhaft erfaßt habe, indem er, mit letzter Kraft ſich aufrichtend, die ſinnvollen erquickenden bibliſchen Worte ausſprach: „Die um die elfte Stunde kamen, empfingen doch auch ihren Groſchen.“ — Wie reich ausgeſtattet mit Kraft mußte ein Mann ſein, der in einem ſolchen Augenblicke dieſer beſten aller Antworten fähig war! Wie traurig aber iſt es, daß er dieſe Kraft während ſeines ganzen Lebens faſt nur unnütz verflattern ließ!

Er ſtarb am 31. December 1771 im ein und dreißigſten Jahre ſeines Alters. So raſch war er mit ſeinem Ruhm, ſo raſch mit ſeinem Leben fertig geworden.

V. Leiſewitz und ſein einziges Drama.

Es iſt bekannt, daß um das Jahr 1770 die Direction der Hamburger Bühne einen Preis auf das beſte neue Originaltrauerſpiel ſetzte. Das Honorar war ſehr gering, und es ward deshalb im Auslande, welches einige Notiz davon genommen hatte, ein halb mitleidiges, halb höhnendes Lächeln vernehmbar. Aber die unverwüſtlich beſcheidenen Deutſchen lachten nicht; denn abgerechnet, daß ohnehin Niemand mehr geben kann als er hat, ſo war auch der wackere Sinn der Preisaufgabe offenbar und die zu erwartende treffliche Bühnendarſtellung, ſo wie der Beifall Deutſchlands, Lohn genug. Unter den Preisbewerbern ragten beſonders zwei Jünglinge hervor, die wir in mancher Hinſicht bedeutend nennen können. Der eine, Klinger, zeigte ein nicht geringes Talent, das er jedoch in jugendlichem Uebermuthe faſt verſchwelgte und gewiſſermaßen zerſetzte, weshalb denn auch die gewöhnliche Erfahrung, daß unmäßig luxurirenden Vorfrühlingen kalte Sommer folgen, nicht ausbleiben konnte. Er gab damals ſeine „Zwillinge,“ ein Stück voll finſterer Schwermuth und blutrother, doch—kalter Flammen, von ungeſunden Morgennebeln und jener Unnatur, die ſich ſtolz über alle Natur erhebt, weil ſie die wahre Natur, die ſie nicht kennt, verachtet. Indeſſen ſind einige geniale Züge unverkennbar, wie etwa Blumen auf einer finſtern Heide. Ungleich bedeutender war, was der andere Jüngling, Leiſewitz, brachte: Julius von Tarent, ein Schauſpiel, das bei löblicher Organiſation, genauer Einſicht in die Charaktere, Gemeſſenheit der Sprache und einzelnen jugendlich blühenden Scenen leider über die ſchöne männliche Beſonnenheit hinaus oft einen metaphysiſch klügelnden, zuweilen faſt greiſenhaften Geiſt beurkundet. Die Direction erkannte den Zwillingen den Preis zu, und ſeidem iſt häufig erzählt worden, daß Leiſewitz im Zorn oder Kummer über dieſen unbilligen Ausſpruch nie wieder habe ein Trauerſpiel ſchreiben wollen. Dieſes Gerücht iſt ſo weit verbreitet, daß ſelbſt Jean Paul demſelben geglaubt hat, der es auch (bei Gelegenheit einer ſehr *gerechten* Empfehlung der *Gerechtigkeit* an die Kritiker) von Neuem wiederholte. Es iſt deshalb ganz an der Zeit, dieſer Sage zu widerſprechen. Leiſewitz war ein ſo ſanfter, liebenswürdig beſcheidener Mann, daß er von ſeinem eignen Werke nur ſehr ſelten und dann nur wie von einer nicht ganz unintereſſanten jugendlichen Uebung zu ſprechen pflegte, die aber keineswegs auf ausgezeichneten Werth Anſpruch machen dürfe. Und wie hätte es auch anders ſein mögen bei einen Manne, der die Griechen und Shakſpeare genau kannte und innig liebte? Wäre er aber auch wirklich eitel geweſen — ich wiederhole, daß vielleicht Niemand es *weniger* ſein kann — ſo hätte wahrlich dieſes Gefühl durch das Schickſal ſeines Julius von Tarent die beſte *Nahrung* bekommen müſſen. Es giebt nur wenige Journale oder gar Lehrbücher der Aeſthetik aus damaliger Zeit, in welchen nicht jener Richterſpruch als unbillig bekämpft und Leiſewitz nicht vertheidiget und gerühmt wird.

Die Hauptſache aber iſt, daß Leſſing laut und mit ganzer Ueberlegenheit ſich für ihn erklärte. (Daß er dabei ſehr übertrieb, wird wol jetzt von Niemanden mehr beſtritten werden; wer aber möchte darüber zürnen, da dieſe Uebertreibung aus einer ſo edlen Quelle hervorging?) Doch auch faſt das ganze deutſche Publicum nahm Leiſewitzens Partei, und während die Zwillinge nur mit ſehr getheiltem Beifall zuweilen auf dem Theater herumſpukten, blieb Julius bei all ſeinen Fehlern ein Lieblingsſtück jener zahlreichen gebildeten und gelehrten Deutſchen, die ſich ja bekanntlich auch eine Ueberfülle von ſanften Gefühlen, rhetoriſchen Kunſtgriffen und metaphyſiſchen Bedenklichkeiten in den Trauerſpielen gern gefallen laſſen.

Und eine ſolche Genugthuung ſollte Leiſewitzen nicht befriedigt haben? ihn, den ſanftgeſinnten, durch und durch beſcheidenen Mann? Die bloße Frage enthält ſchon die Antwort, und hätte ihn irgend etwas beunruhigen können, ſo war es jenes übertriebene Lob. Wenn es aber ſich ſo verhält, warum ſchrieb er denn kein Trauerſpiel mehr? Aus dem ſehr einfachen Grunde, weil es ihm bei wachſender Bildung immer deutlicher wurde, daß er nicht hinreichendes Talent dazu beſitze. Nicht erſchöpft war ſeine innere Quelle, aber auch nicht reich genug, um ihm, der mit Recht ſo viel forderte, zur Schöpfung und Ausbildung einer Tragödie als genügend zu erſcheinen. Er dichtete zu ſeiner eigenen Freude noch manche einzelne Scenen, von denen auch einige wenige gedruckt ſind, wandte ſich aber dann der Geſchichte, inſonderheit der deutſchen, zu und ſchrieb mit dem Aufwande der höchſten Kraft in einer beträchtlichen Reihe von Jahren die Geſchichte des dreißigjährigen Krieges, die von bewährten Männern, welche die Handſchrift geleſen, als ein durch das gewiſſenhafteſte Quellenſtudium, gründliche Einſicht in die Verhältniſſe der Zeit und der Charaktere, ſo wie durch Einfachheit und Gediegenheit des Styls ausgezeichnetes Werk geprieſen worden. Ihm ſelbſt erſchien es jedoch nicht reif genug, und er iſt niemals zu bewegen geweſen, daſſelbe dem Druck zu übergeben. Ob er die Handſchrift vernichtet hat, wie Einige erzählen, oder ob er nur teſtamentariſch verordnete, daß ſie nie öffentlich erſcheinen ſolle, kann ich nicht mit Beſtimmtheit ſagen; gewiß aber iſt es, daß ſie niemals in's Publicum kommen wird.

Was Leiſewitz als Menſch und Bürger war, darüber iſt im Braunſchweigiſchen Lande, inſonderheit aber in deſſen alt ehrwürdiger Hauptſtadt, nur Eine Stimme des Ruhms, und man kann nur mit inniger Rührung daran denken, daß er bei vieljähriger unheilbarer Kränklichkeit dennoch nie aufhörte, für das Gemeinwohl auf die edelſte Weiſe zu wirken.

16. Kritiſche Verſäumniſſe in Beziehung auf Goethe und Jean Paul.

Unſere äſthetiſchen Kritiker waren in den erſten Jahrzehnten nach Kant's Erſcheinung ſo ſehr mit neuen Theorien, deren ſie wenigſtens alle Monate Eine zu Tage förderten, beſchäftigt, daß ſie darüber manches anderweitig Löbliche verſäumten. Die meiſten Neueren dagegen ſind zwar viel zu ſtolz und verdrießlich, um ſich mit Syſtemen zu bemühen, haben dafür aber viel Anderes zu thun, das ſie ſtets in Athem hält. So müſſen ſie, z. B. die poetiſch-kritiſchen Ehren- und Prachtſtühle täglich mit neuem Purpurſammt beſchlagen, da der alte ſo leicht verſchießt; ſie müſſen für Lorbeer*bäume* — Zweige ſind zu unbedeutend — und Triumphbogen für ſich und ihre Freunde, ſo wie für Steinſchleudern und Katzenmußten für die äſthetiſchen Widerſacher ſorgen und endlich wenigſtens alle vierzehn Tage dieſe von Neuem im Druck ermorden; denn einigen dieſer ſchlimmen Leute iſt nicht zu trauen, und hundertmal Getödtete ſtehen mit bedenklichem Lächeln immer wieder lebendig auf, ſo daß ein rüſtiger Kritiker das Mordgeſchäft ſtets wiederholen muß. Darüber und über vieles Andere wird aber, wie geſagt, manches Nützliche und Wichtige verſäumt, worüber ſich reden läßt.

So hat man z. B. unſerm geliebten Goethe nicht ſelten bald ernſthaft und wehmüthig, bald bitter und grimmig den Vorwurf gemacht, er achte das Publicum gering, er feile nicht genug und denke immer, Alles, was er ſchreibe, ſei gut genug. Dieſen Tadel zu widerlegen, bedürfte es faſt nur zwei geſunder Augen und des Aufzählens deſſen, was die geſunden Augen erforſchten. Dann ergiebt ſich gerade das Gegentheil jenes Vorwurfs. Es haben wol nur wenige Dichter ſeit Homer ſo ſorgſam und ſtreng, ja ſogar zuweilen ſo überſtreng gefeilt, gebeſſert und umgearbeitet als Goethe an mehreren ſeiner Werke. Bei dieſem Urtheile werden mich manche Leſer ſtaunend anſehen; denn ſie haben nie davon gehört. Und doch iſt es ſo. Welche ſtrenge Hand erfuhr der junge Werther von 1774, um 1786 wieder in einem neuen Leben zu wandeln? Und hat nicht „Iphigenie“ faſt wie Pamina in der „Zauberflöte“ durch Feuer und Waſſer gehen müſſen, ehe ſie zu ihrer jetzigen künſtleriſchen Reinheit gelangte? War nicht „Claudine von Villabella“ mit dem genialiſch ſtrotzenden Vagabonden Rugantino von 1777 eine ganz andere ſchöne Waldnymphe als die zartadelige Schäferin mit lauter adeligen Verhältniſſen, wie ſie aus Göſchen's Officin 1787 hervortrat? Und ſind nicht „Erwin und Elmire,“ nachdem ſie lange genug von plaudernden Nebenperſonen umringt und geſtört worden waren, in der neuen Auflage aus dem hemmenden Buſchwerk herausgelaufen? Und haben ſie ſich nicht jetzt als reine Arkadier auch eine rein arkadiſche Welt erobert? Und nun vollends Stella! Iſt nicht vor fünf und funfzig Jahren vielen Leſerinnen die Kaffeetaſſe und vielen Leſern das Weinglas vor Schreck aus der Hand gefallen, wenn ſie am Schluſſe des Stückes ſehen mußten, daß hier eine Doppelehe etablirt wurde, worein ſie ſich unmöglich finden konnten?! Auch ich habe mich nie damit vertragen können; denn ganz abgeſehen von anderweitigen Bedenklichkeiten, iſt es völlig unmöglich abzuſehen, was Cecilie und Stella, dieſe beiden wahrhaft lebendigen, liebefähigen und liebebedürfſtarrt Frauen, mit Fernando, der wandelnden Halbleiche — die nicht einmal anmuthig reden kann — Erſprießliches hätten anfangen wollen. Mit einer Todeswunde im Herzen — und eine ſolche hat Stella wirklich empfangen — lebt es ſich ohnehin nicht wohl, und ſo hat denn auch Goethe den ganzen fünften Act ſeiner Tragödie umgeſtaltet und mit Recht ſterben laſſen, was in ſich ſelbſt den Tod trug. Mit einem Worte: es giebt faſt kein Gedicht in der ganzen herrlichen Reihe der Goethe'ſchen Werke, das nicht Spuren einer ſorglich feilenden Hand trüge, und wir können niemals über das Zuwenig, eher vielleicht über das Zuviel klagen. Wäre es nun nicht eine ſchätzbare, für Dichter und Kritiker überaus nützliche Arbeit geweſen, wenn man eine genaue Vergleichung der Goethe'ſchen Werke nach den verſchiedenſten Ausgaben unternommen hätte? Mich dünkt, ſelbſt die in Uebermuth erſtarrten und eingefrorenen Poeten, die ſich gleich von vorn herein für neue Jupiters und Apollo's halten, hätte doch eine leiſe Schamröthe überfliegen müſſen, wenn ſie das edle Ringen und treue Arbeiten an ſich ſelbſt bei Goethe gewahr worden wären; bei Goethe, ſage ich, der doch auch ſo ziemlich wußte, was zur Sache gehört. — Aber freilich, ganz leicht iſt eine ſolche Arbeit nicht. Man müßte z. B. die Einzelnausgaben von 1774 und 75, die von 76, die Jacobi'ſche „Iris" u. ſ. w. zuſammenſtoppeln, und dergleichen iſt immer mit einigen Unbequemlichkeiten verbunden; Unbequemlichkeiten aber ſcheuet man ungemein. Auch iſt man viel zu vornehm zu ſolcher Arbeit und ſchreibt lieber eine neue Räubergeſchichte u. dergl., und ſo iſt die ganze Sache unterblieben. — Ich will es nur frei herausſagen: Viele unſerer heutigen Recenſionen ſcheinen zu Pferde geſchrieben zu ſein, das Papier liegt auf dem Sattelknopf, und die Bleifeder macht grimmige Striche; wir haben ſogar Kritiken, von denen man ſagen möchte, ſie ſeien nicht von den Reitern, ſondern — ich erſchrecke ſelbſt über mein eigenes Wort — von den galoppirenden Pferden ſelbſt verfertigt worden.

So viel aber auch bei Goethe verſäumt worden iſt, ſo hat man doch wenigſtens zuweilen im Allgemeinen verſichert, er ſei nicht ohne eine gewiſſe künſtleriſche Beſonnenheit und Strenge geweſen; aber freilich mit unſerem herrlichen Jean Paul ſtand es trotz ſeiner Herrlichkeit viel ſchlimmer. Wie urtheilt man über ihn! Ich will es mit den kürzeſten Worten andeuten. — Ein Genie iſt der Mann freilich, aber ein barrendes, wildes, geſchmackloſes; geiſtvoll zwar, ganz erſtaunlich und entſetzlich, kenntnißreich, aber ohne künſtleriſche Begrenzung, witzig und humoriſtiſch, daß man den Athem verlieren muß, herzrührend, aber ohne Maaß, und mitunter ſolche Angſt erregend, daß einem das Herz möchte im Leibe ſpringen, naturbeſchreibend ſo herrlich, daß man ſich doppelt ärgert, wenn man gewahr wird, es ſei draußen doch lange nicht ſo hübſch als im Buche, u. ſ. w. Ich mag dieſe ſeicht und matt und hochmüthig hinplaudernden, und doch nicht ſelten als gerecht erachteten Stimmen nicht weiter fortplaudern laſſen, ſondern will ſtatt deſſen ein kurzes eigenes Wort verſuchen. Dieſer Jean Paul, Ihr lieben Deutſchen, iſt trotz des ſcherzhaft franzöſirten Vornamens ein durch und durch deutſches Genie, und wenn es nicht zu läugnen iſt, daß an manchem deutſchen Meiſterſtück Frankreich und Spanien, England und Italien mitgeholfen haben, ſo könnt Ihr, wenn Ihr etwa nicht ſolltet Luſt haben weiter zu disputiren, ruhig auf die Jean Paul'ſchen Werke zeigen und ſagen: Hier iſt eine rein deutſche Genialität, ihm hat Niemand geholfen (ſelbſt die Britten, die er in übergroßer Beſcheidenheit zuweilen als ſeine Helfer nennt, wenig oder gar nicht). Aber ihm hat auch Niemand geſchadet, ſelbſt die deutſchen Kritiker nicht; denn es koſtete ihn am Ende doch nur ein großartiges Witzwort — er hatte deren immer ein paar Hundert gute vorräthig — und eine gewiſſe Gattung von Verſöhnung — ich möchte ſie eine chriſtlichdeutſche, wehmüthig-fröhliche nennen — kam immer wieder raſch zu Stande.

Eine Eigenſchaft aber iſt, ſo weit mir bekannt, bei Jean Paul noch nie betrachtet worden, ich meine die große Strenge gegen ſich ſelbſt und ſeine eigenen Werke; wol aber hat man häufig gerade das Gegentheil bei ihm getadelt. Es iſt nämlich eine traurige Sache, wenn in Deutſchland einmal ein Urtheil (zuweilen auch nur ein Titularurtheil) über einen Dichter gäng und gebe geworden iſt, ſo bleibt es für Decennien dabei, er mag ſich auch ſtellen wie er will. Es hatte leider 14 bis 15 Jahre gedauert, ehe „Siebenkäs“ (vielleicht das deutſcheſte aller deutſchen Charaktergemälde) eine zweite Auflage erleben konnte, und wie ſpät alſo auch dieſes Feſt für den Dichter eintrat, ſo feierte er doch daſſelbe auf die heiterſte und edelſte Weiſe, indem er das ganze Werk mit einer unſchätzbaren Sorgfalt von Neuem durcharbeitete, beträchtlich vermehrte und verbeſſerte. Man vergleiche nur das erſte Auftreten Lenettens, wodurch ſie an Klarheit und charakteriſtiſcher Anmuth beträchtlich gewonnen, das unübertreffliche Hochzeitmahl, einzelne neue bedeutſame Züge bei Siebenkäs, Leibgeber und dem Schulrath, die größere Mannigfaltigkeit der Scenenreihe im zweiten Theil u. ſ. w., und man wird mit wahrer Verehrung und Liebe ſehen, wie herrlich hier der Mann Jean Paul den Jüngling Jean Paul behandelt hat. Eine ſolche Aufgabe iſt viel ſchwerer als man gewöhnlich denken mag und mißglückt faſt immer; denn der Manndichter nimmt leider nur zu oft den Jünglingdichter ſchulmeiſterlich in die Lehre, wobei doch am Ende nur etwas Halbes herauskommt. Aus dem Siebenkäs iſt nunmehr ein wahrhaftiges Jünglings-, Mann- und Greiſenbuch geworden, voll ewiger Wahrheit und Jugend. Iſt das nun aber erkannt worden? Hat man die erſte und zweite Auflage genau verglichen? Hat man gezeigt, wo die Feile am glücklichſten gewaltet habe, und wo nicht? u. ſ. w. So viel ich weiß, öffentlich nie, und der liebe Mann hat ſeine Sache ganz auf eigne Hand treiben müſſen, doch ohne Zweifel in der gerechten Hoffnung, daß Einzelne ihn im Stillen wol genießen würden. Da man jedoch das Menſchliche dem Menſchen immer zugeben muß, ſo wollen wir uns auch nicht zu ſehr wundern, daß Jean Paul über jene Kälte etwas ungehalten wurde und bei den neuen Auflagen des „Heſperus" und der „Unſichtbaren Loge" faſt Alles ließ wie es war,*) wobei wir jedoch rühmend hinzuſetzen, daß er beide Werke mit vortrefflichen Vorreden vermehrte, die an innerem Gehalt und witzig tiefer Gründlichkeit gar manche hundert und wieder hundert neuere Erzeugniſſe aufwiegen und zum Theil im Voraus vernichten. Das deutſche Publicum blieb in ſeiner Gelaſſenheit und machte zu dem Allen eine Miene als wolle es ſagen: Wir haben Dich, werther J. P., bereits 1795 und die nächſt folgenden Jahre nach unſerer Weiſe gelobt; ein neues Lob kriegſt Du nicht, Du magſt auch machen, was Du willſt. Ein wenig ironiſiren kannſt Du uns immerhin; machſt Du aber gar zu viel Witz über uns, ſo nimm Dich in Acht, daß wir nicht auch das alte Lob zurücknehmen, denn wenn man uns aus unſerer Bequemlichkeit und Gelaſſenheit reiſen will, ſo können wir auch böſe werden.

---

*) Indeſſen ſtand der Plan, auch dieſe Werke einmal von Neuem durchzuarbeiten, feſt bei ihm, und es ward bei der Vorbereitung zur Sammlung ſeiner ſämmtlichen Werke mit der „Unſichtbaren Loge" bereits ein trefflicher Anfang gemacht. Schließlich möge hier auch noch der, wie es ſcheint, nur wenig bekannt gewordenen [illegible] Umarbeitung der „Grönländiſchen Proceſſe" gedacht werden.

Ich will jedoch weder die günſtigen Leſer noch mich zu traurig machen, ſondern mit der fröhlichen Anerkennung ſchließen, daß wir allerdings auch mehrere treffliche Kritiken über Goethe und einige gute über Jean Paul beſitzen, ſo wie auch die neueſte Zeit hier und da eine regere Verehrung und Liebe beſonders für den Letzteren zeigt. In einigen frühern Momenten, z. B. nach der Erſcheinung des „Titan,“ der nur ſehr ſelten verſtanden wurde, zeigte man ſich kühler und verdroſſener. Doch eben weil wir mit manchem Zeichen der Zeit in dieſer Hinſicht zufrieden ſein dürfen, iſt es beſondere Pflicht, auf frühere Verſäumniſſe hinzudeuten, damit ſie endlich vergütet werden.

Als Karl geendet hatte, ſchwiegen Alle eine geraume Weile, vielleicht weil man nicht Luſt hatte, Recenſionen zu recenſiren und über Phantaſien zu phantaſiren. Endlich ſagte die Wirthin: Für mich ſind ſolche kleine Umriſſe und Skizzen — deren Sie einige gaben — nicht ohne Annehmlichkeit; mir iſt als ginge ich durch eine beſcheidene Privatſammlung von Gemälden, und der freundliche Beſitzer erzählte mir von jedem einzelnen Portrait einige charakteriſtiſche Züge, die auch mit der betrachteten Phyſiognomie des Bildes wohl übereinſtimmen.

„Mich dünkt, ſagte Rudolf, der überhaupt einige Abneigung gegen Karl blicken ließ, Sie ſprechen beſſer oder doch kräftiger als Sie ſchreiben, und zwingen ſich mit der Feder in der Hand zu einer Milde, die Ihnen im Leben nicht ganz eigen ſcheint.“ Karl erwiederte nichts, aber ſein kalt ablehnender Blick war Antwort genug. Die Strafe für jene bittere Bemerkung, die für Rudolf am wenigſten zu paſſen ſchien, übernahm indeſſen Eduard, indem er erinnerte, daß Niemand entſcheiden könne, wie einem Schriftſteller bei dieſem oder jenem Aufſatze um's Herz ſei, und es dürfe ein Autor jederzeit verlangen, daß man ſich beſcheide, darüber nicht urtheilen zu können.

Was vollends die Milde betrifft, ſagte Wilhelm, die Rudolf fälſchlicherweiſe rügt ſtatt zu loben, ſo dürfte ſie von manchen Leſern (von mir jedoch wahrlich nicht) eher hie und da vermißt werden, wenigſtens in Hinſicht Regnard's und Holberg's. Zwar lieſt man in Deutſchland den Erſten nicht mehr viel, aber er ſteht doch nun einmal in ſämmtlichen Lehrbüchern als

Nr. II. der modernen Komödiendichter, und da könnte es leicht kommen, daß man doch jenen „Legataire“ als luſtig genug vertheidigen möchte. Ein ſo berühmter reichbegabter Dichter wie Regnard findet, ſelbſt wenn er einmal irrt, leicht Verehrer — auch des Irrthums.

Ich ſtimme nicht bloß dem Tadel jenes Regnardſchen Stücks bei, ſagte Rudolf, ſondern möchte ihn noch verſtärken. Die Perſonen, die in jener Komödie den erbärmlichen Alten umlagern, haben allerdings nicht ohne Beſonnenheit und Luſtigkeit einen wirklichen Mordplan angelegt; der Liebhaber wird zu einem empörenden Diebe, und das ganze Geſindel wäre billig . . . . zum Schaffotte oder zur Galeere zu verurtheilen. Darüber zu lachen, muthe mir Keiner zu.

Ihre Ausſtellungen an Holberg, ſagte Eduard, ſcheinen auch mir gegründet; nur ſollten wir nicht vergeſſen, daß in einem Luſtſpiele der Art, wie er ſie giebt, die ernſthaften Leute vor dem Witz der komiſchen Perſonen nur ſelten Raum genug gewinnen, ſo wie wir auch die mäßige Langeweile, die ſie verurſachen, nicht ganz ungern ſehen, weil wir uns während derſelben von der Ueberfülle des Lachens erholen, das jene luſtigen Geſellen veranlaßt haben. Es war nun einmal in der alten Komödie hergebracht, daß die Aerzte und Juriſten, ſo wie die Schneider, Schuſter, vertraute Bedienten und Kammermädchen etwas Derbes, Komiſches oder Witziges mitbringen, die expreß tugendhaft Liebenden und vornehmen Leute aber einige Anti-Falſtaff'ſche Steifleinwand und grünen Plüſch an ſich haben. Müſſen doch bei dieſer Ungebühr ganze Nationen leiden, z. B. wir armen Deutſchen in manchen früheren Komödien und Ballets, und die Franzoſen ſeit Leſſing's Riccaut (der übrigens wol kein rechter Franzoſe iſt, ſo wie jene Spottbilder keine echten Deutſchen). — Ueber Holberg's ſervile Geſinnung bin ich bei mir ſelbſt noch nicht ganz im Reinen; denn ſie äußert ſich mitunter ſo platt, daß ich hoffe, der treffliche Dichter habe dabei den Schalk im Nacken und finde für gut, ſämmtliche Leſer zu myſtificiren, die nicht hinter und zwiſchen den Zeilen leſen können.

Möchten Sie, ſagte Wilhelm, ihm dadurch nicht zu viel Ehre anthun! — Abgeſehen davon, ſcheint mir aber auch die Eintheilung ſeiner Perſonen, zu der er ſelbſt Gelegenheit giebt, in ernſthafte und komiſche für das eigentliche Luſtſpiel doch zu ärmlich. — Wo iſt aber dieſes wahre Luſtſpiel? Wer von Ihnen, meine Freunde, würde nicht ſtatt meiner antworten: in „Was Ihr wollt,“ „Wie es Euch gefällt,“ u. ſ. w.

Gern wollen wir jede Annäherung an das Luſtſpielideal, wie wir ſie z. B. bei dem herrlichen Moliere, Holberg u. ſ. w. finden, rühmend anerkennen, doch auch unumwunden eingeſtehen, daß nur Shakſpear die wahre Luſtſpielſchönheit en face geſehen habe, während die Anderen ſie meiſtens nur en profil betrachteten. Selbſt Ariſtophanes iſt nicht neben Shakſpear zu nennen; denn wie patriotiſch auch manche ſeiner Zwecke ſein mögen, ſie ſind doch mitunter dem reinen Luſtſpiel fremd. Er bedarf des Zorns und Haſſes, um bedeutend witzig zu ſein, und wenn er ſich mit Recht nach der einfach edlen Marathonzeit zurückſehnt, muß ihn freilich die Pſeudo-Sokratiſche und Euripidiſche anwidern; auf dieſem Standpuncte aber wird er nothwendig bei aller Ueberfülle von Luſtigkeit zuweilen in den herbſten ſchneidendſten Ernſt verfallen, auch ohne es zu wollen. Darüber giebt z. B. die letzte Scene der „Wolken“ den ſchlagendſten Beweis. Sage man zu des Dichters Entſchuldigung, was man wolle, die Verbrennung des Hauſes des Sokrates durch Strepſiades und ſeine Genoſſen iſt doch in jedem Falle etwas ſehr Ernſthaftes und materiell Revolutionaires, wobei ſelbſt die muthwilligſte Luſtſpielmuſe erröthend ſich abwendet, ſo viel ſie ſich auch ſonſt bei Ariſtophanes gefallen läßt, da ſie den „ungezogenen Liebling“ viel zu ſehr liebt, um ihn nicht zu verhätſcheln. Wie ſehr aber der Zorn, ja ſelbſt bitterer Haß begeiſtern können, zeigen eben jene „Wolken“ am beſten, die auch der Dichter am meiſten geliebt und am ſorgfältigſten durchgearbeitet zu haben ſcheint. Sie ſtehen, dünkt mich, über allen andern Komödien des überreich begabten Poeten, der ſelbſt bei ähnlichen Beziehungen (z. B. in den „Rittern,“ wo er mitunter noch viel „luſtiger“ erſcheint) die dramatiſche Wirkſamkeit der Wolken nicht hat erreichen können. Er bedarf überall der politiſchen Tendenz, weshalb auch ſein „Plutus,“ der denn doch am meiſten auf eine rein ſittliche Idee hinauslaufen möchte, mir unter allen ſeinen Stücken als das geringhaltigſte vorkommt.

Ich rufe, ſagte die Wirthin, die mit Vergnügen zeigen wollte, daß ſie ihren Liebling doch nicht ganz verwöhne, „ich rufe den Redner zur Ordnung, weil er vergißt, daß er auch zu Frauen ſpreche, die nun einmal von Ariſtophanes nichts wiſſen und, ſelbſt ſeitdem er überſetzt iſt, nichts wiſſen wollen. Die Männer werden darüber zürnen, aber es iſt nicht zu ändern.

Gehörte ich, begann Eduard, zu den Recenſenten, die ſelbſt, wenn ſie höflich ſein wollen, ein wenig hochmüthig grob ſind, ſo würde ich ſagen, ich ſei beſonders mit dem kleinen Klotziſchen Kabinettſtücke „zufrieden.“ Klotzens Bild iſt faſt überall entſtellt, und die gewöhnlichen neueren Literarhiſtoriker, die natürlich wenig oder gar nichts von ihm geleſen haben, begnügen ſich, zu erzählen, Leſſing habe ihn in einem großartigen literariſchen Zweikampfe umgebracht, und gehen dann nach Hauſe. Wie armſelig es auch mit Klotz ſtehe, dennoch überragt er an Gelehrſamkeit, Witz und Gewandtheit die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen — vieler Neueren ganz zu geſchweigen — und es war wohl nöthig, daß Leſſing eine ſo große Menge von Federzügen zu ſeiner Strafe anwandte. Indeſſen iſt es mit der Leſſing'ſchen Perſonalpolemik eine eigene Sache, und wenn wir ihm auch in Beziehung auf Lange, Klotz, Duſch u. ſ. w. vollkommen Recht geben, ſo erſcheinen doch dieſe ſtatuirten Exempel wie eine Decimation, bei welcher der Zufall, oder, wenn man lieber will, das Schickſal waltet. Bodmer, Sulzer, Adelung — u. ſ. w. und einige Andere (die man freilich Alle geleſen haben muß, um ſie zu kennen) ſchadeten im Ganzen der Vielſeitigkeit des deutſchen Geſchmacks bei weitem mehr als jene, und wir ſehen auch aus manchen Spuren, daß Leſſing das gar wohl erkannte; indeſſen wollten nun einmal die Götter nicht, daß er an ihnen ein Exempel ſtatuirte.

Adelung, ergänzte Rudolf, hatte damals ſeinen Aufſatz über den „Nutzen der Empfindung“ noch nicht geſchrieben und auch noch nicht die Entdeckung gemacht, die er ſpäterhin ziemlich ungenirt mittheilte, daß Shakſpear doch eigentlich „unausſtehlich“ ſei, wegen . . .

O ſchauervoll! höchſt ſchauervoll! rief Wilhelm, den Geiſt von Hamlet's Vater parodirend; doch wenn es verſtattet iſt, dabei ernſthaft zu bleiben, ſo möchte ich wol die etwas wehmuthige Bemerkung einflechten, es ſei doch wunderbar, daß ſich zuweilen Männer von Amts wegen mit der Poeſie und ihrer Geſchichte beſchäftigen müſſen, denen eigentlich im Grunde des Herzens alle Poeſie ein Gräuel war. Bei der erſten Durchleſung der Vocation, die dieſe Männer zur Poeſie verpflichtete, fühlten ſie gewiß ſelbſt einiges Entſetzen, ſpäterhin aber ergaben ſie ſich ſo ziemlich darein und rauchten ihre äſthetiſche Amtspfeife ruhig weiter, die freilich keine nordamerikaniſche Friedenspfeife ſein konnte.

Man lächelte kaum ein wenig, und die Wirthin ſagte: Ich wünſchte, Sie hätten mir ein ſo widerliches Wort von Adelung gar nicht erzählt, deſſen Verdienſte als Grammatiker Sie ohne Zweifel gern zugeben und beſſer kennen als ich Ungelehrte. Ich kann über jenes Urtheil nicht lachen, ſondern es betrübt mich, wenn ich ſo ganz und gar frech unwürdige Ausſprüche von irgend einem bedeutenden Manne hören muß. — Aber Wilhelm erwiederte: Ach, meine Freundin, was würde aus uns Männern werden, wenn auch wir ſo zart empſinden wollten?

Fünfter Abend.

Die Geſellſchaft war heute ein wenig geſpannt, doch meiſtens auf eine günſtige Weiſe; denn Eduard, der vielleicht in dem ganzen Kreiſe der Beliebteſte war, hatte verſprochen, eine Novelle vorzuleſen. Es verlautete daneben, es ſei dieſelbe ſehr ernſthaft oder wol gar tragiſch rührend, in jedem Fall aber ſittlich intereſſant, was man ſich in der Regel gern gefallen läßt. Dazu kam noch, daß Eduard wegen ſeiner immer heitern Stimmung einigermaßen berühmt war, weshalb auch Einige ſich wundern wollten, daß er etwas beſonders Ernſthaftes geſchrieben habe, oder doch darauf ausgegangen ſei. Es war jedoch leicht, ſolche Verwunderung zu beſeitigen; denn das einfache Wort Mathildens: „Was wäre alle Heiterkeit ohne ernſte Grundlage?“ that für den Augenblick der Sache ein Genüge.

Ich wollte, ſagte Eduard, es wäre Sitte, vor jeder Vorleſung, wie vor einem aufzuführenden Drama, eine Ouvertüre ſpielen zu laſſen. Schade nur, daß ich mich in dieſem Augenblicke an keine erinnere, die ganz hieher paßt! und ſo bitte ich Sie nur, ſich ein paar ſelbſtgewählte, tief ernſte, doch ſanfte Accorde aus der Fülle der Händel'ſchen oder Gluck'ſchen zu denken. — Er ſchwieg eine Weile und las dann:

Konrad, der Schmid.

In einer der größeren Städte Norddeutſchlands lebte gegen das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts ein ſehr begüterter Bürger, den wir Konrad nennen wollen. Freilich war er nur ein Handwerksmann, ein Schmid; allein er trieb ſein Gewerbe mit ſolchem Fleiße, ſolcher Geſchicklichkeit und ſo in's Große, hielt auch, wie billig, auf ſich ſelbſt und auf ſein Handwerk ſo viel, daß ſelbſt die wunderlichen Leute, die etwa mit falſcher Vornehmheit auf ihn hätten herabſehen mögen, nicht recht dazu gelangen konnten, und ſich entweder ſchämten oder doch den Muth verloren, dem Manne jemals anſtandwidrig zu begegnen. In der That war es ausgezeichnet mit ihm beſtellt: die ganze Stadt lobte ihn wegen ſeines Fleißes und der Gutthätigkeit, um derentwillen man ihm ſein ſtets wachſendes Vermögen wohl gönnte, und ſelbſt der Fürſt, dem die äußere und innere Wirthſchaft ſeiner Unterthanen, wie natürlich, ſehr am Herzen lag, hatte ihn einſt bei Tafel einen „muſterhaften Bürger" genannt. Die Nachbarn kamen und wünſchten ihm Glück zu einem ſolchen Ruhm; auf einen Augenblick jauchzte er laut auf, was man nie von ihm gehört hatte, dann aber ſagte er ſchnell verdüſtert: „Ich gebe mir freilich viel Mühe; es iſt aber noch Alles nicht genug. Geht nur jetzt, Ihr guten Leute, ich habe zu arbeiten."

2.

Die Nachbarn wollten kopfſchüttelnd das Zimmer verlaſſen; aber er rief ſie zurück, öffnete einen Schrank und nahm aus einem Beutel langſam drei Geldſtücke heraus, die er erſt genau zählte und gleichſam Abſchied nehmend betrachtete. Dann gab er ſie dem älteſten Nachbar und ſagte: „Theilt das unter die Armen unſrer Gemeine. Iſt einem 'was Gutes begegnet, wie mir jetzt, da unſer gnädiger Fürſt mich gelobt, ſo ſoll man gleich eine gute Handlung dazulegen, und damit ſie noch beſſer werde, ſo nennt dabei meinen Namen nicht."

Der Alte nahm das Geld, dankte und ſagte dann mit leichtem Lächeln: „Nun, es ſind hier unſerer zehn in der Stube, da iſt es mit dergleichen Geheimniſſen nicht weit her; gut bleibt es aber doch, wenn auch nicht eben ſo wie ich es wohl möchte.“

„Und wie möchtet Ihr es denn?“ fragte Konrad mit unterdrückter Empfindlichkeit.

„Wie ich es möchte? — Das will ich Euch wohl ſagen. Ihr ſolltet zu uns ſprechen: „Hört, Ihr lieben Nachbarn, das iſt eine prächtige Geſchichte, und nun wollen wir auch heute Abend ſo luſtig ſein, daß ſich die Sterne am Himmel mit uns herumdrehen ſollen. Eſſen wollen wir gut und trinken noch beſſer, und unſern lieben Herzog und uns und die ganze Stadt hoch leben laſſen. Und ſingen ſoll man uns hören die ganze Nacht hindurch.“

Konrad ſah ihn mit ſtolzer Ueberlegenheit an, zwang ſich aber von Neuem zur Beſcheidenheit und ſagte: „Thut Ihr, was Ihr verantworten könnt, ich trinke nie und ſinge nie. Adieu.“

„Das ſei Gott geklagt,“ ſagte der Alte; „aber nehmt es nur nicht übel, es war gut gemeint. — Daß Ihr ein rechtſchaffner Kerl ſeid und viel honetter als tauſend Andre, das wiſſen wir Alle. Nur lebt nicht ſo apart und ſeid lieber wie unſer einer.“ — Die Nachbarn gingen.

3.

Konrad ſchalt jetzt die Geſellen und Lehrjungen, daß ſie während dieſes Geſprächs gefeiert hatten. Alle folgten, willig oder unwillig, doch ſchweigend dem Gebot, von Neuem zur Arbeit zurückzukehren; denn ſie wußten, daß der Meiſter keinen Widerſpruch ertrug. Hatte er aber eben geſcholten, ſo ſollte ſogleich die Reihe an ihn kommen, geſcholten zu werden; denn ſeine Frau, eine lange, blaſſe, hagere Geſtalt, trat in den Hof und ſagte zänkiſch mit kränklicher Gereiztheit: „Was ſoll nun die Hoffahrt! Will ich was Sammetnes oder Seidnes, ſo krieg' ich nichts, und hier giebſt Du, alberner Menſch, drei Goldſtücke hin um nichts und wieder nichts.“

Die Geſellen murrten; aber das gab eben dem Manne eine beſondere Ruhe, und er erwiederte nur gelaſſen: „Du ſtörſt uns hier bei der Arbeit.“ Dieſe ſcheinbare Gleichgiltigkeit empörte jedoch die Frau noch mehr, und ſie vergaß ſich dergeſtalt in anſtandwidrigen Reden, daß wir uns erlaſſen dieſelben aufzuzeichnen. Endlich ging ſie in's Weinen und Schluchzen über, nannte ſich eine unglückliche Frau, ihren Ehemann einen fühlloſen Stein, und verließ dann den Hof.

4.

Man konnte während dieſer üblen Reden dem Meiſter wohl anſehen, wie ſehr er ſich gekränkt fühlte, und wie ſehr er ſich anſtrengen mußte, dem Ausbruch eines natürlichen Unwillens zu wehren; indeß gelang es ihm gut genug, und er arbeitete nur noch heftiger auf ſeinem Ambos weiter fort. Als er aber endlich eine kleine Pauſe machte, benutzte dieſe der älteſte Geſell und ſagte: „Meiſter, Ihr ſeid ein geduldiger Herr, wie wol keiner iſt im ganzen Lande. Ich hätt's nicht aushalten können, ich hätte mein Ehemannsrecht gebraucht.“

Auf Konrad's Geſicht las man die Zufriedenheit, ſich gelobt zu ſehen, und er erwiederte: „Was hätt'ſt Du denn thun wollen? Ich hoffe doch nicht, daß Du auch nur daran denken kannſt, ich hätte ſie ſchlagen ſollen?“

„Nun freilich, ſo lange ich bei mir ſelbſt geblieben wäre, hätte ich's auch nicht gethan, aber — ich wäre eben nicht bei mir ſelber geblieben. Das iſt's juſt, was ich gar nicht begreifen kann, wie Ihr es macht, und darum bewundre ich Euch.“

Das Wort hörte der Schmid ſehr gern,

und der Geſell fuhr fort: „Und daß Ihr nicht einmal wiederſchaltet, ja nicht einmal wieder antwortetet, das macht Euch vollends kein Menſch nach.“

„Nicht doch, nicht doch!“ erwiederte der Meiſter raſch, um das zu ſehr übertriebene Lob ſchnell abzulehnen. „Was hätte ich antworten ſollen, und wozu hätte es geholfen? Iſt ſie einmal heftig und in böſer Laune, hört ſie doch keinen Menſchen an, das weiß ich längſt, richte mich darnach und antworte gar nicht.“

5.

Der Geſell ſchwieg und ſchüttelte nur den Kopf, wie etwa vor einer übertriebenen und unbegreiflichen Tugend, deren Anblick ihm keine ſonderliche Freude machte. Der Schmid aber ſagte, indem er gewaltig den Hammer ſchwang, leiſe zu ſich ſelbſt: „Es iſt beſſer bei Löwen und Drachen wohnen, denn bei einem zänkiſchen Weibe.“ Kaum aber hatte er dieſe trüben Worte ausgeſprochen, ſo verbeſſerte er ſie ſelbſt: „Nein, nein, nein! ſo arg iſt es hier wohl nicht; ſie hat doch auch ihre guten Stunden, und innerlich meint ſie es eben nicht ſchlimm. Freude aber hat man freilich nicht mit ihr.“

Die Feierabendglocke ſchlug, Geſellen und

Lehrburſchen verließen, wie von einem elektriſchen Schlage getroffen, ihr mühſames Geſchäft. Aber der Meiſter arbeitete noch drei Stunden fort und ging erſt ſpät, als er ſich ganz erſchöpft hatte, zur Ruhe.

6.

Er ſagte ſtill zu ſich ſelbſt: „Freilich, freilich iſt es wahr:

„Es iſt hier nur ein Thränenthal,
Angſt, Noth und Trübſal überall;“

aber es giebt zum Glück etwas, woran man ſich halten kann; das iſt die Ehre und der Gedanke, daß man doch recht viele gute Werke zu Stande bringt, und ſo war heute bei allem Ungemach ein guter Tag. Der Herzog hat ſelber geſagt, ich wäre der beſte von allen Bürgern; das iſt doch etwas, das iſt viel, und noch obendrein — wahr.“

„Ich weiß am beſten,“ fuhr er fort, „was es koſtet, ſolch ein Lob zu verdienen. Dann habe ich meinen leichtſinnigen Nachbarn in's Gewiſſen geredet; das iſt wieder 'was Gutes; ich habe drei ſchöne Goldſtücke an die Armen gegeben; es iſt mir über alle Maaßen ſauer geworden, aber ich habe es doch gethan; denn es ſteht ja nun einmal in der Bibel, daß man's ſoll. An die Armen! Leb' ich denn nicht ſelbſt wie der Aermſte? Wer ſieht mich je im Weinhauſe oder an der Kegelbahn? Erlaub' ich mir doch kaum Sonntags 'mal einen Krug gutes Bier; — aber es iſt nun einmal ſo, und darum habe ich auch ein doppelt gutes Werk begangen. Gegen meine Frau habe ich eine Geduld bewieſen, wie ſie kein anderer Menſch hat, und den Geſellen habe ich belehrt: das ſind wieder zwei gute Werke. — Das walte Gott, Vater, Sohn und heiliger Geiſt! Amen." — Hier ſanken ihm die ermüdeten Augenlieder zu, und er ſiel in einen ruhigen Schlaf, aus dem ihn aber ſchon der erſte Morgenſtrahl zu neuer ſchwerer Tagesarbeit aufweckte.

7.

Das Urtheil des geiſtreichen und wohlwollenden Fürſten, Konrad ſei ein muſterhafter Bürger, hatte ſich bald durch die ganze Stadt verbreitet. Man fand es ſehr wichtig und — mit einigen Ausnahmen — der Gerechtigkeit gemäß, und als einige Tage darauf der Schmid in dem Feſtkleide, in welchem er vor funfzehn Jahren getraut worden war — es war ſo ſorgſam geſchont, daß es wie neu ausſah — zur Kirche ging — ſonſt fand man ihn nicht leicht auf der

Straße — bemerkte er mit Vergnügen, daß man ihm von vielen Seiten tiefe und ſteife Verbeugungen mache. Es geſchah zuletzt ſo oft, daß er den Hut in der Hand behielt, um ihm nicht durch zu häufiges Angreifen beim Abziehen Schaden zu thun. —

Die große, in ehrwürdig altdeutſchem Styl erbaute Kirche, ſtets erfüllt mit andächtigen Zuhörern und Zuhörerinnen, konnte heute kaum die Zahl derſelben faſſen; denn ein neues Intereſſe hatte heute ſelbſt manche der Kühlergeſinnten hieher geführt. Es ſollte nämlich heute zum erſtenmale ein noch junger, etwa dreißigjähriger Prediger auftreten, den die Gemeine, mit alter Wahlfreiheit verſehen, nicht ohne Schwierigkeit von mancher Seite zu ihrem Seelſorger erkoren hatte. Einige ſehr angeſehene Männer der Stadt hatten ihr Nein faſt leidenſchaftlich, andere ſogar bitter ausgeſprochen; doch war auf der andern Seite auch die Begeiſterung für ihn doppelt rege geweſen, und es hatte ſich hie und da eine Liebe gezeigt, die man wol überſchwänglich hätte nennen dürfen.

8.

Schon während des vorletzten Verſes des unmäßig langen Geſanges betrat der junge Mann mit beſcheiden muthigem Schritt die Kanzel und blickte dann mit freundlich klarem Geſicht in ſeinem neuen ſchönen Reiche umher. Es ſchien, als werde er immer heiterer, und der ſchärfere Blick mochte vielleicht gerechte Freude an dem Beruf in ſeinen kräftigen Jünglingszügen leſen. Von dieſer Stätte war oftmals hart gedonnert, oftmals feindlich bitter geſtritten, oftmals unerſprießlich trübſelig geſeufzt worden; nicht alſo heute, denn dieſe ſanft geöffneten Lippen ſchienen am liebſten Freude zu verkünden. Und ſo war es denn auch. Dieſer Prediger — wir wollen ihn einfacherweiſe Paul nennen — ſprach über die Worte, die wie ſegnender Thau zu uns herniedergeſtrömt ſind: „Seid fröhlich und getroſt“ — und jedes ſeiner Worte verkündete, daß dieſer Thau auch in ſein Gemüth wohlthätig befruchtend gedrungen war.

9.

Es kommt der Muſe der Novelle, auch wenn ſie ſich dem Charaktergemälde völlig nähert, nicht zu, mit Genauigkeit zu berichten, was vor mehr als hundert Jahren an jenem Sonntage in der Hauptſtadt eines deutſchen Herzogthums gepredigt worden, und ſo möge hier bloß ſchlicht erzählt werden, daß der junge Redner ganz im

Geiſte ſeines großen Vorgängers, von dem er den Namen hatte, über den höchſten Adel und die ſeligſte Wonne des Menſchen im reinen Glauben, ſo wie die Unzulänglichkeit und Armuth aller jener ſogenannten guten Werke ſprach, die ihre tiefſte Wurzel nicht in Gott haben und oft aus einem Gemüth hervortreten, das ſtarr und arm der Liebe entbehret, die uns allein zu wahren Menſchen macht. Alle guten Werke, erklärte der Jüngling, ſeien nur in ſo fern gut, als der Thäter ſie ſich nicht ſelbſtgefällig anrechnet, ſo wie wir ſie überhaupt als ſich von ſelbſt verſtehend zu betrachten hätten, ſobald nur der innere Kern des Menſchen vom Göttlichen wahrhaft erfüllt ſei. Dem innerlich geſunden Baume, deſſen Wurzeln in gutem Erdreich ſtehen, und der in ſchönem Wechſel des erquickenden Regens und fröhlichen Sonnenſcheins gedeihe, könne es ja nun und nimmermehr an anmuthigen und wohlthätigen Früchten fehlen. Wer möchte aber ſo enge Gedanken haben, daß er mit ihnen ſtehen bleibe lediglich bei den Früchten, und wer würde nicht gern die Augen emporheben zu der Sonne, die allein ſie zeitigen konnte, und von ihr wieder hinauf zu dem Schöpfer dieſer Sonne, in dem lebend wir allein gut zu ſein vermögen, während wir ohne ihn nichts haben als Zweifel, Verzweiflung und Vernichtung. — Wie leicht war dann der Uebergang zu der Seligkeit der Gläubigen auch ſchon hier in der irdiſchen Welt, wo ſie, frei und doch vor aller Willkür geſichert, und gar nichts mehr wiſſend von knechtiſchem Sollen, als fröhliche Kinder des Hauſes, das Müſſen längſt in liebend reines Wollen verwandelt haben.

10.

Ein großer Theil der Gemeine ſchien erbaut und erfreut durch eine Rede dieſer Art; Manche ſchüttelten jedoch bedenklich den Kopf; denn ſie waren nicht gewohnt, eine ſo fröhliche Lehre zu vernehmen. Am unzufriedenſten war Konrad, ja es erhob ſich in ihm ein Gefühl wie Zorn und Grimm gegen den unerfahrenen jungen Menſchen, wie er ihn in Gedanken nannte, der ſeine ganze Anſicht vom Leben und von der Religion zu nichts zu machen drohte. Das aber ſolle ihm nie gelingen, verſprach er ſich ſelbſt, und in wachſendem Unwillen gegen den Prediger fand er es jetzt ſchon um ſo verdienſtlicher, wenn er in ſeiner Anſicht beharre.

Es ſchien auch, als ſolle der Gegenſatz zu der heutigen Vormittagspredigt nicht lange ausbleiben; denn ſchon am Nachmittage betrat der erſte

Prediger der Stadt, ein alter, ſtattlicher, überſtrenger Herr — wir wollen ihn Jakob nennen — die Kanzel und hielt eine furchtbar ernſte Rede über den Spruch: „Schaffet, daß ihr ſelig werdet mit Furcht und Zittern.“ Es war gewiſſermaaßen die andere Hälfte der heutigen Vormittagspredigt, nur freilich auf eine Weiſe, daß ſie jene faſt zu vernichten ſchien; denn aus dieſer Furcht und dieſem Zittern, wie er es ſchilderte, konnte ſich kaum noch die Freude emporarbeiten, und die Welt erſchien wieder als Angſtkammer und Thränenthal.

11.

Aber unſerm Schmid war die Rede des ſtrengen Mannes gerade recht. Er betrachtete längſt ſchon das ganze Leben wie eine finſtre Zwangsarbeit; aber indem er es männlich ertrug, wollte er einſt mit ſeinen mühſamen Tugenden und guten Werken vor Gott treten und ihm die Seligkeit abfordern als wohlverdienten Lohn.

Er ging noch am Abend zu dieſem Prediger, der zugleich ſein Beichtvater war, theils um ihm die Geſchichte des neulichen Ehrentages zu erzählen, theils um für die heutige Predigt zu danken. Er erhielt groſes Lob für die berichteten guten Werke und die bewieſene Geduld und ſchlürfte es durſtig ein; denn Jakob erſchien ihm faſt wie ein untrügliches Weſen, eine Anſicht, die wir in den Verhältniſſen der lutheriſch-evangeliſchen Kirche während der früheren Jahrhunderte leider nicht ſelten antreffen. Das Lob der Predigt lehnte jedoch der Alte gänzlich ab; er ſchien über ſo etwas längſt hinweg zu ſein. — Vergeblich hatte Konrad bisher gewartet, daß der Alte ihm, dem ausgezeichnetſten Beichtkinde, das erſte Wort über den faſt gehaßten Paul abnehmen würde; aber er irrte ſehr, der Alte ſchwieg gänzlich von ſeinem neuen Collegen, bis endlich der Schmid gleichſam verſuchend anfing: „Heute, ehrwürdiger Herr, da ſpukte ein rechter Schwarmgeiſt auf Eurer Kanzel.“

12.

Er hatte dieſes kernige Wort des großen Luther oft bei andern Gelegenheiten aus Jakob's Munde gehört und glaubte es hier anbringen zu können; aber wie erſchrak er, als mit einemmal der ſtille Ernſt des Greiſes in Zorn überging. „Wie mögt Ihr wagen, alſo mit mir zu reden? Meint Ihr, weil ich ſelbſt der Erwählung dieſes werthen Jünglings mich widerſetzt habe, aus Gründen, die Ihr nicht zu faſſen vermögt, Ihr dürftet deshalb gegen ihn auftreten und, was er an heiliger Stätte geſprochen, mir gegenüber roh und unverſtändig angreifen?"

In dieſem Tone ward die Strafrede noch lange fortgeſetzt, bis endlich ein Blick des Alten in das Geſicht des erſchrockenen und faſt zitternden Beichtſohns ihn überzeugte, daß die Rede gewirkt habe; denn dieſer Bürger, das wußte er, würde ſelbſt vor ſeinem Fürſten nicht gezittert haben. „Ich ſehe," fuhr der Alte ſanft fort, „Ihr bereut, was Ihr unberufen vorſchnell geſprochen, und ſo ſei denn, kraft der mir von Gott verliehenen Macht, Euer Fehler ausgeſtrichen und nie wieder die Rede davon. Ihr ſeid und bleibt einer der beſten Bürger dieſer Stadt; haltet feſt an dieſem großen Ruhm, er wird Euch einſt das Ende leicht machen." Der Schmid küßte dem Alten die Hand und ging.

13.

Der ſeltſame Greis hatte ſich geirrt, Konrad konnte nicht bereuen, ſondern war nur erſchrocken geweſen; ſeine feindliche Geſinnung gegen Paul, den Prediger der fröhlichen Lehre, war nur erhöht worden, und er fühlte ſich nicht abgeneigt zu glauben, der Alte habe, indem er ſich des Collegen angenommen, nur „etwas Beſonderes vorſtellen" wollen, und die alte ſtarre Eintheilung in Prieſter und Laien ſei von Neuem widrig genug an den Tag gekommen. — Er dankte dem Himmel, daß Niemand als *er* Jakob's Schelten vernommen, und daß es keiner jemals erfahren werde; denn eher — ſo hatte einſt der Greis geſprochen — eher ſollte man den Angelſtern vom Himmel reißen können, als einem ächt lutheriſchen Seelenhirten das entlocken, was in der Beichte ihm vertraut worden. So war Konrad denn ganz beruhigt, und das große Wort: „der beſte Bürger“ tönte ihm aus ſolchem Munde noch bedeutender, als aus dem Munde des Fürſten, und war ihm oft heilender Balſam in allen ſeinen Mühen und Nöthen. Das einſchränkende „einer der beſten Bürger“ hatte er überhört oder vielleicht überhören *wollen*.

Dennoch konnte die Heilkraft dieſes Worts nicht immer wirken. Die Natur und die Wahrheit haben Rechte, die ſich nie verjähren, und je *ſicherer* wir uns in einem falſchen Syſteme glauben, je näher iſt oft der Augenblick, in welchem ſich jene Rechte geltend machen. — Und wie oft wird dann aus dem Rechte — im Uebermaaß der lang unterdrückten Kraft — ein großes Unrecht!

14.

Auf einen langen heißen Juliustag folgte ein ſtiller, warmer, erquickender Abend. Es war ein Freudentag geweſen für die Bürger; denn ſie hatten unbefohlen, ein jeder nach ſeiner Weiſe, ſtill oder laut die lange gehoffte Geburt eines Erbprinzen gefeiert, und es ſchien keineswegs, als wollten ſie ſich ſchon jetzt zur Ruhe begeben, da der tiefer ſinkende Abend die Freuden der Geſelligkeit nur noch mehr begünſtigen mochte. Der Schmid hatte an keinem Feſte Theil genommen, ſondern wie gewöhnlich den ganzen Tag hindurch gearbeitet, die vorübergehenden Bürger hatten ihn ernſthaft begrüßt, ohne ihn weiter anzureden; denn fröhliche Menſchen machten ſich nicht gern mit ihm etwas zu thun. Längſt hatte die Feierglocke getönt, aber er arbeitete noch immer vor ſeinem Hauſe eifrig fort. Endlich ermüdet, warf er den Hammer weg und ſagte: „Ich habe dich lange genug geſchwungen, ich will dich auch heute nicht mehr gebrauchen."

Er ſah nachdenkend vor ſich hin und fuhr fort: „Ja wahrlich! es iſt doch ein ſchweres, mühſeliges Leben in der Welt, wenn man ſo leben will, wie unſer Herrgott es verlangt. Freilich, ſo eine fröhliche Geſellſchaft mag wol etwas recht Hübſches ſein, und als ich noch ein junger unverſtändiger Menſch war, hatte ich zuweilen meine Freude daran. Ach Gott! ich hätte auch jetzt noch wol meine Freude daran; aber ich darf ja nicht; wie ſtände es da mit dem „muſterhaften Bürger?“ Auch ein Glas guten Wein tränke ich wol einmal gern; denn ſelbſt in der Bibel ſteht ja doch, daß er des Menſchen Herz erfreue; aber wir leſen auch darin: „Der Wein macht loſe Leute.“ Loſe Leute? Das iſt eben das Gefährliche! Wir dürfen uns nie loſe machen, wir müſſen uns in dieſer wilden Welt immer an Ketten legen; denn wenn wir los ſind, ſo iſt es auch . . . der Teufel. — Schlimm, ſchlimm! — doch — hat ja ſelbſt der große Gottesmann, der Doctor Luther, den Wein und den Geſang gelobt. — Auch ein fröhlich Lied hört' ich wol einmal wieder gern.“

15.

„Ich will Dir gleich eins vorſingen,“ ſagte ein junger luſtiger Schuhmacher, indem er ihn von hinten ſanft auf die Schulter ſchlug; „aber mit trockener Kehle ſingt es ſich blutſchlecht. Doch iſt ſchon Rath dafür, ſie naß zu machen, und dann ſoll's prächtig werden. Du findeſt lauter gute reputirliche Leute dort in dem hell erleuchteten Hauſe, und Du mußt mit, da hilft nichts. Den Tag über habe ich ganz ehrenfeſt gearbeitet; aber der Kuckuk hole einen griesgramigen Abend!“

Der Meiſter Wilhelm, der ſo geſprochen, hatte in der ganzen Stadt den Ruf eines unbeſcholtenen Mannes, deſſen unverwüſtliche Fröhlichkeit die gutmüthigen Mitbürger als leidlichen Humor gelten ließen. Konrad ſchüttelte den Kopf und ſagte, doch nicht mit ſo feſter Stimme wie gewöhnlich: „Ich werde nicht mit Euch gehen.“

„Du wirſt doch, ſage ich, und zwar Du; denn an Dein verwünſchtes „Ihr“ kehre ich mich nicht. — Menſch! Du ſiehſt aus wie ein Rieſe und biſt auch ſonſt hübſch genug für dieſe Welt; aber Du machſt mitunter Mienen wie eine alte Eule und ſprichſt wie eine Unke.“

Der Ton war nicht der rechte; Wilhelm merkte es und fuhr einlenkend fort: „Du biſt der honetteſte Kerl unter der Sonne — ich weiß es; mach' nur kein ſolch lang Geſicht — willſt Du denn aber an Deiner Honettetät verbrühen und verbraten? Pökele ſie doch heute einmal mit ein bischen Salz ein, oder laß uns vielmehr einen Schoppen Wein darüber gießen; ſie wird ja ſo leicht nicht erſaufen. Es ſoll Dir auch keinen Pfennig koſten; denn Du mußt mein Gaſt ſein.“

Das war gleichfalls nicht die rechte Sprache, und Konrad erwiederte beleidigt: „Du brauchſt mir nicht einmal ein gutes Wort zu geben, ſo halte ich Dich und Euch Alle frei, aber ohne daß ich ſelber mitgehe.“

„Gevatter! Gevatter!“ rief Wilhelm, „es iſt verdammt ſchwer mit Dir auszukommen, nur nicht für mich, der ich Dich gar wohl kenne. Wie kann man nun einen alten Freund ſo mißverſtehen? Ich bitte es mir ja nur als eine Ehre aus. Meinſt Du denn, ich hätte es vergeſſen, daß Du mir vor drei Jahren, als ich auf einem verwünſcht trockenen Zweige ſaß, dermaaßen geholfen haſt, daß ich nunmehr auf einem hübſchen grünen ſitze, der alle Tage noch luſtiger und laubiger wird? — Kurz und gut, Du ſollſt und mußt mitgehen, ſonſt verklage ich Dich noch nach zwanzig Jahren bei dem Erbprinzen, daß Du ihn, als er noch in den erſten Windeln gelegen, nicht haſt hoch leben laſſen.“

16.

Der letzte Umſtand entſchied; denn Konrad, mit allen größeren Verhältniſſen des äußern Lebens gänzlich unbekannt, dachte ſich ſeltſamer

Weiſe, es ſei wenigſtens möglich, daß der Fürſt ſein Widerſtreben erführe. — „Das iſt ein Anderes!“ rief er ſchnell, und war ſchon eine Strecke mit dem Meiſter Wilhelm gegangen, als er noch immer wiederholte: „Ja, ich gehe mit.“ Dann aber blieb er mit einemmale ſtehen und ſprach nachdenkend: „Meiner Frau hätte ich es doch wol erſt ſagen müſſen.“

„Das fehlte noch,“ erwiederte Wilhelm lachend; „wäre die dazu gekommen, ſo hätte die ganze Sache bis zum Sanct Niemalstage gewährt. Man muß den Weibern auch nicht zu viel angewöhnen. Sie ſind ohnehin ſchon rebelliſch genug gegen den prächtigen Spruch vom „Herr ſein.“ — Einen ſo ſeltenen Gaſt wie Du, Gevatter, läßt man nicht ſo leicht wieder los.“

17.

Ein allgemeines herzliches Willkommen begrüßte Konraden, als er in das Zimmer trat, wo mehrere angeſehene Meiſter an einem wohlbeſetzten Tiſche ſaßen. Sie hielten ihn alle gar ſehr in Ehren, tadelten nur ſeine zurückgezogene Lebensweiſe und freuten ſich doppelt, daß er doch heute einmal leben wolle wie ihres Gleichen. Konrad konnte ſich anfangs nicht recht hineinfinden und fürchtete, der Wein möge etwa gar unehrbare Reden veranlaſſen; da aber nichts dergleichen erfolgte und die Freude ſich wol herzlich derb und laut, doch nie anſtandwidrig ausſprach, ſo leerte auch er ein Glas guten alten Rheinwein, indem er ſtill bei ſich dachte: „Sechs bis ſieben Jahre mögen es wol her ſein, ſeit ich dergleichen nicht getrunken.“ – Die köſtliche goldene Fluth, ſo ſelten genoſſen, wirkte auch faſt wunderbar auf ihn; ihm wurde feierlich und wehmüthig um's Herz, und es war ihm recht lieb, daß Meiſter Wilhelm ihn durch ſeine Späße zu zerſtreuen ſuchte.

Dieſer hatte das Amt des Geſundheitausbringens, dem er auch ganz wohl vorſtand. Er ließ zuerſt den Herzog, dann den Erbprinzen, die ganze Stadt und das löbliche Handwerk hoch leben, und wenn auch mit einiger Aengſtlichkeit vor der Wirkung des Weins, konnte Konrad bei ſolchen Toaſts ſich doch nicht ausſchließen. Dann aber blieb er beharrlich bei ſeiner Weigerung, und kein anſpruchlos wohlfeiler Scherz des fröhlichen Wilhelm, der bald die Gelehrten, bald die Verkehrten, bald die ſchönen Mädchen mit ihrem Rädchen, bald die Miniſter, bald die Küſter und endlich gar vornehmerweiſe die Poeten als lebens- und liebenswürdige Gegenſtände ausbrachte, konnte ihm das ſechſte Glas aufnöthigen.

18.

Jene ſanfte Wehmuth, die ſich bei gewiſſen ſonſt ſehr kräftigen Naturen öfter als man zu glauben pflegt nach dem ſeltneren Genuſſe des Weins einzuſtellen pflegt, wuchs bei Konrad jetzt von Minute zu Minute, und er begriff nicht, wie ihm ſo ſein könne. Ihm waren, er wußte ſelbſt nicht wie, ſeine erſten Kinderjahre eingefallen, und wie ihm damals ſo gut und herzhaft-fröhlich zu Muthe geweſen, und wie er ſo tüchtig habe lachen und ſpaßen, ſpringen und ſingen können, und wie die ſelige Mutter — die er — ach! ſo früh verloren — oft darüber geſcholten und doch innerlich ſich herzlich gefreut habe. Er beſann ſich genau auf das liebe Geſicht, das eine Mutter wol zu haben pflegt, wenn ſie meint, es ſei doch an der Zeit auch einmal zu ſchelten, während ſie innerlich hoch erfreut iſt über die neckiſchen Poſſen und luſtigen Thorheiten des kleinen Wildfangs. Aber die Mutter war, wie geſagt, nur gar zu früh heimgegangen und hatte das Kind allein gelaſſen, welches nur zu bald viel zu ernſthaft wurde und das arme kleine Herz kaum retten konnte vor Traurigkeit. Das Alles fiel jetzt dem Schmid ein, und in einer ſeltſamen Bewegung des Herzens hob er das Glas und ſagte leiſe: „Meine ſelige Mutter ſoll leben!“ Einige der jüngern Meiſter ſahen ſich lächelnd und kopfſchüttelnd einander an; aber der alte Reſpect verbot ihnen jeden Scherz. Sie ſtießen alle die Gläſer an, und der älteſte von ihnen, ein eisgrauer und doch noch ziemlich rüſtiger Tiſchler, ſagte: „Das iſt eine gute und ſchöne Geſundheit, und auch ich, ein achtzigjähriger Knabe, habe meine ſelige Mutter noch nicht vergeſſen; und doch iſt ſie ſeit ſechzig Jahren bei dem lieben Gott. Es geht aber auch nichts, ich ſage Euch: gar nichts in der Welt über eine rechte ächte Mutter, und wer die früh verlor: dem fehlt 'was ſein ganzes Leben lang!“

19.

Die Geſellſchaft war auf einige Zeit ſehr ernſthaft, ja andächtig geworden; aber Konrad, der ſich ſeiner offenbar gewordenen Rührung beinahe ſchämte, wollte nun auch etwas rein Verſtändiges an den Tag bringen und ſagte, von Neuem anſtoßend: „Ein guter Ruf, ganz rein wie Schnee, das Allerbeſte in der Welt.“ Die Mitmeiſter ſtießen alle an, doch mit einiger — Langweile; denn eine ſolche Geſundheit kam ihnen doch gar zu trocken vor. Aber der Altmeiſter ſprach mit gewohnter Ruhe: „Was Gutes iſt es freilich; doch das Allerbeſte noch lange nicht.“

„Ein luſtiges Leben iſt die Hauptſache!“ rief Wilhelm, dem die letzten Geſpräche viel zu feierlich geweſen waren, „das luſtige Leben ſoll leben!“ Alle, mit Ausnahme Konrad's, der die flache Hand über ſein Glas legte, ſtimmten fröhlich bei. Jedem Andern, der eine ſolche Verweigerung gewagt, hätte man ohne Zweifel gezürnt; ihm nicht. Die Wanduhr ſchlug halb zwölf. Konrad hörte es mit einigem Schreck und brach, die Verhältniſſe bedenkend, ſchnell auf. Auch die Andern, obwohl ſchon ein wenig mehr als fröhlich, wollten doch nicht zu Nachtſchwärmern werden und folgten dem Winke.

20.

Der Schmid ging an Wilhelm's Arm ſchweigend die lange Gaſſe hinauf, und ſinniger und aufgeregter wie je, freute er ſich faſt jugendlich über die warme mondhelle Sommernacht. Sie fanden die Thür von Konrad's Hauſe verſchloſſen und klopften anfangs nur leiſe an, um die Nachbarn nicht zu ſtören, dann ſtärker; aber eine geraume Zeit vergeblich. Das Handwerksgeräth, deſſen ſich der Meiſter früherhin am Abend bei ſeinem Geſchäft bedient hatte, war längſt abgeräumt und in's Haus gebracht worden; nur den Hammer hatte man vergeſſen, der auf der ſteinernen Bank lag, wohin ihn vorher Konrad geworfen hatte, als er in einem Augenblick des Unmuths nicht mehr fortarbeiten wollte.

„Wie unordentlich!“ ſagte Konrad, den alles Regelwidrige in der Haushaltung beleidigen konnte, und ſteckte den Hammer in die Taſche; aber Wilhelm lachte: „Du wirſt ihn doch heute nicht mehr brauchen wollen?“ Es ſchlug eben drei Viertel auf zwölf, und Konrad erwiederte:

„Du biſt nicht geſcheut; es iſt ja von dem ganzen Tage nur noch eine Viertelſtunde übrig.“

In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thür, und die Frau, aus dem erſten Schlafe geweckt und mit dem verdrießlichſten Geſichte, verkündete ihren ganzen rohen Unmuth in den widerlichen Worten: „Du liederlicher Hauswirth, Du abſcheulicher Trunkenbold, willſt Du nicht lieber die ganze Nacht auf der Straße herumſchwärmen?“

21.

Wenn zwei Menſchen durch unauflösliche Bande an einander geknüpft ſind, ſo bedürfen ſie beide ganz beſonders einer ſtets klaren Anſchauung ihres Verhältniſſes, die ſich nicht ohne entſchiedene Durchbildung des Gemüths erreichen läßt, oder einer bloß rein natürlichen Einfalt, um ſich in gewiſſen vielleicht nie ganz zu vermeidenden verletzenden Momenten wenigſtens mit erträglicher Leichtigkeit bewegen zu können. Wir bemerken ferner, daß ſelbſt ein verworrenes Verhältniß erträglicher erſcheint, wenn ſtete perſönliche Gegenwart nicht durch erfreuliche, aber aufregende Gegenſätze unterbrochen wird. Die Erregung, die der nicht glückliche Ehemann nach dem Genuſſe eines ſchönen Feſtabends, den er allein genoſſen, mit nach Hauſe bringt, wird gewöhnlich durch das ſchlaftrunkene Geſicht der armen Frau geſtört, die ſo lange hat einſam warten müſſen. Iſt es kein verdrießliches, ſondern nur ein trauriges Geſicht, ſo wird der Beſſere gewiß alles Mögliche thun, um die liebe Einſame wieder zu erfreuen; wehe aber dem, der noch mit den fröhlichen Liedern im Herzen und mit allen ſchönen Träumen, die der aufweckende Abend gab, finſtern Augen, herabhängenden Lippen, oder gar gemeinen Ausrufungen und ſchmähenden Worten gegenüber ſtehen muß!

22.

Konrad war an ſeiner wundeſten Stelle getroffen; denn nach ſeiner Lebensanſicht gab es kaum eine abſcheulichere Sünde als lockere Wirthſchaft — das häßliche Wort, das die Frau geſprochen, konnte er nur mit Mühe über die Lippen bringen — Nachtſchwärmerei und vollends Trunkenheit. Die letztere war ihm ſo fürchterlich, daß er, ſo gern er auch die Zahl ſeiner guten Werke häufte, dennoch nie zu bewegen war, einen verarmten Trinker auch nur mit der kleinſten Gabe zu unterſtützen.

In der heftigen Aufwallung des Zorns wollte er jetzt antworten, aber die Lippen, plötzlich wie vertrocknet, verſagten ihm den Dienſt; er fuhr mit beiden Händen in die Höhe, aber eben ſo ſchnell auch zurück mit ihnen in die Taſche, was er wol zu thun pflegte, wenn er ſeine Hände vor einer raſchen That bewahren wollte.

Deſto gewaltiger fuhr Wilhelm auf; dann aber, zum Spott ſeine Zuflucht nehmend, ſagte er: „Frau Meiſterin, leſt einmal im A B C-Buche nach, wie dort die Xantippe ausſieht. Wie ihr Mann hieß, weiß ich nicht mehr, in der Geduld ſoll er es weit gebracht haben; Euer Mann aber, dem Ihr nicht werth ſeid die Hände zu küſſen, geht ihm gewiß noch weit darin vor. — Gute Nacht, Meiſter.“ Damit ging er ſchnell und unmuthig pfeifend, ſich in der wohlerlaubten Fröhlichkeit ſo geſtört zu ſehen, hinweg.

23.

Vielleicht hätte ein beſſeres Wort, wenn auch ein Zornwort, günſtig auf die Frau gewirkt; aber die rohe Erinnerung an Xantippe im A B C-Buch und die dort ſich findenden heilloſen Worte verderbten Alles. Sie ſchalt immer gemeiner fort, während man die Treppe hinaufging, und im Zimmer angekommen, rief ſie: „Und Du, elender Mann, bleibſt ruhig dabei, wenn ſo ein Lump Deine ehrliche Frau, die es ſich den ganzen Tag über ſauer werden läßt, auf die nichtswürdigſte Weiſe ſchimpft? — Aber freilich, was läßt ſich von Dir erwarten? Alle Deine Tugenden, mit denen Du Dich rühmſt, ſind erlogen und falſch, und Du biſt nichts als ein jämmerlicher feiger Heuchler, den ich verabſcheue und verachte.

Mit dieſen Worten hatte ſie die allertödtlichſte Stelle im Gemüth ihres Mannes wirklich getroffen; denn das gräßliche Wort: „feiger Heuchler“ ſpaltete ſein Herz mit allen ſeinen Wurzeln und Adern. Er war nicht mehr er ſelbſt, krampfhaft fuhr ſeine rechte Hand in die Taſche, wo er den Hammer fand; faſt bewußtlos, aber um ſo gewaltiger ſchwang er ihn, traf die unverhüllte Stirn der feindlichen Gattin, und mit einem einzigen Schrei ſank die Unglückliche todt zu ſeinen Füßen hin. Er ſtürzte neben ihr auf die Knie nieder und blieb einige Minuten ſprachlos liegen, wie einer, der vor einem unbegreiflichen und unbegriffenen Unglück ſtarrt. Nur der Glockenſchlag zwölf weckte ihn auf einen Augenblick aus ſeiner Betäubung. Das Licht war verloſchen, aber das Zimmer war hell von ſchönem ſtillem Mondenſchein. Er ſah den Hammer noch in ſeiner Hand, und mit ſeltſamem irrem Lächeln ſagte er zu ſich ſelbſt: „Ich hatte mir doch ſo feſt verſprochen, ihn heute nicht mehr zu brauchen, und nun iſt es doch geſchehen!“

24.

Er ſchwieg und blieb jetzt mehrere Stunden lang knieend liegen neben der Leiche ſeiner Gattin. — Die Natur ſelbſt hüllt die Schmerzen, an denen der Menſch vergehen würde, wenn er ſie ganz fühlte, in einen dicken grauen Schleier ein, den wir im gewöhnlichen Leben Betäubung und Dumpfheit nennen.

Da aber traf der erſte Strahl des Frühroths in ſein überwachtes Auge, und — wie wir wol Alle einmal, obwohl, Gott Lob! in andern Verhältniſſen, nach einer entſetzlichen Schmerzensnacht gefühlt haben — er begriff kaum, wie es möglich ſei, daß es wieder Tag werden könne. Aber die Natur, ſo ſchön ſie iſt, geht doch in ihrer ewig ruhigen Größe, die uns dann Gemüthloſigkeit ſcheinen mag, die angewieſene Bahn fort, unbekümmert um die Freuden und das Weh in der Bruſt des Menſchen. — Indeſſen hatte auch bei Konrad der erſte Sonnenſtrahl eine wohlthätige Kraft, er gab ihm Worte. — „Geſtern,“ ſagte er, „als das erſte Sonnenlicht mich weckte, da war ich noch ein glückſeliger Mann. Ich hatte ein reines Gewiſſen, das iſt nun dahin; ich hatte Ehre, und die liegt nun auf immer zerriſſen vor mir. Ein einziger Augenblick hat Alles umgeworfen, mich und mein ganzes Leben. Es iſt Alles aus, Alles; aber Eines — ſo wie ſie mich nannte, und was mich aus mir ſelbſt herausbrachte, „ein feiger Heuchler“ das will ich nimmer werden! Ich will — und das verſteht ſich auch ganz von ſelbſt — mein Verbrechen ſelbſt entdecken und ſelbſt bieten dieſes verlorene Haupt dem Schwerdte des Geſetzes. — „Feige und heuchleriſch!“ — nein, o Du großer wunderbar ſtrenger Gott! — das will ich niemals werden!“

Er legte jetzt faſt mit Ruhe die Leiche auf das Bett, ſagte dann tiefſeufzend: „Könnte ich nur mit meinem Blute Dir Dein Leben wiedergeben!“ nahm Hut und Stock und ging.

25.

In den Straßen war noch Alles ſtill; denn ſelbſt die fleißigſten Bürger gönnten ſich heute nach dem geſtrigen Feſt ein Morgenſtündchen Schlaf mehr als gewöhnlich. Der Weg zum Oberrichter der Stadt, zu dem jetzt Konrad wollte, führte vor dem Hauſe des alten Jakob vorüber. Konrad blieb einige Augenblicke vor dieſer Wohnung ſtehen und überlegte bei ſich ſelbſt, ob es nicht Pflicht ſei, dem alten treuen Beichtvater zuerſt das traurige Geheimniß zu entdecken; aber während er noch überlegte, rief ihm die Stimme des Alten, der, ſtets mit wenigen Stunden Schlaf zufrieden, ſchon mit dem erſten Frühroth das Lager verlaſſen und jetzt das Fenſter geöffnet hatte, einen freundlichen ernſten guten Morgen zu. Doch der Anblick des theuren Greiſes und die Stimme, die die ganze ſchöne nun verlorene Vergangenheit zurückrief, erſchütterten den Unglücklichen ſo ſehr, daß ſeine Kniee wankten und ſeine Lippen keinen Laut zur Erwiederung des Grußes hervorbringen konnten. Der Alte bemerkte das wohl und eilte raſch die Treppe hinunter, um ſelbſt zu ſehen, was den wackern Bürger anwandle.

26.

„Ei ei,“ ſagte er jetzt, indem er ihn mit ängſtlicher Sorgſamkeit in das Haus und die Treppe hinauf in ſein Studierzimmer führte, „was hat ſich denn da ereignet? Wie muß ich Euch, mein lieber tüchtiger Meiſter, ſo höchſt kraftlos und elend wieder erblicken? Wahrhaftig, Du arbeiteſt auch zu viel und warteſt des Leibes nicht, wie denn doch auch befohlen worden. Komm, ſetze Dich hier auf meinen alten treuen Sorgenſtuhl, ich will meine liebe Hausfrau wecken, damit ſie Deiner pflege; denn ich alter unbeholfener Mann verſtehe mich nicht recht darauf.“

Es ſchien, als gäben dieſe Worte dem armen Konrad die Sprache wieder, und er ſagte mit gewaltſamer Anſtrengung: „Ihr wollt Eure Hausfrau wecken? O Ihr ſeid ein glücklicher Mann, daß Ihr das könnt; ich möchte auch die meinige gern wecken, aber“ — hier warf er ſich wie in der Beichte vor dem Prediger auf die Knie nieder — „die wacht nicht wieder auf, die habe ich in dieſer Nacht erſchlagen.“

27.

Der Geiſtliche trat mit Entſetzen zurück und ſchien Wahnſinn bei dem Unglücklichen zu ahnen; da dieſer aber ſeine Worte ruhiger wiederholte und endlich, näher befragt, die ganze Sache mit allen Umſtänden genau erzählte, ſo konnte ihm auch nicht der kleinſte Zweifel mehr übrig bleiben. Tief im Innerſten erſchüttert, doch auch jetzt nicht ohne Oberherrſchaft über ſich ſelbſt, ging der Alte mit gefalteten Händen im Zimmer auf und ab. — „Mein Herr und mein Gott,“ ſagte er leiſe „iſt es denn nicht mehr mit der Tugend des Menſchen? Sind wir denn ſo gar ſehr ſchwach und gebrechlich, und dürfen wir auch nicht einen Augenblick ſicher ſein, daß nicht irgend eine übermächtige Leidenſchaft unſer ganzes Gemüth verdüſtere und zu einer That treibe, vor der unſer Haar ſich ſträubt und unſer Blut erſtarrt? O Herr, erleuchte mich, daß ich dem armen Beichtſohn das Rechte rathe.“

Dieſer hatte während deſſen ſtarr vor ſich hingeſehen; jetzt aber blickte er ruhig auf und ſagte: „Lebt wohl, ehrwürdiger Herr. Mein Weg geht jetzt zum Oberrichter, von da in's Gefängniß, und von da auf's Schafott. Auf dieſem letzten Wege werdet Ihr — des bin ich gewiß — das gefallene Kind ferner unterſtützen."

28.

Da ergriff den alten ein unendliches Mitleiden, nicht bloß mit dem gegenwärtigen Gefallenen, ſondern im tiefſten Sinne gewiſſermaßen mit dem ganzen Menſchengeſchlecht, das, eigener Kraft vertrauend, ſo ſtolz daſteht und doch ſo ſchwach, und ſeine Wehmuth löſte ſich in Thränen auf, die er ſonſt nicht nur nicht liebte, ſondern als weichlich faſt haßte und verdammte. Dann ſchnell ſich faſſend, zeigte er, daß ein Entſchluß in ihm zur Reife gekommen war.

„Haſt Du, mein unglücklicher Sohn, ſo fragte er jetzt, jenes völlige unbedingte Vertrauen zu mir, und jenen nicht zweifelnden, blinden und in der Blindheit allein verdienſtlichen, nur der Liebe möglichen Gehorſam, wie er dem Kinde gegen den Vater ziemt? Beſinne Dich wohl. Willſt Du Deine Thaten thun aus eigener Macht, oder ſoll ich für Dich handeln? Soll ich Dich beſtimmen?

Eine Frage wie dieſe — bei der wir abermals die religiöſen Anſichten des ſiebzehnten Jahrhunderts, ſo wie die nicht ſelten alles Maß überſchreitende geiſtliche Gewalt des Beichtvaters über das Beichtkind nicht vergeſſen wollen — befremdete den Schmid nur in ſofern, als er ſie für gänzlich unnöthig hielt, und er erwiederte mit der größten Beſtimmtheit: „Nie werd' ich den Gehorſam brechen, den ich Euch ſchuldig bin.“

29.

„Wohlan denn!“ fuhr der Alte fort, „ſo bin ich denn in dieſer Angelegenheit Dein Herr und beſtimme Folgendes: Ich will nicht, daß Du eine einzige ſündhafte Handlung durch den Tod büßeſt, ſondern durch ein fortgeſetzt tugendhaftes Leben verſöhnſt. Die Rechtsgelehrten, wie ſie meiſtens ſind, mit blödem Gemüth und irdiſch ſtrengem Blick, verſtehen ſich aber ſo wenig auf die Geſundheit als die Krankheit armer Herzen und ſollen ſich nicht miſchen in eine Angelegenheit, die Du mir in der Beichte und unter deren heiligem Siegel anvertraut haſt. — Du gehſt jetzt ſtill nach Hauſe, erzählſt, Deine Frau ſei dieſe Nacht am Schlage geſtorben — möge unſer Herr Gott uns den ſchrecklichen Doppelſinn des Wortes vergeben! Das Weitere überläſſeſt Du mir. Keine Worte mehr; ich habe Alles beſchloſſen.“ „Und meine Buße?“ fragte nach einem langen Stillſchweigen der ſtaunende Konrad.

„Ich nannte ſie ſchon: Dein Leben ſelbſt. Es ſei eine ununterbrochene Reihe guter, ſchwerer, mit Aufopferung vollbrachter Handlungen. Sie ſind das Einzige, das uns hinauf begleitet vor den Stuhl deſſen, der Dich richten wird wie mich. Möge Er uns bald abrufen aus dem finſtern Thal dieſes Lebens, das um Erbarmung ſchreit in die Wolken hinauf!

30.

Konrad war noch immer wie feſtgebannt auf ſeinem Sitz und begriff kaum, was er gehört; aber der Alte, der ſich wieder geſammelt hatte, rief laut und ſtreng: „Raffe Dich in Kraft zuſammen; ich habe Dir ſo zu handeln befohlen, und Du gehorchſt.“

Konrad wankte bis zur Thür. Dann wandte er ſich und fragte mit unendlicher Rührung: „Und ungeſegnet ſoll ich von Euch gehen? O legt doch Eure reinen Hände auf mein ſchuldbeladnes ſchweres Haupt, das ſonſt immer tiefer in die Nacht und in den Staub ſinkt. Verbietet Ihr mir zu ſterben, ſo ſegnet mich ein zum Leben.“

Er kniete nieder, und Jakob legte die Hände auf ſein Haupt mit den Worten: „Gott, deſſen

Gnade reicher iſt als wir wiſſen und verſtehen, ſegne Deine Reue, Buße und Dein Leben."

31.

Konrad vermochte auch nicht ein einziges Heuchelwort aufzuwenden, um ſeine That klüglich zu verhüllen. „Sie iſt nicht mehr, ſie ſtarb dieſe Nacht:" das war Alles, was er den Hausgenoſſen ſagte. Den Nachbarn, die ihn tröſtend beſuchen wollten, erwiederte er keine Sylbe. Selbſt das unglückliche Werkzeug des Mordes räumte er nicht hinweg; er glaubte, es ſei feige, wenn er es verbergen wollte. Hätte irgend ein Freund oder Feind die unumwundene Frage an ihn gerichtet: „Biſt Du der Mörder?" ſo würde er ohne Zweifel ein vernehmliches Ja erwiedert haben. Das Schweigen allein vermochte er über ſich zu gewinnen, da der Mann, den er für unfehlbar hielt, es befohlen.

Aber es ward keine Frage dieſer Art an ihn gerichtet. Ein ſolcher Verdacht ſchien in Beziehung auf ihn gar nicht möglich. Durch den feierlichen Ausſpruch des Fürſten, Konrad ſei ein muſterhafter Bürger, hatte er gewiſſermaßen den höchſten Adel empfangen, ſo wie nicht minder durch ein ähnliches Lob, welches der alte Jakob, der nur höchſt ſelten rühmte, noch vor Kurzem bei einer feſtlichen Verſammlung der Gemeinde ihm ertheilt hatte. Dazu kam noch, daß die ganze Stadt ihn ſchon häufig als den geduldigſten Ehemann theils bewundert, theils bedauert, theils beſpöttelt hatte.

Ja es ward jetzt noch zu ſeinem neuen Ruhme durch Wilhelm überall verkündigt, wie lammartig fromm der Meiſter noch in der vergangenen Nacht gegen die böſe Zänkerin ſich betragen habe. Kein Auge wurde naß um die arme Frau, und Konrad flüſterte noch leiſe in den Sarg hinein: „Kannſt Du vergeben, ſo vergieb. Ich wollte gern um Dich weinen; aber Thränen ſind zu gut für mich, und es könnte ja dann ſcheinen, als wollte ich — heucheln. Den Einen Vorwurf ſollſt Du jetzt zurücknehmen.“

32.

Es würde unbillig ſein, den theilnehmenden Leſer durch die genaue Schilderung des Lebens, welches jetzt Konrad in ſeiner Einſamkeit führte, verletzen zu wollen. Es glich einer lang gedehnten, ſtarren wolkigen Winternacht, ſelten nur leuchtete ein Stern hindurch, und der Stern ſchien ſo weit entfernt, weiter als je, und der Morgen wollte nicht anbrechen. Er arbeitete wie ſonſt den ganzen Tag hindurch, aber er fühlte bald, ohne es ſich geſtehen zu wollen, daß ſeine Kräfte nicht mehr die alten waren, und oft ſah er ſich genöthigt, früher aufzuhören, um dann müßig nur noch mehr zu leiden. Er war nicht mehr überſtreng und finſter, wie wol ſonſt häufig, ſondern gegen alle Menſchen ſtill freundlich, beſcheiden und faſt demüthig; doch wenn Jemand eine beſondere Neigung zeigte, näheren freundſchaftlichen Umgang mit ihm anzuknüpfen, dann zog er ſich ſehr beſtimmt zurück und erklärte gelaſſen: bei ihm ſei keine Freude zu holen.

Nur der Sonntag hatte noch etwas Wünſchenswerthes für ihn, weil gewöhnlich beide Predigten, welche er mit der höchſten Aufmerkſamkeit anhörte, ihn auf eine bedeutende Weiſe anregten. Es ſchien ihm ſeltſam und unbegreiflich, und er geſtand es ſich ſelbſt nur als etwas Sündhaftes, daß ihm Jakob's ſtrenge Predigten und deſſen Anſicht von menſchlicher Tugend und guten Werken nicht mehr ſo zuſagten wie ſonſt; denn er glaubte einen Widerſpruch in dieſen Anſichten und in dem Benehmen gegen ihn, den Schuldigen, zu finden. Von der alten Ehrfurcht für den unermüdet theilnehmenden Greis ließ er nie, auch nicht von dem Gehorſam; nur das ehemalige Vertrauen, das unbedingt liebende

Hingeben an deſſen Ausſprüche war nicht mehr in ganzer Reinheit vorhanden.

33.

Deſto mehr fühlte er ſich zu dem jungen Prediger Paul hingezogen, der ganz auf demſelben Wege fortſchritt, den ſeine erſte Predigt bezeichnet hatte. Der Mann lebte fröhlich und wohlgemuth mit den verſtändigſten und heiterſten Bürgern der Stadt, ſcherzte und lächelte, ja lachte wol gar zuweilen in behaglicher Geſellſchaft, ging mit ſeiner hübſchen jungen Frau häufig ſpazieren, trug ſich auch wol mit kleinen artigen Kindern, ſpielte gern mit ihnen und herzte ſie; ja er forderte wol gar von friſchen — fünf bis ſechsjährigen Lippen einen Kuß zur Belohnung, wenn er ihnen ein hübſches Märchen oder ein kleines Fröhlichkeitslied vorgetragen hatte.

Manche Einwohner der Stadt, die nur an wehmüthigen Seufzern oder an ſtarrer Bonzenhaftigkeit, an ſüßlicher Trübſeligkeit oder donnernder Straffertigkeit Wohlgefallen fanden, prophezeihten gar Uebles von dem Manne, nannten ihn leichtfertig und weltlich geſinnt, und ſorgten auch wol dafür, daß er ſolche unerfreuliche Urtheile erfahre; denn einigermaßen wehe thun mögen, wenn auch nicht die Menſchen, doch die **Leute** gern. — Er nahm ſolche Nachrichten ſtets mit Ernſt und minutenlanger ſchweigender Aufmerkſamkeit auf. Dann aber ward er auch wieder freundlich und ſagte: „Seid fröhlich und getroſt; das war meine erſte Predigt, und ich hoffe, es ſoll auch meine letzte ſein. — Daß Liebe ſich nicht erzwingen läßt, ſteht ſchon in hundert alten und neuen, ernſthaften und leichtfertigen Poeten; warum ſollte ich mich darüber wundern? Kann mir doch, was heute verweigert wird, morgen gegeben werden! Nur nie irre werden und ſtets Gutes hoffen."

34.

Mit einem ſolchen Gefühle in der Bruſt trat er eines Abends in Konrad's Werkſtatt. Er hatte nach damaliger guter Sitte längſt ſchon die Bekanntſchaft aller Glieder ſeiner Gemeinde gemacht, und nur bei Konrad war er bisher durch das Gefühl, er könne wol gar zudringlich ſcheinen, abgehalten worden. Jetzt hörte er, der Mann ſei unglücklich, und jede Bedenklichkeit verſchwand augenblicklich. Ueber Konrad's blaſſes und noch immer ſehr kräftiges Geſicht flog ein leichter Strahl von Freude, aber auch von Beſchämung. Er ging ihm gerührt und mit dem Zeichen wahrer Verehrung entgegen, indem er ihm mit wenigen Worten für die Ehre ſeines Beſuchs dankte.

„Von der Ehre und dem Danke," ſagte Paul mit freundlicher Gelaſſenheit, „ſei nicht die Rede; doch von der Liebe: die treibt mich zu Euch."

„Ich höre und ſehe überall nur Gutes von Euch, und dennoch ſeid Ihr nie heiter. Wie kommt das? Hier muß ein Räthſel und ein Geheimniß walten, das ich gern enthüllen möchte, um Euch als Menſch, als Freund, als Chriſt zu helfen. Seht in mir jetzt nicht den Prediger. Ihr habt bereits einen edlen Beichtvater, meinen hochverdienten Mitbruder; ich beſuche Euch wie ein Freund den Freund, und wohl möchte ich, daß Ihr als ſolcher mir vertrautet."

„Ach Herr," erwiederte Konrad nach einer Pauſe, „Ihr ſeid gar gut und lieb, daß Ihr Euch um meinetwillen Sorge macht. Ich habe es nicht um Euch verdient; denn ich war anfangs gegen Euch eingenommen.

35.

Paul unterbrach ihn mit der ſchnellen Antwort, das habe gar nichts auf ſich, und es ſei ganz recht gethan, wenn jeder Bürger bei der Wahl eines Predigers ſeine Anſicht unumwunden ausſpreche.

„Eure Frau,“ fuhr er fort, „ſtarb vor einem Vierteljahre, und Ihr betrauert ſie noch, als wäre ſie Euch geſtern entriſſen. Das iſt gut und recht; denn wenn der edle Schmerz wie die edle Freude nicht ewig wären, ſo wären ſie ja doch auch eigentlich gar nicht. Aber Euer Schmerz iſt in ſich ſelbſt nicht der rechte, und an Freuden fehlt es Euch ganz, ohne die auch die Arbeit nicht gedeihet.

Konrad fühlte ſich ſehr beängſtigt, und indem er nicht recht wußte, in wie weit er ſich ausſprechen dürfe, ſann er zerſtreut auf eine Antwort. Paul bemerkte es, ſchwieg eine Weile und ſagte dann mit leichtem Lächeln: „Ihr hört mich nicht, lieber Meiſter, und wahrhaftig, es war faſt ſo, als redete ich meine letzten Worte nicht mehr zu Euch, als zu dieſem ſtarren Ambos oder zu dieſem fühlloſen Hammer.“

Das wirkte wie ein elektriſcher Schlag auf den Schmid; er ſchleuderte mit gewaltiger Kraft den Hammer hinter ſich, ſank dann faſt erbleichend auf einen Stuhl und ſagte, indem er ſtarr vor ſich hinblickte: „Ja wohl iſt der Hammer fühllos; aber ich bin es nicht, ich wahrlich nicht.“

36.

Paul unterſtützte den Zuſammenſinkenden mit ſorgſamer Theilnahme und bat ihn, ſeine letzten Worte nicht zu hoch aufzunehmen, da ſie ihn nur aus ſeiner augenblicklichen Zerſtreutheit hätten wecken ſollen. „Und doch,“ ſetzte er freundlich hinzu, „möchte ich Euch wieder Erholung und Zerſtreuung anrathen, lieber Meiſter Konrad; denn Ihr ſcheint mir auch leiblich krank.“

Konrad hatte ſich gar bald erholt; er trocknete den Schweiß von der Stirn, bat wegen des ſeltſamen Ausbruchs von Heftigkeit demüthig um Vergebung, ſchlug aber dann die Augen faſt ſtolz in die Höhe und ſagte: „Krank bin ich nicht und kann es auch ſo leicht nicht werden. Ich bin, Gott Lob! mein Leben lang nicht in Trink- und Spielhäuſern geweſen, noch da, „wo die Spötter ſitzen;“ ich habe meine Kraft nie leichtſinnig verſchleudert, darum iſt mir auch jetzt noch ſo viel übrig, daß ich mehr aushalten kann als irgend einer. Viel mehr — vielleicht als man *ſoll*.“

„Ich weiß,“ erwiederte Paul mit ſanftem Verweiſe, Ihr habt ſtets ordentlich gelebt, wie es ſich für einen anſtändigen Mann ziemt; wer aber möchte ſich *rühmen*, daß er that, was ſich ziemte? Und kann denn nicht der Körper vom Geiſte aus leiden, und zwar ſelbſt durch die heiligſten und zarteſten Schmerzen im Gemüthe? Fleiß und Anſtrengung mögen ſich allenfalls rühmen; aber die Liebe iſt höher; die rühmt ſich nie."

37.

Konrad blickte beſchämt zu Boden und ſagte dann: „Krank bin ich wirklich nicht, nur zu geſund; ich fühle Kraft in mir noch für lange Jahre. Wäre es nicht ſo, jetzt müßte ſie angegriffen werden; denn ach! ein großes Unglück habe ich — man ſagt es leicht, und doch enthält es ſo viel Trauriges — ich kann ſchon lange nicht mehr ſchlafen, trotz meines mäßigen Lebens, trotz aller Anſtrengung und Arbeit doch nicht ſchlafen. Nicht ſchlafen! — was das heißt, wißt Ihr nicht, und keiner weiß es wie ich es weiß.

Paul empfand das tiefſte Mitleiden mit dem armen Manne, in deſſen Leben die ſanfte Abendglocke, die zur Ruhe wiegt, nicht tönte, dem der milde Thau fehlte, der die Fluren erquickt, und immer mehr ſchienen ihm ſich ſeine Vermuthungen zu beſtätigen, daß hier irgend ein trübes, bedenklich finſteres Geheimniß walten müſſe. Aber er drang nicht mit Ungeſtüm in ihn; denn er fühlte wohl, daß ſich Alles aus dem Manne ſelbſt mit Freiheit löſen müſſe.

38.

Er verſuchte auf alle ihm mögliche Weiſe, ein liebendes Vertrauen in dem Leidenden zu erwecken, aber es gelang nicht. Konrad erkannte den Gedanken, daß Gott die Liebe ſei, deutlich; er wiederholte ſich täglich, daß wir alle unſere Sorgen auf den werfen ſollen, der für uns zu ſorgen verheißen hat, und er rief ſich ſelbſt in bangen Nächten oft mit lauter Stimme zu, wie der milde Erlöſer die Mühſeligen und Beladenen zu ſich kommen läßt, um ſie zu erquicken.

Aber alle dieſe Mahnungen gingen bei ihm nicht in den innerſten Kern des Lebens, ſie blieben ſtets außerhalb deſſelben ſtehen; er wagte nicht zu ſeliger Beruhigung ſie in ſich aufzunehmen und Eins werden zu laſſen mit ſeinem Weſen. Das ganze Chriſtenthum war ihm nicht viel mehr als eine hiſtoriſche Wahrheit, um die er nur wußte; es gab für ihn nur Geſetz, und die „fröhliche Botſchaft“ verſtand er nicht.

So lange noch zwiſchen uns und Gott irgend etwas Anderes ſteht als reine Menſchenliebe, die uns allein zu ihm leiten kann, ſo lange iſt er uns auch fremd; ſo lange uns das reinheitere Chriſtenthum nicht Anfang, Mittel und Ende iſt und nicht jeder Augenblick im irdiſchen Leben uns die Unendlichkeit zu verkünden vermag, ſo lange haben wir an der ewigen Fülle von Liebe und Troſt, die es enthält, keinen vollen Antheil. Wir haben höchſtens einige beruhigte oder beſchwichtigte Stunden, wie etwa Knechte genießen, die ſich von ſaurer Arbeit erholen, wir, die als „Kinder des Hauſes“ trotz aller unſerer einzelnen Schwächen und Mängel ſtete Klarheit und Frieden mit Gott und uns beſitzen und unendliche Seligkeit ahnden können.

39.

Konrad fühlte wol zuweilen, was ihm fehle, aber er vermochte nicht die Hemmung hinwegzuräumen. Er dachte auf Aushilfe oder Erſatz, und da zeigte ſich ihm, wie er nun einmal war und ſich gebildet hatte, nichts Anderes als neue Werkthätigkeit und Ruhm bei den Menſchen.

Es ſchien als vereinige ſich gar Manches, um ihn auf dieſem Wege zu begünſtigen. Eine Erbſchaft, an die er nie gedacht, fiel ihm zu; er ſandte ſie an Jakob mit der Bitte, ſie unter die würdigeren Armen der Gemeinde, die der Prediger am beſten kenne, zu vertheilen. Ein Lotterieloos, das er aus Mitleiden einem armen Dienſtmädchen abgekauft hatte, gewann den höchſten Preis; er ſandte ein Drittheil der Verkäuferin zu und ſtiftete mit dem bedeutenden Reſt ein Hospital für arme Wittwen. Man hatte ihm vorgeſchlagen, der armen Männer zu gedenken; aber er erwiederte (Anderes vielleicht bei ſich ſelbſt bedenkend) raſch: „Nicht alſo; denn auch der hilfloſeſte Mann iſt doch nicht ſo hilflos als eine hilfloſe Frau, die der männlichen Stütze beraubt iſt.“

Es fehlte nicht an Belobungsſchreiben von Seiten des Magiſtrats, ja ſogar von Seiten des Fürſten, der noch vor Kurzem in einer zahlreichen — ſehr erſtaunten — Geſellſchaft gefragt hatte: „Wie lohne ich doch den wackeren Mann?“ Die bloße Frage war für Konraden genug, der ja nichts weiter wollte, als dieſe anerkennende rühmliche Frage.

40.

Konrad haſchte jetzt, man darf wohl ſagen: mit Angſt nach jeder Gelegenheit zu einem guten Werke, damit nur die Summe derſelben, mit der er büßen und die Seligkeit gewinnen wollte, immer größer werde. Er war ſehr thätig bei der Einrichtung ſeines Hoſpitals; er wachte bei ſolchen Kranken, in deren Nähe ſich Niemand gern wagte; ja er war einſt voll von dem Entſchluſſe, ſein ganzes Vermögen den Armen zu ſchenken, und er hätte ihn ſicherlich ausgeführt, wenn nicht der alte Jakob das Vorhaben für ſündlich erklärt hätte. — Und was erreichte er durch alle dieſe Opfer? Einzelne gute Stunden, wie ſie — verſtattet die Wiederholung — wie ſie etwa der Knecht hat, der ſich einmal nach ſaurer Arbeit erholt; keine Klarheit, keinen Frieden. Gierig ſchlurfte er aus dem Becher des Ruhms; aber es gab doch Stunden und endlich Tage und Wochen, wo ihn auch dieſer ſüße Trank anwiderte; ja er hatte Minuten, wo er ſich ſelbſt mit liebloſer Härte anfuhr: „Jetzt, ja jetzt biſt du faſt ein Heuchler!“

Wohl wich dieſe Härte den Ermahnungen des Beichtvaters; aber Ruhe und Frieden kam doch nicht in ſein Gemüth, und oftmals rief er händeringend aus: „Bin ich denn nie auf dem rechten Wege geweſen? Helfen mir denn alle meine guten Werke nicht?“

41.

So waren drei Jahre verfloſſen ſeit der unglücklichen Nacht, die ſein ohnehin trübes Leben gänzlich verdunkelt hatte.

„Kann mich denn nichts mehr erfreuen?" ſagte er. „Wahrlich," ſetzte er dann leiſe und mit trübem Lächeln hinzu, „ich glaube, ich bleibe traurig und elend, und wenn man mich zum Bürgermeiſter machte.

Es iſt wohl möglich, daß Du, günſtiger, ſehr gebildeter und vornehmer Leſer, über einen ſolchen Gedanken nicht bloß lächeln, ſondern einigermaßen lachen werdeſt, und Du wirſt vielleicht Mühe haben, Dich in die Seele des einfältigen Handwerksmannes herab und hinein zu verſetzen. Es war nun einmal ein ſolches Ehrenamt, wie das genannte, Konrad's höchſter Wunſch von jeher geweſen; nur daß er nie gewagt, ihn laut werden zu laſſen, und auch bei ſich ſelbſt ſtets als unerreichbar und gänzlich unmöglich abgewieſen hatte. Die alten Würden der Rathsherren und Bürgermeiſter galten in Konrad's Vaterſtadt noch immer, wie einſt im Mittelalter, als das Höchſte, was ein Bürger erſchwingen kann, obwohl ihre Macht längſt gar ſehr beſchränkt worden; allein ſeit zwei Jahrhunderten etwa war es Sitte und Brauch, daß nur Gelehrte und Rechtskundige jene Aemter erhielten, und nur ſehr ſelten war einmal mit einem begüterten und erfahrenen Kaufmann eine Ausnahme gemacht worden. Ein ſchlichter Handwerker, und hätte er auch die Weisheit Salomon's und Solon's in ſich vereinigt, durfte vollends ſich nicht die entfernteſte Hoffnung machen, eine ſolche Würde zu erreichen; ja man würde ihm, hätte er ernſthaft und öffentlich danach geſtrebt, eher vielleicht einen Platz im Krankenhauſe als im Rath zuerkannt haben. Manche Bürger hatten darüber oft im Stillen geſeufzt, geſcholten oder gewitzelt; denn es war nicht ſelten bemerkt, daß in Fällen, wo Erfahrung, Lebenstakt und ſchneller Blick das Beſte gethan haben würde, einige gelehrte Herren ſich ſehr unbeholfen und zweckwidrig langſam benommen hatten; es blieb aber demungeachtet Alles beim Alten. Konrad ſetzte auch gleich jetzt, da er ſich alſo angeredet, hinzu: „Doch das iſt ja Unſinn.“

42.

Mochte er ſich aber dieſes Scheltwort noch ſo oft wiederholen, ſeine Seele war doch angeregt, und er geſtand ſich endlich, daß, wenn noch irgend etwas ihm Freude machen könnte, ſo wäre es die Erreichung dieſes nie laut ausgeſprochenen Wunſches, eine Freude, die, wie er meinte, in der That dauerhaft ſein werde und vielleicht ſogar jeden Flecken ſeines Lebens auslöſchen möchte. Daß ſein Wunſch erfüllt werden könnte, ſiel ihm nicht im Traume ein; aber der bloße Gedanke, daß doch noch etwas in der Welt ſei, das ſo zu wirken Macht habe, gab ihm eine neue und, faſt möchten wir ſagen, wenigſtens dämmernd-helle Stimmung.

Mit ſolchen Gedanken beſchäftiget, hatte er die unglückliche Nacht, wenn auch ſchlaflos, doch mit günſtigern Gedanken als jemals zugebracht, und als er ſich am frühen Morgen vom Lager erhob, fühlte er ſich geſtärkter als ſeit langer Zeit, und keine Ahndung war in ihm, wie ſeltſam es heute kommen ſollte. Wenige Stunden ſpäter meldete der Altgeſell mit einem feierlichen Geſicht, es ſei ſo eben eine Geſandtſchaft des Raths und der Bürgerſchaft in ſein Haus getreten, auch die beiden Prediger befänden ſich dabei, und er, der Geſell, habe den Meiſter nur in der größten Geſchwindigkeit davon benachrichtigen wollen. Konrad legte ſogleich das Handwerkszeug beiſeit, und durchzuckt von ſeltſamer Ahndung, ging er den geehrten Bürgern entgegen, um ſie ſodann mit geziemender Höflichkeit hinauf zu führen in das beſte Zimmer ſeines Hauſes. Hier nun erwartete er ſchweigend, was man vorbringen werde.

43.

Da trat Paul zu ihm hin und ſagte nicht ohne Feierlichkeit, doch mit freundlichem Geſicht wie immer: „Ein hochweiſer Rath dieſer Stadt und eine ehrbare Bürgerſchaft hat mir den ehrenvollen und erfreulichen Auftrag gegeben, Euch, werther Bürger und Meiſter, mitzutheilen, daß Ihr durch gemeinſamen Beſchluß zum Bürgermeiſter unſrer lieben Stadt erwählt worden ſeid, und es freut mich gar herzlich, hinzuſetzen zu können, daß auch nicht Eine Stimme ſich gegen dieſe Wahl erhob.“

Konrad trat wie erſtarrt zurück, und Paul fuhr heiter fort: „Ihr ſeht mich erſtaunt an; wohl habt Ihr Urſach zu erſtaunen, da Euch das frühere Herkommen bekannt iſt, welches unſtudirte Bürger von jener Würde auszuſchließen ſcheint. Allein, wenn ſchon ſonſt ſich gezeigt hat, daß dieſe alte Sitte, ſo viel ſich auch für dieſelbe ſagen laſſen mag, doch nicht immer wohlthätige Folgen hatte, ſo iſt diesmal vollends gar nicht vom Herkommen die Rede geweſen, ſondern Rath und Bürgerſchaft haben mit Freuden die Gelegenheit ergriffen, Euch, wackrer Meiſter, ein Zeichen ihrer Liebe und Werthſchätzung darzubringen.“

Er überreichte bei dieſen Worten das Diplom in einer ſilbernen Kapſel, und Konrad empfing es mit zitternder Hand.

44.

Jetzt näherte ſich auch der älteſte Bürgermeiſter und der alte Jakob, und Beide ſprachen einige herzliche Worte, die aber Konrad nicht zu hören ſchien. Wohl wäre es jetzt an der Zeit geweſen zu antworten; aber der gefeierte Mann ſchwieg noch immer, und ſchien in das tiefſte Nachdenken verſunken zu ſein. Während dieſer ängſtlichen Pauſe klopfte es leiſe an die Thür; man öffnete, und es trat ein kleines liebes Kind, Paul's ſechsjähriges Töchterchen, weiß gekleidet, mit einer Lilie in der Hand, herein. Paul war in einiger Verlegenheit über die Unterbrechung; er hob den Zeigefinger und ſah zugleich die Bürger entſchuldigend an, wie um Nachſicht für das vorlaute Kind bittend. Aber die Kleine lächelte mit ihren rothen Wangen ſo freundlich, daß es Niemandem einfiel zu zürnen. „Sei nicht böſe, Papa," ſagte ſie jetzt zu dem verlegenen Vater, „es ſah gar zu hübſch aus, als Ihr Alle ſo zuſammen aus dem Hauſe gingt. Da bin nachgelaufen. Ich bin doch gar zu neugierig und will nun aber auch recht artig ſein. Ich komme auch nicht mit leeren Händen, ich habe aus unſerm Garten hier dieſe wunderſchöne Lilie abgebrochen, die Du mir neulich ſchenkteſt. Die will ich nun wieder verſchenken an dieſen guten blaſſen Mann."

Konrad nahm die Lilie und betrachtete ſie, das Kind und die ganze Verſammlung mit großer Bewegung, dann ſchien er gänzlich gefaßt, ſein Auge leuchtete wie ſonſt nie, und ein großer Entſchluß war in ihm zur Reife gekommen.

45.

„Ehrwürdige und werthe Männer," ſprach er dann feierlich, „es iſt die größte Ehre und Freude, die Ihr mir zugedacht habt, und ich fühle das viel tiefer, als ich, der ſchlichte, wortarme Bürgersmann, es zu ſagen vermag. Aber Gott giebt mir in dieſem Augenblick eine große Kraft, und es fällt wie Nacht von meinen Augen. Möge er doch auch Euch, Ihr wackern Männer, neue Stärke geben, daß Ihr nicht zu ſehr erſchreckt vor dem, was ich jetzt ſagen muß! Ihr habt mich lieb gehabt, darum werdet Ihr betrübt werden; aber ich kann es Euch und mir nicht länger erlaſſen, ich muß reden. Seht mich nicht bittend an, ehrwürdiger Herr; ich muß das Schweigen brechen. Ich kann nicht da ſitzen, wo die Obrigkeit ſitzt, meine Hand kann die Wage des Rechts nicht halten, denn ſie iſt blutig; ich gehöre nicht auf den Richterſtuhl, ſondern muß, die höchſte der irdiſchen Strafen erwartend, vor ihm ſtehen, denn — hört es Alle! — ich bin ein Mörder; — in der letztvergangenen Nacht waren es drei Jahre, daß ich mit eigner Hand meine unglückliche Frau erſchlug. Ich will, daß der Richter das Urtheil ſpreche, und gehe jetzt, mich ſelbſt in das Gefängniß zu liefern."

Es war auch nicht die kleinſte Spur von Erhitzung oder krampfhafter Bewegung an ihm wahrzunehmen; er hatte mit ruhiger kräftiger Stimme geſprochen. Jetzt legte er ſtill die Kapſel mit dem Ehrendiplom auf den Tiſch, verbeugte ſich ehrerbietig vor der Verſammlung und verließ das Zimmer und das Haus.

46.

In der Verſammlung herrſchte mehrere Minuten lang eine Stille, tieffeierlich wie Grabesſtille; endlich ſagte das Kind mit vielen Thränen, aber doch fröhlich in die Hände klatſchend: „Ich freue mich nur, daß er doch meine Lilie mitgenommen hat."

„Ja,“ rief Paul, „er hat eine Lilie mitgenommen, eine ſchwer errungene. Jetzt iſt er glücklicher als jemals, und nicht verloren haben wir den Bruder, ſondern gewonnen.“ — Da gingen auch dem alten Jakob die Augen über, und von jedem Stolze und frühern Vorurtheile gegen den Mitbruder befreit, umfaßte er ihn, als habe auch er um Hilfe zu bitten, innig und mit beiden Händen, wie der Freund den bewährteſten Freund.

47.

Am andern Morgen beſuchten die beiden Geiſtlichen gemeinſchaftlich unſern Konrad im Gefängniſſe. Sie fanden ihn, wie ſie ihn erwartet hatten, in einem geräumigen hellen Zimmer, in welchem es ſelbſt an manchen Bequemlichkeiten des Lebens nicht fehlte. Er ſaß ruhig an einem Tiſch, vor ihm lag die aufgeſchlagene Bibel, in der er geleſen, und die Lilie daneben. Es ſchien gar nicht mehr das Geſicht von ehedem zu ſein, was ſich jetzt den beiden Predigern darſtellte; denn alle finſteren Züge hatten ſich in ſanfte Wehmuth oder lichtvolle Freudigkeit aufgelöſt.

Konrad ſtand ſchnell auf und begrüßte die beiden werthen Männer mit gewohnter Ehrfurcht; doch Jakob unterbrach ihn und ſagte: „Erſt iſt es an mir, eine Pflicht gegen Dich zu erfüllen, mein lieber Sohn, und hier in Gegenwart meines neuen, theuren jungen Freundes zu geſtehen, daß Du Recht hatteſt und ich Unrecht. Was Du geſtern thateſt, iſt wacker und ehrenwerth; ich ſehe das ein, und Du haſt mich belehrt. Was dem Geſetze gehört, mag dem Geſetze bleiben; doch wohl uns, daß wir etwas unendlich Höheres haben, als das Geſetz!“

Konrad fühlte wol, wie überaus ſchwer dem Greiſe, den faſt das ganze Land — der Zeit gemäß und in alter Gewöhnung — wie einen nie irrenden geiſtlichen Führer betrachtete, ein Geſtändniß dieſer Art werden mußte, und er küßte ihm jetzt die Hand mit einer ehrfurchtsvollen Liebe, wie er ſie ſelbſt in der früheren Zeit ſo nicht gefühlt hatte. Auch Paul empfand etwas Aehnliches, indem er ſchweigend ſich unwillkürlich tief verneigte.

Jakob fuhr fort und fragte ruhig: „Wie geht es Euch?“ „Gut,“ erwiederte Konrad mit ganz verändertem Tone, „ſehr gut, beſſer als ſeit vielen, vielen Jahren. Man hat mich verhört, recht ordentlich und genau, aber wie gute Menſchen den gefallenen Mitbruder verhören ſollen; ich war gefaßt auf ſehr ſtrenge und harte

Worte und hörte keines; wol aber ſah ich Theilnahme und Mitleiden überall. Selbſt der alte Kerkermeiſter, den man oft für ſehr hart erklärt hat, was auch wol nicht recht ſein mag, iſt ernſthaft gutmüthig, ja faſt freundlich gegen mich, und hat mir dieſes ſtattliche Zimmer eingeräumt, das gewiß viel zu gut iſt für mich. Und nun vollends dieſe Nacht! — Ach, ehrwürdige Herren, ſolche Nacht habe ich ſeit meinen früheſten Kinderjahren nicht gehabt; ich konnte beten, weinen, war verſöhnt mit Allen, demüthig und reuig, und der Gnade Gottes vollkommen gewiß, und ſchlief endlich ein, ſanft und ſtill, wie ich wol ehedem einſchlief auf dem Schooße meiner lieben ſeligen Mutter. Es iſt nun Alles, Alles gut. Ich werde meine irdiſche Strafe leiden; wie leicht iſt das! Wer drei Jahre gelebt hat wie ich, wie könnte der ein paar leiblich ſchmerzliche Augenblicke ſcheuen?“

48.

„Du lieber wackerer Sohn und Bruder,“ ſagte Paul, der ſeine Thränen nicht mehr zurückhielt, „unſer theurer Fürſt, ſtets gerecht, aber auch ſtets gütig, wird Deine That gar wohl zu unterſcheiden wiſſen von anderen Thaten, mit denen ſie nur den Namen gemein hat.“

„Sei dem wie ihm wolle,“ entgegnete Konrad, „wenn nur dem Geſetze, das ich beleidigt habe, Genüge geleiſtet wird. Alles Uebrige iſt ja ſchon gut. Ich weiß nun wie es ſteht mit der menſchlichen Tugend und mit den menſchlichen guten Werken, wenn ſie nicht aus Glauben und Menſchenliebe entſpringen, und ſobald wir wollen, daß ſie uns als eigene Thaten zu unſerm eigenen Ruhm ſollen angerechnet werden. Ich habe ſelbſt meinen alten Ruhm vernichtet und weiß jetzt um etwas Beſſeres; ich bin demüthig geworden und darum glücklich.“

„Werde nur,“ erwiederte Paul mit leichtem Lächeln, „werde nur nicht ſtolz auf dieſe Demuth; — aber fröhlich ſei; fröhlich kannſt Du nie genug ſein, denn Du haſt Dich ſelbſt überwunden.“

49.

Möge hier die Erzählung, in ſofern ſie bisher in genauer Ausführlichkeit ſich bewegte, beendigt ſein, und nur mit wenigen Worten noch mitgetheilt werden, was als kurzgefaßte Geſchichte zur Vervollſtändigung gelten kann.

Wir wiſſen nicht, was der Fürſt über Konrad entſchied; doch da wir ihn als einen wohlmeinenden Mann kennen gelernt, ſo dürfen wir hoffen, er werde geurtheilt haben, wie Paul vorhin äuſerte. Allein es kam zu keiner ſolchen Entſcheidung. Schmerzen wie die, welche Konrad erlitten hatte, einſam verlorene Jahre gehen nicht ſpurlos vorüber, und dem Gefühl, bei innerer troſtloſer Unentſchiedenheit ein ſchauderhaftes Geheimniß mit ſich herumzutragen, widerſteht auch der kraftreichſte Körper nicht lange. Vielleicht wirkte ſelbſt jener ſelige Uebergang aus dem Zuſtand des Knechts zur freien Kindſchaft in dieſer Einen Hinſicht zu überwältigend. Konrad ſtarb einige Wochen, nachdem er ſich ſelbſt dem Geſez überliefert hatte.

50.

Es war ihm verſtattet worden, an einem ſchönen Sommertage mit Jakob und Paul, die ihn häufig beſuchten, in dem wohlunterhaltenen Garten, der an das Gefängniß grenzte, friſche Luft zu genießen; dort war er erſchöpft in Paul's Arme und an deſſen Herz geſunken, während er die rechte Hand dem alten Jakob reichte. Seine lezten Worte waren ſehr einfach: „Ich habe mich nie ſo frei gefühlt als in dieſem Augenblicke, und es iſt nun Alles gut.“

Noch im Sterben behielt er die Lilie in der Hand, die er ſtets mit beſonderer Neigung betrachtet, und von der er ſich faſt nie getrennt hatte; ſie war längſt verwelkt, doch ihre ſchöne Bedeutung blieb für Alle erfreulich. Aber das liebe Kind, das ihm einſt dieſe Blume geſchenkt, und das ſich oft gefreut hatte, wie viel er von derſelben hielt, legte am Tage des Begräbniſſes noch eine friſche, herrlich aufblühende Roſe in ſeine linke Hand, die auf der Stelle des Herzens ruhte, und ſagte: „Die fehlte noch.“ — Da lächelte der Vater: „Sie hat ihm gefehlt; aber ſie fehlt ihm nun nicht mehr, nun und niemals mehr.“

Der Vorleſer hatte den beſten Lohn gefunden in der allgemeinen ſtets geſteigerten Theilnahme, mit der man ihm zugehört; ja er bekam ſogar von dem alten Manne ein Lob für ſeine Kühnheit, in unſern Tagen eine ſo einfach tragiſche und doch beruhigende religiöſe Novelle verfaßt zu haben, — in unſern Tagen, wo auf einer Seite ſteife Pſeudo-Orthodoxie, die in ihrer Starrheit kein Leben haben und geben könne, auf einer andern die Reſte ſeichter Aufklärerei, auf der dritten gehaltloſe Leichtfertigkeit und Vergnügungsſucht, auf der vierten, fünften, ſechsten u. ſ. w. Gott weiß was herrſche.

Ein ſolches Lob, dem auch einige der anweſenden Frauen beiſtimmten, erſchien faſt zu groß und reizte zur feindlichern Kritik, beſonders ein paar jüngere Männer, die heute von älteren Mitgliedern mit in die Geſellſchaft gebracht worden waren.

„Ich geſtehe,“ ſagte der eine derſelben, „daß ich mich mit Ihrer Novelle nicht wohl habe befreunden können, und zwar ſchon aus dem einen Grunde, weil ſie mir zu rührend iſt. Bemerke ich das, ſo widerſetze ich mich ſogleich dieſer peinlichen Stimmung, und es entſteht nothwendig eine Oppoſition zwiſchen dem Hörer und Verfaſſer, die keinen ungetrübten Genuß aufkommen läßt. Dazu kommt noch, daß Ihre Novelle auf dem Wege zur Rührung — ſei dieſe auch noch ſo edel — aller Ironie ermangeln muß, ohne die doch eigentlich gar keine Novelle oder Erzählung ſein ſollte. Wir können dieſes Element derſelben nicht entbehren, und wenn wir es nicht finden, ſo machen wir es, wie nach einer bekannten Regel der Wetterbeobachter der Matthiastag, der das Eis bricht, wenn er es findet, es aber macht, wenn er es nicht antrifft. Eine gemachte Ironie iſt jedoch immer ein ſchlimmes Ding, und vollends wenn wir ſie als Waffe gegen den Autor brauchen;

ſie wird gewöhnlich nur Perſifflage. Die meinige war heute eine noch ziemlich gelinde und, wie geſagt, eine nur mäßige Oppoſition gegen die Rührung. — Wie iſt es möglich, ſich auch nur für einige Minuten dem Gedanken an das Leben dieſes armen Schmids zu überlaſſen? Ich mag nicht leben, wenn es wirklich ſo in der Welt zugeht, und iſt dies doch der Fall, ſo will ich es wenigſtens nicht wiſſen. Es giebt ohnehin Stunden genug, in denen ſich uns die Meinung aufdrängt, daß dieſes Leben überhaupt nur ein meiſtens mislingender Verſuch zum Leben ſei; wenn ich aber vollends ſehe, daß, wie beim Leichtſinn nichts herauskomme, ſo auch bei der höchſten Tugendquälerei nichts: — dann möchte ich, wie Simſon, die Säulen des jämmerlichen Stalls, den man einen „Tempel“ nennt, umreißen, damit das Dach und Gebälk uns Alle erſchlüge.“

Es war ſeltſam oder auch wohl komiſch, daß der junge Mann, der mit ſo gräßlichen Redensarten debutirte, trotz ſeiner Jugend bereits eine gewiſſe Wohlgenährtheit aufzuweiſen hatte, die zwar mit ſeinen behaglich rothen Wangen, nicht aber mit ſeinem ſchlimmen Spruch harmoniren wollte.

„Dieſen Schmid,“ fuhr er fort, „ſoll ich mir ferner noch denken in der Sklaverei einer widrig rohen und kranken Frau, gegen die er doch, da nun einmal das Chriſtenthum die Ehe heilig gehalten wiſſen will, den Artigen und Obligeanten machen ſoll. Jetzt kommt ein ſchlimmer, geduldverlaſſner Augenblick, und er nimmt den Hammer. — Fürchterlich, entſetzlich, gräßlich! —Ich bin nicht ſo arg, um das nicht zu fühlen, aber ich fühle es mit Grimm gegen das Geſchick; und wenn ich mich mit dieſem erſten böſen Zornesdämon herumgebalgt habe, ſo kommt ein neuer böſer Geiſt, und mit deſſen arger Hilfe kann ich mich wol gar freuen, daß wir jene Frau losgeworden ſind! — Aber ach! das Verbrechen, das heißt: die That eines einzigen unbewachten Augenblicks, iſt, wenn es geſchehen, doch nicht vorüber; denn nun ſtellen ſich die grauſamſten Gewiſſensbiſſe ein, die man freilich gern erlaſſen hätte, die ſich aber leider nur zu aufdringlich zeigen.“

Der zweite junge Mann, der ſchon längſt den erſten Redner gern unterbrochen hätte, nahm hier ein unwillkürliches Huſten deſſelben mit Vergnügen wahr und rief faſt dithyrambiſch: „O über das Gewiſſen und ſein Beißen! Mich überfällt ein Schauder, aber auch ein Ekel, wenn ich daran denke; denn wenn auch das ſprechende Gewiſſen nicht leicht irren kann, das ſchweigende irrt faſt immer ſchon um deswillen, weil es überhaupt jemals ſchweigt! — Dieſer Schmid tödtet — verſteht ſich, ohne es zu wollen — ſeine Frau in einem Augenblicke des zum Wahnſinn übergehenden Zornes, und wir ſehen ihn gleich darauf mit wahrer Luſt zum Stadtrichter wandern; denn es läßt ſich hoffen, daß recht bald ein tüchtiges Schwerdt den Kopf des Armen vom Rumpfe trennen werde; denn ſo will es doch nun einmal das alte barbariſche Geſetz. Hier aber würde mir, wie geſagt, die Ausübung deſſelben Vergnügen machen; denn was ſoll dieſer Menſch, wie er nun einmal iſt, noch auf der Welt? Er ſoll — ſo verlangt es die gräßliche Gerechtigkeit — alle Tage, alle Stunden, alle Minuten noch einmal ſterben, worüber manche moraliſchen Leſer ein wahres Entzücken fühlen werden. Wie aber, wenn ich mich nun an einen ſolchen Leſer wendete und ſpräche: O Du höchſt moraliſcher Hofrath, Profeſſor, Syndicus, oder was Du ſonſt ſein magſt, wie ſteht es denn nun mit Dir? Du ſchlägſt zwar Deine Frau durchaus nicht todt, aber man ſagt ſich in's Ohr, Du quäleſt ſie dergeſtalt durch Liebloſigkeit, Treuloſigkeit und froſtigen Witz, daß die Schwindſucht recht bald die Stelle des Hammers erſetzen wird. Dann ſagſt Du gerührt: „Es war doch eine edle Seele!“ und wenn ein guter Freund aus Erbarmen mit Deinen zarten Leiden Dir ein Gedicht macht, ſo weinſt Du die ſüßeſten Thränen. Einen Mörder nennt Dich natürlich kein Menſch und leider auch Dein Gewiſſen nicht; denn das iſt längſt mitphiliſtriſirt worden, und nach einem halben Jahre haſt Du, Unliebender, wieder eine ſogenannte neue Liebe. Du biſt vom Scheitel bis zur Ferſe ein zwar zierlicher, doch ärger Egoiſt; macht Dir aber Dein Gewiſſen wol jemals ſonderliche Vorwürfe darüber? Du erziehſt Deine Kinder bei weitem ſchlechter als ein Bär die ſeinigen, und Deinem älteſten Jungen — die Range iſt in der Blüthe der Flegeljahre — ſieht ſchon die heilloſeſte Selbſtſucht aus den kleinen gekniffenen Augen heraus. Wer iſt Schuld? Du! den der treffliche Sirach längſt hätte belehren können, wie man erziehen muß. Wer iſt des Jungen Mörder? Du! Aber machſt Du Dir oder wirfſt Du Dir jemals Gewiſſensbiſſe darüber machen? Bewahre der Himmel! Du haſt ja Niemanden beſtohlen, Niemanden umgebracht, die Ehe nicht eigentlich gebrochen, keines Menſchen Haus angezündet u. ſ. w., warum wollteſt

Du Dich mit ennuyanten Remords behelligen?“

Die Geſellſchaft war über ſo wunderbarliche Reden ein wenig verlegen und zum Theil gar blaß geworden, bis endlich Rudolf, als ein guter Stammgaſt, auf einige Linderung und mäßige Scherzhaftigkeit dachte. „Eigentlich,“ ſagte er, „ſollte freilich das Gewiſſen in immerwährender Thätigkeit ſein; nur weiß ich freilich nicht, wie wir dann jemals zu einem luſtigen Diner und Souper oder gar zu einer erträglichen Nachtruhe gelangen ſollten. Die meiſten menſchlichen Converſationen ſind unbedeutend, breit und ermüdend; wie Wenige aber flehen wol den Himmel um Vergebung an für die Langeweile, die ſie gemacht haben, was doch eigentlich auch als eine unſittliche Handlung gelten mag. — Die meiſten unſerer gedruckten Bücher ſind mittelmäßig, oder geſchmacklos, oder ganz ſchlecht. Schlimm, ſehr ſchlimm! In den Biographien der Autoren ſehe ich mich jedoch immer vergeblich um nach den gehörigen Gewiſſensbiſſen, die ich einigen ſogar recht berühmten Leuten wohl gegönnt hätte. Die Klagen über irrig ſchreiende, verdammende oder widrig ſeichte, ſüßlich empfindſame oder gar tölpiſch mörderiſche Predigten gehen durch manches Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts und ſind faſt zu Zeitungsartikeln geworden; ich finde aber nur ſelten, daß wohlbeleibte Pfarrherren ſich darüber beſondere Gewiſſensqualen gemacht und etwa die gute Eßluſt eingebüßt hätten. Sie haben fortgefahren zu ſchreien und zu toben, oder zu ſeufzen und zu ächzen, und damit gut. — — Wie bringen wir ferner (um doch ein wenig in das Detail zu gehen) unſere Zeit oder doch manche köſtlichen Stunden derſelben hin! Mit ſechs Stunden Schlaf könnten wir allenfalls fertig werden; aber in der ſiebenten träumt es ſich am ſchönſten, und das laſſen wir uns nicht nehmen. Wir ſollen freilig anſtändig oder gar elegant gekleidet ſein; aber wir verſchwenden wol gar eine Viertelſtunde bei der Wahl des Tuchs zu einem neuen feſtlichen Frack und bei der umſtändlichen Belehrung, wie wir denſelben wollen gemacht haben, worüber der kluge Schneidermeiſter doch am Ende nur mit gerechter Satyre lächelt. Das Halstuch ſoll freilich zierlich gewunden ſein und das feine Jabot anmuthig, doch ohne Prahlerei und nur wenig, hervortreten. Iſt es aber nicht ſchreiende Sünde, daß wir viertehalb Minuten damit zubringen, während wir, bei gut angewandtem Talent, die ganze Sache in anderthalb vollenden könnten? — Auch ſonſt noch manche Ungebühr ſteht auf unſerm

Sündenverzeichniß. Den Komödienzettel leſen wir gewöhnlich zu langſam, und den gebratenen Fiſch eſſen wir zu ſchnell; in unſern Reden ſind wir viel zu weitläufig, und wenn wir Alle in Epigrammen ſprächen, wie Friedrich von Logau oder Chriſtian Wernack, ſo könnten wir viele Zeit erſparen. Unſere gewöhnlichen Redensarten von „ergebenſtem und gehorſamſtem Diener,“ von „Erſterben in tiefſter Unterthänigkeit“ ſind freilich längſt mit dem Fluche aller deutſchen Satyriker belaſtet, ſie wandeln aber noch immer geſund und friſch umher, als ſei ihnen nichts geſchehen. Sie mögen auch immerhin bleiben, nur ſollte man ſie verkürzen. Warum macht man nicht aus, man wolle hinfort ſtatt des langgeſtreckten gehorſamen Dieners hinfort bloß „Hem Hem“ ſagen und ſtatt des Verſterbens in tiefſter Devotion „Hum Hum?“ Weniger als nichts kann man ſich doch bei dieſen Lauten nicht denken, und mehr als nichts denkt man ſich auch bei dem gehorſamſten Diener nicht. — — Mit Einem Worte: So ſtehen wir überall als blühende oder fruchttragende, vermooſte oder verſchneiete Sünder da, und unſer Gewiſſen ſchläft wie ein Murmelthier, oder wie Epimenides, ohne, wie dieſer, jemals Goethiſch-feſtlich und poetiſch-klug zu erwachen.

„Bemächtige ich mich dieſes Standpuncts,“ ſagte jetzt der Jüngling Nr. II., „und betrachte von dort aus die Novelle, ſo kommen die Perſonen alle, die ſich darin breit machen, übel weg. Es wird uns freilich zugemuthet, die beiden Prediger mit ihrem gegenſeitigen Gnaden- und Werkprincip einigermaßen zu reſpectiren, während doch der Leſer höher ſtehend und gleichſam als Generalſuperintendent beide Principe vereinigen ſoll. Ich verehre aber weder den einen noch den andern dieſer geiſtlichen Herren. — Sie predigen, und, wie ich höre, erträglich; was iſt das mehr? Ich meines Orts freue mich doch, daß ich ihnen nicht zuzuhören brauche. Beide miſchen ſich in Familienangelegenheiten, und der Eine bemächtigt ſich ſogar der innern und äußern Freiheit ſeines alten Beichtkindes und meint wol gar, das ſei eben ſeines Amts. Das iſt freilich hiſtoriſch wahr und tritt in der bürgerlichen Geſchichte des ſiebzehnten Jahrhunderts beſonders hervor, aber ich ergrimme darüber ſo ſehr, daß ich nicht daran denken mag; auch iſt die Darſtellung dieſer Verhältniſſe viel zu ſanft.

Auch für den gnädigen Herrn wird mir hier ein Gefühl abgefordert, das ich nicht gewähren kann. Vielleicht würde er mir beſſer gefallen, wenn er beſſere Prediger angeſtellt hätte. Was ich ſonſt noch von ihm höre, z. B. daß er den armen Konrad einen muſterhaften Bürger genannt hat, will mir auch nicht zuſagen; denn abgerechnet, daß es überhaupt keine vorzügliche Anſtrengung koſtet, beim Tokayer, der die Tafelfreuden beſchließt, ein gutes Wort zu ſagen, iſt dies auch kein gutes, d. h. kein richtiges; denn nur ein fröhlicher Bürger kann ein ausgezeichneter oder gar muſterhafter Bürger ſein. Der junge Schuſter könnte mir deshalb noch am Beſten gefallen; aber er iſt leider viel zu zahm, ſo wie überhaupt in der ganzen Geſchichte ſich kein recht lebendiges Leben Bahn brechen kann. Suchen wir nach den vier Elementen der Novelle, ſo finden wir: die Luft iſt trübe, das Waſſer zwar kein katholiſches, doch hyperluther'ſches Weihwaſſer, das Feuer durch kirchliches Räucherpulver verdüſtert, und die Erde iſt ſteinigt. Wenn ſie gar ein paar Blumen hat, ſo pflückt ſie doch nur das gute Paſtorenkind, das bis jetzt noch von keiner Melancholie angeſteckt worden iſt. Dieſes Kind hat den beſten Willen, die ganze Geſchichte ſanft zu beendigen, aber es gelingt ihm nur ſcheinbar, oder ſo halb und halb. In einer ſolchen Stadt und unter ſolchen Umgebungen giebt es überhaupt nur kranke Engel; doch nur ein geſunder könnte helfen. Ueberhaupt iſt die Beruhigung am Schluſſe, wie ſo oft bei neueren Dichtern, doch nur eine künſtliche, durch den Tod des armen Schmids hervorgerufen, und man könnte parodirend ſagen: „Dieſer Konrad ſtarb auch ſehr gelegen.“ Vielleicht wäre es beſſer geweſen, man hätte nun die Barbarei auf's Höchſte getrieben; der Scharfrichter würde eine gute Figur gemacht haben, und die Eloquenz des geiſtlichen Herrn, dem die ehemals ſehr beliebte Schafotrede übertragen worden, hätte ſich ohne Zweifel ſtattlich ausgenommen.

Die Frauen hatten ſchon längſt bei den Reden der beiden Jünglinge ihr Misfallen deutlich zu erkennen gegeben, und wenn auch Rudolf's Scherz eine beſſere Aufnahme gefunden, ſo waren ſie doch nicht hinreichend, das Misgefühl zu verſcheuchen. Aber auch den Männern war es größtentheils nicht beſſer gegangen, und beſonders hatten einige ältere geradezu erklärt, ſie wollten dergleichen Frechheiten nicht länger mit anhören. Auch Wilhelmen mußte es ſchwer werden, ſeinen gewohnten Optimismus beizubehalten, und nur die Bitten ſeiner alten Freundin konnten ihm zur Sammlung und Mäßigung die gehörige Stärke geben.

Die ächte Ironie, ſagte er endlich, verhält ſich zu der Begeiſterung wie etwa der linke Flügel des Adlers zu dem rechten, und wir können uns nicht oft genug an den einfachen Satz erinnern, daß man, um zu ſliegen, **beider** Flügel bedarf. Unſere ganze Natur beruht auf jener Vereinigung; denn die Begeiſterung allein würde uns bald aufreiben und vernichten. Hand in Hand mit ihrer Zwillingsſchweſter wird ſie erſt zur Poeſie führen können. — Was uns aber heut zu Tage nur zu oft als Ironie geboten wird, iſt kaum als Schatten oder Geſpenſt derſelben zu betrachten; denn auch das Geſpenſtiſche kann uns anziehen. Selbſt als moderne Furie — als Hexe — kann ſie nicht gelten; ſie iſt eine trunkene Tänzerin aus einem unſittlichen Hauſe, oder eine leichtfertige oder gar freche Marketenderin, welche die wohlbekannte harmlos muntere „Guſtel aus Blaſewitz“ gewiß nicht als Kameradin anerkennen würde. Eine ſolche Tänzerin hat hier über das Grab des armen Konrad hin und her geſprungen, und wie ſehr wir uns dabei verletzt fühlen mochten, wir müſſen doch immer dieſen Jünglingen danken, daß ſie mit ſo ausgezeichneter Geſchicklichkeit jene Gattung moderner Ironie parodiſch behandelt haben, indem ſie dieſelbe ſich friſch und munter ausſprechen ließen, gleichſam als nähmen ſie dieſelbe in Schutz. Wir wiſſen ja Alle, daß der beſte Spaß verloren geht, wenn der Spaßmacher mitlacht; und wahrhaftig, hier iſt nicht gelacht worden!— Doch es iſt Zeit, daß wir endlich unſern Eduard ſelbſt vernehmen. — Dieſer hatte wider ſeine Gewohnheit den Verhandlungen mit der größten Aufmerkſamkeit und Ruhe zugehört und war deshalb als ein Muſter der Geduld bewundert worden, als welches er ſonſt keineswegs galt. „Ich glaube gern, „ſagte er,“ daß ich zu andern Zeiten lebhafter und wilder geſtimmt bin, aber heute iſt nun einmal mein guter ſanfter Tag. Ich habe Alles über meine Novelle ruhig ergehen laſſen; denn es kam mir vor, als werde dieſelbe auch nicht von einer einzigen dieſer an ſich vielleicht hinlänglich geiſtreichen Bemerkungen getroffen. Ich hörte freilich wohl meinen Schmid, meinen Schuſter, meine Paſtoren tadeln, aber es kam mir immer vor, als wäre das gar nicht mein Konrad, mein Wilhelm, mein Jakob, mein Paul u. ſ. w., ſo daß ich freilich gelaſſen bleiben konnte. Ich habe Aehnliches ſchon ſonſt erlebt, und manche Recenſionen, die bei der Ueberſchrift, in der Mitte, am Schluß und auch ſonſt ausdrücklich und mit geſperrten Lettern erklärten, ſie handelten von mir, wirkten durchaus nicht auf mich, weil ich das Schattenbild, dem der Recenſent hier meinen Namen gegeben hatte, nicht kannte. Unſere werthen Jünglinge, die ſich heute über meine arme Novelle haben vernehmen laſſen, will ich mir wahrhaftig nicht zu Feinden machen, ſondern ſie höchſt ehrenvoll mit dem ſinnreichen kaiſerlichen Kriegsrath von Queſtenberg vergleichen. Dieſer Mann macht gewiß eine recht eindringliche Beſchreibung von dem, was Wallenſtein in der letzten Zeit gethan hat, empfängt aber von dem, der es gethan haben ſoll, und der doch um ſeine Thaten wiſſen müßte, ſeltſame Antworten, z. B.:

„Von welcher Zeit iſt denn die Rede, Max?
„Ich hab' gar kein Gedächtniß mehr;“

ferner:

„So, ſo, ſo!
„Was aber hatten wir denn dort zu thun?“

und:

— „über die Beſchreibung da vergeß' ich
„den ganzen Krieg.“

Ich habe deshalb Ihre ganze ſcherzhafte Darſtellung mit reinem Vergnügen genießen können, und es ſchadet gar nichts, daß die Novelle, mit der ſie es zu thun hatte, nicht exiſtirt; denn es gehörte eben zur Vervollſtändigung ihrer Ironie, ſich anzuſtellen, als habe ſie es auf meinen Konrad gemünzt.“

Die Geſellſchaft fand dieſe Wendung ziemlich paſſend und gut, und ging dann zwar nachdenkend, doch nicht trüb aus einander.

Sechster Abend.

Die Geſellſchaft hatte gehofft, ihren alten Freund Leopold, der ſeit etwa anderthalb Jahren theils durch Krankheit, theils durch Reiſen ihr entzogen worden war, heute wieder in ihrer Mitte zu ſehen. Dieſer Mann mußte wohl etwas Gewinnendes haben und Manchem werth ſein; denn als Wilhelm, der ihn mitzubringen verſprochen hatte, jetzt allein in's Zimmer trat und die Entſchuldigung brachte, daß eine abermalige Unpäßlichkeit den Freund verhindere, ſo zeigte man überall ein wahrhaftiges Bedauern. Das will ſchon etwas oder viel ſagen, da in ähnlichen Fällen eine gemiſchte Geſellſchaft meiſtens nur ungehalten und verdrießlich zu werden pflegt. Wer eine Erwartung täuſcht, wird, wenn er auch dabei noch ſo unſchuldig wäre, wenigſtens für den Abend, daß er ſie täuſcht, nicht leicht günſtig beurtheilt werden und ſchwerlich auf reines Beileid rechnen dürfen. Hier aber war man wenigſtens für den Moment milder, beſonders da Wilhelm ein Heft aufzeigte, das ihm ſein Freund mitgegeben, um der Geſellſchaft zu zeigen, daß er ſeines Verſprechens, ihr heute etwas mitzutheilen, nicht vergeſſen habe.

Ich geſtehe, ſagte Mathilde, ich war in den letzten Wochen, wo Sie Ihren Freund erwarteten und mit ſo vieler Lebhaftigkeit und Liebe von ihm ſprachen, ordentlich beſorgt für Sie; denn wie man ſagt, kommt ein Freund ſelten zurück wie er uns verlaſſen hat, und vollends eine Täuſchung mag wol ſehr ſchmerzlich ſein.

Bei Leopold, erwiederte Wilhelm, war dergleichen nicht zu fürchten, ſelbſt wenn ihn ſein Geſchick oder ſeine Pflicht auf ein Jahrfünf oder Jahrzehnt von uns entfernt hätte. Früh geprüft und an ſich ſelbſt verwieſen, hat er ſich auch früh nicht bloß kennen gelernt, ſondern auch zu bewahren und zu retten gewußt. Es iſt nur ein kleines Wort, wenn ich ſage, daß er ſo ziemlich wiſſe, was er will, und doch ſind nur dieſe Wiſſenden der Alles verbindenden Tugend der Treue fähig, ſobald ſich auch das Wiſſen deſſen, was man nicht will, hinzugeſellt. Solche Menſchen haben nicht bloß im Verſtande, ſondern im Gemüth das feſte Gedächtniß der Sittlichkeit, Schönheit und Wahrheit, mithin der

Freundſchaft. Sie ſind wie der Pulsſchlag eines geſunden ſtarken Mannes: dauernd gleichmäßig. Ihr Feuer iſt reines Lebenselement, nicht mühſam erregte Flamme.

Zuweilen, ſagte Karl, thun wir doch auch Bekannten und Freunden Unrecht, wenn wir über ſie klagen, daß ſie nach Jahren der Trennung ſich anders zeigen als ſonſt. Iſt denn nicht der Stillſtand überall zu tadeln? Hat denn die Zeit gar keine Rechte? Und ſoll nicht Alles wachſen und reifen? Wir können uns Jahre lang mit einem Freunde in dieſer oder jener Farbe des Ernſtes und Scherzes, in dieſer oder jener Richtung des wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Beſtrebens, des Witzes und der Laune mit Erfolg und Vergnügen bewegt haben; aber es iſt lächerlich und abſurd, wenn wir verlangen, er ſoll, wenn er nach Jahr und Tag eben vom Poſtwagen abgeſtiegen iſt und in unſere Stube tritt, augenblicklich das alte Lied von Neuem beginnen.

Ich verlange es wirklich, ſagte Rudolf mit beſonderm Ernſt, bitte aber dabei, den an ſich ſchönen Ausdruck „das alte Lied“ mit einiger Andacht zu betrachten. Immerhin mag der Freund während ſeiner Abweſenheit manche einzelne recht hübſche alte Lieder vergeſſen haben, ich werde ſie ihm wieder vorſingen und einlehren; will er ſie nicht wieder lernen, werde ich es bedauern, aber ihn deshalb noch nicht aufgeben. Doch wenn er auch nur mit einem Hauch das ächte, großartige, alte, heitere Lebenskind, die reine Lebensharmonie und Melodie der Idee, anzutaſten wagt, dann werde ich ihn nicht bloß höflich um ſeine entferntere Bekanntſchaft bitten, ſondern ihm, falls er gar zu höhniſch philiſterhaftem Lächeln ſeine Zuflucht nehmen ſollte, die durch den trefflichen Zimmermann ſo zweckmäßig angelegten Ausgänge meiner Wohnung zeigen. Ja, mein Freund, fuhr Rudolf, in den Ton des höhern Ernſtes übergehend, fort, es iſt vielleicht der entſetzlichſte Anblick, den uns das Leben bieten kann: ein alter Freund, der nach langer Trennung wie ein Zerrbild ſeiner ſelbſt zurückkehrt. Er hat die Fahne der Poeſie zerriſſen, ſeine Wiſſenſchaft buhlt mit dem Markt und feilſcht um die Marktpfennige, ſeine Liebe hat nichts mehr zu ſchaffen mit dem Granatbaum, der Nachtigall und der Lerche, ſondern deckt den Tiſch und trägt das Fricaſſee auf, ſeine Freundſchaft converſirt über den erſten Artikel der geſtrigen Zeitung und erzählt Anekdoten von Crebillon dem Jüngern.

Faſt die ganze Geſellſchaft ſchien von dieſem Gedanken angeregt worden zu ſein, und manche Mitglieder wußten traurige Geſchichten von dergleichen Wiederſehensſcenen zu erzählen.

Eduard ſagte: Einer meiner guten Bekannten, der als Jüngling durch ſeine Kühnheit der halben Univerſität imponirt hatte, bat mich nach zehn Jahren nicht ohne Feierlichkeit um ein Fürwort bei dem Stadtſchreiber, welcher mehr Einfluß habe, als man zu denken pflege. Ein anderer klagte, er habe ſich geſtern in gemiſchter Geſellſchaft bei dem exaltirenden Burgunder hinreißen laſſen, den Charakter des Marquis Roſa zu rühmen, was in jedem Falle gefährlich ſei und ihm übel eingetränkt werden könne. Ein anderer, der erſtaunlich fromm geweſen war, da er mit einigen würdigen und herzlichen Worten Johann Arnd's alle Zweifel beſeitigen zu können meinte, war nach Jahr und Tag zum Freigeiſt geworden, weil er zum erſtenmal einige witzige Encyklopädiſten geleſen hatte. Ein anderer galt als Muſter von Religioſität, ſo lange er gegen Metaphyſiker und Witzlinge zu kämpfen hatte; als er aber eine halbe Olympiade in einem Städtchen leben mußte, das ganz mit Pietiſterei und Bigotterie erfüllt war, und wo er mit ſeiner einfachen Frömmigkeit nur für ein Weltkind gehalten ward, ſchlug er plötzlich um und ſprach faſt deſperat von nichts als von den Göttern Griechenlands, bei denen allein Sicherheit und Freude zu finden ſei. Ob er jene Götter kannte, iſt billig zu bezweifeln.

Auch mir, ſagte Wilhelm, fehlt es nicht an ähnlichen Erfahrungen, beſonders bei ſolchen Leuten, die ſich von irgend einer herrſchenden geſellſchaftlichen oder literariſchen Mode überwinden laſſen. Oft war ein Vierteljahr vollkommen hinreichend, einen Kantianer in einen Fichtianer, einen Fichtianer in einen Schellingianer u. ſ. w. zu verwandeln; denn die Aner ſtehen überhaupt auf ſchwachen Füßen und laſſen ſich gern von vorüberfahrenden Chaiſen mitnehmen, beſonders wenn dieſe gut bemalt ſind. Ich war eine geraume Zeit mit einem hübſchen jungen Menſchen umgegangen, der ein tiefes Gefühl und ſanfte Geſinnung zeigte, nach zwei Jahren aber mit einem wahren Haß gegen alle Empfindſamkeit zurückkehrte. Eine Thrane, und hätte ſie auch Epaminondas vergoſſen, war ihm das Zeichen der höchſten Weichlichkeit, und als er einſt Hölty's Gedichte bei mir aufgeſchlagen fand, beklagte er mich als einen unrettbar ſentimentalen Menſchen, ſo wie er überhaupt die Nachtigallen, den Mondſchein, den Regenbogen und dergleichen

Weichlichkeiten der Natur im hohen Grade verachtete und ſelbſt das ruchloſeſte Buch allen ſentimentalen vorzog, ſo daß ihm bald nicht bloß jede Reflexion über die Empfindung, ſondern auch die Empfindung ſelbſt höchlich zuwider ward. Ein halbweg rüſtiger Egoiſt mit kaltem Fiſchblut ſchien ſein Ideal.

Selbſt die ſanfte Wirthin wurde diesmal von der allgemeinen Erregung mitergriffen. — Eine junge zarte Dame meiner Bekanntſchaft (erzählte ſie) zeigte ſich ganz verliebt in die Idee der Weiblichkeit und nächſtdem in ihre eigene; dabei hatte ſie ſich mit manchen ſchönen Redensarten, die nur leider nicht für ſie paßten, z. B. mit den bekannten ſinnvollen Worten: „Wenn's Männer gäbe, die ein weiblich Herz zu ſchätzen wüßten," u. ſ. w., wie mit ſpitzen Waffen ausgerüſtet. Das war nun freilich lächerlich genug, denn die Weiblichkeit will eben kein Lob, am wenigſten aber verträgt ſie ſich mit hoffährtigem Selbſtlob; da indeſſen die Dame ſonſt manche gute Eigenſchaft beſaß, ſo nahm ich die Sache nicht ſehr ernſthaft und hoffte, die Zukunft werde Alles ausgleichen. Sie glich auch wirklich aus, aber freilich auf eine eigene Weiſe. Nachdem das liebe Kind aufgehört hatte ein liebes Kind zu ſein — und das trug ſich leider ſchon nach

Beendigung der erſten zwanzig Lebensjahre zu— wollte ihr auch die Kindlichkeit und Weiblichkeit nicht mehr recht zuſagen; ja als das erſte Vierteljahrhundert beſeitigt worden war, erklärte ſie ſich mit Entſchiedenheit gegen ihr ganzes Geſchlecht, das tief unter dem männlichen ſtehe, wobei es nicht an hochfahrenden, geſpreizten und widerwärtigen Redensarten fehlte. Hätte ſie einen tiefern Geiſt und Sinn, ſo wäre dieſer einzige Umſtand (ich meine die Geringhaltung ihres eigenen Geſchlechts und das Vorziehen des anderen) vollkommen hinreichend, ſie zu vernichten; ſo aber iſt ſie — zum Glück — flach und deshalb bloß ein wenig lächerlich.

Irre ich nicht, ſagte Rudolf, ſo iſt es dieſelbe Dame, die neulich in einer gemiſchten Geſellſchaft zum Schrecken eines ehrwürdigen alten Generalſuperintendenten den Karl Moor, deſſen blutiger Federbuſch auf der Bühne ihr neulich ſehr gefallen hatte, für ſittlich erhabener erklärte, als irgend eine fromme Spittelfrau jemals ſein könne. Auch mit dem Charakter des Don Juan — auch ohne den Triumphwagen der göttlichen Mozart'ſchen Muſik — hat ſie ſich ziemlich befreundet, und ich fürchte ſehr: wenn er ihr erſchiene, ſie widerſtände ihm nicht. Laſſen wir jedoch das gut ſein; ihr wird weder Karl Moor noch Don Juan begegnen, und iſt nur erſt ihr drittes Decennium ganz vollendet, ſo dürfen wir ſie als eine ziemlich glückliche, in der Altjüngferlichkeit geſicherte Dame betrachten.

Die Hausfrau verwies dem jungen Manne die zu leichtfertige Rede und tadelte dann ehrlich genug ſich ſelbſt, daß ſie in der Erinnerung an jene lächerliche Verwandlung gleichfalls das rechte Maaß überſchritten habe. — „Helfen Sie mir mein Unrecht wieder gutmachen,“ ſagte ſie dann, „und ſuchen Sie nie nach Namen, wenn man ſie nicht gleich nennt, weil dies ein Zeichen iſt, daß man ſie nicht nennen will.“ — Wir müſſen Rudolfen nachſagen, daß er, weit entfernt zu zürnen, der guten Frau reuig und dankbar die Hand küßte und Beſſerung verſprach.

Jetzt trat der alte Mann, der, wie es ſchien, die flatternden Geſpräche, beſonders die mit individueller Beziehung, nicht zu lieben ſchien, ausgleichend in's Mittel und erinnerte an das Heft, das der gute kranke Leopold ſeinem Freunde mitgegeben hatte. Wilhelm öffnete es und las:

Ueber deutſche Briefſteller,

mit beſonderer Beziehung auf Gellert's, Forſter's, Baggeſen's Briefſammlung.

Seit etwa dreißig Jahren hat eine Provinz unſerer Literatur an äußerm Umfange und innerm

Reichthum dergeſtalt gewonnen, daß wir dieſelbe faſt als ein neu erobertes Reich betrachten können. Vor funfzig bis ſechszig Jahren klagten nämlich ſämmtliche deutſche Aeſthetiker über den Mangel an deutſchen Briefſtellern, und da dergleichen Klagen zuletzt mechaniſch werden, ſo vergaß man auch die einzelnen Schätze, die man bereits hatte, z. B. die überaus wichtigen und herrlichen Briefe unſers Luther, mit denen man allenfalls ein paar hundert andere Sammlungen ſchlagen könnte. Allein wir wollen ſie eben nicht ſchlagen, ſondern gern anerkennen, wie viel wir an Kenntniß und hie und da auch wol an Genuß den neuern Briefſammlungen, ja ſelbſt den minder bedeutenden verdanken. — Wir werden mit Recht über die Leere mancher Briefe von Bodmer, Sulzer, Nicolai, Gottſched u. ſ. w. Beſchwerde führen können, doch auch geſtehen müſſen, daß wir ſelbſt aus dieſen Briefen manches hiſtoriſch Wichtige gelernt haben, Trauriges zwar, doch nicht Unbedeutendes, wäre es auch nur, um hinfort vorſichtiger zu ſein im Lobe der guten alten Zeit, die in manchen Verhältniſſen gar nicht gut, ſondern armſelig und eng zu nennen iſt. Greifen wir dann aber weiter nach andern Briefſammlungen, beſonders aus ſpätern Zeiten, und faſſen wir etwa Hamann, Herder, Jean Paul u. ſ. w., ſo iſt uns, als grüne und blühe es um uns her im reinſten Lichte und ſchöner Farbenpracht, und wir ſprechen wieder gern von der „guten“ alten Zeit, die in dem, worin ſie wirklich gut war, auch nie ganz untergehen kann.

Ich behalte mir vor, in einem eigenen Aufſatze, vielleicht ſogar in einem eigenen Büchlein die wichtigſten und beziehungsreichſten deutſchen Briefſteller von Luther an bis heute näher zu betrachten; hier werde inſonderheit Ein Nutzen jener Briefſammlungen in's Auge gefaßt, aus dem jedoch — wenn ich ſo ſagen darf — hundert und wieder hundert Nebennutzen fließen. — Wir Deutſchen beſaßen zwar von jeher einige recht gute Chroniken (wir laſen ſie nur nicht recht), aber was wir nach dem gerechten Maaßſtabe der Alten „Geſchichte“ nennen, die ſchrieben wir nicht und konnten ſie auch nicht ſchreiben, weil wir den nöthigen Inhalt derſelben nur im traurigſten Grade lückenhaft beſaßen. Wir konnten freilich die Namen der deutſchen Kaiſer an den Fingern abzählen, wußten genau, wie viel Schlachten, Belagerungen und Friedensſchlüſſe in Deutſchland vorgefallen waren, und was dem Kaiſer und Reich in ſchauerlich langgegliederten, in einander gewickelten, ſchwerfällig klappernden Perioden notificirt worden war, konnten wir unbedenklich wieder abdrucken laſſen; was aber dabei herausgekommen, iſt traurig weltbekannt. Die Langweiligkeit unſerer hiſtoriſchen Bücher überſtieg alle Gebühr, ſo daß ſelbſt die Verfaſſer zuweilen dahinter kamen und auf Aushilfe dachten. Dann putzten ſie ihre Clio auf eine abenteuerliche Weiſe aus und verwandelten ſie in einen Theaterprinzen jener Zeit, der im ſpaniſchen Hut oder in der Allongenperücke umherſtolziert und mit vollen Händen ſublime Redensarten und moraliſche Sprüche umherſtreut. Zuweilen brachte der Prinz auch einen Hanswurſt mit, und das war noch das Beſte; denn aus dem Munde dieſes guten Geſellen ließen ſich doch zuweilen etwas leidlicher Hausverſtand, Hauswitz und ein paar erträgliche Anekdoten vernehmen, weshalb ich auch, um es nur gerade herauszuſagen, den ehrbar muntern und lojal ſchalkhaften Schulrector Johann Hübner für einen der beſten Hiſtoriker jener Zeit halten zu dürfen glaube, ſchon um des einfachſten Umſtandes willen, weil er weit weniger langweilig iſt, als die meiſten ſeiner Mitarbeiter auf dem hiſtoriſchen Felde. Das deutſche Publicum wurde auch zuletzt gar ſehr verdrießlich und wollte von der ganzen deutſchen Geſchichte nichts mehr wiſſen;

denn es bekam doch immer nur daſſelbe wieder zu leſen, was ſchon zum erſtenmale zu leſen viel zu viel iſt, und was es eigentlich mit Recht wollte: reine Menſchen- und Volksgeſchichte, lebendige Darſtellung des innern und äußern Volkslebens — das gab man ihm nicht.

Die armen Hiſtoriker waren dabei ſehr zu bedauern; denn Niemand kann geben, was er nicht hat, und die deutſche Geſchichte ging nun einmal in der angegebenen Beziehung in dichten und dicken Schleiern, die ſie nicht heben konnten. In Frankreich haben bekanntlich die unzählichen Memoiren ſchon längſt viele dieſer Schleier gehoben, ſo daß wir nicht ſelten bis zum Erſchrecken deutlich ſehen können; bei uns haben jene Briefſammlungen angefangen, Aehnliches zu thun. Auch wir haben dabei zuweilen erſchrecken müſſen, dafür aber auch manche neue Anſicht gewonnen, und ein wenig guter Troſt iſt immer mituntergelaufen. Manche unſerer Briefe übertreffen an Gediegenheit und Tiefe die meiſten jener Memoiren; auch finden wir hier eine theils lächerliche und abenteuerlich bunte, theils wahrhaft intereſſante und wunderbare Mannigfaltigkeit, die bei der bekannten allgemeinen Normalbildung der Franzoſen früherer Zeit nur ſelten erwartet werden kann. — Greifen wir nun einmal ſelbſt auf's Gerathewohl in den Theil unſerer Bibliothek hinein, welche die Briefſammlungen enthält, und fallen uns etwa in Hände: „Gellert,“ „Forſter,“ „Baggeſen,“ ſo öffnen ſich uns hier drei Welten, die in ſich ſelbſt ſo verſchieden ſind, daß ein mit den deutſchen Verhältniſſen unbekannter Fremder vermuthen möchte, Gellert habe einige Jahrhunderte vor Forſter, und dieſer — die Abweichung der Zeit laſſen wir unbeſtimmt — etwa zweitauſend Meilen weit von Baggeſen gelebt. – — Betrachten wir die Sache genauer, wie ſie es verdient.

In einer in jeder Hinſicht trüben, dumpfen und öden Zeit trat Gellert mit ſeinen Fabeln und Erzählungen auf, die theils durch ihre einfachen Lehren, theils durch Scherz, Witz und ehrlich behagliche Drolligkeit erfreuten. So etwas hatte man den Deutſchen ſeit vielen Jahrzehnten nicht geboten, und ſie zeigten ſich dankbar durch Liebe für den beſcheidenen jungen Mann, der ſo angenehm erzählen und ſo beiſpiellos leicht reimen konnte. Seine Luſtſpiele, beſonders „das Loos in der Lotterie“ und „die kranke Frau,“ vermehrten durch ihre harmloſe Scherzhaftigkeit den Beifall nicht wenig, und „die zärtlichen Schweſtern“ preßten den gefühlvollen Leſerinnen die ſüßeſten Thränen aus, wie man ſeit funfzig Jahren gar nicht Gelegenheit gehabt hatte bei irgend einer deutſchen Lectüre zu weinen. Seine Muſterbriefe (1751) erregten eine faſt ſtarrende Bewunderung; denn daß ein deutſcher Magiſter völlig wie ein junger Pariſer — (freilich nur wie ein von deutſcher Gelehrtenphantaſie geborner) — leicht und zierlich, ja überleicht und überzierlich ſchreiben könne, war ganz unerhört; als aber vollends bald darauf ſeine milden, ſanften, geiſtlichen Lieder nebſt den fleißig ausgearbeiteten chriſtlichen Lehrgedichten erſchienen, da war die Freude vollſtändig und allgemein. Hier war doch einmal ein Mann wie man ſich ihn nur wünſchen mochte: fromm und ſcherzhaft, gravitätiſch und muthwillig, gelehrt und galant, und ſo dürfen wir mit Recht ſagen, daß er gerade ſo viel Leſer hatte, als Deutſchland überhaupt Männer und Frauen aufzeigte, welche leſen konnten. Die Großen und Vornehmen mochten ihn wohl leiden; denn dieſer ſtille Mann hatte einen mächtigen Reſpect für ſie und alle ihre hergebrachten Privilegien. Manche feinere deutſche Politiker von 1760, die ihre Wiſſenſchaft an der Quelle ſelbſt, das heißt: in pariſiſchen Kaffeehäuſern bei den kühnſten Marqueurs und Friſeurs ſtudiert hatten, lachten zwar in's Fäuſtchen und ſagten das bekannte Wort „Laissez le faire, il nous forme des dupes.“ aber einigen Ruhm gönnten ſie ihm immerhin. Dieſer war auch wirklich unerſchütterlich, und man fand ſeine Schriften überall in jedem anſtändigen Bürgerhauſe, ja in vielen Bauerhütten; denn auch dort hatte ſich der Verfaſſer eine große Anzahl von Freunden erworben, von denen einige vielleicht um ſeinetwillen leſen gelernt hatten. — Aber ach! dieſer vortreffliche Mann konnte ſeines Ruhmes wenig froh werden; denn die Kränklichkeit, an der er ſchon als Jüngling gelitten, wurde in ſeinen ſpätern Lebensjahren habituel, und es iſt nur zu bekannt, daß er in den letzten funfzehn bis achtzehn Jahren kaum noch einen geſunden Tag hatte.

Zu den Auszeichnungen, die ihm zu Theil wurden, gehört nun auch die, daß eine wohlmeinende und feingebildete Dame, Demoiſelle Lucius in Dresden, ohne ſeine perſönliche Bekanntſchaft zu beſitzen, im Jahre 1760 an ihn ſchrieb, lediglich in der Abſicht, ihn wiſſen zu laſſen, wie ſehr ihre Eltern, Geſchwiſter und ſie ſelbſt ihn ſchätzten und liebten. Man ſollte freilich glauben, dergleichen hätte gar oft an Gellert gelangen müſſen, und allerdings hatte er Lobeserhebungen genug von allen Seiten gedruckt, geſchrieben und geſprochen empfangen; aber das Alter hatte doch ein etwas officielles Anſehen. Hier war es anders; hier zeigte ſich aus der Ferne eine liebenswürdige, angenehme und zarte Jungfer, die ſo allerliebſt naiv ſchreiben konnte, wie er nur immer gewünſcht hatte, daß man ſchreiben möchte. Gellert war damals freilich erſt im fünf und vierzigſten Lebensjahre, hatte ſich aber längſt als einen alten Mann angeſehen, und weil er ſich ſo betrachtet hatte, ſo war er es wirklich auch leider viel zu früh geworden. Traurig für ihn, aber für das neue Verhältniß zu ſeiner Correſpondentin ſehr günſtig, da dieſe, wohl wiſſend, wie es mit ihm ſtand, ihn gleich von vorn herein wie einen edlen Vater, Großvater oder Großoheim betrachten durfte. Ein ſolcher Umſtand war aber auch nöthig; denn der gute Profeſſor erſcheint gleich in ſeiner erſten Antwort nahe daran, die ganze ſchöne Unbefangenheit der jungen Freundin zu ſtören, obwohl mit dem beſten Willen, ihr Freude zu machen. Wie nämlich früher Gottſched, in unmäßig patriotiſchen Flammen brennend, nichts ſo ſehr gewünſcht hatte, als die ſogenannten „Lücken in unſerer Literatur“ zu füllen, und wie er deshalb ordentliche Hirten- und Cirkelbriefe an ſeine Jünger erlaſſen hatte, mit dem Anſuchen, Baron X ſolle unweigerlich bis zur nächſten Oſtermeſſe ein correct treffliches

Trauerſpiel, Regierungsrath M. ein erhabenes Heldengedicht und Secretair Z. ein claſſiſches Luſtſpiel ſchreiben, damit man mit einemmale den hochmüthigen Franzoſen, die immer mit ihrem Corneille, Racine, Molière, Voltaire u. ſ. w. ſich brüſteten, die Spitze bieten könne — ſo hatte ſich der mäßiger geſinnte ſanfte Gellert nur nach einem guten deutſchen Briefſteller geſehnt, ſo daß ihm endlich das Briefſtellen ſelbſt um des Briefſtellers willen am Herzen lag. Kaum hatte er daher den Brief der Lucius empfangen, ſo fielen ihm auch gleich die berühmten franzöſiſchen Briefſtellerinnen ein, und er begrüßte ſeine Correſpondentin als eine Babet, Beaumont u. ſ. w., ermahnte ſie, immer ſo hübſche Briefe zu ſchreiben, und lobte überaus ihre Naivetät. Nun iſt es aber bekanntlich eine eigene Sache um die Naivetät, da ſie, ſobald ſie zum Bewußtſein ihrer ſelbſt kommt, auch ſogleich aufhört rein zu exiſtiren, und wir können deshalb die robuſte Natur der Naivetät der Jungfrau Lucius nicht genug rühmen, daß ſie ſich doch nicht vernichten ließ, ſondern nur mit geringem Schaden davonkam. Sie erfuhr zwar nunmehr durch ihren verehrten Lehrer, daß ſie naiv ſei, aber ſie nahm gewiſſermaaßen nur hiſtoriſch Notiz davon. In ſchwächeren Augenblicken ließ ſie ſich freilich dieſes Lob gar gern gefallen, haſchte auch wol nach Witz, Laune und ſogenannter Naivetät, ſo daß manche ihrer Briefe leider nur als exercitia styli oder geradezu als Uebungen im Briefſchreiben erſcheinen; meiſtens aber ſiegt ihre gute und ſchöne Natur, und die alte Unbefangenheit bricht immer wieder hervor. — Ja ſogar die auch ihr bekannt gewordene Anordnung Gellert's, daß dieſe Briefe nach ſeinem Tode gedruckt werden ſollten, wirkte nur ſelten nachtheilig auf die Epiſteln ſelbſt, da die fröhlich jugendliche Verfaſſerin den Moment erfaßte und ohne Kummer rein genoß.

Und was enthalten nun dieſe Briefe? — Für den, der nur obenhin lieſt: wenig Ausbeute, und es iſt nichts leichter, als über die ſteten Geſundheitsbulletins, den zu häufig complimentirenden Ton, ſo wie über den geſchweiften, gefirnißten Styl zu ſcherzen; wir brauchen uns aber nur auf den hiſtoriſchen Standpunct zu ſtellen, wie wir ja hier ſollen, ſo wird uns auch dieſer Uebelſtand als eine beſtimmte und nothwendige Richtung und Aeußerung der Zeit wichtig. Dieſe Zeit lernen wir hier in manchen Beziehungen auf eine theils traurige, theils erfreuliche Weiſe kennen. Der Krieg hatte bereits fünftehalb Jahre gedauert, aber über dieſen erfahren wir gar nichts. Darüber zu ſchreiben, iſt

Gellert viel zu beſcheiden und ſcheu, und als er erfährt, daß der bekannte treffliche Rabner'ſche Brief über die Belagerung von Dresden, die Freund und Feind mit Vergnügen leſen mußte, ſo wie ſeine Antwort in den Druck gekommen ſei, kann er nicht ſchlafen vor Beſorgniß, daß irgend ein hohes Haupt dadurch verletzt worden ſei, was ohne Wunder durchaus nicht möglich war. Man könnte hier wenigſtens einige Nachrichten über das Maaß der Contributionen, Einquartierungen, Anekdoten, Gerüchte von Treffen u. ſ. w. erwarten, aber davon iſt nie die Rede. Es ziemt ſich nicht und iſt gefährlich. Man hält ſeine Vorleſungen, ermahnt zur Geduld, geht in die Kirche, lieſt ein gutes Buch, reitet auf einem zahm gemachten Schimmel ſpazieren, betet viel und ſchläft wenig.

Weit glücklicher iſt die Lucius. Sie befindet ſich, ſelbſt liebevoll, in ihrer liebevollen Familie ſehr wohl, freut ſich, daß ſie ſo hübſche Briefe ſchreiben kann, und wenn ſie auch mit Recht zürnen könnte, daß ihr verehrter Lehrer ſogar einen ihrer Briefe im Collegium vor vielen hundert Studenten vorgeleſen hat, wobei ſogar ihr Name an den Tag gekommen iſt, ſo bedient ſie ſich doch dieſes Rechts nur ſehr mäßig; denn wer könnte gegen einen Mann wie Gellert lange zürnen, beſonders wenn er ſelbſt ſein Unrecht ſogleich eingeſteht? Auch hat doch das Bekanntwerden durch einen ſolchen Mann manche Vortheile; man wird ſelbſt bei den vornehmſten Leuten beliebt, die ſich wol gar Abſchriften der Briefe erbitten, man wird ein wohlgezogenes, artiges Kind genannt, man darf wünſchen, mächtigen Gräfinnen und Freifrauen die Hand zu küſſen, und es wird wirklich verſtattet!! — Es iſt auch ſonſt noch viel Hübſches in ihrem Leben. Man geht zuweilen um vier Uhr Nachmittags in einen wunderſchönen Garten, deſſen Beſitzer das Spazierengehen in demſelben gütig erlaubt hat, und wenn man nach einer Stunde zurückkommt, iſt man für die neue Arbeit ſehr erfriſcht, und Abends kommen dann einige wohlgeſinnte und gebildete Hausfreunde. Iſt man ernſthaft oder wehmüthig geſtimmt, ſo ſingt man Gellert's geiſtliche Lieder am Clavier, und iſt man ſcherzhaft gelaunt, ſo läßt man einige wenige Witzfunken fliegen, aber ſtets auf die moraliſchſte und anmuthigſte Weiſe. Dabei iſt die Anhänglichkeit an Fürſt und Vaterland durchaus unerſchütterlich und wahrhaft erhebend, und das herrliche alte Sprüchwort: „Krieg und Brand ſegnet Gott mit milder Hand,“ bewähret ſich auf die erfreulichſte Weiſe.

In ſpätern Zeiten hielten ſich die deutſchen Schriftſteller in ihrem Unmuth, der denn doch nicht ganz ausbleiben konnte, beſonders an die Miniſter, und unſre Schaubühne hat bekanntlich einen großen Ueberfluß an übelgeſinnten Staatsmännern und unfrommen Kammerherren aufzuweiſen. In der damaligen Zeit aber dachte noch Niemand an ſolche Ungebühr, und wenn es auch verſtattet war, im ſtillen Stübchen zu ſingen, daß kein Rittergut, Stern und Ordensband wahrhaft glücklich mache, ſo konnte doch die Verbeugung vor einem Manne, der wirklich und wahrhaftig ein Rittergut, Ordensband und Miniſterſtern hatte, nicht tief genug ausfallen. Es war freilich nicht zu läugnen, daß ſelbſt ein Premierminiſter gar viele politiſche Misgriffe machen könne, aber man verbot ſich in tugendhafter Angſt, dergleichen auch nur zu denken, und wenn er krank wurde, ſo bedauerte man das wie ein großes Staatsunglück; doch wenn er dann einmal wieder in einem erleichterten Augenblick ſich ein Glas Tokayer reichen ließ, in welches der hohe Herr — ganz ſo traulich idylliſch wie unſer eins — ſogar ein Zuckerplätzchen eintunkte, ſo war dieſer Umſtand wichtig genug, um ihn mit umgehender Poſt dem Leipziger Freunde mitzutheilen. Mit Einem Worte:

Alles, was draußen im Staate und in den europäiſchen Staatsverhältniſſen vorgeht, vernimmt man nur in ſoweit die doppelt und dreifach cenſirten Zeitungen davon Kunde geben; jedes Urtheil darüber iſt jedoch verboten, und man verſagt es ſich ſelbſt als ungeziemende Vermeſſenheit.

Die Wiſſenſchaft, welcher Chriſtian Wolf eine etwas ermüdende, ſogenannte mathematiſche Form gegeben hatte, ſchützte durch das wohlgezimmerte Geländer vor großen Irrthümern, gewährte aber wenig neue Ausbeute. In der Theologie wie im praktiſchen Leben ſtand noch immer im Allgemeinen die Dogmatik der formulae concordiae feſt, und ſelbſt Gellert war den ſtrengen Orthodoxen ſo wie den ſüßlichen Pietiſten bei weitem nicht recht. In der Geſellſchaft fing man an, mit einigem Glücke galant zu thun; Viele konnten, jedoch die alte Gelahrtheit und Pedanterei nicht loswerden, die ſelbſt, indem man über ſie ſpottet, ſehr häufig durch eine Hinterthür wieder einſchleicht und ſich am liebſten in den Spott ſelbſt miſcht. Man lächelte und lachte und zürnte wol gar über die ewige Nachahmungsſucht der Deutſchen, aber ſelbſt im Lächeln und Scherzen ahmte man noch oft nach.

Dennoch zeigten ſich damals ſchon Spuren, daß es mit dieſer Zeit bald werde zu Ende gehen; denn was ſie bildete und noch ſtützte, ward von geiſtreichen und hochberühmten Männern angetaſtet. Manche derſelben wurden zwar ignorirt, und man darf annehmen, daß die religiös und äſthetiſch revolutionären Schriftſteller der Franzoſen unter Philipp's Regentſchaft, ſo wie ſelbſt Voltaire zu jener Zeit in der größern deutſchen Geſellſchaft (z. B. der des höhern Bürgerſtandes) noch nicht entſcheidend wirkten; denn mit moraliſchem Stolze fertigte man ſie — oft zu raſch — als unmoraliſche und ungediegene Leute ab. Bei weitem mehr wirkte Rouſſeau, der, obwol einſeitig, doch ohne Leichtſinn, mit großem Ernſte und feuriger Beredtſamkeit eine neue Zeit hervorrufen zu wollen ſchien. Er ließ ſich von keiner gebildeten Geſellſchaft ignoriren, und ſein Emil, der bei vielen Irrthümern und Seltſamkeiten doch auch Leben hatte, machte ſelbſt in den ſtillen Kreiſen der Lucius ein ſolches Aufſehen, daß ſie den erſten Theil mit Begierde durchlieſt. Ein neues Licht ſchwebt vor ihren Augen, aber es erſcheint ihr ſo blendend, daß ihr bange wird, und daß ſie augenblicklich den Lehrer fragt, wie ſie es damit zu halten habe. Der gute Gellert, der, wie er ſelbſt geſteht, Rouſſeau nur wenig kennt und nur weiß, daß er oft gegen den geſchriebenen Buchſtaben und zuweilen auch wol leider gegen den Geiſt der chriſtlichen Dogmatik ankämpft, erſchrickt heftig bei dieſer Nachricht, und er, der ſo ſelten ſchreibt, weil ihm auch der kleinſte Brief ſehr ſauer wird, ſchreibt jetzt alle Poſttage, um ſie vor dieſem in mancher Hinſicht zwar löblichen, aber deſto gefährlichern Verführer zu warnen. Die Freundin dankt mit Innigkeit für ſeine väterliche Sorgfalt, doch ſucht ſie Rouſſeau nach Möglichkeit zu vertheidigen und ſchreibt ein paar ſchöne Stellen aus dem Emil ab, um Gellerten einige Neigung für das geſcholtene Buch beizubringen. Das hilft aber Alles nichts; auch jene Stellen gefallen ihm nicht ſonderlich, und es bleibt dabei: ſie ſoll den zweiten Theil nicht anrühren; *) ſie muß ihr Wort geben, giebt es und hält es wie eine gute gehorſame Schülerin.

Bald nachher wird ihm auch vertraut, daß unter den nähern Freunden des Lucius'ſchen Hauſes ſich ein ſonſt ſehr wackerer Jüngling finde, der einige gefährliche Zweifel in Hinſicht der

---

*) Im 56. Briefe entſchlüpft Gellerten ſogar der unmuthig harte Ausruf: „Was geht uns Rouſſeau weiter an? Nichts mehr von ihm!“ (!!)

Dogmatik hege. Neue große Sorge für Gellert, welcher gefragt wird, was dabei zu thun ſei. Er ſchreibt abermals Briefe über Briefe, citirt eine herrliche Stelle aus den Sprüchwörtern Salomonis, empfiehlt Cruſius, Leland, Canz, Reinbeck, Samuel Squire und andere im Chriſtenthum wohlgeſicherte Autoren; als aber dies Alles nicht gleich helfen will, wird er etwas verdrießlich und bitter gegen den unglücklichen Jüngling. Er könne, ſolle und müſſe ſich beruhigen bei dem, was ſo viele treffliche Menſchen ſchon beruhigt habe; — vielleicht wolle er aber auch nur widerſprechen, (!) und man reize ihn zu neuem Widerſpruch, wenn man mit ihm disputire, u. ſ. w. Auf eine eigentliche Widerlegung jener Zweifel läßt G. ſich nicht nicht ein, und in dieſem Sich-nicht-einlaſſen, was bei weniger edlen Gemüthern wie Gellert in ein gänzliches Ignoriren ausartete, finden wir abermals ein ſehr bedeutendes Zeichen jener Zeit, die eben, weil ſie ſich im bequemen Ablehnen, Sich-nicht-einlaſſen und Ignoriren des Neuen gefiel, einige Unſicherheit verrieth. Noch auffallender wird dieſes Ablehnen in Beziehung auf die deutſche Literatur. Was ſie, die damals mit Rieſenſchritten weiter eilte, ſeit etwa 1755 Großes theils geleiſtet hatte, theils verſprach, iſt nicht mehr nach

Gellert's Sinn; es erſcheint ihm zu kühn und deshalb gefährlich. Die Freundin fragt ihn z. B. nach Uz und Wieland, bekommt aber eine ſehr ungenügende Antwort. Er iſt mit den Wieland'ſchen Schriften nicht weiter gekommen als bis zu deſſen — „Sympathien," bedauert den Streit zwiſchen ihm und Uz und weiß nichts von der großen Veränderung, die ſich etwa ſeit 1760 in Wieland's ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit gezeigt hat. Er lobt beide Dichter, bedauert die „freien Stellen" in Uzens Poeſie, freut ſich aber herzlich, daß er dennoch ein ſehr guter Mann ſei, was ihn ſein ſeliger Freund, der vortreffliche Freiherr von Cronegk, der jenen genau gekannt, oft verſichert habe. Von Klopſtock iſt *nie* die Rede und — wer würde es glauben? — auch von Leſſing nicht! — Es giebt viele Stellen in dieſen Briefen, wo wir erwarten dürfen, es werde Leſſing genannt werden *müſſen*; aber unſere Erwartung trifft nie ein. Es iſt nicht zu zweifeln, daß Leſſing in dem Lucius'ſchen Kreiſe gekannt war; denn wie hätte der geiſtreichſte aller deutſchen Schriftſteller jener Zeit den Mitgliedern deſſelben verborgen bleiben können? Aber man wagt noch nicht recht, von ihm zu reden, am wenigſten aber Gellerten gegenüber, und da die Lucius nichts mehr lieſt, ohne ihres Lehrers Urtheil vorher zu befragen, ſo iſt zu vermuthen, daß ſie Leſſingen kaum dem Namen nach kannte. Wahrlich, dieſes gänzliche Schweigen von Leſſing iſt überaus beredt.

Leſen wir nun dieſe Briefſammlung auf die angedeutete Weiſe, ſo haben wir in ihr nicht bloß die ausführliche Darſtellung eines individuell intereſſanten Verhältniſſes mit den anmuthigſten Details, ſondern auch ein in hiſtoriſcher Hinſicht ſehr wichtiges und anziehendes, das Bürgerleben jener Zeit uns vor Augen ſtellendes Werk, und wir ſind dem Bibliothekar F. A. Ebert wahrhaft großen Dank ſchuldig, daß er uns endlich einmal dieſen Briefwechſel, der bis dahin nur verſtümmelt, mangelhaft und unerſprießlich mitgetheilt worden war, unverkümmert und genau in einer neuen, auch äußerlich erfreulichen Geſtalt gegeben hat. (Leipzig, bei Brockhaus, 1823.) Ich bin doch gewiß nicht der Einzige, der gern einmal zur Abwechſelung auch nach ſanften, milden und doch wieder einer gewiſſen Gattung von gelinder Ironie den trefflichſten Stoff bietenden Büchern greift, und darum rufe ich beſonders den Leſern, welche die löbliche Eigenſchaft haben, nicht bloß die Bücher der allerletzten Meſſe zu leſen, mit gutem Muthe zu: Hier iſt eins, das, in den Jahren 1760 bis 69 geſchrieben und 1823 gedruckt, weit intereſſanter iſt als viele Schriften von heute, geſtern und vorgeſtern.

Legen wir nun den Gellert-Lucius bei Seite und greifen (wie oben ausgemacht wurde) zu den Forſter'ſchen Briefen (Leipzig, bei Brockhaus, 1829, zwei ſehr ſtarke Bände), ſo iſt mit einemmale die ganze Scene in allen nur irgend denkbaren Beziehungen verwandelt. Die Zeit iſt anders geworden, ſie will überall weiter, iſt aber nur zu einer halben und deshalb höchſt unerquicklichen Aufklärung gekommen, und zuweilen miſcht ſich die armſeligſte Seichtigkeit ein. Man iſt unmuthig in den alten Formen, die noch immer ſtarre daſtehen, und die neue beſſere Zeit will ſich weder innerlich noch äußerlich recht geſtalten. Forſter, Vater und Sohn, fühlen große Langeweile in Deutſchland, aber die Liebe für Wiſſenſchaft erhält ſie friſch, und ſie ſchiffen hoffnungsreich um die Welt. Mit den trefflichſten Kenntniſſen bereichert kehren ſie zurück, und die Deutſchen jauchzen ihnen entgegen. Beſonders iſt der junge Georg Forſter ein wahres Wunder in ihren Augen. Wo er ſich nur ſehen läßt, bittet man ihn zu Tiſch; er muß hundert und wieder hundertmal die ſchönen Geſchichtchen von den Südſee-Inſeln und ihren wunderlichen

Bewohnern und zum Theil naiven Bewohnerinnen erzählen, wobei es den trefflichen Wirthen und ſämmtlichen Gäſten, indem ſie ſich über ihre eigne höhere Bildung- und Aufklärung freuen, noch einmal ſo gut ſchmeckt als ſonſt. Kann man wol mehr für ihn thun? Georg ſcheint es zu verlangen; denn er will ein — Amt. Recht ſchön und wacker, und er verdient es gewiß; indeſſen hat es nun einmal in Deutſchland mit den Aemtern, ſo wie überhaupt mit Allem, was in das äußere Bürgerleben gehört, ſeine „gewieſenen Wege.“ — Seine „gewieſenen“ Wege wiederhole ich und fühle dabei ganz, welch' ein charakteriſtiſch deutſches, nur von Deutſchen erfundenes Wort das iſt! — Es ſind nicht gleich Stellen mit gehörigen Beſoldungen da; er ſoll warten, und in dieſer in Deutſchland ſo hochnöthigen Tugend hat er es — trotz ſeines Kreuzens auf dem ſtillen und nicht ſtillen Meer — nicht weit gebracht. Er geht nach Caſſel, findet dort eine Anſtellung — ich glaube gar als Profeſſor — aber die Beſoldung iſt gering, und er liebt nun einmal — ein ungebührlicher und entſetzlicher Gedanke für einen deutſchen Gelehrten! — auch das äußere Wohlleben. Ihn ergreift von Neuem die Langeweile; er hofft Zerſtreuung in geheimen Geſellſchaften, findet dort aber nichts als jene ſchimmerreiche Gattung vom Moſtik, die, anfangs imponirend, hinterher nichts bietet als troſtloſe Dürre. Die Zeit hatte nun einmal Poeſie und Religion hinweggeſtoßen und mußte ſich deshalb — da doch nun einmal der Hang zum Wunderbaren nicht ganz zu beſeitigen iſt — größtentheils mit geiſtloſer Geiſterſeherei begnügen. Die realen Sorgen vergrößern ſich; denn mit ein paar hundert Thalern, die ein deutſcher Profeſſor im Anfange der achtziger Jahre erhielt, läßt ſich, den ſicherſten Nachrichten zufolge, wenig anfangen. Er geht nach Wilna. Wie es ihm dort gefiel, und ob er an ſeiner Stelle war, beantworten wir uns leicht, wenn wir bloß die beiden Namen „Forſter und Wilna" mit einigem Nachdenken ausſprechen. Er verheirathet ſich und iſt nicht glücklich in der Ehe. Gern folgt er einem Rufe nach Mainz, und man hofft, nun werde er endlich, wenn auch nicht Glück, doch Ruhe finden. Er findet ſie aber nirgends weniger als dort, und die Langeweile, die ihn ſchon ſo oft ergriffen, ſcheint immer peinlicher zu werden. Da bricht die franzöſiſche Revolution aus, es locken verführeriſche Stimmen von Frankreich aus; und während ſie locken, erſcheint die ohnehin faſt immer *unzärtliche Mutter* Germania *noch* härter, ſpröder, oder gar widerwärtiger als je. Er vergißt, daß auch eine unzärtliche Mutter doch immer eine Mutter bleibe, und die Revolution reißt ihn in ihre Wirbel. Mainz fällt in die Hände der Franzoſen, und er hört auf ein Deutſcher zu ſein. Aber es wohnt in ihm ein Gemüth, welches trotz allen Irrthümern doch ein tieferes iſt, als daß ihm ſo bald in ſeinem neuen Halbvaterlande Befriedigung gewährt werden könnte. Die Wellen, die ihn umgeben, werden immer rauſchender, wirbliger, blutiger, bis ſie ihn zuletzt verſchlingen; — und als er ſtirbt, erhalten wir nur die traurige Ueberzeugung, daß ſeine Kraft wirklich aufgerieben iſt, aufgerieben ſchon im neun und dreißigſten Lebensjahre! — Seit 1792 war er ohne ein inneres Wunder nicht mehr irdiſch zu retten, und ſo kam nur, was kommen mußte.

Aber, fragen wir mit Recht, waren denn keine Freunde, oder vielmehr war denn kein einziger Freund vorhanden, um ihn mit ſtarkem Arm zu retten? Auf die Freundſchaft verſtehen oder verſtanden von jeher wir Deutſche uns doch wahrlich recht gut, und ſelbſt zu der trefflichſten Schilderung deutſcher Freundſchaft (zwiſchen Siebenkäs und Leibgeber) finden ſich in unſerm Vaterlande nicht ganz wenige Abbilder. Aber Forſter hatte nur Bekannte, viele gute und geiſtreiche, halbe und dreiviertel Freunde, und die können ihm freilich nicht helfen. Er ſelbſt hatte das höhere Talent, welches, um einen vollendeten Freund zu finden, nöthig iſt, nicht im vollen Maaße, ich meine jenes der reinen Poeſie des Lebens, in welcher Kraft und Milde eins geworden ſind, wodurch wir allein das Vermögen gewinnen, uns unbedingt und doch mit Bewahrung unſerer edlern Individualität hinzugeben Aber freilich der kühle, kranke Lichtenberg und der zierliche Johannes von Müller (ſo zeigt er ſich hier in ſeinen franzöſiſchen Briefen *) eignen ſich nicht für Forſter, um ſich ihnen ganz hinzugeben. Lichtenberg freut ſich ungemein über das zu große Lob, das ihm Forſter in ſeinen „Anſichten vom Niederrhein" gebracht hat; ſonſt aber iſt ihm der unbeglückte Mann ſchon lange etwas unbequem, deſſen tiefern Sinn er ohnehin nie verſtanden. Müller mag ihn wohl verſtanden haben, aber er rettet nur ſich und ſchlägt dann in Wien jammernd in die Hände, daß es

---

*) Ganz zu erkennen iſt J. v. Müller nur aus den Briefen an ſeinen Bruder, die, wie es ſcheint, noch nicht genugſam geleſen und betrachtet worden ſind.

mit dem Freunde ſo weit gekommen iſt, mit einem Manne, der, wenn auch nicht vor Jahr und Tag, doch vor Jahren und Tagen, ein guter Chriſt geweſen ſei und Johann Arnd's fromme Werke faſt täglich geleſen habe. — Wenn er das wußte, warum rettete er ihn nicht damals, als es noch Zeit war? — Dennoch ſind beide Männer zu entſchuldigen, eben weil ſie Forſtern nicht genügen konnten. Friedrich Jacobi hätte ihm genügen können und ſollen; aber es iſt traurig zu ſagen, daß er gerade dieſen eben ſo tiefſinnigen als edlen Mann am wenigſten erkannte, und nicht minder traurig, daß Jacobi das meiſtens nur exoteriſch-artige und angenehme Verhältniß nicht zu erhöhen oder beſſer „zu vertiefen" ſuchte. Auch findet ſich hier ein ſo ganz über alle Maaßen heftiger Brief von ihm (vom Jahre 1781), daß wir wünſchen, ein ſolcher Zornerguß wäre nicht mit aufgenommen. Allein die Herausgeberin verkannte Jacobi wo möglich noch mehr als Forſter ſelbſt, und ſo hat ſich jener Brief mit eingeſchlichen. Der Grund dieſer Heftigkeit (die bittere und rohe Anfeindung Lichtenberg's und der deutſchen Bibliothek gegen Voß) iſt ohne Zweifel ein guter; aber der Zorn wird zur Wuth, und zwar zu einer ſolchen, die ſich Jacobi ſonſt immer verboten hat. — Auch der

Schwiegervater Heyne kann Forſtern wenig helfen; er hat ſich längſt an die Formen des äußeren Lebens gewöhnt, ſtudirt mit Gelaſſenheit fortwährend die alten Claſſiker und wohnt in ihnen bei weitem mehr als in der Gegenwart, lieſt zahlreich beſuchte, mit gewaltigem Beifall ſelbſt von Prinzen und Grafen beehrte Collegia, giebt den Virgil heraus und findet ſelbſt in London einen Verleger u. ſ. w. Viel mehr verlangt er von der Gegenwart nicht, und wenn ihn auch in ſeltenen Stunden ein Mismuth über manche deutſche Verhältniſſe beſchleicht, ſo begreift er doch ſchwerlich die Flammen in Forſter's Bruſt, und weil er ſie nicht begreift, kann er ſie auch nicht beſchwören. — Huber's Verhältniß zu Forſter iſt ein zu geheimnißvoll complicirtes, als daß wir genau über daſſelbe urtheilen könnten. Er theilt jedoch manchen hiſtoriſch politiſchen Irrthum mit Forſter und kann ihm deshalb in dieſer Hinſicht wenig nützen. Er iſt, wie es ſcheint, gemäßigter und ſanfter, geſunder und häuslicher, aber er hat Forſtern nicht genugſam imponiren können oder wollen. Soll ich mit zwei Worten ſagen, wer Forſtern hätte ſicher retten können, ſo nenne ich unter den edlen Todten, ohne alle Furcht, misverſtanden zu werden, beſonders dieſe drei: Thucydides, Tacitus und — Luther!

Phariſäiſches Urtheilen ſei jederzeit fern von uns; am widerlichſten aber und gräulichſten wird der Phariſäismus, wenn er ſich in das Urtheil über Männer miſcht, die, ihre Zeit nicht ganz verſtehend und ſie bald zu hoch, bald zu gering anſchlagend, ſodann von ihr misverſtanden, ſich ſelbſt tragiſch aufreiben. F. iſt ein Unglücklicher, der ſeine Irrthümer ſehr theuer bezahlt hat. Wir brauchen nur die einzige einfache Frage zu thun: Wie befand ſich denn nun Forſter ſeit dem Herbſt 1792 in den neuen Verhältniſſen in Frankreich? und dann die Antwort aus ſeinen Briefen vernehmen, ſowohl in den Zeilen ſelbſt, als „zwiſchen den Zeilen." Wahrlich, wir haben hier ein höchſt lehr- und warnungreiches Buch vor uns; es muß aber recht geleſen werden.

Vergleichen wir nun dieſe Briefſammlung mit der Gellert-Lucius'ſchen, ſo wiſſen wir kaum einen Anknüpfungspunct zu einer Vergleichung zu finden. Zu Gellert's Zeit war Alles beruhigt oder doch beſchwichtigt, das Unangenehme der irdiſchen Verhältniſſe wurde mit einem halb religiöſen, halb metaphyſiſchen: „Es iſt nun einmal ſo" abgefertigt. In guten Stunden verfertigte man ſanfte Klaggedichte, oder betrachtete überhaupt dieſe Welt als eine Art von ſteinigem Vorhof, auf dem ſich nicht viel Blumen und Früchte erzielen laſſen. Von einem Staatsleben war in der bürgerlichen Geſellſchaft kaum oder doch nur ſelten die Rede; man war größtentheils zufrieden, wenn man für ſich nebſt Frau und Kindern Obdach, Nahrung und Kleider hatte. Dreißig Jahre ſpäter war ſehr Vieles verwandelt. Manche fanden die alte, oft befahrene und an vielen Stellen etwas langweilige Kunſtſtraße, auf der man ſo lange gewandelt hatte, allzu unangenehm und verließen ſie; aber der Weg, den man nun einſchlug, war nicht immer der beſſere, und Manche geriethen ſelbſt auf einen unſichern Naphtaboden. Bei jedem ſtärkern Fußtritt ſtrömten Flammen aus demſelben heraus, Flammen, mit denen man nicht ſpielen kann. — Nur ſehr Wenige dieſer Wanderer erinnern dabei an Herkules's Selbſtverbrennung; dazu fehlte auch Forſtern noch ſehr viel und vor Allem die ſtete Bewahrung religiöſer Handlungs- und Duldungskraft. In jedem Falle aber gelte auch hier das liebevolle, herrliche Wort Bürger's:

Was Flecken war — vermodert;
Nur der Himmelsfunke lodert
Einſt geläutert zur Verherrlichung.

Wie anders, wie ſo ganz und gar anders iſt die Welt, die ſich uns in der Baggeſen'ſchen Briefſammlung eröffnet! — Baggeſen iſt kraftreich wie Forſter, aber auch geſunder, friſcher, und bei aller temporären Hinneigung zur melancholiſchen Betrachtung doch ſanguiniſch. Das Leben ſelbſt macht ihm mehr Vergnügen; er hat es gern, wenn Prinzen und Prinzeſſinnen oder überhaupt einflußreiche Männer und Frauen ihm gewogen ſind, er reiſt gern, lieſt gern vor, u. ſ. w. Das Alles iſt nicht bloß unſchuldig, ſondern löblich. Alles Mittelmäßige, obwohl er, wenn es ihm im Leben begegnet, es mit Laune erträgt, iſt ihm, ſobald es ſich ihm als Eigenthum aufdrängen will, höchlich zuwider, und er ſieht ſich deshalb eifrig um nach dem Höchſten und Herrlichſten, was die Poeſie und Philoſophie aufzuzeigen hat. Er will, um es mit Einem Worte zu ſagen, durchaus in das Reine kommen über das Räthſel der Welt und des Bewußtſeins; doch das Schöne ſoll dieſe Erkenntniß vermitteln. Da bietet ſich ihm zuerſt Kant, theils als großartig Zermalmender, theils als ein neue Welten enthüllender Lehrer an; aber der Mann iſt faſt gar zu groß, und vielleicht eben, weil er ihn grenzenlos verehrt, begegnet er ihm im Leben nie. Er bedarf eines Vermittlers, und dieſen findet er zuerſt in Reinhold, jenem reinen und holden Manne, der als rühmlicher Antiegoiſt immer nur die Idee wollte, nie ſich ſelbſt allein, als Philoſophen. Er, „der Erſte der Lernenden“ wird Baggeſen's Freund, der nun mit ihm gemeinſchaftlich lernt und in des Freundes „Briefen über die Kantiſche Philoſophie,“ ſo wie in deſſen „Elementarlehre“ einen würdigen Stoff für ſein höheres Denkvermögen findet, das ſich bei ihm auf eine geniale Weiſe ausbildet. Aber eben um dieſer genialen Weiſe willen bedarf er eines Mannes, der großartig zu denken und zu dichten zugleich verſteht, und dieſen findet er nicht in Reinhold, ſondern in Schiller. Der herrliche, freigeſinnte Poſa hat ihn bezaubert, der Abfall der Niederlande hat ihn auf die erfreulichſte Weiſe belehrt; er vergöttert die Götter Griechenlands, und das tiefſinnige Gedicht „die Künſtler“ entzückt ihn in einem Maaße, wie ſonſt keinem Werke gelungen iſt.

Da kommt 1791 ihm die Nachricht, der treffliche Dichter, der ſchon eine geraume Zeit gekränkelt habe, ſei geſtorben; die Nachricht verbreitet ſich ſchnell, und ein allgemeiner Schmerz erfüllt jeden Hörer. — Sollte Dir, lieber Leſer, die Gegenwart zuweilen ein wenig kühl, wenn nicht gar kalt, ein wenig liebearm, wenn nicht gar lieblos vorkommen, und Du möchteſt Dir einmal eine Zeit vergegenwärtigen, in der es anders war, ſo lies in den damaligen Zeitungen und Briefen, beſonders aber in dieſer Baggeſen'ſchen Sammlung nach, wie die Deutſchen und die deutſchen Sprachgenoſſen einſt zu lieben verſtanden. Die Römer können kaum den Tod des Germanicus und Druſus lebhafter beklagt haben, als wir damals Schiller's Tod, und wohl dürfen wir dieſes ſonderbare Gleichniß wagen; denn das iſt eben das Bedeutende, daß die Deutſchen diesmal ohne alle Kleinſtädterei gar nicht nach Rang und Titel fragten, ſondern den Verluſt Friedrich Schiller's, außerordentlichen Profeſſors in Jena, eines armen kranken jungen Mannes, als ein entſchiedenes öffentliches Unglück (publica calamitas) betrachteten. Schiller's Leben ſchwebte damals allerdings in der höchſten Gefahr; als er ſich aber wieder gerettet ſah, ward ihm dafür auch die große Freude, zu erfahren, wie man ihn überall geliebt und ſeine Exequien gefeiert hatte. — Die Freude über ſeine Geneſung war nunmehr allgemein; indeſſen fehlte ihr doch meiſtens jene Begeiſterung, die ſich bei den Meiſten im Schmerze glänzender zeigt, wenigſtens bekundete ſie ſich nicht viel. Hätte man näher nachgefragt, ſo würde man erfahren haben, daß Schiller's Geneſung nur eine ſehr kümmerliche war, daß er das Leben nur dem Tode abringe, was deshalb immer auf die zarteſte Weiſe behütet werden müſſe. Man würde erfahren haben, daß Schiller arm ſei und nur zwei hundert Thaler Beſoldung genieße, daß der Arzt eine Reiſe nach Carlsbad für unerläßlich halte, und erfahrne Leute hätten belehren können, daß eine ſolche Cur ſich nicht von einer außerordentlichen Profeſſur beſtreiten laſſe, u. ſ. w. Was würde aus unſerm Schiller geworden ſein, wenn ſich nicht der Herzog von Auguſtenburg und der Graf Schimmelmann auf die edelſte Weiſe für ihn hilfreich gezeigt hätten? Daß ſie ſich aber ſo zeigten, davon war ohne Zweifel Baggeſen die Urſache, der zuerſt jene vortreffliche Männer mit den Schriften des großen Deutſchen bekannt machte. Wahrlich, es iſt gut und nöthig, auf dergleichen bedeutende Facta das vergeßliche Publicum von Zeit zu Zeit aufmerkſam zu machen, damit es nicht in Selbſtzufriedenheit allzu ſanft einſchlummere.

Außerdem aber finden wir hier einen abermaligen Beleg für einen merkwürdigen Moment in unſerer Literaturgeſchichte. Manche unſerer jungen Dichter und Kritiker denken ſich das Verhältniß Schiller's und Goethe's ganz anders als *es war*, weil ſie, meiſtens nur in der neuen und neueſten Zeit lebend, gänzlich ignorirten, daß, als das Verhältniß der beiden großen Männer *begann*, Schiller's Berühmtheit die bei weitem *größere* war. Goethe's Celebrität durch Götz von Berlichingen und Werther war allerdings eine ungeheure, aber auch raſch vorübergegangen, und eine Menge von Moderatiſten und Philiſtern bemühten ſich (leider nicht vergeblich), ihn als ein gefährliches Genie verdächtig zu machen. Auch das größere Publicum, deſſen Beifall ohnehin nur durch die glänzende Schale jener beiden vortrefflichen Werke erregt worden war, wurde bald wieder nüchtern. Es ließ ſich auf Iphigenien und Taſſo nicht ſonderlich ein, und weit entfernt, ſich bei dem Nichtverſtehen des Groß-Cophta zu beſcheiden, erklärte es denſelben geradezu für langweilig und ſchlecht, und wollte von Reineke Fuchs kaum etwas wiſſen. Mit Schiller ſtand es ganz anders. Unter hundert Jünglingen waren gewiß neunzig, welche „die Räuber" vergötterten, und als er vollends in der höchſt beſcheidenen Ankündigung der „Thalia" (1784) die Mängel ſeiner früheren Werke ſelbſt laut verkündete, erwarb er ſich auch den Beifall der ältern kritiſchen Welt in einem Grade, wie ihn der Jüngling Goethe nie gehabt hatte. Fragt nur, liebe Jünglinge, bei älteren Männern nach, wie einſt ein neues Bruchſtück aus Don Carlos, ein Heft der Thalia, ja ſelbſt ein einzelnes Schiller'ſches Gedicht in Deutſchland begrüßt wurde, und Ihr werdet erfahren, daß man das Alles mit endlos trunknem Freudejauchzen aufnahm, während von Goethe nur bei den ſeltenſten und gebildetſten Männern die Rede war. Wenn deshalb Schiller 1794 Goethen zuerſt die Hand reichte, ſo geſchah es nicht, um ſich an den Mächtigern anzuſchließen, denn der Mächtigere war er, ſondern weil er weit über der Meinung des größern Publicums ſtand und mit tiefem Geiſte Goethe's höheres Genie freudig und uneigennützig anerkannte. *) Goethe ſelbſt

---

*) Selbſt im Jahre 1795 dauerte die Kälte oder gar das Miswollen gegen Goethe noch fort, und wenn wir die Frage aufwerfen: „Warum giengen die in mancher Hinſicht ſo vortrefflichen „Horen" ſo bald ein?" ſo iſt die jämmerliche, aber wahre Antwort zu geben: „Größtentheils wegen der vielen Goethe'ſchen Beiträge!!" Fragt nur nach, Ihr jungen Leſer, wie man damals die „Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderter," den Benvenuto Cellini" u. A. aufnahm, und Ihr werdet erfahren, daß man ſie faſt allgemein „höchſt langweilig" fand. Es fehlte ſelbſt jene löbliche

hat dies überall genau erſchaut, und ganz beſonders in den letzten Theilen der — mehr beſprochenen als gründlich geleſenen — Briefſammlung die unſchätzbare Kritik und innige Erquikkung gerühmt, die er durch des Freundes Mittheilungen wie durch das ganze Verhältniß empfangen.

Kehren wir zurück zu Baggeſen, ſo finden wir leider, daß er ſich Goethen nie nährte, ja ſogar, daß er ſich ihm nie nähern wollte. In frühern Zeiten verkannte er ihn ganz, und erſt ſpäter als dieſe Briefe reichen, ſcheint ihm einiges Licht über ihn aufgegangen zu ſein. Aber auch mit Schiller entſtand kein näheres Freundſchaftsverhältniß. Baggeſen konnte deſſen ruhige Kraft und — faſt möchte ich ſagen „felſige Feſtigkeit,“ dem Menſchen im Leben gegenüber, zwar als höchſt bedeutſam anerkennen, aber nicht lieben,

---

Scheu, die man in ſpäteren Jahren übte, ein ſolches elendes Mißurtheil auszuſprechen — Man ſage nicht, daß auch Schiller's dunklere philoſophiſche Aufſätze in den Horen an dem ſchnellen Verblühen dieſer Zeitſchrift Schuld geweſen. Sie fanden freilich viele Widerſacher; aber für langweilig erklärte ſie doch Niemand, und die Gedichte, welche Schiller gab, machten Alles wieder gut.

Da die Geſellſchaft laut lachte, ſo gab es einen ſonderbaren Contraſt, daß Rudolf, in ſeine Schilderung vertieft, den trockenſten Ernſt beibehielt. Er fuhr fort: Denken Sie ſich, Verehrteſte, mein Erſtaunen über ſolch ein ungeahndetes Wort. Ich konnte nur mit einer Stimme, die ich eine gequetſchte nennen möchte, fragend erwiedern: Sie ein Genius? mein Genius? mein guter Genius?

16.

„Der Herr Geheime Secretarius,“ antwortete er mit dem Blicke der Ueberlegenheit, „ſcheinen durch übelgewählte Lectüre, phantaſtiſche Bilder und Kupferſtiche eine ganz irrige Idee von den Genien bekommen zu haben, und es will mich bedünken, als ſtellten Sie ſich dieſelben wie etwa rothwangige hübſche Kinder, mit etwas Flügelwerk verſehen, vor; allein ich darf Ew. Wohlgeboren hiedurch verſichern, daß dergleichen unſchuldig-unerfahrenes und im Ganzen doch abſurdes Kinderpack keinesweges als etwas Geniusartiges paſſiren mag und überhaupt wenig leiſten kann. Was verſteht ſolch eine Krabbe von „Soll“ und „Haben“? von ächter conſequenter Wirthlichkeit? von der nothwendigen Wahl der wohlfeilſten, doch geſunden, nährenden Speiſen? und von deren zweckmäßigſter Bereitung, d. h. von der, wobei die Börſe am meiſten geſchont wird? — O mein Herr, glauben Sie einem Manne, der wahrlich nicht bloß den Titel eines Genius, ſondern den eines geheimen Obergenius verdiente, einem Manne, der ſich ſeit Erſchaffung der Welt — denn ich muß die Ehre haben, Ihnen zu ſagen, daß ich ein unſterbliches Weſen bin — dem Dienſte der Menſchheit, beſonders der halb banquerotten, gewidmet und ſchon manche luxuriöſe Perſon wieder auf die Beine gebracht hat, glauben Sie mir, daß alle radicale Verbeſſerung der Menſchheit, wie der Wirthſchaft, allein von der Küche ausgehen muß. Der Magen — dieſes kleine Wort nennt einen entſetzlichen Tyrannen, gegen den Nero und Domitian nur als talentvolle Anfänger erſcheinen — der Magen, ſage ich, muß bei ſeiner ihm angeborenen heilloſen Willkürlichkeit und Wähligkeit in engen und ſcharfen Schranken gehalten werden, und in der Küche muß der edle Tribun die Oppoſition bilden und das Veto rufen und durchſetzen. Man kann jenen Tyrannen nicht genugſam zuſammenſchnüren und bändigen; denn gerade er iſt es, der nicht ſelten Land und Leute verſchlungen hat, weshalb ihn auch unſere ehrwürdigen und ſehr verſtänunter unſer philoſophiſches Streben nie. Die Sache iſt wahrlich ſehr wichtig; denn nur zu häufig begegnen wir jetzt Männern, die ehedem als Jünglinge, nicht ohne gute Anlagen, die Kunſt zu philoſophiren trieben, jetzt aber — laſſet mich das derbe Bild gebrauchen — die metaphyſiſche Pfeife ausklopfen, die Nachtmütze aufſetzen und ſich zur Ruhe begeben, bei welchem Anblick die ächten Philiſter, die nie aus der Nachtmütze herausgekommen ſind, fröhlich in die Hände klatſchen und ſagen: „Gottlob! nun wird der liebe Mann doch endlich auch einmal vernünftig, und wenn er ſich in unſer Kränzchen aufnehmen laſſen will, meine Stimme kriegt er.“

Während aber B.'s Stellung zur Philoſophie eine gefährliche wird, führt ihn ſein guter Stern in die nähere Bekanntſchaft mit Friedrich Heinrich Jacobi, den er früherhin nur obenhin gekannt hat. Ich habe über dieſen vortrefflichen Mann ſo viel auf dem Herzen, daß ich kaum anfangen mag, über ihn zu reden, weshalb ich mich hier nur begnügen will anzuführen, daß er unter den Philoſophen des achtzehnten Jahrhunderts bis etwa 1795 ganz allein und unbegriffen daſtand. Er trieb die Philoſophie und die Philoſophien im höchſten Grade gründlich — (über Spinoza hat er vielleicht das erſte entſcheidende Wort geſprochen) — aber ſtets, wie mich dünkt, ohne Hoffnung, auf irgend einem philoſophiſchen Wege Befriedigung zu finden. — Friedrich Schlegel's Aeußerung, daß es Jacobi'n an logiſchem Enthuſiasmus fehle, und daß er gleichſam ein philoſophiſcher Romeo ſei, der von der Philoſophie verlange, daß ſie eine Julia machen ſolle, iſt witzig, hat aber einen weit tiefern Sinn, als Schlegel ſelbſt in dem muthwilligen Augenblick der Witzproduction geahndet haben mag. Es kommt am Ende doch bei uns Allen allein darauf an, ob wir jene Julia finden, und wahrlich! Jacobi hat, wenn auch nicht die Julia, doch eine Julia gefunden: jene gründliche Veredlung der Seele meine ich, welche Platon für das höchſte Ziel der Schönheit erklärt. Was dabei in einzelnen Jacobiſchen Urtheilen Einſeitiges und Irriges mitunterläuft — beſonders in ſeinen ſpätern Lebensjahren — werde dem ſchwächeren Moment angerechnet. Dieſen Mann nun fand Baggeſen, und in ihm und durch ihn glaubte er ſich befriedigt; denn durch die Jacobiſche Philoſophie erſchien ihm die Philoſophie ſelbſt entbehrlich, gleichſam als beſtehe der genialſte Gebrauch der Philoſophie darin, die Philoſophie — überflüſſig zu machen. Auf dieſem Standpunkt liegt Alles, was wir Myſtik im höhern und niedern Sinne nennen, nahe genug, und Baggeſen ſtürzte ſich mitten in ihre Wogen. An Unterſinken dachte er nicht und durfte auch ſeiner Schwimmkunſt meiſtens vertrauen. Die Art und Farbe ſeiner Myſtik iſt von ſo ſeltner Art, ſo vereint mit Kraft und Helle, daß wir wol ein wenig bei ihm verweilen müſſen, und wir thun am beſten, wenn wir ihn ſelber reden laſſen, da wir ohnehin in dieſer langen Recenſion auch noch nicht ein einzigesmal Auszüge gegeben haben.

„Was der Menſch überhaupt (heißt es hier Theil II, S. 222 ff.), mithin noch mehr der Philoſoph, beſonders zu verhüten hat, iſt, nicht ganz außer ſich ſelbſt in die Welt hinaus zu verfliegen und nicht ganz aus der Welt in ſich hinein zu fallen. Zu Beidem wird er durch das Obere und das Untere in ihm verſucht; ſein zweckmäßiger Menſchengang und ſein philoſophiſches Schweben im Gleichgewichte beruht aber auf dem, was in der Mitte liegt: auf dem Gebrauch ſeiner Vernunft. Sein Heil iſt im Glauben, ohne welchen ſein Wille ihn zu hoch und ſeine Sinnlichkeit ihn zu tief ſchleudern wird. Mein Sohn, gieb mir Dein Herz! Sich an Gott feſt zu halten, iſt die einzige Sicherheit, und göttlich zu leben, das einzige Große.

Der ſtolze und leichtſinnige, gottloſe und gottvergeſſene Menſch hat keine wahre Urtheilskraft, unterſcheidet Alles, außer dem zu Unterſcheidenden, und ſieht Alles ſchief, weil er auf einem verkehrten Standpunkte ſteht. Er kann Verſtand, Scharfſinn, ſogar Tiefſinn und jedwede Empfänglichkeit in hohem Grade beſitzen; fehlt ihm aber der Glaube, ſo mangelt ihm gewiß jener Hochſinn, der alles Objective würdigt und alles Subjective adelt. Hier lagere er ſein Daſein! Hier allein iſt Sicherheit und Ruhe. Ich kenne keine andre Wiege meines Geiſtes, keinen andern Hafen, kein anderes Grab, als Gottes Alles haltende Vaterhand. Hier fühle ich, daß ich endlich ſein mußte, damit ich unendlich werden könnte, und hier bin ich, wie der Menſch ſein ſoll, ſtolz wegen meiner Schwäche und demüthig wegen meiner Kraft. Hier fühle ich, daß ich nichts war durch mich allein; daß ich etwas wurde durch Ihn, und daß ich durch Ihn und mich Alles werden kann.“

S. 239 ſagt B.: „Ich habe in Veway Deinen Spinoza geleſen und mit demſelben für immer meine metaphyſiſche Leſerei beſchloſſen. Damit wäre ich denn in's Reine — das heißt in's Dunkle, mit Bewußtſein der Dunkelheit, und Dank dafür und Freude darüber. O Säuſeln der Wipfel! O feierliche Stille! O heilige Schauer! O Zittern der bald der Raupe entſchlüpfenden, dem Morgenroth entgegenſchwebenden Pſyche! Du biſt mehr werth als alle gefühlloſe lebloſe Freuden des hellen Tages. Welch' eine Marter wäre der helle Tag für die noch unbeflügelte Pſyche! und wie ſchädlich! Nicht der Sonnenſchein des Vaters — nein, dieſe mütterliche Dunkelheit brütet im Thau der Nacht ihre zarten Flügel aus, die der helle Lichtſtrahl eintrocknen und verſengen würde, und glimmen nicht Sterne und funkeln nicht ferne Sonnen droben durch die ſäuſelnden Wipfel? O Jacobi, wir haben genug! genug! genug!"

Seite 293 redet er Jacobi an: „Du wahres Kalb, mit dem die Philiſter alle heimlich pflügen." (Ein derbes treffendes Wort, deutlich für Alle, die unſere philoſophiſche Literatur, beſonders die von 1783 bis etwa 1810 kennen.)

(S. 333.) „Geſchichte iſt gerade — was nicht iſt. Was iſt, läßt ſich ſo wenig erzählen wie ermeſſen. Es läßt ſich bisweilen darſtellen; aber großer Gott! wie verſchieden iſt ein ſolcher Sonnenblick von der hiſtoriſchen und philoſophiſchen Klarheit! Er blendet alle blöden Augen; denn er durchdringt. O Jacobi, tiefer und tiefer bis in die tiefſte Tiefe meines Gefühls bin ich von der Ueberzeugung durchdrungen: Nur in der Dichtung liegt das Wahre, und der Menſch wacht nirgends als im Traum. Nicht was er greift', ſondern was ihn ergreift, iſt heilig, und nur wenn er nicht weiß, was er ſpricht, ſpricht er weiſe — (!!?) — Die Reflexion verdirbt jede Anſchauung, und das deutliche Bewußtſein zernichtet das Wiſſen. Ob ich fühle, was ich geſagt? iſt meine einzige Probe, und damit ich darin beſtehe, ſage ich nur, was ich fühle. Erwärme mich, o Philoſoph! oder Dein Licht iſt nicht vom Himmel!!! — —

— Wie nun ein Mann, der ſolche Wiſſens- und Glaubensſätze als den höchſten Gewinn der ernſteſten Studien ſeines ganzen Lebens betrachtet, lieben müſſe, iſt in Beziehung auf die Form der Neigungen in der Freundſchaft ſchon angedeutet worden, wie er aber die Liebe ſelbſt übte, jene Liebe, auf die wir Deutſchen uns ſchon ſeit Herrmann's Zeiten recht wohl verſtanden, und die wir keineswegs durch Romeo und Werther erſt kennen lernen mußten, darüber iſt kaum eine Andeutung hinreichend, ſondern wir können nur auf die Briefe ſelbſt hinzeigen, die mit dem Feuerſtrom ihrer Beredtſamkeit auch den kälteſten Leſer hinreißen und entzünden werden. Doppelt und dreifach merkwürdig aber und anziehend iſt es, daß ſich die Liebe hier im Verhältniß der Ehe zeigt. Auch das iſt nicht neu in Deutſchland, und ich konnte nur an den berühmten officiellen Prachtdichter und Oberceremonienmeiſter Johann von Beſſer (geſt. 1729), der gleichfalls ſeine Gattin mit ſtets ſich gleichbleibender Leidenſchaft liebte, erinnern; aber vollſtändig geſchildert iſt ein ſolches Verhältniß ſehr ſelten oder nie. Hier iſt ein ſolches Gemälde, ein großartiges, mannigfaltiges, wenigſtens ſkizzirt vorhanden, und der Himmel ſoll mich bewahren, ein ſolches recenſiren zu wollen, da ohnehin das Beſte, was ſich darüber ſagen ließe, nicht gedruckt werden kann. Hier genüge es, Alle, die, was wir im gewöhnlichen Leben „das Menſchenherz“ nennen, im ungewöhnlichen Leben, in Liebeſchmerz, Todestrunkenheit und Kraftaufraffung ſchauen wollen, dringend zu bitten: ſchaut dies große Gemälde an.

Wenn nun ein Buch nichts weiter enthielte, als was ich bisher angeführt habe, ſo wäre es gewiß ſchon ein ſehr anziehendes, und doch enthält das vorliegende noch weit mehr, ſobald wir uns auf den welthiſtoriſchen oder vaterländiſch-hiſtoriſchen Standpunkt verſetzen. Dieſer Kant und Fichte, dieſer Schiller und Reinhold, dieſer Wieland und Jacobi, dieſe Literaturzeitung u. ſ. w.

bildeten jenes deutſche Decennium, und Baggeſen giebt in ſeinen philoſophiſchen Freuden und Leiden einen beſtimmten Wiederſchein jener Zeit. Es iſt deshalb unſtatthaft, von B. zu verlangen, daß er jedesmal das Richtige oder uns Genehme ausſprechen ſolle; genug, daß er die hiſtoriſche Aufgabe erfüllt und als bedeutſame Aeußerung jener Zeit betrachtet werden darf. So geſteht Rec., daß er in manchen philoſophiſchen und noch mehr in äſthetiſchen Urtheilen mit B. durchaus nicht ſympathiſiren könne (z. B. in dem maßloſen Lobe der Aeneide, ſo wie ihm auch weder die Jacobiſche noch Baggeſenſche Anſicht von Jean Paul genügen kann, der noch weit höher ſteht, als Beide annehmen.*) Er beſorgt, daß dieſe Differenz immer größer werden würde, wenn wir den ſpätern Briefwechſel von 1801 ff. bekämen; allein auf jenem angedeuteten hiſtoriſchen Standpunkte weiß er jene Verſchiedenheit leicht zu ſtellen und ihre beziehungsreiche Bedeutung zu erkennen, ohne daß ihn deshalb ein beſonderer Gram über die Differenz anwandeln ſollte.

---

*) B's großer Enthuſiasmus für Jean Paul war nach dem Heſperus und Siebenkäs faſt erſchöpft, und der herrliche Titan ward mit trüber Bitterkeit beurtheilt, oder vielmehr ganz verkannt.

Wir ſehen hier ferner, wie jene Zeit, in welthiſtoriſcher Hinſicht, die auf den praktiſchen Forſcher ſo praktiſch wirkte, für die Mehrheit der Deutſchen, die in höherm oder geringerm Sinn damals monologiſch-meditirende, analyſirend-metaphyſiſche Naturen waren, für's Erſte nicht viel mehr wurde, als Gegenſtand des Geſprächs und der freundſchaftlichen Correſpondenz. — Das Schauſpiel, welches Frankreich ſeit 1789 den Deutſchen gab, blieb ihnen ein Schauſpiel, deſſen Scenen ſie theils beklatſchten, theils auspochten. Einzelne und recht lange Auftritte wurden mit unendlichem Jubel begrüßt; aber unter die Schauſpieler, die das groſe Weltdrama aufführten, ſelbſt ſich mit einzumiſchen, fiel nicht leicht Jemandem ein; denn gefährlich war das Spiel doch immer, und man befand ſich im Parterre und in den Logen bloß zuſchauend ungleich behaglicher. Als aber im Jahr 1793 die eigentliche Schreckensperiode in Frankreich begann, da wandten ſich die Blicke faſt ſämmtlicher deutſcher Schriftſteller und Nichtſchriftſteller von dem blutigen Schauſpiele unwillig weg, der hiſtoriſch-politiſche Enthuſiasmus nahm von Tage zu Tage mehr ab, und ſelbſt die Feldzüge Napoleon's in Italien und Aegypten erregten in den meiſten Kreiſen Norddeutſchlands nur ein bedingtes Intereſſe, wie man etwa für eine längſt vorübergegangene große Zeit, z. B. für den zweiten puniſchen Krieg empfindet. Auch dieſer Umſtand muß der heutigen jüngern Welt faſt unbegreiflich erſcheinen; — dennoch hat es ſich wirklich ſo zugetragen. In einer Zeit, wo man ſelbſt in Weimar das Herannahen franzöſiſcher Truppen fürchtete (1794 — Vergl. die erſten Theile der Schiller-Goethiſchen Briefſammlung), wo man jedoch bald darauf ſich herzlich freute, daß doch nunmehr Norddeutſchland geſichert ſei, in einer ſolchen Zeit und unter ſolchen Umſtänden begann die neue Periode unſerer äſthetiſchen Literatur, die ſich unmittelbar an jenen Verein der beiden größten Dichter ſchloß, wodurch denn auch bald die Schlegel, Tieck, Novalis u. A. für ihre Poeſie und Kritik Raum gewannen. Es war wirklich Großes und Neues, was hier zur Sprache kam, und wenn ſich auch manche Unberufene mit in den Kampf miſchten, die Wichtigkeit des Kampfes ſelbſt iſt nicht in Abrede zu ſtellen. Faſſen wir nur den einzigen Umſtand in's Auge, daß Schiller als Begründer und Vater des neuen deutſchen Trauerſpiels nach und nach den größten Einfluß ſelbſt über ſämmtliche Bühnen Europa's gewonnen hat, ſo iſt die überſchwengliche Wichtigkeit jener Zeit ſchon erwieſen.

Wie Baggeſen dieſen Kampf betrachtete, iſt nicht genau zu erſehen, da die Akten nur, wie geſagt, bis 1801 vor uns liegen; einzelne Aeußerungen des Unmuths laſſen jedoch vermuthen, daß er ihn keinesweges von der rechten Seite betrachtete, eine Vermuthung, die durch ſpätere gedruckte Schriften zur Gewißheit ward. Ich zweifle nicht, daß Baggeſen fähig geweſen wäre, jene nur ſelten recht gewürdigte Zeit zu würdigen und den neuen Frühling mit zu genießen; aber in ſo weit wir nach ſeinen gedruckten Schriften urtheilen dürfen, würdigte er ihn nicht hinlänglich und genoß ihn faſt gar nicht. *) Er hatte den Plan, von Paris aus lediglich für Deutſchland und Nordland ſchriftſtelleriſch thätig zu ſein; wenn wir aber auch in Manchem, was er ſeit jenem Jahre (1801) in den Druck gegeben hat, Talent anerkennen, ſo war es doch

---

*) „Nicht bloß „nicht hinlänglich" und nicht bloß „faſt gar nicht," ſondern „durchaus nicht" müſſen wir ſagen, wenn wir die „Erinnerungen eines Deutſchen in Paris, von Depping," S. 155 ff., als entſcheidend annehmen.

nicht hinreichend, um auf eine entſcheidende Weiſe in die Zeit einzugreifen. Keines ſeiner unmittelbar für das deutſche Publikum beſtimmten Werke hat Epoche gemacht, keinem hat auch nur ein dauerndes Leben zugeſtanden werden können. Wer auf die Deutſchen beſtimmt und beſtimmend wirken will, wird es freilich bequemer haben, wenn er einmal in Paris, London und Rom geweſen iſt; dann aber wird er wohl thun, nach Deutſchland zurückzukehren, die eigentliche Wohnung daſelbſt aufzuſchlagen und den Landsleuten ſtets nahe zu bleiben. Auch verlangen die Deutſchen ihre Schriftſteller zuweilen von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen und haben es gern, wenn ſie beſonders die Leipziger Oſtermeſſe wohl in Acht nehmen.

Mögen indeſſen auch dieſe und ähnliche Umſtände ungünſtig mitgewirkt haben, die Hauptſache bleibt immer, daß keine ſeiner für das Publikum beſtimmten Schriften, in ſo weit ſie mir bekannt geworden ſind, ſich an Kraft und Feuer, Witz und Humor, mit Einem Worte: an Lebensfülle mit dieſen Briefen meſſen könne. Der Gewalt ſolcher Briefe würde das deutſche Publikum nicht haben widerſtehen können; denn ſelbſt da, wo wir von den hier vorgetragenen Baggeſen's Anſichten völlig abweichen, tragen ſie uns doch bedeutſam an, und es iſt eine erfreuliche Oppoſition, in die wir uns verſetzt finden, während wir bei andern gedruckten Baggeſen'ſchen Schriften nicht ſelten bloß die üble Laune zu beklagen haben, in welcher der Verfaſſer manches noch im Gähren Begriffene viel zu trübe und manches Helle und Herrliche gar nicht ſieht.

Hier nun bieten ſich uns wieder manche Betrachtungen, die wir jedoch nur im Fluge berühren wollen. Wir haben (und hatten) geiſtreiche Männer, die im Freundeskreiſe, das Glas in der Linken, und die Rechte bedeutſam bewegend, vortrefflich, leicht und angenehm reden, und von denen man glauben ſollte, ſie würden, wenn ſie das Publikum im Auge hätten, als vorzugsweiſe begeiſterte Schriftſteller auftreten. Dem iſt aber leider nicht alſo: ſobald ſie ſich an den Schreibtiſch ſetzen, erſcheinen ſie wie ganz andere Menſchen. Sie werfen ſich in die Pontificalia, und in Pontificalibus iſt man nun einmal etwas ſteif und ſelten liebenswürdig. *)

---

*) Ref. hat einen ſehr geiſtreichen Mann gekannt, der bei einem Glaſe Champagner nach Mitternacht ſo ſinnvoll ſchlagend-witzig und lebenswarm ſprach, daß, wenn er ſo geſchrieben hätte, wir in ihm ei-

Was in geſellſchaftlicher Unterhaltung als Feuerſtrom aufrauſchte, gefriert hier, und was friſch flatternder, durch den erhöhten Moment veranlaßter Witz war, zeigt ſich hier als vorbereiteter Einfall, der ſchon vor acht oder vierzehn Tagen geboren und, den Geburtsſchein mitbringend, jetzt nothdürftig untergebracht wird.

Andere, noch reicher begabt, gebieten zwar ziemlich über das zu ſprechende und über das zu ſchreibende Wort; aber über das letztere nur, wenn es an einen beſtimmten, ſehr geliebten und verehrten Menſchen apart gerichtet wird. Sobald ſie aber ſich expreß hinſetzen, um für die Preſſe und durch dieſelbe für das Publikum zu arbeiten, ſo werden ſie matt und froſtig, oder hochmüthig und verdrießlich, wozu inſonderheit der traurige Gedanke beiträgt: „Der große Haufe iſt doch keines wahren Verſtändniſſes und keiner rechten Liebe fähig.“ Baggeſen erſcheint in ſeinen gedruckten Schriften meiſtens nur exoteriſch,

---

nen der größten deutſchen Autoren beſitzen würden. Leider aber ſchrieb er Vormittags und Nachmittags für den Druck meiſtens nur in zwängender Steifleinwand und Schnürbruſt; und ſo iſt er halb und halb vergeſſen worden, ohne daß man ſich ſonderlich darüber wundern dürfte.

und in polemiſcher Beziehung nicht ſelten unerfreulich irrend, weshalb auch Jeder, der ihn nur aus dieſen kennt, in hohem Grade überraſcht werden muß, wenn er dieſe Briefe zur Hand nimmt. Welch' ein Leben athmen dieſe Briefe an Reinhold und Jacobi! Wie ſpricht hier der Geiſt zum Geiſte, das Herz zum Herzen! Wie gehorcht hier die Sprache, und wie frei bleibt ſie im Gehorchen!

Ich breche ab, um nur noch zu erinnern, daß ich Baggeſen hier lediglich als einen deutſchen Schriftſteller betrachtet habe. Er ſelbſt betrachtet ſich ausdrücklich ſo, und in der That iſt jede geiſtige Revolution in ihm — ich wiederhole, daß ich nur von ſeinem Leben, wie es hier vorliegt, bis zum Jahre 1801 ſpreche — von Deutſchland ausgegangen; auch iſt das Deutſch, welches er hier ſchreibt, keinesweges ein bloß erlerntes, ſondern nothwendiges und größtentheils vortreffliches.

Da dieſe Recenſion viel Ernſthaftes enthält, ſo ſei es am Schluß verſtattet, zur Gemüthsergötzlichkeit auf einen köſtlichen Druck- oder Schreibfehler aufmerkſam zu machen, der ſich in dieſes ſonſt ſehr ſorgfältig und ſchön gedruckte Werk eingeſchlichen hat. Es iſt nämlich der vielberühmte Polonius, den alle Welt aus dem

Hamlet kennt, mit ſeiner löblichen Lehre: To thine ownself be true u. ſ. w. (Theil II. S. 238.) in einen Apollonius verwandelt worden. Rec. hat ſeit mehreren Decennien gar viel über den Polonius nachgedacht, bald im Ernſt, bald im Scherz; aber Apollonius (von Tyana?) iſt ihm noch nie dabei eingefallen. Möge indeſſen dieſes kühne Bonmot des Zufalls nicht verloren gehen. Es wäre ſo übel nicht, wenn einmal in einer muntern Stunde eine Parallele zwiſchen dem Polonius und Apollonius verſucht würde.

Die Geſellſchaft hatte mit Aufmerkſamkeit und Theilnahme zugehört, die vielleicht durch den Umſtand, daß Leopold ſo lange geſchwiegen, erhöht worden war.

Es ſcheint mir, ſagte Wilhelm, hier ſei wirklich etwas Neues zur Sprache gebracht worden: die Beziehung der einzelnen Briefſteller zu der ganzen Richtung und Farbe ihrer Zeit. Man kennt keine Dichter, Philoſophen, Hiſtoriker, moraliſche Autoren u. ſ. w. ohne genaue vielſeitige Anſchauung ihrer Zeit, und zu einer ſolchen verhelfen uns jene Briefe. — Die meiſten deutſchen Gelehrten ſcheinen in trüber Engigkeit und Dürftigkeit erzogen worden zu ſein; Kleinſtädterei und

Philiſterei umgab ihre Wiege und Knabenzeit, Sorge ihre Jünglingsjahre, und ſo kam es, daß ſie ſich ſpäterhin oft von falſcher Vornehmheit, elenden Titeln und Geld imponiren ließen.

Nicht immer im Herzen, denn wenn ſie z. B. braven feurigen Primanern den Tacitus erklärten, erhob ſich ihre beſſere Natur; aber was ſie in dieſer Stimmung ſprachen, verhallte in der engen dunkeln Zelle. Kam dann der Sonntag, der ſie ſelbſt in ihren abſeits gelegenen Kirchenſtühlen an die Gedrücktheit ihrer Lage erinnerte, oder irgend ein großes Feſtmahl, bei dem ſelbſt mancher abgeſchmackte, mit klingenden Titeln ſich brüſtende Narr mehr galt, als ſie: dann waren ſie in ihrer Wehmuth wenig geeignet, die ihnen zukommende Würde geltend zu machen. Ganz anders aber ſehen wir die Beſſeren, wenn ſie in einer ſchönen Stunde an einem lang geprüften wackern Freund ſchreiben. Dann greift die gebundene Pſyche wieder nach dem alten Rechte ihrer edlen Freiheit, die hemmenden Ketten fallen ab, der Buchſtabe wird lebendig, und die Briefe erſcheinen wie Thaten. Und nun die Hoffnung auf des Freundes Antwort! und dieſe Antwort endlich ſelbſt! Ach, Ihr Vornehmen und Reichen, Ihr wißt es nicht, welch' eine Freude ein ſolcher Brief mache, und zwar oft den Männern, denen das Porto zu erſchwingen ſehr ſauer wird. Ein ſolcher Brief wird nicht gleich am geſchäftvollen Vor- oder Nachmittag geleſen; nein! man wartet bis zum Abend, wo Alles ſtill geworden iſt. Nicht mit Neugier erbrechen wir das Couvert, ſondern mit der Ueberzeugung, hier etwas Geiſtreiches, Tüchtiges, Edles zu vernehmen, und die liebe Geſtalt des unwandelbar treuen Freundes geht noch die ganze Nacht durch unſere ſanften Träume hindurch.

Ach, mein Freund, ſagte Rudolph, der nur zu leicht von der Wehmuth in Härte überging, wir lieben jetzt nicht mehr und ſchreiben auch nicht mehr Briefe der Art. Was wir ſchreiben, muß augenblicklich gedruckt werden, oder doch irgend einen weltlichen Vortheil bringen. Was Sie da geſchildert haben, das iſt Alles, Alles längſt vorbei. Exeunt omnes, heißt es oft in alten engliſchen Komödien; exiverunt, ſage ich ſeufzend.

Wäre es ſo, erwiederte Eduard, aber es ſteht auch jetzt wahrlich nicht ſo traurig, — wäre es aber ſo, dann hätte Freund Leopold doppelt Recht, auf dieſe ſchöne Seite der Vergangenheit von Neuem oder vielleicht zum erſtenmale recht aufmerkſam gemacht zu haben.

Nur wünſchte ich, ſagte Rudolf mit bitterer Uebertreibung, er hätte die Sache anders angegriffen. Was Kuckuk! ſoll dieſe Beſcheidenheit heißen, mit der er die Sache vorträgt? Wer heut zu Tage wirken, ja wer nur Ohren finden will, die hören, muß ſchreien, pottern, toben, pochen, wüthen, Alles muß raſſeln und praſſeln, biegen oder brechen.

Indeſſen müſſen wir doch geſtehen, ſagte Wilhelm, daß es eine gute Sache iſt mit dieſen *gedruckten* Briefen, und daß ſie nur gedruckt werden *konnten*, weil wir jetzt nicht mehr ſo ſpröde ſind als ſonſt, wo man nur ſehr ſelten Briefe von Verſtorbenen oder gar Lebenden zu veröffentlichen wagte, weil man vor lauter Rückſichten nicht frei genug athmete. Manche waren ehedem ſo ſcheu, zimperlich und jungferlich mit ihren eigenen und andern Perſönlichkeiten, daß nichts davon laut werden durfte. Das Publikum erfuhr von ſeinen großen, mittelmäßigen und kleinen Philoſophen und Dichtern nichts weiter, als das ſie Prediger waren, oder Legationsräthe, oder Canonici, oder Stadtſchreiber, oder auch — nichts. Man hätte oft viel darum gegeben, zu erfahren, daß einer dieſer Herren am zweiten Pfingſttage bei einem Miniſter geſpeiſet habe, oder in die Milch gegangen ſei, oder ein Bonmot gemacht u. ſ. w.; aber über all dergleichen bedenkliche Sachen ſprach man nur unter vier Augen. Das Publikum hielt ſich an die Schriften und betrachtete deren Verfaſſer ſo ziemlich als heilige Geiſter, die ſich unter einander alle erſtaunlich lieb haben, und die man ſich weder in Sammet und Seide, noch in Plüſch gekleidet denken mochte. Jetzt iſt das Alles anders geworden, und wie wir ehedem nur die Briefe Gottſched's und der Gottſchedin, Gellert's und Rabener's hatten, die nebſt einigen unſchuldigen Witzen wenig mehr enthalten als Lobreden auf die Tugendhaftigkeit, ſo ſind wir im Laufe dieſes Jahrhunderts zu einer beträchtlichen Bibliothek von Epiſteln von großen, berühmten, mittelmäßigen und kleinen Leuten gekommen, und wir haben hier wieder, wie nicht ſelten, das Vortrefflichſte und Erbärmlichſte zu bieten.

Die Reihe dieſer Briefſteller, ſagte Eduard, wird jährlich länger, und es wäre wahrlich an der Zeit, einmal Muſterung zu halten und gute Chreſtomathien für Gymnaſien und Schulen daraus zu machen. Die Deutſchen lieben nun einmal dergleichen Blumen- und Fruchtleſen, und man muß ſich wirklich wundern, daß noch Niemand (ſo viel ich weiß) auf dieſen Gedanken gekommen iſt, da doch faſt jedes Gymnaſium deutſche poetiſche Anthologien beſitzt, in denen gewiſſe Klopſtock'ſche, Ramler'ſche, Schiller'ſche und Goethiſche Gedichte — immer dieſelben — mit unermüdetem Fleiße ſtets von Neuem abgedruckt werden, ſo daß der Setzer kaum noch Manuſcript braucht, ſondern — hat er nur etwas Gedächtniß — ſo ziemlich aus dem Kopfe ſetzen kann.

Zur Muſterung, ſagte Rudolf, würde wohl ein ſanfterer Mann, als ich bin, nöthig ſein. Ich würde nicht ſelten hart darunterfahren. Z. B. die Briefe Alpha's — unſere milde Wirthin ſcheint mir das Namennennen zu verbieten, und ſo will ich denn leichte Räthſel aufgeben — alſo: die Briefe Alpha's ſind roh und ungeſchlacht; Beta's: egoiſtiſch, eigenſinnig, froſtig; Gamma's: liebevoll, feurig, gutmüthig, aber dürftig an Inhalt und Gedanken; Delta's: hoch, ſtolz ſich anſtaunend und anlächelnd, lakoniſch, officiel, oft dürftig, zuweilen ſogar gänzlich leer; Epſilon's: mannigfaltig, witzig, klatſchhaft, ſelbſtgefällig, offenherzig, der eilenden Feder die Form überlaſſend, zuweilen ganz arm; Zeta's: geiſtreich, beweglich, leicht, ſpringend, oft auch bitter befehlend, gewaltig; Eta's: zurückhaltend, recognoſcirend auf Witz ausgehend, mit Witz handelnd, arm und ſich freuend, für reich zu gelten; Jota's: genialiſch, cyniſch flegelhaft und durch verwöhnende Freunde in Unarten bestärkt; Kappa's: ähnelnd dem Manne, der in Molière's „Geizigen" die Stelle des Kutſchers und Kochs gemeinſam übernommen, ſich ſelbſt aber für den Herrn haltend. Lamda's: urſprünglich eine vornehme Natur und voll Geiſt, doch oft durch Eigenſinn irrend, ſpröde, abſprechend, immer kränklicher werdend, verletzt und verletzend. — Jean Paul — denn ihn will und darf ich nennen — iſt in ſeinen Briefen überaus reich, genialiſch leicht zufahrend, kindlich genießend, zuweilen vielleicht ein wenig prunkend und ſich zu ſehr — doch kindlich — freuend über das Glück, das er bei Fürſtinnen, Gräfinnen, Fräuleins und Demoiſellen macht. Wie begreiflich bei ſo ſpätem Erfolg! wie menſchlich und deutſch! Am ſinnigſten und zarteſten ſteht er Jacobi'n gegenüber, am offenſten dem alten Freunde Otto. Der bloße Gedanke: „Hier waltete eine beinahe funfzigjährige Freundſchaft," iſt genügend, uns an die Briefe, die hier vorgelegt werden, zu feſſeln. Wie kräftig, geduldig, liebenswürdig, thätig als Jüngling im dunkelſten, dürftigſten Leben ohne Anregung und Aufmunterung! In welchen Verhältniſſen ſchrieb er „die unſichtbare Loge," ein Buch voll Jünglingskraft und Wärme, männlicher Klarheit und Ueberſchauung, in welchen der Sorge für das Bedürfniß geraubten Stunden den reichen „Hesperus!“ Mit Sicherheit rechnen konnte er damals nur auf einen einzigen Leſer — auf dieſen Freund nämlich — denn die „grönländiſchen Prozeſſe“ und die „Teufelspapiere“ exiſtirten eigentlich nur dem Namen nach; denn viel kritiſches Geſindel hatte ihm „Zurück!“ zugerufen — und er blieb dennoch hoffend, heiter, beſcheiden. Da wird plötzlich — gegen Ende des Jahrs 1795 — das Publikum aufmerkſam auf den Hesperus. Man lieſt, verwundert ſich, bewundert, ſchreit, lobt, betet an. Jean Paul wird geweckt, wundert ſich gleichfalls und freut ſich; aber die trübe Vergangenheit iſt doch nur ſo obenhin vergangen; in ihm wohnt ſie noch und iſt ſo leicht nicht zu vergeſſen. Indeſſen ſchwindet die Armuth, und es fängt an, ihm beſſer zu gehen. Da jedoch der Dichter, wie der Prophet, im Vaterlande nicht gilt, ſo reiſt er zuerſt in die Fremde, um einmal gelegentlich zu ſehen, wie es mit ſeinem neuen Ruhme ſteht. Der Verſuch fällt ſehr glücklich aus; namhafte Schriftſteller nehmen ihn, den früher ſo ganz Zurückgeſetzten, mit Auszeichnung auf, Gleim mit jugendlicher Begeiſterung, Herder als neuen Lebensgeber für ſein Alter. — Man möchte ſagen:

Deutſchland und die deutſche Poeſie wurden wieder jung — auf einige Jahre. —

Es iſt ſchwer, ſagte Wilhelm, ſich von Jean Paul's Briefen zu trennen; doch will ich mit derſelben Fröhlichkeit zu der Schiller-Goethiſchen Briefſammlung übergehen. Dieſes Werk iſt in ſeinem genialen Reichthum, eben weil es ſo genialiſch iſt, Manchen wol gar arm erſchienen und bisher nur ſehr ſelten in ſeinem ganzen Werthe anerkannt worden. Wir finden hier das Verhältniß einer reinen männlichen Dichterfreundſchaft, von beiden Seiten gewünſcht und erſehnt, und von beiden Seiten auch ohne die leiſeſte Störung ſtets herrlich erfüllt. Einer erſchaut den Andern in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit und giebt dieſe nicht bloß philoſophiſch und poetiſch zu, ſondern achtet dieſelbe hoch und liebt ſie, wie ſie ſich in dem Individuum darſtellt. Deshalb wird aber auch Beiden ihre Eigenthümlichkeit theurer und reiner. Sie bewahren ihr Selbſt, aber erhöhen es immer mehr, ſo daß es bald der klarſte Spiegel für die Perſönlichkeit des Andern wird. Hier iſt der wahre Mittelpunkt männlicher Freundſchaft zu finden, denn nur das Weib hat die Aufgabe, ſich in dem geliebten Gegenſtand aufzulöſen und zu verlieren (wie etwa die Muſik ſich in Poeſie verwandeln ſoll);

aber die männliche Freundſchaft iſt mehr eine Tochter der Wiſſenſchaft, nicht aber der einzelnen, ſondern der Lebenswiſſenſchaft überhaupt. Beide Männer lernen von einander und geſtehen das mit liebevoller Bereitwilligkeit, und beide erkennen, daß ſie ſich jetzt erſt ganz haben, da ſie in einander Eins geworden ſind. Zugleich aber iſt dieſe ganze Sammlung ein lehrreiches Strafbuch für ſo Viele, die ſich früherhin das Verhältniß der beiden Dichter ganz anders gedacht und hier etwa eine Freundſchaft wie zwiſchen Achill und Patroklus angenommen haben. In dem Verhältniß dieſer beiden Helden, ſo ſchön und herrlich es auch war, waltet doch offenbar ein erſter und zweiter Rang; bei Schiller und Goethe war aber kein Eins und Zwei, ſondern Eins und Eins, die einig geworden ſind. Vielleicht könnte man ſagen: Wenn Hektor kein Troer, ſondern ein griechiſcher Waffenbruder Achill's geweſen wäre und ſie ſich nach und nach hätten lieben lernen, dann würde ein ähnliches Verhältniß zwiſchen ihnen, wie zwiſchen Goethe und Schiller entſtanden ſein.

Wilhelm, Wilhelm! ſagte Rudolf, theuerſter aller theuren und mildeſter aller milden Freunde, welche dithyrambiſchen Lobpreiſungen ſind da Ihren Lippen entflohen! — Sie geben da die Recenſion eines Buches, das ich gar nicht kenne, und die Anſicht von einem Verhältniſſe, das ich nicht ſehe. Die Schiller- und Goethiſche Briefſammlung in ſechs Bänden, die mir zugekommen iſt, enthält ohne Zweifel treffliche Sachen, z. B. ſehr geiſtreiche Kritiken, aber wenn ich ſie als Briefe der beiden berühmteſten deutſchen Dichter betrachte, ſo genügen ſie mir nur theilweiſe und erfüllen mich in mancher andern Hinſicht mit wahrem Schmerz. Als Bürger lernen wir dieſe Männer gar nicht kennen; als ſolche betrachten ſie ſich auch kaum, ſie wollen nur ungeſtörte Muße zum Studiren, Dichten und Theaterbeſuchen. Vom Staate iſt nie die Rede, und wir ſehen beide Männer faſt immer nur als ſchriftſtellende Weſen. Es giebt freilich der Geheimniſſe in der Menſchenbruſt manche ſo tiefe und heilige, daß man ſie nicht kann drucken laſſen, aber ſchreiben läßt ſich doch viel an den Herzensfreund, und die Jenaiſchen Boten- und Milchfrauen zeigen ſich ja auch immer als treue Ueberbringerinnen. Dieſe Briefe haben den Fehler, daß ſie alle mit einander, wenn etwa ein paar Namen gelöſcht und mit Sternzeichen nur für die Auserwählten angedeutet würden, ſogleich in die Druckerei geſendet werden konnten; doch hätte ich freilich erſt ſämmtliche unerfreulich misverſtehende, Jean Paul betreffende Zeilen mit der ſchwärzeſten Dinte ausgeſtrichen.

Auch ich, unterbrach Wilhelm, bedaure dieſe Zeilen, ſo wie nicht minder die Jean Paul's über Schiller, z. B. über deſſen Wallenſtein'ſchen Cyclus; aber das Ausſtreichen würde ich desungeachtet nicht billigen.

Sei es darum, erwiederte Rudolf; aber mein Urtheil im Ganzen bleibt doch, und ich kann nicht ſagen, daß ich mich durchaus wohl befinde bei dem Licht, das mir dieſe Briefe gegeben haben.

Wilhelm fühlte, wie ſchwer es ihm ſei, ſich aus der exaltirten Stimmung, in die er ſich vielleicht hineingeſprochen, wieder in die Ruhe zu verſetzen, die zu jedem Geſpräche dieſer Art nöthig iſt, und er begnügte ſich deshalb zu erwiedern: „Es kommt doch Alles darauf an, wie man dieſe Briefe lieſt, und Manches, was nur exoteriſch ſcheint, möchte wohl leiſe Verhüllung ſein, deren Löſung Freude macht.

Genug der Kritik! ſagte Mathilde; es iſt doch merkwürdig, daß ein ſo überaus gutmüthiges Volk, wie die Deutſchen, ſo gern kritiſirt.

Ganz gewiß, erwiederte Rudolf, giebt es jetzt in Deutſchland hundertmal mehr ſogenannte

Kritiker, als Männer, die Homer's Schiffskatalogus nahmhaſt macht, oder als Bücher, die der neue Meßkatalog aufzeigt. Es giebt Städte, die freilich nicht von Kritikern — die ſind ſelten — ſondern von Afterkritikern ſo ſehr wimmeln, daß man ihnen die größte Wohlthat erzeigt, wenn man ihnen irgend ein Buch zum Recenſiren hinwirft, worüber ſie ſich dann zuweilen ſelbſt unter einander nicht ohne Gemurr und Gebell angreifen. Ich glaube, manche Kinder des neunzehnten Jahrhunderts ſind gleich mit einer Recenſentenfeder auf die Welt gekommen, die freilich den Wehmüttern unſichtbar blieb. — Ich kann mir manche wackere gewerbtreibende Männer kaum ohne die Zeichen ihres Gewerbes denken, z. B. keinen Friſeur ohne Scheere und Kamm, keinen Marqueur ohne grüne Schürze, keinen Briefträger ohne Schild, Taſche und Briefe; ja es geht mir ſchon durch die Seele, wenn ich einen Nachtwächter bei hellem Tage ſehen ſoll, denn mir iſt, als leide der Mann dabei. Eben ſo wenig aber kann ich mir gewiſſe Männer und Jünglinge ohne Recenſentenmiene und Recenſentenfeder auch nur denken. Von den Damen gilt Aehnliches, und ich kenne manche, bei denen die kritiſche Unzufriedenheit, verbunden mit hypochondriſcher Vornehmheit, die dürren Lippen ein für allemal ſo zur allgemeinen Misbilligung der Welt herabgezogen hat, daß es ihnen kaum mehr möglich iſt, eine Veränderung der Mienen vorzunehmen. Tritt dann etwa Jemand auf und erzählt ihnen von etwas unendlich Schönem und Liebenswürdigem, ſo daß ſie durchaus in das Lob einſtimmen müſſen, ſo können mich die armen Kinder ordentlich jammern; ſie leiden unendlich dabei, denn es iſt gegen ihre Natur, ſich rein zu freuen und zu loben. Die Männer dauern mich weniger, und ich mag es z. B. wohl leiden, wenn ein Krähwinkelſcher Bürgermeiſter gezwungen wird, die ſchöne Natur gränzenlos zu bewundern, nach der er eigentlich den Kuckuck fragt, weil der Kuckuck, als ein ſpaßhafter Kerl, ihm noch allenfalls das Liebſte darin iſt, oder wenn ihm ein zartes Fräulein, das, vornehm und wohlbegütert, nicht offenbirt werden darf, Oſſian-Werther's „Stern der dämmernden Nacht" gut vorlieſt, worüber er dann hinterher überaus günſtig judiciren und wol gar — der Unglückliche! — den Entzückten agiren muß.

Da das Geſpräch abermals eine kritiſche Wendung zu nehmen drohte, ſo legte ſich Eduard in das Mittel und ſagte: Sie nannten vorhin die Deutſchen gutmüthig; und wahrlich, das ſind ſie auch meiſtens im Ernſt wie im Scherz. Sogar übergutmüthig ſind ſie, oder waren ſie einſt nicht ſelten, und ich möchte wol darüber folgende erhabene Rede halten: — Daß man ſagt „guten Appetit“ und „geſegnete Mahlzeit“ iſt artig und höflich; daß man aber auch wünſcht „wohl geſpeiſt zu haben,“ überſchreitet das Maaß und muß als eine Superfötation der Gutherzigkeit betrachtet werden; auch iſt, ſo viel ich weiß, jene Redensart lediglich bei uns vorhanden. Man erwäge die höchſt wichtige und intrikate Sache nur genauer. A. will ſpeiſen; der tugendhafte B. wünſcht ihm mit Recht die nöthige Luſt dazu, und nach der Mahlzeit fleht er das Schickſal an, daß das Eſſen ſeinem Patron gedeihen möge. Er hält ſich alſo bis jetzt in den Schranken der Wünſche, welche die Zukunft angehen. Damit aber noch nicht zufrieden, beſchäftigt ſich der edelgeſinnte Deutſche ſelbſt in dieſer ſehr irdiſchen Eßhinſicht noch mit der Vergangenheit ſeines Gönners. Dieſer, wie geſagt, hat bereits geſpeiſt, und alle Götter des Olymps können daran nichts mehr ändern. Es iſt geſchehen, es iſt eine Thatſache, die Würfel liegen; ich wiederhole es: er hat geſpeiſt! — Dennoch wagt der Deutſche nachträglich einen moraliſchen Seufzer, einen frommen Wunſch, es möge dem vortrefflichen Speiſer beim Speiſen wohl geweſen ſein, er möge wohl geſpeiſt haben. Hier iſt vielleicht die Grenze der Tugend, und der Menſch kann nicht weiter.

Ich lächle nicht bloß, ſagte Mathilde, ſondern lache auch gern über dieſe harmloſe Gattung von Scherzen; aber ich zweifle ſehr, daß uns die Maſſe von Grobheit, die heut zu Tage in manche deutſche Thore und Thüren eingedrungen iſt, zu ähnlicher ſatyriſcher Scherzhaftigkeit aufrufen möchte. Iſt aber die Gegenwart nicht luſtig, ſo mag ich mich auch über die entgegengeſetzte Vergangenheit nicht luſtig machen.

Sorgen Sie nicht zu ſehr, liebe Freundin, erwiederte Rudolf; es liegt ſo viel Gutmüthigkeit in den Deutſchen, daß ſie nicht leicht aufgerieben werden kann. Selbſt manche unſerer Schriftſteller ſind noch immer höflich, galant, und hypochondriſch-mildherzig genug. So ſchweben ſie z. B. immer noch in tauſend Aengſten, ob auch der Leſer ſie recht verſtehe, und wären ſie auch ſo verſtändlich, daß nicht bloß die Molière'ſche Magd, ſondern ſelbſt die Kinder und Kindeskinder dieſer berühmten Perſon ſie augenblicklich begreifen müßten. Iſt man in ihren Werken bis Seite 7 gekommen, ſo weiß man recht gut, was ſie Seite 17 und Seite 70 wollen, denn ſie haben es bereits geſagt; da man es aber doch vergeſſen könnte, ſo wiederholen ſie es am Schluſſe, verſprechen die Sache auf ein andermal noch langwieriger und gründlicher abzuhandeln, und bitten vor der Hand, ſie doch ja nicht zu misverſtehen und Alles zum Beſten auszulegen. Am ſchlimmſten ſind gewiſſe geiſtreiche und talentvolle, aber durch Unglück und Leiden der mannigfaltigſten Art ein wenig ermattete Schriftſteller daran. Dieſe lieben Leute können zwar in Geſellſchaft von traulichen Freunden und Freundinnen recht angenehm witzig und ironiſch ſein, auch ſchreiben ſie an romantiſchen Abenden ſehr ergötzliche Sachen in ſchönem Redefluſſe hin; aber am andern Morgen, wenn ſie es überleſen, erſchrecken ſie vor dem Uebermuth, dem ſie ſich überlaſſen haben, und ſprechen ſeufzend: O Gott, wie wird das Alles misverſtanden werden! — Dieſen Spaß — der Himmel weiß, wie harmlos ich es meinte — bezieht man gewiß auf den geheimen Kanzleirath, und den dort auf die letzte ſieben und dreißigſte Redoute, in der aller Witz, der ſich die erſten ſechs und dreißig Male ſo glänzend gezeigt hatte, verdunſtet war; welche Auslegung wird man dem geben? Wird dergleichen gedruckt, ſo kenne ich ja die Flachſenfinger und Scherauer Zeitung, und weiß, wie ſie mich faſſen, und der Präſident, der ohnehin mit meiner Schriftſtellerei wenig zufrieden ſcheint, iſt im Stande, eine ſolche gegen mich gerichtete, von nächtlichem Grauen ſtarrende Kritik mit in die Seſſion zu bringen und mir zum Studium zu übergeben, damit ich endlich erfahre, was für ein ſchlimmer Geſell ich ſei! — O Himmel, wie würde mir das Alles eingetränkt werden! — Wer in Deutſchland ſicher gehen will, darf nichts weiter drucken laſſen, als daß die Tugend doch ſo übel nicht ſei und bei dem Laſter wenig Gedeihliches herauskomme. — Und dabei ginge man ſicher? Auch das nicht! denn nun kommen von der andern Ecke her die rein äſthetiſchen Kritiker und geben durch die Blume zu verſtehen, dergleichen ſei ſehr langweilig zu leſen, und es brauche eben kein Geiſt aufzuſtehen, um uns zu ſagen .... und wie es im Hamlet weiter heißt.

Rudolf hätte vermuthlich in dieſem Tone noch weiter fortgefahren, aber die Wirthin unterbrach ihn und ſagte: Mathildens guter Ausruf: „Genug der Kritik!“ und ihre Bemerkung, daß man in Deutſchland ſo gern kritiſirt, hat wieder mehrere kritiſche oder nicht kritiſche Abſchweifungen unter uns veranlaßt. Mag es darum ſein! es iſt dem traulichen Geſpräch ganz angemeſſen; nun aber, lieber Eduard, ziehen Sie raſch Ihre paar

Blätter mit Epigrammen hervor, die Sie uns noch zum Schluß verſprochen haben.

Eduard gehorchte und ſagte: Es ſind nicht immer Epigrammen; Manches iſt Scherz, Spruch, elegiſcher Hauch, erfaßter Moment u. ſ. w. Dann las er:

Das Bleibende.

Vieles wünſcht' ich als Knab', als Jüngling mehr noch und fordernd;
Aber dem Mann' erſcheint Leben und Liebe genug.
Laß denn die Jahre verrauſchen, gar oft wohl im Sturm und im Nebel,
Bleibet das Beſte nur treu: Klarheit und Fried' und Geduld.

An einem ſchönen Januartage.

Stiller Winter, Du borgſt Dir heut' die Sonne des Maies,
Und ein fröhlicher Lenz ſtrahlt in die Zimmer hinein.
Willſt Du ſcherzen mit uns? ſchon jetzt uns lehren die Zukunft?
Sei's! Die Freundlichkeit lernt heiterer Stolz nicht zu früh.

An **.

Sorgliche Seele, hinauf den Blick zum ſtrahlenden Aether!
Dann frage Dich ernſt: Sind nicht die Sorgen auch lieb?
Gäb'ſt Du ſie hin für die leere Luſt des nicht ſorgenden Herzens?
Iſt nicht ein edeler Schmerz ſelbſt noch ein ſtiller Genuß?

Begrenzung.

In der Willkür verarmt das Herz, doch in heil'ger Begrenzung,
Wie ſie die Liebe gewährt, wird Dir die Freiheit zum Lohn.

Liebe und Nicht-Liebe.

Wer liebt, hat ew'ge Jugend ſich erworben;
Wer nicht liebt, iſt nicht jung, nicht alt, er iſt — geſtorben.

Einem Dichter.

Haus zu halten rath' ich der Armuth: es mehrt ſich die Habe,
Und durch liebenden Ernſt adelt das Kleine ſich auch.

Doch noch inniger rath' ich haushaltende Ordnung
dem Reichen,
Daß nicht die Fülle Gewühl werd' und chaotiſcher Traum.

Dichter und Leſer.

Claſſiſche Dichter hätten wir wohl; Du frageſt
„wie viele?“
Sage mir erſt, wie viel claſſiſche Leſer Du zählſt?

An der Treuen.

Man hat uns viel im Leben ſchon geraubt,
Doch haſt Du ſtets an mich, ich ſtets an Dich geglaubt;
Das kann man nun und nimmermehr uns rauben;
Denn recht zum Glück: wir glauben an den Glauben.

Einer Freundin.

Im tiefſten Leiden ſollſt Du noch ein Lächeln,
Ein kleines wenigſtens, noch übrig haben,
Das Leiden ſo wie Lächeln mag belächeln
Gelind und leiſe, himmelahnungsvoll
Der Zeit gedenkend, wo nicht Zeit mehr ſein wird,
Wo Thränen lächeln, und wo Lächeln weint,

Und doch kein Lächeln mehr, kein Weinen iſt:
Wo Ahnung ſchau'n wird, Schauen ſelig iſt.

Erinnerungen und Mahnungen.

Zwiſchen den Zeilen ſollſt Du leſen,
Hinter dem Worte das ewige Wort.
So wird es ſein, und ſo iſt es geweſen:
Was Du *nicht* ſiehſt, iſt der beſſere Hort.

Jugend und Tugend.

Daß „Jugend keine Tugend hat,“
So die Philiſter ſchrei'n;
Daß Tugend immer Jugend hat,
So wird es beſſer ſein!

Fluch und Seufzer.

Der Teufel hol' ein liebeloſes Leben! —
Er holt es *nicht*: es iſt ſein eignes Leben.

Kein Tod.

Willſt Du das Leben Dir adeln, ſo denke der edlen Todten
Nimmer als wären ſie todt; *wolle* ſie lebend: ſie *ſind's*.

Einem Schwachen.

Kannſt Du nicht hoffen, ſo fürchte. — Der Furcht wirſt bald Du Dich ſchämen,
Und mit der edelen Scham kehrt Dir die Hoffnung zurück.

Einer jungen Freundin.

Veilchen, Du biſt mir ein Bild der Beſcheidenheit; — leiſe nur red' ich's;
Denn das Beſcheidene liebt nicht der Beſcheidenheit Lob.

Heiterkeit.

Vieles leidet das tiefere Herz, nur *weil* es ſo tief iſt;
Aber die Heiterkeit fühlt auch nur das tiefere Herz.
Darum ein Einziges nur — ſchon haſt Du ſo Vieles — erbitt' ich:
Heiterkeit, Heiterkeit nur, ſie nur zuerſt und zuletzt.

Erinnerungen und Tröſtungen.

Klag' nicht, Du werdeſt älter,
Dein Herz iſt ewig jung;
Die Kälte nur wird kälter,
Was Schwung *hat*, *bleibt* im Schwung.

Die Menſchen und die Leute.

Die *Menſchen* kann man nie genugſam lieben;
Die *Leute* ſollen niemals uns betrüben.

Lebensmüdigkeit.

Des Lebens wird man müde,
Der Liebe nimmermehr;
Doch . . . . wird man lebensmüde,
War Liebe nimmermehr.

Zweck des Lebens.

Frag nicht: „Wozu das Leben?“
Das wär' Philiſterei.
Zum Leben ward's gegeben,
Daß Leben Liebe ſei.

Dichtererziehung.

Wie man die Falken auferzieht,
Durch Hunger und durch Wachen:
So ſoll'n 's die Deutſchen machen,
Wenn ihnen wo ein Dichter blüht.
Was mußt Du für ein Dichter ſein!
Du haſt ja Liebe, Schlaf und Wein.

Ganzes.

Was Du willſt, das wolle Du ganz; dem getheilten Willen
Glückt auch das Halbe nicht: Ganzes wird Ganzem zu Theil.

Zur Beruhigung.

Vieles wird gar matt und alt;
Und Du, Herz, wirſt täglich wärmer?
Muthig! Wirſt nur Du nicht kalt,
Wird die Welt unſchädlich ärmer!

Treue der Natur.

Dir iſt ſo herbſtlich winterlich zu Muth;
Ich habe doch die Kraft zu hoffen!
Der alte Lenz kehrt wieder treu und gut,
Iſt nur Dein Herz dem alten Frühling offen.

Gaben der Poeſie.

Erde, ſich Deiner zu freuen, Dich, heiliger Himmel, zu ahnden,
Leben und ſterben mit Luſt, lehret uns ſanft Poeſie

Dem Indifferenten.

Kommſt Du, ſo ſeh' ich Dich an, und ſprichſt Du, ſo hör' ich, wie billig;
Aber biſt Du entfernt, ſah ich Dich, hört' ich Dich nicht.

Innere Sicherheit.

Wiſſe genau, was Du willſt, und wiſſe genau, was Du *nicht* willſt,
Und was das *Können* betrifft, ſchließ nicht die Rechnung zu früh.

Altes Wort.

Was iſt das Höchſte? Die Kraft. Und was das Schönſte? Die Milde.
Aber des Lebens Ziel: Beide zu flechten in Eins.

Das beſte Glück.

Was iſt die beſte Kunſt? Die Kunſt, ſtets Maaß zu halten.
Was zu erwerben ſchwer? Im Alter nicht veralten.
Was iſt das beſte Glück? Ein gutes Weib zu haben,
Die, wenn ſie Alles thut, nichts glaubt gethan zu haben.

Den Abgeſchiedenen.

(Ende Auguſts [illegible].)

Oefter wie jemals tönt die Abendglocke,
Die den Müden hinab zur Ruhe leitet,
Und es ſenken ſich mehr als ſonſt die Augen,
Die mich hienieden geliebt, und die mich haßten.
Lebet wohl! Ich ruf' es aus treuem Herzen
Allen nach, den Freunden und auch den Feinden.
Schlafet nur ſanft; es weckt die ew'ge Liebe
Aus der hingeträumeten Nacht voll Sterne
Mächtigen Rufs Euch auf zum ſel'gen Morgen,
Wo kein Abend mehr graut und Nacht nicht dunkelt.

Trauriges Mittel.

Willſt Du niemals Schmerzen fühlen,
Brauchſt nur nimmermehr zu lieben;
Willſt Du niemals Freude fühlen,
Brauchſt nur nimmermehr zu lieben.

Anmuth und Würde.

In der Jugend iſt jung ſein leicht,
Schwerer und edler, wenn's Haar ſich bleicht.

Lebenskürze.

Kurz iſt das Leben, doch lang die Rede, mit der Du
es darthuſt;
Rede kürzer, damit länger das Leben Dir ſei.

Einer Braut.

Im Schnee und Eis den Frühling fühlen:
Das iſt des Lernens werth;
Im Alter noch in Jugend ſpielen:
Das nur die Liebe lehrt.
Nach funfzig Jahren magſt Du das erfahren;
Denn heut' noch ſpielt der Kranz Dir in den Haaren.

Stille ſein und hoffen.

Feuers Fülle iſt der Liebe Fülle;
Dann folgt: ſtark ſein in der ſtillſten Stille.

Der Grandioſe.

Ach mit Deinen kleinen Zeilen
Bleib doch endlich nur zu Haus!
Ein Gedicht von zwanzig Meilen
Sieht doch viel erhab'ner aus.

Jetzt und Einſt.

Nur ein Kuß iſt das Leben, mit dem der Himmel beglücket;
Aber der höchſte Genuß iſt noch verhüllet in Nacht

Einem Unerfreulichen.

Wie Dir mein Buch gefällt, ich weiß nicht; aber das weiß ich,
Daß Du, täppiſcher Mann, gar nicht dem Buche gefäuſt.

Beherzigung.

Sei der Tag auch noch ſo ſchwül,
Kämpfe, ringe!
Kommt der Abend ſtill und kühl,
Lächle, ſinge!

Wie man kämpfen möge.

Muthig kämpfen, tüchtig ringen:
Ja das ſoll der Mann;
Nur der Liebe mag gelingen,
Daß er's heiter kann.

Der Bequeme.

Ueber Raum und Zeit philoſophiren,
Iſt — wer zweifelt? — wohl der Mühe werth;
Liebe ſoll durch alle Zeit uns führen,
Und der beſte Raum, er iſt am Heerd.

An Goethe.

(28. Auguſt [illegible].)

Erde, Du haſt es vernommen, er hat Dich „die liebe" geheißen,
Und liebkoſend ſogar „allerliebſte" genannt.
„Ach, wie kann ich ihm danken? Nichts Neues hab' ich zu bieten;
Was er mich fragte, wie gern hab' ich der Frage gehorcht!
Und nun ſpricht ihm vertraulich das Licht, der Stein und die Blume;
Eines nur iſt noch zurück, was ich zu geben: „ein Grab" —"
Still, Unglückliche, ſtill! Wir wehren Dir, mächtigern Geiſtes;
Stunden nur opfert' er Dir, Höherem gab er ſich ſelbſt,
Und ſo haben die Menſchen ihn nur, die ihn Liebenden, die er
Wieder geliebt, und ſo halten wir ewig ihn feſt.

Einem Freunde.

Klage den Himmel nicht an, wenn Dich die Erde betrübet;
Aber der Erde vergiß, neigt ſich der Himmel Dir zu.

VII.

Des Strebens Lohn.

Schwer iſt die Kunſt, noch ſchwerer das Leben; doch lohnt ſich die Uebung,
Und aus dem Schwerſten wird mildeſte, ſüßeſte Luſt.

Ich finde noch ſo viel in dieſen Blättern, ſagte Eduard, daß ich vor dieſer Fülle erſchrecke und in dem Erſchrecken den alten heilſamen Gedanken erfaſſe, daß Gedichtchen dieſer Art nicht gar zu ſchnell hinter einander geleſen und (will's Gott) genoſſen werden wollen. Einige derſelben ſind ſchon recht alt; doch haben ſie hier und da etwas Gunſt erworben, und ſo möge ihre abermalige Mittheilung gerechtfertigt oder doch entſchuldigt werden.

Alt oder neu, ſagte der alte Mann, einem Epigramm und Spruche merkt man das am wenigſten an; ja die alten ſcheinen gewöhnlich am jüngſten.

Da Alles ſchwieg und Eduard ſich vergeblich nach einer Kritik umſah, ſo ſagte endlich eine junge Dame, indem ſie ſich jedoch lediglich an die gutmüthige Wirthin wandte: Ach, ſo ein Epigramm iſt doch auch gar zu kurz. Es iſt wie ein guter Morgen oder eine gute Nacht.

Sie haben ſich durch dieſes Gleichniß eine für gewiſſe Gedichtchen paſſende Antwort ſelbſt gegeben, erwiederte die Wirthin; denn was Alles kann nicht ſchon in dem bloßen Tone liegen, mit dem wir einen guten Morgen und eine gute Nacht wünſchen! Was aber überhaupt die zu große Kürze betrifft, ſo hat ſchon Goethe darauf geantwortet, daß ja ein Kuß noch viel kürzer ſei.

Und doch, fuhr Eduard fort, ſpricht ein Kuß das heiligſte Geheimniß und das zarteſte Glück der Liebe aus. Ein ſolcher Kuß iſt nicht zu Ende, wenn er gegeben worden, wie eine gute Muſik nicht vorbei iſt, wenn auch die Geigen und Flöten ſchweigen und die Tonkünſtler längſt nach Hauſe gegangen ſind. Shakſpear's Schauſpiele ſpielen immer noch herrlich fort, wenn auch der Vorhang längſt gefallen iſt, — Jahre, Jahrzehnte, Jahrhunderte lang; vortreffliche Epigramme nicht minder, wie z. B. einige von Friedrich v. Logau. In einem ſolchen kleinen Sinngedichte wohnt doch auch ein Genius, der unſterblich iſt wie ſein allerhöchſter Bruder, der Seraph. Wir können ja nun einmal nicht unſterblicher ſein, als eben . . . . unſterblich, und Calderon ſpielt bekanntlich mit ewigen Blumen wie mit ewigen Sternen.

Ich kann mir, ſagte Rudolf, allerdings ein Buch denken, das Shakſpear's Dramen lyriſch fortſetzte, und doch bin ich innig überzeugt, daß ſie in ſich durchaus vollendet und abgeſchloſſen ſind. Dazu würde aber wohl ein zweiter William gehören, und den löſte dann wieder ein dritter ab, und der . . . . .

Sachte! ſachte! rief der alte Mann, das ſind ja entſetzliche Wunderlichkeiten und Ueberſchwenglichkeiten, die man höchſtens nach einer Bowle Punſch um Mitternacht ausſprechen kann, am frühen Morgen aber belächelt. Jetzt ruft die elfte Stunde zur Ruhe.

Die Geſellſchaft ſchien zufrieden und trennte ſich abermals in der guten Erwartung, bald wieder vereint zu werden.

Ende des zweiten Bandes.

Wein und Oel.

Erzählungen, Charakteriſtiken,
Umriſſe und Bilder

von

Franz Horn.

Dresden und Leipzig, 1836.
Im Verlage der Arnoldiſchen Buchhandlung.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

Inhalt.

I. Der Intereſſante. Eine Novelle.

II. Weibliche Bildung. Geſpräche und Charakterſkizzen.

III. Erinnerungen an Klopſtock und Göthe.

- A. Kurzer Briefwechſel zwiſchen Klopſtock und Göthe.
- B. Göthe's ſpätere Liebe.

IV. Bilder und Scenen aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit.

I.

Der Intereſſante.

Eine Novelle.

Der Intereſſante,

(geſchrieben im Frühling 1833.)

eine Novelle.

1.

Die ganze Stadt X war über die Zurückkunft ihres jungen Mitbürgers in einer exaltirten Stimmung, denn intereſſanter als dieſer Eduard konnte man wirklich kaum ſeyn. Fünf Jahre war er ausgeblieben, welch eine ungeheure Zeit! — ſelbſt bei dem mäßigſten Ueberſchlage, was mußte ihm das gekoſtet haben! und man ſage auch was man will: es giebt doch immer Relief, wenn man die Leute zwingt zu glauben, man habe Geld, beſonders wenn wie hier, die Sache wirklich Grund hatte. Und doch war dieſe Bemerkung noch die allergeringſte, die ſich hier anſtellen ließ, denn wohin man auch die Betrachtung lenkte, überall fand ſie nur intereſſantes. Es iſt gewiß etwas vortreffliches in Italien, Frankreich und England geweſen zu ſeyn; allein etwas wunderbares iſt es doch nicht mehr, denn es finden ſich ſchon viel zu viele Beſitzer dieſes Ruhmes. Ganz anders klingt es ſchon, wenn jemand von Madrid und Liſſabon als Augenzeuge erzählen kann; hat er aber vollends gar auch die entgegengeſetzte Richtung: Ofen und Moskau, Stockholm und Chriſtiania beſucht, und weiß leidlich davon zu berichten; ſo gewinnt die Sache ſchon etwas Wunderbares und es iſt erfreulich einen ſolchen Mann beim Nachtiſch vortragen zu hören. Dieſer Eduard war aber auch geiſtreich, er hatte Mina und Lafayette geſehn und geſprochen, hatte Wellington und Grey reden gehört und in Dresden auf der Bildergallerie ſo ſchlagende Beweiſe von ächter Geſchmacksbildung gegeben, daß einige umſtehende Literaten anziehende Proben davon in Privatcorreſpondenzen, und nächſtdem im Druck mit anzuführen nicht unterlaſſen konnten. Aber auch mit ſeiner Wiſſenſchaft ſtand es gut, wenigſtens verſicherte der achtbare Bürgermeiſter, der junge Mann habe ihm neulich über das öffentliche Rechtsverfahren in England und Frankreich guten und reinen Wein eingeſchenkt, und der erſte Kaufmann des Orts, der gern von China und Oſtindien ſprach, da er dieſe Länder mit Einem Blicke auf der Charte finden konnte, verſicherte, die Nachrichten welche der Reiſende über den engliſchen und holländiſchen Handel mitgebracht habe, könnten manchen Ununterrichteten — er ſelbſt ſey freilich längſt damit vertraut — guten Aufſchluß geben.

2.

Mit der geſammten neuern Literatur war er ziemlich vertraut, über Byron und Moore hatte er mehre engliſche Journale gut excerpirt. An dem Kampfe der Romantiker und Klaſſiker in Paris hatte er ſogar in Kaffeehäuſern und Reſtaurationen, und zwar in leidlichem Franzöſiſch, mitgeſprochen, und was in den letzten Jahrzehnten über Shakſpeare, Göthe und Schiller geſchrieben worden, beſaß er zum Theil ſelbſt, und die Buchhändler rühmten ihn als einen weißen Raben, der — (hier fiel man im Enthuſiasmus aus dem Bild und Gleichniſſe) — nicht blos Bücher leſe, ſondern kaufe. Aber auch damit hatte Eduards Vielſeitigkeit noch kein Ende, ja es ſchien als arbeite er mit vollen Segeln auf die Allſeitigkeit los, denn es gab faſt nichts in der Welt, über das er nicht erträglich oder doch halb erträglich mitſprechen konnte.

Einem Liebhabertheater gab er die vortrefflichſten Rathſchläge, und als man ihm mit guter altväterlicher Höflichkeit den erſten Helden anbot, wählte er ſich zur Bewunderung aller die Rolle eines Bedienten, der einem Miniſter und einer Profeſſorin Stühle zu reichen hat. Wie aber löſte er dieſe Aufgabe? Was iſt ein Bedienter? Nach Rouſſeau's edler Anſicht nichts weiter als ein unglücklicher Freund der Herrſchaft, und einen ſolchen ſtellte er dar, miſchte jedoch der genaueren Charakteriſtik wegen, in jenes Gefühl des Unglücks einige angenehme Wehmuth und gelinde Ironie und zeichnete das Alles vereint in ſein mit großer Künſtlichkeit verfertigtes Bedientengeſicht hinein. Vergeblich aber würde ich die Grazie und charakteriſtiſche Anmuth zu beſchreiben ſuchen, mit der er die Stühle ſetzte, denn es iſt in keinem Fall einerlei ob man einer Profeſſorin oder einem geheimen Staatsminiſter einen Seſſel reicht. Und doch ſoll wieder aus Achtung für das ſchöne Geſchlecht der Unterſchied nicht zu ſchroff hervortreten, und der Diener darf als unglücklicher Freund durchaus nicht in feudaliſtiſche Grellheit zerfallen.

3.

Das Publikum welches bereits von dem Theaterkritiker, einem gewiegten Aeſthetiker, auf alle dieſe Feinheiten in Voraus aufmerkſam gemacht worden war, klatſchte laut Beifall, und der beſcheidne Eduard drückte mit einer graziöſen Händebewegung ebenſowohl ſeinen Dank als auch die Verleyung ſeiner Beſcheidenheit aus. — Nicht minder bedeutſam zeigte er ſich in den Piccolomini's, wo er abermals nicht bloß jede große, ſondern auch jede redende Rolle ausgeſchlagen, und nur einen nicht einmal auf dem Zettel genannten Aufwärter übernommen hatte. Aber auch hier hatte der alte wackere Theaterrecenſent, der, weil er einmal als Knabe Leſſingen in Wolfenbüttel geſehn hatte, bloß im Schönen lebte, das Publikum auf einen großen Moment aufmerkſam gemacht, der lediglich deshalb groß genannt zu werden verdiene, weil er rein natürlich ſey. Als nämlich die bekannten mahnenden Worte ertönten: „Graf Palfy hat ein leeres Glas" zeigte Eduard der Verſammlung, was wahrhafter Dienſteifer ſey, doch miſchte er geiſtreicherweiſe einige Reue über die frühere Verſäumniß und Schrecken über die etwanige Ungnade des mächtigen Grafen mit ein.

4.

Man ſage doch ja nicht, daß das deutſche Publikum keinen rechten Sinn für ſolche Genialität habe, denn im Theater zeigte ſich jetzt die glühendſte und ſprühendſte Begeiſterung. Wie aber oft ein geringeres Talent ſich an dem höheren Genie neu entzündet, ſo auch hier, denn der junge Stadtſchreiber, ein ſonſt nur mittelmäßiger Schauſpieler, der den Palfy darſtellte, belohnte den behenden Diener mit einem großen ſehenswerthen Blicke der Dankbarkeit, ohne daß dergleichen in ſeiner Rolle geſchrieben ſtand, ja er trank auch ſein Glas ſo raſch aus, daß Eduard dadurch Gelegenheit bekam, ſein Talent im Einſchenken von neuem zu bekunden. Das Publikum war außer ſich, aber Eduards Hand deutete geſchickt und in trefflichſter Wellenlinie auf den Stadtſchreiber, wodurch er deutlich zeigte, daß dieſem wenigſtens die Hälfte des Beifalls zukomme. Nur einige junge Studenten — (Gott weiß, aus welcher philoſophiſch-äſthetiſchen Schule) — zeigten ſich höchſt unzufrieden, ſchalten dergleichen Künſteleien unnütze Fineſſen und beſchwerten ſich, daß ſie bei dem „tölpelhaften Enthuſiasmus“ des Publikums die Unterredung der Profeſſorin mit dem Miniſter, ſo wie in den Piccolomini's die ganze herrliche Tafelſcene nicht hätten verſtehen können. Man hörte indeſſen kaum auf ſie hin, und war gutmüthig genug zu hoffen, ſie würden mit den Jahren ſchon anders und künſtlicher pfeifen lernen.

5.

Wie intereſſant aber auch ein junger Mann ſeyn möge, er muß doch immer in Sorgen ſeyn, daß ſeine Intereſſantheit veralte, und da die Menſchen in der Regel nicht gern loben — außer etwa bei der zweiten Flaſche Champagner, die in bürgerlichen Kreiſen bekanntlich nur ſelten aufgetragen wird — ſo muß ſich der junge Mann ſtets nach etwas Neuem und möglichſt Bezauberndem umſehn, das friſchen Lorbeer gewinnen kann. Und hier dürfen wir nun Eduarden ganz beſonders erheben, daß er dieſen betrübten Umſtand ſich ſtets gegenwärtig erhielt, und ſich beſonders dadurch zu Hülfe kam, daß er überall mit anmuthiger Modeſtie das ihm gebührende Lob ablehnte, nebſtbei auch die Milde des vaterländiſchen Publikums zu preiſen nicht müde wurde.

So gab es ferner zuweilen Beiſpiele von muſterhafter Selbſtbeherrſchung, wovon hier eine Probe mitgetheilt werden möge. — Einer jener Studenten hatte einmal in einer großen und vornehmen Geſellſchaft eine halbe Stunde von den leuchtenden Eigenſchaften Eduards reden gehört, und wie man ſich wohl in gewiſſen Jahren ruchloſerweiſe verſucht fühlen kann, die zarten lauen Lüfte einer feinen Societät durch einen rauhen Wirbelwind zu unterbrechen, ſo hatte er, alles Maaß überſchreitend, plötzlich die ſchrecklichen Worte ertönen laſſen: „Mir iſt der Kerl grundfatal. Solche intereſſanten Leute ſind gewöhnlich in der Schwebe zwiſchen fauler Gemeinheit und geleckter Philiſterei!“ — — Wäre nun die Geſellſchaft nicht ſo überaus zahm und gebildet geweſen, ſo hätte leicht eine traurige Wiederholung des berühmten Lapithengaſtmahls entſtehn können; ſo aber begnügte man ſich, ſtrafende Meduſenblicke auf den Frevler abzuſchießen. Man bemühte ſich, ſo viel als möglich von ihm wegzurücken, ſo daß der Stuhl, auf welchem er ſaß, bald wie eine gefährliche Klippe im Meere erſchien, die man ſorgfältig umſchiffte. Es entſtand eine fürchterliche Pauſe, bis endlich ein noch jüngerer Mann eine Art von verſöhnenden Scherz verſuchte, indem er ſagte: „Unſer Eduard iſt allerdings ein wenig zu tadeln, denn man könnte von ihm urtheilen, er ſey eigentlich *zu* intereſſant um intereſſant zu ſeyn, und man darf ihm rathen ſich ein wenig von dieſer Intereſſantheit abzugewöhnen, da jede Superfötation läſtig werden kann.“ — Das war aber neues Oel ins Feuer und eifriges Lob wurde abermals für Eduard ausgeſpendet.

6.

Nun hätte man freilich glauben ſollen, da die Geſellſchaft den intereſſanten Mann ſo ſehr liebte, ſo werde er von jener Ungebühr nichts erfahren haben, allein gar viele Menſchen finden doch auch wieder ein ganz beſonderes Vergnügen daran, einen geehrten Freund — ſehr zu ärgern, vielleicht aus bloßer Neugier, um doch zu ſehn wie er ſich ärgert. Deshalb brachen ſie auch am andern Tage ihren anderweitigen Vergnügen und Geſchäften recht gern einige Zeit ab, um dem theuren Freund — verſteht ſich mit großer Mißbilligung der erlebten Rohheit — die ganze ihn betreffende Geſchichte, und nicht ohne Uebertreibung, wieder zu erzählen. Hatten ſie aber wirklich auf einen Ausbruch des Zorns bei Eduard gehofft, ſo wurden ſie gänzlich getäuſcht, denn der feine Mann hatte in den fünf Jahren der Abweſenheit auch jenen Blick eingeübt, der in der Mitte ſchwebt zwiſchen lächelnder Gutmüthigkeit und gelaſſener Verachtung, und war für ſolche Fälle mit hundert oder gar hundert zwanzig nicht üblen Repliken bewaffnet. — „So rein harmoniſch und trefflich gebildete Männer wie Sie kann dergleichen nicht wundern. Sie kennen ja alle und durchſchauen mit gewohntem Scharfſinn unſers Dichters-Künſtlers Apotheoſe“.... Hier errötheten doch einige Zuhörer, die ſich nur einer großen Beleſenheit in Ritter- und Räubergeſchichten bewußt waren.... „Wie oft ſchon,“ fuhr Eduard fort, „werden Sie ſich der herrlichen Stelle erinnert haben:

Ein Jüngling muß die Flügel regen,
In Lieb' und Haß gewaltig ſich bewegen.

Warum wollten wir alſo dieſem Jünglinge nicht auch verſtatten, ſeine Schwingen zu gebrauchen, ſollten auch die Flügelſchläge ein wenig widrig und roh erſchallen? Was aber den andern Einfall von der Superfötation des Intereſſanten betrifft, ſo iſt er nicht übel, und wenn ihn auch der ... Kleine der ihn vorbrachte, nicht verſtand, Was ſchadet es? Vielleicht verſteht er ihn nach zwanzig Jahren, und nach vierzig mag er wohl gar ein beachtenswerther Mann ſeyn.“

Das war der X'ſchen Bürgerſchaft zu viel, denn von einer ſolchen großartigen Gemüthsgelaſſenheit war in ihren Mauern noch kein Beiſpiel vorhanden, und wenigſtens vier Wochen konnte Eduard von dieſem pikanten Auftritt ruhig zehren und leben, ohne im mindeſten nöthig zu haben ſich nach neuem umzuſehn. Bloß ein alter Amtmann, den man für ungebildet hielt, weil er mehr in Feldern und Wäldern als in der Stadt lebte, meinte, ihm wäre lieber geweſen, wenn Eduard tüchtig darauf los geſcholten hätte, denn die kalte Suppe von Hohn und Spott, die er aufgetragen, ſey viel ärger zu verdauen als ein hitziges Wort. — Man ließ ſich jedoch auf dergleichen ſonderbare Bemerkungen nicht ein.

7.

War nun alſo das männliche Geſchlecht in X ziemlich gleicher Meinung über Eduard, wie ſoll ich erſt das Gefühl nennen welches die meiſten Frauen für ihn hegten? Manche die einmal in der Reſidenz geweſen waren, und die dortigen unendlich geiſtreichen Theegeſellſchaften genoſſen hatten, waren längſt höchſt unzufrieden mit X geweſen und hatten die ehrbare Stadt ein langweiliges Neſt genannt. Andere, die (ſeitdem es einem kühnen unternehmenden Manne gelungen war, eine mit den vortrefflichſten deutſchen Journalen und Flugſchriften des neunzehnten Jahrhunderts wohl verſehene Leihbibliothek zu etabliren) mit den rieſigen Fortſchritten der Zeit gleichen Tritt zu halten vermochten, erklärten ſich nicht minder bitter über die geiſtige Stagnation der ſonſt löblichen Stadt; ja auch die weniger erhabenen und bittern weiblichen Gemüther ließen doch zuweilen merken, den X'ſchen Jünglingen und Männern fehle faſt durchgängig das eigentliche Salz, mit dem man erſt die Zeit würzen müſſe, um ſie zu *genießen*, oder, was einerlei ſey, zu *vertreiben*.

Für ſie alle war Eduard ein überaus köſtlicher Fund, und manche die nicht blos auf der Höhe der Zeit ſtanden, ſondern weit über dieſe

Höhe hinaus ſchwebten, erklärten ihre Anbetung offen und geradezu, denn alle ehemalige Empfindſamkeit, Sehnſucht, Wehmuth und Thränen verachteten ſie ſchon längſt als abgeſchmackte Schwäche einer ungebildeten Vergangenheit. Dieſe und ähnlich geſinnte Damen konnten wirklich nicht mehr thun als ſie thaten, um Eduarden zu zeigen, daß ſie im Beſitz des Geheimniſſes von einer gewiſſen Art heutiger Bildung ſeyen, und ſie hofften deshalb ihn zu bezaubern. Sie bezauberten ihn aber keineswegs, ſondern gaben ihm eher zuweilen ein unangenehmes Gefühl, vielleicht ſchon um der bizarren Uebertreibung willen mit der ſie ſich auf die geniale Bildung legten. Ueberhaupt ſind die meiſten Männer in dieſer Hinſicht ein wenig wunderlich. Sie ſelbſt erlauben ſich bei ihrer Bildung alles das, wovor unſer guter Luther in der Erklärung des erſten Gebots warnt, ſie „fluchen,“ „ſchwören,“ „zaubern“ u. ſ. w. aber die Frauen ſollen ihnen nicht in die Karten ſehen, und am wenigſten gleiche Karten ausſpielen. Dieſe lieben Seelen ſollen überaus natürlich, einigermaßen unwiſſend, duldend, fromm und in der Kochkunſt hoch erfahren ſeyn; für ihren Geiſt iſt es genug, wenn ſie in den Stunden, die ſie außerhalb der Küche zubringen, die Altäre für die herzgeliebten erhabenen Männer bauen und ſchmükken, doch iſt ihnen auch verſtattet, bei der Herdesflamme an die höhern Opferflammen in ihrem Herzen zu denken. Weinen müſſen ſie nicht ſelten, theils aus Rührung, theils aus Freude über die männliche Grandioſität und anderweitige unermeßliche Tugend, denn wenn die Männer auch jetzt faſt alle Anti-Siegwarts ſind, ſo mögen ſie doch eine thränenreiche Siegwartine wohl leiden; nur müſſen dieſe Thränen ihnen gelten.

8.

So ereignete ſich denn das ſeltſame Geſchick, daß Eduard über die meiſten Frauenherzen ſiegte, ohne ſich ſeiner Siege ſonderlich zu freuen. Man muß ihm nachſagen, er verſtand ſich ſonſt auf die Kunſt des Sich-verliebens nicht wenig, wovon er auch in ſämmtlichen Ländern, die er durchreiſt war, ſehenswerthe Proben gegeben. Ein noch höheres Talent hatte er jedoch nicht minder dadurch gezeigt, daß er als Reiſender das Verlieben immer nur bis zu einem gewiſſen Grade getrieben, um ſich den Schmerz des Abſchiedes nicht zu nahe kommen zu laſſen. Ein gutes Sonett auf der erſten Station und ein ſcharfſinniges Epigramm während des Pferdewechſels hatte ſein ſtarkes Herz immer wieder geheilt, und ſo war ihm gelungen es ziemlich frei nach X zurückzubringen. Hier wollte er nun wirklich Ernſt machen, und ſich nicht bloß verlieben, ſondern lieben; aber ach! es gelingen oft die edelſten Vorſätze nicht. Er ſehnte ſich recht nach der Liebesſehnſucht, aber wie kann man ſehnſüchtig ſeyn wenn uns alles bequem entgegen kommt? — Selbſt einige zarte Liebesſchmerzen oder ſogar tragiſche Liebesqualen hätte er ſich gefallen laſſen; wo aber war dergleichen Köſtliches aufzufinden? — Doch nur Geduld! es ſollte anders werden.

Eines Abends kam Eduard mit einem verklärt leuchtendem Geſicht in ſeine Wohnung zurück, und weit entfernt ſeinen jungen aber faulen ſchlafenden Diener zu ſchelten, umarmte er denſelben wie ein Sturmwind und rief: „Jetzt iſts entſchieden! nun iſts gut und ſchnell bin ich geheilt von allen Zweifelsqualen!“ — Johann, der ſich die Augen rieb, war freilich längſt an die mannigfaltigen Launen ſeines Herrn gewöhnt worden, aber eine Umarmung deſſelben hatte er doch noch nicht erlebt. Als eine arme Waiſe — die aber leider wie andere Menſchen auch zuweilen Hunger und Durſt hatte — mußte er ſich freilich ziemlich viel gefallen laſſen. Er war der verhätſchelte Vertraute und der gequälte Leibeigne, und wenn ſeinem Herrn der Kopf nicht recht ſtand, hatte er es faſt ſo ſchlimm wie ein Negerſklav; zu andern Zeiten indeſſen ging Eduard mit ihm um wie ein tragiſcher Theaterprinz mit ſeinem Vertrauten, der das bequemſte Leben von der Welt hat, wenn er nur hübſch zuhören und bewundern kann.

Johann, dem es, wie leicht zu erklären, ſowohl an altklaſſiſcher als neuromantiſcher Bildung fehlte, hatte ſich deshalb ein ganz eignes barbariſches Syſtem gemacht, indem er im Herzen nicht bloß ſeinen Herrn, ſondern ſämmtliche reiche und vornehme Leute für einigermaßen unklug erklärte, eben weil ſie meiſtens ſo ſonderbare Launen hatten, wozu z. B. ein armer Handwerksmann gar keine Zeit habe. Er konnte darüber mitunter recht verdrießlich werden, tröſtete ſich aber mit dem ſchönen Gedanken, daß jene Welt mit ihren hölliſchen Flammen die ganze Sache ſchon wieder in Richtigkeit bringen werde.

9.

Ja! rief Eduard von neuem aus, es iſt entſchieden! ich habe neunundzwanzig Jahre lang mich gehalten wie ein unverwundbarer Achilleus, aber Phöbus Apollo ſelbſt tritt in Geſtalt einer Jungfrau mir entgegen, und ich weiche der göttlichen Gewalt! Ja, mein geliebter Johann, ich liebe und werde ewig lieben!... Verfluchter Junge, ſieh mich nicht ſo dumm an! Es iſt gräßlich wie nahe doch die Menſchheit der Thierheit ſteht! — — Ja *Sie* iſt es nach der meine Seele ſtets geſtrebt und die meine Seele *gewollt* hat! Gewollt? das iſt das rechte Wort. Ich verlangte von der Natur, daß ſie dieſe Dorothea ſchaffen ſolle und ſie gehorchte und ſchuf ſie — — Aber nein, es iſt unmöglich zu *dieſem* Geſicht zu ſprechen. Ein oſtfrieſiſcher Stier ſieht dagegen geiſtreich aus. Kerl, ich bitte Dich um Gotteswillen, bilde Dich doch mit des Teufels Gewalt etwas aus. Wie oft habe ich Dir ſchon befohlen, Du ſollſt Schiller und Göthe ununterbrochen leſen und ſtudiren, ich ſehe auch: da liegt ein Theil aufgeſchlagen; aber Du biſt dabei eingeſchlafen, Du Gräßlicher!“

„Aber du grundgütiger Gott im hohen Himmelsthron! erwiederte Johann mit weinerlicher Deſperation, ich verſtehe ja kein Wort davon.“

„Schadet nichts, antwortete Eduard, es bleibt doch zuletzt *etwas* hängen. Und ſollten ſich auch die Genien in Spinnen verwandeln um Dich, matte Fliege, einzufangen, es wäre doch immer etwas; ja ſtürbeſt Du auch in vergeblichem Streben nach Bildung, wie an einem Nervenſchlage, ſo wäre doch ein ſolcher Tod beſſer wie Dein ganzes bisheriges Schaafsleben!“

Johann der dem Himmel dankte, daß er von aller dieſer tollen Ungebühr kein Wort verſtand, wurde jetzt zu Bette geſchickt, wo er bald in den köſtlichſten Schlaf verſank, während ſein Herr ſich auf dem weichen Pfühle unruhig umherwarf, und im unerquicklichen Halbſchlummer von ängſtlichen Träumen beunruhigt wurde. Ein ſatyriſch-ſchalkhafter Genius machte ſich mit ihm den Spaß, ihn auf einen ſchön geputzten Triumphwagen zu ſetzen, von dem er aber immer wieder nach wenigen Minuten herunter fiel, ein Scherz der ſich ſo oft wiederholte, daß Eduard ſich endlich zuletzt gewaltſam die Augen rieb, um nur endlich Ruhe zu bekommen. Einen tragiſchen oder furchtbaren Traum hätte er ſich gern gefallen laſſen, aber auf einen verhöhnenden, plattwitzigen mochte er ſich nicht einlaſſen.

10.

Der Tag war kaum angebrochen, als er ſich bereits auf den Weg zu ſeinem beſten Freunde in der Stadt machte, dem privatiſirenden Gelehrten Y, einem jungen Manne, dem er ſchon längſt die Rolle deß Pylades im Leben wie auf der Bühne übertragen hatte. Der privatiſirende junge Mann lag noch im beſten Schlafe, weil er geſtern bis tief in die Nacht für einige preſſirende Journale gearbeitet hatte. Er haßte alles poetiſche Arbeiten bei Tage, denn es komme beim proſaiſchen Tageslichte nichts heraus als höchſtens ein nüchternes Lehrgedicht, oder ein wohlgezogner Roman, den ſelbſt kein Kammermädchen mehr leſen möge; aber die Nacht, als die Mutter aller Götter — wenn auch von Talg- oder Wachslicht durchſtrahlt, ſchenke ihren Lieblingen auch jetzt noch die göttlichſten Sachen. — Es dauerte lange ehe ſich Pylades erhob, denn die bleierne Keule des Schlafes ſank immer von neuem auf ſeine Augenlieder, und während dieſes Kampfes hatte Eduard Muße genug die einzelnen Hefte die in genialer Unordnung auf dem großen grünen Schreibtiſche zerſtreut waren, in die Hand zu nehmen. Zum eigentlichen Leſen war er freilich zu ungeduldig, aber auch die bloßen Titel hätten ſchon die Neugier reizen können. Da lag z. B. ein vollſtändiger Beweis, daß Shakſpeare, bei mancher anderweitigen Tugend, doch auch ein arger Ariſtokrat geweſen ſey. Dicht daneben verkündete ein Titelblatt mit krauſen Buchſtaben, daß Göthe als ein Unchriſt und Antichriſt, ja wenn man auch das ganze Chriſtenthum fallen laſſen wolle — was Pylades allenfalls erlauben dürfte — überhaupt mehr feiner Proſaiſt und Hofmann als wahrer

Dichter geweſen ſey. Ganz unten ſtand noch mit kleineren Lettern: auch ſein Styl kalt, platt, ſchwunglos, marklos. Man konnte vermuthen, der privatiſirende Gelehrte habe ſich dieſe Beiwörter nur angemerkt, um ſie in irgend einer vehementen Stunde mit Gigantenkraft näher auszuführen. Ein drittes Heft bemühte ſich zu zeigen, daß der deutſche Patriotismus der höchſte Unſinn ſey, indem man das arme Germanenland nie genug verachten könne, und ein vierter Bogen that die ungenirte Frage, ob das Chriſtenthum wohl noch jetzt dem unendlich gebildeten Geſchlecht des neunzehnten Jahrhunderts genügen könne, eine Erkundigung, die bereits S. III. einigermaßen verneint wurde.

11.

Eduard hätte in andern Zeiten dergleichen Verſuche ſich intereſſant zu machen, als erträglich hingenommen, jetzt aber mit der neuen Verliebtheit im Herzen erſchien ihm all dergleichen — den Unzuſammenhang und das ſich ſelbſt Widerſprecheade nicht einmal in Anſchlag gebracht — ſehr albern und frech, und ihm fiel dabei der Shakspeariſche Piſtol ein, der, obwohl immer halb verrückt und halb betrunken, doch dergleichen Zeug nicht vorgebracht habe, und unwillkührlich ſprach er die tiefſinnigen Worte der guten Frau Hurtig nach: „Ach Herr Fahndrich, das ſind harte Reden!“ gleichſam als wollte er dieſen ſämmtlichen Aufſätzen ein Motto vorſetzen.

Jetzt trat Y in das Zimmer und die noch ſchläfrige Miene, der ſeidene Schlafrock und die weiche Mütze contraſtirten ſeltſam mit den bitter polemiſchen Manuſcripten auf dem Tiſch. Gegen andere Beſucher wäre er ohne Zweifel verdrießlich aufgefahren, wenn er um ihretwillen ſo früh hätte aufſtehn ſollen, aber Eduard, der äſthetiſche König von X, erforderte mildere Behandlung.

„Du mußt verliebt ſeyn, ſagte er endlich, während Eduard ihn noch immer mit einem halb ſatyriſchen, halb mitleidigem Blick betrachtete, denn ohne eine ſolche Leidenſchaft kann kein gebildeter Menſch ſo früh aufſtehn und in die Straße hineinſchauen, wo nichts zu ſehen iſt als ungraziös gähnende Hausknechte, die die Thüren aufſchließen und die Laden öffnen.

„Biſt Du mein Freund,“ erwiederte Eduard, „ſo raffeſt Du Dich ſchnell zuſammen, hyſteriſche Weichlichkeit erlaubt die Zeit nicht. — Du trafeſt es, doch fehlteſt Du im Ausdruck. Verliebt kann Dein Eduard nicht ſeyn, aber lieben kann er und liebt jetzt wirklich. Ich ſah geſtern zum erſtenmale Dorotheen und mein Geſchick iſt entſchieden, für immer entſchieden.

„Wie?“ erwiederte der Freund, indem er ſchnell die Mütze abnahm, als dürfe man weder von der Liebe noch von Dorotheen mit bedecktem Haupte reden, „wie? der Allgeliebte, Allbewunderte und nie Wiederliebende liebt nun wirklich ſelbſt?“

„So iſt es! aber nun kein Hin- und Herreden, kein Klein-Gewehrfeuer von matten Witzen, wie in deutſchen Luſtſpielen, wenn ſich der fade junge Held als Verliebter kund giebt! Du ſagſt mir zuvörderſt genau, wer ſie iſt, dann weiß ich auch, wie man ſie erwirbt.“

12.

Pylades, längſt gewöhnt an die Sultanslaunen ſeines Freundes, erwiederte: „Sie iſt die Tochter eines alten Militairs, der, wie ich höre, in der Art geweſen ſeyn ſoll, wie ſie wohl in den beſſeren Schauſpielen nach dem Hubertsburger Frieden ſich vernehmen ließen. Er kam mit dieſem Ton freilich etwas ſpät, gefiel aber. Jetzt iſt er längſt todt, und ſeine Tochter, die ſich mehrere Jahre in der Schweiz aufhielt, iſt mit ihrer Mutter nach ihrem kleinen Sandſchollen-Gütchen, vier Meilen von hier, zurückgekehrt. Von dort iſt ſie jetzt bei ihrem Verwandten, dem alten Bürgermeiſter, zum Beſuch hier.“

„Genug des Exoteriſchen! Jetzt ſchnell zu dem geiſtigen Mittelpunkt: Wer iſt ſie? was iſt ſie? Ich thue dieſe Frage ſonſt nie, denn ich durchſchaue wie Du weißt, als ächter phyſiognomiſcher Künſtler, jeden Menſchen mit Einem Blick; aber in der Liebe vermögen wir das nicht, und ſollen es nicht. Amors Geſetz will Demuth ..... für einige Tage, um den Triumph fürs Leben deſto ſüßer zu machen, und darum thue ich Dir die Ehre an und frage.“

Der privatiſirende Polemiker war durch dieſen Ton doch ein wenig verdrießlich geworden und erwiederte: „Mir gefällt ſie nicht. Sie will was Apartes vorſtellen und das verzeihe ich einem Mädchen nie.“

„Das iſt nicht wahr!“ ſagte Eduard kalt und ſtrenge, indem er mit gewohnter Ueberlegenheit den Kopf in die Höhe warf. „Sie will nichts vorſtellen, ſondern was ſie vorſtellt iſt ſie, und ſie iſt was ſie iſt, weil ſie überhaupt nicht anders kann als gerade ſo ſeyn wie ſie iſt. Darüber kein Wort weiter. Ich habe das genau erkannt. Daß ſie Dir nicht gefällt mag ich wohl leiden, ich will nur raſch wiſſen was ſie iſt und in ihrem Seyn lieben kann.“

Pylades ſchien bei ſich ſelbſt zu bedenken, eine gewiſſe Höflichkeit ſey doch auch für moderne Oreſte wünſchenswerth; und wenn es auch vielleicht einigen Spaß machen könne, ſelbſt ein wenig hochmüthig grob zu ſeyn, ſo fänden doch andere Leute, gegen die ſich die Grobheit wende, wenig Plaiſir dabei. Indeſſen wich er bald reſignirt dem übergewaltigen Eduard und antwortete: Verſtand iſt es auf den ſie am meiſten ausgeht, Verſtand, Witz, Geiſt, Vernunft, Urtheil, und wie Du ſonſt alle dieſe verruchten Teufeleien nennen willſt, die einem Mädchen ſo wenig anſtehen. Herz, Gemüth, Phantaſie ſcheint ſie gar nicht zu haben, und es kommt mir vor, als wenn ſie es nicht einmal der Mühe werth finde, ſich über die ganze X'ſche Bürgerſchaft aufzuhalten, wie etwa jemand, der an die ehemalige Converſation im Schloſſe zu Coppet gewöhnt iſt, ſelbſt in der Wahl des Gegenſtandes für ſeine witzige Verſpottung noch ſpröde thut."

Eduard war ſehr erfreut: „Daß Du überall unrecht haſt, wenn von ihr die Rede iſt, verſteht ſich von ſelbſt, doch weiß ich genug. Sie will Geiſt und Witz. Bei Gott! ſie ſoll ihn haben. Jetzt iſt ſie mein. Adieu."

13.

„Heute war es doch faſt zu arg," ſagte der privatiſirende Gelehrte als er ſich wieder allein befand, und es war ein Glück daß gerade jetzt die Aufwärterin mit dem Kaffee und dem neu gefüllten Rumfläſchchen erſchien, mit deren Hülfe ſich viel Verdrießlichkeit wegſpülen läßt. Bei der dritten Taſſe war er ſchon aufgeregt genug, um noch die Bemerkung hinzuzufügen: „Es iſt doch eine eigene Sache um dergleichen Freundſchaft. Wer es ſtreng nimmt, könnte ſagen, man habe es recht unbequem dabei, und der theure Freund behandle den theuern Freund bei weitem härter und widerwärtiger als einen Fremden, dem man doch einigermaßen höflich begegnet. Wahrhaftig, es genirt nichts ſo ſehr als die ſogenannte cordiale Ungenirtheit, und ich möchte um etwas weniger Freundſchaft bitten.

Dann aber einen Blick auf die impoſanten Titel ſeiner eigenen Manuſcripte werfend, ſagte er: Doch was ſchadet es? Hanc veniam damus petimusque. Es iſt alles gut, weil es ſo iſt. Das heißt philoſophiſch gedacht.

14.

Dorotheens Ankunft in X hatte wirklich einiges Aufſehn gemacht. — Leute welche Aeſthetik ſtudirt und wohl gar zuweilen in den **Winkelmann** hineingeſchaut hatten, konnten freilich nicht läugnen, daß Stirn und Naſe der jungen Dame hübſch oder gar ſchön ſeyen, aber ſie kamen damit übel an, denn die ganze übrige Stadt war anderer Meinung.. Die hatte ſich überhaupt ein durchaus verſchiedenes Syſtem geſchaffen. Sollten die Anhänger dieſes neuen Syſtems ein Frauenzimmer hübſch nennen, ſo mußte es ſehr wohl genähret, ein wenig breit oder gar rund ſeyn, und große aber etwas geiſtloſe Augen haben; andere dagegen mochten eine gewiſſe Schnippigkeit, Niaiſerie, eckige oder flatterige Beweglichkeit und naive Taumelei wohl leiden, andere ertrugen ſelbſt die größte Verſtandes-Beſchränktheit, wenn nur die gehörige Fülle deſſen was wir im gewöhnlichen und ungewöhnlichen Leben „Fleiſch“ nennen, in Milch und Blut, oder in Sahne und Carmin getaucht, vorhanden war. — Man ſieht, welch einen weiten Mantel dieſes neue Syſtem für die verſchiedenartigſten Schönheiten darbot, während die alten Griechen und alten Deutſchen ſich auch in dieſer Hinſicht bekanntlich ſehr einſeitig zeigten. Auf Eduard hatte die neue Liebe eine allerdings beſondere Wirkung hervorgebracht, denn da er ſonſt ſeine Satyre meiſtens hinter Höflichkeit verſteckte, ſo ward er jetzt gegen die halbe oder dreiviertel Stadt, bei der er es wagen durfte, ganz aufrichtig, grob und bequem unartig. „Wenn Ihr,“ ſagte er, „eine Perſon als hübſch oder ſchön lobt, ſo iſt ſie gewiß recht eigentlich häßlich, und jeder Atheniſche Lehrjunge unter Parikles Waltung hatte ohne Zweifel ein äſthetiſcheres Auge als Ihr. Ihr wißt wohl wie der große Mann hieß der ſagte: „Ihr ſeyd Beſtien und werdet es auch wohl immer bleiben.“ Ich aber, der, wie billig, weit höflicher iſt, ſage bloß: Ihr ſeyd halt Barbaren, und werdet es vermuthlich noch eine geraume Zeit bleiben.“

15.

Es war ſehr viel, daß jene Stadthälfte, zu der er ſo Gräuliches ſprach, bei ſolcher harten Rede geduldig blieb und wenn ſie den erſten Aerger verwunden hatte, ſich mit den Gedanken tröſtete, den intereſſanten Leuten von heute müſſe man ſchon etwas zu Gute halten. Aber Dorotheen müſſen wir auch nachrühmen, daß ihr Eduards Lobeserhebungen, von denen ihr einiges zugetragen worden war, durchaus nicht zuſagten. Sie äußerte ihr Mißfallen nicht einmal mit Lebhaftigkeit, ſondern nahm, wenn die Rede auf den Jüngling fiel, gewöhnlich irgend ein naheliegendes Buch in die Hand, und zeigte der erzählenden Freundin eine beſonders gute oder auch wohl alberne Stelle, um nur das Geſpräch über jenen Gegenſtand zu unterbrechen.

Eduarden war es bisher noch nie gelungen ihr näher zu treten oder auch nur andere als ganz gewöhnliche Worte im Fluge an ſie richten zu können. „O wir unglückſeligen geiſtreichen und geiſtgebenden Menſchen! rief er oftmals aus, wenn er mit ihr auf einem großen Souper oder Ball oder Concerte geweſen war, was hilft uns all unſer Geiſtesreichthum wenn wir ihn nicht leuchten laſſen? Was unſer Köcher voll Pfeile des Witzes, wenn wir ſie nicht ſchwingen und werfen dürfen? Konnte ich ihr heute, wo zwei dicke Amtmänner mit behaglichen Bratengeſichtern ihr zur Rechten und Linken ſaßen und ihr einige unromantiſche Spitzbubengeſchichten vortrugen, während ich an der andern Tafelſeite zwiſchen zwei ſchwindſüchtigen hellgrauen Fräuleins eingeklemmt ſaß, die mir einige ſchauerliche Stellen aus Byrons Manfred vortrugen, konnte ich unter ſo gräßlichen Umſtänden ihr einige witzige Zartheiten hinüber ſchreien? und mußte ich nicht auch geſtern ſchweigen, da einige meilenlange Sonaten mit ihrem ermüdenden muſikaliſchen Schneegeſtöber uns umrauſchten? Der Syndicus und Stadtſchreiber, der Conrector und privatiſirende Gelehrte hätten ſich freilich gern wie ich, dem Teufel verſchrieben, um nur der horriblen Sonate ſo ſchnell als möglich das Genick zu brechen; aber ſie klatſchten doch aus Desperation in die Hände, um nur den grauſamen Conneiſſeurs (dem Gegenſatz der wahren Kenner) kein Aergerniß zu geben.

Indeſſen ſollte doch bald ein Umſtand eintreten, welcher für Eduarden günſtig ſchien. Der Bürgermeiſter, der ſonſt kein Freund von großen Geſellſchaften war, hatte ſich doch entſchließen müſſen, ſeiner Nichte zu Ehren gleichfalls ein möglichſt glänzendes Souper zu veranſtalten. Es gingen jedoch auch diesmal nur ſeine Einladungen an die auserwählten Freunde und Bekannten. Mit dieſen hoffte Eduard ſchnell fertig zu werden, denn — ſagte er — der Gebildete ſcheut nie die Gebildeten, nur die Rohen.“ Wer aber war gebildeter als Eduard?

16.

Gegen halb ſieben Uhr Abends befand ſich der Bürgermeiſter mit ſeiner Nichte bereits im Geſellſchaftsſaale, um die Eingeladenen zu erwarten, es war aber noch keiner da, worüber der Alte kopfſchüttelnd ſagte: „Was ſoll nun dieſes Spätkommen vorſtellen?“

„Vornehmheit, lieber Oheim, und wir wollen das ſehr loben, denn während die ganze Welt Fortſchritte in der Bildung macht, das heißt: ‚immer ſpäter kommt,‘ darf doch unſer gutes X nicht zurückbleiben. Wer um acht Uhr kommt, iſt weit vornehmer als wer um ſieben erſcheint; um neun Uhr trifft die eigentliche Blüthe der Menſchheit ein, um gegen zehn Uhr Boſton zu ſpielen und um elf ſich zur Tafel zu ſetzen. — Ob es bereits eine Vornehmheit giebt, die bis Mitternacht wartet, um ſich wie ein aufgehender Mond zu zeigen, iſt mir nicht bekannt; der Allervornehmſte aber würde in jedem Falle der ſeyn, der nicht bloß ſpät, ſehr ſpät, oder zu ſpät kommt, ſondern — gar nicht.

Der Alte lächelte und ſagte dann: „Du ſcheinſt Dich aber nicht ſonderlich zu freuen auf den Abend, den ich doch bloß Dir zu Ehren veranſtalte. Auch ſcheint mir Deine Toilette zu beſcheiden für ein Feſt. Dieſe Einfachheit war vor etwa zwei Jahren allerdings Mode; jetzt nicht mehr. — Weißt Du denn ferner nicht, daß heut auch Dein erklärter Liebhaber, unſer vortrefflicher Eduard erſcheinen wird?“

„Erklärter Liebhaber? und ich allein weiß nichts davon?“

„Und doch iſt es ſo. Er mag wohl irgend einem Freunde ſeine Herzensangelegenheit vertraut haben, und der hat ſie dann wieder einem andern Herzensfreunde vertraut, und ſo iſt es in der Stadt herumgekommen.“

„Vortrefflich!“ rief Dorothea lachend aus, „ganz vortrefflich! Sonſt — ſo habe ich mir ſagen laſſen — vertraut man ſeine Liebe kaum den verſchwiegenſten Bäumen im tiefſten Waldesgrunde an; jetzt aber ſendet man die Nachricht davon, wie ein Manuſcript an ſämmtliche Verwandte und Freunde, damit dieſe erſt ihr Gutachten abgeben. Auch vor dem zarten Blüthenſtaube, der auf den Flügeln des Schmetterlings wie auf denen der Pſyche ruht, habe ich mir erzählen laſſen. Den müſſe man ſchonen, hieß es, davon aber iſt jetzt wohl kaum noch die Rede.

Der Alte ſeufzte tief auf, wie er ſeltſamerweiſe pflegte, wenn etwas Spöttiſches folgen ſollte. — „Ach ja! es iſt anders geworden. Solide romantiſche Jünglinge ziehen jetzt genau Erkundigungen ein, wie hoch ſich wohl das Vermögen der Herzgeliebten belaufe, und ob man auf daſſelbe in klingendem Altcourant oder in Papieren rechnen dürfe. Lauten hier die Nachrichten erwünſcht, ſo ſchreiten ſie bei günſtigem Wetter gegen Abend in das Haus, das den Schatz einſchließt. Dort iſt man ſchon halb und halb vorbereitet, es wird Thee und Pfeife gereicht, und es erfolgt von Vater, Mutter und Tochter augenblicklich ein herzhaftes Ja. Die ganze Sache iſt ſchnell abgemacht, und ſchon am erſten Liebesabend ſpricht der Bräutigam mit dem Papa etwas Politik, mit der Mutter etwas Oekonomie, und mit der Tochter etwas Aeſthetik. Nach einem Vierteljahre aber haben ſich ſämmtliche Perſonen ſchon rein ausgeſprochen, die Göttin der Bequemlichkeit bringt die Göttin der Langeweile jedesmal mit, und wenn ſich die Liebenden umarmen wollen, müſſen ſie beide die etwas fetten heidniſchen Gottheiten mit umhalſen. Stehen ſie endlich vor dem Altar, ſo iſt ihnen zu Muthe, als wären ſie ſchon fünf und ſiebenzig Jahre lang vermählt, oder als wäre ihre Ehe ſchon längſt zu Ende. — Ehedem als man noch ſehr ſelten das Wort „Philiſterei“ hörte, nannte man dergleichen arge Philiſterei; jetzt wo jener Ausdruck wie tägliches

Brod (aber ſehr unſchmackhaftes) aufgetragen wird, meint man es vermuthlich anders. — Ich ſah und hörte neulich einmal wieder die unantaſtbare herrliche und doch ſo traulich liebe „Zauberflöte“ und mußte gelegentlich auch von neuem über den in ungeheurer Aufgeklärtheit grau gewordnen Saraſtro lachen, der bei ſeinen wunderlichen Prüfungen gar kein Ende finden kann; daß er aber die beiden jungen hübſchen Leute ſo nebenbei durch Feuer und Waſſer gehn läßt, das hat mir abermals gar wohl gefallen, ſo wie ich überhaupt allen meinen lieben jungen Freunden und Freundinnen nichts beſſeres wünſchen kann, als ein Paar Jahr unglückliche Liebe, worauf dann die glückliche ſchon folgen wird.

17.

Dorothea klatſchte fröhlich in die Hände, und ſagte: „Ei Papa, wie witzig ſind Sie! denn ‚Onkel‘ mag ich Sie gar nicht gern nennen, da ich unwillkührlich dabei an ein Paar Dutzend fatale deutſche Komödien denken muß, in denen ſich dieſe Herren mit ihren wo möglich noch viel fataleren Neveu's und Niecen herumtreiben."

„Und doch," erwiederte der Alte, „wird das Geſchlecht ſolcher Neveu's gerade jetzt am wenigſten ausſterben, und es iſt noch viel zahlreicher als jene jungen Philiſter, die die Trauung vor dem Altar wie etwa die Unterſiegelung eines Miethcontrakts anſehn. Dieſe pflegen den Contrakt doch zu halten, aber es giebt noch ganz andere Racen. Da ſind z. B. die ſyſtematiſch eiteln Gecken, die ihre eigne Liebenswürdigkeit zum Gegenſtand ihrer Liebe machen, die verloderten, oder — wenn ich das Wort ins Plattdeutſche überſetzen darf — verlodderten Geſellen, die Rohheit und Wüſtheit für Genialität halten, unter denen manche der Ausgezeichneteren bei unſern guten derben Vorfahren den Namen ‚liederlicher Galgenſchwengel' bekommen haben würden."

„Sachte! ſachte!" rief Dorothea, indem ſie mit dem Finger drohte, „jetzt geht Ihre Zeichnung völlig in die Höllenbreughel'ſche über, aber freilich! ſo geht es wenn man wegen ſeines Witzes gelobt wird, dann überſchlägt er ſich und wird wild."

Der Alte wollte böſe thun, aber es gelang ihm nicht. „In keinem Falle,“ ſagte er endlich, „iſt das ein Geſpräch wenige Minuten vor dem Anfange einer großen Geſellſchaftsunterhaltung, für die eine reine ruhige Stimmung allein ſich eignet. Zum Glück iſt jedoch mein alter Satyr, wenn er auch einmal ausſchlägt, leicht wieder in Ruhe zu bringen, und wie bei Anderm hinter dem Lobe ein Aber folgt, ſo fange ich gewöhnlich mit dem Aber an, um mich bald darauf an dem „indeſſen,“ „zum Glück,“ und ähnlichen ſchönen Uebergängen deſto mehr zu erlaben. Ich bin nur ein Einzelner, durchaus aber nicht im Ganzen mit der Gegenwart verfeindet, und der Himmel bewahre mich, Dich, liebes Kind, zu einer ſolchen Stimmung verleiten zu wollen, die gewiß die unerſprießlichſte von allen wäre.“

„Es würde Ihnen auch nicht gelingen, lieber Onkel, denn für mich iſt das Leben noch ein Feſt.“

In dieſem Augenblick trat Eduard in den Saal und wurde von dem Wirth mit dem Lobe begrüßt, daß er der Erſte ſey.

18.

Eduard hatte auf dem Wege, auf der Straße, beſonders aber auf der Treppe, ſich ſelbſt einer großen Schwachheit angeklagt, weil ſein Herz höher und raſcher ſchlage als jemals. Dieſer Pulsſchlag ſchien ſich jetzt zu erhöhen und nicht ohne Mühe konnte er erwiedern: „Ein bedenkliches Lob, doch freilich immer ein Lob, denn da, wie es ſcheint, jedermann ſich fürchtet, als der Erſte zu erſcheinen, ſo muß wohl Einer das Opfer bringen, denn ſonſt kommt zuletzt gar keiner.“ — — Oheim und Nichte lächelten beifällig über den erträglichen Einfall, und mit einemmale war auch bei Eduard das fiebrige Herzklopfen vorüber, denn er hatte gleichſam feſten Fuß gefaßt, da ſchon ſein erſter Scherz einige Theilnahme gefunden zu haben ſchien. Was aber ſonſt der Novemberabend an körperlichen Hemmungen in Hals und Bruſt mitzubringen pflegt, wurde ſchnell durch eine Taſſe Thee mit Arrak beſeitigt. Dorothea war unbefangen und heiter, denn was in der Stadt über Eduard und deſſen Neigung für ſie hie und da geſprochen ward, dünkte ſie wie bereits oben bemerkt worden', ziemlich unbedeutend, ja es ſchien ihr ſogar nicht ganz unangenehm zu ſeyn, den weit gereiſten jungen Mann doch auch einmal näher kennen zu lernen.

„Sie haben ſich,“ hub ſie an, „eine geraume Zeit in England. Frankreich und Italien aufgehalten. Wie war Ihnen dort?“

„Aha!“ ſagte Eduard zu ſich ſelbſt, jetzt fängt das Examen an. Das Beſte wird ſeyn, in halbſchwierigen Epigrammen zu antworten, die man wie Handſchuhe rechts und links anziehen kann. In England glaubt ſich jeder Bürger ein König, nur ſchade daß er ſich nicht immer die liebenswürdigen Könige zum Muſter genommen hat. Das Element des Waſſers iſt ſo ganz ſein, daß ſelbſt ſein Feuer auf und unter dieſem Waſſer brennt, wie einſt das Griechiſche. Auch die Erde weiß er vortrefflich zu behandeln; nur nicht als Element. Am ſchlimmſten aber ſteht es mit Luft; und die Muſik, dieſe göttliche Lerche, die bekanntlich in den Lüften am ſchönſten ſingt, fehlt ihm faſt ganz. England iſt im Beſitz eines großen unſterblichen Werkes über die Muſik — Lorenzo richtet es an ſeine liebenswürdige getaufte Jüdin — aber die Muſik ſelber will immer noch ermangeln.“

„Und in Frankreich?“

„Paris hat ſich ſeit etwa zwei Jahrhunderten für die Hauptſtadt der Welt gehalten, und iſt es auch ein Jahrhundert lang geweſen, darum kommen auch ſo große Wahrheiten und ſo große Irrthümer von dort her. Das Leben iſt dort zu einem Epigramm geworden, das in den mannigfaltigſten Farben ſpielt, beſonders in heroiſchen und galanten, und da der Witz endlos iſt, ſo kann es nie ermüden. — Wir klagen oft, daß die Franzoſen uns nicht kennen — wenigſtens klagten wir einſt ſo; — aber wir vergeſſen, daß wir die Verkennenden nicht ſelten eben ſo ſehr verkannten. Vielleicht urtheilt man in den Zwiſchenländern Lothringen und Elſaß am reinſten über Frankreich und Deutſchland, weil ... doch die **Weils** nehmen zu viel Zeit weg.“

„Es iſt recht hübſch,“ ſagte Dorothea, „daß Sie auch ſo gemäßigt reden können.“

„Gelegentlich, warum nicht? auch einmal milde. O ich bin ein Liebhaber der Mildigkeit.“

Dorotheens Stirn umwölkte ſich, doch fuhr ſie fort: „Und Italien?“

„Theuerſte Freundin,“ antwortete er, ohne ſich im mindeſten zu bekümmern, ob ſie ihm dieſe Benennung erlaube — „dieſes Land iſt ein paar mal ſo vortrefflich und ein paar hundertmal ſo unerſprießlich durch die eleganteſten Druckerpreſſen geſchildert worden, daß ich mich ſcheue davon zu reden. Mignons Lied iſt der ſchönſte, aber freilich wohl zu ſchöne poetiſche Commentar. Ich ſelbſt bin dort höchſt unzufrieden geweſen, denn in den — freilich ziemlich ſeltenen — Citronenhainen und bei den Myrthen und Lorbeern, ärgerte ich mich über tauſend Nordländer, die in denſelben geächzt und gekrächzt haben, und die Luft nur preiſen weil ſie ihnen wieder neue Stimme gab. Und wozu gebrauchten ſie nach vertriebener Heiſerkeit dieſe Stimme? zu Hauſe die alten Pedanterien von neuem auszuſchreien, oder ſüßlich auszuſeufzen.

19.

„Wie ungerecht und hart!“ ſagte Dorothea mit lebhaftem Unwillen. „Gerade das rührt und erfreut mich, daß ſo mancher arme Kranke dort Geneſung fand, oder doch Linderung, daß unter dieſem lauen, milden Himmel die Bruſt wieder frei ſich hob, um Gottes Güte zu preiſen, wozu dem Leidenden früherhin ſelbſt der Athem fehlte. Was er ſonſt nach wieder hergeſtellter Geſundheit etwa thörichtes begonnen, geht mich nichts an. — Kaum mag ich Sie nun mehr nach Deutſchland fragen, denn ich ſcheue Ihre Unbilligkeit.“

„Ohne allen Grund, denn ich fühle mich zu gut, um mit gewiſſen oder ungewiſſen halbbetrunkenen, nüchtern taumelnden Schreiern alle Woche ſiebenmal gegen das arme alte Mutterland gemeine Sache zu machen. — Auch der Bär gehört ja immer noch zu den edeln Thieren; doch lebt er freilich nicht immer in dem beſten Verhältniſſe und eben dieſe Verhältniſſe können mich allerdings jammern. Das Geſchäft des Bedauerns aber ermüdet leicht, und ſo wollen wir lieber über die vielen unbeholfen tanzenden Bären in guten Stunden lachen.“

„Und doch, erwiederte Dorothea, „ſind ſo manche ächt Geiſteskönige, die wahren, großmüthigen, ſchönen Löwen aus unſerm Deutſchland, das ſie nur mit Bären bevölkern, hervorgegangen.“

„Nicht bloß mit Bären bevölkere ich es, ſondern auch mit Millionen Ochſen und Kühen, Ziegenböcken und Schaafen; jene Löwen aber, von denen Sie reden, leugne ich durchaus nicht, ſondern möchte vielmehr die Großmuth derſelben doppelt rühmen, daß ſie alle die zahlloſen Heerden ſtets — ungefreſſen ließen. Der Wolf in der bekannten Fabel, der das Schaaf frißt unter dem Vorwande, es trübe ihm das Waſſer, war ſchwerlich ein Deutſcher, denn bei uns trüben gewöhnlich jene Schaafe, Stiere, Böcke u. ſ. w. das Waſſer wirklich, und die Löwen und andere edle Thiere zeigen ſich bei dieſer Ungebühr als ſanfte Philoſophen. Wölfe haben wir wenig, doch unzählig viele, die es ſeyn möchten. Das Sündigen wollen iſt weit häufiger als das Sündigen; wenn aber das Betenwollen (nach dem

Ausſpruche der Mutter Claudia Galotti) eben ſo ſo viel iſt als beten, ſo möchte freilich" ....

20.

Hier wurde das Geſpräch unterbrochen, denn wenn auch im Anfange deſſelben die einzeln erſcheinenden Herren und Damen mit einer freundlich bewillkommenden Verneigung abgefunden werden konnten, ſo wurde es doch jetzt dem Alten zu viel und er flehete die grauſame Nichte, die ihn ſo lange im Stich gelaſſen hatte, um Hülfe an. Es hatte ſich ſogar eine ſehr geputzte geheime Hofräthin, die zuweilen zu flüſtern glaubte, während ſie doch ziemlich laut ſprach, geäußert: „Wir ſind der gezierten Mamſell wohl nicht vornehm genug," und die Vertraute hatte begütigend erwiedert: „Die Mamſell iſt lange in der Schweiz geweſen und bei den hohen garſtigen Bergen wird man leicht confuſe und roh." — Der Alte war in ſeinem augenblicklichen Unmuth gegen die Nichte, die, ſeiner Meinung nach, viel zu lange bei Eduard verweilt hatte, boshaft genug, ihr die eben vernommenen Bemerkungen wieder zu erzählen; fand ſich aber in Hinſicht der Wirkung ſehr getäuſcht. „Nichts in der Welt," ſagte Dorothea im Fluge, „iſt ſo ergötzlich, als das völlige Gegentheil des Rechten, und ich möchte mich zuweilen wirklich in der Verlegenheit wünſchen, ich wäre ein bischen zornig. Die Vertraute mit ihrem Zorn gegen die überſchwenglich unartigen Schweizerberge trifft es ſchon beſſer."

Es ging nun alles den gewöhnlichen Gang ſolcher Societäten. Man ſprach vom Wetter und Literatur, Theater und Muſik, von den durchgängig artigen Kindern und den durchgängig unartigen Dienſtboten ſämmtlicher Honoratioren; nur nicht von Politik, ſo ſehr man auch Luſt gehabt hätte, denn das bedenkliche, trockne, ſatyriſche Geſicht des Alten hielt davon ab. Er hatte nämlich draußen in den Kaffeegärten, und daheim in den Clubbs nicht ſelten geäußert, es ſey doch gut und vielleicht gar nöthig um etwas Hörenswerthes über Politik reden zu können, ſich erſt ein wenig zu unterrichten, was wohl überhaupt ein Staat ſey und was es mit deſſen Verfaſſung und Haushaltung auf ſich habe. Dabei ſey es ferner recht gut und zweckdienlich, wenn man erſt einen feſten Fuß in der Geſchichte habe, und z. B. mit der Hiſtorie ſämmtlicher Staaten wenigſtens ſeit Karl dem Großen — (man ſehe, wie Mäßiges er verlange) — in möglicher Vollkommenheit vertraut ſey. Da nun aber die meiſten Sprecher und Sprecherinnen ſelten mehr wiſſen als was die Zeitung von geſtern und heute (die von vorgeſtern iſt bereits zum Einwickeln wirthſchaftlich verbraucht worden) mitgetheilt hat, ſo wurde ihnen bei ſolchen ſonderbaren Prätenſionen unheimlich zu Muthe und der alte Mann erſchien ihnen als ein trübſelig abgeſchmackter Pedant. In ſeiner Nähe ſchwieg man jedoch, was auch in jedem Falle das bequemſte war.

21.

Es iſt leider wenigen Damen der Geſellſchaft nachzuſagen, daß ſie Dorotheen keinesweges aus Liebe zu ſich hin verlangten; ſie hatten ihr nur das lange Geſpräch mit Eduard nicht gegönnt. Dennoch dankte ihnen das Fräulein, als ſey es aus Liebe geſchehen, worüber jene innerlich kicherten und lachten, daß ſie ſich ſelbſt auf die offenſte Weiſe der Ironie nicht verſtehe. Dergleichen unerhörte Verſtandes-Verſchränktheit glaubten ſie beſtrafen zu müſſen, und da ſie lange genug für ſich ſelbſt ennuyant geweſen waren, ſo wollten ſie nun auch dieſes Gefühl rings umher und beſonders an Dorothea austheilen. Leere Damen und platte Herren — es iſt freilich kein zarter Gedanke, aber ein wahrer — können zuweilen ganz deſperat werden über die eigne geiſtige Hohläugigkeit und Seelendürre. Dann wandeln ſie gleich einer anſteckenden Krankheit — wie die Gripe etwa — herum; und wen ſie berühren, der wird für Minuten oder Stunden ganz matt und wie ohnmächtig.

Gehe es aber in deutſchen Geſellſchaften auch noch ſo bedenklich her; der bloſe Klang der Worte „es iſt aufgetragen" macht manches wieder gut, und man hat Beiſpiele, daß ſehr verdrießliche Geſichter ſchon nach dem erſten wohlzubereiteten Gericht ganz freundlich geworden ſind. Ehe **es** aber ſo weit kommt, droht noch ein ſchwerer Augenblick: wir ſehen nach dem Zettel der (auf der zierlich zuſammen gefalteten Serviette) uns unſern werthen Namen entgegen ruft. Der lächelt uns noch leidlich an, aber die Nachbarn oder Nachbarinnen rechts und links die uns für drei Stunden zu Lebensgefährten gegeben worden ſind, können uns zuweilen einen Seufzer ablocken.

„Einer ſolchen grauen Möglichkeit,“ ſagte Eduard ſchon einige Augenblicke vor dem entſcheidenden Augenblick, „werde ich mich nicht ausſetzen. Hier hilft die unbefangene Eigenmächtigkeit und — in Gottesnamen — auch die Grobheit am beſten.“ Und ſo nahm er augenblicklich ſehr entſchieden und als könne dagegen gar nichts eingewandt werden, den Platz neben Dorotheen ein.

22.

Das leiſe Murren in der Geſellſchaft das ſich über ein ſo ſeltſames Verfahren erhob, machte ihm ſogar einiges Vergnügen. Nur die unzufriedene Miene ſeiner Nachbarin glaubte er verſcheuchen zu müſſen und ſagte: „Man hat mich lange genug und oft in's Leere hinein gelobt, ſo möge man mich denn einmal auch bemurren, denn zum wirklichen Anmurren hat man ſchwerlich den Muth. Sie ſelbſt, Theuerſte, können mir nicht zürnen, denn wie mag ſich ein freies Gemüth dem blinden Looſe unterwerfen, das dieſe verruchten Zettel ausſprechen!"

„Dieſe Zettel," erwiederte das Fräulein mit ruhiger Kälte, hat mein guter ‚ſehr kluger' Oheim gelegt, und es geziemt Ihnen nicht, ſie zu ignoriren. Indeſſen haben Sie nun einmal die Unſchicklichkeit begangen, die ſich durch Sprechen darüber am wenigſten vermindern läßt. Ich muß mich dabei beruhigen, daß es doch am Ende ſehr unbedeutend iſt, wer bei mir ſitzt."

So ſchneidende Worte hätten manchen aus der Faſſung bringen können, und auch Eduarden machten ſie auf eine halbe Stunde verlegen, dann aber war er auch wieder mit ſich ſelbſt im Reinen. „Es iſt doch in der tiefſten Tiefe nur Affectation," meinte er. „Sie fühlt ſich doch geſchmeichelt und die Geſchmeichelte vergiebt gern, oder hat vielleicht gar nichts zu vergeben, denn innerlich iſt ſie ſeelenvergnügt. — Die ſchöne Dorothea, ſagte er lauter, indem er mit einer leichten Wendung ihre Hand ergriff und an ſeine Lippen führte, hat nunmehr geſcholten und kann deshalb nicht weiter zürnen, denn die ſchöne Dorothea iſt auch die edle und die wird nie nachtragen. Habe ich irgend einem zarten Jüngling, einen jetzigen ſchwer errungenen Platz genommen, und er fühlt gerechten Schmerz; nun ſo möge er thun was ihm beliebt; ich bin ja zufrieden. — Aber nun — bitte bitte — nun auch kein Wort mehr dieſer Art!"

Dorothea mußte wirklich, wenn auch nicht gute, doch gelaſſene Miene zu dem Spiel machen. Dann aber wandte ſie ſich mit einer ſehr freundlichen an ihren Nachbar zur Rechten, und ſagte ihm, da ſein bedeutendes Alter die gewöhnlichen Rückſichten aufhob, etwas recht Schmeichelhaftes, bei dem es vielleicht ſchade iſt, daß die Annalen der Stadt nichts Näheres darüber berichten. Aber ach! ſie hätte eben ſo gut ihre angenehmen Reden an den groſen Roland in der Altſtadt Brandenburg an der Havel richten können, denn ihr Nachbar theilte mit dieſem ſteinen Helden die Taubheit.

23.

Eduard, der längſt wußte wie es mit dem Manne ſtand, ſagte: „Das Schickſal eines berühmten engliſchen Trauerſpiels „Sophonisbe," wurde einſt dadurch entſchieden, daß bei dem nicht ſattſam rührenden Ausruf: „O Sophonisbe! Sophonisbe! o!" eine Stimme im Parterre parodirend ausrief: „O Jakob Thomſon! Jakob Thomſon! O!" — Ihr trefflicher Nachbar kann Ihnen nichts weiter erwiedern als: „O mein Fräulein, mein Fräulein, oh! —"

Damit aber that Eduard dem Manne offenbares Unrecht, denn dieſer hatte ſich, wie ein ächter wohlgebildeter Tauber, eine Art von Syſtem gemacht über die Reihenfolge der currenten Fragen die an ihn gerichtet wurden. Die erſte, meinte er, müſſe nothwendig ſein Befinden angehen. Er erwiederte deshalb dem lieben freundlichen Geſicht: „So ziemlich, meine wertheſte Demoiſelle, bis auf den böſen Huſten, der ſo ab und an ſich meldet, aber freilich das Wetter! das Wetter!"

„Ja wohl," ſchrie Eduard ihm entgegen, um

Dorotheen die Pein des all zu lauten Sprechens abzunehmen, „das Wetter ſelbſt iſt in Deutſchland zu einem Fluche geworden, und keine Nation wettert ſo viel als die unſrige.“

„Ei bei Leibe!“ erwiederte der Alte, der den Mentor wirklich verſtanden hatte, „ein wenig ſeufzen darf man wohl, aber fluchen mitnichten.“

Dorothea ſah gegen ſich über einige Geſichter, von denen vielleicht Hülfe zu erhalten geweſen wäre, aber ein Geſpräch ſo hinüber und herüber iſt kaum ſchicklich und bei der Ueberfülle von Speiſen und Blumen, die eine feſtliche Tafel zu ſchmükken pflegen, nicht wohl thunlich. So mußte ſie ſich in ihr Geſchick ergeben, daß ſie nunmehr lediglich auf Eduards Unterhaltung anwies. Indeſſen bedarf es in ſolchen Fällen bei wohlorganiſirten Naturen nur eines einzigen Augenblicks ruhiger Ueberlegung, um des Verdruſſes Herr zu werden. ‚Ich wollte ihn ja näher kennen lernen, es war ja mein Wille und ſo mag es gut ſeyn.‘

Eduard hatte indeſſen, gleichſam um Dorotheens Ruf zu ſchonen, und den Neid der Nachbarin nicht zu ſehr zu reizen, mit dieſer einige ſeidenweiche Worte gewechſelt, ſo wie mit den Nachbarn einige von jener Gattung, die eher ‚des Igels Haut‘ glichen, von der uns ſchon das Altklaſſiſche A B C Buch unterrichtet, daß ſie ‚voll Stacheln iſt.‘ —‘ „Sie ſind mir Dank ſchuldig,“ ſagte er jetzt, indem er ſich von neuem zu Dorotheen wandte, „ich habe meine Pflicht erfüllt gegen die linke Seite und ſchräg gegenüber, ich habe vortreffliche Rede geführt mit der Hofräthin und dem Secretair lediglich damit es nur heiße, ich habe mich nicht allein mit Ihnen unterhalten. Was ich geſprochen: die Götter ſelbſt wiſſen es nicht, außer in ſo fern man auch um das Nicht und in das Nichts wiſſen kann. Ein berühmter deutſcher Schriftſteller äußerte einmal, es gebe auch ein reines ganz über alle Maaßen reines Denken ohne allen Inhalt. Er kam damit nicht durch; auf meine ſo eben geführte Converſation hätte er aber ſich berufen dürfen, denn wie weich oder wie rauh auch die Worte klingen mochten, ein Inhalt wollte ermangeln. — Aber Sie ſind nicht ganz heiter, und wenn Sie das nicht ſind, ſollte es auch keiner ſeyn. Wenn Sie nicht gleich ein wenig lächeln, ſo nehme ich die einzige Rache wovor ſich Ihr mildes Gemüth fürchten kann: ich ärgere nämlich die ganze Geſellſchaft, ich rufe ihr philoſophiſch-moraliſche Ketzereien und äſthetiſche Paradoxien zu, ich myſtificire und perſiflire ſo arg, daß den lieben Seelen allen kein Biſſen ſchmecken ſoll, und Sie allein ſind dann Schuld."

24.

Es war Zeit ihn zu unterbrechen, um nur wenigſtens eine gewiſſe Ordnung in die Unterhaltung zu bringen; das Mittel aber welches ſie dazu wählte war nicht das Beſte. —

„Ich bin ſo lange nicht in X geweſen," ſagte ſie endlich, „daß mir der größte Theil der Geſellſchaft meines lieben Onkels fremd iſt. Nennen Sie mir doch einige, aber mit discreter leiſer Stimme."

„Jetzt," triumphirte Eduard innerlich, „jetzt iſt ſie verloren, das heißt: jetzt iſt ſie mein. Ein Mädchen das einen Jüngling um irgend etwas leiſe fragt, und eine leiſe Antwort haben will —

und wäre auch nur von dem jetzigen Grade des Thermometers die Rede — macht doch mit ihm gemeinſchaftliche Sache, und fällt in ſeine Netze. Jetzt darf ich ſchon etwas mehr wagen, und kann ihr mein Talent im Charakteriſiren zeigen.

„Wohlan!“ ſagte er, „laſſen Sie uns von Ihrem Herrn Onkel beginnen, über den ich nichts zu ſagen wagen darf, als daß ich das Glück eine ſolche Nichte zu haben, doch ein wenig zu auffallend, enorm und impertinent finde; denn da bekanntlich ſämmtliche menſchliche Tugenden nicht ‚ſelig‘ machen können, ſo ſehe ich nicht ein wodurch er es verdient haben mag. — Ich fühle ſelbſt, daß dieſe Rede ein wenig fade klingt, doch wie vom Erhabenen zum Lächerlichen nur Ein Schritt iſt, ſo auch nur Einer von tiefer Rührung zur ...... Fadheit.“

„Die alte Dame neben ihm,“ fuhr Eduard fort, „wird von der ganzen Stadt mit einem einzigen Pinſelſtriche als ‚ſehr ſchätzbar‘ bezeichnet, denn da ſie reich iſt, giebt ſie auch vielen zu verdienen, und verdienen wollen wir alle: — Beifall, Rang, Geld und endlich den Himmel. Ich würde ſie ein pſychologiſches Räthſel nennen, wenn nicht zu allen Pſychologiſchen nothwendig eine Pſyche vorhanden ſeyn müßte, und dieſe iſt es die ich bei ihr vermiſſe. Sie hat in ihrem ganzen Leben nie eine Idee, nie einen Gedanken, oder einen halben oder Viertels=Gedanken, nie eine Anſchauung, ja ſelbſt nie ein entſchiednes Gefühl gehabt. Sie iſt weder ernſthaft noch ſcherzhaft, weder ſentimental noch naiv, und lebt gewiſſermaßen nur weil es ſo Herkommens iſt. Sie iſt nicht viel und nicht wenig, vielleicht auch nicht einmal — nichts; ohne etwa eine Minusgröße, ſie iſt eine Pſeudo=Perſon, die zuvor noch viel Schulden zu bezahlen hat, ehe ſie zu einem Nichts wird. Vielleicht bezahlt ſie einmal die Schulden der ganzen Stadt und dann erhebt ſie ſich zu dem ſehr ſchätzbaren Nichts.“

„Bei ſolchen übertriebenen Uebertreibungen,“ erwiederte Dorothea, denkt man zuletzt gar nichts mehr, und Ihre unſittliche Schilderung iſt auch eine nichtige.

„Ihr zur Seite,“ fuhr Eduard fort, „ſitzt ein Dichter, ein Dichter der ſich die Poeſie angewöhnt hat wie etwa den Schnupf= und Rauchtabak. Er hoffte jedoch wie ein Mond durch ſeine

Rauchwolken hindurch zu wandeln, was in jedem Falle einen romantiſchen Anblick gewährt haben müßte, da ja eben das Romantiſche in dem zugleich angeſchauten Erhabenen und Angenehmen beſteht, wobei eines das andere neutraliſirt. Das Publikum fand ihn aber weder als Mondlicht noch als Rauchwolke noch als Beides zu gleicher Zeit anziehend. Ganz Deutſchland hat ihn vergeſſen und ich als guter Deutſcher auch. Nur in dem Meuſelſchen Deutſchland ſteht ſein Name, das heißt: namenloſer Name. Er hat jetzt ſeine Poeſie der Nachbarin gewidmet, die er zu beerben hofft wenn ſie es einmal müde wird, als Minnesgröße aufzuſtehn, Thee zu trinken, ſich friſiren zu laſſen u. ſ. w.“ —

25.

Dorothea hielt nicht ohne Mühe einen Verweis zurück und ſagte dann: Der nun folgt ſoll ein ſehr wackerer Mann ſeyn.

„Ganz gewiß,“ erwiederte Eduard, „denn er hat ſo viele Tugenden, daß ich mich anheiſchig mache, für jeden Buchſtaben im Alphabet eine bei ihm zu finden, z. B. A angenehm, B bedenklich, C creuztrageriſch, D demüthig, E edel-ennuyant. Nur für das K findet ſich lediglich ‚kleinlaut,' denn ‚Kraft' will ermangeln. Dennoch ſcheint er bei ſo vielen Tugenden nicht glücklich, und er wird wohl im Ernſt daran denken müſſen ſich einige abzugewöhnen, da ihn die Laſt derſelben faſt gedrückt. Ich in ſeiner Stelle würde über alle meine Moralitäten ein ordentliches Buch führen, Regiſter halten, und für jede einzelne Tugend eine aparte Belohnung von dem Himmel fordern. Wir können in dieſer Hinſicht unſer eigenes Gedächtniß nicht genug auffriſchen; und wie ich einſt die Namen der ſämmtlichen römiſchen Kaiſer in Reimen leicht gelernt habe, ſo ſollte auch er ſeine Vortrefflichkeiten in Verſe bringen laſſen, um ſie ſich gegenwärtig zu halten. Wie leicht mag auch hierbei ein Mißgriff ſtatt finden! — Wenn wir uns z. B. freuen, daß wir demüthig ſind, ſo kann uns plötzlich einfallen, ob wir auch großmüthig ſeyen; da machen wir uns denn wohl gar Scrupel und werden verdrießlich; iſt aber einmal erſt der ganze Tugend-Katalogus fertig und zwar in

Verſen, ſo kann uns kein Zweifel mehr beſchleichen, wir gehen geſichert mit dem ganzen ſtattlichen Sittlichkeits-Alphabet auf dem Kopfe, durch die ſtaunende Welt und nehmen die gebührende Huldigung an."

„Ihm ganz unähnlich iſt ſeine Nachbarin. — Nach einem [illegible]chtigen Nervenfieber wurde ſie einmal recht ordentlich fromm, ich glaube auf drei oder viertehalb Monate, denn die Reconvalescenz nahm auch viel Zeit weg. Als aber die Geſundheit nicht bloß wieder kam, ſondern weit beſſer ward als je vorher, und als die Dame vollends eine unvermuthete nicht unbeträchtliche Erbſchaft that, fand ſie in der Frömmigkeit nach und nach etwas fatiguirendes, und ich habe ſie ſogar einmal bei Voltaire's Candide und Parny's guerre des Dieux ertappt. Ich nehme ſie indeß völlig in Schutz, denn — (wie ſtreng auch ſonſt meine Forderungen an das Menſchengeſchlecht ſind;) — daß man bei guter Geſundheit, hübſchem Geſichtchen und gefüllter Kaſſe ganz erſtaunlich fromm ſeyn ſolle: das zu verlangen kann ich nicht über das Herz bringen."

26.

„Noch viel verſchiedener von jenem Tugendhelden,“ fuhr Eduard fort, „iſt der nun folgende Mann, mein etwas ruchloſer, doch innig geliebter Freund, der privatiſirende Gelehrte. — Das klingt gefährlich, iſt es aber nicht. Dieſer junge Mann hat eigentlich nur einen einzigen Gedanken und Wunſch, den, ‚ein ungemeines Aufſehen in der Welt zu machen.‘ Das iſt nun recht artig, aber ach! was bieten ſich hier für Mittel? Sie ſind faſt alle entſetzlich ſchwer. Er könnte freilich ſtreben ein großer Held zu werden, Feſtungen einzunehmen, und Schlachten zu gewinnen, doch das dauert ſo lange, und iſt — anderer Schwierigkeiten gar nicht zu gedenken — auch lebensgefährlich. Dazu kommt noch, daß man ſich doch nicht immer die Schlachten beſtellen kann, die man gewinnen möchte. — Er könnte ferner ein großer Gelehrter werden, aber hier finden ſich leider nicht minder Difficultäten. Wir Deutſche ſind leider ſchon ſeit Jahrhunderten ſo enorm gelehrt, daß ſich auf dieſem Wege nur noch wenig Lorbeer pflücken läßt. Hat z. B. ein ehrlicher Mann zehn Jahre lang lateiniſch und griechiſch, ſyriſch und arabiſch mit gierigen Lippen aufgetrunken, und bekommt nun Luſt ſich dafür bekränzen zu laſſen; was muß der Arme erleben? Kein Hund und keine Katze bekränzt ihn, ſondern bellt und miaut ihn an: „was er denn wolle? Viele hundert ſeidene und plüſchene Gelehrte Deutſchlands verſtänden eben ſo viel und noch mehr.“ — Er könnte freilich auch ein großes Genie ſeyn, und ich für meine Perſon würde nicht das Mindeſte dagegen haben, wenn er es nur wäre. Wie gern begrüßte ich in ihm einen potenzirten Leſſing, Göthe oder Jean Paul! aber es geht wahrhaftig nicht, und zwar aus dem verwünſchten Grunde, weil er es nicht iſt.

Er hat ſo oft und vielmals in kritiſchen Blättern bald mit lateiniſchen, bald deutſchen Buchſtaben geflucht und geſchworen, daß Leſſings Dramen nichts weiter ſeyen als gute Rechenexempel, daß Göthe weder draſtiſch noch theatraliſch ſey, und daß Schiller, wie nunmehr ſelbſt ein ſechszehnjähriger Kritiker ſchon an den Schuhſohlen abgelaufen habe, auf dem Reflexionsſtandpunkt wie gebannt und gleichſam angenagelt ſtehe. — Ich ſage: er hat zum Erſchrecken aller deutſchen Bundesſtaaten dieſe und ähnliche grandioſe Urtheile ſo oft drucken laſſen, daß er ſelbſt zuletzt an dieſelben glaubt und ſich für viel vortrefflicher als die Angegriffenen hält. — Seit der letzten Michaelmeſſe — oder war's um Martini? — iſt leider auch Shakſpeare, den er ſonſt noch für einen leidlichen Poeten paſſiren ließ, bei ihm — der Himmel weiß weshalb — ſehr geſunken, ſo daß Pylades jetzt doppelt erhaben, aber auch ſehr allein da ſteht, wie ein alter Hahn von Meſſing auf einem Hospital. — Aber ach! wenn der geliebte Menſch nun ſelbſt Dramen ſchreibt oder Romane, oder Novellen, — was kommt dabei heraus? Es ſind, unter uns geſagt, armſelige ſchwache Würmchen, die ſich unluſtig im Sande herum bewegen; — oder er giebt uns gemalte Flammen, an denen bekanntlich nicht einmal die kleinen Stachelbeeren und Kirſchen reifen können, oder nüchterne Unſinnigkeiten, die ſich gar zu gern für Tollheiten und Raſereien ausgeben möchten, doch gehört dazu ſchon mehr und er erreicht dergleichen Herrliches nicht. — Als Kritiker hat er nunmehr faſt ſämmtliche Schimpfwörter, die nur irgend in einem guten Lexicon vorkommen können, erſchöpft. — Manche derſelben würde freilich kein betrunkener Bootsknecht ohne Erröthen ausſprechen; Er aber der Nüchterne ſchreibt ſie ruhig mit der rechten Hand nieder, während die linke die Kakaotaſſe zum Munde führt. Es ſtärkt ihn dabei die Hoffnung, es werde ihm von allen Seiten auf eine ähnliche Weiſe geantwortet werden, wodurch bekanntlich die wahre Celebrität mit einemmale in die Höhe ſchießen und in Blüthe ausſchlagen würde; der Satan aber (an den ich völlig glaube, weshalb auch kein Frommer an mir verzweifelt) der Satan ſage ich, gönnt ihm auch dieſe unſchuldige Freude nicht. Man lieſt den Tapfern entweder nicht, oder man fragt überhaupt den Kuckuk nach ihm. Er hat mir ſchon oft ſein Leid geklagt, und unter den Fuß gegeben, ich möchte ihn doch einmal in einem vielgeleſenen Blatte recht tüchtig herunter machen. Vielleicht laſſe ich mich auch bald erweichen und ſchelte ihn einmal mit großen Buchſtaben einen rohen, nichtswürdigen, des allgemeinſten Abſcheues werthen Kerl, der ſein ſonſt ſchätzbares Talent — an das ich übrigens nicht glaube — leider ſtets mißbrauche. — Indeſſen ſind jene Ausdrücke in unſerer Zeit noch viel zu milde und helfen deshalb auch nicht genug. Verſtärke ich ſie aber auch noch ſo ſehr, z. B. mit einer etwanigen ‚Beſtie‘ — erſchrecken Sie nicht, Theuerſte — Er wird ſie doch gern hören, ſobald nur von ‚Talent‘ und deſſen ‚Mißbrauch‘ am Schluſſe die Rede iſt; denn ſchöner klingt nichts als dieſe Redensart, und es ſcheint als wenn ein Talent, das gemißbraucht wird, größer ſey, als ein gut angewandtes. Das letzte hat doch immer etwas von Philiſtrigkeit Angeſäuertes.

27.

Dorotheen war während dieſer langen, bizarren Rede faſt der Athem ausgegangen, und ſie bedurfte einige Minuten um antworten zu können: „Und einen ſolchen Menſchen für den ich gar keine Bezeichnung weiß, nennen Sie Ihren Freund?“

„Ach, meine Theuerſte,“ erwiederte Eduard, „es giebt in der Freundſchaft mehr Stufen als zu der Höhe des Blocksbergs hinauf, und ſelbſt auf dieſem Gipfel hat bekanntlich der Teufel oft ſein Spiel gehabt, unbekümmert um all die ſublimen Tugendſprüche und ſüßen Empfindſamkeiten die das naheliegende Brockenbuch enthält. Im parterre noble meiner Freunde ſitzt dieſer privatiſirende Gelehrte freilich nicht, doch etwa im ſieben und ſiebzigſten Range — die Bühne freilich weiß von keinem ſolchen — mag er immer ſein Stühlchen einnehmen. Und dann .... Du lieber Gott, man muß nehmen was man kriegen kann, und unſer gutes X bietet keine reiche Wahl. Man kann nicht immer Tokayer bekommen, und auf einer Novemberreiſe durch die Lüneburger Haide nimmt man auch mit einem Glaſe Kornbrandtwein der geringſten Sorte vorlieb. Es hilft doch gegen den böſen Nebel, und der ehrliche Mann der zum erſtenmale — vor Jahrhunderten vielleicht — den luſtigen Deſperationswitz machte, daß der Nebel nur ein umgekehrtes Leben und das Leben nur ein umgekehrter Nebel ſey, hatte wahrhaftig Recht. — Zum Henker! — (der reichlich genoſſene Champagner ließ den fluchenden Jüngling vergeſſen, daß er zu einer feinen Dame ſprach, die er ohnehin inbrünſtig liebte) — Zum Henker! kann ich es denn beſſer verlangen, als die Shakſpearſchen Prinzen von England und Dänemark? Hat dieſer liebenswürdigſte aller liebenswürdigen, in Lebensfülle übermüthige Prinz, dieſer anmuthige Müſſiggänger einen wahrhaften Freund gefunden? Kein Moraliſt — er ſey nun aus Wolfiſcher oder Kantiſcher Schule — kann das zugeben, denn bekanntlich muß das Sittengeſetz die Grundlage, ja gleichſam das Kellergewölbe des Freundſchaftspalaſts ſeyn. Dieſer Falſtaff aber iſt freilich der König des Humors, doch als Oberprieſter im Tempel der Weisheit und Tugend kann er ſchwerlich gelten, und ſeine Geſellen Bordolf, Nym, Piſtol u. ſ. w. dürften ſich als Opferer auf dem Altar der Anmuth und Würde nicht wohl ausnehmen, ſo wie freilich auch Frau Hurtig und Dörtchen nicht. — Was ſoll aber der Prinz machen? einen Freund muß nun einmal der Mann haben und ſo nimmt er was ſich findet.“

„Noch bei weitem ſchlimmer ſteht es mit Hamlet, der weder in Dänemark, noch Norwegen, noch England einen genügenden Freund hat auftreiben können, und ſich deshalb mit dem Horatio begnügen muß. Wer aber iſt der Mann? um es mit Einem Worte zu ſagen: ein Stock, ein treuer zwar, aber doch ein Stock. Das iſt nun freilich wenig, doch etwas, und ich gebe meinen privatiſirenden Pylades gern dafür hin.“

28.

Der nun folgende alte Mann, der indeß noch freundlich in die Welt hinein ſah, war Rector der erſten Stadtſchule in X, allgemein geſchätzt und geliebt, da faſt ſämmtliche Honoratioren und Nicht-Honoratioren des Orts, von ihm, in den verſchiedenartigſten Zeiten, mit Erfolg oder doch mit gebührendem Fleiß unterrichtet waren. „O bei allem,“ rief Eduard, „was in dieſer Welt trocken iſt, ſchwöre ich, dieſer Mann hat in der Trockenheit etwas geleiſtet. Der Märkiſche Sand in den Hundstagen, eine Nachmittagspredigt zwiſchen Weihnachten und Neujahr, übriggebliebener Zwieback von einer langen Seereiſe, eine Morgenpromenade mit einer frommen alten Jungfer — das alles iſt unleugbar trocken, aber der grammatiſche Unterricht dieſes Mannes und der Mann ſelbſt vom Scheitel bis zur Ferſe iſt doch noch nüchterner und trockner.“

Dorothea hatte ſonſt die gute Gewohnheit, ſobald jemand Miene machte, über eine ihr beſonders werthe Perſon ein Urtheil zu fällen, durch irgend eine heitre Wendung der Converſation das Ausſprechen dieſes Urtheils ſelbſt zu verhindern, aber in der traurig erregten Stimmung des heutigen Abends war dieſe Vorſichtsmaßregel unterlaſſen worden. Jetzt aber brach ihr unterdrücktes Gefühl hervor und ſie ſagte: „Ich kenne dieſen Mann, er iſt der Freund meines Oheims, von edler, einfacher Bildung, der in ſeiner ruhigen Gediegenheit, die Sie Trockenheit und Nüchternheit nennen, jeden gehaltlos wäßrigen Spott leicht zu nichte macht, oder kaum bemerkt. — Sie waren wohl nie ſein Schüler; ſonſt müßten Sie doch einige Dankbarkeit für ihn empfinden.“

„Ich war anderthalb Olympiaden ſein Telemach, aber dieſer Mentor erſchien mir immer noch viel ermüdender als der bei Fenelon. Was aber die Dankbarkeit betrifft, ſo ziemt dies ſchwächliche

Gefühl dem harmoniſch gebildeten Manne keinesweges, der immer nur der reinen Idee folgen ſoll. Wollen Sie mich an die Tugend der Hunde verweiſen?"

„Welche Worte!" rief Dorothea mit flammendem Auge. „Worte! Worte! und nichts als Worte! ein Strohkranz der von der leiſeſten Fingerberührung zerbröckelt. O wenn Sie jenes Gefühl nicht kennen, ſo lernen Sie es kennen, und ſollten Sie es auch von jenen Thieren lernen."

29.

Man hätte freilich glauben ſollen, Eduard würde über ſolche Rede wenig Freude haben können, allein es war gerade das Gegentheil der Fall. „Ein Streit mit der Geliebten," ſagte er leiſe zu ſich ſelbſt, „und noch dazu ein ſo heftiger! … es giebt nichts köſtlicheres — das verkündet den Sieg, ja er iſt es ſchon."

Dorotheens auflodernde Flamme war bald einer ſchneidenden Kälte gewichen. In dieſem Tone ſprach ſie jetzt: „Und Sie, Sie der nunmehr den größten Theil der Geſellſchaft in witzig ſchauerlichen, luſtig grauſamen Bildern vorübergeführt hat, haben Sie den Muth, jetzt auch ſich ſelbſt zu ſchildern? Wer ſind denn Sie? — Reden Sie: Wer ſind Sie?"

Eduard war nur für einen Augenblick überraſcht, dann erwiederte er: „Ich fühle jetzt nur ein Einziges in mir, wofür unſre Sprache nur ein ſchlechtes abgeriebenes Wort hat: ich bin Ihr Liebhaber, der Liebhaber der Schönheit und des edlen Sinnes. Ja, theuerſte Dorothea, mein ganzes Leben iſt Ihnen geweiht, ich liebe Sie und werde Sie ewig lieben."

„Sie lieben mich? und zwar auf ewig?" erwiederte die Jungfrau, indem ſie die Worte einzeln und mit Mühe, wie etwa eine Zeile aus unleſerlich kritzlicher Handſchrift herausgebracht, ausſprach. Was wiſſen Sie von mir? was von der Liebe? und vollends von der Ewigkeit? Für Sie iſt das Alles nichts als ein zufälliger Gegenſtand hinüber und herüberfahrenden Geſprächs. Bei Gott, ich möchte nicht gern bitter werden, ich könnte eher weinen, wenn ich Worte wie ‚Liebe' und ‚Ewigkeit' aus Ihrem Munde höre, denn mich ſchaudert bei dem Gedanken, daß dieſe Worte bei Ihnen nur Worte ſind, und daß ſelbſt in Ihr Gebet ſich noch leichtfertige Ironie hinein miſchen könnte.“

Eduard ſchien ſehr betroffen, denn obwohl er allerdings kaum eine andere Antwort erwarten durfte, und ſo gewiß er auch in ruhigen Stunden ſich anders und klüger würde benommen haben, ſo hatte ihn doch nun einmal die Begeiſterung launiger Eitelkeit über alle Grenzen hinaus geriſſen. Jetzt aber kam er ſich vor wie etwa der Oberjägermeiſter (in der alten anmuthigen Oper: Una cosa rara), dem am Schluß die Königin den Orden abnehmen läßt, weil er bei ſeiner übeln Geſinnung keinen tragen dürfe; — und, von allen Scherzen, Inverſionen und Wortſpielen verlaſſen, ſagte er matt hin: „Ihre Antwort macht mich ſehr unglücklich!“

30.

„Auch das kann ich Ihnen nicht zugeben,“ erwiederte Dorothea. „Um ſich unglücklich zu fühlen, bedarf man eines Herzens, und das haben Sie längſt zum Schweigen gebracht. Es wird einſt erwachen; doch mich haben Sie dann längſt vergeſſen. Für jetzt leiden Sie nur an gekränkter Eitelkeit; doch auch dafür giebt es ein leichtes Mittel. Sagen Sie der Stadt, die Sie leider zur Vertrauten Ihrer Neigung gemacht haben, daß Sie ſich in mir gänzlich geirrt. Ein langes Geſpräch mit mir habe Sie belehrt, ich ſey wunderlich, ſchwärmeriſch, phantaſtiſch, abſurd, albern, oder wie Sie mich ſonſt nennen wollen. Sie ſtehen in der Meinung der Geſellſchaften dieſer Stadt ſo hoch, daß man Ihnen unbedenklich glauben wird, während ich ihr gar nichts bin. Ich verſpreche Ihnen, kein Wort dagegen einzuwenden, und ſelbſt wenn Zudringliche mir erzählen ſollten, wie ungünſtig Sie über mich geurtheilt haben; ſo werde ich doch ſchweigen. Das wird mir ſehr leicht werden, denn ich gehe in wenigen Tagen aufs Land zurück.' — Noch einmal verſichere ich Sie: ich ſpreche ohne alle Bitterkeit, denn ich bedaure Sie wahrhaft und durch mich — ſey es immerhin eine Schwäche — ſollen Sie ſelbſt die Leiden der gekränkten Eitelkeit nicht erfahren.“

„Sie geben mir viel tiefere,“ erwiederte er noch immer tonlos; als aber jetzt die geheime Hofräthin, die ſich aus eigener Machtvollkommenheit zur Tonangeberin der Geſellſchaft creirt hatte, ihren Stuhl rückte, und alle aufſtanden, erkannte auch er, daß er ſich ſchnell zuſammen raffen müßte, was ihm auch ziemlich gelang. Ein Fräulein mit einem immer lächelnden, hochgerötheten, kleinen Apfelgeſichtchen, die aber eben deshalb die erhabene Königin Eliſabeth in Don Carlos zu ſpielen verlangte, trug ihm, dem alles geltenden Liebhabertheater-Director, im ſchönen Champagnermuthe dieſe Bitte von neuem vor. „In Gottes Namen,“ erwiederte er, „nur hüten Sie ſich vor dem Predigerton, hören Sie wohl? bei Leibe keinen Predigerton! der verſtellt, der macht alles Schöne ungenießbar.“ — Sein Blick ſtreifte dabei Dorotheen und mit dem Bewußtſeyn, noch zum Beſchluſſe dieſe freilich nicht ſonderliche Form der Satyre gegen ſie angewandt zu haben, verließ er raſch den Saal.

31.

Das Geſchwirr der Abſchied nehmenden Stimmen war bald vorüber. Ein alter Diener und eine nicht minder alte Magd räumten den feſtlichen Tiſch ab, und der Bürgermeiſter bemerkte nicht ohne Verwunderung, daß die ſonſt ſo raſch thätige Nichte, in Gedanken verloren, ſich um nichts bekümmerte. Auch als er ſich jetzt mit ihr allein befand, verharrte ſie noch in ihrem Nachdenken, bis er endlich ſeine Hand leiſe auf ihre Stirn legte. „Ich ahne," ſagte er, „das letzte Ende einer langen Converſation, und will Dich nur bitten, die Sache nicht zu ſchwer zu nehmen."

„Doch, mein Vater," erwiederte ſie, „ſchwer war es, recht ſchwer. O mein Gott, habe ich denn das Alles wirklich gehört? Dieſe ewige Sprachfertigkeit, die nichts will als ſich ſelbſt ſprechen hören, dieſer immer lächelnde Witz der in demſelben Augenblicke daß er geboren wird, auch wieder ſtirbt, und doch nur ſtirbt um ſich neu zu beleben, dieſer gänzliche Mangel an Gemüth und Liebe, während doch der höchſte Stolz auf Gemüth und Liebe überall laut wird ..... O mein Vater, das iſt ja keine gute Welt mehr, in der wir leben!" .... Jetzt brachen die Thränen unaufhaltſam aus ihren Augen und der Oheim legte ihr Haupt an ſeine treue Bruſt.

Den guten Alten, der ſonſt einige erträgliche Menſchenkenntniß hatte, überfiel nunmehr — da ein ziemlich langes Stillſchweigen eintrat — eine ſeltſame Furcht, und da er nicht gewohnt war, irgend ein ängſtliches Gefühl bei ſich zu behalten, ſo ſagte er mit ungewohnter Bewegung: „Ach mein Gott! Du liebſt ihn doch nicht etwa gar?" Da lachte Dorothea hell auf, und durch ihre Thränen, denn es iſt eine gar ſchöne Sache, wie leicht eine kindliche, geſunde Seele, die in einem geſunden Leibe wohnt, von den reinen Thränen zum reinen muthigen Lachen übergehen kann. „Mein gutes liebes Papachen," ſagte ſie, „ich könnte mich eher in einen blühenden — Apfelbaum, oder in die Saale bei Jena, oder in die Oſtſee bei Stubbenkammer auf Rügen verlieben, als in dieſen Jüngling, der kein Kind, kein Knabe, kein Jüngling, kein Mann und kein Greis, ſondern nur ein ‚intereſſanter junger Herr' iſt."

„Ich bin," erwiederte der Oheim ſehr heiter, „in meinen ſieben und ſechszig Lebensjahren gewiß nicht ſelten ausgelacht worden — ich wollte ich hätte Buch darüber geführt, ſo könnte ich doch ſagen wie oft — das aber weiß ich, daß ich niemals mit ſo großem Vergnügen mich habe auslachen laſſen, als jetzt von Dir."

„Wir wollen nun aber nicht mehr lachen," ſagte Dorothea, „ſondern ſtill zur Ruhe gehn."

Sie nahm das Licht und ging; als ſie aber ſchon an der Thür war, kehrte ſie noch einmal zurück und ſagte: „Wir wollen recht ſanft ſchlafen, doch nicht eher als bis wir für den Armen herzlich gebetet haben. Bös war er ja nicht eigentlich, und manches Hübſche hat er doch auch geſagt."

32.

Eduard athmete, als er auf die einſame Straße gelangt war, mehreremale tief auf, denn eine Erſchütterung wie dieſe hatte er in vielen Jahren nicht erlebt. — „Das alſo war mein Traum? Das deutete mir der ſchöne Triumphwagen an, von dem ich immer wieder herabfiel? Wie ſtehe ich nun ſo arm da, und in der Armuth ſo verworren! Könnte ich nur jetzt ſo recht von Herzen weinen, und die tiefe Klage in meiner Bruſt rein ausſprechen! — Weinen? Es ſoll auch beruhigende Thränen geben. — Jämmerlich! das paßt nicht für mich. Es wäre doch nur Weichheit oder Weichlichkeit, und vor der muß ich mich mehr hüten als vor der Peſt. Dieſes Herzklopfen wird ſich geben und dieſe Nervenerregung ſchwindet vor einem einzigen Mohnkörnchen, das der Schlaf auf mich wirft. — Morgen früh denke ich ſchon ganz anders.“

Wer aber heute ſchon hofft, daß er morgen anders denken werde, denkt gewiſſermaßen auch heute ſchon ſo, wie jeder der Troſt erwartet von der Zeit, ſchon vor der Zeit getröſtet iſt.

Im Vorzimmer ſeiner Wohnung fand er es ganz wie neulich: Johann war neben einem tief herunter gebrannten Lichte bei ſeinen äſthetiſchen Studien eingeſchlafen, worüber Eduard ſchon jetzt im Stande war die lächelnd bittere Bemerkung zu machen: „Das dürfte man ja wohl, wenn anders gewiſſen neueren Aeſthetikern zu trauen iſt, einen ‚koloſſalen Reim‘ nennen.“ Er näherte ſich dem Schlafenden, gab dem Lichte wieder eine beßre Flamme und ſein Auge fiel unwillkührlich auf ein Buch das aufgeſchlagen da lag. Es waren Schillers Gedichte und unwillkührlich las er:

— — — Man dächte, hört man ſie reden ſo laut,
Sie hätten wirklich erobert die Braut.
Doch gehn ſie aus der Welt ganz ſtill,
Ihr Leben war verloren,
Wer etwas Treffliches leiſten will,
Hätt' gern was Großes geboren,
Der ſammle ſtill und unerſchlafft
Im kleinſten Punkte die höchſte Kraft.

Eduard warf das ſchön eingebundene Buch zornig in die Ecke und ſagte: „Das fehlte noch, daß ich mir Rath geben ließe, und noch dazu von einem Todten. — Doch freilich dieſer Todte ſtand ja auch während ſeines ganzen Lebens immer nur auf dem todten Standpunkte der Reflexion: das weiß ja jetzt jeder äſthetiſche Noviz, und Johann ſoll dieſe Weisheit nächſtens auswendig lernen, um ſie ſelbſt in den Tabagien der Vorſtadt und in den Bedientenſtuben herum zu tragen." — Sein Verdruß ſteigerte ſich von neuem zur Heftigkeit, der es ſogar an giftiger Bitterkeit nicht fehlte. „Ich will auch nie wieder lieben! Dieſe von tauſend Poeten und Nicht-Poeten abgeriebene, zerriſſene und zerfetzte Leidenſchaft iſt meiner unwerth. Mit den Frauen ſoll man nur ſpielen, auch ſind ſie nur glücklich ſo lange das Spiel, Spiel bleibt. Der Mann iſt beſſer und kennt Höheres und Freieres."

Gleich nach dieſen Worten ertönte draußen die Pfeife des Nachtwächters, welcher zwei Uhr abzurufen hatte, ſo ſchneidend grell, daß Eduard, von dem abermaligen derbſatyriſchen Zufall erſchreckt, zuſammen fuhr und ſich beide Ohren zuhielt. Unbekümmert um den im Dunkeln zurückbleibenden Johann nahm er das Licht, eilte in ſein Schlafzimmer und hüllte ſich tiefer als jemals ein in die Kiſſen, um nur nichts mehr zu hören. Der Nachtwächter aber ſang jetzt ein treugemeintes altes Lied, das ſich anfängt:

„Eins iſt noth; ach Herr! dies Eine
Lehre mich erkennen doch —“

und es wäre wohl gut geweſen wenn Eduard zugehört hätte, um das Beſte für ſich heraus zu nehmen.

II.

Weibliche Bildung.

Geſpräche und Charakterſkizzen.

(geſchrieben im Herbſt 1833.)

1.

„Es iſt,“ ſagte die Hausfrau, „es iſt doch auch heute faſt gar zu viel von Bildung die Rede, und die Beiwörter ‚philoſophiſch,‘ ‚äſthetiſch,‘ ‚erhaben,‘ ‚großartig,‘ ‚gediegen,‘ ‚anmuthig,‘ ‚ironiſch‘ u. ſ. w. flattern oft wie bunte Schmetterlinge um mein Ohr. Es wäre wohl gut, wenn wir der Sache einmal näher träten. Sie, Herr Hofrath, nannten vorhin das Fräulein A. hochgebildet. Ich kenne die Dame nicht und frage deshalb ſehr unbefangen: was veranlaßte Ihr Urtheil?“

„Fräulein A.,“ erwiederte der Angeſprochene, „verdient in mancher Hinſicht dieſes Lob. Ihr Vater war ein ſehr roher Mann, und ihre Brüder fügten der Rohheit noch etwas Gemeinheit bei. Da ſtand nun das arme Kind mit ſeinem ſchönen Streben nach Bildung ganz allein, und weinte nicht ſelten ihre bittern Thränen, wenn man ihr zartes Gefühl verſpottete. Endlich fand ſie ſich in den traurigen December-Nachtgedanken, die Männer ſeyen ein für allemal in Bauſch und Bogen wild und unſittlich, und ſie baute ſich deshalb immer tiefer in ihre eigene feiner gebildete Welt hinein. Es ſtört ſie jetzt nichts mehr, was auch wirklich nöthig war, da die Familie arm iſt und ſich im Winter in zwei kleine geheizte Zimmer, zuweilen ſogar nur in eins zuſammenpreſſen muß. Wahrlich! ich mußte neulich die gute Ida ſehr bewundern, als ſie mit mir ein Geſpräch über Victor Hugo, Sue und Balzac ziemlich geiſtvoll durchführte, während ihr Vater ungeheure Dampfwolken ſtürmiſch vor ſich hinrauchte, und ihre Brüder einigermaßen fürchterlich fluchten. Sie machte mich zuletzt ſelbſt aufmerkſam, daß Vater und Brüder die Abſicht hätten ſie zu ſtören; daran ſey ſie aber längſt gewöhnt und frage nichts mehr darnach. „Ehedem,“ ſagte das liebe Kind, „ehedem glaubten die Männer, ein Bischen Melancholie aus dem Hamlet oder Werther genommen ziere den ganzen Menſchen, jetzt machen ſie es ſich bequemer und Schelten und Fluchen und Paſſen ſind gleichſam die Rembrandtiſchen Stiche mit denen ſie ihren Charakter auszeichnen.‘ — Was ſagen Sie dazu?“

„Nichts,“ erwiederte die Hausfrau, „als mit dem Geiſte von Hamlets Vater: O horrible; most horrible! Dieſe eingefrorene junge Dame hat etwas Schauerliches.“

2.

„Faſt,“ ſetzte der Profeſſor hinzu, „möchte man in der Deſperation wünſchen, ſie rauchte lieber mit ihrem Vater und fluchte mit ihren Brüdern, als daß ſie ſich einer ſo froſtigen Oppoſition überließe.“

„Nicht alſo,“ ſagte die Hausfrau, „ſie ſoll ſich nicht wegwerfen, auch nicht an Vater und Brüder, ſie ſoll ihre Weiblichkeit behaupten, nur nicht ſo hochmüthig unglücklich ſich als ein ganz iſolirtes Weſen betrachten.“

Der Profeſſor erwiederte: „Ihre Weiblichkeit behaupten: da liegt es und darum nannte ich vorhin die Wittwe Y ſo ſehr gebildet. Sie kennt nicht bloß Vater und Brüder, ſondern das ganze Männergeſchlecht ſo ziemlich durchweg. Sie hat geliebt und wieder geliebt und noch einmal geliebt und jedesmal zweifelsohne höchſt edel, und iſt dennoch immerdar jammervoll und entſetzlich betrogen worden. Dafür aber ſteht ſie nun auch völlig geſichert da, ſie achtet, wie die Königin Eliſabeth im vierten Akt des Don Karlos, keinen Mann mehr und zeigt dagegen die herrliche Weiblichkeit, über die doch nun einmal nichts in der Welt geht.“

„Ich kenne ſie,“ erwiederte der Hofrath, „und erſchrecke vor dem langen geſchminkten Geſicht mit den verbrauchten liebeleeren Augen, die doch noch ſo ſpitzig blicken. Wahrlich, Ida ſcheint mir gegen ſie nur noch eine Anfängerin, denn dieſe Wittwe triebe ihre Männerverachtung gern ins Große, nähmen die Angefeindeten nur mehr Notiz davon, ſie iſt geärgert und will nun ärgern, ſie iſt zerriſſen und will nun zerreißen und dabei wagt ſie von Weiblichkeit zu reden und zarte Verſe zu machen.“

Die Hausfrau. Ich will ſie gern beklagen, denn allerdings hat ſie viel Trauriges erlebt; nur weiß ich freilich nicht, ob irgend eine Entſchuldigung möglich iſt für den Umſtand, daß ſie überhaupt die Männer ſo kennen lernen *konnte*, und wenn ſie ſich vollends dabei der Weiblichkeit rühmt, ſo kann man ſie leicht zur Ruhe bringen durch die Bemerkung, daß eine ſich ſelbſt preiſende Weiblichkeit ſchon keine mehr iſt. Soll aber einmal einer beſondern Begünſtigung der Weiblichkeit gedacht werden, ſo ſcheint mir gerade das vorzüglich wichtig, daß ſelbſt ein einfältiges unbefangenes Mädchen durch die bloße Unſchuld ihrer Seele auch bei beſchränktem Verſtande die Unächtheit und den Unwerth einzelner Männer, die ſich ihm auf eine gefährliche Weiſe nähern wollen, augenblicklich ahndet und ruhig zurück zu weiſen verſteht.

Der Hofrath. Weshalb man auch ſagen könnte, ein betrognes Mädchen ſey faſt immer zuvor durch ſich ſelbſt betrogen, und verdiene deshalb nur ſehr ſelten eine mehr als gewöhnliche Entſchuldigung.

Die Hausfrau. O über die Männer, die gleich fertig ſind, eine hart abſprechende Sentenz, wie in Stein gehauen, aufzuſtellen, von der gewöhnlich zwei Drittel falſch ſind und das übrig bleibende höchſtens als Frage gelten könnte.

3.

„In den meiſten Fällen,“ ſagte der Doktor, „iſt jedoch auch mir jener Männerhaß, beſonders wenn er ſich mit Kälte brüſtet, verdächtig, und um ſo mehr muß ich dagegen die ſchon etwas bejahrte Jungfrau Klotilde loben, die ihr eignes Geſchlecht nicht ſonderlich hoch hält, und ihre ganze Achtung und Liebe dem männlichen aufſpart. Denken Sie deshalb ja nichts Arges von ihr, ſie haßt ihr Geſchlecht eben nicht, ſondern findet in der Regel die Frauen und Mädchen, nur ein wenig ſeicht, flach und — wie ſie ſich wohl in harmloſer Scherzhaftigkeit auszudrücken pflegt — einigermaßen „putenhaft.“

Die Hausfrau. Harmlos? nun wahrlich, *die* Harmloſigkeit, die ſich ſolcher Ausdrücke bedient, iſt von ſo ſeltſamer Sorte, daß ich auf das Harmvolle nicht begierig bin. Eine Frau, die die Frauen gering achtet, iſt in Gefahr bald ſelbſt der Geringachtung anheim zu fallen. — Es iſt wahr: die *Geſpräche* der Frauen, beſonders die gewöhnlichen, welche die Männer bei ihren Satyren im Auge zu haben pflegen, ſind meiſtens von geringer Bedeutung; andere aber haben nur den Schein als ſey gar nichts dahinter. Wenn z. B. eine Frau ihrer Freundin von den guten oder ſchlimmen Eigenſchaften ihrer Mägde, oder von den nicht immer glänzenden Auftritten in der Kinderſtube erzählt, ſo iſt in der Welt nichts leichter als darüber zu ſpotten, und es giebt wohl nicht leicht einen ſo geiſtesarmen Mann, der darüber nicht ein paar Witze vorbringen könnte; und doch würden ſämmtliche Männer jammernd in die Hände ſchlagen, wenn ihre Frauen für dergleichen verſpottete Stoffe nicht Sorge tragen wollten.

Der Mann verlangt nicht bloß gute und treue Dienſtboten, ſondern mitunter ſogar feine, artige, liebenswürdige, denn überſchwenglich und maaßlos ſind nun einmal die Männer in ihren Forderungen. Was thut er aber zur Realiſirung ſolcher idealen Träume? Nichts oder Falſches. Er überläßt es der Frau, für dergleichen Engel zu ſorgen, ja ſind ſolche Engel wirklich zur Stelle geſchafft, ſo verderbt er ſie gewöhnlich durch Inconſequenz im Betragen. Die Kinder ſollen unendlich ſauber und zierlich erſcheinen, ihre Stimmen melodiſch ſanft ſeyn, er verlangt ſo oft er ſie kommen läßt, beſonders aber beim Nachtiſch, einige geiſtreiche und rührende Einfälle von den armen Dingern. Dafür muß abermals die Frau ſorgen, und wenn es nicht gelingt ſo hat ſie einen grämlichen Dey an ihm.

Was endlich die Küche betrifft, ſo ſind auch in dieſer Hinſicht die Männer etwas — — wie ſoll ich es nun gleich nennen? — — etwas dithyrambiſch. Sie verlangen freilich nur eine Kleinigkeit, nämlich nichts weiter als: „alles ganz herrlich, unendlich wohlſchmeckend und vollendet ſchön." Für dieſe Kleinigkeit wollen ſie natürlich nur eine Kleinigkeit zahlen, und außerdem ſoll die Frau auch nicht davon reden, ſo wie nicht von den Dienſtboten und von der Kinderſtube; witzige Einfälle allenfalls ausgenommen.

4.

Es giebt Frauen, fuhr die Wirthin fort, die am erſten Tage jedes Monats ordentlich zittern, wenn ſie von ihren ehelichen Sultanen das ſpärliche Monatsgeld fordern müſſen, denn die Männer erſchweren ihnen den Gang auf alle mögliche Weiſe. — „O mein liebes Kind, ſagt dann ein poetiſch geſinnter Profeſſor zu ſeiner Gattin, wie kannſt Du mich nun jetzt ſtören? ich las ſo eben zum ſiebentauſend und erſten Mal den Tod des Hektor in der Ilias, und ziemte es ſich nur irgend für einen Profeſſor Ordinarius, ich hätte gewiß dabei geweint. Dabei erinnerte ich mich denn auch an die goldene Zeit meines Primanerlebens, wo ich alle dieſe Stellen noch im Griechiſchen auswendig wußte, und wie ich damals ſo ungeheuer gelehrt war, was jetzt bei den fürchterlichen Sorgen für Staat, Kirche und Haus nicht mehr der Fall iſt. Ach und dann die köſtlichen freien Studentenjahre! O mein Kind, Du glaubſt gar nicht, wie himmliſch mir damals in der Freiheit zu Muthe war .... aber was haſt Du denn da für ein ſeltſam geſtaltetes langes Manuſcript in der Hand? Es hat ſo etwas Drohendes an ſich ... und was leſe ich da? ‚für Lichte drei Thaler neunzehn Groſchen‘ das iſt ſehr viel, und die Mägde könnten wohl bei ihren nichtsſagenden Geſprächen ganz ohne Illumination bleiben. ‚Für Milch und Butter‘ .... o pfui! weg mit den halbidylliſchen Genüſſen! ich bin ein Romantiker!“ u. ſ. w. —

Und das alles geſchieht nicht aus bloßem Geiz — von den Männern die dieſe Wurzel alles Uebels in ſich tragen ſoll hier gar nicht die Rede ſeyn — ſondern aus Inconſequenz, Nachläſſigkeit und Bequemlichkeit, die auch nicht einen Augenblick finden kann, über irdiſche und namentlich häusliche Verhältniſſe genau nachzudenken, und endlich aus einem, im Bewußtſeyn der Oberherrſchaft, ſtets wachſendem Triebe zu befehlen. — Ich gebe gerne zu, daß ſie es dabei meiſtens nicht übel meinen, aber quälen iſt am Ende doch immer quälen. Doch wir kämen auf dieſem Wege auf die Erbſünde zu reden, und die theologiſchen Geſpräche ſtehen den Frauen nicht gut. Ich habe nur die Ungerechtigkeit beklagen wollen, daß die Männer das Maaß der Bildung der Frauen nach ihren einzelnen Geſprächen zu beurtheilen pflegen; muß ich aber vollends hören, daß Frauen über Frauen ſo vorſchnell aburtheilen, dann iſt freilich ſchwer den gerechten Unwillen zurück zu halten. Ueber männliche Ungerechtigkeit konnte ich doch ſcherzen, aber über weibliche nicht.“

5.

Nach einer langen Pauſe ſagte der Hofrath: „Dann werden Sie ohne Zweifel auch über die gelehrte Thereſe kein günſtiges Urtheil fällen.“

„Urtheil fällen?“ erwiederte die Frau vom Hauſe, „das klingt viel zu gefährlich und allzu vornehm; wir ſagen alle harmlos und unbefangen unſere Meinung. Das Richten iſt nicht an uns. Iſt kein Mann in der Geſellſchaft, der das Wort über die genannte Dame nehmen will? Mich dünkt, Sie, Guſtav, ſehen ganz ſo aus als hätten Sie manches darüber auf der Seele.

Der Angeſprochne erwiederte: „Das bloße Wort ‚gelehrte Frau‘ oder gar ‚gelehrte Jungfrau‘ hat ſeit Jahrhunderten in Deutſchland etwas Mißtönendes, und die geſammte Männerſchaar iſt einig, daß ſie dergleichen nicht mag, Die Gelehrten zucken darüber die Achſeln, die Ungelehrten treten drei Schritte zurück, denn ſie fürchten ſie könnten examinirt werden, und ein Gewühl von andern hunderttauſend erinnert ſich einer Unſumme von Witzen, die bereits über dieſen Gegenſtand gemacht worden ſind, und theilt in Ermanglung eigner Späße einige davon mit. — Streng genommen hat es eigentlich wohl nie eine gelehrte Frau gegeben, ſobald wir die tiefſte ſpekulative Philoſophie und deren Geſchichte, die höhere Mathematik, die ſogar bis zur Fähigkeit in der Aſtronomie Entdeckungen zu machen, gehn muß, ſo wie die gründliche Kenntniß alter Sprachen und deren Litteratur, als nothwendig betrachten, um in die Geſellſchaft der Gelehrten eingeſchrieben werden zu können. Einem ſolchen Studium dürfte ſelbſt der Körper der Frauen nicht gewachſen ſeyn, auch zweifle ich, ob jemals eine Frau dahin geſtrebt hat. Geben wir aber in den Forderungen nach, und laſſen wir blos gute Kenntniſſe im Griechiſchen und Lateiniſchen, Engliſchen, Franzöſiſchen, Geſchichte und Aeſthetik als hinreichend gelten, ſo finden wir das allerdings erreichbar, und ich wüßte nicht was auf moraliſchem Standpunkte ſich dagegen einwenden ließe; aber die Natur ſcheint es nicht zu wollen, und ich zweifle, ob ſich dabei unter anderm die Geſundheit erhalten laſſe, beſonders wenn ich an das höhere Alter gedenke. Indeſſen werden die Frauen nur ſelten allein vom moraliſchen Standpunkte betrachtet, da er ſich nicht leicht ganz vom äſthetiſchen trennen läßt. Ob wir — (Männer oder Frauen ſey eins) — die Geſundheit dem Studium der Weisheit jemals opfern dürfen, darüber könnte doch allenfalls disputirt werden; daß wir aber die Liebenswürdigkeit in keinem Fall opfern ſollen, darf wohl nicht gefragt werden, und dieſe geht bei den gelehrten Frauen faſt immer verloren.“

6.

„Soll ich ein Beiſpiel angeben, ſo ſey es: „Victorine Adelgunde Gottſched, geb. Kulmus, die ſelbſt von den grundgelehrten ſächſiſchen Profeſſoren und Magiſtern für wirklich gelehrt anerkannt wurde, und, erinnern wir uns genau der dämm dumpfen Zeit, die ihrer Bildung die Richtung gab, ſo werden wir ihr auch manches ausgezeichnete Talent nicht abſprechen können. Ueber ihren ſittlichen Werth, als Gehülfin ihres Mannes, dem ſie ſogar in der häufigen Noth des geiſtig Abgebrannten mit etwas Witz aushelfen mußte, als Hausfrau, als Freundin, als Patriotin u. ſ. w. iſt nie ein Zweifel erhoben worden, und dennoch war ſie ſehr unglücklich.

Als Mädchen und im Anfang ihrer Ehe finden wir bei ihr kaum eine Spur von Hochmuth oder Pedanterie, und dennoch ſcheint ſie überall dafür gegolten zu haben. Warum? ſie war eine Gelehrte und folglich eine Pedantin: ſo ſchließen die Männer in ihrer unerſprießlichen Lebenslogik, und ſo werden ſie ſchließen bis ans Ende aller

Tage. Wer aber von Hundert und wieder Hunderten für pedantiſch gehalten wird, kann es in einer Art von Deſperation wirklich werden, und ſo hat denn auch die arme Frau in ihren letzten Lebensjahren einen ſtarken Beiſchmack davon bekommen, und da ſie ſich endlich ihre Augen ausgeſchrieben und ausgeweint hatte, war ihr der Tod willkommen, obwohl er ſie bereits in ihrem funfzigſten Lebensjahre abrief, wo es doch ſonſt noch der Mühe werth iſt zu leben. Auch nach ihrem Tode wollte es mit dem Reſpect für ihr Andenken nicht recht fort; das nahm aber ihr Gatte (der ſich ohnehin bewußt war, manches gegen ſie, die er in ſpätern Jahren etwas vernachläſſigt hatte, wieder gut machen zu müſſen) recht ſehr übel, und da er ſämmtlichen literariſchen Leuten, mit denen er je in Verbindung geſtanden hatte, ihren Tod anzeigte, ſo erzwang er doch eine Antwort. In dieſer mußte doch etwas von Verehrung für den trefflichen Charakter, die ſchönen Kenntniſſe der Seligen u. ſ. w. zu leſen ſeyn, und dieſe Antworten alle miteinander ſetzte er in das Ehrengedächtniß, welches er zum Andenken ſeiner verſtorbenen Frau ſchrieb, mit hinein. Ich kann ihn deshalb eben nicht tadeln, denn die Deutſchen ſind ſo entſetzlich ſchweigſam und zähe, daß man wohl in die Verſuchung gerathen kann, ihnen zuweilen mit einiger Gewalt den Mund aufzubrechen.“

„Ich glaube,“ erwiederte die Wirthin, „man hätte der guten Frau allenfalls ihre Gelehrſamkeit verziehen, aber ihre Schriftſtellerei hatte doch auch manchen Gebrechen und [illegible]

[illegible]

7.

„Ach Gott,“ antwortete Guſtav, „gerade dieſe ſind mir theils erträglich, theils recht artig, und [illegible] Entſchuldigung wieder einer neuen Entſchuldigung bedürfen. Seltſam aber bleibt es immer, daß die Deutſchen, die doch eine der erſten Schriftſtellerinnen nach Chriſti Geburt hervorgebracht haben (die gute, fromme, etwas langweilige Hroswitha) ſich mit ihren Schriftſtellerinnen ſo ſelten vertragen können.

Der Hofrath. Nun wahrlich! ich finde dabei weder etwas Seltſames noch Dunkles. Die deutſchen Schriftſtellerinnen, die ich bisher zu ſehen und näher zu kennen Gelegenheit hatte, waren völlig hinreichend mir den gehörigen horreur einzuflößen. O welche geziert verzärtelte Zartheit! oder welcher mühſelig verhüllte Egoismus! welche kokettirende Beſcheidenheit! und dann wieder bei der kleinſten Verletzung welcher aufgebluſterte Hochmuth! (entſchuldigen Sie das ſchöne plattdeutſche Wort.) Kaum wage ich, Sie noch einige Stufen tiefer zu führen, was erblicken wir da! welche übertriebene Demuth gegen den Herrn Verleger! welches Feilſchen um das Honorar! welche Wuth gegen ungünſtige Recenſenten! welche giftige Bitterkeit gegen ...

Der Hofrath würde vermuthlich noch eine Weile fortgefahren haben, ſich in ſo unerquicklichen Ausrufungen zu üben, wenn ihn nicht Guſtav raſch unterbrochen hätte. „Ich kann Ihnen alles was Sie ſagen leicht zugeben, aber Sie haben dadurch nichts gewonnen, denn alles das würde nicht ſo ſehr auffallen, wenn es nicht doch am Ende nur Ausnahme wäre, wenigſtens würde es nicht ſchwer fallen, jedem unangenehmen Beiſpiel von weiblicher Schriftſtellerei ein beſſeres entgegen zu ſtellen. Ueberhaupt wäre es endlich einmal Zeit, die Sache gründlicher zu betrachten. Vom ſittlichen Standpunkt aus, können wir über die ſchriftſtelleriſche Thätigkeit ſehr bald in das Reine kommen durch die einzige Frage: Geht dieſe ganze Thätigkeit aus einer innern Nothwendigkeit hervor? oder walten dabei äußere Gründe? oder Herkommen? Mechanismus? u. ſ. w. Wer nun über jene Nothwendigkeit mit ſich einig geworden, Jüngling oder Mädchen, Mann oder Frau; für den exiſtiren tauſend andere Fragen gar nicht mehr, ſondern die ganze Sache iſt dann augenblicklich in das reine Gebiet der wiſſenſchaftlichen oder künſtleriſchen Kritik geſtellt, und wir fragen überhaupt nur noch: iſt das Buch gut? und bei der Antwort kommt es nicht mehr darauf an, ob es Catull oder Lesbie, Horaz oder Lydia geſchrieben. Bleiben wir aber noch auf dem bloß gemüthlichen Standpunkte, ſo möchte von hier aus gerade jetzt in unſern Tagen etwas ganz anderes zu ſagen ſeyn, als was ſo manche theils ſüßlich-ſeichte, theils polternde rohe Schulmeiſter des achtzehnten Jahrhunderts über dieſen Gegenſtand ausgeſprochen haben.

Es iſt heut zu Tage in manchen Fällen ein wahres Opfer, das eine edle Frau durch den bloßen Entſchluß Schriftſtellerin zu werden, bringt. Was umgiebt ſie in der Regel? wenn nicht Rohheit und Gemeinheit, doch Gewöhnlichkeit, und will ſie dieſer gefallen, ſo muß ſie ſich vor allen Dingen vor jeder Auszeichnung hüten. Denkt ſie mit einiger Klarheit, und vermag ſie das Gedachte in einer gebildeten Sprache auszudrücken, ſo iſt das ſchon ſehr — ſchlimm für ſie, und man wird es ihr nicht leicht verzeihen. Man denkt überhaupt nicht gern, und ſpricht deshalb auch keine Gedanken aus, ſondern bezeichnet nur ärmlich allerhand ſinnliche Wahrnehmungen und die Bedürfniſſe des Tages. Ein Mädchen wird deshalb wohl thun, jenes Talent ganz im Stillen zu behalten, wenn ſie ihre äußeren Verhältniſſe nicht verderben will. Und nun vollends wenn ſie rein und tief zu fühlen und zu denken, anmuthig zu reden, darzuſtellen oder zu dichten verſtände! würden ihr das die Tanten und Couſinen, die Onkels und Neveus verzeihen? — Wir wollen uns an keinem blauen Dunſt weiden, ſondern mit möglichſter Gelaſſenheit erkennen, daß die meiſten Menſchen, alles edlen Anhalts, alles reinen Ruhepunkts entbehrend, nur im Neide und in der Mißgunſt, ſo wie in der Schadenfreude als wirkenden Potenzen leben, und daß ſie nicht nur nicht verehren und lieben können, ſondern gar nicht einmal wollen. Es iſt gewiß, wir ſollen und müſſen ſelbſt dieſe Unliebenden lieben, ſo will es unſere Religion, die ſehr wohl weiß was ſie will, und die Menſchen ſo fordert; aber, es iſt haltloſe Weichheit, vor der Wahrheit die Augen verſchließen zu wollen: daß in der Welt nichts ſeltener ſey, als ein wirklich liebendes Weſen. Ja das bloße Gönnen der Vorzüge Anderer iſt ſchon ſelten; das Anerkennen aber der geiſtigen Vorzüge eines Frauenzimmers: das gehört zu den ſeltenſten Seltenheiten.

8.

Der größte Theil der Geſellſchaft gab hier durch leiſes Murren, in ſo weit ſich ſolches mit den Formen der Societät verträgt, ſein Mißfallen zu erkennen; doch ließ Guſtav ſich das Wort nicht nehmen. — „Ich kann hart ſcheinen,“ ſagte er, „doch bin ich es nicht, und fahre deshalb ruhig fort: Steht es aber wirklich ſo als ich zu ſchildern verſuchte, ſo müſſen wir allerdings den Muth der Frauen bewundern, wenn ſie heut zu Tage ſogar im Druck zu erſcheinen wagen. Was mag ſie dabei reizen? das Honorar? Man kann dieſe Frage nicht ohne Lachen aufwerfen; Lenette Siebenkäs aber würde dabei weinen. Dieſe unſterbliche, ewig ſchöne Putzmacherin ſchrieb zwar nicht ſelber, aber ſie hatte einen Mann der vortrefflich ſchrieb; indeſſen kam wenig Metalliſches dabei heraus, und Moliere's Harpagon, der freilich ſonſt faſt immer unrecht hat, möchte hier mit ſeinem praktiſchen: il faut que je touche quelque chose übel ankommen. — Der Ehrgeiz? Zur Berühmtheit einer Frau von Stael und Lady Morgan wird es eine deutſche Schriftſtellerin ſchwerlich bringen, weit wahrſcheinlicher iſt es, daß ihre Werke von einigen zwanzig Recenſenten (gegen die Cramer's ſchon vor Sonnenaufgang trunken taumelnder ‚Bomſen‘ ein artiger, feiner Mann iſt) durch die ganze Tonleiter der Rohheit und Grobheit geführt wird, und ſie kann darauf rechnen, daß ihre ſämmtlichen Freundinnen dieſe Kritiken im Ridicül mit in die Theegeſellſchaft bringen, um ſie ſich noch einmal langſam und deutlich vorleſen zu laſſen; wodurch denn der Chineſiſche Trank eine neue köſtliche Würze erhält. — Was alſo bleibt übrig, als die gute Vermuthung, es werde doch wohl meiſtens innere Nothwendigkeit ſeyn, wenn jetzt eine Dame etwas drucken läßt.“

Nach einer Pauſe erwiederte der Hofrath: „Sie haben ſich ohne alle Noth in Bitterkeiten, die kaum zur Hälfte begründet ſeyn dürften, erſchöpft, um dann mit einem Sprunge zu ſchließen, den ich wahrlich Ihnen nicht nachmache. Für jene innere Nothwendigkeit habe gewiß auch ich den gebührenden Reſpect, aber ehe wir zu dieſer gewiß ſehr ſeltenen Erſcheinung kommen giebt es noch ſehr viele erzeugende Prinzipe niederer Sorte. Selbſt der bloße Wunſch ſich gedruckt zu ſehn, hat beſonders in gewiſſen Jahren, und nicht bloß für Männer, etwas Zauberiſches. Zwar iſt dieſer Zauber nicht mehr ſo groß als vor etwa vierzig oder funfzig Jahren, wo er ſeltner realiſirt wurde; vorhanden iſt er jedoch noch immer. — Sodann die Eitelkeit, die bei weitem häufiger und mächtiger iſt, als Sie zu glauben ſcheinen. Selbſt die gemäßigtere Eitelkeit erträgt den Haß leicht; die weitergehende ſelbſt die bittere Verachtung, denn auch dieſe erſcheint ihr als bloße Dummheit und Irrthum, und es kitzelt ſie, die Verachtung zu verachten. Das letzte vermag jedoch wahrſcheinlich nur ein Mann, und wenn die Frau ſich dieſes Vermögens rühmt, ſo entſteht darraus eine Gemüthsverzerrung, an die bloß zu denken mich ſchaudert. In jedem Fall ſcheint die Anſicht die ſicherſte, daß in der Regel die Frauen nicht ſchriftſtellern, und überhaupt mit dem Preßbengel nichts zu thun haben ſollen. Doch dürfen einige ſeltene Ausnahmen zugegeben werden. Ich ſage das aus wahrer Liebe für die Frauen, denn wir dürfen wirklich nicht läugnen, daß ein großer Theil unſers jetzigen literariſchen Getreibes in einer ungeheuer großen, witzlos lärmenden Schenke, oder, wenn Sie lieber wollen, in einem großen Stalle vorgeht, und ich mag der Frau und dem Mädchen nicht zumuthen, in jene Schenke oder in jenen Stall hinein zu treten.

Guſtav. Wohl aber in den Tempel unſerer Literatur.

Hofrath. An dem jetzt auch nicht viel Freude mehr iſt, da man einige Götterſtatuen herausgeraubt hat.

Guſtav. An denen, die ſich rauben ließen, das heißt: deren Raub am Ende doch geduldet ward, iſt auch nicht viel verloren.

9.

Die Hausfrau. Wo die Anſichten ſich ſo entſchieden trennen iſt es beſſer das Geſpräch — in ſo weit es hier ein bloß geſelliges iſt — fallen zu laſſen. Nur die eine Bemerkung ſey mir erlaubt, daß die Männer gewöhnlich bei ſolchen Gelegenheiten das [illegible] Liegende vergeſſen, nämlich — die Bücher ſelbſt und deren Werth. Es kommt doch am Ende alles darauf an — und unſer Guſtav, wenn auch ſonſt überflammend, deutete auch darauf hin — was für Bücher die Frauen ſchrieben, und iſt ein Buch nun wirklich gut und vortrefflich, ſo ſcheint es einerlei, ob es eine Frau oder ein Mann geſchrieben. Laſſen Sie uns endlich eingeſtehen, daß es auch eine Art von guten Büchern giebt, die nur von Frauen geſchrieben werden konnten.

„Mich wundert,“ ſagte der Profeſſor nach einer Pauſe, „daß uns, da von weiblicher Bildung die Rede iſt, nicht augenblicklich die Frau von S. einfiel, an der wir doch gewiſſermaßen die äſthetiſche Königin der Stadt anerkennen müſſen, und in der That hat ſie alles was zu dieſem Titel berechtigt. Ihre Verdienſte um die äſthetiſche Cultur unſres löblichen Orts ſind unverkennbar, und doppelt dankenswerth, da ſie nur eine eingebürgerte Fremde iſt. Als ſie vor etwa fünfundzwanzig oder dreißig Jahren zu uns kam, herrſchte hier, wo jetzt Sonnenhelle waltet, noch eine gewiſſe Dämmerung, und nur Wenige ſtanden auf der Höhe der Zeit. Wie anders wurde das jetzt! dieſe Dame verſammelte in ihren eleganten Sälen und Zimmern alle trefflichen Jünglinge und Männer, Frauen und Jungfrauen der Stadt, und es wurden nach und nach die ausgezeichnetſten Werke der neuen und neueſten, ja ſogar der alten Literatur vorgeleſen, das Urtheil wurde laut, die Gymnaſtik des Geiſtes wurde cultivirt, die Witz-Leuchtkugeln funkelten, die Humor-Springbrunnen fliegen, und die Dame ſelbſt leitete die Kritik. Ich bitte Sie inſtändig, alle die zahlloſen Spöttereien, die theils verdient, theils unverdient unſere äſthetiſchen Thee's getroffen haben, hier ganz zu vergeſſen, denn auch nicht Eine würde paſſen. Wie ſcharfſinnig und geiſtreich es bei Frau von Z. zugehe, davon können Sie ſich leicht ſelbſt überzeugen; haben Sie aber dazu keine Gelegenheit, ſo bedarf es wohl nur der Erinnerung, daß nicht leicht ein bedeutender Fremder durch unſere Stadt reiſt, ohne den Kreis zu beſuchen, deſſen Seele jene Dame iſt. Darüber geben ſelbſt manche gedruckte Reiſebeſchreibungen die beſten Zeugniſſe, und ich finde es ſehr billig, daß jene durchfliegenden Gelehrten und Dichter ihre Dankbarkeit auf dieſe Weiſe laut werden ließen. Ich ſelbſt will nicht verhehlen ſondern gern und laut anerkennen, daß ich durch dieſe Dame nicht bloß manche Ergötzung, ſondern auch manche Belehrung empfangen habe, z. B. in Beziehung auf portugieſiſche Literatur, in der ich früher ein völliger Laie war, jetzt aber doch ſo halbweg leidlich mitreden kann. Wie geſagt, ich wundre mich, daß Sie, verehrte Frau, nicht gleich dieſe Dame nannten, da Sie doch Ihre alte Freundin ſind.“

10.

Die Angeredete ſah zu des Profeſſors Erſtaunen ernſt und traurig vor ſich hin, ſeufzte und ſchien um eine Antwort verlegen. Doch wurde dieſe Stille bald durch das lang verhaltene, nun aber unwiderſtehlich hervorbrechende Kichern von zwei jungen Fräuleins unterbrochen, das ſich nicht wohl zu der Stimmung der Geſellſchaft zu paſſen ſchien. Das eine Fräulein erwiederte endlich dem fragend ſtrafenden Blicke der Hausfrau: „Wir lachten natürlich nicht über Frau von Z., die viel zu hoch ſteht, um mit uns kleinen Leutchen zu converſiren, ſondern nur über ihre gar nicht ſonderlich äſthetiſche Tochter, die wilde Hummel, die ſich immer ſchon über ihren bloßen Namen Cidli ärgert. Als neulich bei ihrer Mutter Calderon's ‚Ueber allen Zauber Liebe‘ vorgeleſen worden war, und alles in hergebrachtem Entzücken ſchwamm, flüſterte das entartete Creatürchen mir ins Ohr:

‚Blindekuh und Plumpſack ſind doch tauſendmal hübſcher.' Als ich, wie billig, vor ſo ketzeriſchen Reden erſchrak, erklärte ſie mir ganz unbefangen, ihr ſey all dergleichen Lektüre entſetzlich ermüdend, doch habe ſie ſich zum Glück das ſchöne Talent ‚nicht zuzuhören' nach und nach erworben. Ueberhaupt lebe ſie nur im Sommer, wo ſie mit der Mutter auf ihr Gütchen reiſe, dort ſpreche niemand in Jamben oder gar im Calderoniſchen Metrum, ſondern ganz nach Bequemlichkeit, ſie ſpringe und tanze herum, und ſpiele wohl gar mit ihrer Kammerjungfer Kegel, was der Mutter jedoch verborgen bleibe, die freilich auch erſt gegen neun Uhr aufſtehe."

„Das alles," unterbrach jetzt das andere Fräulein, das gleichfalls gekichert hatte, „das alles möchte als bloße Wildheit und Kinderei noch hingehn; das ſchlimmſte aber iſt, daß die hübſche Sibli bald heuchelt bald ſchmeichelt, bald ſchnippiſch, bald ſogar ein wenig tückiſch wird. So hat ſie eine recht häßliche Art mit manchen Leuten umzugehn. Sie weiß z. B. daß Gähnen, auch das mühſam verhaltene, ſobald es nur ein klein wenig ſichtbar wird, anſteckend iſt, und wenn deshalb die Geſellſchaft nach irgend einem vorgeleſenen Act oder Capitel ‚ſchön! himmliſch! göttlich!‘ ruft, ſo ſpricht ſie anfangs ziemlich kräftig daſſelbe, geht aber dann allgemach in ein halbes oder dreiviertel-Gähnen über, was ihrem ſchönen Munde nicht übel ſteht, ſagt dann ſchläfrig irgend eine abgeſchmackte Redensart z. B. ‚ja, es iſt die Möglichkeit,‘ oder ſo etwas, und verführt dadurch endlich die ganze geiſtreich erregte Geſellſchaft zu einer hypochondriſchen Abſpannung, und das ſonſt ſo wohltönende ‚himmliſch! göttlich!‘ kommt zuletzt wie eine ſchläfrige ‚gute Nacht‘ heraus.“

11.

Die Hausfrau ſchien durch dieſe Erzählung nichts weniger als ergötzt, ja ſie hatte Mühe ihren Unwillen nicht laut werden zu laſſen; die Geſellſchaft aber zeigte ſich ſehr vergnügt dabei, da doch nun einmal, wie der Profeſſor behauptete, das Pikant-Ruchloſe einiges Amüſement hervorbringt.

„Amüſement?“ erwiederte der Hofrath, der die Verletztheit der Wirthin in Schutz nehmen wollte, „das freilich; nur vergeſſen wir nicht, daß, nach einem bekannten treffenden Witzwort, ‚ſich amüſiren‘ nichts weiter heißt als ‚ſich von den Muſen entfernen,‘ oder kürzer ‚ſich entmuſen.‘

Ein titelloſer Herr bei Jahren, der nur ſelten ſprach, nahm jetzt das Wort: „Die wahre Bildung der Frauen iſt nie complicirt und ehe überhaupt von Bildung bei ihnen die Rede ſeyn kann, muß erſt die eigentliche Grundlage: ‚Religion und Liebe‘ oder ‚Religion der Liebe‘ vorhanden ſeyn, ja wenn dieſe Baſis wirklich gelegt worden iſt und Feſtigkeit verkündet, iſt auch das Gebäude ſelbſt bereits vorhanden. Wir wollen darüber nicht viel Worte machen, denn das Heilige ſcheut nicht bloß den Wortprunk ſondern ſelbſt den Wortreichthum. Aechte Religion iſt freilich für alle Menſchen die einzige Lebensluft in der ſie gedeihen können, aber für Frauen iſt ſie gewiſſermaßen das Element aller Elemente, und ſelbſt der ungläubigſte Mann, ja ſogar der Spötter würde, wenn man von ihm verlangte, eine hübſche, kluge, reiche, aber durchaus ungläubige, irreligiöſe, ſkeptiſch-ſarkaſtiſche Unchriſtin zu heirathen, drei Schritte oder Meilen zurücktreten."

„Ich theile dieſe Anſicht ganz," erwiederte der Profeſſor, „und möchte beſonders Ihren Haß gegen allen Wortprunk ſtark accentuiren und in Gedanken gleichſam mit Schwabacher Lettern drucken, denn ich kenne kaum etwas Entſetzlicheres als unſere heutige Vielrednerei von Religion und göttlichen Dingen, die eben weil ſie heilig ſind, auch nur mit ſtiller Beſcheidenheit einfach und zart berührt werden wollen. Vor drei, zwei, oder auch vor Einem Jahrhunderte gab es in Deutſchland ohne Zweifel nicht wenige edeleinfältige religiöſe Frauen, aber man ſprach nicht viel davon, ja die meiſten derſelben würden es für unrecht gehalten haben, die unendlich wichtigen Gegenſtände der Religion in gemiſchten Geſellſchaften unter dem Geräuſch der Teller und Weingläſer abzuſprechen, oder ihre Anſichten wie Kartenblätter auszuſpielen. Kindlicher Glaube und reines Gottvertrauen ſollte ſich bei den Frauen ganz von ſelbſt verſtehen. Häufiges und gar prachtvolles Gerede darüber verräth ſchon Unſicherheit, oder gar eine gewiſſe — ich kann das traurige Wort nich umgehen — Unkeuſchheit der Seele, die ſich nach pikanter Aufregung ſehnt. Auch führt es nur zu leicht zu bloß mechaniſchem Wortgewühl.“

12.

„Faſt immer,“ ſagte der Hofrath, „iſt Hochmuth dabei im Spiele und zwar einer der gefährlichſten Art. Vor einem Mädchen, das in dem beſondern Rufe des Pietismus, der Heiligkeit u. ſ. w. ſteht, könnte ich beinah erſchrecken, ja Meilen umreiſen, um ihn nur nicht zu begegnen. Zu helfen iſt ihr doch nicht, ſie nimmt keine Vernunftgründe an, denn die Vernunft ſelbſt iſt ihr verdächtig, und — läſtig, und ſo glaubt ſie über allen Entwürfen zu ſtehn. Erzähle ich ihr, zur Warnung vor ſtarrer Einſeitigkeit, von den tiefſinnigſten und gotterfüllteſten Philoſophen und Theologen und verweiſe ich ſie in deren edle und heitere Schule, ſo lächelt ſie vornehm und begreift kaum, wie man ſich mit den Schriften ſolcher Leute nur noch abgeben könne, denn ſie hat das alles ohne ſich im mindeſten zu bekümmern ob ſie es verſtanden, längſt beſeitiget und abgemacht. Bitte ich ſie endlich um Gottes willen, doch ein wenig chriſtlich demüthig zu ſeyn, ſo verſichert ſie mich mit zurückgehaltenem Grimm und ſchmerzlich ſüß lächelnd, ſie ſey bereits die demüthigſte aller Perſonen der ganzen chriſtlichen Welt, und unterhalte ſich z. B. mit einem Schäferknechte im nahen Dorfe der allerhand Myſtik nebſt ſympathetiſchen Curen treibt, recht gern über göttliche Dinge; Göthe aber ſey ihr freilich gräßlich und entſetzlich. Zu wirken iſt — wie geſagt — auf ſolche Leute gar nicht, ſie ſind durchaus eingefroren, ja mehr als das, denn das Gefrorne thaut doch einmal auf; ſie aber nicht, denn ſie ſind hart verſchloſſene Auſtern.“

„Weg mit den zu harten Worten!“ ſagte die Wirthin, die doch endlich wieder einigen Antheil an dem Geſpräch zu nehmen ſchien. „Laſſen Sie uns ſelbſt gegen die Unmilden milde ſeyn.“

13.

„Das kann ich nicht,“ erwiederte der Hofrath, „und, aufrichtig geſagt, das will ich auch nicht. Ich weiß recht wohl, daß der Pietismus in ſeinen erſten Anfängen bedeutend und in gewiſſer Hinſicht ſehr ſchätzbar war und daß auch heute mancher wackre Pietiſt und Pietiſtin zu finden ſeyn mag, ich habe es nur mit dem ſo eben geſchilderten ſogenannt frommen Damen zu thun, deren maßloſe Hoffahrt ſich unter tauſend Masken verbirgt. Einige derſelben ſind bei dieſer Hoffahrt noch obendrein unendlich dumm und unwiſſend. Ich habe Frauen und Fräuleins gekannt, die in einem ewigen Sündigen waren gegen Luthers Erklärung des erſten Gebotes ‚Du ſollſt den Namen deines Gottes nicht unnützlich führen‘ u. ſ. w. und die Chriſtum und das Chriſtenthum ſtets in dem prahlenden Munde führten; fragte man ſie aber dann nach dem eigentlichen Weſen und Inhalt unſerer Religion, ſo zeigte es ſich faſt immer, daß ſie bei weitem nicht ſo viel davon wußten als mancher redlich fleißige Bauerknabe, der doch noch Jahr und Tag Luthers kleinen Katechismus gut auswendig weiß, und auch inwendig von dem überzeugt iſt was er durch denſelben gelernt hat.

Es kann ſehr befremdend klingen, aber es iſt durchaus wahr, daß manche jener ſich brüſtenden Chriſtinnen nicht einmal die erſte Milch des Chriſtenthums erkannt und noch viel weniger genoſſen haben. Ich erinnere mich mit Schrecken daß ſie z. B. in der Lehre von Freiheit und Nothwendigkeit, von der Idee der Liebe und Hoffnung, von Gottes Willen und Zulaſſung ſo ganz verkehrte Begriffe hatten, daß ich ſie zu meinem und ihrem Schrecken gerade zu für verworrene Anhängerinnen — Mahomed's erklären mußte, was ich ihnen aus dem Koran recht gut hätte beweiſen können, wenn ſie mir nur die Zeit zur Auseinanderſetzung gelaſſen. Sie haben aber leider die üble Eigenſchaft, daß ſie Keinem, der ſie belehren könnte, Raum gönnen, und daß ſie überhaupt nichts mehr lernen wollen. Sie haſſen die Wiſſenſchaft, weil ſie Anſtrengung erfordert, ſie haſſen die Kunſt, weil ſie von einem Frühling voll Blüthen und Tönen Zeugniß giebt, der für ſie entweder nie war, oder doch längſt verſunken iſt. Alles in ihnen iſt eng und dumpf, und dieſe Enge und Dumpfheit nennen ſie chriſtlich. Ein ſolcher Zuſtand müßte ihnen ſelbſt bald läſtig werden, wenn ſie nicht allerhand erregende Hausmittel erfunden hätten, wohin unter andern das ‚Klatſchen‘ gehört, das, beiläufig geſagt, ganz beſonders und mit andächtigem Eifer von den ſogenannten Frommen geübt wird. Dieſes Klatſchen — — —

14.

Hier erhob ſich Guſtav, der wegen ſeines mitunter wohl allzufreien Betragens, und mancher auffallenden Meinungen nicht ſelten mochte durch böſe Zungen gelitten haben, und ſagte mit beſondrer Heftigkeit: „Reden Sie nicht aus, ich bitte inſtändigſt; ich kann über die ſchlimmſten Dinge leicht und mit ſcherzender Satyre reden, aber jeder Nerv ſpannt ſich mir heftig an, und jede Ader kocht zornig auf, wenn ich an die Klatſcher und Klatſcherinnen denke, deren Zahl Legion iſt. O über die Seelenwüſte und Herzensleere, bei der allein das Klatſchen, dieſe verruchte Sünde, **möglich** iſt, genügt mir kein zürnendes Wort, und doch fühl ich wieder nur zu wohl, daß ich dadurch dieſer Widrigkeit eine viel zu große Ehre erzeige. Wenn wir auf einem harmloſen Spaziergange auf gewelkte raſſelnde Baumblätter, faules Holz, oder Lehmſtücke treffen, ſo ſtoßen wir ſie ohne weiteres gelaſſen mit dem Fuße weg, und ſo ſollten wir es auch mit klatſchenden und klatſchigen Perſonen machen, ja ich könnte....

Da unterbrach der alte Herr und rief: „O Caligula, Nero, Domitian, Commodus, Diocletian, und wie ihr weiter heißt, ihr grauſamen hiſtoriſchen Perſonagen, mit deren Namen man uns ſchon in Tertia ohne Noth quält, wie werdet ihr euch in euren Gräbern noch ergötzen, wenn ihr hört, daß ein ſonſt ſo wackrer und liebevoller Jüngling wie unſer Guſtav auch einmal auf eure Sprünge geräth. Doch zum Glück nur in Worten. Und hätten ſie auch die Macht, Sie, lieber junger Mann, würden doch keinen Menſchen in der Welt wie faules Holz mit dem Fuße wegſtoßen, und ſollte er Sie auch auf dem ſchönſten

Spaziergange geſtört haben, ſo wie denn überhaupt wohl zu rathen iſt, bei allen unſern Streitigkeiten nie zu vergeſſen, daß wir doch immer mit — Menſchen ſtreiten. Auch die widerlichſten Menſchen-Zerrbilder — (und zu denen gehören die Klätſcher allerdings) — ſind doch immer Menſchen, und wer weiß ob ſie nicht (in einigen Millionen Jahren etwa) nach wohl überſtandenem tüchtigem Fegefeuer, einmal noch eine ganz ſtattliche Figur machen werden.

15.

Die Geſellſchaft, die ſo eben noch in Gefahr geweſen war etwas zu ernſthaft zu werden, lächelte jetzt mit Bequemlichkeit und der Sprecher lachte mit. Dann aber fuhr er fort: „Ich geſtehe gern, daß ich zu Betrachtungen dieſer Art nicht ſelten meine Zuflucht nehme, um mich menſchlich und behaglich zu erhalten. Wenn ich z. B. über mich ſelbſt zu Gerichte ſitze (was beſonders Sonnabends in der Dämmerung ſich zuzutragen pflegt) und erwäge, daß ich von hundert Fehlern, über die ich mich ſchon in meinem zwanzigſten Jahre ärgerte, doch jetzt, in meinem ſechszigſten noch wenigſtens die Hälfte beibehalten habe, und mir wohl gar zuweilen der Gedanke kommt, es werde auch im fünf und ſiebzigſten oder achtzigſten in meinem Lebensbuche noch immer ſehr viel zu corrigiren geben — ach! das Amt eines Correktors iſt gewiß ein eben ſo ehrenwerthes als peinliches! — und wenn ich dann vollends betrachte, daß mir niemand auch nur das nächſte Jahr garantiren kann, dann rufe ich ſchnell zu meinem Troſt, mit unſerm geliebten Leſſing aus: „Haben wir doch die ganze Ewigkeit vor uns!“ und mithin Zeit genug uns zu beſſern.“

„Ein gutes Wort,“ erwiederte der Profeſſor, „daß es aber Leſſing geſagt habe, ſteht in keiner der früheren Lebensgeſchichten.“

Der Alte. In denen ſteht vieles nicht, was wohl einen Platz verdient hätte, ſo wie manches da zu finden iſt, was nicht darin ſtehen ſollte. Daß Leſſing jenes Wort nicht ſelten und immer recht nachdrücklich ausgeſprochen, hätten Sie vor zwanzig, dreißig und vierzig Jahren in Braunſchweig und Wolfenbüttel von manchem ſeiner Zeitgenoſſen erfahren können, doch mag auch heute noch hier und da ein Greis leben, der jenes einfache Wort aus dem Munde des Unvergeßlichen gehört hat.“

16.

Nach einigem Nachdenken ſagte der Profeſſor: „Ja es iſt ein gutes Wort, obwohl ſo überaus einfach, daß es Millionen nicht ganz verkümmerte Menſchen hätten ſagen können; bei Leſſing iſt es jedoch ohne Zweifel nur der Exponent zu einem verhüllten großen Factor. Bekanntlich war der vortreffliche Mann nie im Stande ſich die Seligkeit des Himmels als lediglich beſchaulich und thatlos zu denken, worüber er ſich ſogar mitunter auf eine ſchneidende Weiſe auszuſprechen pflegt. Aber auch dies Schneidende will ich ihm gern zu Gute halten, wenn ich an die weit verbreitete traurige Meinung denke, die dieſem kurzen, athemloſen Carnevals- und Aſchermittwochsgetreibe in der engen ‚Sackgaſſe,‘ dieſem Hin- und Herſtoßen und Geſtoßenwerden, das wir ‚irdiſches Leben‘ nennen, eine alles entſcheidende — ich ſage: alles entſcheidende — Stimme über die ganze Ewigkeit zuerkennen möchte. ... Wahrlich es iſt bedenklich von Leſſing zu reden, denn man kann nicht leicht wieder von dem theuern Manne abkommen, und diesmal iſt er ſogar die unſchuldige Urſache geweſen, daß ich Sie unartiger Weiſe unterbrach, und zwar mitten in einem Satze.“

Der Alte. Mit nichten. Weg mit der rhetoriſchen Pedanterie des Hochmuths, die ſich nicht will unterbrechen laſſen, wenn eine Frage ſo nahe liegt. Auch war ich mit meinem Satze ſchon ſo ziemlich fertig, ich wollte nichts weiter ſagen, als daß ich, wenn von meinen oder andrer Leute Fehlern und ſo auch von dem fatalen Klatſchen, die Rede iſt, augenblicklich an deren Beſſerung denke, die doch immer möglich iſt. Ich weiß recht gut, daß dergleichen Tröſtlichkeiten in hunderttauſend Büchern ſtehen; aber die Menſchen machen dennoch nur ſelten Ernſt damit. Ich wollte, ihr hättet — wie ich, als Jüngling — einen gewiſſen achtzigjährigen, eben ſo tapfern als ſanften Officier gekannt, den wir wohl das ‚Löwenlamm' oder den ‚Lammlöwen' zu nennen pflegten. Der ſagte nicht ſelten: ich hätte gewiß nicht das Gewühl von Dummköpfen und Schurken, von Pedanten und Heuchlern, von frechen Witzlingen und Klatſchern ſo lange ertragen, wenn ich nicht ſtets mit Ueberzeugung mir zugeſprochen hätte: ‚kann ſich doch gebeſſert haben' oder ‚kann ſich doch noch beſſern.' — Bei ſo ruhigen, edeleinfältigen Worten kann allein Blick und Ton entſcheiden, ob ſie aus einer tiefen Seele hervorgehen, wie es hier der Fall war. Dieſem Greiſe ſchien nämlich alle Sünde und alles Laſter nichts als ein bloßer Irrthum, Abſurdität, Dummheit oder Langweiligkeit zu ſeyn, ſo wie er denn auch — beiläufig geſagt — kräftiglich behauptete, nur der religiös geſicherte Menſch könne wahrhaft und aus voller Seele lachen oder lächeln wie es ihm gerade gefällig ſey. Und ſo wurde es ihm natürlich ſehr leicht an die Beſſerung der Thoren und Sünder zu glauben. ... — Doch ich bin gar weit von der Heerſtraße des Geſprächs abgekommen und muß deshalb um Entſchuldigung bitten. Wir ſprachen ja von weiblicher Bildung und ihren einzelnen Richtungen.“

17.

„Die witzige Aurelie,“ ſagte der Doctor, „wird wohl ſchwerlich Gnade bei Ihnen finden, und ich darf ſie nicht in höherm Sinne ‚gebildet‘ nennen.“

„Wir wollen nicht um Worte ſtreiten,“ erwiederte die Hausfrau, „und ich erkenne Aurelie gern als geiſtreich und witzig an; aber glücklich macht das Talent des Witzes die Frauen nicht, wenn es einſeitig cultivirt wird.“

„So iſt es,“ ſagte der Profeſſor, „das Flammenſchwert verbrennt die zarte Scheide, oder, wenn Sie lieber wollen, die ſpitzigen Eiszapfen thun dem warmen Herzen nicht wohl. Aber freilich, begreiflich iſt die jetzige faſt ausſchließliche Richtung nach Witz bei vielen Männern und Frauen gar ſehr und es nimmt ſich gut aus, wenn ein heulender Wolf einen Mitheuler oder gar Mitheulerin gevatterlich begrüßt. — Ehemals waren die Deutſchen ehrbar, fleißig, gelehrt und gefühlvoll, ſelten witzig, und wollten ſie Witz genießen, ſo verſchrieben ſie ihn größtentheils von jenſeit der Ardennen, ohne zu bedenken, daß ſie auch in ihrem Lande einige gar köſtliche Schriftſteller dieſer Art, und ſogar ſchon aus frühern Jahrhunderten her hatten. Späterhin erſchienen ſie als Dichter faſt nur gefühlvoll und nicht ſelten ſo zart und rein, daß man ſie in Paris darüber beneidete. Wir dürfen mit Entſchiedenheit behaupten, daß unſere ſogenannte Empfindſamkeitsperiode, die denn doch auch Gedichte hervorbrachte wie die von Martin Müller, Hölty, Stollberg u. ſ. w. eine durchaus originelle, von keiner andern Nation je verſuchte iſt. Auch die Engländer z. B. Young und Seinesgleichen gehören in der Hauptſache nicht hierher, denn ſeine Klagen ſind doch größtentheils nur die des metaphyſiſchen Melancholikers, der keine rechte Freude in der Tageshelle des Lebens finden kann, während in jener deutſchen Periode das Gefühl in tauſendfachen Nüancen bald ſüß-trunken, bald wehmüthig hinſchmelzend, ſo wie die ſtete Reflexion über die Empfindung vorherrſchte, wobei die ‚Wonne der Thränen‘ einen ſonſt nie erſchauten Regenbogen bildeten.

Dieſe Periode mußte ſich ſelbſt bald durch Uebermaaß ertödten. Die deutſchen Kritiker waren aber noch lange nicht mit dem bloßen Tode derſelben zufrieden, ſondern ſchalten noch wenigſtens zwanzig Jahre auf die todte Periode ein, als man ſie kaum noch kannte."

18.

„Nach den Xenien," unterbrach hier der Hofrath, „wollten jedoch ſämmtliche zehn deutſche Kreiſe mit einemmale witzig ſeyn, und es war kaum mehr erlaubt, ein unſchuldiges einfaches Wort zu ſagen. Schriftſtellende Leute, die nie ein Waſſer getrübt hatten, ſtachelten ſich zur Witzigkeit, Zornigkeit, Wüthigkeit auf, — (die beſſern Worte ‚Witz,' ‚Zorn' ja ſogar ‚Wuth' wären hier nicht paſſend) — bis endlich einige zu jener ſumpfig froſchigen Widerwärtigkeit übergingen, die uns jetzt aus allerhand Zeitſchriften anquakt. Das alles kann nun leider den ganzen Markt verderben. Das Publikum ſcheint nämlich dahinter gekommen zu ſeyn, daß jedes Jahr dem vorangegangenen den Vorwurf macht, es ſey viel zu zahm geweſen und habe lange nicht gräßlich genug geſchimpft, worauf es ihm dann vormacht, wie man eigentlich ſchelten müſſe. Was dann zuweilen hervorkommt, würde ſelbſt von den Närrnern in Shakſpears Heinrich IV. ſchwerlich gebilligt werden. Ich kann mir ſchon im voraus denken, wie das Jahr 1834 ſich über das Jahr 1833 wegen deſſen Zahmheit moquiren wird, aber 1835 wird dann vielleicht ein neuer kritiſcher Therſites die matte Schaafartigkeit ſeines Vorgängers zu zeigen ſuchen, u. ſ. w. Dennoch iſt hier ein Ende recht wohl abzuſehen, da der Ekel und zwar ein ziemlich allgemeiner, nicht lange mehr ausbleiben kann.

Was ſollen nun die Frauen bei ſolchen Umſtänden machen? Die meiſten haben ſich recht gut gehalten, und ſind gerade ſo witzig geblieben als es ihnen gut war, andere aber ſind freilich weiter gegangen, und haben den Witz, die Ironie und den Humor dergeſtalt liebgewonnen und ſtudiert, daß ſie in ihrer überſchwänglichen Phantaſie die bloßen Wörter ‚Witz, Humor und Ironie' ſchon für Witz, Ironie und Humor ſelbſt halten; mit dem Zeitalter aber gänzlich fortgegangen iſt, ſo viel ich weiß, keine Einzige, und wie manches Frauenbuch mir auch mein Leihbibliothekar ſchon zugeſandt hat; von jener ſo eben ſkizzirten witzelnden Grobheits- und Plattheitsblüthe habe ich bis jetzt auch nicht eine entſchiedene Spur in den Schtiften deutſcher Frauen gefunden; ja es ſcheint mitunter als wollten ſich die lieben Eigenſinnigen einen gewiſſen edlen Anſtand nicht nehmen laſſen.

Was unſre Aurelie betrifft, ſo war ſie in ihrer früheren Jugend ziemlich empfindſam, ja ſogar zur Wehmuth geneigt; da ſie aber damit in Geſellſchaften ausgelacht wurde, — denn welcher Geniale will jetzt von Gefühlsfülle was wiſſen? — ſo verdroß ſie das nicht wenig. Sie warf alle Sentimentalität weit weg, denn wie ſchön ſich auch Schiller bemüht hat, das eigentliche Weſen der Sentimentalität als etwas ganz Paſſables hinzuſtellen, ſo ſind doch jetzt neun und neunzig Hundertel des gelehrten und nicht gelehrten Deutſchlands vollkommen überzeugt, ‚ſentimental‘ und ‚weinerlich‘ ſey völlig einerlei. Jetzt hat ſie die Rolle der Auslacherin übernommen, und wird dick und fett dabei; doch bedauert ſie, daß die Gelegenheiten zum Auslachen immer ſeltener werden. Darin hat ſie recht, denn wahrhaftig ſentimentale

Leute ſind jetzt ſo ſelten wie warmer Regen im Januar, oder — wie zweite Auflagen in den beiden letzten Decennien, oder wie weiß- oder rothe Raben, und es wäre wohl gut wenn ſich einige ſchalkhafte Herren und Damen einmal entſchlöſſen, ſich im nächſten Winterhalbjahre in allen Geſellſchaften Siegwartiſch oder Marianiſch anzuſtellen, blos um die Societäten durch Oppoſition zu neuem Witz zu veranlaſſen. Ich thäte es ſelber, aber ich bin leider nicht tugendhaft genug, mich zum Opfer zu bringen."

19.

„Aurelie," ſagte die Wirthin, „iſt wirklich voll ſchöner natürlicher Anlagen, und da ſie das verworrene Getreibe des Lebens nicht ſelten wirklich überſchaut, ſo kann es ihr allerdings an Witz nicht fehlen. Der war auch in früherer Zeit nichts weiter als eine angenehme Form ihrer Fröhlichkeit. Ich nehme es ihr gleichfalls nicht im mindeſten übel, daß ſie über ihren eigenen angenehmen Witz immer mitlachte, denn er war ja eben nichts weiter als ein in Worte überſetztes herzliches Lachen. Das einzige Schlimme aber war, daß ſie endlich als witzig berühmt wurde, und daß man ſie nunmehr in allen Geſellſchaften ein für allemal als eine humoriſtiſche Dame rangirte. Anfangs mag ihr das wohl gar einiges Vergnügen gemacht haben, jetzt aber fühlt ſie ſich oft dabei ſehr gedrückt, gleichſam als hätte ſie das Amt, witzig zu ſeyn. Sie iſt kaum eine Viertelſtunde in der Geſellſchaft, ſie hat kaum die Hälfte eines Zwiebacks eingetunkt, und ſchon ſind alle Augen auf ſie gerichtet, ob ſie nun nicht bald werde eine Leuchtkugel ſteigen laſſen. Schweigt ſie, ſo hält man ſie für verdrießlich oder krank, und ſagt ſie ein gewöhnliches, unſchuldiges Wort, ſo findet man das ‚langweilig', oder man ſucht gar einen verſteckten Sinn dahinter. Ueberhaupt ſind die meiſten Deutſchen noch ſo weit entfernt, reinen geſelligen Witz zu verſtehen und zu genießen, daß ſie gar nicht einmal glauben er könne rein und harmlos ſeyn, und zu dem vollends, was unſer Jean Paul zuerſt die große Weltironie und Humor nannte, werden ſie ſich vielleicht kaum in Jahrhunderten verſteigen."

„Ich halte,“ erwiederte der Alte, „von der Fähigkeit der Deutſchen witzig zu ſeyn, mehr als Sie zu halten ſcheinen, nur ſuche man nicht immer bloß in höheren Kreiſen oder bei Gelehrten und Schriftſtellern danach. Wer weiß was in manchen Tabagien für Witz ausſprüht! So habe ich auf meinen früheren Reiſen, da ich mich auch um kleine Städte, Dörfer und Flecken bekümmerte, manche Schmiede- und Bäckergeſellen, manche Fuhrleute und Poſtillione gefunden, die ich mit Freudigkeit als reichbegabte witzige Seelen anerkennen mußte. Sie wandelten meiſt auf der altdeutſchen Humorbahn, und gemüthliche Kinderpoſſen, Neckerei und Drolligkeit ſtand ihnen recht wohl. So großartig muthwillig wie etwa Fiſchart waren ſie freilich nur ſehr ſelten; aber von dem treuherzigen Lächeln des Hans Sachs zeigten ſich doch noch gute Spuren, und wenn die wandernden Geſellen im Uebermuthe der ſchönen Muße die Wahrzeichen und Eigenthümlichkeiten der durchflogenen Städte ſchilderten, ſo hatten ſie gewöhnlich eine luſtig bunte anziehende Beredſamkeit. Aber mein Gott! ich komme doch wahrlich vom Hundertſten ins Tauſendſte. Wir redeten ja von der witzigen Aurelie."

20.

„Ganz recht," erwiederte der Hofrath, „und daß ihr Unglück beſonders in der Berühmtheit beſtehe, die ſie wider ihren Willen erreicht hat. Dies Unglück theilt ſie jedoch mit den Männern ihrer Art. Von dieſen verlangt man unbedingt, ſie ſollen ohne Unterlaß witzig ſeyn, und alle Stunden wenigſtens ſechzig Bonmots und ganze Hände voll Salz und Pfeffer austheilen, wofür dann auch die Genießer des witzigen Mannes Ruhm überall dankbar auszubreiten verſprechen. Sie halten auch Wort und preiſen ihn, er ſey gewiß und wahrhaftig ein ‚komiſcher Kauz' und ‚närriſcher, verteufelter Kerl.' Selbſt der unnachahmliche Falſtaff hat doch eigentlich ein ſchweres Leben, ſelbſt bei dem geiſtreichen Heinrich, der ihm doch, meines Erachtens, aus Dankbarkeit einen — (verſteht ſich: heidniſchen) — Altar in der Wohnung der Frau Hurtig errichten ſollte. Der Prinz geht aber ziemlich barſch mit ihm um, und zuweilen gar wie mit einer Sache. Der Ritter ſoll nie ſprechen wie ein anderer Menſch, und wenn er einmal die überaus unſchuldige Frage thut: „was iſt die Glocke?“ ſo wird er deshalb ſchrecklich angefahren. Warum? — er ſoll eben keine unſchuldig ehrbare, oder gar mäßig langweilige Frage thun. Er ſoll lauter höchſt witziges aber auch höchſt verruchtes Zeug vorbringen, und nie etwa ſeufzen, daß ihm das Innere einer Kirche gänzlich unbekannt geworden iſt. — Und doch ſoll er gelegentlich auch wieder tugendhaft ſeyn, wozu man ihm nicht einmal Zeit laſſen würde, auch wenn er ſich entſchlöſſe es zu werden. Denken Sie ſich nun einmal das Geſicht, das der Prinz machen würde, wenn ihn eines Morgens ein erhabener Erzbiſchof alſo anreden ſollte: „Dein überaus witziger und überaus ſündhafter Freund Falſtaff iſt in der letzten Nacht zur löblichſten Selbſterkenntniß und heilſam nagender Reue gelangt, ſo daß er jetzt als frommer Büßer, in edlen Thränen ſchwimmend, dahin wankt, allen Sect und allen Witz theils verfluchend, theils bejammernd. Fährt er ſo fort, ſo kann er es bis zu einem Säulenheiligen bringen.' — Wie geſagt: ich mag dabei das Geſicht des Prinzen nicht ſehen, aber für einen ſatyriſchen Maler wäre es vielleicht eine Aufgabe. Genug, es iſt eine heilloſe Wirthſchaft, die man mit witzigen Leuten treibt, welche denn doch in Deutſchland ſelten mit Falſtaffs ſämmtlichen Untugenden verſehen ſind. Indeſſen haben die Männer meiſtens eine ſo robuſte Natur, daß ſie auch dieſes Ungemach überwinden; aber ein Mädchen leidet dabei viel ſchwerer. Ich freue mich deshalb recht herzlich, daß Aurelie, wie ich höre, bald einen jungen rothwangigen und mäßiggeſinnten Landprediger heirathen wird. In Graurode — oder wie das löbliche Dorf ſich ſonſt ſchreiben mag — wird ſich das Uebermaaß des Witzes ſchon legen, und das Gleichgewicht wieder gewonnen werden."

21.

Das Geſpräch flatterte jetzt von einem Gegenſtande zum andern, und da der Nachtwächter zehn Uhr abrief, ſo griff man nach den Hüten und Mänteln, weil denn doch eine bloße Theegeſellſchaft nicht wohl länger dauern darf. Wie man aber ſchon auf der Treppe war — mit Ausnahme des alten Mannes, der auf einen Wink der Wirthin noch zurückblieb — fuhr ein leichter Wagen raſſelnd vor, und bei dem Schein der Laternen erkannte man leicht in der ausſteigenden Dame die oben beſprochene und geprieſene Frau von Z. Die Geſellſchaft hätte gern gewußt, was ſie zu einem ſo ſpäten Beſuch veranlaſſe, und verwünſchte den Umſtand, bereits auf der zweiten Treppe zu ſeyn, von wo man nicht wohl in das Viſitenzimmer zurückkehren mag. Man mußte ſich mit den gewöhnlichen Begrüßungsformeln begnügen, und Frau von Z. trat ohne Begleitung — denn das Kammermädchen war im Wagen zurück geblieben — in den Saal, wo ſie niemand fand als die Hausfrau und den Alten. Sie warf ſich nicht ohne Aufregung in die Arme der Freundin und ſagte: „Ich hatte ein rechtes Verlangen nach Dir. Schon ſeit Monaten, ja ſeit Jahren wollte ich mich einmal mit Dir und zu Dir ordentlich ausſprechen, wir fingen auch wohl an, aber es kam doch zu nichts Rechten, denn bald trat dieſe, bald jene Dame — oder waren es Herren? —

dazwiſchen und ſtörten uns durch höfliche Unhöflichkeit."

Die Hausfrau erwiederte die Begrüßung mit Innigkeit und ſagte dann lächelnd: „Eine gute Freundin iſt immer willkommen, ſelbſt wenn ſie um Mitternacht käme, und jetzt iſt es vollends erſt zehn."

„Schon zehn?" ich glaubte es wäre höchſtens halb neun. Ach Gott, ich weiß oft nicht, welch einen Tag wir haben, oft weder Datum noch Stunde."

Der Alte, der die Herzensergießungen zweier Freundinnen nicht ſtören wollte, bemerkte mit flüchtiger etwas altmodiger Galanterie: „Daß man die Zeit bei Ihnen, gnädige Frau, vergißt, iſt billig; daß Sie ſelbſt aber ſie vergeſſen, kann ſchon eher befremden." — Mit dieſer Redensart wollte er ſich entfernen, aber man litt es nicht. — „Sie ſind," ſagte Frau von Z., „ein lieber bewährter treuer Freund mit grauem Haar und friſchem Herzen, ein Mann der den ererbten, in dauerhaften Corduan eingebundenen Gellert in billig großen Ehren hält, und doch auch Göthe's Taſſo auswendig weiß. Sie ſollen bleiben, grade

Sie, denn Sie ſind unendlich wärmer, theilnehmender und tröſtlicher als viele unſrer heutigen Jünglinge, die zur Documentirung ihrer Jugend nichts haben als den Taufſchein, den ſie ſich verſchreiben laſſen müſſen wenn ſie aufgeboten werden wollen.“ — „Zu hart!“ erwiederte der Alte, „ich will kein Lob auf Koſten ſo Vieler!“

22.

Man ſchwieg eine geraume Weile, um ſich zu ruhiger Herzensergießung zu ſammeln. Endlich ſagte die Hausfrau: „Du weißt nicht, liebe Emilie, wie ſehr Du willkommen biſt. Wir ſprachen gerade heute von Dir mit beſonderer Nachdrücklichkeit und Ausführlichkeit, von Deinen Verdienſten, Deinem Ruhm und Glanz. Es war darüber nur Eine Stimme; mir aber fiel es wieder recht aufs Herz, daß ich Dich in der letzten Zeit nicht ſelten umwölkt gefunden, und oft habe ſeufzen hören.“

„Du irreſt nicht,“ erwiederte Emilie, „und gerade heute wollte ich zu Deinem treuen Herzen reden. — Ihr habt alſo von meinen Verdienſten, Ruhm und Glanz geredet? Sieh nur einmal dieſe Worte recht an, und frage Dich ſelbſt, ob Du, gute Seele, wohl etwas Herberes gegen mich ſagen könnteſt, wenn Du ſatyriſch hätteſt ſeyn wollen? Was hat eine Frau mit Ruhm und Glanz, was mit literäriſchen Verdienſten — denn nur dieſe werden wohl hier gemeint ſeyn — zu ſchaffen? Unter Millionen Frauen vielleicht zehn oder zwölf; aber ich . . .“

Der Alte. Wo die Verdienſte ſo entſchieden ſind, wie bei Ihnen, muß davon mit Dank die Rede ſeyn.

Emilie. Was ich ſelbſt geſchrieben iſt wenig, und — wenn auch hie und da leidlich pikant — doch von geringem Gehalt, und in der nächſten Oſtermeſſe vergeſſen. Mein wirkliches Verdienſt beſteht wohl nur darin, daß ich einem Theil dieſer Stadt *leſen lehrte*, und daß ich, da die bei weitem meiſten Menſchen doch nun einmal ſich nicht mit einander unterhalten können, treffliche Dichterwerke vorleſen ließ. Das war nun ganz gut, weil die Geſellſchaft während des nothgedrungenen Zuhörens weder klatſchen, noch von

Eſſen und Trinken, noch von Tanzen, Putz und Wochenbetten, noch von Politik in hergebrachter geiſtloſer Eintönigkeit ſchwatzen konnte. Aber weiter iſt auch nicht viel geworden. Hat man Shakſpear, Calderon u. ſ. w. verſtanden? von Hunderten vielleicht fünf. Der Sprung von gewöhnlicher deutſcher Bildung im Geſchäftsleben und häuslichem Verkehr bis zu einer Shakſpeariſchen Luſtſpiel- oder Tragödienwelt iſt ſo ungeheuer groß, daß man ihn nur wenigen zumuthen darf. Glauben Sie mir: die Wahrheit ſteht noch lange nicht einmal mit Kotzebue al pari, denn was man auch gegen ſeine zahlloſen Werke einwenden muß, ſo zeigen doch manche derſelben einigen Witz, Erfindung, Situationen, Raſchheit und zuweilen leidliche Caricaturen. Und was kann man auf einer gewiſſen Stufe von Bildung mehr fordern? Ich verhehle es nicht, mir wird zuweilen recht ſchwül dabei, wenn ich ſo manche gutmüthig-mittelmäßig-beſchränkte Männer und Frauen mit Enthuſiasmus von Göthe reden höre, deſſen Hauptwerke doch niemand verſtehen kann, der nicht über das Weſen der Kunſt im Reinen iſt. Was iſt dieſer Enthuſiasmus bei ſolchen Leuten? Nichts anders als unnatürliche Hinaufgeſchraubtheit oder unſittliche Heuchelei. Jene Geſchraubtheit habe ich allerdings befördert; ohne meinen Willen zwar, doch nicht ohne Schuld. In den erſten Jahren meines Hierſeyns war ich eitel genug es gern zu ſehen, wenn meine Säle nur recht voll waren von zierlichen geputzten bebänderten Herrn und Damen, und es iſt noch die Frage, ob ich nicht ſelbſt ein wenig verſchroben war. Jene Heuchelei habe ich aber — Gott lob! — nie befördert. **Ich** habe ſelbſt ſtets unbefangen meine Meinung geäußert, ohne ſie jemals aufdringen zu wollen, und nie geduldet, daß irgend jemand wegen einer abweichenden Anſicht — möchte ſie auch noch ſo ketzeriſch ſeyn — verſpottet oder verſchüchtert worden wäre; leider aber hat ſich eine ſolche kühne Aufrichtigkeit nur ſehr ſelten gezeigt. Die Menſchen ſind größtentheils viel zu bequem als daß ſie um eines Dichters oder gar eines Buches willen ſich ſollten die Mühe geben auf eine anſtändige Weiſe kühn und geiſtreich zu kämpfen. Es iſt ja viel leichter mit dem Strome zu ſchwimmen, und die gewohnten Ausrufungen: „Einzig!" „wundervoll!" ertönen zu laſſen. O dieſe Exclamationen! wie verletzen ſie mich, wenn ſie ſo mechaniſch hingeſprochen werden!"

23.

„Mitunter," ſagte der Alte, — vielleicht um das zu große Feuer der Dame zu lindern, — „mitunter waren doch dieſe Ausrufungen auch recht ergötzlich. So wurden einmal bei Ihnen in einer längſt vorübergegangnen präciſirenden Periode mehrere kunſtſtückartige, kalt-platte Gedichte vorgeleſen. Bei dem erſten hieß es ‚griechiſch!' bei dem zweiten ‚oh wie ſehr griechiſch!' bei dem dritten ‚oh außerordentlich griechiſch!' bei dem vierten endlich ſchwieg die ganze Geſellſchaft, weil ſie ſich erſchöpft hatte; ich aber nahm mich in meiner Einfalt der Sache an und rief: ‚Ueber alle Maaßen griechiſch! entſetzlich griechiſch! ja viel zu griechiſch um griechiſch zu ſeyn!'"

Die Wirthin lachte herzlich, bat aber ſogleich ihre Freundin um Verzeihung, daß ſie lache. Dieſe erwiederte: „Ich will gern ein andermal mitlachen, nur heute kann ich nicht, denn es drängt mich das lang verhaltene Gefühl laut werden zu laſſen. — Wenn ich nun alſo eine Rechnung anſtelle und mich frage: haſt du auf die Weiſe wie du lebteſt, oder zu leben andere veranlaßteſt, mehr Gutes oder mehr Schädliches gewirkt? ſo gerathe ich in Ungewißheit nach welcher Seite die Schale ſich ſenken möge; wie aber wenn ich mich allein frage: ‚was haſt du denn nun für dich gewirkt? iſt der Gewinn für deine eigene Seele ein ganz reiner? und haſt du als Mutter, als Hausfrau, als Bürgerin deine Pflichten alle erfüllt?‘ — Was habe ich gethan? Ich habe herrliche, gute, mittelmäßige und ſchlechte Bücher geleſen, um mein Urtheil wie meinen Witz zu üben, ich habe mit den geiſtreichſten, feinſten und frivolſten Leuten converſirt und correſpondirt, ich habe zuweilen Dichter zu lieben geglaubt, während ich doch nur erhitzt war, und mir ſogar gegen meine beſſere Natur ein abſprechendes Urtheil und kalt ſententiöſe Sprache angewöhnt. Ich lebe nur in erdichteten Welten, und wenn ich auch gar wohl weiß, daß die ächte Dichtung auch die reine Wahrheit iſt, ſo fehlt mir doch die tiefere Wurzel, aus der allein das Wahre und Schöne erwachſen kann. Die Propheten und Weiſen, die Dichter und Sänger aller Nationen ſprechen faſt täglich zu mir, und ich, die ich alle zu genießen ſtrebe, verſäume darüber oft die nächſten Pflichten. Mir iſt als hätte ich ſtets eine Fülle von Nectar und Ambroſia bei mir, aber ich bin keine Göttin für die allein ſolche Speiſen täglich paſſen. Ich bin eine arme ſchwache Sterbliche und bedarf auch der einfach nährenden Speiſe für meinen Geiſt und für mein Gemüth; ach! und ich habe kein Brodt und kein Waſſer! — Ich ſehe es Euch an: ihr ahnet den tiefen, ſchrecklichen Sinn von dem was ich eben ſagte, und doch ahnet ihr ihn nur; verſtändet ihr ihn ganz, ihr würdet noch weit mehr erſchrecken.“

24.

Die Hausfrau umarmte mit großer Theilnahme ihre leidende Freundin und ſagte dann: „Du klagſt Dich an oft die nächſten Pflichten zu verſäumen, thuſt Dir aber großes Unrecht damit. Ich kenne Dich ja ſo lange und habe Dich ſtets geliebt. Du biſt gut und hülfreich und läſſeſt Deine geiſtige Ueberlegenheit ſelten oder nie merken. Du biſt wohlthätig mit Ueberlegung, ſcheuſt keine Mühe ein verkanntes und unterdrücktes Verdienſt geltend zu machen und …“

„Ich bin gut und freundlich,“ unterbrach Frau von Z. mit ſteigender Bitterkeit gegen ſich ſelbſt. „O ja, das bin ich — etwa von acht Uhr Abends bis gegen Mitternacht, und das ſcheint eben nicht ſchwer wenn man bei Göthe, Lichtglanz, Thee und Champagner meinen Geiſt bewundert. Weißt Du aber, ob ich auch freundlich bin etwa Morgens halb zehn Uhr? beim Erwachen? und beim Frühſtück? Ob ich nicht meinem guten, armen Kammermädchen ſchon manche Thräne ohne Noth erpreßt habe? und kann ich Kränkungen durch Geſchenke wieder gut machen? Oft mögen freilich meine allzu feinen und gereizten Nerven einen Theil der Schuld tragen, aber wer hat dieſe Nerven ſo überzart gemacht und angeſpannt? Nicht die Dichter ſondern meine Art ſie zu genießen. O es muß eine Wonne ſeyn, nach gethaner ſchwerer Arbeit Belmont und Conſtanze oder Don Juan zu hören, oder mit gleichgeſinnten Freunden und Freundinnen den Sommernachtstraum oder Götz von Berlichingen zu leſen; aber ich habe keine Arbeit und verſtehe auch als eine überreich erzogene, höchſt vornehme Perſon nicht zu arbeiten. Ich habe nur Genuß und deshalb ... keinen mehr.“

Dies Wort ſchien die Sprecherin ſelbſt ſo ſchmerzlich zu erregen, daß ſie ſeufzend wiederholte: „Ich habe nur Genuß und deshalb keinen mehr.“ Dann aber fuhr ſie mit ſcheinbarer Munterkeit fort: „O ich könnte über mein Leben in recht hübſchen antithetiſchen Wendungen ſprechen: ich bin ſo reich, daß ich mich darüber arm fühle, ich fordere hungernd, doch in ſchönen Reimen ein Waizenkörnchen, und man giebt mir den Edelſtein aus der Hagedorn'ſchen Fabel vom ‚verhungerten Hühnchen,‘ ich bade in ſüßem Nectar, bedarf aber des ſtärkenden gemeinen Flußbades. Ich leſe Homer, kenne aber die Buchſtaben noch nicht ganz, ich lebe Abends im Julius und Vormittags im Januar u. ſ. w. — Und wenn es nun einmal mit mir zu Ende geht — ach! und mein Leben geht ohnehin ſo raſch, daß ich in jedem

Jahr weit mehr als Ein Jahr zurücklege —— mit welchem Gefühle werde ich endigen? und was werde ich mir ſagen können? Nichts weiter als etwa: ich habe jährlich ſechs bis achttauſend Thaler ſpurlos verbraucht, in den ſchönſten Zimmern gelebt, die feinſten Redensarten gewechſelt, geiſtreiche Billets geſchrieben, und noch viel geiſtreichere empfangen, die herrlichſten Bücher beſeſſen und geleſen, bin mit Shakſpear und Cervantes auf Du und Du geſtanden, während ich kein Kind das A B C lehren könnte, ich verſtehe Vieles; nur nicht die Kleinigkeit — zu leben."

25.

„Ich kann Sie nicht ſo fortreden laſſen," ſagte der Alte, „nicht ſo fortwühlen in verletzenden Bildern. Der heutige Tag muß Ihnen irgend etwas trüb Aufregendes, Unerwartetes gebracht haben, das Sie für den Augenblick zu ihrer eigenen Feindin macht."

„Ganz recht," erwiederte ſie, und eine zitternde Bläſſe flog über ihr Geſicht, „ganz recht, denn ich habe heute klar erkannt, was ich längſt ahnete, mir ſelbſt aber zu geſtehen nicht wage, daß ich auch eine ſehr unglückliche Mutter bin. Zweifelt nicht, bedauert mich auch nicht, denn ich habe es vollkommen verdient, und es wäre vielleicht meiner Eidli beſſer, auf einer Südſee-Inſel erzogen zu ſeyn, als hier von mir in der Reſidenz. Wenigſtens thut der gemeinſte Tagelöhner, der ſeinen Kindern ‚bete und arbeite‘ einprägt, mehr als ich mit allen meinen vornehmen Redensarten bisher für ſie gethan habe. Ich habe mir lange genug die Augen verbunden, aber ich ſehe jetzt deutlich: Meine ganze Art zu leben iſt ihr verhaßt, ſie hat den Irrthum früher erkannt als ich, oder vielmehr ſie hat ihn nie getheilt. Dabei könnte ich mich noch beruhigen, obwohl es ſchmerzlich genug iſt, von einer Tochter überſehen zu werden; — daß ſie aber heuchelt und ſchmeichelt, entzückt ſich anſtellt und ſpottet, roh und ungeſtüm, grob und ſchmelzend thut, alles nach Gelegenheit, das iſt es was ich nunmehr auch erkannt habe. Sie liebt mich nicht und achtet mich nicht; gehorſam iſt ſie nie geweſen und zum Gehorſam habe ich ſie auch nie erzogen —

das Wort kommt ja bei der Erziehung in der heutigen vornehmen Welt kaum noch vor, viel weniger die Sache. Wir ſind ja überhaupt unendlich klüger als unſre Vorfahren, und gehen mit unſern Kindern um wie mit großartig erhabenen Perſonen, die man bei Leibe nicht erzürnen muß. Dabei gedeihen die rothbäckigen Rangen und Puppen zur anmuthigſten Rohheit und Halsſtarrigkeit."

„Wie aber kommſt Du gerade heute auf dieſen ſchmerzlichen Gedanken?"

„Weil gerade heute, nachdem ich mich ſchon lange mit ähnlichen Gedanken herum getragen hatte, mir die Gewißheit gekommen, daß Sidli für mich verloren iſt. Ihr Tagebuch fiel zufällig in meine Hände," — (die Sprecherin erröthete doch ein wenig bei dem Worte ‚zufällig' —) „was fand ich hier? Derbe Spöttereien über meine Geſellſchaften, und eine unverhaltene, recht ordinäre, faſt möcht' ich ſagen: dicke Flamme für den ordinären Sohn des Verwalters auf meinem Gute Roggendorf. Ich war außer mir, denn der ganze Menſch iſt mir unausſtehlich, roh, platt, dickhäutig und dabei mit einer widerwärtigen Bauern-

Klugheit verſehen, auf die er ſich nicht wenig zu Gute thut. Ich nahm meine Tochter in's Gericht, ich zitterte vor Zorn und konnte kaum Worte finden, ſie ſelbſt aber blieb ziemlich ruhig und verſicherte, ſie ſchäme ſich ihrer Neigung gar nicht, ihr Ruprecht ſey ein allgemein geſchätzter Jüngling, voll Gutmüthigkeit und Weltverſtand, voll hübſcher landwirthſchaftlicher Kenntniſſe und löblichen Fleißes. Ich glaubte unter die Erde zu ſinken, die ewige Tragödie von ‚König Lear‘ ging mit allen ihren Schaudern an meiner Seele vorüber, aber es war kein König mehr, ſondern nur eine unglückliche ‚Königin‘ Lear und ich Arme mußte dieſe entſetzliche Rolle darſtellen.“

26.

Während die Hausfrau nicht ohne Thränen ihre arme Freundin durch die ſchönſten Zeichen der Liebe zu beruhigen ſuchte, hatte der Alte einige Mühe, über ſo bizarre Uebertreibung das Lächeln oder gar das Lachen zu verbeißen, das ihn trotz ſeiner herzlichen Theilnahme anwandelte. Endlich ſagte er: „Jetzt laſſen Sie mich predigen, denn der Sechszigjährige darf ſchon ein wenig predigen; ich will es aber kurz machen. Ueber die heutige Erziehung kein Wort; ſie iſt meiſtens ſo eclatant naturwidrig und ſo grimmig ſchlecht, daß ſelbſt die Affenväter und Affenmütter, wenn man ſie davon unterrichten könnte, ſehr bedenklich den Kopf ſchütteln würden. Sie, liebe Frau, ſind bei weitem nicht die ſchlimmſte Mutter, Sie haben ſich bloß in Ihrer Tochter geirrt. Cidli iſt faſt ohne allen Schwung der Phantaſie, ohne allen vornehmen Ton und die Grazie der großen Welt. Sie iſt keine höhere und beſonders edle und ſchöne Natur, aber ſie iſt ein gutmüthiges ſtarkes, für die Arbeit, beſonders für die ländliche, geſchaffenes Mädchen, und ich höre mit Freuden was ich längſt geahndet habe, daß ſie auch herzlich lieben kann. Jener Jüngling, den Sie, liebe arme Frau, mit ſo harten Kohlenſtrichen malen, iſt ein tüchtiger, kräftiger Menſch, der nur, weil Sie ihn nie einer andern Frage würdigten, als nach dem Wetter, in eine unangenehme Stellung zu Ihnen gekommen iſt. Er iſt des tiefſten Gefühles fähig, aber nicht des feinſten Ausdrukkes deſſelben, und wird er einmal Ihr Schwiegerſohn, wie ich es hoffe, ſo werden Sie nach vierzig Jahren keines ſtützenden Stabes bedürfen, da er ſich nicht die Ehre wird rauben laſſen, Ihnen ſelbſt als Stütze zu dienen. Freilich iſt er jetzt nur noch der Gehülfe des Verwalters; aber was wäre dieſer ſchwache Mann ohne ihn? Aus dem Verwalter wird dann ein Amtmann, aus dem Amtmann ein Oberamtmann, und endlich ein tüchtiger Ehemann. Cidli iſt weder eine Regan, noch eine Generill — von dieſen ſehr übel geſinnten Damen hat ſie keine Ader, — ihre Ehe wird gewiß glücklich ſeyn, und Sie werden zum erſtenmal einen reinen vollkommenen Dank von ihr empfangen, und zwar einen ſolchen der dauerhaft iſt, wie das Herz aus dem er hervorgeht."

„Wie kann ich auf ein ſo alltägliches, poeſieloſes Geſchöpf bauen?"

„Alltäglich? poeſielos? Liebe Frau, es iſt ein großes Glück, daß Sie heute ſo unglücklich ſind, ſonſt würde ich dieſe ſchneidenden Worte nicht ſo ſanft zerſchmieden. Iſt denn die Poeſie nichts weiter als das Schöne was ſich ſprechen, ſchreiben und drucken läßt? und iſt nicht der wahre

Dichter immer doch unendlich mehr als alle ſeine herrlichen Werke zuſammen genommen? — Auch mir geht kein Roman über den Don Quixote, aber der liebenswürdige helle Menſch, der ihn ſchrieb, der tapfere Krieger, der bei Lepanto ſeinen Arm opferte, der klare Denker — von dumpfen Mönchen umlauert — der heitere Arme, den ſelbſt die Kerkerluft nicht im Genuſſe ſeiner ſelbſt und des Lebens ſtören konnte, obwohl er den Leſer um Verzeihung bittet, wenn etwa das Gefängniß ſeinem Buche geſchadet haben möchte, der Beſcheidene, der ſeine liebliche Galathea für einen ſchwachen, Nachſicht bedürfenden Verſuch erklärt, der Muthige und Geduldige, der ſtets verlaſſen und verkannt, dennoch ſein Vaterland innig liebte das ihn darben ließ — der geht mir doch noch weit über ſein Werk, und ich liebe ihn immer noch mehr, je eifriger ich ſein Werk zu verſtehen ſtrebe. — Ihre Eidli . . . . aber weg mit dem phantaſtiſchen Namen; ſie heißt ja auch Hannchen . . . . Ihr Hannchen, ſage ich, kann lieben, und das iſt ſo viel werth, daß ich ſchon um deswillen nicht bereuen will, bei dieſer Gelegenheit — Gott weiß, wie es ſo ſeltſam gekommen iſt — ſelbſt von dem großen, liebevollen Cervantes geſprochen zu haben. — Sie kann lieben, und das muß auch Sie, die Mutter, beruhigen.

27.

Frau von Z. machte eine Menge Einwürfe; doch war es offenbar, daß ſie einigen Troſt empfangen habe, wozu vielleicht gerade die Derbheit des Troſtes beigetragen, denn gerade das überzarte, oder verzärtelte Gemüth erlangt meiſt den ſtärkſten, und der Alte hatte auch keine Luſt die Arznei zu verdünnen. — „Daß Hannchen,“ fuhr er fort, „die großen Poeten nicht liebt die ſie nicht verſteht, iſt eben ſo begreiflich, als daß ſie den Euklid nicht mag, dem ſie auch nicht folgen kann; dabei fehlt es ihr jedoch nicht ganz an Sinn für gedruckte Poeſie, nur muß dieſe von ganz eigener, herzhaft luſtiger Art ſeyn. So hat ſie mir einmal, da ſie mich für einen unſchuldigen, von aller Phantaſterei unangeſteckten Mann hält, unumwunden erklärt, daß ihr die Lichtnerſche Fabel ‚Thier und Menſchen ſchliefen feſte‘ über alles gehe, und ich erinnere mich noch mit Vergnügen an das Feuer, mit dem ſie die ſtattlichen Strophen declamirte:

Hinz, des Murners Schwiegervater,
Schlug den Tact erbärmlich ſchön,
Und zween abgelebte Kater
Quälten ſich ihm beizuſtehn.

Endlich tanzen alle Katzen,
Poltern, lärmen, daß es kracht,
Ziſchen, heulen, ſprudeln, kratzen,
Bis der Herr im Haus erwacht. u. ſ. w.

Sie zeigte dabei ſogar einige Anlage zur analyſirenden Kritik. — Murner, obwohl ihn der Dichter nicht ausdrücklich in Handlung ſetzt, erſcheint doch als der eigentliche Katzenheros, indem Heinz, als bloßer Schwiegervater deſſelben, durch dieſen Titel ſchon genugſam glänzt. Die abgelebten Kater haben als überreife unglückliche Creaturen, keinen Namen, zeigen ſich aber deſto mimiſcher und ihre Qual geht uns zu Herzen. Dann wird es in dem Liede immer lebendiger und lauter, und das liebe Kind freute ſich herzlich, daß es den Katzen endlich gelingt, ein vollſtändiges Concert zu beginnen, doch war ſie auf den Hausherrn übel zu ſprechen, weil er die unſchuldige Gemüthsergötzlichkeit der angenehmen Thiere zu ſtören unternimmt, weshalb er auch, wie billig, vom Dichter ſchonungslos beſtraft wird."

Selbſt Frau von Z. mußte doch ein wenig lächeln, und das war für ihren Freund in dieſem Augenblick ſchon genug.

28.

„Es iſt nicht weit von Mitternacht," ſagte der Alte, „und ſo laſſen Sie uns raſch die Fäden unſers Geſprächs zuſammenziehen, und zuſehen wie weit wir gekommen ſind. — Wir fanden die weibliche Bildung nicht bei einzelnen hervorragenden Talenten und überhaupt nicht in einzelnen Richtungen, die, wie glänzend ſie auch ſeyn mögen, ſich doch am Ende durch Disharmonie rächen. Wo iſt nun Harmonie wirklich zu finden? Darüber zu reden finden wir wohl einmal eine bequeme Zeit, wo ſich manches einfach Beruhigende darüber wird mittheilen laſſen. Auf dieſes einfach Beruhigende verſtanden ſich die Alten gar gut, z. B. der ſchlichte und doch ſo ſinnvolle Solon in der Unterredung mit dem prunkenden Kröſus, die man uns gewöhnlich ſchon im zehnten Lebensjahre zu leſen giebt, da wir ſie doch erſt dreißig oder vierzig Jahre darauf recht mit Luſt vernehmen. Wer ‚glücklich' ſey, und ‚glücklicher' und ‚am Glücklichſten' davon iſt die Rede, und ſprachen wir wohl von etwas Andern? — denn was wäre eine Bildung, die unausbleiblich unglücklich macht? — und welche Namen nennt da Solon, der freilich etwas weiſer geweſen ſeyn mag wie wir. Biton und Kleobis nennt er zuerſt, die als gute Knaben in reiner Kindesliebe lebten und ſtarben. Nichts weiter? Nein! es genügt ſo. Da ſie rein liebten, mußten ſie freilich auch glücklich ſeyn, ja ein Wohlgefallen der Götter, glückſelig im Wachen wie im Entſchlummern.

Und dann der titelloſe Tellus, ein tüchtiger Vater und Erzieher ſeiner Kinder, ein tüchtiger Bürger, durchaus vollſtändig, alſo auch harmoniſch gebildet und mithin glücklich. Der arme Kröſus, der in ſeinem ſchweren Gold- und Diamantſchmuck nicht wohl aufrecht ſtehen und noch weniger ſich leicht und frei bewegen konnte, verſtand ſich nicht darauf; wir jedoch haben zum Glück das Verſtändniß noch nicht verloren. Es giebt Gott lob auch gar manchen weiblichen Kleobis, Biton und Tellus, und ich ſelbſt habe in Scherau und Flachſenfingen, in Pira und Maulbocen, Peſtiz und Haarhaar — Sie kennen die klaſſiſchen Orte aus Jean Pauls Werken — Frauen und Jungfrauen dieſer Art kennen gelernt. Es iſt das freilich nicht ganz leicht, denn dieſe Damen drängen ſich keinesweges zu der Ehre, von dieſem und jenem gekannt zu ſeyn.“

„Dann aber,“ ſagte die Hausfrau, „wäre es auch einmal gut, die männliche Bildung genauer zu betrachten, und ich hoffe zu Ihnen und unſern andern jüngern Freunden, Sie werden bei dieſem Geſchäft nicht minder gewiſſenhaft und ſtreng ſeyn.“

„Milliardenmal ſtrenger,“ erwiederte der Alte, „denn, wie mich dünkt, haben wir im Kapitel von der weiblichen Bildung doch faſt alles, ſo viel es ſich thun ließ, zum Beſten gekehrt. Bei gar vielen Männern möchte ich eine wahrhaft catoniſche Strenge in der Kritik walten laſſen. Mit einigen Dutzend Deleatur-Zeichen kommt man hier bei der Correctur nicht zum Ziel, und ich möchte manche Bogen ganz umdrucken laſſen. Der Jäger Robert, den der Graf von Savorne ohne ſeinen Willen in den feurigen Ofen werfen ließ, kam dort ohne Zweifel ſehr ſchnell um; jetzt haben wir manche ſolcher Jäger, die, wenn man ſie auch heute in ein kritiſches Flammenmeer ſtürzt, doch morgen wieder mit ſtolzem Lächeln auf der Promenade erſcheinen, und verſichern, ſie hätten ſich nie ſo wohl befunden wie jetzt."

„Nun nun," ſagte die Hausfrau, „ich kenne Sie, es wird ſo arg nicht werden, und am Ende ſiegt doch bei Ihnen immer das verſöhnende Princip."

„Es iſt doch entſetzlich," erwiederte der Alte lachend, „daß man mir zutraut, ich könne es niemals zu etwas recht Argem bringen, was ſich bekanntlich doch ſo leicht auftreiben läßt. Ich muß aber meine Defenſion verſchieben, denn es ſchlägt wirklich Mitternacht, und die Geiſterſtunde ſoll uns nicht in Kampf und Zwietracht antreffen, ſondern uns, ſo Gott will, noch einen heitern Traum beſcheeren.

III.

Erinnerung

an

Klopſtock und Göthe.

A. Kurzer Briefwechſel zwiſchen Klopſtock und Göthe.

B. Göthe's ſpätere Liebe.

A. Klopſtock und Göthe.

In dem kurzen ‚Briefwechſel zwiſchen Klopſtock und Göthe‘ im Jahr 1776 (Leipzig 1833.) iſt uns ein ſehr beachtenswerther Beitrag zur Geſchichte der deutſchen Literatur zugekommen. — Er enthält nur zwölf Seiten, aber voll ſchrecklichen Inhalts. Schrecklich doch angenehm; Angenehm doch lehrreich; Lehrreich doch kurzweilig; Kurzweilig doch erhaben!

Mit den Genie's hat man immer ſeine liebe Noth gehabt, und vorzüglich in Deutſchland, wo man nicht ſonderlich auf ſie eingerichtet war. Vor allen aber hat Göthe den Leuten viel Herzeleid verurſacht, und wenn man ihn auf einmal recht tüchtig zur Rede ſtellte, ſo ſah er doch immer dabei aus wie etwa eine Statue des Apollo oder Jupiter, die ihren Blick nicht ändert. — Hier liegt ein merkwürdiges Beiſpiel vor unſern Augen, das wohl nähere Betrachtung verdient.

Bekanntlich hatte ſich der edle Herzog von Weimar mit inniger Achtung und Liebe ſchon zu dem Jüngling Göthe gewandt, und es war ihm gelungen, ihn unter den ehrenvollſten Bedingungen nach Weimar in ſeinen nächſten Umgang zu ziehen. So etwas war nun in den Annalen der deutſchen Literatur noch nie vorgekommen und man konnte ſich aus traurigen Büchern erinnern, daß Günther — (‚er war ein Dichter wenn es je einen gab‘, ſagt Göthe von ihm) ſich einſt bei dem Polenkönig Auguſt II. um die Hofpoetenſtelle — mit der aber leider eine abſonderliche bunte Kleidung nebſt dem gewöhnlichen Pritſchmeiſteramte verbunden war — beworben hatte, eifrig beworben und doch vergeblich! Solche trübſelige Zeit war jetzt Gott lob vorüber! und es gingen nunmehr viele deutſche Poeten und Schriftſteller jauchzend auf den Straßen herum und fielen einander gerührt um den Hals; denn warum ſollte ihnen nicht auch begegnen können was Göthe'n begegnet war? Durften ſie nicht hoffen, daß auch ſie bald als Legationsräthe nach Weimar berufen werden, und dort nicht bloß Nectar trinken, ſondern ſich in Nectar baden würden?

Es kam aber alles ganz anders. Der Herzog war außerordentlich difficil und wollte immer nur mit den allerbeſten Poeten und Schriftſtellern zu thun haben. Das mußte man freilich loben, aber an Ruhe und Frieden war nicht zu denken, denn wenige Monate nach Göthe's Ankunft in Weimar (September 1775) verbreitete ſich durch ſämmtliche Gauen Deutſchlands das Gerücht, der böſe geniale Frankfurter Jüngling habe bereits in ſo kurzer Zeit den vortrefflichen Fürſten und deſſen Stadt und Land zur bedenklichſten Hypergenialität verführt, es fließe dort der Wein in Strömen, und die Göttertafel in der Ilias werde dort weit übertroffen, und vermuthlich auch im Gelächter was doch kaum möglich war, da Homer ſelbſt es für ein „unauslöſchliches“ erklärt. — — „Verführt!“ das Wort iſt in Deutſchland recht gebräuchlich, denn wir verlangen überall die naheliegendſten Motive, und hätten wir z. B. den Hamlet geſchrieben, wir würden mit angebracht haben, ſein Hofmeiſter ſey von melancholiſcher Gemüthsart geweſen, und daher komme auch Hamlets Hinneigung zur ſchwermüthigen Klügelei, wobei jedoch das Schlimme iſt, daß wir nun leider nicht wiſſen, woher der Hofmeiſter zu ſeinem Charakter gekommen. Auf ſolche Subtilitäten aber muß man ſich nicht einlaſſen, weil es ſonſt mit der Motivirung allerdings in's Unendliche ginge. Genug, daß wir nicht wohl glauben mögen, es könne ſich einer ſeinen Charakter ganz auf eigne Hand bilden. Es iſt durchaus nöthig daß ihn der oder die verführe. Sind wir nun einmal jemandem auf die Sprünge gekommen, daß er etwas verführeriſches habe, ſo muß er auch überall, wo er geht und ſteht, verführen, und Göthe ſah ganz danach aus daß er es könne. Solche Vermuthungen hat man immer von ihm gehabt, und ich erinnere mich noch ſehr gut aus meiner Knabenzeit her, daß, als in der Michaelismeſſe 1796 alle Menſchen welche leſen konnten, die noch naß aus der Preſſe gekommenen Reime laſen, eine Menge Stimmen ertönten: „Der Göthe hat den Schiller verführt, das iſt keine Frage!" Man hätte freilich leicht erfahren können, daß ſich die Sache gar nicht alſo verhielt; es war indeſſen einmal abgemacht, daß Göthe wenn er Luſt dazu habe, alle Welt verführen könne, und damit gut.

So wollte denn auch im Winter 1775 jenes Gerücht nicht ſchweigen, ſondern wurde vielmehr immer lebhafter, ſo daß es endlich gar zu den Ohren des großen Klopſtock gelangte. Des ‚großen‘ ſage ich, denn ſo wurde er ſeit ſeinem erſten Auftreten im Jahr 1746 von hunderttauſenden genannt, ſo daß auch bald jenes Beiwort als der ihm gebührende Titel galt, ja man vergaß dabei nicht ſelten, daß er im Adreßkalender als Legationsrath ſtand, was doch auch recht viel gelten ſoll. Es iſt gewiß: Klopſtock zeigte ſich wahrhaft groß als er die Deutſchen *liebend* ſchalt, als er ihre Dudelſäcke, Hackebretter und Kinderklappern zerſchlug und ihnen zeigte wie man von Religion, Vaterlandsliebe und Freundſchaft begeiſtert ſingen könne; die Deutſchen aber ſoll man gleichfalls loben, daß ſie einen ſolchen Mann — der ſie eben noch geſcholten hatte — ſo zu loben und zu lieben wußten. Schade nur, daß im Laufe der Zeit ſich in dieſem Verhältniſſe manches anders ſtellte, denn wenn das deutſche Publikum einmal außer ſich geräth, ſo wird es zuletzt ganz taumlich überſchwenglich und ſchwört und flucht fürchterlich: Solch ein Mann wie der den es gerade jetzt anbete, ſey ſeit Erſchaffung der Welt nie da geweſen, er verdiene ſämmtliche Lorbeerwälder, er ſey nicht bloß groß, ſondern größer als groß und vollendet göttlich u. ſ. w. Dieſe Trunkenheit konnte freilich in ihrer Aechtheit ſich nicht bis zum Jahre 1776 halten; wohl aber deren Tradition, und es blieb deshalb wenigſtens äußerlich immer beim Alten, d. h. ſo oft man von Klopſtock ſprach, ſo tönte die Lippe ‚der Große', ‚der Einzige' und wenn man von ihm ſchrieb, ſo floß aus der Feder, ohne daß man ſie drückte, jenes Beiwort gleichfalls, ſo wie auch die Druckereien und der Setzer auf alle Fälle für die gehörigen Ausrufungszeichen längſt geſorgt hatten. — Wie benahm ſich aber Klopſtock dabei? Menſchlich, denn das iſt es gewiß wenn man ſich mit einigem Vergnügen verehren und lieben oder gar anbeten läßt; indeſſen bekommt ein ſolcher immerwährender dicker Ruhmesqualm auch dem Beſten nicht gut, und er kann ſich zuletzt in ſchwachen Stunden wohl gar für den eigentlichen Statthalter, König und Kaiſer der Poeſie anſehen mit dem nicht leicht jemand den Kampf wagt. Da war nun aber in Frankfurt der junge Doctor juris Göthe mit einigen ganz beſondern Werken aufgetreten, und, obwohl er in der ſchönen Gewitterſcene (im Werther) Klopſtocken ausdrücklich und eindringlich gefeiert hatte, ſo konnte man ihm doch nicht recht trauen. Solche junge Leute haben nämlich die Eigenſchaft, mit jedem Jahre oder gar mit jedem Monate weiter zu ſchreiten und um ſich zu greifen, weshalb man ſie ein wenig kurz halten zu müſſen glaubte. Es war indeß der Mühe werth, den Jüngling näher kennen zu lernen, und da bekanntlich Frankfurt nicht aus dem Wege liegt, ſo ließ ſich Klopſtock wirklich dahin einladen. Da fand ſich denn nun auch bald, daß dieſer Wolfgang ganz anders behandelt werden müſſe, als die ſanfteren poetiſchen Jünglinge des Göttinger Vereins. Er mußte möglichſt kalt vornehm behandelt werden, man mußte ihm den Daumen aufs Auge ſetzen. Das geſchah denn auch auf eine recht verwunderliche Weiſe. Klopſtock ſprach mit dem Jünglinge kein einziges Wort von Poeſie, ſondern gab ihm guten und neuen Unterricht im Schlittſchuhlaufen, wobei er auch noch gründlich auseinander ſetzte, es heiße nicht Schrittſchuh, ſondern Schlittſchuh. Dankenswerthe Bemühung; aber leider für den Dichter des Götz von Berlichingen nicht genügend.

So ſtand nun das Verhältniß, als jenes böſe Gerücht nach Hamburg zu Klopſtock drang, der extravagante Jüngling verführe den trefflichen Herzog. Was war dabei zu thun? Es giebt freilich reſolute, kernhaft und vollſtändig gebildete Menſchen, die bei einer ſolchen Gelegenheit ohne alle Umſtände und ohne alle poetiſche Ausmalung kurzweg erwiedert haben würden: „der Kuckuk hole alle dergleichen Klätſchereien, ich mag ſie gar nicht hören, viel weniger ihnen glauben!“ Ja es giebt ſogar Menſchen von ſo ruhiger Kraft und Bildung, daß ſelbſt der geübteſte und keckſte Klätſcher nicht leicht wagt zu ihnen zu klatſchen, ſo daß ſie von ſolchen fatalen Dingen gar nichts erfahren, weil ſie nichts erfahren wollen. Klopſtock aber erfuhr leider davon und glaubte auch leider dem Gerüchte, *) wenn auch nicht ganz,

---

*) Es mochten allerdings auch ſonſt glaubwür-

doch zum Theil, und ſo ſetzte er ſich hin, und ſchrieb den Brief No. Eins, den die Leſer gütigſt ſelbſt nachſehen wollen. — Mir iſt ſeltſam dabei zu Muthe geworden, und wenn ich ihn aus den Klopſtockiſchen in gewöhnliches Deutſch überſetzen darf, ſo lautet er etwa ſo: Ich, der Dictator der deutſchen Poeten, höre ſchreckliche Dinge von Dir, mein Jüngling, Du verführſt Deinen fürſtlichen Freund, und dadurch wird deſſen Gemahlin unglücklich; ich befehle Dir, Dich auf der Stelle zu beſſern. Glaube nur nicht, daß Du mit irgend einer Gegenrede bei mir durchkommſt, ich weiß alles und vor meinem Richterſtuhl appellirt man nicht weiter u. ſ. w.

Nur ein einziges Wort in dem Briefe iſt wirklich rührend: ‚aber dieſer Schmerz wird Gram werden, und läßt ſich der denn etwa auch widerhalten? Louiſens Gram! Göthe“ — Dann

---

dige Perſonen zu Klopſtock geſprochen haben; allein ihre Anſicht von Göthe's Wirken in Weimar war ſo irrig, daß K. ſie hätte eines Beſſern belehren ſollen. Ihm ſtand es zu, die edle Natur des Fürſten wie des Dichters tiefer aufzufaſſen und klarer zu würdigen.

aber ſtört wieder das Folgende: ‚Nein, rühmen Sie ſich nur nicht, daß Sie lieben wie ich!‘ — Es iſt möglich daß Klopſtock wirklich einſt mehr lieben konnte; aber in einem Briefe wie dieſer mußte nothwendig der furchtbar ſchwere Vorwurf durch das ſtolze ‚wie ich‘ um ſein ganzes Gewicht kommen. Dazu kam nun noch der ſeltſam geſchraubte Styl dieſes Briefes, der bald eine Dictatormiene zeigt, bald eine Art von Väterlichkeit; doch dieſe letzte nur obenhin. Göthe aber erkannte Klopſtocken weder für ſeinen Dictator, noch für ſeinen Vater, er fühlte ſich — wir wagen es zu hoffen — in Beziehung auf ſein Verhältniß zu dem Fürſten im Großen und Ganzen ſchuldlos, er ſah das vortreffliche fürſtliche Ehepaar glücklich, ſeiner ganzen Natur war jede Klätſcherei durchaus zuwider, und ſo entſtand denn jene Antwort (Brief No. 2) deren Form durchaus nicht zu billigen iſt, ſollten wir auch den Inhalt ſehr begreiflich finden. — Hier bieten ſich uns gar manche Betrachtungen über Viertel-, Halbe-, Dreiviertel und ganze Freundſchaftsverhältniſſe zwiſchen bedeutenden Männern, Philoſophen und Dichtern dar, und es ſchließt ſich daran die Frage, wann es wohl Zeit ſey, Bande zu löſen, die, weil ſie nur unzulängling ſind, nothwendig etwas hemmendes haben müſſen. Dann würde aber auch die Art der Löſung wohl zu betrachten ſeyn u. ſ. w. Göthe mochte genau einſehen, und weil er es einſah, auch ausſprechen daß zwiſchen Klopſtock und ihm keine Freundſchaft im reinen Sinne des ſo oft mißbrauchten Wortes ſtatt finden könne; aber unmöglich iſt es zu billigen daß er den Brief an den erſten Odendichter des damaligen Deutſchlands mit den kalt rauhen, und doch faſt nur auf Bequemlichkeit hindeutenden Worten begann: ‚Verſchonen Sie uns künftig mit ſolchen Briefen, lieber Klopſtock! Sie helfen uns nichts, und machen uns immer ein paar böſe Stunden.‘ — Einen Theil dieſer Schuld mag wohl die Raſchheit tragen, mit der Göthe Klopſtocks Brief vom 8. Mai bereits am 21. deſſelben Monats beantwortete.

Und nun Klopſtock! Ich muß meine ganze Phantaſie zuſammen nehmen, um mir nur einigermaßen die Augen und das ganze Geſicht zu denken, mit der Er ſolche Worte mag geleſen haben! Er verwahrte gewiß in ſeinen Schreibſchränken ſeit dreißig Jahren einige tauſend Briefe, in denen man ihn nur einen ‚göttlichen Mann‘ geheißen hatte, um deſſen kleinſte Zeile man nicht genugſam bitten könne, und nun ſollte er einen Jüngling von etwa ſechs und zwanzig Jahren mit Briefen verſchonen! — Verſchonen! Er! Die ganze Weltgeſchichte hatte dergleichen Ungebühr noch nicht aufzuweiſen, und darum mußte denn auch ein ungeheures Strafexempel ſtatuirt werden, und es erfolgte der letzte Brief No. 3. Welch eine Epiſtel ſollte das werden! — Am Schluſſe des erſten Akts des ‚großmüthigen Titus‘ rufen die erſchrocknen Bürger, während das Kapitolium in Flammen ſteht, unter andern die dumpfen Worte aus: ‚O gräßlich! o entſetzlich! o Nacht voll Angſt und Graus!‘ Dieſe Exclamationen bezeichnen noch lange nicht hinreichend den Eindruck den Klopſtock vermuthlich bezweckte, und wir müſſen wohl in Gedanken die unendlich reiche tragiſche Muſik, mit der Mozart jene Worte umgeben hat, zu Hülfe nehmen um Klopſtocks Gefühl zu faſſen. Was er aber (und zwar nachdem er ſich drei Monate Zeit genommen) wirklich erreicht hat, iſt wenig erfreulich, denn es iſt keinesweges rein tragiſch. Was mich ordentlich betrübt hat, iſt das Bloßgeben des gekränkten Stolzes, bei dem die Mitempfindung des Leſers ſchweigt, und ſogar die Satyre ſich regen kann, gegen die ſelbſt Klopſtocks poetiſcher Purpurmantel nicht zu ſchützen vermag. Göthe hatte nämlich mit einer an Indolenz grenzenden Ungenirtheit geſchrieben: ‚Glauben Sie mir, daß mir kein Augenblick meiner Exiſtenz überbliebe, wenn ich auf all ſolche Anmahnungen antworten ſollte‘ — und niemand wird dieſe Ausdrücke vertheidigen wollen, aber die Art wie Klopſtock das Zuſammenwerfen ſeines Briefes zu ‚all ſolchen‘ Anmahnungen und zu ‚all ſolchen Briefen‘ rügt, iſt hochmüthig froſtig, und läßt uns ahnden, daß er nicht allein die Sache, ſondern größtentheils ſich wollte, wenigſtens zur Hälfte ſich mit. — Endlich der Styl! War der erſte Brief mit dem Cirkel und Lineal verfertigt, ſo ſieht man bei dem letzten eine Kneipzange, mit der gleichſam jedes Wort abgeriſſen und zu einem Pfeil gemacht wird. Aber eben dies Zwicken und Zwacken wirkt nur unangenehm. — — So war denn die Freundſchaft auf immer geendigt da wo ſie eigentlich erſt recht hätte beginnen ſollen, und da ſie von beiden Seiten ohne großartigen Zorn — (auf den doch eine großartige Verſöhnung folgen kann) — gelöſet worden war, ſo folgte hier — gar nichts, d. h. es war fortan durchaus kein Verhältniß mehr zwiſchen beiden Mannern, keines, durchaus gar keines! Freude konnte niemand der es erfuhr dabei haben, als etwa der geputzte und ungeputzte Pöſelhauſen, der denn auch ſich wirklich ergötzte, und von Zeit zu Zeit ausrief: ‚Seht das ſind die großen Poeten, ſie zanken ſich wie unſer eine.' — Wir aber wollen lieber daran denken, daß unter gebildeten Menſchen nie ein Zank entſtehen kann; wohl aber zuweilen Streit ſeyn dürfe. Ein edler Streit, ein liebender Zorn, wie etwa zwiſchen Brutus und Caſſius in Shakſpears Cäſar. — Unſre beiden Dichter ſtritten auch um etwas ſehr Bedeutendes; nur fehlten ſie leider diesmal in der Art ſich auszuſprechen, denn ſie ſprachen ſich eben nicht rein und nicht ganz aus wie Brutus und Caſſius es thun, in deren Kampf ſich Flammen und Thränen miſchen. Folgt aber die erregtere

Phantaſie den theuren Dichtern auch jetzt noch nach, ſo ſehen wir ſie fröhlich vereint und liebevoll zuſammen wandelnd; keinen noch fortgrollenden Ajax, keinen übermüthigen kaltklugen Ulyſſes.

B. Göthe's ſpätere Liebe.

(Nach dem Briefwechſel zwiſchen Göthe und Zelto. Th. III.)

Göthe's Liebe im vier und ſiebenzigſten Lebensjahre blieb auch dem großen Publikum zu ſeiner Zeit nicht unbekannt, und einige tauſend deutſche Theegeſellſchaften dankten damals dem Schickſal, daß es doch endlich einmal ſich gnädig bezeige und einigen pikanten Unterhaltungsſtoff gewähre. Es war aber auch überhaupt eine ganz eigene Sache mit dieſem Dichter. Seit zwanzig bis dreißig Jahren hatte man ſich nämlich von genialen, gelehrten und ſonſt oft genug tadelnden Kritikern zurufen laſſen müſſen, dieſer Göthe ſey wirklich ein ganz erſtaunliches, ungemeines Genie, und es war nöthig geworden, ihn in gewiſſen Fällen gleichfalls laut zu rühmen, wenn man nicht in manchen Geſellſchaften als Philiſter wollte betrachtet werden. Das will aber auch der Philiſter und die Philiſterin durchaus nicht, und ſo bemühte man ſich denn um die herkömmlichen feurigen Redensarten und ſpielte ſie, während man ſich Arrak in den Thee einſchenkte, aus. Indeſſen iſt das Leben wenn man's nicht recht anfängt, etwas annuyant ſowohl für den Leber ſelbſt als für den der es mit anhören muß. Es klingt wie eine unnatürliche Anſpannung. Die Menſchen ſehen dabei, wenn ſie nicht beſonders auf ſich acht haben, meiſtens widerwillig und borſtig, oder, wenn ſie ſich präpariert haben, kränklich, ſüßlich ſchmachtend aus.

Da erſchienen plötzlich — ſo um das Jahr 1820 — mehrere gedruckte ſehr heftige Ausfälle, ja ganze feindliche Bücher gegen Göthe, und Tauſende fühlten mit einemmal ihre Zunge gelöſt, und ſprachen vergnügt zu ſich ſelbſt: „Das habe ich ja immer gedacht, ich durfte es nur in großen Geſellſchaften nicht ausrufen, denn immer war irgend ſo ein verwünſchter Aeſthetiker in der Nähe der ſo etwas nicht leiden mag, und ſolch Volk wird immer verflucht grob wenn man nicht ganz ſo ſpricht wie es haben will. Ich bin aber ein Mann bei der Stadt und will mir nicht ſo unhöflich begegnen laſſen.“ — Waren aber Gegner dieſer Art nur glücklich, ſo fühlte ſich die Schaar der Frömmler und Betſchweſtern beinahe ſelig; denn was iſt ſeliger als ..... klatſchen und verdammen? Wie oft hatten ſie ſchon im Stillen munter und friſch an Göthe's Seelenheil verzweifelt! Aber man hatte dieſe vergnügt Seufzenden ſelbſt in der Regel ſo geiſtlos platt und ermüdend gefunden, daß ſie nichts Rechtes ausrichten konnten und wohl gar in Gefahr ſchwebten, ſelbſt als Gegenſtände der Satyre aufgegriffen zu werden. Nunmehr aber ſtand es doch ſchwarz auf weiß, und es war völlig ausgemacht, der berühmte Mann der ſie ſo oft durch ſeine Poeſie gequält hatte, werde mit nichten — in den Himmel kommen.

Und jetzt nur wenige Jahre nachher noch dieſe neue aufregende Nachricht, Göthe — der Greis — habe ſich in den böhmiſchen Gebirgen, wo er ſonſt ganz ſolide Mineralogie getrieben, — ſterblich verliebt. Es war faſt des Glücks zu viel, denn es brauchte ſich jetzt niemand mehr gegen ihn die Waffen des Witzes aus den entlegenen Arſenalen eines weſtphäliſchen Landprieſters zu holen, ſie waren in jedem Hauſe in jeder Polterkammer zu finden. Wußte man nicht aus hundert franzöſiſchen und deutſchen Komödien und Opern, und hatte nicht vorzüglich der große moraliſche und äſthetiſche europäiſche Sittenlehrer Kotzebue mit edlem Ernſt und anmuthiger Scherzhaftigkeit häufig genug dem Publikum eingeſchärft daß man nach dem vierzigſten oder fünf und vierzigſten Lebensjahre durchaus nicht mehr lieben müſſe, wenn man nicht eine klägliche Figur ſpielen wolle, und daß jeder wohlgekleidete Osrik — (man kennt den Lieben aus dem Hamlet) — und trüge er auch noch die halbe Eierſchale auf dem Kopfe — kann er nur tanzen und ſpringen und etwas Witzſchaum machen — ſämmtliche Philoſophen und Dichter Griechenlands und Deutſchlands, ſobald ſie jene Jahre überſchritten haben, gänzlich ausſticht und zu Schanden macht. Vollends ein Liebhaber von mehr als ſechs und ſechszig Jahren! der iſt ſo viel ich weiß, nie poetiſch dargeſtellt worden, ſebſt nicht zum Spaße, denn ſo mäßig geſinnte Poeten wie Kotzebue, Junger, Bretzen u. ſ. w. wollten aus äſthetiſchem Edelſinn nie durch Uebertreibung und Unnatur gefallen, und wußten auch nur zu wohl, daß die trefflichen Menſchenkenner im Parterre ſich ſolche Unwahrſcheinlichkeiten nie würden gefallen laſſen, ſelbſt nicht zur bloßen Ergötzlichkeit. — Und nun dennoch! — es war wirklich und wahrhaftig an dem: Göthe im vier und ſiebenzigſten Lebensjahre, liebend, leidenſchaftlich liebend, vielleicht ſogar ſterblich und unſterblich verliebt. Ich kann mir den Eindruck den dieſe ungeheuere Begebenheit auf die ſolideren Karlsbader Brunnengäſte männlichen und weiblichen Geſchlechts machte, nur ſchwach denken, denn obwohl ich ſelbſt aus Erfahrung weiß, welchen Aufruhr jener eben ſo herrliche als entſetzliche Brunnen in der ganzen körperlichen Beſchaffenheit des Menſchen hervorbringt, ſo habe ich doch jene ſchauerliche Begebenheit, oder, wenn man lieber will, That unter ſolchen Umſtänden nicht ſelbſt mit erlebt. Es iſt bekannt, man ſoll während der bedenklichen vierwöchentlichen Cur und nicht minder richtigen Nachcur nicht eigentlich fühlen, reflectiren, anſchauen und noch viel weniger arbeiten, Briefe ſchreiben u. ſ. w.; wer aber kann es laſſen, wenn Göthe an ſich ſelbſt ſolche pſychologiſche Probleme darbietet? Wie viel Briefe damals aus dem Brunnenort nach allen vier Weltgegenden geſandt wurden, lediglich um lieben geiſtreichen Verwandten und Gevattern ein Licht über dieſes poetiſche Nachtſtück aufzuſtecken, darüber fehlen freilich die Dokumente und man ſoll billig dieſe Neugier beſeitigen. Wohl aber darf ich geſtehen, daß ich nicht frei bin von der edlern Wißbegierde, in wie weit die Göthiſche Liebe (im Sommer 1823) den Karlsbader Curgäſten an Ort und Stelle förderlich oder hinterlich geweſen ſey, und nur die philoſophiſch gebildetſten und erfahrenſten Aerzte könnten hierüber entſcheiden. In jedem Falle dürfen wir indeſſen als unbezweifelbar anſehen, daß Göthe's Geſchick im nächſten Spätherbſt und Winter auf eine Menge von deutſchen Thee- und Punſchtrinkern und Trinkerinnen höchſt wohlthätig wirkt. Man konnte doch nunmehr mit beſſerer Bequemlichkeit lachen, denn was iſt lächerlicher als ein liebender Greis? jene verwünſchten Aeſthetiker mochten noch ſo böſe Mienen machen oder gar allerhand vornehme Paradoxien hervorbringen, ſie wurden wenig mehr gehört. Das horrible Factum lag ja vor Augen: „Göthe war erſtlich von Alters her ein vollendeter

Heide und zweitens ein vollendet Verliebter mit weißem Haar.' Das ſtand feſt, darauf ließ ſich fußen und die Polemik hatte nunmehr auf neues Gedeihen zu hoffen.

Nach dieſer Erzählung, der man hoffentlich keine Uebertreibung vorwerfen wird, thut vielleicht ein ſehr gütiger Leſer oder eine ſehr gütige Leſerin die Frage an mich: Was meinſt denn nun Du dazu? und hierauf gebe ich folgende ganz einfache und anſpruchloſe fragmentariſche Antwort:

Die Liebe, als geheimnißvollſtes Leben des Lebens, iſt nicht auswendig zu lernen wie das Einmal Eins, ſie hat deshalb mit dem Kalender ſchlechthin gar nichts zu thun, obwohl freilich der Kalender mit ihr nicht wenig. Ich kann mir ſogar recht gut denken, daß ein Kind von ſechs Jahren ein ähnliches mit Innigkeit, ja vielleicht mit dunkler Leidenſchaft liebt, worüber ſich — (wenn wir erſt mit dem bequemen Lachen über das Paradoxe zu Ende gekommen ſind) — wohl einmal ernſthaft reden ließe. Auch einige edelliebende Tertianer und Secundaner ſind mir ſchon vorgekommen, mit denen jedoch, wenn ſie ſich in den mißverſtandenen Schillerſchen Gedichten an

Laura betrunken hatten, kein leichtes Auskommen war. Dann folgt die herrliche Jünglingszeit, wo man ſogar verlangt, daß jeder der ſie genießt, durchaus lieben ſolle, ein Verlangen das ſpäterhin freilich nur zu einer Erlaubniß wird, und dieſe dauert dann etwa bis in's funfzigſte Jahr fort. — Was dann in dieſer Hinſicht weiter folgt, kommt ſelten zur Sprache, und bleibt auch wohl für die Mehrheit der Menſchen gänzlich unbekannt. Größtentheils möchte es allerdings der Lächerkeit anheim fallen, ſelbſt da, wo es nur als heitres Spiel mit der Liebe beginnt. Es verſtehen ſich gewiß nur ſehr wenige darauf, in jenen Jahren mit der Neigung ſo leicht zu ſpielen wie etwa Anakreon, und — geſtehen wir es nur — unter den Liedern, die heut zu Tage noch ſeinen Namen führen, ſind doch auch manche, in denen das Spiel nicht frei iſt von kokettirendem Lächeln, das auf die Länge anwidert und ermüdet. Dieſe Lächerlichkeiten ſollen deshalb nicht bloß zugegeben werden, ſondern wir dürfen bedauern, daß ſie noch bei weitem nicht genügend von den Dichtern benutzt worden ſind. Die gewöhnliche ſatyriſche Landſtraße die ſich hier öffnet, iſt freilich ausgefahren genug; aber es giebt noch manche Fußpfade und Holzwege für die komiſche Poeſie, die ſie nur mit friſchem Muthe betreten ſollte, um des ergötzlichſten reichſten Schmetterlingsfangs gewiß zu ſeyn.

Wo aber die Liebe, die uns noch im Alter beſchleicht, aufhört lächerlich zu ſeyn, da wird ſie keineswegs zu einer indifferenten, mittelmäßigen oder auch nur ernſthaften Sache, ſondern zu der allertragiſchſten Begebenheit, und es iſt erlaubt, dabei das faſt verriebene und verwaſchene Wort ‚Schickſal' mit einiger Feierlichkeit auszuſprechen. In dieſem Lichte erſcheint uns Göthe's Liebe.

Wir haſſen hoffentlich alle hinlänglich gründlich jedes Geklatſch über die Einzelnheiten im Leben großer Männer, wenn dieſe nicht ſelbſt uns dieſe mitzutheilen für gut finden. Was ſie aber ſelbſt darüber laut ausgeſprochen haben, ſoll uns von großer Wichtigkeit ſeyn. Wir lieben und beklagen Frideriken und Lili; der Dichter ſelbſt hat ſie ſo geſchildert, daß wir ſie wohl lieben müſſen, und nicht ohne Strenge iſt das Gericht, das er bei ſolchen Gelegenheiten über ſich ſelbſt hält, ja dieſe Strenge geht ſogar einmal ſo weit, daß er bei gewiſſen Charaktern im Götz von Berlichingen und Clavigo — an ſich ſelbſt erinnert. So giebt es auch im Wilhelm Meiſter einige Stellen, die ſich ſehr beziehungreich bedeutſam machen. Indeſſen war nun einmal geſchehen was geſchehen war. Jahre gingen und kamen, immer großartiger wurde Göthe's Thätigkeit, immer voller, dichter und ſchwerer der Kranz, aber auch immer bleicher die Locke, die um ſeine Schläfe ſpielte. Es war das herrlichſte Jupitershaupt, das ſo prangte, aber der Menſch iſt nun einmal nicht der Vater der Götter und Menſchen, ſein Blut fließt langſamer oder ſchneller mit dem wechſelnden Gefühl, ſeine Augen haben auch Thränen und die Krankheit führt ihn wohl gar jener letzten Pforte ſo nahe, daß er zuweilen ſchon die Stimmen von jenſeits zu vernehmen glaubt. Eine ſolche Krankheit befiel den Dichter im Anfange des Jahrs 1823, das Gerücht ſprach ſchon ſeinen Tod aus; aber der Rettungsengel nahte, und das ganze gebildete Europa freute ſich der Geneſung ſeines Lieblings.

Wie aber wirkte dieſe Geneſung auf Göthe ſelbſt? Es ſcheint faſt zu gewaltig. Seine Briefe vom Frühling und Sommer des genannten Jahres athmen eine angeſtrengte Jünglingskraft, die aber, weil die Anſtrengung hie und da ſichtbar wird, zuweilen in Ueberfeuer, Ueberflamme, ja, Ueberſtolz abſchweift und keinen ganz günſtigen Eindruck macht. Der Dichter erſcheint uns hier wie ein tragiſcher Held (etwa im vierten Act) der großartigen Kraft bewußt, laut aufjauchzend über neue Siege, während doch der Umſchwung ſchon nahe iſt, den das Geſchick ſelbſt angelegt, das hier das Geſchäft des tragiſchen Poeten ſelbſt übernommen hat. Wir ahnen, es könne mit jener Ueberflamme ſo nicht fortgehen, da die Zeit (mögen wir ſie auch noch ſo Kantiſch betrachten) ſich immer als ein realer Genius aufdrängt, mit dem man ſich zwar verſöhnen kann, den man aber nie ganz ignoriren darf. Es bedurfte einer neuen Krankheit, und zwar der tiefſt-aufregenden, der göttlichen Krankheit der Liebe, die allein im höchſten Grade geſund machen kann.

Es waren ernſte Göttinnen welche die Krankheit verhängten: — Nemeſis und Adraſtea, ſehr ernſte doch wohlwollende. — Auch Adraſtea? Ich glaube es, denn dieſe Göttin des Maaßes, die beſonders vor dem Zu viel warnt, möchte wohl in einigen Göthe'ſchen Briefen jener Zeit einen gewiſſen Ueberſchwang von Vornehmheit und Abgeſchloſſenheit, die der lindernden Milde weit weniger hatte, als ſonſt, mit einiger Mißbilligung bemerkt haben, weshalb ſie den herrlichen alten Freund durch die edelſten Schmerzen wieder zu ſchönem Gleichgewicht hinüberführen wollte.

Auch Zelter ſcheint um dieſe Zeit nicht ohne tragiſche Beziehung zu dem läuternden Schmerzeslager ſeines großen Freundes geführt worden zu ſeyn. Auch er hatte vielleicht Adraſteen damals in einer gewiſſen Hinſicht gereizt. Wir erfreuen uns nicht ſelten in ſeinen Briefen ſeiner Geſundheit, Derbheit, Markigkeit und Entſchiedenheit, — in dem letzten reiſebeſchreibenden Brief aber, der jener Kataſtrophe vorangeht, (ſo wie überhaupt im dritten Band dieſer Briefſammlung öfter als in den erſten Theilen) finden ſich einige unerfreuliche Spuren von überſchrittenen Linien, ſo wie von zu großer Bequemlichkeit und jener Ungenirtheit die ſich für das höher geſtellte Freundſchaftsverhältniß nicht eignet. Dieſes Verhältniß ſoll allerdings auch das allertraulichſte, humoriſtiſch-mannigfaltigſte, behaglichſte ſeyn; dennoch giebt es auch hier eine feine Grenze, nicht bloß in dem geſchriebenen Wort, ſondern in der raſch geſprochenen Rede, jenſeit welcher das retradirend Bequeme und Ungenirte angeht, — *) man verſtatte die Wiederholung dieſer nicht ganz unwichtigen Bemerkung. Dieſes Uebermaaß von Behaglichkeit im raſchen Urtheil, ſo wie überhaupt das nicht immer günſtig wirkende Sich-gehen-laſſen, das alles hatte vielleicht jene Göttin gereizt, dem kräftig ſtolzen Manne einen Schmerz zu bereiten; aber einen der edelſten den es geben kann. Nach einer langen höchſt vergnügten Reiſe mit durch und durch geſtärkter Geſundheit will er zum Schluſſe die höchſte Freude des Wiederſehens des unendlich geliebten Freundes genießen und bereitet ſich dazu auf eine ſchöne kindliche Weiſe vor — — ‚Nun waſche mich‘ heißt es hier (S. 379 ff.) ‚putze mich, freue mich, nehme Extrapoſt (24. Nov.), komme nach Weimar, fahre vor. Ich bleibe eine Minute im Wagen,

---

*) Ueberhaupt hätten in der ganzen Briefſammlung wie bereits früher bemerkt worden, hier aber wiederholt werden möge, manche verletzende Stellen getilgt werden ſollen.

Niemand kommt mir entgegen. Ich trete in die Thür, ein weibliches Geſicht guckt zur Küche heraus, ſieht mich, zieht ſich wieder zurück. Stadelmann kommt und hängt das Haupt und zuckt die Schultern. Ich frage — keine Antwort. Ich ſtehe noch an der Hausthür: ſoll man etwa wieder gehn? Wohnt hier der Tod? Wo iſt der Herr? Trübe Augen. — Wo iſt Ottilie? — nach Deſſau. — Wo iſt Ulrike? — im Bette. Mein Traum fällt mir ein, ich erſchrecke. Der Kammerrath kommt: Vater iſt — nicht wohl; krank, recht krank. — Er iſt todt! — Nein, nicht todt, aber ſehr krank. Ich trete näher und Marmorbilder ſtehn und ſehn mich an. So ſteig ich auf. Die bequemen Stufen ſcheinen ſich zurückzuziehn. Was werde ich finden? Was finde ich? Einen der ausſieht als hätte er Liebe, die ganze Liebe mit aller Qual der Jugend im Leibe. Nun wenn das iſt, er ſoll davon kommen! Nein, er ſoll ſie behalten, er ſoll glühn wie Auſternkalk, aber Schmerzen ſoll er haben wie mein Herkules auf dem Oeta. Kein Mittel ſoll helfen; die Pein allein ſoll Stärkung und Mittel ſeyn! — Und ſo geſchah's, es war geſchehn! Von einem Götterkinde, friſch und ſchön, war das liebende Herz entbunden. Es war ſchwer hergegangen, doch die göttliche Frucht war da, und lebt und wird leben und ihres Geiſtes Namen über Zonen und Aeonen hinaustragen und wird genannt werden Liebe, ewige allmächtige Liebe.‘

Man ſieht: hier werden die Briefe rein novellenartig mit lyriſchem Anklange des friſch kräftigſten Mitgefühls, und Zelter fügt bei der letzten Redaction noch ein wichtiges Wort nachrichtlich hinzu. Wir finden hier mit Entſchiedenheit, wie in einem Teſtament für die Mit- und Nachwelt ausgeſprochen, daß eine leidenſchaftliche Zuneigung des Dichters zu einem jungen weiblichen Weſen in Karlsbad, leidenſchaftlich erwiedert, ſo wenig verheimlicht worden ſey, daß man laut genug von einer ehelichen Verbindung des fünf und ſiebzigjährigen Greiſes geſprochen habe.

„Leidenſchaftlich erwiedert!“ welch ein gewichtiges Wort! und mit wie hohem Ernſt ausgeſprochen! Die Frivolität auf der einen, und die Frömmelei auf der andern Seite ſetzte vor etwa zehn Jahren als ſich von ſelbſt verſtehend voraus, daß ſie ſchlechterdings unmöglich und überbot ſich in wohlfeilen Scherzen; damit hat es jedoch nun ein Ende, indem hier der Mann, der in dieſer Hinſicht am Beſten unterrichtet war, kurz und ruhig die alleinige Wahrheit ausſpricht. Nicht umſonſt ſoll uns Schiller geſagt haben, daß die Natur mit dem Genius in ewiger Verbindung ſtehe, und daß ſie leiſte was jener verſpreche, und ſo wollen wir mit völliger Ueberzeugung hinzu ſetzen: das Geſchick konnte unſerm Dichter nur einen großen reinen Schmerz bieten, nicht jenen Blitzes-Zick-Zack, nicht jene hin und her ſchleudernde zerreißende Qual, die eine unerwiederte Liebe zu geben pflegt. Bei Göthe wurde der Schmerz zu einer That, und dieſe finden wir in der Elegie in dem Mittelgedicht der Trilogie der Leidenſchaft. (S. Göthe's Werke, Bd. III. S. 24 ff.) Man könnte ſich freilich wundern, daß dieſe Elegie, wie es ſcheint, nur ſelten beachtet worden iſt, allein es giebt doch noch verwunderungswürdigeres, ich meine nämlich die moderate Tenacität überhaupt, mit der die Mehrheit der Deutſchen das Schöne aufzunehmen pflegt wenn es ihr zu oft (!) geboten wird. Göthe iſt allerdings nicht frei zu ſprechen von dem Vorwurf, daß er außerordentlich freigebig war, und wir können uns ſchwer an den Gedanken gewöhnen, daß es ſo ganz enorm reiche Leute gebe wie er war. Elegien mögen wir ſonſt recht gern leiden, ſie müſſen aber auch danach ſeyn, — ſo hübſche Kirchhöfe mit Leichenſteinen und Kreuzen im Mondesflimmer, ſanft melodiſches doch hinreichend ſchauerliches Unkengetön, wohlverſificirte Bettelbriefe an die Natur, mit Klagen, daß ſie theils ſo kümmerlich ſey, theils ſo roh verfahre mit zarten und weichen Gemüthern.

Auf dergleichen iſt jedoch Göthe nie recht eingerichtet geweſen, und wir wiſſen noch dazu, welche gefährliche Dinge er zuweilen unter unſchuldigen Titeln eingeſchwärzt hat. Dieſe Beſorgniß mag denn auch wohl bewirkt haben, daß jene Elegie nicht vorzüglich beachtet worden iſt. Jetzt aber, da wir näher um die Sache wiſſen, ſteht es anders; diesmal hat ihn nicht Properz begeiſtert, ſondern das eigne Herz, welches ohne das Vermögen ſich auszuſprechen vielleicht verblutet ſeyn würde. Das hatte der Dichter längſt gewußt als er ſeinem Taſſo die ewigen Worte ausſprechen ließ:

Und wenn der Menſch in ſeiner Qual verſtummt,
Gab mir ein Gott zu ſagen was ich leide.

Der Spruch bewahrte ſich an ihm ſelbſt und ein freundliches Geſchick führte ihm ſodann noch den Freund zu, der die Heilung vollendete.

Es iſt ein angenehmer und anregender Gedanke, wie wohl einſt — etwa in einem Taſchenbuche für 1934 — ein deutſcher Dichter dieſe höchſtbedeutende Geſchichte künſtleriſch als Novelle behandeln werde. Möge ihm die Muſe günſtig ſeyn.

IV.

Bilder und Scenen aus meinem Leben.

Dichtung und Wahrheit.

Bilder und Scenen aus meinem Leben.

Dichtung und Wahrheit.

(Wie? So lautet ja auch, wie allbekannt, der Titel von Göthe's Selbſtbiographie! — iſt es nicht bedenklich, ihn zu wiederholen? Bedenklich allerdings, aber das Nachſinnen darüber wird ſtets das Ergebniß haben, daß es für Unternehmungen dieſer Art keine andere und beſſere Aufſchrift giebt, ſo wie auch der Beiſatz: „Dichtung und Wahrheit,“ nicht vermieden werden kann, worüber Göthe ſelbſt in einem Briefe an Zelter ſich deutlich und genügend erklärt hat. Ich ſelbſt habe nicht einmal gewagt, mit dem bloßen „aus meinem Leben“ hervorzutreten, ſondern ausdrücklich auch hinzu geſetzt, daß ich nur einzelne Bilder und Scenen geben kann und will.

Ein Vorwort zu ſo kleinen Fragmenten darf nicht zu lang ſeyn, und ſo möge es nur den Titel entſchuldigen.

Berlin, im Nov. 1834. F. H.)

Meine erſte Bekanntſchaft mit Shakſpeare.

Ich bin einige Male gefragt worden, wann ich angefangen, Shakſpeare zu leſen, und gern antworte ich auf eine ſo freundliche Frage, da ich mich dabei an einen der wichtigſten Tage meines Lebens erinnern kann. Ein alter würdiger Mann, doch nicht ohne einzelne Sonderbarkeiten, ein gründlicher Grammatiker, doch ohne Geſchmack, ſtarr orthodox, zum Pietismus geneigt, ſpartaniſch ohne Menſchenfurcht hinwandelnd und etwa ſechszehn Stunden täglich arbeitend, weil er nur einem ſolchen Arbeiter das Eſſen verſtattete, überhaupt die ganze Erde nur für ein ungeheures Arbeitshaus haltend, wofür einſt der Himmel durch Ruhe belohnen werde, ſtets in Oppoſition und bitter lächelnd gegen allen deutſch-franzöſiſchen Luxus, mit einem Herzen voll befohlener Liebe und natürlichem Haſſe gegen die Menſchen, in denen er faſt nur junge rothwangige Sünder und alte grauhaarige Verbrecher zu erblicken glaubte, zuweilen jedoch auch von Wehmuth über den Jammer und die Erbärmlichkeit der Welt überraſcht, und dann bis zur Schwäche mitleidig u. ſ. w., dieſer Mann ertheilte mir den erſten gründlichen grammatiſchen Unterricht in der lateiniſchen Sprache; der frühere war ſo ſeicht, daß ich nicht ohne Verdruß daran denken kann. Ich fügte mich gern in die ſtrenge Genauigkeit des Mannes, denn ich erkannte, daß ſie zum Ziele führe, ja es gelang mir zuweilen, durch einen etwas feierlichen Vortrag gewiſſer, ihm beſonders werther Sprachregeln ein leichtes Beifallnicken von ihm zu gewinnen, denn an ein Wort des Lobes war nicht leicht zu denken. Einſt hatte ich ihm ein ziemlich langes Exercitium gebracht, das gewiſſermaßen nur aus ſchweren Regeln und Conſtructionen beſtand, wobei es auf den Inhalt gar nicht ankam, der deshalb auch eigentlich ganz und gar fehlte. Ich geſtehe, daß ich nur mit Mühe das eigene Grauen vor dieſer Stoffleerheit überwand, und fügte deshalb zu meiner beſſern Labung die Ueberſetzung eines inhaltſchweren Kapitels aus Julius Cäſar „vom galliſchen Kriege“ hinzu; um mich gleichſam als „von beiden Seiten gerüſtet“ zu zeigen. Dieſe zwei Arbeiten hätten ohne Zweifel Tadel verdient, fanden aber, da ſie zu den ſogenannten freiwilligen gehörten und ganz nach ſeinem Geſchmacke waren, eine günſtige Aufnahme. Ich war doch auf dem ungeheuren klippenvollen Meere der Regeln und Conſtructionen nicht geſcheitert, und das verdiente eine Belohnung. — „Dieß kleine Buch hier — ſagte der gerührte Mann — ſoll Er leſen und wieder leſen und noch 'mal leſen, ich will's Ihm ſchenken." — Ich bedurfte einiger Minuten, um nur an die Möglichkeit zu glauben, daß er loben und nun gar ſchenken könne, nicht minder aber wunderte ich mich, als ich den Titel las: „Julius Cäſar, ein Trauerſpiel von William Shakſpeare." Ich wußte wohl, daß Shakſpeare ein Dichter ſey, und oft genug hatte er ſeinen Haß und ſeine Verachtung gegen die meiſten neueren Dichter — die er natürlich nicht kannte — ausgeſprochen, indem er ſie gewöhnlich, mit Beiſeiteſetzung aller Höflichkeit, ein müßiggängeriſches Volk und unnütze Leute nannte, die beſſer thäten, wenn ſie den Spaten oder auch allenfalls den Beſen ergriffen. Streng genommen dachte er eigentlich auch über die griechiſchen und römiſchen Dichter nicht viel beſſer, denn die ganze Poeſie war ihm doch nur eine heuchelnde Schminkerin und Putzerin, aber das wagte er nicht laut auszuſprechen. Als ich ihn nun verwundert anſah, äußerte er ſich etwa folgendergeſtalt: Ja, ſehe er 'mal, mit dieſem Shakſpeare iſt es 'was anderes, der iſt eigentlich gar kein Poet, ſondern, wie geſagt, 'was ganz anderes. Es war eigentlich ein armer Schelm, er verſtand kein Griechiſch und Latein, keine Mathematik, Geographie, und überhaupt nichts Solides. Er war auch 'mal ein Wilddieb und hinterher eine Art von Seiltänzer oder Comödiant oder gar Anführer einer Comödianten-Bande, ich weiß es ſelber nicht genau. Möge es ihm unſer Herr Gott vergeben. Aber Kopf hatte er, viel Kopf, erſchrecklich viel Kopf, und man möchte wirklich glauben, er ſtehe mit dem Teufel ſelbſt im Bunde. So hatte er z. B. von Rom und römiſcher Geſchichte gar nichts gelernt, und doch hat er hier den Julius Cäſar, den Brutus, den Caſca, den Caſſius u. a. ſo ganz und gar abgeſchildert, wie ſie leibten und lebten, daß man glauben möchte, er wäre mit ihnen auf Schulen gegangen. So iſt es auch mit der Verſchwörung, die er hier abhandelt; es iſt ganz, als wäre er mit dabei geweſen, und Gott mag wiſſen, wo er es eigentlich her hat. Es iſt wunderlich, wie unſer Herrgott die Gaben austheilt, aber was haben wir Menſchen, wir armſeligen Würmer, d'rein zu reden? Der Herr züchtigt und läßt los, der Herr ſchenkt und verſagt, und wir Menſchen haben nichts weiter dabei zu thun, als uns demüthig auf's Maul zu ſchlagen, und ſollen nicht d'rein reden.

Mir wurde ſeltſam zu Muthe bei dieſer Shakſpeare-Schilderung, aber nach beendigter Schule ging ich mit dem Buche ſogleich zum Thore hinaus, nach einem wenig beſuchten Platze, wo ich vor aller Störung geſichert war. Ein mäßig großer, meiſtens mit Haſelnußſträuchen bewachſener Hügelkreis umſchloß ein faſt ödes unerfreuliches Thal, in deſſen Mitte ein dunkler ſtarrer See, ſich ſelbſt gleichſam Langeweile machend, ruhte. Dieſer ſeltſame Gedanke von dem Sich-ſelbſt-Langeweile-machen des Lebloſen hatte ſich ſchon in die Phantaſie des Knaben eingeſchlichen, und nicht ſelten ließ ich abgebröckelte kleine Schiefern auf die Oberfläche dieſes See's tanzen, weniger um mich an der Reihenfolge der hervorgebrachten

Kreiſungen zu ergötzen, als um dem einſam traurigen See einige Kurzweil zu verſchaffen. Hier nun ſetzte ich mich unter eine ſehr ordinäre Weide und fing an zu leſen. Es war keine eigentliche Ueberſetzung, ſondern nur eine für die Bühne eingerichtete Bearbeitung aus den ſiebenziger oder achtziger Jahren — ich glaube zu Mannheim gedruckt. Näher kann ich es nicht bezeichnen, denn leider iſt mir das Buch bei dem häufigen Wechſel der Wohnungen in frühern Jahren oder ſonſt auf Reiſen längſt verloren gegangen. Ich las — aber das Wort paßt nicht recht, denn ſo lieſ't man nicht — ich verſchlang — aber auch das Wort paßt nicht, denn dabei denkt man auch an materielle Schnelligkeit und von dieſer konnte hier am wenigſten die Rede ſeyn, wo mich jede Zeile anſprach und anſtrahlte. Wie ſoll ich mich alſo ausdrücken? ich nahm es eifrig, faſt bis zum Zittern eifrig und mit dem Aufgebote aller Seelenkräfte in mich ein, ich genoß es, ich verzehrte es, es war gar kein Buch mehr, ſondern lauter lebendige Geſtalten ſprachen zu mir. Ich hatte doch ſchon manchen römiſchen Autor mit Intereſſe geleſen, aber hier ſah ich wie mit ſinnlichem Auge erſt recht, was Rom und Römer ſeyen, und was noch viel mehr iſt, wie Menſchen von allen Arten Geſinnungen und Ständen ſprechen müſſen. Wenn einmal ein Schuhflicker an einem Werkeltage Feſttag macht und müßig-muthwillig auf der Gaſſe herumläuft, ſo kann er — wenn er überhaupt zu Worte kommen ſoll — ſchlechterdings nicht anders reden als der unſterbliche Schuhflicker, der uns hier vorgeführt wird, der Flickwerk und ſchlechten Wandel, abgeriſſene Schuhe und abgeriſſenen Geduldsfaden, Rindsleder und Cäſar's Triumph ſo vortrefflich zuſammen braut; ſo, gerade ſo muß der ungeduldige Tribun Marullus die müßiggängeriſchen Leute anfahren, ſo in hohen, herrlichen, ſich ſelbſt beſchauenden Sentenzen muß der alternde Cäſar ſich vernehmen laſſen, ſo Antonius, ſo Brutus, ſo Caſſius, ſo Casca: ſie können nicht anders. Es war wohl nur eine Ahnung, die mich von dieſer jetzt ganz anerkannten Wahrheit ergriff; aber ſie wirkte mit einer faſt überwältigenden Kraft auf mich, und ich fühlte ſo etwas von einem großartigen Vereine des Nothwendigen im Leben und Charakter mit der Freiheit der Bewegung und Aeußerung nach innen und außen hin. Mein ganzes Weſen war ſo gehoben, begeiſtert und trunken, daß nicht die beginnende, auch nicht die tiefere Dämmerung, ſondern nur die völlig hereinbrechende Nacht mein Leſen unterbrechen konnte. Ich würde mich gar nicht gewundert haben, wenn ſich, dem Dichter zu Ehren, die Buchſtaben in Flammen ausgedrückt hätten, um eine Unterbrechung unmöglich zu machen; aber die Natur konnte ſich freilich nicht nach den ſeltſamen Phantaſieen eines exaltirten Knaben richten. Indeſſen hat dieſer heftige Unmuth über jede Unterbrechung des poetiſchen Genuſſes von außen her, die ſich auch ſpäterhin noch oft wiederholte, eine wichtige Folge für mich gehabt. Ich entſchloß mich nämlich, Alles, was mir beſonders theuer und beziehungsreich erſchien — nur ſchnell auswendig zu lernen, um auf dieſe Weiſe allen Störungen zu begegnen. Ich habe dieſen Vorſatz eine beträchtliche Reihe von Jahren ausgeführt und dadurch mein Gedächtniß zum Außerordentlichen geſteigert. Den Tod Hektors, einige Chöre aus den Wolken des Ariſtophanes, viele Horaziſche Oden, manche Capitel aus dem Tacitus u. ſ. w. lernte ich auswendig, lediglich in der Abſicht, aller äußeren Hemmungen, die den Genuß unterbrechen könnten, ſpotten zu dürfen, was mir auch nicht ſehr ſchwer wurde. Deutſche Gedichte vollends, die mich beſonders angeregt hatten, wenn ſie nur einige Melodie der Sprache mitbrachten, machte ich mir im Fluge eigen. Göthe, Bürger und Schiller hätten können in ſämmtliche Exemplaren in Flammen aufgehen, ich würde ſie faſt zur Hälfte wieder aus meinem Gedächtniß haben herſtellen können. Wie wenig bildete ich mir damals ein, daß geiſtige und körperliche Leiden, wenn ſie in ihrer ganzen Macht auf uns eindringen, ja ſogar die bloßen Jahre, als ſolche, das Gedächtniß ſchwächen können. Die Schrift auf den Denkſteinen leidet unter dem Fußtritt der Wandelnden, die in uns unter dem Fußtritt des Geſchicks.

Als ich am ſpäten Abend von meinem Spaziergange zurückkam, mochte wohl mein ganzes Geſicht die Spuren der geiſtigen Aufregung tragen, und ich ward gefragt, ob ich etwa krank ſey. Ach, ich wußte damals kaum, daß es Krankheit in der Welt giebt, und in dieſem Augenblicke kam ſie mir vollends als ein trübes Mährchen vor, das zu Shakſpeare durchaus nicht paſſe. Wie ſehr irrte ich! und ſelbſt in Beziehung auf Shakſpeare, ja ſogar auf das eben geleſene Trauerſpiel. — Der arme Cajus Ligarius leidet an einem Fieber, das ihm den an ſich ſchon gefährlichen Gang in der Morgendämmerung doppelt gefährlich macht, und er kann ſeinen Gruß nur mit ſchwacher Stimme ſtammeln, wie tapfer er auch ſonſt ſich zeigen mag. Doch das mag hingehen und kann nur eine leichte Rührung veranlaſſen; aber Cäſar ſelbſt, der große Cäſar, deß Name wie ein Triumphlied durch die ganze Welt hintönt, auch er leidet jetzt an körperlicher Schwäche, vielleicht ohne ſelbſt begreifen zu können, woher das komme. Wäre nur der Todtengräber im Hamlet bei der Hand geweſen, der hätte ihm vorſingen können: „Das Alter mit dem ſchleichenden Tritt hat Dich erpackt mit der Fauſt." Möge indeß der glanzvolle Fürſt es zugeben oder nicht, er iſt krank, und der Sieger in zahlloſen Schlachten kann jetzt das unmelodiſche Freudengeſchrei der Menge, ihren Athem und die in die Höhe geworfenen Mützen nicht ertragen. Laſſet uns doch ja nicht weichlich erſchrecken, wie ſo nahe hier der Dichter das Gemeine, ſelbſt das Eckelerregende neben das Höchſte und Glänzendſte geſtellt hat. Gerade indem er das thut, ſchwindet jedes mindere Gefühl, und indem wir hören, daß Cäſar nach jenem Freudentumulte — vielleicht aus geiſtiger und körperlicher Uebelkeit — ſogar in Ohnmacht fällt, iſt von uns, den Hörern, jede geringhaltige Empfindung fern und wir genießen den großartigſten, rein tragiſchen Schauder.

Seit jenem Abende nun iſt Shakſpeare mein ſteter Begleiter. Wochen und Monate, Jahre und Jahrzehnte ſind vorüber gerauſcht, Menſchen und Geſchlechter ſind geſunken und ausgeſtorben, Alles um mich her hat die Geſtalt gewechſelt, und manches hat ſeine Farbe verloren; aber jener Abend im Sommer 1793 leuchtet mit unverlöſchlichem Glanze bis zum heutigen Tage hinüber. Shakſpeare iſt ſeitdem unausgeſetzt mein geliebteſter Vater und Bruder, Lehrer und Freund geblieben, er hat mir hinüber geholfen durch lange bange Tage und noch längere Nächte ohne Schlaf, Nächte voll Nacht, aber auch voll ſchöner Ahnungen und zauberiſchen Glanzes. Der wohlmeinende Leſer hat hier durchaus keinen Ausbruch von etwaiger weicher Empfindung zu beſorgen — dergleichen kenne ich nur dem Namen nach, — wohl aber mag es erlaubt ſeyn auch hier dem großen Todten, der täglich lebendiger wird, innig zu danken, daß er mir von den ſechszehn bis achtzehnhundert Nächten, welche des Schlafes ganz entbehrten, gar viele ſo ſanft erheitert hat. Der befreundete Leſer wird das vielleicht mit einiger Theilnahme leſen, während der etwaige unfreundliche die paar Zeilen leicht überſehen kann.

Zurückkehrend zu jener Knabenzeit, bemerke ich, daß von jenem Abende an meine Liebe für den Dichter ſich auch durchaus als Liebe geſtaltete, und wie der Jüngling ſeine erſte Liebe als ein zartes, heiliges Geheimniß zu behandeln pflegt, ſo ich mein Verhältniß zu Shakſpeare. Ich vermied jedes Geſpräch über ihn, und ſelbſt als jener Geber die Frage that: „Na, wie hat Ihm der Julius Cäſar gefallen?" — (ohne ein ſolches Na fragt man nicht bequem genug) — antwortete ich, weil mir das Wort „gefallen" gar nicht hierher zu gehören ſchien, bloß mit der Wiederhohlung meines Dankes für ſein Geſchenk. Erneuerte er dann oder ein Anderer seine Frage, so bemühete ich mich mit der taumelnden Antwort: „Ach, das iſt anders, ſo ganz und gar anders als alles Sonſtige,“ was freilich unbeholfen und tautologiſch genug klingt. — Wie geſagt, ich vermied jedes Geſpräch und mochte auch nicht gern über Shakſpeare hin und her ſprechen hören. Ich fürchtete meine eigene Heftigkeit, und in der Ueberfülle von Worten, die ich hätte ausſtrömen können, blieb ich lieber ſtumm, da mir ohnehin keines meiner Worte würde genügt haben. Nur einmal erinnere ich mich geſagt zu haben: „Wenn Ihr ſchöpfen wollt, ſo haltet doch kein Sieb unter!“ Ein Einfall, zu dem mir vielleicht der alte griechiſche Praktiker Demonax verholfen hatte, den ich durch Lucian kennen lernte. Die Mahnung mag paſſiren.

Ich kann mir nicht vorwerfen, daß meine neue Liebe für Shakſpeare irgend einem alten und etwa gar irgend einem deutſchen Dichter Eintrag that, denn von jeher iſt es mir unerklärlich geweſen, um der Liebe für Einen willen Andere zurückzuſtellen, und gleichſam dem neuen Gotte die alten zum Opfer zu ſchlachten. Die ächte Liebe wird jederzeit, eben weil ihre unendliche Flamme eine reine iſt, auch ſtets gerecht und mild machen.

Indeſſen hatte ich doch den erſten Schritt zur Kritik gethan, ſeitdem ich die durchgängige Nothwendigkeit der Charaktere und ihrer Aeußerungen zu ahnen anfing, und alles, was nur buntes Floskelweſen, Phraſeologie und Schönrednerei war, — beſonders in dramatiſcher Poeſie, — konnte mich nur ſelten blenden. Jener federbuſchige Herr und jene weißatlaſſene Dame ſagen auf der Bühne hübſche Sachen, ſind aber dieſe Sachen nothwendig? und könnten ſie nicht allenfalls auch etwas Anderes ſagen, ohne daß dem Stücke ſonderlicher Schaden geſchähe? Wenn ein Shakſpeareſches Stück aufgeführt wird, kommt man zu ſolchen Fragen nicht; da ſprechen die Perſonen gerade ſo, wie ſie ſind, und müſſen ſo ſprechen, weil ſie nicht anders ſind.

Das war nun allerdings etwas, doch auch nur etwas, aber es bahnte doch nach und nach den Weg zu einer damals ſeltenen Ueberzeugung, daß die Wahrheit, weil ſie Wahrheit iſt, ewig ſeyn müſſe, nothwendig, weil ſie frei, und frei, weil ſie nothwendig iſt; — während die Wirklichkeit, die ſich ſo gern als Herrſcherin aufdrängen möchte, als ein gemachtes Weſen, mit dem Tage ſteigt und fällt, der ſie erſchuf. — Viele hundert Schauſpiele ſind ſeit Jahrhunderten auf den europäiſchen Bühnen aufgeführt worden mit ziemlichem Beifalle; leider aber muß man hinzuſetzen, daß ſie im Leben nun und nimmer aufgeführt worden ſind, weil es ihnen dazu an Wahrheit fehlt. Bei Shakſpeare iſt dieß abermals ganz anders, ja er hat Dramen zu Stande gebracht, die, obwohl in Königshäuſern ſpielend, doch auch in vielen Bürgerhäuſern (nur zu oft) in allen Hauptmomenten wiederholt werden. Wie mancher bürgerliche Vater verſteht von der Erziehung eben ſo wenig wie König Lear und will doch unendlich geliebt, verehrt oder auch gar ein wenig angebetet werden! Königreiche hatte er freilich nicht zu verſchenken, aber er giebt doch auch Alles, was er hat, da kommen dann die Regans und Gonerills und reden, wie geſchrieben ſteht. Und auch ihm fallen dann bald die Schuppen von den Augen, irgend ein humoriſtiſcher Freund übernimmt die Rolle des Narren, der ihm die bittere Wahrheit ganz aufdeckt; er fängt an, ſich vor ſeinen eigenen Kindern zu fürchten, und wenn ſie nicht gut geſchlafen haben, bangt ihm vor den Wolken auf ihrer Stirn, bis endlich das unnatürliche Verhältniß ganz zerreißt. Da bricht dann endlich der lang' verhaltene Zorn und Jammer durch alle Dämme hindurch, und der verfluchende Vater bildet neben den verfluchten Kindern eine gräuliche Gruppe. Man ſage nicht, ſo weit pflege es doch im Leben nicht zu kommen; — lebt nur, ihr lieben Zweifler, recht aufmerkſam und in der Aufmerkſamkeit liebevoll, hülfreich und tröſtlich, ſo werdet Ihr manches erfahren, wovon keine Zeitung und keine Salon-Converſation etwas weiß, und was ſelbſt die Dichter oft nur ſchwach anzudeuten wagen. — Und was wäre es denn nun auch gebeſſert, wenn es nicht ganz ſo weit käme? das heißt: unter den gegebenen Umſtänden, wenn der Schmerz des Vaters ſich anders äußerte, oder gar nach und nach völlig verſtummte? Er würde ihn nicht minder erſticken, und nur qualvoller. Oder iſt der unausgeſprochene Fluch weniger ein Fluch als der aus der gereizten, blutigen Bruſt ausgeſchrieene? und iſt nicht Shakſpeare bei der ungeheuerſten tragiſchen

Kraft noch ſchonend, indem er uns doch nur einen unendlich leidenden Mann und König zeigt, nicht aber eine Frau, nicht eine Mutter, obwohl das Leben nicht ſelten gerade eine ſolche in einer ähnlichen Lage zeigt? Das ſinnliche Auge würde einen ſolchen Anblick gar nicht ertragen und nur ungern mag ſich die Phantaſie eine ſolche Leidende vorſtellen, wie ſie an kaum geſehenen, nur durch leiſe Seufzer angedeuteten Wunden langſam — denn das Weib iſt zäher und geduldiger als der Mann — langſam dahinblutet. - Und der edle Kent und die herrliche Cordelia, wie oft fehlen ſie im Leben! Gewiß, es bleibt ewig wahr: die Schmerzen und Freuden deſſelben können nur durch Poeſie geadelt werden. Das zu bedenken, iſt ſo belohnend und wird doch faſt immer vergeſſen.

Werden aber ganze Shakſpeare-Stücke täglich in großen und kleinen Städten, in Marktflecken und Dörfern im Leben aufgeführt, wie häufig müſſen uns dann noch die einzelnen Charaktere entgegentreten. Ganze Scharen von Menſchen, die ſelbſt berühmte Dichter aufgeſtellt haben, z. B. ſämmtliche ſcherzhafte, luſtige und närriſche Perſonen in Ben Jonſon's und Fletcher's Schauſpielen haben ihren Tag gelebt und ſind dann geſtorben und begraben; die Shakſpeare'ſchen Leute aber leben noch alle, und die Nyms und Poins, die Piſtols — zum Glück ohne des Urbilds Todſünden — und Osricks laufen auf manchen Straßen luſtig herum, ohne daß wir eben darüber jubiliren dürfen. — — Doch ich wollte ja nur von meiner erſten Bekanntſchaft mit Shakſpeare erzählen, und das Kapitel darf nicht zu lang werden.

2.

Kindliche und kindiſche Geſchichtſtudien.

Bei einer großen Liebe für Geſchichte fand und fühlte ich als Knabe in deutſchen Geſchichtbüchern und Vorträgen überall Lücken, und wenn ich gelobt wurde, daß ich, was ich gehört und geleſen, genach wieder erzählen konnte, ſo ward ich um ſo launiger, da ich dann erſt recht erkannte, wie wenig das ſey. Von Kaiſern und Königen, Schlachten und Friedenſchlüſſen wußte ich das Hergebrachte, Exoteriſche zu berichten; aber es fehlte die Menſchen-, Bürger- und Bauern-Geſchichte. Man gab mir wohl im Allgemeinen zu, die werde freilich vermißt, und es ſey davon nicht die Rede, es müſſe aber ſo ſeyn, denn die Geſchichte ſey viel zu vornehm, als daß ſie ſich damit viel behelligen könne. Das nahm ich ſehr übel und ſchalt ſie deshalb eine ſteife Perückenträgerin mit Menuetſchritten im Reifrocke und Papageientönen. Hat aber der Knabe und werdende Jüngling einmal einen beſtimmten Gedanken im Kopfe, ſo wird er ihn leicht übertreiben und theils zu eigener Ergötzung, theils aus Neckerei gegen die arme und ſtarre Pedanterie ihn auf eine komiſche Spitze treiben.*) So verlangte ich, zu wiſſen, was man nach abgeſchloſſenem Frieden (zu Paſſau, zu Osnabrück und Münſter, zu Nimwegen, zu Ryswic, zu Utrecht, zu Raſtadt ꝛc.) gethan habe? womit beſchäftigte ſich der höhere, mittlere und niedere Bürgermann? womit unterhielten ſich die Bürgermeiſter, Syndici, Profeſſoren u. ſ. w. in ihren Klubs? welche Richtung nahm der Witz und Humor am liebſten? wie benahm man ſich in der Periode der Verliebtheit? Athmete dieſelbe mehr romantiſche Luft oder zeigte ſie plaſtiſche Gediegenheit? Was genoſſen die Frauen in ihren Converſation-Cirkeln ſtatt des Kaffee's und Thee's? die des Himmels Hand zwar nicht mehr zudeckte hinter unbekannten Meeren, die aber nur ſelten zu uns gelangten? Wovon ſprachen ſie? Zeitungen gab es wenige und die wenigen waren unendlich langweilig. Noch ſeltener waren Komödie, und wie geſtern Johanna von Montfaucon ausgefallen ſey, konnte niemand erzählen, da das berühmte Stück und ſeine Aufführung noch in dem ungeheuern Schooß der Zukunft verborgen war.

Daß alle dergleichen Fragen gewöhnlich nur als Frivolität — von der ich nicht die kleinſte Ader hatte — abgelehnt wurden, verſteht ſich von ſelbſt, weshalb ich ſie auch bald ganz für mich behielt. In Augenblicken von luſtiger Verzweiflung machte ich mir wohl gar folgendes kurze Syſtem: Alles, was in der Geſchichte wahrhaft kurzweiligkeit, iſt durchaus unnütz, und wer viel darnach fragt, zeigt eine romanhafte Geſinnung. Im Gegentheile iſt alles Trockene und Schwerfällige in der Geſchichte überaus nützlich, und wer davon genaue Kenntniß hat, darf auf Lob und Belohnung rechnen. In ſolchen Zeiten kamen mir die früheren deutſchen Hiſtoriker Zopf und Eſſig, in ihrer zähen Dürre wahrhaft ehrwürdig vor, und ich lernte manches Blatt von ihnen auswendig, wobei ich mir ſelber zurief: „Nur Muth! je langweiliger, deſto verdienſtvoller!“ — Ueberſchritt jedoch das Mißgefühl alles Maß, ſo ſuchte ich Troſt in einem ſeltſamen Contraſte. Ich legte nämlich um den Eſſig oder Zopf die ſchönſten Blumen, um mich an ihrer Farbe und ihrem Dufte neu zu ſtärken, wenn Noth an Mann ging. Die Lilie wollte wenig helfen, ſie war mir zu zart; die Roſe zu königlich; aber die farbenſprühende, gewürzige, kraftaushauchende Nelke — (in ihrem ſchönen Vereine von Traulichkeit und Genialität das echte Bild moderner Poeſie —) verſagte mir ihre Hülfe niemals und ich bin ihr dafür ſtets dankbar geblieben. Noch heute iſt ſie meine liebſte Blume, denn wenn ſie mir auch gegen die längſt beſeitigten Herren Zopf und Eſſig nicht mehr Beiſtand zu leiſten braucht, ſo giebt es doch wohl hienieden noch manchen herberen Trank, gegen den ſie vortreffliche Dienſte leiſtet.

Was übrigens die oben angegebenen Kinderfragen betrifft, ſo mögen ſie auf ihrem Werth oder Unwerth beruhen. Daß ich übrigens in den meiſten, ja in faſt allen hiſtoriſchen Werken der damaligen Zeit den Menſchen und das Volk mit ſeinem Herzen und ſeinen Pulsſchlägen und Stimmen vermißte, ſchreibe ich mir als ein richtiges Gefühl zu Gute, und die neuere Zeit hat in dieſer Hinſicht manches gewonnen und gegeben, das jenes Herz und jene Stimmen nicht mehr vermiſſen läßt. Aber in den neunziger Jahren hatten wir noch manches Treffliche nicht, z. B. keinen Friedrich v. Raumer, der tiefe Gründlichkeit in reiner Welthiſtorie mit anmuthiger Darſtellung des Menſchen- und Volkslebens vereinigt. Ich könnte auch ſonſt noch einige Hiſtoriker nennen, die uns heut zu Tage belehren und erfreuen; aber der Leſer kennt ſie ohnehin und gewiß nicht bloß obenhin.

3.

Die modern idylliſchen Leute.

Nach manchen betrübenden Erfahrungen — auch ein Knabe kann ja betrübende Erfahrungen machen — ging mir einmal der Gedanke auf: Je kleiner der Kreis iſt, in dem wir uns bewegen, je leichter wird uns, eine friedliche Harmonie in denſelben zu bringen. In die größeren Cirkel drängt ſich immer manches Ungehörige, das zu beſeitigen viel zu viel Anſtrengung, Mühe und Zeit koſtet, und obendrein nur ſelten gelingt. Auf die Gemeinheit wirſt du doch nie die Vornehmheit, auf die Verworrenheit nie die Friedlichkeit impfen, und was man nicht kann, ſoll man auch nicht wollen. Einen kleinen Winkel aber kannſt du mit allem was gut und angenehm iſt, ausſtatten, und weil du das kannſt, ſollſt du es wollen.

Da boten ſich mir denn manche Exempel dar, unter denen ich nur eines näher betrachten will. Es war ein Ehepaar. Der Mann in der erſten Hälfte der vierziger, ſie in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre, ſchien wohl zu einander zu paſſen. Beide ziemlich hübſch, beide geſund, beide recht gutmüthig, beide voll Liebe und Treue gegen einander. Er verwaltete ein mäßiges Amt, das ihn nur die Vormittage außer dem Hauſe beſchäftigte, und die Beſoldung reichte vollkommen hin, die Bedürfniſſe der anſpruchloſen Menſchen zu befriedigen; auch war es nicht Oſtentation, wenn er in ſeiner ſtillen Weiſe zuweilen erklärte, er könne auch wohl mit der Hälfte ſeiner Einnahme zufrieden leben. Alles ging in den drei Zimmern, die für das kinderloſe Ehepaar völlig hinreichten, ſtill und ordentlich, ſanft und leiſe zu. „Leiſe!“ — ſchon damals konnte mich das erfreuen, obwohl ich ſelbſt mit einer überaus kräftigen Stimme ausgeſtattet, ſo oft mich eine Leidenſchaft erregte, laut genug werden konnte. Immer war es mir lächerlich und ärgerlich zugleich, wenn die Menſchen im gewöhnlichen Leben ſo unharmoniſch ſchrieen, denn wozu dieſe Kraftäußerungen bei den unbedeutenden Dingen, die ſie meiſtens vorzubringen haben? Ja es wäre zuweilen zu wünſchen, ſie ſprächen ſo leiſe, daß man ſie — gar nicht verſtände. Ein wahrhaft großer und richtiger, oder anmuthiger und humoriſtiſcher Gedanke iſt wohl noch nie ausgejohlt, ſondern meiſtens nur mit deutlich angenehmer und gemäßigter Stimme vorgetragen worden. Das erwähnte Ehepaar ſchien ſich recht eigentlich auf das Idylliſche gelegt zu haben, die Zimmer waren wohlduftende Putzkäſtchen, man drückte einander die Hände und küßte ſich zart, man genoß nur leichte, lockere Speiſe, man benahm ſich wie etwa zwei Grashalme, die ein Zephyr zuſammen weht, man ſtritt nie, ſondern gab gleich jede Meinung von vorn herein zu. Beſuchende nahm man höflich auf, ſah es jedoch nicht ungern, wenn ſie bald wieder gingen, denn alles Fremdartige war für dieſe Leute doch einigermaßen ſtörend. Alles ging regelmäßig in dieſem Hauſe. Mit dem Glockenſchlage ſechs ſtanden beide Eheleute auf, das Frühſtück dauerte bis ſieben, dann kamen fünf Arbeitſtunden für den Mann, um zwölf ward geſpeiſ't, dann folgte Nachmittagruhe, der Kaffee, ein Spaziergang, die Abendunterhaltung, das Nachteſſen und um halb zehn Uhr ging man zu Bette.

Mir ſelbſt ward in dieſem Hauſe manche Gunſt, denn ich zeigte meine Freude und Bewunderung in gemeſſenen Ausdrücken, und auch idylliſche Leute mögen ſich ganz gern bewundern laſſen. Es ſtand aber nicht ſonderlich mit dieſer Bewunderung, denn ſie ging nur aus einer gewaltſamen Exaltation hervor. Ich ſah ja oft genug mit wahrem Herzeleid, wie es den ausgezeichneten oder gar genialen Menſchen ging, der eine litt an Hunger und Kummer, der zweite weinte, der dritte fluchte, den vierten lachte man aus, dem fünften ging man aus dem Wege. Dieſes Ehepaar aber ſchien doch wirklich befriedigt und ein gewiſſer innerer Zuſammenhang war wirklich in ihm vorhanden. Auch fand es faſt überall Beifall und die artigen Redensarten: „liebe, gute Seelen,“ „charmante Leute,“ oder „Leutchen,“ „Leute wie die Kinder“ und „wie die Lämmer,“ kamen gleich in den Curs, ſobald man ihrer gedachte. Nur ein etwas zu feuriger junger Fähnrich hatte einmal den ſchrecklichen Nachſatz: „aber langweilig bis zum Ohnmächtigwerden,“ beigefügt, und ich ſah zu meinem Erſtaunen, daß die ganze Geſellſchaft, die eben noch gelobt hatte, ſich doch über den Einfall ziemlich erfreute und lächelnd nickte. — Man muß wirklich ein guter

Krankſeyn; um auffallend zu finden, daß die Menſchen in der Regel nichts leichter aufgeben als ihr Lob. Das Lieben wird ihnen ſauer, und ſo laſſen ſie es gern bald bleiben.

Jetzt galt es, das mir werth gewordene Ehepaar nach Kräften zu vertheidigen. Das war freilich ganz löblich; nur iſt es ſchlimm, daß ein junger Menſch von funfzehn Jahren — ſo alt mochte ich damals etwa ſeyn — durch flammige Uebertreibung auch einer guten Sache leicht ſchadet. Ich tauchte das ganze ſtille Ehepaar vom Scheitel bis zur Ferſe faſt gewaltſam in Poeſie, ſprach, ſo gut es gehen wollte, von edel-einfachen, ätherklaren Gemüthern, von der Kraft, die ſich ſelber bändigt und deßhalb zur Anmuth zurückkehrt, von jener zarten Liebe, die ſogar das Wort verſchmäht, das ſie geltend machen könnte, von der Gediegenheit der Charaktere, die ſich ſelbſt genügen, ohne doch ſtolz zu ſeyn, u. ſ. w. Es mochte wohl ziemlich befremden, einen Primaner, der bis dahin viel luſtige Sachen in den einfachſten Worten erzählt hatte, plötzlich mit ſo feuriger Zunge feierlich reden zu hören; indeſſen ließ man ſich das gute Herz gefallen, und auch der

Fähnrich lobte meine gute Meinung, fügte aber lächelnd hinzu, es paſſe ſolche Rede gar nicht hierher. Die beiden Leute ſind wirklich nur Leutchen, Er iſt ein leidlicher Menſch, aber kein Mann. Er bedarf eines Sopha's, um auf demſelben tugendhaft zu ſeyn, und in Feuer- und Waſſer-Noth, wo es an Sopha's fehlen möchte, würde er ſich nicht ſonderlich benehmen. Darum, wie geſagt, am Ende werden dergleichen Perſonen doch langweilig bis zum Ohnmächtigmachen und Ohnmächtigwerden.

Hätte der junge Offizier vorausſehen können, wie tief mich ſeine Rede betrübte, ſo hätte er ſie wahrſcheinlich gemildert. Ganz beſonders erſchreckte mich der wiederholte Ausdruck vom Ohnmächtigwerden; denn was mußte das für eine Langweile ſeyn, bei der ein ſo tapfrer Jüngling ein ſolches Ungemach beſorgen, oder auch nur als möglich ſich denken konnte?

Meine Freude an dem Umgange mit dem Ehepaare war hinfort nicht die alte mehr; ich ward geſpannt, erregt beobachtend, — und was fand ich nun? Alle Tugenden dieſes Hauſes waren doch nur negativ, die Ordnung hatte viel vom bloß Mechaniſchen, die Zartheit war nicht ſelten Schwäche, die Liebe nur eine angenehme Gewöhnung — was, beiläufig geſagt, nicht wenig und doch nicht genug iſt. Mit einem Worte, es fehlte in dieſem Hauſe an „Ideen und an Poeſie." Dieſe Worte in dieſer Zuſammenſtellung waren damals noch nicht gebräuchlich, aber ich fühlte ihre Bedeutung in tiefſter Seele, und als einſt der Mann die Lectüre eines ſinnvollen und feurigen Briefes mit den Worten unterbrach; „Es ſchlägt halb zehn Uhr, wir müſſen zu Bett!" erſchrak ich wahrhaftig. Er bemerkte es und ſagte ruhig: „Es ſind hübſche Sentiments in dem Briefe, doch fehlt es an Realien und morgen, beim Nachmittagkaffee, können wir ja fortfahren." — O Fähnrich! — rief ich — Du ſcharfblickender prophetiſcher Fähnrich!"

Ich ließ jedoch auch jetzt noch nicht ab, fand aber bei jedem ferneren Beſuche nur neue Beſtätigung der Anſicht des jungen Kriegsmannes. Die beiden friedlichen Leute erſchienen mir zuletzt ſo friedlich, daß ich ihnen etwas anregenden Unfrieden gewünſcht hätte, damit ſie nach Beſiegung deſſelben endlich zum höheren Frieden gelangen könnten. Leugnen ließ es ſich zwar nicht, daß ſie in ſich ſelbſt befriedigt waren, aber ich zürnte, daß ſie es möglich machen konnten mit ſo wenigen Mitteln. Ich hatte Augenblicke, in denen ich ihnen, höchſt unartigerweiſe, ſogar einige Verzweiflung anwünſchte, damit nur ſpäterhin eine Erhöhung ihrer geiſtigen Natur erfolgen könne. Ich bemerkte, daß die Frau zuweilen mit vielem Anſtande ein zartes Gähnen blicken ließ, gegen das ſie vergeblich rang, und ich rechnete ihr das als ein Zeichen an, daß ſie eine Stufe höher ſtehe als ihr Mann, der das Gähnen vermuthlich erſt auf dem Kopfkiſſen in Bauſch und Bogen abmachte.

Man ſieht, ich brachte nunmehr einen ganz falſchen Maßſtab zur Beurtheilung dieſer Leute mit. Ich verlangte von der Schwalbe, daß ſie eine Lerche, und von der Weide, daß ſie eine Buche ſeyn ſolle. Eine Zumuthung, für die der Knabe allenfalls Verzeihung erwarten darf, die aber der Mann ſich nie ſoll zu Schulden kommen laſſen.

4.

Autoren-Phyſiognomien.

Um mich für ein Buch zu intereſſiren, mußte ich als Kind und Knabe mir immer erſt den Verfaſſer abmalen, oder vielmehr ſein Abbild aus dem Buche heraus ſchöpfen. Meiſtens befreundete ich mich mit den Geſichtern der Autoren, und malte nur ungern ins Schwarze. Cornelius Nepos ſetzte ſich gewöhnlich als ein ehrſam freundlicher Mann zu mir hin, und alles, was er ſagte, verſtand ich nicht gut. Er ſah aus wie etwa ein deutſcher Hofrath von gutem Herzen und feiner Bildung, feinem Oberrocke und feiner Wäſche. Ovid trug nie ein Halstuch, denn er wußte wohl, wie ſchön ſein Hals ſey; ſein Geſicht war blaß und mager, aber intereſſant, von durchſchwelgten Nächten müde, doch der Witz half der Müdigkeit auf. (Dieſe witzige Müdigkeit und müde Witzigkeit habe ich ſpäterhin bei einigen berühmten Schriftſtellern und

Staatsmännern nicht eben zu meiner Erbauung wiedergefunden.) Unter allen Autoren aber erſchien mir keiner ſo fürchterlich als der wohlbekannte Grammatiker Joachim Lange. — Daß er auch ein gewaltiger theologiſcher Ketzermacher geweſen, war mir damals völlig unbekannt; aber auch als Grammatiker war er mir ſchon entſetzlich genug. Anfangs freilich ohne ſeine Schuld. Es traf ſich nämlich ſo übel, daß die beiden erſten Vocabeln, die ich durch ihn lernte, rabies, die Wuth, und scabies, die Krätze, waren. Aber auch ſpäterhin kam es mir immer vor, als gäbe er ſich die größte Mühe, die heiterſten Kinder traurig und die ganze Grammatik ſo ſchwer als irgend möglich zu machen. Auch das hätte ich ihm noch vergeben, hätte er nur nicht die gräßlich-ſtarren, widrig-langweiligen, allen Kinderfreuden Hohn ſprechenden lateiniſchen Kindergeſpräche gemacht, die mich nicht ſelten in eine wahre Wuth gegen den ganzen Mann verſetzten. Es fehlte mir ſonſt keinesweges an Geduld, aber bei dieſen Geſprächen rief ich, arg erhitzt, mehre Male aus: „Lieber mag ich gar nicht leben, als ſo jämmerlich, wie es in dieſen Geſprächen zugeht! Ich will ja gern arbeiten, aber vergnügt ſeyn, ſonſt lieber todt!“ Lange aber ſchrie immer dazwiſchen: Heus, heus, Christophore! tempus est eundi in scholam! — Er ſchrie dazwiſchen? er, der ſeit 1747 todt iſt? — Für mich war er nicht todt, wie denn überhaupt nur zu oft die Todten für mich lebendig geworden ſind. Ihn, den Halliſchen Doctor, ſah ich oft, mit einem fürchterlichen und traurigen Geſichte, das fleiſchlos nur aus tauſend Falten beſtand, in einer Ecke ſtehen, von wo er ſich dann langſam näherte, um von neuem ſein Heus! heus! zu rufen. Wenn ich recht heiter oder gar luſtig und ausgelaſſen war, konnte er freilich nicht auftauchen, trat aber dann wieder Ruhe oder gar einige Erſchöpfung ein, ſo trat er wieder heran und drohte mit einem ſehr langen, nur aus Sehnen und Muskeln beſtehendem Finger und ſagte: „Wart, wart! das ſoll Dir übel bekommen!“ War ich aber ſchmerzlich betrübt, ſo recht dem Schmerze hingegeben (wie das wohl dem tiefer fühlenden Knaben begegnen kann), dann erſchien er etwas freundlicher und ſagte: „Siehſt Du wohl, mein Jüngchen, die ganze Welt iſt nichts als ein Thränenthal, eine

Angſtkammer, eine Jammerhöhle, ein Nothſtall'' u. ſ. w. — Und doch ſollte der Mann (ſo ward mir hier und da erzählt) gut und fromm geweſen ſeyn, und es unterliege keinem Zweifel, daß er jetzt im Himmel die ewige Seligkeit genieße. Ich habe gewiß in meinem ganzen Leben noch niemals einem Menſchen ſeine Freude mißgönnt, alſo auch dem alten Joachim nicht, und daß er im Himmel ſey, glaubte ich ſehr gern. Nur freuen, behauptete ich, freuen kann er ſich nicht, und ich fürchte ſehr, er ſtört ſelbſt die lieben fröhlichen Engel, indem er ſie examinirt, was rabies und scabies auf Deutſch heißt, wenn er nicht etwa gar auch ihnen ſein Heus, heus! zuruft.

Der ſelige Mann, der eben, weil er ſelig iſt, zum Verzeihen bereit ſeyn wird, vergiebt mir gewiß gern, daß ich ihn als Knabe ſo übertrieben grau abbildete, und ſo mögen ihn denn auch ſeine colloquia und ſogar ſein Benehmen gegen Chriſtian Wolf nicht weiter angerechnet werden. Was man im gewöhnlichen Leben „bös'' nennt, war er gewiß nicht; er irrte nur in den Oberſätzen ſeiner ſtarren Dogmatik, und ſo lange er die hegte, konnte er nicht anders ſchreiben und handeln, als er ſchrieb und handelte. Ruhen bleibt auf ihm nur der Vorwurf, daß er ſeinen Geiſt nicht ſteigerte und erweiterte, und ſo behält er allerdings manche Aehnlichkeit mit einem lutheriſchen Großinquiſitor.

Wenn aber meine Phantaſie ſo in das Schwarze zu malen verſtand, ſo bewies ſie ſich nicht minder geſchäftig, um mir auch Freude zu machen. Die Dichter in der Kinderbibliothek, die mir beſonders zuſagten, erſchienen mir ſo lebhaft, daß es mir zuweilen vorkam, als läſen ſie ſelbſt mir ihre Lieder und Romanzen vor. Mit ſchönen Geſichtern begabte ich ſie nicht, dafür aber mit anziehenden und intereſſanten, und ich erlebte das Vergnügen, daß ein berühmter braunſchweigiſcher Gelehrte, der jene Poeten meiſtens noch perſönlich gekannt hatte, manche meiner Phantaſiebilder als getroffen anerkannte. Nur als ich behauptete, Hölty müſſe ſehr ſchön geweſen ſeyn, wurde gelacht, indem ja bekannt ſey, wie ſehr ihn die Blattern entſtellt und wie der Keim des Todes, der ſchon lange in ihm gelegen, immer in ſeinem blaſſen Geſichte zu erkennen geweſen ſey. Dagegen ließ ſich nichts einwenden, und doch wandte ich dagegen ein, wenn man nur recht lange in ſeine lieben Augen geſehen hätte, würde man die wehmüthig gewordene Schönheit ſchon erkannt haben. Man ließ das gut ſeyn, oder, wenn man lieber will, unter anderweitigen Seltſamkeiten mit paſſiren.

Schillers Geſicht konnte ich mir um jene Zeit nicht genau zeichnen. Seine Räuber hatten mich ſo tief erſchüttert, daß ich, um nur der überwältigenden Rührung zu entfliehen, mitunter zu dem gewaltſamſten Humor meine Zuflucht nehmen mußte. Ich ſah in jenem Drama die Welt in Flammen aufgehen und als Aſche niederfallen; dann fuhren die hölliſchen Flammen ziſchend herauf und hölliſche Geſtalten tanzten auf der Aſche; aber ſie mußten weichen vor den Tönen des Dichters, und der Thau der Himmelsgnade löſchte die Flammen und eine neue Schöpfung ſtieg hervor. Und eben dieſer Schiller hatte doch auch die mildeſten Zeilen gedichtet:

Eine heitre Abſchiedsſtunde,
Süßen Schlaf im Leichentuch,
Brüder, einen ſanften Spruch
Aus des Todtenrichters Munde.

Weiter kannte ich damals nichts von dem Dichter, und ſo wollte, wie geſagt, mir lange kein rechtes Bild von ihm erſcheinen, bis mir endlich der Gedanke kam, ſeine Stirn werde wohl unter allen äußerlichen Merkmalen das entſcheidendſte bei ihm ſeyn. Und ſo war es wirklich, belehrten mich ſpätere Jahre, wo ich den theuern Mann genau zu betrachten Gelegenheit hatte. Eine Stirn, ſo bedeutſam, erhaben und anmuthig, wird wohl nur ſelten gefunden werden.

Werthers Leiden hatten auf den Knaben keinen beſonders erfreulichen Eindruck gemacht. Der Knabe verſteht ihn ja nicht und ſoll ihn auch nicht verſtehen; wie ich ihn ſpäter genommen, habe ich in meiner „Poeſie und Beredſamkeit der Deutſchen“ berichtet. So war auch damals Götz von Berlichingen in ſeiner herrlichen Einfalt und unvergleichbaren Sicherheit und Gediegenheit mir noch nicht nahe genug getreten. Dafür aber ſollte mir der herrliche Dichter mit einem Male wie ein Mond in voller Klarheit und Lieblichkeit aufgehen und zwar durch ſein Gedicht an den Mond:

Fülleſt wieder Buſch und Thal
Neu mit Nebelglanz u. ſ. w.

Ich lernte es gerade ſo kennen, wie man es kennen lernen muß, nämlich im Geſange vorgetragen; es iſt Geſang und ſoll nur geſungen werden. Gedruckt mag ich es kaum ſehen und mit dem bloßen Sprechen deſſelben iſt auch wenig geholfen, wenn nicht die Stimme des Vortragenden des ganzen Tonreichthums einer ſchönen Orgel mächtig iſt. Seit dieſem Gedichte war mir Göthe's Antlitz mit einem Male klar, und ich wußte die Züge des Jupiter, Apollo und Bacchus recht artig zu vereinigen, um den geliebten Dichter damit zu beſchenken. Dieſes Bild verlor ſich nie, und wenn er mir ſpäterhin auch zuweilen nur als Zeus hervorzutreten ſchien, ſo blieb ich doch ſtets der Anſicht treu, daß er nur nicht immer Luſt habe, in ſeiner Ganzheit zu erſcheinen. Und in Wahrheit! wie könnten uns auch mit einem einſeitigen Apoll und einſeitigen Bacchus recht wohl behelfen. Beſonders iſt ein einſeitiger Apoll eine gar köſtliche contradictio in adjecto.

Des Knaben Neigung iſt auch des Mannes Neigung geblieben, und es giebt kein mir bedeutſam gewordenes Buch, deſſen Verfaſſer mir nicht auch im Bilde vor Augen ſtände. Ich darf die ehrenwerthen Männer und Frauen verſichern, ſie haben es bei mir gut, und ich kann ſie ſelbſt in tiefſter Winternacht recht deutlich ſehen und mit Liebe.

5.

Das Kind und der Gedanke des Todes.

Lang' vorbereitete Freude und Feſte mit beſonderm Glanze und meiſtens unharmoniſcher Bewegung haben mich ſtets etwas ängſtlich oder gar traurig machen können. So erinnere ich mich einer großen Illumination im Herbſte 1789, wo meine liebe Vaterſtadt ſich über ein glänzendes Ereigniß im edlen Fürſtenhauſe innig erfreute und laut ergözte. Der Jubel war allgemein und ging recht aus vollem Herzen hervor, auch ſah man eine mehr als gewöhnliche Pracht mit gutem Geſchmack vereint. An der Hand eines ſehr theuern Mannes ging ich, das achtjährige Kind, durch die von der wogenden fröhlichen Menge belebten Straßen, die, von zahlloſen Lichtern funkelnd, mit blendend farbigem Glanze uns anſtrahlten.

Ich hatte ſchon damals eine ganz eigene Liebe für die Nacht, die ſo ſanft und traulich erſchien, um die herumgetriebenen und geängſteten Menſchen immer wieder zu beruhigen und mit freundlicher Gewalt zur Einkehr in ſich ſelbſt zu führen; aber ich fühlte auch bei dieſer Liebe für ſie eine nicht minder tiefe Scheu, die ich faſt eine religiös-poetiſche nennen darf, wie vor einer unbekannten heiligen Macht, während ich doch durchaus frei war von jeder kindiſchen Furchtſamkeit, die das Erhabene mir niemals einzuflößen vermochte, worüber ſich wohl ein ander Mal näher reden läßt. Als ich nun ſah, daß die Menſchen ſelbſt die Nacht ſcheinbar überwinden können, indem ſie ſie zum Tage machen, freute ich mich nicht wenig über dieſe leichte Kunſt, doch war das Vergnügen daran nicht ungemiſcht, und ich fürchtete mit kindiſcher Seele, die Nacht könne wohl gar „das übel nehmen.“ Dann aber überließ ich mich wieder der allgemeinen Freude und jubelte herzhaft mit in dem Jubel der Erwachſenen. Plötzlich aber war es mir, als ſchlüge ein Blitzſtrahl in meine Seele, und ich ſagte in einer Art von Trunkenheit: „Ach! was ſind die Menſchen ſo entſetzlich luſtig! und welch eine Menge! und wie froh werden ſie ſich nach hundert Jahren noch an den heutigen Abend zurück erinnern! Nicht wahr, das werden ſie doch?“ — Da ſah mich der liebevolle Begleiter, der ſich ſchon dem Greiſenalter näherte, erſtaunt mit großen Augen an und erwiederte: „Aber, Franz, was redeſt Du? Nach hundert Jahren ſind wir und alle dieſe Leute todt!“ Ich hatte das ohne Zweifel gewußt, und wie hätte mir auch unbekannt ſeyn können, daß das Menſchenleben nicht weiter geht als bis zum ſiebzigſten oder achtzigſten Jahre? und wo könnten wir hinſehen, daß nicht der Gedanke des Todes ſich uns überall ſichtbar aufdränge? Dennoch ergriff mich jetzt der Contraſt des begeiſterten Jubels und die farbige Pracht der Luſtflammen zu den „ſechs Brettern und zween Bretchen“ mit einer ungeahneten furchtbaren Gewalt, und das überraſchte, ungepanzerte, nackte Kindesherz hatte keine Waffe gegen den feindlichen Angriff. Meine Sinne verließen mich und ich ſank faſt bewußtlos in die Arme meines treuen Begleiters.

Als ich wieder erwachte, fand ich mich in dem ſtillen Hinterzimmer eines Conditors, und ein halbes Glas Punſch war völlig hinreichend, den ſonſt kerngeſunden Knaben wieder herzuſtellen. Ich erinnerte mich nur dunkel, was ich geſprochen, ein marterndes Gefühl der Scham beſtrafte mich für den tragiſchen Anflug, dem ich nicht hatte widerſtehen können, und bei der Bemerkung: „Solche Gedanken hat heute Keiner gehabt,“ wurde ich nur noch trauriger. „Aber neu, — fuhr mein Begleiter lächelnd fort — neu iſt dieſer Gedanke gar nicht, und der Perſerkönig Xerxes, als er ſeine unzählbare Armee muſtern wollte, ſprach etwas Aehnliches aus. — Mit einem Mal war ich beruhigt, ja, ich konnte nunmehr über mich ſelbſt lachen, was für ehrliche Leute immer ein rechtes Vergnügen iſt. Dieſer Perſerkönig war für mich eine myſtiſche, ſeltſame Perſon. Ich wußte nichts von ihm als was die neuklaſſiſche Fibel über ihn verkündet:

Xerxes verließ ſich auf ſein Heer,
Darum ward er geſchlagen ſehr.

Dieſe gereimten Zeilen — die das alte häßliche Pasquill auf die unſchuldige Xantippe verdrängt haben — hatten mir viel Kopfbrechen verurſacht. „Xerxes verließ ſich auf ſein Heer:“ warum ſollte er das nicht? und darum ward er geſchlagen! und noch dazu „ſehr!“ Das begriff ich nicht. Ein junger Herr, der für witzig gehalten wurde, weil er viel Witz geleſen, erklärte mir die Sache recht artig: das Heer habe nur leider ſich auf ihn nicht verlaſſen können, und ein alter, frommer Herr fügte bei, der Fürſt habe ſich dergeſtalt auf ſeine unermeßliche Macht verlaſſen, daß er des lieben Gottes dabei vergeſſen, und deshalb ſey er beſiegt worden. — Ich nahm beide Erklärungen zuſammen, wodurch ich ſowohl den Kindern der Welt als auch den frommen Leuten ziemlich gefiel, und das Räthſel jener Reimzeilen war nunmehr gelöſt. Dennoch konnte ich mich nicht entſchließen, den Xerxes geringſchätzig zu betrachten. Er ſtand in meiner Fibel ſo ſchlank und ſtattlich da, in einem Gewande von blauer Seide mit einem Purpurgürtel, und die hellgelbe Zackenkrone auf dem noch jugendlichen Haupte war auch nicht übel anzuſehen! Ein gutes Herz hatte er doch gewiß, denn nur ein ſolches, meinte ich, könne ſich in blaue Seide hüllen. Wie nahe aber trat er mir erſt jetzt, da ich vernahm, er habe als König eben ſo geſprochen wie ich achtjähriges, unſchuldig kleines Bürgerkind. Konnte er melancholiſche Momente haben, warum ſollte ich mich deren ſchämen? und ich hätte ihn gewiß immer als Autorität angeführt, wäre ich jemals wegen meines kindiſchen und kindlichen Schmerzmomentes angefochten worden. Das geſchah aber nicht, denn der einzige Mann, der der Zeuge meiner Schwäche geweſen war, ſprach nie davon, wofür ich ihm billig danken muß. Die Menſchen in der Regel verſtehen ſich auf keine andere Traurigkeit als die um Sachen, oder um ein beſtimmtes, ganz nahe liegendes Factum; von dem, was man etwa eine reine oder gar ideelle Traurigkeit nennen dürfte, wollen ſie natürlich nichts wiſſen, und gerade darüber hätte ich keine, auch die leiſeſte Neckerei ertragen. — Wenn es wahr iſt, daß Pope einmal in helle Thränen ausgebrochen, weil der alte Homer doch wirklich geſtorben ſey, ſo hätte ich ihm gern Geſellſchaft geleiſtet, und ich habe mich ſchon oft über den ungeheuern Leichtſinn der

Menſchen gewundert, wie mühelos ſie ſich über ſo unerſetzliche Verluſte, z. B. den Tod des Sophokles, Luther's, Shakſpeare's u. A. hinwegſetzen können; aber freilich, was man ſo „die Leute“ nennt (im Gegenſatz der „Menſchen“), die dürfen von dergleichen Ueberſchwänglichkeit nichts erfahren.

Ueberhaupt habe ich von jeher einen ganz beſondern Reſpekt für alles rein Hiſtoriſche gehabt, in welchem ſich eine Seele abſpiegelte, und Taſſo's wohlbekannte Frage: „Stellt ſich kein Beiſpiel der Geſchichte dar?“ habe ich mehr als tauſendmal gethan, und oft Beruhigung gefunden, wenn ich ein ſolches finden konnte. Das Ganzalleinſtehen, wenn auch nur in einer einzigen Empfindung, vermag ja den Schmerz bis zur Unheimlichkeit zu erhöhen. Es brauchen natürlich nicht immer Könige, Helden und Dichter zu ſeyn, um mich an ihnen zu erbauen und zu beruhigen; das Beiſpiel eines Menſchen, d. h. eines menſchlichen Menſchen, iſt dazu völlig hinreichend. Erwäge ich z. B., daß ich in meinem Leben etwa fünfzehnhundert Nächte ohne allen Schlaf gehabt habe — ich könnte recht gut „zweitauſend“ ſagen, wenn ich nicht ſelbſt den Schein der Uebertreibung faſt zu ſorgfältig vermiede — ſo würde ich eine vorzügliche Beruhigung genießen, wenn mir Jemand erzählen wollte, oder ich irgendwo leſen könnte, es habe einmal in Angermünde oder Tangermünde, in Ellwangen oder Feuchtwangen ein ehrbarer Subconrector gelebt, der Aehnliches erduldet, und zwar mit dem ſchönſten ſittlich-vornehmen Anſtande. — Vielleicht weiß mir irgend ein guter und theilnehmender Recenſent eine tröſtlich-hiſtoriſche Auskunft zu geben, um mich von dem Gefühl des Alleinſtehens — wenn auch nur in der erwähnten und ähnlichen Hinſicht zu befreien.

War nun aber auch durch dieſe Hinweiſung auf Xerxes für den Moment, ſo wie für die nächſten Wochen oder Monate die überwältigende Kindes-Melancholie entfernt worden, ſo kam ſie doch von Zeit zu Zeit wieder und regte meine Phantaſie auf eine unbarmherzige Weiſe an. Zuweilen mußte ich mitten in der muthwilligſten, ausgelaſſenſten Rede, mitten im dithyrambiſchſten Lachen plötzlich inne halten, und es war mir, als ſpräche ich zu mir ſelber: „Die Freude iſt toll!

das Lachen iſt toll! der Muthwille iſt Sünde! Wie kann man lachen, wenn man weiß, daß es ja doch ſo bald vorbei iſt? ob heute, ob morgen, oder an der nächſten Aſchermittwoche, oder nach achtzig Jahren, das iſt ja doch alles einerlei!" Zuweilen konnten mich gerade die liebſten Menſchen, wenn ſie vergnügt waren, recht dauern; ja ich erinnere mich dabei eines gräßlichen Bildes, das mir einmal meine Phantaſie vorzauberte. Mir erſchien nämlich die lebenswarme Hand einer ſehr lieben und verehrten Frau, während ſie freundlich dem erhitzten Knaben das lange Haar von der heißen Stirn ſtreichelte, wie die hölzerne Hand einer Marionette; und ich dankte ſpäterhin abermal dem Himmel, als man mir erzählte, Aehnliches ſtehe ſchon im Werther; denn wie wenig ich auch den allberühmten Legation-Secretair liebte, als Leidensgefährte in dieſer einen Beziehung war er mir doch willkommen. Ein ander Mal erſchien mir ſogar eine ganze ſchmauſende Geſellſchaft ohne Kopf und ohne Herz; woran wohl meiſtens die Zeitungen Schuld ſeyn mochten, die uns bekanntlich in den neunziger Jahren nur gar zu viel von Kopf=abſchneidenden Menſchen und Maſchinen mitzutheilen hatten.

So konnte es nicht bleiben. Das Vermögen und die Luſt an allen Sachen, beſonders an den allzu ernſthaften und feierlichen, das Schwache zu erkennen und es mit vollſtrömend ſcherzender Ausgelaſſenheit zur Sprache zu bringen, konnte mir zu keiner geſicherten Heiterkeit verhelfen. Ich mußte nach einer reineren und tieferen Quelle graben, um mein Gemüth gründlich zu beruhigen. Ich klagte meine Noth einem ſehr ernſten und ſtrengen Manne, der empfahl mir die Bibel und wies inſonderheit auf den Spruch: „Kommt her zu mir alle, die Ihr mühſelig und beladen ſeyd, ich will Euch erquicken.“ — Ich folgte dem Spruche, kam und hörte den reinen Troſt, jenen, der weit über Tod und Grab hinüber reicht und den wir auch jetzt ſchon, mitten unter Todtengräbern und Todtenſchädeln, unerſchütterlich genießen können, ich lernte das reine „in Gott vergnügt ſeyn,“ und habe es ſeitdem nie wieder verlernt. Nur glaube Niemand, es ſey leicht, ſich dahin zu ſteigern, und man dürfe das Kleinod nur rauben. An Rückfällen wird es auch nicht fehlen. Die Sturmwindsflügel des Geſchickes rauſchen oft zu gewaltig um uns her, und wilder Zorn, bittere Heftigkeit nehmen oft die Farbe des heiligen Liebezornes an. Auch eine gewiſſe ſüße, aber zu weiche Rührung kann hier Gefahr drohen, und die Phantaſie ſchwelgt nur zu gern in Todesliebe und Todestrunkenheit, wovon ſich auch Spuren in einigen meiner früheren Schriften zeigen. — Wie ich jetzt das Leben und den Tod in ihren Hauptmomenten betrachte, habe ich in der Novelle: „Der ewige Jude,“ ſo wie in einem Fragment über dieſen chriſtlichen Mythus (S. Fortepiano, Th. I., S. 28 ff.) einfach ausgeſprochen.

Schade nur, daß in jener Novelle die Ironie fehlt, ich meine die, welche in Selbſtanſchauung und Weltanſchauung ſich dennoch ihrer Ungenüge für den höchſten Troſt bewußt wird, und deshalb mit jener rein religiöſen Tendenz ſich hätte recht wohl vereinigen laſſen. Das erkannte ich jedoch im Jahr 1814, als ich die Erzählung ſchrieb, nicht genugſam an, und auch bei einer zweiten Auflage (1819) habe ich keine Umarbeitung verſucht, obwohl ſie möglich geweſen wäre, ſondern nur Styl und Darſtellung verbeſſert. Die Novelle hatte einmal in der Geſtalt, wie ſie iſt, Gunſt erworben und manches Gute gewirkt, deſſen ich mich innig und dankbar zu erfreuen habe. Möge dieſer ſchönſte Lohn ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit fortdauern!

6.

Der alte Huſar.

Ich fühlte, wie billig, ſtets ein großes Intereſſe für das tiefſte, bedeutſamſte, ſo wie für das reichſte und bunteſte Leben; dennoch konnte mich im Gegenſatze auch die einfachſte, äußerlich ärmſte und beſchloſſenſte Weiſe zu exiſtiren überaus anziehen und rühren. So erinnere ich mich mit Vergnügen eines langgewachſenen, hagern, armen, doch ſtolz einherſchreitenden Mannes von etwa ſiebenzig Jahren, der das Geheimniß gefunden hatte, mit ſehr wenigem Gelde und noch wenigern Wünſchen auf eine intereſſante Weiſe auszukommen. Er hatte die beiden letzten Jahre des ſiebenjährigen Krieges als ein tüchtiger Huſar mitgemacht, war dann verabſchiedet und zu einer Civilbedienung befördert worden, bei der er, der nicht viel mehr Bedürfniſſe hatte als etwa ein Alt-Canader, leidlich leben konnte. Sein eigentliches und wahrhaftiges Leben ruhte jedoch nur auf der Erinnerung an jene beiden Jahre. Von ihnen allein träumte er, ſprach er, zehrte er, lebte er; und alles, was ihm ſonſt begegnet war und was ſich jetzt mit ihm und um ihn her zutrug, war ihm theils ganz unbedeutend oder Gegenſtand gelaſſener und ſtolzer Satyre. Er verwaltete ſein Amt als Einnehmer in einem kleinen Geſchäftskreiſe mit pflichtmäßiger Treue, aber ohne ſonderliches Intereſſe, und er würde hoch erröthet ſeyn, wenn ihn etwa ein alter, noch in der Uniform gehender Camerad in der Ausübung ſeines Amtes geſehen hätte. Auf ſeine Frau hielt er viel, ja, er liebte ſie auf ſeine Weiſe mit wirklicher Achtung, aber auch nur in Beziehung auf jene beiden Jahre; denn durch die öftere Erzählung von den Heldenthaten ſeines Corps und ſeinen eigenen, hatte er — faſt wie Othello Desdemonen — ihre Gunſt und ihre Hand gewonnen. Dieſe Hand war aber auch zierlich, fein und weich; denn ſie that den ganzen Tag nichts als nähen, ſticken und in Büchern leſen.

Die Ehe war überaus glücklich; er erzählte und ſie hörte, ſie achtete den Erzähler hoch, daß er das alles mitgemacht und durchgeſetzt habe, und er ſchätzte die Hörerin, weil ſie ſtets gern hörte und für die Größe ſeiner Generale—ſo wie für ſeine eigene — den regſten Sinn hatte.

Sein jetziges bürgerliches Amt nahm ihm nur wenige Stunden, dann ging er vor das Thor in ſeinen kleinen Gemüſegarten, wo er bis zum Abend rüſtig und mit Eifer grub und hackte, oft wohl ohne alle Noth, da das unbedeutende Fleckchen leicht zu bearbeiten war. Indeſſen that ihm dieſe ſtete Beſchäftigung wohl, denn er hatte einen ganz eigenen myſtiſchen Reſpect für die Erde und fühlte ſich gleichſam vornehm im Umgange mit ihr, wenn auch nicht ſo vornehm als ehedem auf dem leichten Huſarenpferde. Gegen die Dämmerung kehrte er dann in ſeine Wohnung zurück, um in ſeinem Sinne ſich von der Arbeit zu erholen, d. h. von dem zu erzählen, was in den Jahren 1761—63 ſich zugetragen hatte. Wie oft er dieſe Relationen wiederholt habe, möchte ſchwerlich anzugeben ſeyn; ob ſeine Frau je ungeduldig dabei geworden oder jemals Langeweile empfunden, weiß ich nicht zu ſagen; wohl aber, daß ſie es ſich nie merken ließ. Gutmüthig und einfach gebildete Frauen pflegen überhaupt das bloße Wort „Langeweile“ kaum alle Vierteljahre einmal auszuſprechen, und in Beziehung auf ihre Männer pflegen ſie ſich ſogar zu verbieten, es auch nur zu denken. Das aber wage ich mit Entſchiedenheit zu behaupten: Hätte ſie ihm jemals rund und unumwunden erklärt, ſie habe nun ſeine Erzählungen ſatt und ſie ſeyen ihr langweilig, ſo würde ſie ihn — getödtet haben. Die Uhr konnte nur ſo fortſchlagen, wie ſie ſeit etwa dreißig Jahren fortgeſchlagen hatte. Wer ſie aufgehalten, hätte ſie zerſtört.

Freundſchaftlichen Umgang mit Männern hatte er nicht und wünſchte ihn auch nicht mehr; ſeine Kameraden waren todt oder in weiter Ferne. Der nächſte Nachwuchs ſchon verſtand ihn nicht mehr recht und die darauf folgende Generation zeigte nicht genug Theilnahme für das, was ihm hauptſächlich am Herzen lag. Ueberhaupt war ſein Verhältniß zu der Gegenwart ein ſehr ſeltſames zu nennen. Er war nicht eigentlich verfeindet oder zerfallen mit ihr, ſondern ſie exiſtirte kaum für ihn, und er nahm ſo wenig Notiz von den Tagesbegebenheiten, ſelbſt von den wichtigſten, daß er kaum hinhörte, wenn davon die Rede war. Er las ſeit dem Hubertsburger Frieden keine Zeitung mehr, und nur in den Jahren 1778 und 1779, während des baieriſchen Erbfolgekrieges, nahm er ſie wieder zur Hand. Da jedoch dieſer kurze Feldzug keine Schlachten und nur wenige Treffen aufzuzeigen hatte, ſo wurde ſeine Theilnahme nur in geringem Grade erregt. „Es fällt nichts mehr vor in der Welt,“ ſagte er und beſtellte die Zeitungen wieder ab. Er begriff kaum, warum eine ſo langweilige Welt noch immer fortdauere; doch tröſtete er ſich, es müſſe auch eine Zeit geben, in der man lediglich von den Thaten der Vergangenheit ſpreche. Der Ausbruch der franzöſiſchen Revolution war ihm Anfangs völlig dunkel, denn er wollte nichts davon hören; da ſie jedoch bald das Geſpräch der ganzen Welt wurde, und er, um nichts davon zu hören, in die einſamſte Höhle ſich hätte verbergen müſſen, ſo unterrichtete er ſich wirklich auf ſeine Weiſe von ihr, aber nur um einzuſehen: „jetzt gehe zwar wirklich Etwas vor, und noch dazu etwas ganz Neues, er verſtehe es aber nicht," — ein Urtheil von ſolcher Mäßigung, wie man es ſelten in der damaligen aufgeregten Zeit vernommen hat. Zum Converſiren darüber ließ er ſich indeß nie bewegen, und es war ſchon viel, daß er nur zuweilen zuhörte, wenn Andere darüber ſprachen. Wie man ſich aber auch darüber äußern mochte, er zeigte weder Beifall noch Mißfallen; es war, als wenn er ſagen wollte: „Was Ziethen gewollt, verſtehe ich ſo ziemlich; was aber das Jahr 1789 gewollt, verſteht ihr jetzt — ſo etwa 1793 ff. — eben ſo wenig als ich; weil ihr es aber jetzt ſchon zu verſtehen meint, ſo ſeyd ihr weniger klug als ich."

In noch ſpäteren Jahren, da die Schwäche des Alters, die er bisher ignorirt hatte, doch wohl drückend zu werden begann, wurde ſein Leben in ſich ſelbſt ärmer. Er erzählte ſeltener und, wie es ſchien, nicht mehr mit dem frühern Eifer. Er wurde immer ſinniger, leider aber auch trüber und wortkarger, und als man ihn eines Morgens nicht zu der ſeit fünf und dreißig Jahren gewohnten Zeit zum Frühſtück in die Wohnſtube eintreten ſah, glaubte man ihn wecken zu müſſen. Er konnte aber den Morgengruß nicht mehr erwiedern, das Herz ſchlug nicht mehr; aber das Geſicht des Todten war freundlich, wie das eines Menſchen, der eine große und ſchöne Hoffnung bewahrt, z. B. die: edle, wohlwollende Feldherren und wackere, traulich geſinnte Kameraden wieder zu ſehen. — Er ruhe ſanft, denn er hat redlich gearbeitet und geliebt.

Wie man zu Grunde gehen kann.

Ich ſah ſo Manchen, der mir wichtig geworden war, oder im Allgemeinen bedeutend genannt werden konnte, mehr oder weniger untergehen, daß mir zuweilen recht bange wurde vor einer Welt, die ſo ſchlimm hauſet. So kannte ich einen blutarmen Candidaten der Theologie, der im fünf und dreißigſten und im vierzigſten Lebensjahre noch immer Candidat war, was vielen guten Leuten recht wehe that, beſonders da ſie, wie dieß oft bei guten Leuten der Fall iſt, nicht real helfen konnten. Man hätte vermuthen ſollen, ſein bloßes Aeußeres würde ihn ſchon empfehlen. Ein überaus geiſtreiches Geſicht, nur zu tiefe Züge, durch Magerkeit vermehrt, eine Stirn, an die ich in ſpäteren Jahren durch Schillers herrliche Stirn wieder lebhaft erinnert wurde (die im hohen Grade bedeutſam, wie von einem tiefen und reinen Gedanken durchleuchtet erſchien), ſcharfblickende, doch ſanfte Augen, eine ſeltene — ich darf wohl ſagen: erhabene Haltung ohne Affectation, das alles ließ ſich nicht verkennen; aber es ſchien, man liebe das alles bei einem ſimplen Candidaten nicht. Mittelmäßiges und Bequemes zeigte er wenig, und ſo wußte man nicht recht, was man mit ihm machen ſollte. Alles, was wir Glück nennen, war ſeinem Leben immer völlig fremd geblieben. Stellen, zu deren Verwaltung ſchon der zwanzigſte Theil ſeiner Kenntniſſe ausgereicht hätte, waren gewöhnlich vorgeſtern oder ſeit einer halben Stunde beſetzt worden, wenn er um ſie anhielt, und ſo blieb ihm immer nur der ſpärliche Erwerb durch Privatunterricht. Eine ſehr lange Zeit ertrug er dieſes dürftige Leben mit tüchtiger Kraft, die aber endlich an einem Mißverhältniſſe erliegen mochte, das in Deutſchland nicht ſelten iſt, obwohl es faſt nie zur Sprache gekommen. Sein moraliſcher Sinn ertrug das dürre Leben im Ganzen wie in ſeinen unbehaglichen Details, die elende Wohnung, Nahrung und Kleidung recht wohl, aber ſeinen äſthetiſchen Sinn widerte das alles an, ganz beſonders aber die grobe Kleidung, die wie eine gemeine und neidiſche Satyre auf ſeinen zart gebauten Körper erſchien. Und mit ſolchen Gefühlen ſollte er nun in den verſchiedenartigſten Bürgerhäuſern vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend den geziemenden Unterricht ertheilen. Hier ſollte er Petern, einem trefflichen jungen Aar, zu den königlichen Flügen behülflich ſeyn, die einſt den Druck der Wolken überwinden würden, hier die kleine Dörte, die ſich ſeit dem dritten Jahre, ſelbſt nach dem Ausſprache der grämlichen Tante, ſchon als Genie gezeigt hatte, indem ſie Mutter und Amme mit eigenen Händen derb genug ſchlug und zur Erholung das Butterbrod genoß, in die Welt der Grazien einführen, wo es bekanntlich ſanft und milde zugeht. Hier ſollte er eine gute junge Gans und einen nicht minder guten Gänſerich aus dem Born der Wiſſenſchaften trinken laſſen, ja er ſollte ſelbſt für ſie ſchöpfen, damit ſie es deſto bequemer hätten. Hier ſollte er ein überraſches Füllen zügeln, dort eine wilde Hummel veredeln u. ſ. w. Das iſt nun alles gar gut und ſchön und nützlich, oder um es nur recht deutlich herauszuſagen — das Beſte, was ein Menſch thun kann, aber um es zu können, bedarf der treffliche Erzieher, der nun einmal, leider, nicht von Mondſtrahlen und Thau zehren und nicht in die köſtlich farbigen Abendwolken ſich kleiden kann, ſondern zum theuern Speiſewirth und dem noch theuerern Tuchfabrikanten ſchicken muß, er bedarf, ſage ich — und es ſteht auch in vielen Büchern — einiges edlen Metalles, oder kürzer geſagt: Geldes, ja wo möglich, nicht wenigen Geldes, denn wenn ſchon viel Predigen den Leib müde macht, ſo macht wahrlich viel dialogiſches Unterrichten ihn noch müder. Hülfreiche Feen ſollten billig ſolchen braven Präceptoren die Zimmer angenehm ausmalen, damit das vielgebrauchte Auge nicht immer auf die weißen Wände zu ſchauen braucht. Sie ſollten dafür ſorgen, daß Frau und Haushälterin dem werthen Manne immer ſehr zart begegnen, daß ſein Tiſch mit möglichſt feinen Speiſen und Weinen beſetzt ſey, daß das Tuch zu ſeinen Kleidern nicht bloß wärme, ſondern auch ziere, daß er durch heitere Geſpräche und Muſik erfriſcht werde, daß ſtets ein bequemer Wagen, beſonders aber im Junius, bereit ſtehe, um ihn die nächſten drei Monate am Rheine und Neckar umher zu fahren u. ſ. w., aber freilich ſind das arkadiſche Träume, mit denen unſere Erde — ein gutes Torf- und Moorland — nichts zu ſchaffen hat, und die ſchätzbaren Feen, denen man wohl Unſterblichkeit gegönnt haben möchte, ſind leider alle ausgeſtorben.

Da nimmt denn nun ein ſolcher Lehrer ſeine Zuflucht zu einem alten Mittel, d. h. er ſtudirt praktiſch den ſtrengen Stoicismus nebſt etwas verfeinertem Cynismus. Das Mittel iſt gut geung, aber ganz ausreichen kann es doch auch nicht. Es iſt nämlich mit dem Stande des Erziehers eine ganz eigene Sache. Man kann ein ſehr guter Geheim-Secretair, Krieg- oder Commerzienrath, oder auch Nachtwächter ſeyn, ohne dabei nöthig zu haben, ſich ſtets heiter und anmuthig zu zeigen, und in der Vocation keines dieſer würdigen Männer iſt die Pflicht, „ſtets den Grazien zu opfern,“ die Plato als eine unerläßliche vorſchrieb, zur Sprache gebracht worden. Der Erzieher aber, mit oder ohne Vocation, bedarf bei ſeinem Geſchäfte einer ſtets ungetrübten, reinen Heiterkeit, denn nur der heitere Lehrer kann erfolgreich wirken, und der grämliche möchte immerhin nur zu Hauſe bleiben. Da gäbe es nun noch den Ausweg, den eigenen Herzenskummer von fünf Uhr Morgens bis ſieben abzumachen und dann mit verklärt lächelndem Geſicht der kleinen Wehlgaſſe in der Vorſtadt zuzueilen, wo die gute, wohlbeleibte und rothwangige reiche Schlächtertochter äſthetiſchen Aufſchluß über die Vorrede zum Heſperus verlangt, in der ihr beſonders die Worte: „und Du, müde Seele, die Du etwas zu vergeſſen haſt,“ ſehr wohl gefallen haben, weil ihre philiſterhaft-fleißige Tante ſie oft genug eine müde und faule Seele geſcholten. Jetzt aber komme es eben an den Tag und es ſey nur die Poeſie, die ſie ſo faul mache. Vergeſſen könne ſie ohnehin gut genug.

Ich mag nicht fortfahren, ſo zu ſcherzen, denn was ich jetzt mit Lächeln dictiren kann, muß in der Wirklichkeit nur zu ſehr empören. So ging es denn auch dem armen Manne, von dem hier die Rede iſt. Er verlor zuletzt die Luſt an einem Leben, das ihm etwa wie ein grober, durchaus abgetragener grauer Oberrock erſchien, den er nicht mehr anziehen mochte, und er war mit ſeiner Geduld, die billig endlos ſeyn ſollte, leider zu Ende gekommen. In ſolchen Fällen bieten ſich manche böſe Dämonen als hülfreiche Retter an, aber es war immer noch eine Stimme in ihm, die ein kräftiges Nein dagegen ausſprach. Er wurde, Gott Lob! kein Selbſtmörder, aber er fiel in Wahnſinn. Inmitten der Erklärung eines griechiſchen Wortes, das er ſehr richtig mit dem ihm nur halb entſprechenden lateiniſchen verglich, ſchweifte plötzlich ſein Geiſt in eine ſeltſam wilde Zerſtreutheit über, er lallte wunderlichen Unſinn, lachte laut auf und ſank in eine tiefe Ohnmacht. Als er wieder erwachte, fühlte er ſich viel glücklicher als jemals, denn er war wahnſinnig geworden.

Möge Niemand in dieſen Worten eine Bitterkeit ſuchen, denn wenn ſich je die bekannte Behauptung Haller's, daß die meiſten tugendhaften Wahnſinnigen immer nur in glücklichen Träumen leben, bewährt hat, ſo war es bei ihm. Allgemein bemitleidet und unterſtützt, lebte er jetzt ſtill heiter in ländlicher Einſamkeit, unter Kindern und Lämmern, Blumen und Nachtigallen, bis endlich der Tod in ſeiner mildeſten Geſtalt erſchien, um ihm das müde Auge zuzudrücken.

Als ich die Nachricht von ſeinem Abſcheiden empfing, war mir, als hörte ich Mozart's: „O goldne Ruhe!"

Das zerfahrende Talent.

Unter den Männern, deren Unterricht ich einige Jahre in friſcher Knabenzeit genoß, iſt mir vorzüglich einer im lebhafteſten Andenken, von dem ich, wenn es darauf ankäme, ihn in zwei Worten zu ſchildern, nur ſagen möchte, er ſey vor lauter Leben nie zum rechten ordentlichen Lernen gekommen, woraus denn freilich hervorgeht, daß auch ſein Leben kein vollſtändiges geweſen ſeyn müſſe. Alles, was Syſtem, oder auch nur gemeſſene Reihenfolge verlangte, exiſtirte für ihn nicht, die alten Sprachen waren für ihn zu mühſam, und von den neueren reichte ein wenig Franzöſiſch hin, ſich manchen glänzenden Einfall und allerlei bunte Paradoxien im Fluge anzueignen. Mathematik und Logik waren ihm läſtig; Alles war bei ihm Einzelnheit, Einfall, Grille, und er ſelbſt konnte deshalb niemals ſagen, womit er ſich in der nächſten Stunde beſchäftigen werde. Nur ein Einziges durfte man für jeden Tag, ja für die meiſten Stunden vorher verkündigen, er werde nämlich pikante Sinngedichte und Anekdoten vortragen oder neue zu erwerben ſuchen. Das war nicht eigentlich ſeine Provinz, und dieſe ſtets zu vergrößern die Aufgabe ſeines Lebens. Ob er wirklich mit Leſſing einmal Schach geſpielt habe, und ob dieſer einmal geäußert, Jener habe wirklich etwas Witz, laſſe ich dahin geſtellt ſeyn. Das Gerücht ging wenigſtens, und mochte es auch nicht ganz gegründet ſeyn, ſchon daß es gehen konnte, war etwas.

Große Hochachtung konnte ich freilich dieſem Manne — ich will ihn nur nach uralter Weiſe Cajus nennen — nicht bringen, auch fiel ihm nie ein, dergleichen zu fodern; da er aber ſelbſt mir alle Liebe widmete, deren er in ſeinem zerſtreuten und zerfahrenen Gemüthe fähig war, ſo war es doch auch wieder unmöglich, ihm Zuneigung zu verſagen. Man konnte nie mit Beſtimmtheit angeben, was man im letzten Viertel- oder Halbjahre von ihm gelernt habe, als etwa einige Anekdoten und Bonmots, aber man war vielſeitig angeregt worden, und das iſt für das Kind und den Knaden von überaus großer Wichtigkeit. Auf mich wirkte er nicht wenig. Wie tief er ſich auch mitunter ſelbſt ſtellen mochte — denn er verſchmähte ſelbſt leider das Gemeine nicht, wenn etwa ein Wortſpiel ihn verführte — ich war doch zu ſehr an eine gewiſſe Pietät gewöhnt, an die jeder wohlbeſtallte Lehrer Anſpruch hatte, und er hat mich eben ſo oft luſtig und muthwillig, als traurig gemacht. Lebte er noch, ſo würde er das letzte kaum begreifen, und doch war es ſo. Ich fand nämlich ſchon als Kind mit wahrem Schrecken, daß in dieſem Manne und in Allem, was er vortrug, kein eigentlicher Zuſammenhang war, und das betrübte mich nicht nur für dieſen einzelnen Fall, ſondern es überfiel mich gar zuweilen der arge Gedanke, ob es überhaupt wohl einen Zuſammenhang gebe. Ein Mann dem eine ſo wichtige Lehrſtelle anvertraut war und dem man den Mangel an poſitiven Kenntniſſen beinahe verzieh, weil er doch ſo ein guter Kopf ſey, ein Mann, der mit Leſſing geſcherzt, getrunken und Schach geſpielt haben ſollte, wenn der keinen Zuſammenhang finden konnte, ſo .... gab es vielleicht gar keinen. Alles Wiſſen — ſo etwa fuhr ich fort zu klügen — iſt am Ende nur Meinen, das heute dieß und morgen das meint; iſt es aber auch ein etwas feſteres Meinen, Vermuthen oder Wahrſcheinlichfinden, was iſt dabei gewonnen, da es ja doch nicht zuſammenhängt und nimmermehr ein organiſches Ganze bilden kann? Einen ſo traurigen Gedanken kann ein Knabe nicht leicht in ſich ſelbſt allein verſchließen und ich bedurfte der Mittheilung; dabei fand ich aber wenigen Troſt. Die Knaben verſtanden mich nicht. Die meiſten lebten ihren Tag ſo leiblich hin, ohne ſonderlich nach dem „Woher?“ und „Wohin?“ zu fragen; andere fanden jene Unzuſammenhängigkeit ſehr bequem und freuten ſich kindiſch, wenn ſie ein paar blinkende Sandkörner oder gar bunte Steinchen — (ich ſpreche metaphoriſch) — bei Seite legen konnten. Endlich äußerte ich meinen tragiſchen Gedanken auch gegen den Cajus, der ihn eigentlich verſchuldet hatte. Auch er hatte Mühe, nur zu ahnen, was ich eigentlich meine, als er mich aber endlich wirklich verſtanden, ſah er mich mit großen Augen halb mitleidig, halb bewundernd an und ſagte: Ei, ei, Du kannſt kaum zwölf Jahre alt ſeyn, und ſchon dahin? Weg mit ſolchen Gedanken! Komm, wir wollen dort in G. Kaffee mit Schaafmilch trinken und dann ein wenig kegeln. Auch Leſſing hielt etwas auf dieſes Spiel. Wer ſich bemüht, acht um den König oder alle Neun zu werfen, iſt ſicher vor allen ſolchen Grübeleien. —

Man ſieht, der Mann meinte es gut; aber helfen konnte er mir freilich nicht, und, wie es ſchien, auf die Länge ſich ſelbſt auch nicht. Der Mangel an innerm Zuſammenhang wurde ihm endlich ſelbſt läſtig, und er lehnte gewiſſermaßen jeden Ernſt des Lebens ab, hörte auf, ſich ſelbſt jemals zu befehlen. In ſolchem Zuſtande pflegt der Menſch, da doch die neckiſchen Einfälle nicht immer zu Gebote ſtehen und auch nicht immer genugſam wirken, zur — Flaſche zu greifen. Der Wein aber dient zwei Genien, einem reinen kräftigen Frühling-Genius, dem ſelbſt ein gewiſſer, genialer Uebermuth die Grazie nicht rauben kann, und einem in dunkler Schwefelflamme glühenden Kobold, der ſich gern in lachender Verzweiflung berauſcht. Auch das äußere Geſchick des Mannes wurde nunmehr von allen Seiten getrübt, und mit Wehmuth und Schauder denke ich an einige Beſuche zurück, die ich aus Pietät in ſpätern Jahren ihm machte. Er hatte längſt ſein Amt aufgegeben, zu dem es ihm nunmehr an geiſtiger und körperlicher Kraft fehlte. Ein großes, grell geweißtes, ungewöhnliches Zimmer enthielt nichts als ein Bett, ein paar Stühle, einen Tiſch, ein großes Dintenfaß, halb zerfetzte Federn, die weniger zum Schreiben als zum Umrühren des Dintenpulvers gebraucht zu ſeyn ſchienen, und mehre Bogen Papier. Er hatte in frühern Zeiten oft geklagt, daß ihm bei ſeinen lähmenden Berufgeſchäften alle Muße zur ſchriftſtelleriſchen, beſonders poetiſchen Thätigkeit geraubt werde, ſonſt ſolle es ihm bei ſeinem Genie nicht fehlen, täglich ein luſtiges Gedicht und jährlich ein paar humoriſtiſche Romane ans Licht zu ſtellen. Dieſe Zeit war nunmehr gekommen und ich ſah mit Verlangen in die offen da liegenden Papiere hinein. — Manuſcripte ſind ohnehin ein intereſſanter Anblick, ja ſie können zuweilen durch ihre bloße äußere Geſtalt den Inhalt verrathen. Die Bogen, die ich jetzt in der Hand hielt, waren traurig anzuſehen. Es war jene lange, ſpießige, und — um mich eines plattdeutſchen Wortes zu bedienen — ſtakige Handſchrift, deren irres Hin- und Herſchwanken den Trinker zu verrathen pflegt, lauter Angefangenes, halb Durchſtrichenes. Man ahnete, ihm habe ſelbſt nicht gefallen, was er ſo hingeſchrieben, und es mochte ihm ſelbſt unbegreiflich ſeyn, daß aus dem gährenden Kopfe doch nur ſo wenig auf das Papier kam. Es war zu ſpät — welch' ein gräßliches Wort iſt doch dieſes „zu ſpät" und welch' ein gräßlicher Klang! — Er ſtand auch bald von eigenen Productionen ab und bearbeitete ſtatt deſſen franzöſiſche Romane für die deutſchen Leihbibliotheken. Das größere Publikum hatte ohnehin von ihm niemals ſonderlich Notiz genommen, und jetzt vollends, auch wenn er Beſſeres geliefert hätte, würde es ſchwerlich ſich mit ihm befreundet haben; denn es iſt eben nicht gewöhnt, in graues Haar Lorbeer zu flechten, und was es davon an Vorrath beſitzt, geht gewöhnlich für einige muntere und rothbäckige junge Geſellen auf, welche die tägliche Aufwartung mit ſtets gefälliger Aemſigkeit beſorgen. Bloß ein wenig *Sprech*talent — nicht Rede- oder *Sprach*talent, war dem armen Manne geblieben. Das iſt bekanntlich in Deutſchland ſehr ſelten; wenn es ſich aber einmal findet, hält es gewöhnlich bis an's Ende aus. Schade nur, daß er ſelbſt und die Welt wenig davon hatte; denn wenn ich mich ſelbſt und einige andere noch viel tugendhaftere Primaner abrechne, die den armen Mann zuweilen beſuchten, ſo blieben ſeine rhetoriſchen Luſtfeuerwerke unbeachtet. Ich will ihn aber nicht in dieſer hinfälligen Traurigkeit abſterben laſſen, ſondern noch mit wahrem Vergnügen und zu ſeiner Ehre erzählen, daß ein Funken in ſeiner Seele doch nie erſtarb: es war die Liebe für Leſſing. War Cajus auch noch ſo tief herabgeſunken, mochte auch Blüthe und Blatt an ſeinem Lebensbaume welkend abfallen, deſſen Wurzel längſt erkrankt war, jene Liebe war geblieben, und man durfte nur den Namen Leſſing nennen, um das alte Feuer in ſein Herz und in ſeine Augen zu locken. Selbſt das Prahlen, als habe zwiſchen ihm und dem Verewigten ein näheres Verhältniß gewaltet, verzieh ich ihm gern. Es war ja nur die Täuſchung des erhöhten Moments und rhetoriſche Flamme, die doch wenigſtens aus einem wahrhaftigen Funken hervorblitzte. — Du Armer! wäre Leſſing wirklich Dein Lehrer und Du ſein liebend gehorſamer Schüler geweſen, Du hätteſt nie ſo enden können, Du hätteſt von ihm lernen müſſen, daß das Streben nach rein wiſſenſchaftlicher Wahrheit ſich nur dann als echt bekundet, wenn es dauernd und unermüdet iſt, und in ſich ſelbſt allein genugſamen Lohn findet, und daß ferner der Trieb nach Wiſſen ein *ganz* anderer, nicht bloß dem Grade, ſondern der Gattung nach verſchiedener iſt von *dem* nach..... böhmiſchen Faſanen und Johannisberger Wein. Du warſt nur wiſſenſchaftlich und künſtleriſch *lecker*, ein literariſcher Gourmand, und als Dir überall die magern Kühe aus Pharao's Traum in der Wirklichkeit erſchienen, hatteſt Du nichts als ein wenig Witz, um ſie zu bekämpfen. Der hielt aber nicht vor für die ſieben, oder ſiebenmal ſieben dürren Jahre. Ueberhaupt ſpielt das bloße Talent ohne Gediegenheit und Gründlichkeit — halb mit Recht, halb mit Unrecht — in Deutſchland ſtets eine ſehr traurige Rolle. Je mehr es ſich in ſeiner Einzelnheit auszubilden ſucht, je mehr wird es *gefürchtet*, während eine gewiſſe breite Mittelmäßigkeit ſich oft genug hoher Protection zu erfreuen hat; aber in ſich ſelbſt ſpielt es eine noch trübere Rolle, denn ohne wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Unterlage und ohne wahre Productionskraft muß es ſtets ſich mühvoll abarbeiten, um nicht nahrunglos zu verlöſchen. Was ſolche Menſchen nach jener Verlöſchung noch leben, iſt kein Leben mehr, und ſo verhehle ich nicht, daß, als ich endlich die Nachricht von dem Tode des armen Mannes erhielt, eine wohlthätige Empfindung in mein Herz zurückkam. Es konnte ihm gar nichts Beſſeres begegnen als zu ſterben. Alle Fäden, die ihn bisher an das lebendige Seyn geknüpft hatten, waren abgeriſſen, und er hatte ſich geiſtig völlig ausgegeben; aber der Tod gab neue Ausſichten und Hoffnungen. Der Mann hatte doch einigermaßen lieben können, und dazu genügt die Hand voll irdiſcher Jahre nicht.

Auf dieſem Wege alſo — das ſahe ich deutlich ein — war keine Löſung des Lebensräthſels, keine Klarheit, kein Zuſammenhang zu erreichen. Zu erringen mußte ſie doch ſeyn, denn wozu ſonſt das Geborenwerden? das Arbeiten? das Lachen? das Weinen? u. ſ. w.; aber auf welche Weiſe war ſie denn zu erwerben? Was Sokrates als Mann mit köſtlicher Ironie trieb, trieb ich als Knabe mit tragiſcher Unbeholfenheit; ich ſah mich überall um nach einem Manne, der — vollendet gut und weiſe, mithin gänzlich befriedigt wäre. Giebt es aber auch einen ſolchen, ſo wird ihn doch der Knabe ſchwerlich finden. Auch hier zeigen ſich die Menſchen ſehr folgewidrig. In guten Stunden geben ſie wohl zu, man könne auch allenfalls von Kindern und Knaben manches lernen, aber in der Praxis geben ſie dem Gedanken keine Realität. Sie ſind gewohnt, die Kinder zu ſchelten oder mit ihnen nothdürftig zu ſpielen — das letzte meiſtens mit albernem, hochmüthigen Lächeln; fragt aber ein ſinniges Kind wirklich etwas Großes und Ernſthaftes, ſo antworten ſie gewöhnlich verdroſſen und zwar etwas ganz Ordinäres, exoteriſch Unbedeutendes. Sie wiſſen nur von rohen, abgeſchmackten, ſtets in Zaum zu haltenden Kindern, andere ahnen ſie nicht und mögen auch nichts von ihnen wiſſen. Sie erinnern ſich noch recht gut, daß ſie ſelbſt in ihrer Kindheit nur gemeinhin in *Sachen* lebten, von reineren Gedanken und tieferen Gefühlen gänzlich entfremdet.

In ſämmtlichen pädagogiſchen Schriften wird erklärt, man ſolle den Kindern das Fragen nicht verbieten, ſondern eher befördern. Da man aber leider das *Leben* ſtets von der *Schule* trennt, ſo iſt durch dieſe Erlaubniß, zu fragen, wenig gewonnen. In der Schule darf der Knabe fragen nach dem accusativum cum infinitivo, nach dem Jahre der Schlacht bei Sempach, nach dem Pythagoräiſchen Lehrſatze u. ſ. w.; iſt aber die Schule aus, ſo werden keine Fragen mehr verſtattet. Man findet nichts begreiflicher, als daß er ſich von ſo ungeheuer langweiligen Dingen (!!) erholen will und zwar auf die einzige, bequeme Manier, durch Eſſen, Trinken, Spielen, Schlafen u. ſ. w.; fragt er aber auch jetzt noch nach wiſſenſchaftlichen Dingen, ſo erſcheint er affectirt und will was Apartes haben. Forſcht er aber gar nach allgemein menſchlichen Geiſtes- und Herzens-Angelegenheiten, ſo wird er völlig zur Ruhe verwieſen.

Auf dieſe Weiſe bekommt der Knabe ſtatt der einen allumfaſſenden Welt, die ihm aufgehellt werden ſollte, eine Menge *abgeriſſene* Welten, die man nur mühſelig zuſammen zu leimen vermag, in die Hände. Da iſt z. B. die Welt der Sprachen, die iſt ſehr ſchwer, es hilft aber nichts, man muß ſie doch ſich aneignen. Ferner: die Welt der Wiſſenſchaften, die iſt freilich auch ſchwer; aber in den Geſchichte kommen doch artige Anekdoten vor, z. B. von dem geheimen Secretair Eginhard, der die ſchöne Kaiſertochter nunmehr ſchon ein tauſend Jahre lang durch den Schnee trägt, — von dem braven Schweppermann, dem wie billig zwei Eier zukommen u. ſ. w. Das ſind anmuthige Oaſen in der Wüſte der Hiſtorie. — Ferner die Welt der Religion, die aber in den neunziger Jahren, beſonders unter den höheren Ständen und den Gelehrten, an Gebiet verloren hatte. Indeſſen galt ſie doch noch viel, wenn große Trauerfälle eintraten. Starben z. B. die Mütter oder Väter, ſo ſprachen die Hinterbliebenen in den nächſten Wochen gewiß tagelang von dem zu hoffenden „Wiederſehen im Lichtgewande,“ und es war nur zu beklagen, daß ſie das nicht bereits ſeit der erſten Entwickelung ihres Denk- und Gefühlvermögens erkannt hatten. Solche Verſäumniß rächt ſich ſchonen, denn es iſt faſt zu ſpät, ſich erſt während des Kampfs nach Waffen umzuſehen.

Dann kam auch noch eine Welt, die ich nicht anders nennen kann als die „vermiſchte Welt," da ja auch die Literaturzeitungen einen aparten Winkel für die vermiſchten Schriften eingerichtet haben. Von dieſer bezeichneten Welt, in welcher abwechſelnd merkwürdige Empfindungen, Lebensglück, Liebe, Freundſchaft, Spaß, Thränen, theure Zeiten, gefallene Jungfrauen und böſe Präſidenten u. ſ. w. berichtet wurden, gaben zuweilen die mit neuem Sammt beſchlagenen Kanzeln und die Theater intereſſante Kunde, wobei ſich inſonderheit Jünger, Bretzner, Ziegler u. ſ. w. als ſehr habile Männer zeigten. — Was fängt nun aber ein armer Knabe, der gar zu gern recht denken und anſchauen möchte, mit dieſem Wuſt von Welten an? Wie wenige verſtehen ihn, wenn er nach dem Zuſammenhange fragt, und von dieſen wenigen wie wenige haben Zeit und Luſt ihn hinreichend zu belehren?

Nächte, Träume, Schlaf.

Es iſt oben bei anderer Gelegenheit auch der großen Zahl meiner ſchlafloſen Nächte gedacht worden, und obwohl man über eine ſolche gedruckte Nachricht hier und da vielleicht hätte ſcherzen können — ich kann es auch gelegentlich — ſo hat man doch vorgezogen, mir ſchon bei der erſten anſpruchloſen Mittheilung dieſer Notiz (im Abendblatte) eine freundliche Theilnahme zu bezeigen. Das iſt gewiß gar lieb und gut, und ich glaube meinen Dank dafür am beſten abzutragen, wenn ich ein paar Worte zur näheren Erklärung dieſes, doch nun einmal zur Sprache gekommenen ſeltſamen Umſtandes beifüge. Meine Erinnerung reicht bis in die allererſten Kinderjahre, und der Uebergang vom zweiten zum dritten ſteht wenigſtens noch dunkel vor mir, aus dem vierten und fünften werden die Bilder ſchon heller und farbiger, das fünfte iſt mir ganz deutlich, das ſechſte iſt wie Gegenwart und der 30. Mai 1787 (der Tedestag meiner Mutter) iſt vielleicht einer der bedeutendſten für mein ganzes Leben geweſen, weil er den erſten und bleibenden Schatten über daſſelbe geworfen hat. Von dieſer Zeit an beginnen jene Nächte. Alles in mir ward aufgeregt und blieb aufgeregt. Eine unendliche Menge von Gedanken und Phantaſien drangen auf die arme und doch ſo reiche Kindesſeele ein, und ſie war nicht mächtig genug, mit ihnen in den Stunden des Tages fertig zu werden. Ich darf das Unerhörte und Traurige von mir ſagen, daß die beiden höchſten Aufgaben aller ächten Philoſophie, die Löſung des Räthſels des Bewußtſeyns und der Natur ſchon vor meiner kindiſchen Phantaſie ſtanden, die ſie nicht zu erklären vermochte. So verlangte ich z. B. von Gott und von mir ſelbſt zu erfahren, wie es möglich geweſen, daß meine Mutter mich habe verlaſſen und ſterben können, da ich ſie ja unendlich geliebt hätte, und die Liebe müſſe doch ſtärker ſeyn als der Tod. Dann folgte freilich ein Strom von löſenden Thränen, aber auch Schlaf mit ſchönen Träumen, und beim Erwachen ein faſt endloſes Lächeln, ja wenn ich das Bild vom Strom noch weiter führen darf, es öff=

nete ſich mir ein ganzes Meer von Lachen. Auf ein ſolches Lachen verſteht ſich überhaupt wohl nur ein Kind, und zwar ein ſolches, das ſich recht auf das Weinen verſteht — auf jenes Herzensweinen, das mit jeder Thräne um Hilfe ruft, ohne ſie zu finden. Sehr dunkel ſchwebte mir damals die ſchwierige Frage vor: was eigentlich wohl im Menſchen Recht habe, der Schmerz oder die Freude? oder Beides? Ich wußte keine Antwort, war aber muthig genug, zu behaupten, das Lachen und das Weinen habe immer Recht, und nur was dazwiſchen liege, ſey nicht ſonderlich. Gegen wen ich ſo wunderliche und bizarre Dinge behauptete? — gegen Dieſen und Jenen; aber Dieſer und Jener wollte natürlich von dergleichen abſtruſen Sachen nichts hören, und ſo war ich an mich ſelbſt gewieſen und übte mich ſehr früh, ſtets mit mir ſelbſt umzugehen. Ich theilte mich gewiſſermaßen in zwei Perſonen, in den Fragenden und Antwortenden, in den Beichtenden und Geſtraften, in den Reuigen und Abſolvirten, in den Bittenden und Gewährenden u. ſ. w., und ſo konnte ich auch bei der allergrößten Liebe zur Geſelligkeit Tage lang recht gut einſam ſeyn, eben weil ich nicht einſam war. — Den Schaden, den dieſe Weiſe zu exiſtiren für die leibliche Geſundheit mit ſich bringt, merkte ich damals ſo wenig, daß ich kaum das Wort „Krankheit“ verſtand.

Meine größten Genüſſe waren damals: in die Schule gehen, Theater und Muſik. Ich lernte ſchon im vierten Jahre leſen, und zwar bei einer alten Frau, die, in einer ſehr engen, dunklen Gaſſe wohnhaft, eine kleine Schulanſtalt errichtet hatte. Auf dem erſten Gange dahin überfiel mich die maßlos wunderliche Phantaſie — man verſtatte mir die Erwähnung dieſer ſeltſamen Albernheit — die Kinder alle, die ich dort treffen würde, wären gewiß höchſt feſtlich gekleidet, und zwar die Jungen in Scharlach oder Purpur und die Mädchen in weiße oder blaue Seide. Wie ſehr ich mich täuſchte, iſt leicht zu erachten, aber ich fand mich auch darein leicht, — (das Kind kehrt ohnehin den Spieß am raſcheſten um) — und tauchte ſehr bald meine ſämmtlichen Mitſchüler und Mitſchülerinnen in idylliſche Poeſie, die ja mit Glanz und Pracht nichts zu ſchaffen hat. — Die Lehrerin, ſchon eine bejahrte Frau und Wittwe, nur bäuerlich, doch ſauber gekleidet, ſaß auf einem erhöheten Stuhle in dem Halbdunkel des Zimmers, in der linken Hand das ABC-Buch haltend und in der rechten ein wohl zwei Ellen langes, dünnes Rohr bewegend, deſſen Ende ſchwarz war, weil ſie damit ſeit Jahren in den Kohlen zur Bereitung ihres Kaffee's ſtocherte. Ich muß es ihr rühmend nachſagen, daß ſie dieſen Stab nie zum Schlagen gebraucht, ſondern im äußerſten Nothfall tippte ſie nur leiſe auf die Hand des unfleißigen oder unartigen Kindes, was keinen Schmerz, wohl aber einen Fleck hinterließ, den man, ſo lange die Schule dauerte, nicht vertilgen durfte. Sie erſchien mir wie eine wohlwollende, erhabene Fürſtin und Zauberin, die aber durch irgend einen böſen und mächtigern Hexenmeiſter heruntergekommen war, und ſich jetzt in unendlicher Tugendhaftigkeit ſo weit herab ließ, uns unſcheinbaren kleinen Kindern das ABC beizubringen. Hier war mir nun jeder Buchſtabe bedeutſam und anziehend, und ich betrachtete ihn wenigſtens als ein erobertes Dorf. Aber ein Eroberer (auch der unſchuldige) pflegt nicht gut zu ſchlafen, und mir war vollends jedes dieſer Zeichen viel zu lebendig, als daß ich mit ſchläfrigem

Auge ihm hätte begegnen können. — Dazu kamen noch eine Menge ſonderbare Redensarten, Sprüchwörter und geiſtliche und weltliche Liederverſe, die uns jene zauberiſche Fürſtin auswendig lernen ließ, was mir immer — weit entfernt, beſchwerlich zu ſeyn — als eine große Freude, ja Ehre erſchien. — Ich muß zwei jener Sprüche erwähnen. — Vor dem Schlafengehen ſollten wir ſie nie vergeſſen, zu beten, weil wir ſonſt unrettbar verloren gehen könnten: „Hilf Gott, alle Zeit, mach' uns bereit zur ewigen Freud und Seligkeit. Amen." — Kurz und gut! doch nicht ohne Bedenklichkeit für mich. Es war nur von dem Jenſeit die Rede, von der ewigen Freude; das gegenwärtige Leben wurde in dieſem Gebete gar nicht beachtet. Dieſem Leben hörte ich ohnehin bald von Dieſem, bald von Jenem viel Uebles nachſagen, zuweilen hieß es gar: „jämmerlich," „lumpig," „mühſelig" u. ſ. w., und ſo kam es mir vor, als finde man es nicht der Mühe werth, über daſſelbe mit Gott zu reden. Wenn aber ein Kind nach dem Abendgebete im Bette noch über das Gebet nachdenkt, wo ſoll da der Schlaf herkommen?

Unter den weltlichen Liedern zog mich zuerſt, und zwar mit unwiderſtehlichem Zauber der kindiſch-myſtiſche Volksvers an:

Maikäfer, flieg!
Dein Vater iſt im Krieg,
Deine Mutter iſt in Pommerland;
Und Pommerland iſt abgebrannt. —
Maikäfer, flieg!

Darüber konnten meine Mitſchüler und Mitſchülerinnen kaum aufhören, zu lachen, denn es ſey doch gar zu unſinnig. Auch ich verſuchte wohl ein paar Mal aus Gefälligkeit mit in den Chor einzuſtimmen, es gelang aber nicht. Mir erſchien die ganze Sache anders, und zwar ſehr rührend. Der arme Maikäfer war eine Art von Waiſe, oder doch ein verirrtes und halb verlorenes Kind. Der Vater war ja im Kriege und wo mochte ihn der hinführen? Was konnte der für das arme Kind thun? Vielleicht lebte er auch nicht mehr. — Und die Mutter? Ueber ſie lauteten die Nachrichten ſchon etwas beſtimmter. Sie war doch wenigſtens mit Sicherheit zu erfragen, und zwar im Pommerlande. Wo das lag, wußte ich nicht, Aber ich ließ es gern als ein ſehr ehrbares Land gelten. — Doch ach! dieſes Pommerland war abgebrannt. Meine ganze Phantaſie tauchte ſich und das Land in blutige Flammen, und wenn dieſe ſanken, blieb nichts übrig als eine einzige ungeheure Verwüſtung und Oede. Wie armſelig mußte es nun der Mutter gehen! was konnte ſie geben? und wie wenig würde ſie ſich freuen, wenn das arme Kind zu ihr zurückkäme — hungernd vielleicht zu der Hungernden! — Und ſo konnte man dieſem nur den traurigen Rath geben, in die weite Welt hinein zu fliegen! — Dieſe Gedanken waren nicht etwa vorübergehend, ſondern kamen ſo oft, als ich einen Maikäfer ſah, der mir ſtets als ein zwar häßliches, aber auch recht unglückliches, zu ſchwermüthigen Betrachtungen geneigtes Geſchöpf erſchien. Darauf deutete ich gewiſſe Bewegungen ſeines Kopfes hin, die von den niederſächſiſchen Kindern als das „Zählen des Maikäfers“ bezeichnet werden. Mir kamen ſie wie die Noten zu jenem Liede vor. Das mochte nun hingehen als neu-poetiſche Kritik, aber der Schlaf fängt an, dabei unruhig zu werden.

Dieſes Gefühl, dieſe Art des Genuſſes und Phantaſirens bildete ſich nach und nach immer tiefer in mir aus, und jedes bedeutende Wort, das ich irgend wo, oft nur im Fluge, vernahm, war hinreichend, alle meine Seelenkräfte in Anſpruch zu nehmen. Ich war ſchon einige Zeit aus dieſer erſten Schule und fühlte mich ſehr ſtolz als Quartaner, der mit ſo vornehmen Leuten, wie Cornelius Nepos, Umgang pflegen durfte; und doch hatte meine Liebe für die hohe, ſtrenge Frau, die mich deutſch leſen gelehrt hatte, keinesweges abgenommen. — So hatte ich einſt nach einem traulichen Beſuche zu Hauſe einer alten, treuen Magd erzählt, die gute und kluge Frau ſehe doch immer noch recht tapfer und munter aus, erhielt aber die Antwort: „Ach, was weiß Er! — Die arme Frau weint alle Nächte.“ — Die Nächte? fragte ich: mein Gott, warum denn? und nicht bei Tage? — „Bei Tage muß ſie Brot verdienen. Wenn ſie bei Tage weinen wollte käme keine Katze in ihre Schule. Vornehmer Leute Kinder wollen immer luſtig tractirt ſeyn, ſonſt lernen die Rangen vollends nichts. Wer ordentlich weinen will muß es des Nachts thun, da lacht einen doch Keiner aus, und unſer Herr Gott hat ſchon eher Erbarmen.“ — Aber worüber weint denn die gute

Frau?“ — „Sie hat einen ungerathenen Sohn; man ſpricht nicht gern davon.“ — Den habe ich ja nie geſehen. — „Das kann Er auch nicht. Der verruchte Bube iſt ſchon vor zehn Jahren in die weite Welt gelaufen und hat ſeine arme Mutter, die den Lump nur zu lieb gehabt hat, ſo ganz allein ſitzen laſſen. Fremd iſt ſie hier obendrein, Verwandte hat ſie nicht, und neue Freundſchaften macht man mit ſiebenzig Jahren nicht leicht mehr. Auch hat ſie ſo was Appartes und Nachdenkliches; das mögen die Leute nicht. Gut Eſſen und Trinken, dummes Zeug ſprechen und Klitſch-Klatſch machen,[*] das hat man gern, ſie aber nicht, darum gehen auch ſo Wenige zu ihr.“ — Kann ſich denn der Sohn nicht noch beſſern? — Die alte Magd hatte ſich viel zu ſehr in bittern Zorn hineingeſprochen, als daß ſie mir ſo ſchnell hätte meine Hoffnung zugeben können. Doch war ſie zu gottesfürchtig, um die Möglichkeit einer Beſſerung gänzlich zu bezweifeln; ſie wählte deßhalb den Ausweg, den unter hundert

---

[*] Ein Provinzialismus, in den niedrigen Ständen häufig gebraucht für Klatſchen.

Menſchen etwa neun und neunzig in ähnlichen Fällen einzuſchlagen pflegen, ſie erwiederte nämlich verdrießlich: „Ach, laß Er mich in Ruhe, ich habe mehr zu thun!“

Welch eine Welt von Vorſtellungen war durch dieſes kurze Geſpräch mit einer alten Magd — (Näheres über ſie ein ander Mal) — in mir aufgeregt worden! und wie nahe lag hier das gewöhnliche rege und farbloſe Leben dem höchſten Tragiſchen in Furcht und Mitleid! „Ein Sohn, der in der Blüthe der Kraft ſeine alte Mutter hülflos und allein zurückgelaſſen!“ — es war mir kaum möglich, das zu begreifen. Iſt es nicht ſchon ſchmerzlich genug, daß der Tod ſo heilige Verbindungen löſen kann, und vermag es Sünde, ein ‚ungerathener Sohn‘ — ich hörte das Wort zum erſten Male und es kam mir ſo trokken, ſo froſtig vor; doch eben deshalb deſto eindringlicher. Ungerathen? ich dachte über das Wort nach und erinnerte mich, daß man wohl ſage: das Obſt iſt heuer nicht gerathen, — der Wieſewachs — das Gedicht — der Kuchen u. ſ. w. ſind nicht gerathen, — das hatte ich wohl gehört und dabei geahnet, was einmal ſo mißrathen ſey, bleibe immer ungerathen und ſey nicht wieder herzuſtellen. Kein einmal mißlungenes Obſt oder Gedicht kann ſich wieder in den Keim und die Knoſpe zurückziehen, um ſich von neuem und beſſer zu entfalten und zu gedeihen. Es iſt und bleibt mißrathen und geht deshalb unter. Wie, wenn es mit den Menſchen auch ſo wäre? Die befragte Magd hatte wenig Troſt gegeben und mich nur zur Ruhe verwieſen! —— Und nun die Mutter, mit dem brennenden Schmerz im Herzen, den ſie aber bei Tage ſorgſam unterdrücken mußte, weil die Arbeit ſich mit keinem Kummer verträgt, und weil die Leute — die doch ſelbſt meiſtens etwas langweilig und verdrießlich ſind — nur mit munteren und möglichſt luſtigen Menſchen zu thun haben mögen. — Sie mußte doch ihr Brot verdienen! — Brot? Die Bedeutung dieſes Wortes war mir durch das Vaterunſer längſt ſehr wichtig geworden; jetzt aber miſchte ſich auch einige Furchtbarkeit hinzu, und die gewöhnlichen Ausdrücke: ‚Er hat ſein Brot,‘ ſein ‚gutes Brot‘ u. ſ. w.‘, trafen mich jedes Mal wie Stacheln. Das Wort ‚Brot-Studium aber ſetzte mich in eine Art von Wuth, und ich konnte nicht aufhören, die Abſcheulichkeit dieſer (doch nur philiſterhaften und nicht eben bösgemeinten) Bezeichnung geltend zu machen. — Nur die Nacht hatte alſo für meine gute alte Lehrerin einigen Troſt? Sie konnte doch wenigſtens weinen, und hier hatte ich ein für alle Mal meinen feſtſtehenden Satz: „nur wer recht weinen kann, kann recht lachen.“

Daß aber die Frau keine Freunde gefunden, weil ſie etwas Ungewöhnliches und Beſſeres hatte, als man gewöhnlich zu finden pflegt, und daß das Ordinäre und Triviale überhaupt ſo mächtig und ſiegreich walte: das jammerte mich unendlich. — Mächtig und ſiegreich? Freilich wohl; doch nur bei Tage, in der grellen Mittaghitze, wo Alles keuchend und ſchwitzend oder ſtolzirend und klingend durch einander rennt, doch nicht alſo des Nachts. Da iſt man in Sicherheit, da iſt jede ſchöne Phantaſie erlaubt, da darf man weinen und lachen nach Herzensluſt. — Nun wurde mir die Nacht erſt heilig, und es kam mir nicht einmal wünſchenswerth vor, ſie ganz zu durchſchlafen. Ein paar Stunden leiſen Schlummers, von angenehmen und farbigen Träumen durchflattert, das war mir das Liebſte, und nur zu bald kam, was ich wünſchte.

Hatte aber der Ernſt und das Tragiſche des Lebens ſchon ſo früh den lebhafteſten Einfluß auf mich, ſo bewirkte ihn der Scherz und der Witz in nicht minderm, zuweilen wohl in noch höherm Grade. Indeſſen zeigte ſich auch hier eine beſondere Eigenthümlichkeit. Worüber man gewöhnlich lachen, das erſchien mir meiſtens ernſthaft oder fatal, und beſonders war eine gewiſſe Gattung von Witz, der — wenn ich mich ſo ausdrücken darf — ſehr bequem in den Raum fällt, z. B. groteske Verkleidungen, Blumauers viel belachter „Aeneas ganz von Bütter,“ die fratzenhaften Geberden und Sprünge abgerichteter Thiere, beſonders der Hunde und Affen, völlig unerträglich. Dagegen aber hatte ich eine unendliche Freude an dem Mährchen vom kleinen Däumling, an Holbergs geſchwätzigem Barbier, den ich jedoch nur als Erzählung der Mägde beim Spinnrad kennen lernte, an allem ſich überſpringenden Witz, am übermüthigſten Humor, an der fantaſtiſchen Albernheit, an reinem harmloſen Unſinn, in den ich mit pathetiſchem Ernſt Sinn hinein zu bringen bemüht war, auch wohl an dem, was man „reines tolles Zeug“ zu nennen pflegt, was ich jedoch mit ungenirtem Muthwillen für „ganz himmliſches tolles Zeug“ erklärte. Natürlich gab es darüber häufige Disputationen, wobei ich mit großer Lebhaftigkeit alle Zuhörer zu meiner Anſicht hinüber zu ziehen bemüht war. Ging ich dann zu Bett, wie hätte, da jede Ader in mir erregt worden war, der Schlaf erſcheinen können? Ich ſetzte auf dem Kopfkiſſen die feurigſten Streitdialogen fort, raffte eine Menge Schlagſätze, die ich früher vergeſſen hatte, zuſammen, war aber auch ſo ſehr ehrlich, daß ich alle Seelenkräfte aufbot, um den abweſenden Widerſachern die ſchönſten Gegengründe gegen mich ſelbſt zu leihen, eine ungeheure geiſtige Strapaze, die den Körper mehr ſchwächt als die angeſtrengteſte und dauerndſte Arbeit bei Tage.

Ich will jetzt keine weitern Data mehr angeben, ſondern lieber noch einige Bemerkungen hinzufügen, die ſich hier bieten.

Was eigentlich fehlte mir? über meine leibliche Conſtitution, wie ſie mir die Natur gegeben, war durchaus nicht zu klagen. Im Gegentheil darf ich ihr eine Fülle von Kraft nachrühmen, aber meinem geiſtigen Leben fehlte nicht blos Ruhe, Maaß, geſichertes Behagen, ſondern auch alles Phlegma, alle Gleichgültigkeit, endlich auch die Fähigkeit, jemals völlige Langeweile zu fühlen. Man konnte mich nur erfreuen oder betrüben, erzürnen oder beſänftigen, zum tiefſten Ernſt aufrufen oder zu dem ausgelaſſenſten Scherz. Ich lebte zu viel und — es findet ſich kein paſſenderes Wort — ich wachte doppelt und dreifach, ich wollte in jedem Augenblicke wirken und genießen und erſchrak über die Erfahrung, wie ſelten das in der Art möglich ſey, wie wir es eigenmächtig wollen. Das Leben war mir, um es endlich kurz zu ſagen, zu intereſſant. — Zu wichtig, zu bedeutend kann es nie genommen werden, aber in dem „zu intereſſant" liegt ſchon ein wenig Kränklichkeit, Uebermaaß, Fehler oder (wenn wir recht ſtreng reden wollen) Sünde. Ich habe mich in ſpäteren Jahren ſo viel als irgend möglich von ihr befreit, aber an den Nachwehen leide ich noch heute, und ich treffe vielleicht das Rechte, wenn ich mein Leben „zu ſchön und zu traurig zu gleicher Zeit" nenne.

Während alles bloß in mir vorging, blieb ich dennoch in den alten Sprachen ſehr fleißig, und durch eine ſtete Uebung meines guten Gedächtniſſes, das eben ſo leicht auffaßte als behielt, wurde es mir leicht, beträchtliche Fortſchritte zu machen. Plötzlich aber fiel mir ein, an die alten Sprachen die ſeltſame Forderung zu machen, ſie ſollten mir durchaus auch zur Ruhe, Klarheit und Sicherheit verhelfen, und das thaten ſie doch nicht ſo auf der Stelle. Selbſt Seneca, der mich in dieſer Hinſicht noch am meiſten anzog, hatte doch nur philoſophiſchen Witz. Er reichte mir gleichſam alle Stunden einen neuen Flacon mit ſtark duftendem Waſſer hin, was einige Zeit recht angenehm war, ſpäterhin aber faſt betäubte. So kam es, daß meine Liebe für die alten Sprachen ſehr abnahm, aber bei dem nun beginnenden Unfleiß fühlte ich mich bald noch weniger glücklich, und in dieſem Zuſtande erſchienen mir manche ſchlafloſe Nächte als Strafe. Jetzt wandte ſich mein Gemüth den deutſchen Dichtern und Rednern zu, und ich las Alles, was ich nur irgend auftreiben konnte. Ich genoß ſie theils wie laue Kräuterbäder, theils wie ſtärkende Fluß- oder Seebäder, aber ſie gaben mir nur glückliche Stunden, nicht durchgreifende Hilfe. Nicht minder raſtlos war ich im Studium philoſophiſcher Schriften, aber der unruhige Eifer, mit dem ich viel zu früh dieſes Studium begann, ließ mich nicht zu den gewünſchten Reſultaten gelangen; auch war das zu ſtürmiſche Streben nach dieſen Reſultaten den Studien ſelbſt nachtheilig. Vom Ausſtreuen des Samens bis zum Brechen des Brots iſt ein weiter Weg und ſo ſoll es auch ſeyn.

So mußte denn das Theater helfen; aber auch hier genoß ich auf eine ganz eigene Weiſe. Mit Ausnahme einiger Tragödieen, deren Zauber ſo mächtig iſt, daß wir uns ihnen unbedingt hingeben müſſen, um rein zu empfangen oder zu beurtheilen, was der Dichter giebt, veränderte ich willkürlich und nach Laune alle Stücke, die ſonſt aufgeführt wurden. Es kam dahin, daß ich mich gar nicht mehr erkundigte, was man heute geben werde; denn ich wußte doch vorher, ich würde das Schauſpiel auf meine eigene Hand und für eigene Rechnung umarbeiten. Die Sonnenjungfrau bekam keinen Pardon, aber der Ynka erklärte, ſie ſolle zur Strafe den Alonzo wirklich heirathen, der ja doch nur ein langweiliger Menſch ſey; Meinau verzieh der reuigen Eulalia nicht, aber der Hausverwalter Bittermann zeigte ältere Rechte an ſie auf und in Peters Herzen erhob ſich Eiferſucht. Die Spanier in Peru ſiegten überall; aber Pizarro, dem Cora liſtigerweiſe den „Siegwart“ in die Hände geſpielt hatte, wurde plötzlich erweicht und legte eine Elementarſchule nach Baſedow'ſchen Grundſätzen an, wobei auch der müßiggängeriſche Alonzo zu einer zweckmäßigen Thätigkeit gezwungen wurde. Selbſt an den Otto von Wittelsbach, ſo oft er auch in ſeiner Integrität mich erſchüttert hatte, wagte ich mich ein Mal, und der arme Pfalzgraf, der das traurige Geſchick hat, Scene für Scene immer zu ſpät zu kommen, kam doch noch gerade zu rechter Zeit, um ſich vom Kaiſer Philipp erſtechen zu laſſen. Endlich erklärte ich gerade zu, wenn ich nur einen hübſchen altdeutſchen oder altſpaniſchen Hut mit wehenden farbigen Federn ſähe, ſey ich ſchon zufrieden und mache mir dann das Stück ſelber. — Solche Scherze mögen für den reifern Jüngling und Mann ungefährlich ſeyn, für den Knabei ſind ſie es nicht, und auch der Schlaf zeigt ſich einem ſolchen ſehr abgeneigt.

Am heiligſten war mir die Muſik. In ihr hörte ich wirklich die Stimme vom Himmel, und ein gutes Geſchick wollte, daß ich zuweilen ſelbſt die ausgewählteſten Tonkünſtler, Sänger und Sängerinnen zu hören bekam. Der mit wahrhafter Väterlichkeit regierende Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig hatte mit großen Koſten eine kleine, aber treffliche italieniſche Operngeſellſchaft nach ſeiner lieben Stadt gezogen, wo ſie in den Herbſt- und Wintermonaten das Publikum — das völlig freien Eintritt hatte — durch die liebenswürdigſten und blühendſten Singſpiele von Martin, Paiſiello, Cimaroſa u. A. erfreuete. Ich vermag den Zauber nicht zu beſchreiben, mit welchem z. B. die erſte Arie des Prinzen in Cosa rara der die erſten Duette in Matrimonio segreto und Axur auf mich eindrangen. Das wäre nun gar wohl erlaubt und auch recht ſchön geweſen, hätte ich nur nicht durch den Wechſel von leidenſchaftlicher Heftigkeit und weicher Wehmuth mir ſelbſt geſchadet — Lorenzo's Wort im fünften Akte des „Kaufmanns von Venedig“

über die Muſik ſollte kein Knabe wild und ſtürmiſch hinwerfen, da er es doch ſchwerlich ganz verſtehen wird. — Und dann die Wehmuth! Ich erinnere mich noch recht wohl, daß mir jene angedeutete Arie des ſpaniſchen Prinzen eine faſt fieberhafte Wallung zuzog. Einem guten, neben mir ſitzenden Bürgersmanne hatte ſie auch gefallen. Er legte den Honigkuchen aus der Hand, klatſchte recht ordentlich und rief: „Prächtig! charmant!“ Dabei ſah er mich freundlich an, ich aber erwiederte corrigirend und wie aufgelöſt von überſchwänglichem Gefühle: „Schön! ſchön! zum Sterben ſchön!“ Der ehrliche Mann war ſehr befremdet über den ſeltſamen Ausdruck, dann aber erwiederte er mit löblicher Behaglichkeit: „Zum Sterben! Ei bei Leibe nicht! wir wollen erſt recht anfangen zu leben.“

Jetzt rechnete ich kaum mehr auf den Schlaf in der Nacht, ſondern brachte ſie meiſtens dichtend, Geſtalten ſchaffend und ordnend, oder halbträumend und ſchönen Phantaſieen hingegeben zu. Man hätte glauben ſollen, ich würde mich am andern Morgen ermüdet gefunden haben, doch war dieß nicht der Fall. Nun fehlte nur noch ein Schritt, um das Mißverhältniß zu der Nacht vollſtändig zu machen. Ich meine den: zuweilen gar nicht mehr zu Bett zu gehen, ſondern eben ſich beim Beginn der Nacht den aufregendſten Arbeiten hinzugeben, und ſo begann meine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit bereits in meinem vierzehnten Lebensjahre. — Hier aber will ich jetzt nicht weiter fortfahren, ſondern das Weitere zu berichten für eine andere Zeit aufſparen. Um jedoch mit einem kurzen Worte zu ſchließen, das vielleicht ſchon um ſeiner Kürze willen ſich dem Nachdenken der Leſer bieten mag, will ich noch die gute Mahnung ein für alle Mal hinzuſetzen: Gebet dem Tage, was des Tages iſt, und der Nacht, was der Nacht iſt.

Was ein Kind vermag und was nicht.

Die Bemerkung, daß kein Menſch vor dem Eintritt der körperlichen Mannbarkeit ein originelles Kunſtwerk zu erſchaffen im Stande ſey, iſt mangelhaft ausgedrückt. Sie iſt richtig, ſobald von einem größeren Werke der Dichtkunſt die Rede iſt, z. B. von einem Drama, Roman u. ſ. w. vielleicht aber auch ſelbſt von der kleinſten Dichtungsart, dem Epigramm; denn nur in den ſeltenſten Fällen wird ein Kind auch nur einen originellen Gedanken zu erzeugen im Stande ſeyn. Es will nämlich gar viel ſagen dieſes „origineller Gedanke." Dafür aber hat das Kind die ganze Welt des Gefühls vor ſich und kann in ihr heimiſch ſeyn — und dichten. Mancher kleine Hans und Peter, erzählt zuweilen Abends in der Dämmerung ſeinen Spielgenoſſen phantaſtiſche Empfindungsgeſchichten, um die ihn vornehme literariſche Herren, die ſeit Jahrzehnten in Meuſels gelehrtem Deutſchland ſtehen, beneiden könnten. Daſſelbe gilt von der Muſik, die ſelbſt eine ſolche Liebe für die Kinder zu haben ſcheint, daß ſie den genialſten derſelben nicht bloß ein fröhliches, ſondern auch gründliches Spiel und ſchaffende Kraft auf ihrem Gebiet verleiht. — Mozart war bereits in ſeinem ſechſten Lebensjahre ein entſchiedener Künſtler. Wie es in dem genannten Jahre möge mit Shakſpear geſtanden haben, darüber ſchweigt freilich die Geſchichte, die bekanntlich mit dergleichen — Allotriis nichts zu ſchaffen haben mag.

Jünglingskraft.

Das Kind, der Knabe, der Mann und der Greis können allerdings an ihren geiſtigen Schmerzen zu Grunde gehen; denn was ſie denſelben entgegen zu ſetzen haben, reicht in gewiſſen Fällen doch nicht völlig aus. Nur der Jüngling hat die hier genügende Kraft, denn was auch in Schmerzenstagen und Nächten von ihr verloren zu gehen ſcheinen mag, es geht doch nicht wirklich verloren, ſondern ſtellt ſich immer auf eine wunderbare Weiſe raſch wieder her. Selbſt wenn dieſe Tage der Qual zu Wochen, Monaten und Jahren anwüchſen, ihm bleibt dennoch das kühne, oft bis zu übermüthiger Keckheit gehende Vertrauen auf ſeine Macht, um die er ſelbſt wiſſen muß, da er ſie fühlt wie den Schlag des Herzens. Ohne Zweifel wird er ſie zuweilen zu hoch anſchlagen, doch hat auch das meiſtens nicht viel auf ſich, und es trifft ſich wohl, daß der Jüngling gerade durch ſeine eigenen Irrthümer am erſten zum reinen Humor und zur objektiven Satyre gezogen wird. Auch ſteht es einem Jünglinge gar wohl an, wenn er mit heiterer Ueberſchauung ſich ſelbſt zum Beſten hat. — Die Schlange, welcher Herkules einen Kopf nach dem andern abſchlug und abbrannte, konnte allerdings getödtet werden, aber eben nur weil es eine Schlange war, die innerlich Gift bei ſich trug; den reinen Jüngling — der im Gegenſatz ſelbſt die Herkulesbahn wandeln ſoll — mag das Schickſal ſtechen und brennen, anblitzen und andonnern, es kann ihn krank und ſchlaflos machen, ſo daß er ſeine Flügel ein wenig hängen läßt; aber überwältigt werden kann er nicht. — Und hätte er Wochen lang vollſtändig geſeufzt und halb gefaſtet und ſäße endlich Abends trüb und beinah erſchöpft da, und man fragte ihn etwa theilnehmend, was endlich daraus werden ſolle, ſo ruft er kühnlich aus: „Nur Eine Stunde guten Schlaf und ich habe die alte Schwungkraft in meinen Flügeln wieder!“

Er darf ſo reden, denn es iſt ſo, nur vergeſſe man nicht, daß ich von ächten reinen Jünglingen rede. Eine einzige Todſünde — wir wiſſen was die alten Religionslehrer aller chriſtlichen Confeſſionen darunter verſtanden — vermag ſelbſt die Jünglingskraft um ihren ganzen Adel zu bringen und nächſtdem um jenes Vermögen, ſich ſtets wieder raſch herzuſtellen. Kein Jüngling, der den ganzen Umfang ſeiner Kraft kennt, wird jemals wie Werther zur Piſtole greifen, und thut er es ſelbſt in den höchſten Liebesqualen, ſo verdient er vielleicht noch größeren Tadel als der Mann oder Greis, der dieſe Sünde begeht; — denn daß die Sünde immer Sünde bleibt, verſteht ſich von ſelbſt. — Mit einem wahrhaft geiſtig leidenden Kinde können wir nie Mitleiden genug haben, denn ſein nacktes Herz blutet aus allen Adern, und ſein Kopf ſteht noch ganz im Dienſt des Herzens. Ein Knabe dieſer Art wird doch in der Schule und auf dem Ballſpielplatze einige Erholung finden; der leidende Mann ſoll immer noch ſchöne Reſte der alten Jünglingskraft haben; und fehlen ſie ihm, ſoll er ſich derb anfaſſen und aufraffen; aber für den leidenden Greis giebt es nichts als die lindernde Thräne in dem Auge des Theilnehmenden — er ſelbſt hat nur ſelten eine — und die Ausſicht auf den alles verſöhnenden Genius. Nur der Jüngling, als ſolcher, iſt unverwüſtlich. Er kann allenfalls die Eiſenſtäbe ſeines Kerkers wie dicke Harfenſaiten betrachten, auf denen ſich gut ſpielen läßt, und wenn das Schickſal ihn auch mit dem ſpitzigſten Pfeile trifft, er bedarf keines Machaon, ſondern zieht den Pfeil ſelbſt aus der Wunde und läßt ſie ſtolz hinbluten. Den Pfeil aber mag er etwa als einen Griffel gebrauchen, um damit einen humoriſtiſchen Brief an ſeine Geliebte, oder ein tüchtiges Sturm- und Dranggedicht zu ſchreiben; wobei ſein eigenes

Blut als tragiſche Dinte ſich bedeutſam genug ausnehmen wird.

„Du übertreibſt!“ ruft mir hier vielleicht ein Mann oder Greis zu, und ich werde darüber nicht zürnen, ſondern — wenn der Mann oder Greis darnach ſind — ihnen nur heiter erwiedern: Erinnert euch nur mit friſcher Seele einmal recht genau an eure eigene Jugend, und ihr werdet vielleicht die Farben, in denen dieſes kleine Fragment erſcheint, noch lange nicht feurig genug finden. Dem Jünglinge aber, der mich hier der Uebertreibung zeihen möchte, könnte ich nichts erwiedern als ein trübes Bedauern und dann mein altes Wort: „In der Jugend erwirb Dir ewige Jugend. — Verſäume es nicht.“

Menſchenliebe, Menſchenbeobachtung, Menſchenkenntniß.

Ich wollte als Knabe alles wiſſen, ja nach einem bekannten Scherzworte „alles und noch verſchiedenes andere" und dieſes alles ſollte entweder tief gründlich genau, oder angenehm dämmernd myſtiſch ſeyn. Was die Menſchen betrifft, ſo darf ich ſagen, ſie intereſſirten mich alle ohne Ausnahme und ganz ohne Gränzen. Man konnte mir das Unbedeutendſte erzählen, wenn nur eine Ahnung von Menſchlichkeit darin war und wenn der Berichterſtatter ſich ſelbſt für ſeinen Bericht intereſſirte. Ein guter Tertianer z. B., der, wie Zettel im Sommernachtstraum, recht gut wußte, daß der „vierſchrötige Kerl genannt Rinderbraten" ſich mit dem Senf ganz wohl vertrage, erzählte mir oft von der trefflichen Markſuppe, die er heute Mittag genoſſen habe. Ich wollte ihn ſchelten; denn allzu wiſſenſchaftlich geſinnt erſchien mir die

Sache etwas philiſterhaft, aber ich gelangte nicht dazu, denn er hatte einmal rührend beigefügt, ſeine etwas ſchwindſüchtige Mutter nehme bei jener nahrhaften Speiſe ſichtlich an Kräften zu. Dadurch ward er gleichſam ſittlich geadelt, und ich gönnte ihm nunmehr ſelbſt die Schildkrötenſuppe des Londoner Lord-Mayors von ganzem Herzen.

Wie geſagt ich wollte alles wiſſen. Wer iſt dieſer Schuſtergeſell? wer dieſer Friſeur? wer dieſer Doctor? dieſer Kaufmann? dieſer Pupillenrath? u. ſ. w. ſolche Fragen ſtrömten oft von meinen Lippen. Da hieß es denn: „ein guter Mann,“ „ein charmanter Mann,“ „ein gelehrter Mann,“ „ein närriſcher Mann“ u. ſ. w. Das waren nun freilich Antworten aber keine ſonderliche, und es erzeugte ſich ſchon damals ein großer Haß gegen alle in's allgemeine gehende farbloſe und neblige Redensarten. Hätte ich nur das rechte Wort für meine Frage finden können, ſo würde ich vermuthlich beſſer verſtanden worden ſeyn. Vielleicht hätte ich fragen ſollen: welche Idee bildet wohl den Mittelpunkt der Weſenheit dieſes Mannes? oder kürzer: auf welchen Ideen ruht er? Indeſſen darf man doch auch dem Knaben nicht zürnen, daß er ſich nicht ſo über alle Maaßen vornehm und pedantiſch ausdrückte. Einige jener Antworten hörte ich auch gar zu oft und der Ausdruck „ein guter Mann“ wurde zuletzt ſo abgerieben und verrieben, daß ich, um ihm zu Hilfe zu kommen, den in Nebel ſchwimmenden guten Mann augenblicklich mit einem hellrothen Schlafrock und grünen Pantoffeln beſchenkte, um ihn nur mimiſch näher zu bringen, und genießbar zu machen.

Beſſer ging es mir mit den curſirenden myſtiſchen Ausdrücken, z. B. „es iſt mit ihm nicht recht geheuer,“ „es hat 'was auf der Seele,“ u. ſ. w. Solche Leute wurden mir in hohem Grade intereſſant; nie aber verſuchte ich in ihr Geheimniß zu dringen, denn es war ja eben das Geheimniß das mich reizte; zog man den Vorhang weg, ſo zeigte ſich meiſtens — das wußte ich — doch nur etwas Unbedeutendes. Wie weit es mit dieſem Hange zum Wunderbaren und Geheimnißvollen gehen kann habe ich an mir ſelbſt erfahren, denn als mir einſt ein menſchenfreundlicher Naturhiſtoriker gründlich und genau aus einander geſetzt hatte, wie Donner und Bliz entſtehe, geſtand ich ihm, zum Dank für ſeine Bemühung, er habe mir nunmehr alle Freude und angenehmen Schauder am Gewitter verderbt. Ein arges Wort, und ein arger Gedanke, den ich jedoch in ſpätern Jahren wie billig vertilgt habe. Neugier aber iſt mir bis auf den heutigen Tag ſo durchaus fremd geblieben, daß ich in die größte Verlegenheit kommen würde, wenn ich einmal eine Erzählung ſchreiben ſollte, in der durchaus ein Neugieriger vorkommen müßte. Ich würde viele Hilfsbücher nachſchlagen müſſen und die Compoſition würde doch ſehr ſteif ausfallen. Gern geſtehe ich auch daß ich wohl ein wenig neugierig ſeyn möchte, und ich kann an anderen — beſonders an Frauen — eine kleine Portion dieſer Curioſität recht gut leiden. Es iſt wie etwa mit dem Streben zu gefallen. Jedes Unmaaß iſt gefährlich, ja es kann moraliſch tödtend ſeyn, aber wehe dem der gar nicht mehr der Mühe werth findet, gefallen zu wollen! Hier darf ich mich groſer Tugend rühmen, und ſelbſt ein redliches Feuerlandskind kann verſichert ſeyn, es mache mir groſe Herzensfreudigkeit wenn ich ihm etwa — gefallen ſollte. — Und was etwa die „kalte Vornehmheit" betrifft, die man mir zuweilen (einmal ſogar mit Schwabacher Lettern) vorgeworfen hat, ſo will ich ſie mir zwar in gewiſſen Verhältniſſen immer bewahren, doch hat jenes liebevolle Feuerlandskind nicht das Mindeſte davon zu befürchten.

Wenn ich aber auch auf ſolche Fragen, wie die obigen, meiſtens nur ungenügende Antworten bekam, ſo ſchreckte mich das doch in meinem ſteten unermüdeten Streben nach Menſchenkenntniß nicht zurück. Ich beſorgte nunmehr dieſes Fach ganz auf meine eigene Hand, und rangirte alle mit denen ich nur einigermaßen in Berührung kam nach Möglichkeit. Im Ganzen hatten es die Menſchen ſehr gut bei mir, und waren in guten Händen. — Lächerlichkeiten, wenn ſie nur einigermaßen an Humor ſtreiften, verzieh ich nicht bloß, ſondern mochte ſie gern leiden, für einen witzigen Einfall konnte ich wahrhaft dankbar ſeyn, und gutmüthiger Beſchränktheit kam ich gern mit allen Kräften zu Hilfe. An eigentlich Böſes glaubte ich nicht. Es war mir ſchon fatal und langweilig davon zu hören; nur feierlich trockner Ernſt, wenn eben nichts dahinter war — (ein recht deutſch charakteriſtiſches Wort dieſes „Nichts dahinter") — war mir in hohem Grade zuwider.

Da es mir mitunter an Worten fehlte, ſo nahm ich meine Zuflucht zu Vergleichungen der Menſchen mit muſikaliſchen Compoſitionen. Ich kannte ihrer unzählige, denn von der früheſten Kindheit an lebte und webte ich in der Muſik. In mancher recht niedlichen jungen Dame fand ich eine große Aehnlichkeit mit einer Pleyelſchen Sonate, ſcharf und grell auftretende Perſonen erinnerten mich nicht ſelten an die charakteriſtiſch üppig kreiſchenden Töne, die den Mohren in der „Zauberflöte" umgeben; wen ich aber lieb hatte der wurde in die ſüßen Töne Martin's, Cimaroſa's, Paiſiello's und Salieri's einlogirt. Noch höher ſtand bei mir Mozart, obwohl ich damals nur ſeine Zauberflöte kannte. Einen liebenden Jüngling glaubte ich nicht beſſer loben zu können als wenn ich ſagte: Er lebt Tamino's Arie: „Dies Bildniß iſt bezaubernd ſchön;" ein Mann aber ſollte Saraſtro's „O Iſis und Oſiris" leben. Er oder ſie fuhr ich fort, iſt edel und rein wie der Doppelgeſang: „Wir wandelten durch Waſſerfluten" u. ſ. w. Nur für das Terzett, das mir unter allen das Theuerſte war: „Die Stunde ſchlägt“ wußte ich nur Eine ähnliche Perſon zu ſinden, beſonders wenn ich an die Himmelstöne dachte, die das kleine Wort: „o goldne Ruhe!“ ſo ſüß und ſanft und ſinnig dahin tragen. Wer ſo lebt, der hat die wahre Zauberflöte in ſich.

Dieſe kleine angenehme Welt behielt ich jedoch für mich ganz allein. Je zarter ſie war und je wunderlicher ſie klang, je bedenklicher mußte es ſeyn, darüber zu reden. Nur die ſcherzhafte Seite kehrte ich zuweilen ein wenig heraus, und der Spaß mit den Pleyelſchen Sonaten machte wohl gar hie und da einiges Glück.

An den lebendigen Menſchen hatte ich nicht einmal genug, und ich verweilte auch gern bei den Unterſuchungen über den Charakter der Todten. Hektor z. B. erſchien mir als das Ideal aller männlichen Tugend, und ich hätte für mein Leben gern ſeine Biographie geſchrieben, überhaupt war ich — beiläufig geſagt — faſt immer auf der Seite der Beſiegten, wenn dieſe einen langen, edlen Kampf rühmlich beſtanden hatten. Hannibal — ſo ſehr ich auch ſeine einzelnen Sünden haßte — war mir dennoch lieber als Scipio, denn dieſer vortreffliche Mann war mir zu glücklich. Nur ein wenig Mißgeſchick und er hätte meine Gunſt in hohem Grade gehabt.

In dieſe Zeit fällt auch meine beginnende Neigung, die myſtiſchen Charakterbilder näher zu betrachten, die uns die deutſche Umgangsſprache ſelbſt bietet. Wie manchen wackeren, ſoliden Mann, der wichtigere Dinge im Kopfe hatte, habe ich eigentlich mit Nachforſchungen geängſtet, wer wohl dieſer allberühmte „Vetter Michel" ſey, dieſer Küchenmeiſter „Schmalhans," dieſer „Hans Tops" oder „Tops in die Grütze," „Hans in allen Gaſſen," dieſer ſeit Jahrhunderten als „beſter Koch" geprieſene Herr „Hunger," ſo wie ich denn auch über die durch alle Welttheile hin verbreitete ungeheure Familie „Nimmerſatt" nähere Auskunft zu erhalten ſehnlich wünſchte. Ach! wie wenige kamen meinem wißbegierigen Geiſte zu Hilfe! Man begriff gar nicht, wie man ſich für dergleichen abſtruſe Recherchen intereſſiren könne, und ging höchſtens einmal ein wenig in dieſelben ein, wenn man in das letzte Glas der zweiten Flaſche Rheinwein Zuckerplätzchen tunkte, das heißt: in den zwei oder drei Minuten wo die Menſchen, wie ich mit Beſtimmtheit behaupten darf, am allermildeſten ſind. Erſt in ſpätern Jahren ging mir in den Stunden höherer Begeiſterung ein reineres Licht über jene deutungsvollen deutſchen Charakterbilder auf, und ich verſäumte nicht, dem wohlwollenden Publikum ſchüchtern mitzutheilen was ich erſchaut hatte. Ich wollte anfangs mit möglichſt erhabenen Redensarten den Leſern erzählen, ich hätte die Documente über den Vetter Michel, den Schmalhans u. ſ. w. in dem geheimen Archiv der — vermuthlich während des Bauernkriegs — zerſtörten uralten Burg „Dunkel-Grauen-Schauerſtein“ gefunden, aber die rigide Tugend der Wahrhaftigkeit, die mich ſchon ſo oft im Leben genirt hat, hielt mich ab, und ſo haben jene Charakterbilder ſchwerlich jenes ungeheure, unerhörte Aufſehen gemacht, das fromme Leſer ihnen wünſchten.

Endlich fanden ſich aber auch manche wohlwollende Perſonen, die mein jugendliches Streben nach Menſchenkenntniß, ſo wunderlich es ſich auch zuweilen zeigen mochte, doch im Ganzen recht löblich fanden und mit Rath und That unterſtützten. Einige derſelben machten es ſich bequem und verſicherten mich, es ſey eben keine außerordentliche

Kunſt die Menſchen zu kennen, denn es ſey überhaupt nicht viel Sonderliches an ihnen. Arme Leute ſeyen meiſtens demüthig und müßten es auch wohl ſeyn; aber trauen dürfe man ihnen nicht, denn im Grunde des Herzens möchten ſie doch eigentlich die Reichen in einem Mörſer zerſtampfen, was indeſſen — Gottlob! — die Polizei nicht zugebe. Reiche Leute ſeyen meiſtens ſtolz und hochmüthig und das könne man ihnen auch nicht ſehr verdenken. Der Umgang mit ihnen habe manches Beſchwerliche; aber bei ihnen zu ſpeiſen ſey ſo übel nicht, denn daß ſie größtentheils etwas geiſtesarm und gemüthsdürr wären: darauf komme wenig an; man brauche ja nur nicht hinzuhören wenn ſie ſprechen. — Junge Leute ſeyen meiſtens friſch und fröhlich, alte meiſtens ernſt und grämlich. Das wollte mir nun gar nicht behagen, denn, die Seichtigkeit des Urtheils abgerechnet, erſchien es mir auch als größtentheils unwahr. Arme Leute fand ich meiſtens ſtolz und zwar nicht ſelten auf ihre Armuth, was leicht gefährlich werden kann; — ſolche Arme die um ihrer Armuth willen demüthig ſind und ſchmeichleriſch ſich ſchmiegen, ſtreifen — ſo ſchien es mir — zu ſehr an das Hündiſche, als daß man ſich lange mit ihnen beſchäftigen ſollte. Mit den Reichen ſtand es freilich ſo ziemlich wie mir geſagt worden war, aber eben, daß es ſo ſtehen konnte, war doch wohl zum Theil ein Werk der Armen und ihres Neides. — Was die Jugend betrifft, ſo kannte ich Primaner, die bei weitem ernſthafter und älter waren als manche treffliche Greiſe, z. B. Ebert, der, wie mich dünkte, alle Jahr jünger wurde, weil er alle Jahr heitrer ward. Und wie geſichert mußte dieſe liebenswürdige Scherzhaftigkeit in ihm wohnen, da er dabei ſich nicht im mindeſten vor dem tief dunklen Young ſcheute, ſondern ihn mit dem beſten Erfolg Jahre lang überſetzte und commentirte. Dieſer Mann, den Klopſtock ſchon im Jahr 1747 in ſeiner herrlichen Ode Wingolf gefeiert hat, ſtand noch im Jahr 1794 ſo kräftig da, daß es eine Luſt war ihn anzuſehen. Auch hatte er ſich jenes liebenswürdige, ſanft ironiſche Lächeln gerettet, das ich wohl liebenswürdig nennen darf, weil es aus einer klaren, liebevollen und doch menſchenkennenden Seele hervorging. Daneben wollten ſich nun jene ſchwerfällige, verdrießliche, mit aufgeleſenen Hamlet-Wertheriſchen

Reflexionen ausgeſtopfte und doch ſehr leere Jünglinge nicht recht ausnehmen. Mithin ſchien mir die ganze obige Urtheilerei theils flach, theils irrig.

Dann ſuchten ſich auch wohl einige vorzügliche Sanguiniker um meine Menſchenkenntniß verdient zu machen, und ſprachen etwa alſo: Viel Nachdenken iſt gar nicht nöthig und man thut am Beſten, nur ſo darauf los zu leben. Es wird ſchon gehen. Die Menſchen ſind gut genug. Man muß nur nicht zu viel von ihnen verlangen. Früh Morgens vor dem Kaffee thut nicht leicht einer dem andern etwas zu Gefallen. Nach dem Frühſtück ſchon eher; und hat er erſt vollends zu Mittag die herrlich gebratenen Krammetsvögel und Kuchen und den dazu gehörigen Wein mit Andacht genoſſen, ſo läßt er mit ſich reden und ein gutes Wort findet eine gute Stelle. Mit einem Wort: die Menſchen ſind in Bauſch und Bogen ziemlich gut, und was darüber und darunter ſteht iſt ſelten. Hin und wieder trifft man wohl einige ſchlimme Geſellen, vor denen man ſich in Acht nehmen muß; das bedeutet jedoch nicht viel, denn machen ſie es zu arg, ſo ſteckt man ſie ohne weitere Complimente ein, oder hängt ſie auch wohl gelegentlich auf. Unbequem ſind auch die wenigen, welche etwa gar übermüthig genug noch beſſer ſeyn wollen als ziemlich gut. Die ſetzen oft recht vornehme und ärgerliche Reden von Philiſterei, von genügſamer zahmer Mittelmäßigkeit u. ſ. w. und wollen damit etwas Apartes vorſtellen. Gegen ſolche Leute darf man ſogar etwas grob ſeyn, doch pflegen ſie auch bald zu Kreuze zu kriechen, wenn nur erſt die gehörigen Nahrungsſorgen, nebſt andern ſoliden Hausjammer eintreten. Darum, wie geſagt, nur immer hübſch in der Mitte geblieben!

Dergleichen Reden wollten mir nun wieder gar nicht gefallen, denn von der wahrhaften aurea mediocritate war hier ja nicht die Rede. Ich äußerte geradezu, wenn an den Menſchen nichts weiter ſey, ſo lohne es gar nicht die Mühe mit ihnen umzugehen, und man thue am beſten, ihnen auszuweichen, weil mit den halbſchierig guten Leuten ſich doch nicht viel anfangen laſſe.

Jetzt aber traten einige Menſchenkenner von Profeſſion in die Mitte und ließen ſich einigermaßen fürchterlich vernehmen: Die Menſchen ſind keinesweges ziemlich gut, ſondern meiſtens roh, launen, faul, oder egoiſtiſch, ſchlecht und ſchlecht machend. Sie ſind weder der Liebe noch der Freundſchaft fähig, und wir drücken uns noch ſehr milde aus, wenn wir geſtehen, daß wir bei dem Unglück unſrer beſten Freunde doch immer ein gewiſſes Vergnügen empfinden. „Unſere beſten Freunde!“ das bloße Wort hat ſchon etwas Lächerliches, denn gerade dieſe ſind es die uns am meiſten verabſcheuen, und die wir, unſrer Seits, dafür auch wieder höchſt unausſtehlich finden. Der egoiſtiſch-rohe Cajus ſchreibt dem egoiſtiſch feinern und tückiſchen Sempronius die etwas maſſive Bemerkung ins Stammbuch, Freundſchaft ſey ein „Knotenſtock auf Reiſen;“ ſeufzt aber dabei: Ach, dürft' ich doch beſagten Stock gegen Dich ſelber gebrauchen!“ — Und nun vollends die Frauen unter einander! Das Verhältniß der Frauen zu Frauen iſt nicht ſelten von der Art, daß Spinnen, Schlangen und Hyänen dagegen liebevolle Gemüther zu haben ſcheinen, und wäre unter ihnen nur das Kopfſchütteln eingeführt, ſo würden ſie gewiß dieſes Zeichen der Mißbilligung ſehen laſſen. Selbſt die phantaſtiſchſten Dichter haben nicht gewagt, weibliche Freundſchaft zu ſchildern, aus gerechter Furcht, daß niemand ihnen glauben würde, während die ſogenannte männliche Freundſchaft doch immer einige Sagen aus der altergraueſten Vorzeit für ſich hat, weshalb man ſich auch nur im Stillen geſteht, daß es mit der männlichen Freundſchaft nicht viel beſſer ſtehe als mit der weiblichen. — Da nun die Menſchen in der Regel Taugenichtſe ſind, und ohne Wahrheit und Liebe ſo hinleben, ſo können ſie auch weder Freude noch ächten Schmerz empfinden. Ihre Freude iſt tückiſches Grinſen über das Unglück anderer und ihr Leiden gemeine Verdrießlichkeit aus gekränkter Eitelkeit. Alles an ihnen iſt Lüge, oder Krampf, oder Krankheit und nichts an ihnen iſt wahr und ſtark und vollendet als die Selbſtſucht! — —

Ich mag ſo traurige und ins Wilde fahrende Reden nicht weiter fortſetzen. Das Gift welches ſie enthalten, wurde mir freilich nicht in einem einzelnen Fläſchchen überreicht, ſondern nach und nach in Jahren und Tagen, in einen Eimer Waſſer geſchüttet, präſentirt, was ſich bekanntlich ſchon Leſſings Odoardo verbittet. Der Mann mit geſicherter Bildung kann freilich all dergleichen Hyperbeln und Sarcasmen gegen das Menſchengeſchlecht beſeitigen, überwinden und vernichten; aber der arme Knabe iſt dabei ſehr übel daran. Er möchte ſo gern rein und innig hochachten und lieben; und muß nun hören, daß ſolche Gefühle nirgends recht angebracht ſind, da die rechten Gegenſtände dafür fehlen. Indeſſen ſiegte doch in allen guten Stunden meine gute Natur, zwar nicht ohne große Kämpfe, nicht ohne Thränen und ſchlafloſe Nächte — die kannte ich ſeit meinem ſechſten (!) Lebensjahre — aber ſie ſiegte doch, und mit einem eben ſo zornigen als ſanften. „Es iſt nicht ſo, denn es kann nicht ſo ſeyn!“ ſchlug ich all dergleichen giftige Reden zu Boden. Beſonders tief verletzte mich jedes giftige Wort gegen das weibliche Geſchlecht, das ich ſchon damals in mancher Hinſicht über das männliche ſetzte, weil es, wie mich dünkte, beſſer zu lieben verſtand als die Männer. Auch fühlte ich wohl, daß das ſo ſeyn müſſe, indem die Frauen nur in der Liebe leben können wenn ſie überhaupt etwas ſeyn wollen. Ohne die Liebe ſind ſie entweder nichts oder etwas viel ſchlimmeres als nichts. Sie ſind dann nicht ſelten die poſitive Sündhaftigkeit, und wenn wir nicht mehr Regan's und Gonerill's nennen können, ſo iſt daran bloß der Umſtand Schuld, daß in der bürgerlichen Welt die Tugenden und Sünden der Frauen meiſtens im Stillen bleiben, im Hauſe und in der Familie. — Dieſes ſchreckliche Entweder oder fühlen auch wohl die meiſten Frauen und wachen deshalb ſorgſam, daß die heilige Flamme nicht verlöſche. Die Idee des Veſta-Dienſtes iſt erſt durch das Chriſtenthum recht verklärt worden, ſo wie überhaupt dieſes allein die Wunden heilen kann, die uns die Menſchenliebe und Menſchenkenntniß ſchlägt. Hier nun iſt die Stufe, die wir betreten müſſen, wenn wir überhaupt zu einer wahren Menſchenkenntniß gelangen wollen. „Chriſtus hat die Menſchen ſo geliebt, daß er für ſie geſtorben iſt" — dieſes kurze aber alles ſagende Wort entſcheidet für den großen Gedanken, daß ſie nicht verloren gehen können, und was Er geliebt hat, muß auch fähig ſeyn zu lieben und geliebt zu werden. Dieſe Ueberzeugung muß erſt unerſchütterlich in uns feſt ſtehen ehe wir in der Menſchenkenntniß in weiterm und näherm Sinn auch nur Einen ſichern Schritt vorwärts thun können. Was dann weiter folgen muß, das auseinander zu ſetzen würde ohne Zweifel die Schranken dieſes Fragments gar ſehr überſchreiten.

Nachſtehende, wegen weiter Entfernung des Druckorts vom Herrn Herausgeber entſtandene Druckfehler bittet man vor Leſung des Buchs gefälligſt zu berichtigen.

Seite 32. Zeile 13. ſtatt Parikles lies Perikles.
S. 34. Z. 3. iſt vor „Concerte“ im ausgelaſſen.
S. 34. Z. 9. ſtatt ſaben lies ſaßen.
S. 37. Z. 14. ſtatt vor lies von.
S. 39. Z. 2. ſtatt meint lies nennt.
S. 41. Z. 18. ſtatt ein Einzelner lies im Einzelnen.
S. 43. Z. 11. ſtatt halbſchwierigen lies halbſchierigen (ein ſeltnes, doch gutes, von Leſſing gebrauchtes Wort).
S. 48. Z. 24. ſtatt Werkes lies Worts.
S. 50. Z. 7. ſtatt ſollen lies ſelten.
S. 50. Z. 16. ſtatt wenigen lies einigen.
S. 54. Z. 6. ſtatt einen lies meinen.
S. 54. Z. 8. ſtatt zufrieden lies zu finden.
S. 65. Z. 8. ſtatt bluſchene lies plüſchene.
S. 89. Z. 4. ſtatt Stiche lies Striche.
S. 99. Z. 9. ſtatt Nutur lies Natur.
S. 102. Z. 17. ſtatt Moswitha lies Roswitha.
S. 111. Z. 6. ſtatt an lies in.
S. 118. Z. 9. ſtatt ihn lies ihr.
S. 118. Z. 13. ſtatt Entwürfen lies Einwürfen.
S. 121. Z. 1. ſtatt noch lies nach.
S. 144. Z. 11. ſtatt Wahrheit lies Mehrheit.
S. 146. Z. 7. ſt. präciſirenden l. gräciſirenden.
S. 152. Z. 2. ſt. wage l. wagte.
S. 158. Z. 8. ſt. erlangt l. verlangt.
S. 158. Z. 19. ſt. Lichtner'ſche lies Lichtwer'ſche.
S. 163. Z. 6. ſt. Saverne l. Saverne.
S. 170. Z. 21. ſt. Reime l. Xenien.
S. 175. Z. 4. ſt. den l. dem.
S. 175. Z. 13. ſt. vor l. von.
S. 182. Z. 2. ſt. Zelto l. Zelter.
S. 186. Z. 20. ſt. richtigen l. wichtigen.
S. 187. Z. 17. ſt. wirkt l. wirkte.
S. 196. Z. 24. ſtatt daß ſie lies das ſei.
S. 208. Z. 23. ſt. tanzen l. hin tanzen.
S. 212. Z. 8. ſt. ſämmtliche l. ſämmtlichen.
S. 219. Z. 20. ſt. erſtiren l. erſticken.
S. 237. Z. 18. ſt. ihn l. ihm.
S. 250. Z. 13. ſt. nie l. wie.